Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Frau

Helene Lange, Gertrud Bäumer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Sechster Jahrgang

Berlin

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1899.

Digitized by Google

HQ1103
F7
v.6
1896/99

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

Si 675

Digitized by Google

Inhalt des sechsten Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Agahd, Konrad. Kampf gegen Kinderarbeit 491

„ „ Über die Fabrikthätigkeit verheirateter Frauen und ihre Folgen für die Erziehung der Kinder 548

Anrooy, J. van. Das Stickerei-Gewerbe in der Schweiz 167

Arnstein, Dr. Philipp. Die nationale Ausstellung von Frauenarbeit im Haag . . . 30

Bäumer, Gertrud. Die Privatlehrerinnen und die Reichs-Invaliditäts- und Alters-versicherung 165

„ „ Frauenbewegung im 17. und 18. Jahrhundert (Mit Portrait) . 327

„ „ Die freie kirchlich-sociale Konferenz und die Frauenfrage 449

„ „ Die deutschen Lehrerinnen in Danzig 584

Berg, Elise. Kostkinder und Generalvormundschaft 79

Berner, H. C. Bürgermeister von Christiania. Das Frauenstimmrecht. Autorisierte Übersetzung von E. Stine 385

Berthold, P. Ein Beitrag zur Frage der Mädchen-Waisen-Erziehung 230

Beßmertny, M. Sonntagsschulen für Bauernmädchen in Rußland 747

Bie, Oscar. Stillleben 199

Binder, Sidonie. Theobald Ziegler über die Frauenfrage 671

Brinkmann, Maria. Die neue Kunstwebeschule des Lette-Vereins 297

Cotta, A. von. Moderne Mädchen-Erziehung in England 83

Deintz, Ada. Mädchen- und Frauenleben im italienischen Mittelstand 264

Dendy, H. Die Kinder in den Arbeitervierteln Londons. Autorisierte Übersetzung von Ellen Mayer 202

Erismann, Dr. F. Gemeinsames Universitätsstudium für Männer und Frauen . 537. 602

Digitized by Google

Seite

Fürth, Henriette. Die Berichte der preußischen Fabrikinspektoren von 1897 37
„ „ Die Idee des Rechtschutzes für Frauen und ihre Verwirklichung in Frankfurt a. M. 394
„ „ Die Wohnfrage in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung 614. 666
Gottheiner, Elisabeth. Ferienkurse in Oxford 498
„ „ Englische Settlements 688
Groth, A. Eine neue Erziehungsanstalt des Ev. Diakonievereins 716
Hecht, Marie. Friedrich Nietzsches Einfluß auf die Frauen 486
Höhnk, Helene. Die Frauen im baltischen Recht 241
Kapff-Essenther, F. von. Das Recht zu lieben 220
Katzenstein, Dr. L. Darf die „Dame" erwerbsthätig sein? 69
Klein, Marie. Siebenbürgisch-Sächsisches Frauenleben in Hermannstadt 500
Lamping, M. Abiturientenentlassung in Chicago 243
Lange, Helene. Bildungsfragen 1
„ „ Bundestage in Hamburg 65
„ „ Zielbewußt 129
„ „ Die Fabrikinspektorin vor dem preußischen Abgeordnetenhause . . . 421
„ „ Ein Gutachten 453
„ „ Pietätswerte 513
Marasse, M. Eine römische Mädchenschule 684
Meyer, Heinrich. Professor Runge und die Frauen 710
Moldenhauer, Ottilie. In einer Schneiderwerkstatt im East End von London. Autorisierte Übersetzung 738
Neuhaus-Child, Else. Weibliche Prediger in England 307
Poppenberg, Dr. Felix. Am Klavier. (Mit Abbildungen) 153
Riethenau, S. Vom schwarzen Tod 179
Schettler, Paul. Die Frau als Trägerin der praktischen Hygiene 135
„ „ Flüssige Luft 273
„ „ Von der Ausstellung für Krankenpflege zu Berlin 587
Schreiber, Adele. Kindliche Märtyrer und jugendliche Verbrecher 364
Stegemann, Victor. Das gesetzliche eheliche Güterrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches . 321
„ „ Das vertragsmäßige eheliche Güterrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches 522
Stritt, Marie. Dresden. Der internationale Frauenkongreß in London 641
Tiburtius, Dr. med. Franziska. Was ist Bleichsucht? 10
Tissot, Ernst. Eine Eingekerkerte. Autorisierte Übersetzung von R. Speyer 299
Tussenbroek, Dr. Catharine van. Der Mangel an Lebensenergie bei unseren jungen Frauen und Mädchen. Autorisierte Übersetzung von Pfarrer Müller 95
Weber, Math. (Tübingen). Aus meiner Vereinsthätigkeit 425
Winter, Elisabeth. Der Leipziger Frauen-Gewerbe-Verein 734

Digitized by Google

Romane, Novellen und Skizzen.

Seite

Andreas-Salomé, Lou. Ein Wiedersehen 257

Beaulieu, H. von. (H. Schönort). Das Originalportrait 73

Eck, Miriam. Eva Haimus 33

Freund, A. Weihnachtsäpfel 141

Fromm, A. Eine von vielen 436

Hellmann, Anna. Alfermanns Jüngster 593

Hermann, A. Die Buchhalterin 15. 108

Hoffmann-Diederich, A. Getreu sich selbst 718

Klemm, Johanna. Abseits 526. 619

Lapidoth, Swarth. Dora 233

Lesser-Kießling, Anna. D' zwoa „Fuchtigen" 427

Lie, Jonas. Maisa Jons. Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch 142. 212. 282 335. 399

Lobsien, Wilhelm. Aus einer stillen Welt 305

Luchmanoff, N. A. Das Wunder der heiligen Nacht. Aus dem Russischen von Mankiewicz 173

Martens, Kurt. Tagebuch einer Baronesse von Treuth 463

Meinhardt, Adalbert. Beim Tanz in Castua 577

Rittweger, B. Heimkehr 91

Rösing, Therese. Ein Ruf 692

Rudolph, Anna. Als Erzieherin in Venezuela 100

Siewert, Elisabeth. Zeiers Vorderpferde 371

„ „ Warten 555

„ „ Der Russe 675

Stuart Phelps, Elisabeth. Die Madonna am Waschfaß. Aus dem Englischen von Helene Lobedan 654. 748

Vely, E. Von Jaffa nach Jerusalem 49

Westkirch, Louise. Und doch! 194

Zitelmann, Katharina. Sie muß tanzen 563

Biographieen und Charakteristiken.

Arnstein, Dr. Ph. Olive Schreiner 730

Bülow, Frida, Freiin von. Der Dichter des Unfaßbaren 705

Gebhardt, Matthias. Alexandra Smirnoff. (Mit Portrait) 545

Heilborn, Ernst. Lou Andreas-Salomé. (Mit Portrait) 25

„ „ Lady Blennerhassett. (Mit Portrait) 277

Digitized by Google

Seite

Lange, Helene. Kaiserin Elisabeth von Österreich 35
„ „ Eine amerikanische Führerin der Frauenbewegung. (Mit Portrait) . . 224
„ „ Jeannette Schwerin. (Mit Portrait) 664
Lent, Clara. Theodor Storm. (Mit Portrait) 414. 458
Poppenberg, Felix. Theodor Fontanes Lehrjahre 42
„ „ Malwida von Meysenbug. (Mit Portrait) 356
„ „ Ein Barockportrait 648
Sußmann-Ludwig, Anna. Frau Charlotte Embden-Heine. (Mit Portrait) 88
Thal, Wilhelm. Rosa Bonheur. (Mit Portrait) 626
Vely, E. Ida Freiligrath 368

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Aufsichtsdienst der Frau an Gefängnissen. Von Paula Kaldewey 182
Erzieherinnen, Deutsche, im Auslande 760
Fortbildungsschulen, Weibliche 694
Haushaltungs- und Kinderpflegerinnen-Schulen 375
Korbweidenkulturen. Von H. Jacobi 245
Kunsthandarbeitsschule des Lette-Vereins. Von H. Jacobi 53
Nadelmalerei 503
Orthopädin, Die. Von Paula Kaldewey 568
Posamentenindustrie, Erwerb in der. Von H. Jacobi 123
Stenotypistin, Die. Von E. Ichenhaeuser 310
Zeichnen, Das wissenschaftliche, als Beruf der Frau. Von Helene Krüger 432

Gedichte, Von Frauen und über Frauen.

Günther, Annemarie. Sommertag 683
Janitschek, M. Saul 613
Michael, E. Scheiden 536
„ „ Meiner Schülerin 737
Palma, Georg. Neujahr 193
Roland, Emil. (Emmi Lewald.) Stille Fahrt. 9
„ „ „ „ Stille im Sturm 107
Schettler, Paul. Welkes Laub 52
Von Frauen und über Frauen 29. 106. 181. 223. 281. 413. 502. 567. 583

Frauenleben und -Streben.

Seite 55. 118. 184. 248. 312. 378. 439. 504. 571. 631. 695. 761.

Digitized by Google

Frauenvereine.

Seite 57. 122. 186. 314. 376. 441. 506. 569. 634. 699. 764.

Für Haus und Familie.

Seite 54. 121. 246. 379. 443. 763.

Bücherschau.

Seite 58. 124. 187. 251. 316. 380. 444. 507. 573. 636. 700. 766.

Kleine Mitteilungen.

Seite 62. 127. 192. 254. 320. 383. 447. 511. 575. 639. 703. 767.

Anzeigen.

Seite 61—64. 125—128. 189—192. 253—256. 318—320. 382—384. 446—448.
509—512. 574—576. 638—640. 702—704. 766—768.

W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 1. Oktober 1898.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Bildungsfragen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Unter allen Bildungsangelegenheiten trägt heute den Charakter der „Frage“ am meisten die Frauenbildung. Durch Jahrhunderte hindurch vernachlässigt, scheint sie für den Augenblick ganz der Norm zu entbehren, nach der man sie neu organisieren könnte. Das hängt nun freilich damit zusammen, daß man auch für die Bildung im allgemeinen die Norm nicht mehr findet; man hat die Fühlung für das Charakteristische ihres Wesens verloren. Der Begriff ist durch das lange Kursieren in seinem Gepräge verwischt, wie die Wertbezeichnung auf einer Münze. Wir nehmen sie noch in gutem Glauben hin; erst das Scheidewasser belehrt uns über den geringer gewordenen Gehalt.

Wir können heute jemand kaum einen ärgeren Vorwurf machen, als wenn wir von ihm sagen, er sei ein ungebildeter Mensch. Es ist, als ob er dadurch „Kaste“ verloren habe, als ob er einer anderen Klasse von Menschen angehöre. Und in der That, wenn wir untersuchen, was uns heute die Begriffe „gebildet“ und „ungebildet“ bedeuten, so finden wir, daß sie Klassenbegriffe geworden sind, Klassenbegriffe, die an Stelle aller früheren getreten sind. Die frühere ständische Gliederung hat bei uns kaum noch eine praktische Bedeutung; das ganze Volk teilt sich für uns nur noch in jene großen Klassen: die Gebildeten und die Ungebildeten. Für die oberflächliche Beurteilung kennzeichnet den Gebildeten das anständige Gewand, der Besitz der sogenannten gesellschaftlichen Formen und Formeln und die Fähigkeit, über das, was in der geistigen Welt, vorzüglich auf den Gebieten der Litteratur und Kunst, vorgeht, mitzureden. Bei Frauen bedarf es einer größeren Dosis äußerer Formen bei geringerem geistigen Besitz; bei Männern liegt es umgekehrt. Bei ihnen scheidet noch nicht wie bei den Frauen der Glacéhandschuh reinlich die beiden Klassen ab; eher

Digitized by Google

möchte — immer jene oberflächliche Beurteilung vorausgesetzt — der sogenannte Ehrbegriff als Grenze gelten dürfen.

Das Verständnis zwischen den beiden Klassen ist gering; die Interessensphären berühren sich kaum, wenn nicht hier und da zwischen den Männern das Berufsinteresse, zwischen den Frauen Ehe und Mutterschaft eine Brücke schlägt. Im ganzen ist das Verständnis zwischen Männern der beiden Klassen größer als zwischen Frauen, vielleicht weil häufig noch die beschämende Definition zutrifft, die Friedrich Paulsen einmal giebt: „Die Frau des Fabrikarbeiters, des Tagelöhners, des Bauern kann sich selbst ernähren, die „gebildete" Frau aber muß ernährt werden. Sie kann nicht arbeiten, weil sie es nicht gelernt hat, und sie darf es nicht lernen, weil sie dadurch die Bildung einbüßen würde." Die Männer beider Klassen aber kommen aus der Region, wo man arbeitet.

Bei dieser Auffassung von der „gebildeten Frau" darf man Paulsen freilich den Stoßseufzer nicht übel nehmen: „Das gebildete Frauenzimmer ist ja längst das Hauskreuz des 19. Jahrhunderts."[1]) Es bliebe nur zu untersuchen, ob dieses gebildete Hauskreuz denn wirklich sein Beiwort verdient.

Es gehört kein besonderes etymologisches Studium dazu, um den Zusammenhang des Wortes „Bildung" mit „bilden", gestalten, herauszufinden. Ein Herausgestalten des Innenlebens, der geistigen Eigenart, durch die Aufnahme äußerer Eindrücke, die als Bildner, als Gestalter wirken, das ist der eigentliche Sinn des Worts. Zu solchem Herausbilden aber genügt heute nicht die Aufnahme der unmittelbaren Eindrücke der äußeren Welt: sie wirken in ihrer bunten Mannigfaltigkeit eher zerstreuend, geistig abstumpfend auf den, der nicht den Schlüssel dazu besitzt. Der wird gegeben in dem, was Vergangenheit und Gegenwart an geistigen Schätzen formaler und materialer Art gehäuft haben. Es ist Sache des Erziehers und später der Selbsterziehung, das Maß intellektuellen Stoffes festzustellen, das im Einzelfalle vertragen werden kann, d. h. so aufgenommen, daß es der Herausgestaltung der Eigenart dient und nicht unassimiliert, als anorganischer Ballast mit herumgeschleppt werden muß. Es ist heute, wo die Lehranstalten nach den Berechtigungen, die sie geben, gewählt werden, nicht nach der Eigenart der Zöglinge, eine häufig genug beobachtete Thatsache, daß einer „für seinen Verstand zu viel gelernt" hat. Für die Förderung wahrer Bildung ist die Schablonenerziehung, die an den starken und den schwachen Intellekt das gleiche Maß und die gleiche Art geistigen Stoffes heranbringt, ein böses Hindernis.

Im weiteren Sinne würden wir also jeden gebildet nennen können, der aus sich heraus gestaltet hat, was er zu werden vermochte. Zu den im höchsten und feinsten Sinne Gebildeten rechnen wir aber doch nur die Menschen, die im Besitz — weniger eines bestimmten Kenntniskreises, als einer durch geistige Arbeit bewirkten Fähigkeit sind, von sich selbst zu abstrahieren, eine andere Vorstellungswelt als die ihre richtig aufzufassen und als berechtigt anzuerkennen, eine Fähigkeit, der sich jene zweite gesellen muß, mit dem eigenen Intellekt an die geistigen Probleme heranzutreten und jede Formel, jede Schablone auf ihre Berechtigung zu prüfen. Daraus ergiebt sich für den wahrhaft Gebildeten jenes Doppelte: daß er die Tradition in ihrer Bedeutung, ihrem objektiven und ihrem Pietätswert richtig abzuschätzen und sich doch von ihr loszulösen vermag, daß er die Bedingtheit alles Geschehens und aller Überzeugungen an-

[1]) System der Ethik, in dem hier mehrfach benutzten, sehr lesenswerten 4. Kap. d. III. Buches.

Digitized by Google

erkennt und dennoch von den eigenen nicht läßt; daß er die Eigenart anderer achtet und doch die seine zur Geltung bringt. Nicht in dem häßlichen Sinne, den man heute mit dem gleich häßlichen Wort „sich ausleben" bezeichnet, das nur ein anderes Wort für das brutaler klingende „Egoismus" ist. Es ist für unsere an offenem und verborgenem Nietzschetum krankende Zeit bezeichnend, daß man dem Ichkultus schöne Namen giebt; die Bezeichnung „Übermensch" hat doch gewiß etwas Berückendes. Die echte Bildung in unserem Sinne aber lehrt immer, das Maß des Ich im Weltall richtig zu nehmen und führt eben deshalb über den Ichkultus hinaus zum Altruismus, zu der Erkenntnis, daß das Berechtigte unserer Eigenart nur in dem besteht, was anderen zu gute kommt. „Für andere lebt in dir das edle Gut." Für den Rest rechnen wir auf die Nachsicht derer, die uns lieben. Und nach diesem Maßstabe lehrt die echte Bildung auch die Eigenart anderer achten. Aus dem Munde eines Württembergers, Christoph Schrempf, stammt da ein kräftiges aber wahres Wort: „Zum Pöbel gehört, wer keinen Sinn für die Eigenart der menschlichen Persönlichkeit hat."

Nun kann offenbar jemand ein gut Teil formaler geistiger Fähigkeit haben, ohne in unserem Sinne zu den Gebildeten zu gehören. Unserer Sprache fehlt da ein Wort. Der Franzose würde einen solchen Menschen „lettré" nennen, d. h. einen Menschen „qui a quelque teinture des lettres"; er braucht darum noch nicht „cultivé" im feineren Sinne des Wortes zu sein. Auch wir kennen diesen Unterschied wohl; wir wissen, daß der Buchgebildete durchaus nicht immer ein Gebildeter im höheren Sinne ist. Aber andererseits fehlt auch dem, der ohne Bücherkultur geblieben ist, auch wenn er aus Geist und Herz gebildet hat, was er konnte, die Möglichkeit der feinsten Ausgestaltung seiner Eigenart, die Möglichkeit voller Bildung. Worin liegt nun das, was die Bücherkultur, was die Wissenschaft unter günstigen Vorbedingungen zur Herausbildung unseres Ich bewirken kann?

Herbert Spencer hat in seinem „Studium der Soziologie" eine Art von Antwort auf diese Frage gegeben. Für das Studium der Soziologie hält er eine bestimmte Art, die Dinge anzusehen, für notwendig, eine Art, die wohl überhaupt den wirklich durchgebildeten Intellekt allen verwickelteren geistigen und Lebensproblemen gegenüber charakterisiert. Sie wird nur durch ein Studium der Wissenschaften im großen bewirkt, das wenigstens zur Aufnahme der grundlegenden Prinzipien und der darauf basierenden Denk- und Anschauungsweise führt. So läßt ein völliger Mangel an Übung in den abstrakten Wissenschaften den Geist ohne den nötigen Sinn für die Notwendigkeit der Beziehung. Nichts kennzeichnet den Ungebildeten mehr als die Abwesenheit der Überzeugung, daß aus bestimmten Daten nur ein unvermeidlicher Schluß gezogen werden kann. Mathematik und Logik geben diese Überzeugung mit unwiderstehlicher Kraft. Wenn sie das formale Denken schulen, so lehrt das Studium physikalischer und chemischer Erscheinungen Ursache und Wirkung in ihren Beziehungen erfassen. Aber nicht nur das Studium der Formen und Faktoren, auch das der komplizierten Ergebnisse auf dem Gebiet des organischen und geschichtlichen Lebens ist notwendig. Hier, wo viele Ursachen und viele scheinbar zufällige Wirkungen dem ungebildeten Geist den Eindruck der Willkür geben, wo der einseitig mathematisch und naturwissenschaftlich gebildete Kopf vergebens seine Formeln anzuwenden versucht, findet der Geist erst seine feinste Durchbildung.

So geben die abstrakten Wissenschaften, die Naturkunde und das Studium des geistigen Lebens der Menschheit in Geschichte, Sprache, Litteratur und Kunst, auch wo

Digitized by Google

nichts von dem allen zu Berufszwecken und in der dazu nötigen Ausdehnung betrieben wird, dem Geist die Vielseitigkeit, die ihn geeignet macht, die geistigen Probleme in der richtigen Weise zu erfassen und sich an ihrer Lösung, wenn auch nur in bescheidenster Weise zu beteiligen. Und es ist daher ein richtiger Instinkt, der uns in dem wissenschaftlich Gebildeten den Gebildeten überhaupt sehen läßt; daher unsere Überraschung, wenn uns gerade hier die Auffassung und Gesinnung entgegentritt, die den Ungebildeten kennzeichnet: Engherzigkeit, Unfähigkeit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, Überschätzung der eigenen, Unterschätzung der Persönlichkeit anderer.

Kehren wir nun zu dem „Hauskreuz unseres Jahrhunderts", dem „gebildeten Frauenzimmer" zurück, so sehen wir, daß sie in den eben gezeichneten Rahmen nirgends heineinpaßt. Von der Denkart, die den wahrhaft Gebildeten kennzeichnet, nehmen wir nichts wahr. Die geistigen Eindrücke sind unverarbeitet; sie haften in Gestalt von allerhand Bildungsflitter an der Oberfläche. Dieses sogenannte gebildete Frauenzimmer wird charakterisiert durch das Reagierenkönnen auf Stichworte, das Schablonen- und Formelwissen; kurz, was sie kennzeichnet, ist nicht die Bildung, sondern die Halbbildung. Und die ist in der That das Hauskreuz unseres Jahrhunderts.

Paulsen hat unzweifelhaft im Geist neben dies sogenannte gebildete Frauenzimmer die Frau gestellt, die in systematischer Schulung vielleicht kaum über die elementare der höheren Mädchenschule hinausgekommen ist und doch in Erscheinung und Weltauffassung das Gepräge echter und vornehmster Bildung trägt. Sie ist durchaus möglich und tritt uns täglich entgegen. Denn das ganze Leben unserer höheren Bürgerkreise ist so durchtränkt mit Bildungsstoffen aller Art, daß bis zu einem gewissen Grade eine geistig gut veranlagte Natur sich aus all dem zerstreuten Material, das jeder Tag von allen Seiten an sie heranbringt, das Nötige zum Aufbau ihrer geistigen Eigenart entnehmen kann. Die gebildete deutsche Bürgerfamilie kann von reichen Schätzen zehren; die Vergangenheit hat ihr ein großes Erbteil an Geistes- und Herzenskultur überliefert. Daß es aber nicht unerschöpflich ist, daß es heute, wo die frische Zufuhr bedenklich mangelt, zusammenschwindet, daß die Kultur der deutschen Familie abgenommen hat, verkennt kein Einsichtiger.

Denn obwohl scheinbar heute für die Bildung wenigstens des männlichen Geschlechts mehr geschieht als jemals, so kommt doch für die Bildung in unserem Sinne, die Herausgestaltung der geistigen Eigenart, weniger als je dabei heraus. Dem achtzehnten Jahrhundert war diese unter dem Stichwort „Bildung zur Humanität" Lebensaufgabe; ihr hatte die Wissenschaft zu dienen. Bei uns ist der Wissenschaftsbetrieb banausisch geworden. Unsere Zeit hat begriffen, daß Wissen Macht ist, und so heimst sie es ein als Vorrat, so benutzt sie es als Leiter zum Emporklimmen. Bei allem Geschrei nach Individualismus, unter dem man häufig nur „Sichgehenlassen" versteht, ist das Schablonentum, die Achtung vor der Autorität — nicht der geistig-sittlichen, sondern der ganz banalen Tages- und Modeautorität — im Zunehmen begriffen. Und so wird es heute, wo die männlichen Mitglieder der Familie — zum Teil auch durch die wachsenden Ansprüche unserer Zeit an Spezialwissen eingeengt — der Frau immer weniger eigentlichen Bildungsstoff zutragen, für diese zur Lebensfrage, sich selbst darnach umzuschauen.

Nun ist dieser freilich durchaus nicht allein auf dem Gebiet des Wissens zu finden, sondern in gleichem Maße auf dem des Thuns. „Denken und Thun", meint Goethe, „Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit . . . Beides muß

Digitized by Google

wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig hin und wieder bewegen. Wer sich zum Gesetz macht, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Nur das Thun aber bildet in unserem Sinne, das einheitlich ist und in der Richtung der Persönlichkeit liegt. Ein solches Thun ist im großen ganzen — wie viel Einzelkämpfe sich auch unter der stillen Oberfläche abgespielt haben mögen — Aufgabe unseres Geschlechts in den letzten Jahrhunderten gewesen; daher das ausgearbeitete Gepräge, das sichere Auftreten, die, wenn auch nicht im höchsten und letzten Sinne, so doch ihrer derzeitigen Aufgabe entsprechend herausgearbeitete Eigenart unseres Geschlechts.

Damit steht es heute anders. Wo nicht ein voller Familienkreis oder ein Beruf die ganze Persönlichkeit der Frau erfordert, da kennzeichnet heute ihre Thätigkeit die Zersplitterung, der Todfeind jeder wirklichen Bildung. Hier ein Ansatz und dort ein Ansatz; man möchte das Wort des alten Weisen ihr zurufen: „Das bleibt die größte Thorheit, sich müde zu machen ohne ein Ziel, auf das man all sein Dichten und Trachten richtet."

Fassen wir nun unsere Resultate zusammen, um unsere Norm zu finden, so möchte sie auf folgendes hinauslaufen.

Wie im Reich der körperlichen Organismen, so giebt es im Reiche der geistigen eine unendliche Reihe von Abstufungen. Worauf es ankommt, ist, ein ganzer, ein durchgebildeter Organismus zu sein, ob ein Gräschen, eine Blume, ein Baum, das kommt auf den Keim an, der in uns gelegt ist. Ausgebildet wird er durch Denken und Thun. Keinem darf an Nahrung mehr verabreicht werden, als er assimilieren, in sich aufnehmen und verarbeiten kann. Die höchsten geistigen Organismen sind die, die mit den Hilfsmitteln der Kultur, vergangener und gegenwärtiger, und in der Schule des Thuns, einheitlichen Thuns, zu der Höhe gelangen, auf der ihnen das Kleine klein, das Große groß erscheint; denen Formel und Schablone unerträglich dünken, die mit dem eigenen Intellekt Dinge und Überzeugungen messen und denen es, eben weil sie eine richtige Wertschätzung der Dinge haben, unmöglich dünkt, ihre Eigenart um äußerer Vorteile willen aufzugeben, ihr Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht zu verkaufen. Das sind, Männer oder Frauen, die Geistesheroen der Menschheit.

So wäre unser Ziel aufgepflanzt. Sehen wir nun, ob unsere Frauenbildung dahin zu führen geeignet ist.

Es wird niemand eine bejahende Antwort erwarten. Denn das liegt auf der Hand, daß nirgends das Schablonentum eine größere Rolle spielt als in der Frauenbildung, nirgends die Halbbildung mehr zu Hause ist. Etwas Überliefertes wiedergeben können — das ist der Charakter der Frauenbildung. Ihr Prinzip ist der Autoritätsglaube im ausgedehntesten Sinne des Worts. Gretchens Geständnis: „Beschämt nur steh' ich vor ihm da und sag' zu allen Sachen ja", muß in den meisten Fällen noch das der Frauen überhaupt sein. Und folgerichtig herrscht der Autoritätsglaube auch auf dem Gebiet ihrer Lebensbethätigung. Wir sehen fast überall nicht die Eigenart, sondern die Gattungsautorität die Richtung bestimmen; wo eine kraftvolle Eigenart die Gattungsgrenzen durchbricht, trifft sie fast überall noch Verwehmung. Den banalsten Ausdruck findet diese Thatsache in der Mode, wie sie in unserem gesellschaftlichen Leben mit souveräner Gewalt ihre Geltung erzwingt.

Digitized by Google

Und diesem thatsächlichen Verhalten entspricht, wie immer, das Ideal der **großen** Menge, also auch des Staats. Es entfernt sich nicht allzuweit von Lessings **Back**fischchenideal; er schätzte, wie er selbst wenigstens behauptet, an ganz jungen **Mädchen** nur Frömmigkeit und Gehorsam. Diese Frömmigkeit ist nicht die der **höchsten und** reifsten Bildung, die in der ruhigen Verehrung des Unerforschlichen das höchste **Glück** des denkenden Menschen sieht, die, vielleicht nach prometheischen Kämpfen, in **den** Worten ausklingt: „Ich küsse den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer **treu** in der Brust" — es ist die gedankenlose Autoritätsfrömmigkeit von Rousseaus **Sophie**; dieser Gehorsam ist nicht der freie Gehorsam gegen das Sittengesetz, der die Gottheit **in** seinen Willen aufnimmt, es ist der knechtische der Unterwürfigkeit, die keine eigene Überzeugung kennt.

Unsere Zeit liefert genugsam Beweise dafür, daß die Frau dieser Periode zu entwachsen beginnt. Das ist das Typische an Ibsens Nora, daß sie wissen will, ob die Dinge, die man sie gelehrt hat, wirklich so sind, an seiner Ellida, daß sie handeln möchte in Freiheit und unter eigener Verantwortlichkeit. Es sind — wenn auch vielfach verzeichnete — Typen einer heraufziehenden Zeit, die der Dichter emporsteigen sieht, weil einzelne Gestalten sie ihn ahnen lassen: die Zeit, in der die Eigenart der Frau, die bisher in ihrer vollen Entfaltung durch äußeren Druck gehemmt war, nach freier Entwicklung strebt; wo die Mütterlichkeit, die bisher nur dem Kreis der Familie zu gute kam, auch im Kulturleben im großen ihre Wirkungen übt.

Und das ist es, was heute die Frage der Frauenbildung so wichtig macht, **das** mehr noch als die Notwendigkeit, für den Erwerb zu sorgen, in das Berufsleben einzutreten. Es ist ein richtiger Instinkt, daß die Frauen in allen Ländern, die von der großen Bewegung ergriffen wurden, welche die Engländerinnen und Amerikanerinnen als „organized mother love", organisierte Mutterliebe, gekennzeichnet haben, nach Freigebung der Bildungsanstalten verlangten. Hier hat dann zuerst auch das Mißverständnis eingesetzt, das den Frauen vorwarf, sie wollten Männer werden. Die Bildung, die Wissenschaft ist keines Geschlechts. Daß sie bisher von den Männern monopolisiert wurde, hat nicht die geringste Beweiskraft. Die geistige Nahrung hat dieselbe Eigentümlichkeit wie die körperliche; sie baut beim Manne den männlichen, beim Weibe den weiblichen Organismus auf. Daß ein Einlenken in männliche Geistesart besonders im Anfang möglich ist und stattgefunden haben mag, soll gar nicht geleugnet werden; das sind Mißgriffe einer Übergangsepoche, so wenig bedenklich wie Kinderkrankheiten in einem gesunden Organismus. Sie werden bald überwunden sein. Denn das Bewußtsein einer geistigen Eigenart und die Freude daran wächst. Ich erinnere mich des niederschmetternden Eindrucks, den mir als Kind die Lektüre des Hellenengebets von Hermann Allmers machte, der Platos bekannten Dank an die Götter in folgende Verse gebracht hat:

„O Zeus Kronion, wie dank ich dir,
Daß ich ein Mensch geworden und kein Tier.
Ich bringe meinen Preis und Dank dir dar,
Daß ich ein Grieche bin und kein Barbar.
Doch opfern möcht ich Seele dir und Leib,
Daß ich ein Mann geworden und kein Weib."

So denken sicherlich alle Männer; mir wäre wenigstens nur der einzige Schleiermacher bekannt, der da meint, wenn er bisweilen mit einem unmöglichen Wunsche

Digitized by Google

spiele, so sei es der, eine Frau zu sein. Wir aber setzen diesem Dankgebet, dessen Berechtigung das an so mancher freien Regung unnötig gehinderte Kind noch lebhaft empfand, heute mit Maria Janitschek aus voller Seele das Wort entgegen: „Ja, ich bin ein Weib. Ich will auch nichts anderes sein. Ich habe den Mut, mich selbst zu bekennen . . . Es giebt viele Männer von kühnem Selbstbehauptungsmute, aber es giebt wenig Frauen, die diese Eigenschaft besitzen. Noch sind ihrer wenige . . ." Und damit ihrer mehr werden, so fügen wir hinzu, so wollen wir versuchen, aus unseren jungen Mädchen ganze Menschen zu bilden; sie werden dann auch ganze Frauen sein.

Für den Einzelfall können keine Vorschriften gegeben werden. Das aber muß Vorschrift sein: so gut beim Mädchen wie beim Knaben die Eigenart zu erforschen und zu pflegen. Wir rechnen beim Mädchen — und mit Recht — in erster Linie mit der Möglichkeit der Ehe und Mutterschaft. Ob wir sie aber in der üblichen Weise wirklich am besten dazu vorbereiten, indem wir sie in allem dilettieren und nichts mit vollem Ernst anfassen lassen? Gewiß wird die beste Mutter — mit der Mutter rechne ich in erster Linie, nicht mit der Gattin, denn Mann und Frau müssen sich halt gegenseitig nehmen und tragen, wie sie sind — gewiß wird die beste Mutter die sein, die gelernt hat, ihre Pflichten, einerlei auf welchem Gebiet, mit ganzem Ernst zu erfassen, die sich bewußt ist, ihre persönliche Lust, ihre Bequemlichkeit dahinter zurücksetzen zu müssen, die konsequentes Denken und Thun gelernt hat, kurz, die sich zur Persönlichkeit entwickelt hat. Und nach dieser Richtung hin geschieht wenig oder nichts, denn es fehlt vor allen Dingen an der Einheitlichkeit der geistigen und praktischen Durchbildung, die allein ein inneres Wachstum bewirken kann. Es fehlt die Zucht, die dem jungen Manne der Beruf giebt, die scheinbar harte und doch so gesunde Schulung, der er selten entgeht. Manches davon ist nur auf den künftigen Mann berechnet; vieles wäre auch dem Weibe, der künftigen Mutter gesund. Und einen Teil solcher Schulung, solcher die Persönlichkeit ausgestaltenden Zucht können wir ihr schaffen, wenn wir sie eines gründlich betreiben lassen. Was es ist, darüber muß die Individualität entscheiden; gewiß erzieht und befriedigt am meisten, was einen beruflichen Charakter trägt. Und so tragen die Bemühungen der Frauen, mehr und mehr die weibliche Arbeit von allen Hindernissen zu befreien, einen doppelten Segen in sich: den Brotlosen Brot zu schaffen und für Geist und Charakter eine heilsame Zucht zu bieten.

Wo aber die Begabung es zuläßt, sollte auch die Zucht wirklich wissenschaftlicher Bildung einsetzen. Das ist der Punkt, an dem unsere Bestrebungen immer noch am wenigsten Anerkennung und Unterstützung finden, an dem wir aber mit aller Energie festhalten müssen und werden. Denn von hier aus kann am sichersten, am bewußtesten die Befreiung der Frau — nicht von dem, was weiblich ist, das wäre nicht möglich — aber was weibisch ist, angebahnt werden, die Befreiung von dem Zwange des Vorurteils, falscher Autorität, der Mode, der Engherzigkeit. Die wirklich wissenschaftlich gebildete Frau wird sicherlich nicht das Hauskreuz des zwanzigsten Jahrhunderts werden, wie die halbgebildete das des neunzehnten.

Wenn wir den Begriff der Bildung im Sinne der Definition nehmen, die ich zu geben versuchte, wenn wir gebildet nur den nennen wollen, der sich zu einer vollen Persönlichkeit entwickelt, etwas organisch Ganzes aus sich gemacht hat, so wird offenbar die Grenze zwischen den beiden Klassen an anderer Stelle laufen als bisher. Wie viele der sogenannten Gebildeten haben nur den äußeren Schliff ihrer Kaste, wie

Digitized by Google

mancher sogenannte Ungebildete ist eine ganze Persönlichkeit, der nur die Bücherkultur fehlt, um sich auf eine höhere Stufe zu erheben. Und irre ich nicht, so ist hier der Punkt, wo das Verständnis zwischen den beiden, jetzt durch eine so breite Kluft geschiedenen Klassen einsetzen muß und wird. Vom höher Gebildeten muß es ausgehen; überall das Tüchtige, das Ganze, das Einheitliche ehren, das ist der Weg dazu. Solange die Frau noch diese oder jene Berufsart, die vielleicht auf Handarbeit sich stützt, mißachtet, solange sie die Verwandte, die verdienen muß, lieber herumschmarotzen, lieber nichts thun sieht, denn als tüchtige Wirtschafterin, Schneiderin, Putzmacherin ihr Brot erwerben, solange ihr die tüchtige Leistung nicht in jeder Sphäre Achtung und Sympathie abnötigt, so lange ist es mit ihrer eigenen Bildung nicht weit her. Wenn aber bei uns in den sogenannten gebildeten Ständen die Achtung vor der Tüchtigkeit in jeder Gestalt an die Stelle der Achtung vor den äußeren Flittern der Bildung tritt, wenn das thörichte Vorurteil gegen Berufe, die nicht auf Kopfarbeit basieren, schwindet, so wird auch die Fühlung zwischen den Vollnaturen beider Klassen da sein, die jetzt zur Schädigung für beide fehlt. Die Schuld daran aber liegt auf unserer Seite.

Zu solchen Vollnaturen unsere jungen Mädchen zu erziehen, sie etwas Tüchtiges, Ganzes, Einheitliches werden zu lassen, Menschen, die in und außer der Ehe zu etwas zu brauchen sind, die wissen, was sie können und was sie wollen, das ist die Aufgabe der Mütter und der Lehrerinnen unserer Generation. Sie erfordert eine gewisse Selbstverleugnung. Denn wir haben uns gewöhnt, unsere jungen Mädchen, soweit nicht die Not sie in den Broterwerb zwingt, als eine freundliche Zugabe für unser Leben zu betrachten. Vor allem die Väter können sich schwer in den Gedanken finden, daß eine Tochter etwas anderes thun möchte oder sollte, als freundlich aussehen, wenn sie nach Hause kommen, ihnen Sorge und Ärger von der Stirne gaukeln, Hausschuhe und Schlafrock holen und so im Kleindienst der Familie als dankbare Haustöchter verbraucht werden. Daß so ein Mädchen auch eine Eigenart haben und Ansprüche auf deren Herausbildung machen könnte, will ihnen noch weit weniger in den Sinn als Ansprüche an ihren Geldbeutel, und das will schon etwas sagen. Und auch den Müttern wird es nicht leicht, die Töchter andere Wege gehen zu lassen, als sie selbst gegangen sind. Ihre Jugend fiel in die Zeit, in der „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen" noch eine ganz andere Rolle im Mädchenleben spielte als heute, wo ein grelles Tageslicht die Dämmerstundenpoesie jener Tage verdrängt hat. Und für dieses Tageslicht haben sie auch ihre Mädchen bereit zu halten. „Wirket, solange es Tag ist," dem Gesetz darf sich am Ende des Jahrhunderts niemand entziehen. Und soll die Frau im Kulturleben die Stelle einnehmen, die ihr gebührt, so hat auch sie den vollen Einsatz an Kraft und Arbeit zu leisten.

Dazu aber gehört volle Bildung und nicht Halbbildung, um welchen Beruf es sich handle. Das kann nicht eindringlich genug gesagt werden. Denn bis jetzt ist es deutscher Brauch, daß für die Bildung des Sohnes alles geschieht, für die der Tochter nichts, oder, was fast schlimmer ist, Halbes mit dem Anschein des Ganzen. Das ist es, was das Frauenkönnen auf allen Gebieten noch diskreditiert. Es scheint, als ob man der Frau eine Art von divinatorischer Fähigkeit zutraue, die überall auch ohne Vorbildung ihr ein Einarbeiten in Fächer erlaube, für die der junge Mann die sorgfältigste allgemeine und spezielle Schulung erhält. So sind ihr dilettantische Gewöhnungen mit Gewalt anerzogen worden und so sehr in Fleisch und Blut über-

Digitized by Google

gegangen, daß sie sich vielfach selbst über die Notwendigkeit einer tüchtigen Vor- und Ausbildung täuscht. Wenn es als eine hocherfreuliche Thatsache bezeichnet werden kann, daß mehr und mehr die Universitäten den Frauen sich erschließen, so sollte doch von den Frauen selbst mit allem Ernst dem dilettantischen Bestreben gesteuert werden, das ungenügend Vorbereitete in die Hörsäle drängt. Das kann wiederum nur zu einer Halbbildung führen. Und die akademische Halbbildung ist die schlimmste von allen, weil sie den geistigen Hochmut mit sich bringt, der sich immer mit dem Besitz aufgespeicherter, nicht verarbeiteter Kenntnisse verbindet. Wenn er bei Männern schon unerträglich ist, so ist er es nach meinem Gefühl bei Frauen noch viel mehr. Und darum gilt es auch auf diesem Gebiet uns dem Gelübde des Dichters anzuschließen:

. . . „uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben."

So können wir mithelfen, daß der Begriff der Bildung seinen alten Sinn wiedererlange, daß die Menschen, anstatt in äußerlich Abgeschliffene und Unabgeschliffene zu zerfallen — wie das jetzt etwa den Bezeichnungen Gebildete und Ungebildete entspricht —, in jene zwei Klassen sich gliedern, die ich nicht besser zu bezeichnen wüßte, als mit dem treffenden Wort Rahels: Menschen, die sie selbst sind und die nicht sie selbst sind. Und die letztere Klasse entsteht, wie sie meint, dadurch, daß die Menschen beinahe immer unverstandene Sprüche in ihren Kopf nehmen und auch so wieder hinauslassen. Nur indem wir der Halbbildung in jeder Gestalt Fehde ansagen, können wir dazu beitragen, daß auch die Frauen, auf welcher Stufe der Gesellschaftsleiter sie auch stehen mögen, zu den wahrhaft gebildeten Menschen gehören, zu denen, die auch ein reiches Wissen, eine vertiefte Lebenserfahrung immer mehr in sich hineinführt, zu den Menschen, die sie selbst sind.

Stille Fahrt.

Ja, ein Schiff und dann des Meeres Weite,
Rings kein Mensch und nur der Möve Flug . . .
Ich allein und Du an meiner Seite
Und im Segel leisen Windes Zug —

Sonnengluten, die aus Wolken flammen
In des Tages Sterbezeit hinein,
Und Gefühle, die vom Himmel stammen —
Ja, fürwahr, so hätt' es sollen sein!

Und zu weltvergeßnen Inseln hätten
Wir das Steuer unsres Glücks gelenkt —
Menschenlosen Inseln, stillen Stätten,
In den Schoß des Oceans versenkt;

Um zu trinken, fern dem Weltgetriebe,
Einmal losgelöst von Raum und Zeit,
Ungestört den Zaubertrank der Liebe
Aus dem Goldpokal der Einsamkeit!

Emil Roland (Emmi Lewald).

Digitized by Google

Was ist Bleichsucht?

Von

Dr. med. **Franziska Tiburtius.**

Nachdruck verboten.

Eine Krankheit, die mit dem modernen Kulturleben so eng verbunden ist, daß ihr Eintreten innerhalb eines gewissen Lebensalters fast als selbstverständlich betrachtet wird, ist die Bleichsucht; ja, es kann vorkommen, daß besorgte Mütter ihren Töchtern die Krankheit gleichsam suggerieren, ganz so, wie die langmütige Liebe der Eltern der heranwachsenden Jugend oft die „Nervosität" als bequemes Auskunftsmittel an die Hand giebt. Unter diesen Verhältnissen dürfte es nicht ganz nutzlos sein, das Wesen und die Eigentümlichkeit der Krankheit in dieser, doch vorzugsweise von gebildeten Frauen gelesenen Zeitschrift zu beleuchten, um einerseits dem Mißbrauch der Bezeichnung, andererseits einem Uebersehen und Hinschleppen vorzubeugen.

Schon bei Hippokrates findet sich die Beschreibung von Krankheitserscheinungen, die genau dem Symptomenkomplex der Bleichsucht entsprechen. Der Name Chlorosis (von χλωρός grüngelb) wird zuerst genannt von dem französischen Arzt Jean Varandel im Jahre 1620; genaueres Studium der Krankheit zeigt eine Dissertation von Friedrich Hoffmann aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts (1731). Seither ist die Litteratur über diese Krankheit gewaltig angewachsen; allerdings zeigt sich bei der Durchsicht, daß viele Autoren des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts die Chlorosis oder Bleichsucht mit der Anaemie oder Blutarmut, die manche ähnliche Symptome aufweist, zusammenwerfen; in den letzten Jahrzehnten ist jedoch von einer Reihe von Autoren (Virchow, Graeber, Limbeck, Ehrlich und Lazarus) die Besonderheit der Krankheit nachgewiesen worden.

Fast ausnahmslos werden von der Krankheit weibliche Individuen in dem Entwicklungsalter, zwischen 14 und 24 Jahren, betroffen. Doch kommt sie auch nicht selten schon im Kindesalter vor, und reicht andererseits auch über den Zeitpunkt der vollendeten Reife hinaus. Durchschnittlich sollen Blondinen mehr disponiert sein als Brünette, — die dunkelblonde Hellenin des Altertums (die Neugriechin, deren Blut mit viel slavischer Beimischung durchsetzt ist, zeigt ausgesprochen brünetten Typus) bot dem Vater der Ärzte ein so exquisites Bild der Chlorose, daß die Beschreibung desselben auf jede bleichsüchtige Nordländerin paßt. Möglicherweise sind die augenfälligen Symptome der Krankheit bei der helleren Gesichtsfarbe auch nur deutlicher ausgeprägt. In Bezug auf geographische Verbreitung haben die Untersuchungen von Hirsch gezeigt, daß die Krankheit in den nördlichen Ländern, Schweden, England, Holland, Deutschland häufiger vorkommt, als in Italien, Frankreich, Spanien, Centralamerika; ja innerhalb Deutschlands soll bereits eine Differenz zwischen Nord und Süd bestehen, zu Ungunsten des mehr befallenen Nordens. Ob hier Racceneigentümlichkeiten obwalten, oder ob die veranlassenden Momente mehr in den Lebensbedingungen gegeben sind, ist noch unerwiesen.

Als solche veranlassenden Momente sind in erster Linie zu betrachten ungünstige Lebensverhältnisse; wenn auch, wie erwähnt, Chlorosis nicht eine moderne Krankheit ist, so hat doch ihre Ausbreitung in neuerer Zeit wesentlich zugenommen. Ein nicht geringes Kontingent stellen die Bewohnerinnen der Kellerwohnungen der großen Städte, aus denen sich wiederum die Fabrikarbeiterinnen rekrutieren, die 10—12 Stunden des Tages die mit Maschinenöl- und Staubpartikeln verunreinigte Luft der Arbeitssäle einatmen müssen. Was die Ernährung betrifft, so ist es nicht sowohl der Mangel, als die unzweckmäßige, grobe und schwer verdauliche Nahrung, die schädigend einwirkt. —

Digitized by Google

Doch ist die Chlorose durchaus nicht nur eine Krankheit der Armen; auch wo Lebensüberfluß herrscht, kommt sie vor; die sorgfältig gehegten jungen Mädchen der besitzenden Klassen, die von der höheren Töchterschule ins Seminar oder in eine anstrengende Geselligkeit mit späten Stunden und geistiger Überanstrengung eintreten, zeigen nur zu oft das typische Bild der Chlorose; nur daß hier Badereisen, körperliche Pflege, Lawn-tennis 2c. die extremen Grade meist abwenden können. Es sind also einesteils gedrückte Lebensverhältnisse, andererseits Überkultur mit ihren Schädlichkeiten, die die enorme Ausbreitung der Krankheit in unserem Zeitalter herbeiführen oder begünstigen. — Psychische Eindrücke deprimierender Art, Heimweh, Sorge, Liebeskummer — alle auf die Psyche einwirkenden Schädlichkeiten, verkehrte Erziehung, die zur Frühreife führt, schlechte Lektüre, Überanstrengung in der Schule wirken ebenfalls begünstigend. — Nicht zu übersehen ist ferner, daß auch Erblichkeit eine Rolle spielt; es giebt Familien, in denen die Töchter die Disposition von der Mutter erben, so daß nicht ein einziges weibliches Mitglied der Krankheit entgeht; andererseits geben konsumptive Krankheiten der Eltern, Lungenschwindsucht, Krebs 2c. den Kindern die Disposition zu Chlorose mit. —

Von den erwähnten begünstigenden Momenten zu unterscheiden ist die anatomische Grundlage der Chlorose, jene Abweichung vom Normalen in dem Aufbau der Gewebe, die der Krankheit zu Grunde liegt; eine Übereinstimmung der Ansichten über diesen Punkt ist noch nicht gewonnen. —

Nachdem schon in den fünfziger Jahren (Rokitansky, Bamberger) auf bei Chlorose häufig vorkommende Veränderungen im Gefäßsystem aufmerksam gemacht worden war, glaubte man nach einer Veröffentlichung von Virchow eine Zeitlang Wesen und Ursache der Krankheit in Kleinheit des Herzens und einer angeborenen Enge des Gefäßsystems, der Aorta und der größeren Arterienstämme, und in Veränderungen an den Arterienwandungen (größere Dehnbarkeit derselben) sowie im Zurückbleiben der Entwicklung des Geschlechtsapparates zu finden und hieraus die bereits erwähnte Erblichkeit der Chlorose erklären zu können; ebenso schien daraus erklärlich, weshalb die Chlorose eine Krankheit des Entwicklungsalters ist, — da eben zur Zeit der Pubertät besondere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Organismus gestellt werden, und Bildungshemmungen sich bemerklich machen müssen. — Durch zahlreiche spätere genaue Beobachtungen ist jedoch nachgewiesen, daß diese Virchow'sche Erklärung durchaus nicht für alle Fälle paßt. Die neuesten Autoren finden das Wesen der Krankheit in Veränderungen des Blutes, vornehmlich in der Verminderung des an die Blutkörperchen gebundenen Haemoglobin. Das Haemoglobin, der Farbstoff des Blutes, ist zugleich der Hauptträger des Eisengehaltes desselben. Sehr genaue Untersuchungen erprobter Forscher und Mikroskopiker (Duncan, Hayem, Graeber, Limbeck, Ehrlich) haben nachgewiesen, daß bei Chlorose nicht sowohl die Zahl der roten Blutkörperchen im Blut vermindert ist (normal 4 500 000 im Kubikmillimeter bei Frauen), wenigstens, daß eine irgend erhebliche Verminderung (Oligocythaemie) nur in den ganz extremen Graden eintritt, — sondern daß die roten Blutkörperchen unter dem Mikroskop blasser erscheinen als normal, daß jedes einzelne Blutkörperchen also farbstoffärmer geworden ist (Oligochromhaemie). Besteht die Chlorose länger und nimmt sie intensivere Form an, so geht allerdings auch die Zahl der roten Blutkörperchen zurück; Hayem zählte als Minimum bei einem extremen Fall von Chlorose 2 500 000 auf den Kubikmillimeter: doch kommen solche Fälle selten vor. Schwindet ein höherer Grad von Chlorose durch Medikation oder günstige hygienische Maßnahmen, so geht zunächst die Zahl der roten Blutkörperchen zur Norm zurück, dann erst gewinnen diese den normalen chemisch bestimmbaren Hämoglobingehalt. Außer dem Verlust an Haemoglobin zeigen die roten Blutkörperchen dem geübten Auge auch noch eigentümliche Gestaltsveränderungen; sie sind teilweise kleiner, von ungleicher Form 2c. Die weißen Blutkörperchen und das Serum (die Blutflüssigkeit) scheinen keine Veränderungen zu erleiden.

Ausgehend von der Thatsache der erwähnten Blutveränderung hat man die letzte Ursache der Krankheit in den blutbildenden Apparaten, Knochenmark, Lymph-

Digitized by Google

drüsen, Milz, vielleicht auch Leber gesucht; über den inneren Zusammenhang dieser Vorgänge giebt es aber nur Hypothesen.

Besteht also das Wesen der Chlorose in einer primären Erkrankung des Blutes, — Abnahme des Hämoglobingehaltes in den einzelnen roten Blutkörperchen bei annähernd normaler Anzahl derselben — so ist die Krankheit zu unterscheiden von der Blutarmut oder Anaemie, bei der Blutkörperchenzahl und Hämoglobingehalt in gleichem Verhältnis gesunken ist. Die Anaemie ist an kein Lebensalter gebunden, entsteht als Folge ungünstiger Lebensverhältnisse, nach Blut- und Säfteverlusten ꝛc. Zur Anaemie zu rechnen sind auch wohl jene Gesundheitsstörungen, die bei in den Entwickelungsjahren chlorotisch gewesenen Frauen nach Schwangerschaft, Geburt und Lactation auftreten und zuweilen als Recidive der Chlorose aufgefaßt werden; endlich Fälle, in denen kapilläre Darmblutungen als Ursache des krankhaften Zustandes gefunden werden (von Hoeplin). Übrigens ist die Grenze zwischen beiden Krankheiten nicht scharf zu ziehen, es giebt mannigfache Übergänge, und die angegebene anatomische Differenz hat mehr theoretisches Interesse, da auch die Behandlung nicht wesentlich verschieden ist.

Ist die Wahrnehmung der erwähnten Blutveränderung nun nur dem mit dem Mikroskop bewaffneten Forscher möglich, so giebt es bei Bleichsucht eine Reihe von Erscheinungen, welche die Krankheit als solche auch dem Auge des Laien dokumentieren. Die Bläße der Haut und der sichtbaren Schleimhäute, Lippen, Zahnfleisch, Bindehaut des Auges, — der bei Blondinen grünlich gelbe und glanzlose, bei Brünetten fahlgraue Ton der Haut, die wachsartig gelblichen Ohrmuscheln lassen die Diagnose oft auf den ersten Blick stellen; häufiger verkannt werden die Fälle von sogenannter blühender Bleichsucht, bei der Wangen und Lippen auffällig rot, übrigens in der Färbung leicht wechselnd, sind; es beruht dies auf dauernder Erweiterung der Hautgefäße und leichter Erregbarkeit der die Hautkapillaren beherrschenden Nerven. Nicht zu übersehen für ein aufmerksames Auge ist ferner das müde, schlaffe Wesen, das Ruhebedürfnis, die niedergedrückte oder auch gereizte Stimmung, die Abnahme der Muskelkraft, die sich dadurch erklärt, daß die roten Blutkörperchen ihre Rolle als Übermittler des Sauerstoffs der Luft an die Gewebe des Körpers wegen mangelnden Hämoglobingehalts nicht genügend ausführen können. Das Fettgewebe des Körpers leidet unter diesem Defizit an Sauerstoff nicht, daher gehört Abmagerung nicht zu den Symptomen der Chlorose, im Gegenteil, wo solche eintritt, liegt der Verdacht nahe, daß eine noch ernstlichere Störung, Lungenkrankheit oder dergl. im Hintergrunde steht. Oft wird über Herzklopfen geklagt; manchmal beruht dasselbe auf subjektiver Empfindung, indem die an Frequenz und Energie nicht veränderten und in normalem Gesundheitszustande nicht empfundenen Herzkontraktionen sich subjektiver Wahrnehmung aufdrängen; zuweilen jedoch besteht wirklich eine abnorm beschleunigte und auch im Rhythmus veränderte Herzaktion, die durch sichtbare Pulsation an den Seitengegenden des Halses auch dem nichtärztlichen Beobachter wahrnehmbar wird.

Auch in Laienkreisen ist bekannt, daß bei Bleichsucht neben den sogenannten Herztönen, die durch die Aktion des Ventilapparates am Herzen, der sogenannten Herzklappen, hervorgerufen werden, sich noch Geräusche finden, die kurzweg als anämische bezeichnet werden und deren Ursache noch nicht sichergestellt ist; ebenso ist bekannt das sogenannte Nonnengeräusch (bruit de diable — diable: Nonne oder Brummkreisel), das von Blutwirbeln in dem erweiterten Strombett der großen Halsvene herrührt, und bei aufgesetztem Hörrohr als gleichmäßiges Brausen dem Ohr des Arztes zugeleitet wird.

An diese Störungen im Cirkulationsapparat schließen sich solche der Atmung. Die Chlorotischen kommen leicht „außer Atem", was sich einerseits durch verminderte Sauerstoffaufnahme von Seiten des Blutes, häufig auch durch Oberflächlichkeit der Atmung in Folge von Schlaffheit der Atemmuskeln erklärt. Auch sind die Chlorotischen sehr frostig, besonders häufig ist Klage über kalte Füße bei Hitzegefühl im Kopf. —

Ungemein häufig wird über Magenschmerz geklagt, und allerdings können bei dem mangelhaften Tonus der Gewebe, welcher der Chlorose eigentümlich ist, anato-

Digitized by Google

mische Veränderungen am Magen, sowohl Erweiterung, resp. Erschlaffung der Magenwandung als auch Magengeschwüre sich einstellen; meist handelt es sich jedoch um nervöse Störungen des Digestionsapparates. Die meist vorherrschende Stuhlverstopfung ist einerseits Folge der abgeschwächten Energie der Darmmuskulatur, welche die normalen Darmbewegungen, die Peristaltik, nicht zu Stande kommen läßt; andererseits spielen auch hierbei wohl nervöse Einflüsse eine Rolle. Die bei der Chlorose vorkommenden Störungen in der Funktion des Geschlechtsapparates sind mehrfacher Art; am häufigsten ist Ausbleiben der Menstruation oder sehr schmerzhafte Menstruation mit sehr geringer Absonderung.

Unter diesen Fällen findet man am häufigsten solche, die dem Virchow'schen Schema (Kleinheit des Herzens und der großen Gefäße neben mangelhafter Entwicklung der Geschlechtsorgane) entsprechen. Andererseits kommt auch sehr häufig überreichlicher Monatsfluß, sogar bis zur Erschöpfung, vor, wodurch natürlich das ursächliche Leiden noch verstärkt wird. Die innern Ursachen für diese Abweichungen sind unbekannt. Es kann als Folgezustand der Gewebserschlaffung, der Bänder und der Muskulatur des Uterus, auch vorkommen, daß ein anatomisches Unterleibsleiden, Lageveränderung ꝛc., sich an Chlorose anschließt und aus derselben entsteht; doch sind diese Fälle glücklicherweise selten. Sehr häufig ist dagegen Weißfluß, von besorgten Müttern häufig für die Ursache der gesamten Krankheitserscheinungen gehalten; derselbe hat bei echter Chlorose nur die Bedeutung eines Symptoms, bedarf meist nicht spezieller Behandlung, sondern schwindet mit den übrigen Krankheitserscheinungen.

Die meisten Chlorotischen haben außerdem über allerhand nervöse Störungen zu klagen, — Kopfschmerz, Migräne, Widerwillen gegen Speisen, namentlich Fleisch, Stimmungsanomalien, leichtes Erschrecken, Empfindlichkeit gegen Sinneseindrücke, Ohnmacht, unruhiger Schlaf. Bei von Hause aus nervös veranlagten Individuen, namentlich wenn nicht durch richtige Erziehung die Willenskraft geübt und Selbstbeherrschung als Pflicht erkannt worden ist, kann sich aus dem körperlichen Krankheitszustand eine ausgesprochene Hysterie herausbilden, welche die Kranke sich selbst und andern zur Plage macht, und die auch bestehen bleibt, nachdem die veranlassenden körperlichen Krankheitszustände gehoben sind.

Glücklicherweise ist bei einfacher Chlorose in Bezug auf Lebensgefahr die Prognose ohne Ausnahme günstig; doch kommen, namentlich wenn die Behandlung zu früh aufgegeben war, oder wo die begünstigenden Schädlichkeiten fortwirken, sehr häufig Rückfälle vor.

Die Behandlung der Chlorose kann nur eine Bekämpfung der Symptome sein, da die ersten Ursachen der Krankheit unbekannt sind. Zunächst empfiehlt es sich, diejenigen Momente, welche die Entstehung der Krankheit begünstigen, fortzuräumen. Leichte, nahrhafte Diät (nicht absolute Fleischkost), vernünftige Tageseinteilung mit soviel Beschäftigung als zum physischen und psychischem Wohlbefinden notwendig ist, ohne besondere Anstrengung, — Aufenthalt im Freien, ohne ermüdendes Spazierengehen, ist anzuraten; sorgfältige Mütter werden auch Lektüre und Gedankenrichtung ihrer Töchter überwachen. Günstig wirkt nach vielfacher Erfahrung Veränderung des Aufenthaltes, namentlich Versetzung in Höhenluft. Es ist durch subtile Untersuchungen nachgewiesen, daß nach Übersiedelung in Höhenluft nicht allein die Zahl der roten Blutkörperchen schnell steigt, sogar bis über das Normale, sondern auch der Hämoglobingehalt der einzelnen Blutkörperchen bald die Norm erreicht (Ehrlich). Dagegen bringt Aufenthalt an der See nicht immer Besserung, bei intensiven Graden von Bleichsucht sogar vermehrte Müdigkeit. Kalte Bäder von längerer Dauer wirken bei höheren Graden von Bleichsucht fast immer schädlich, weil sie dem Körper mehr Wärme entziehen als in kurzer Zeit ersetzt werden kann; von großem Vorteil ist dagegen häufig eine vernünftig geleitete Wasserbehandlung, am besten in einer unter Leitung eines individualisierenden Arztes stehenden Anstalt. In der eigenen Häuslichkeit sind Abreibungen, kurz dauernde kalte Abwaschungen, laue Bäder mit kühlen Abgießungen anwendbar, am besten kombiniert mit Massage, Gymnastik und Atemübungen.

Ein gewisses Aufsehen haben in neuerer Zeit erlangt die Berichte über Behandlung der Bleichsucht mit Aderlässen und Schwitzkuren, zuerst von Dr. Dyes in Hannover

Digitized by Google

angewendet, wissenschaftlicher begründet durch Wilhelmy und Scholz. Die Wirksamkeit soll darauf beruhen, daß durch Aderlaß und Wasserabgabe durch die Haut das Nervensystem und die Kapillaren entlastet werden und dadurch eine schnellere Regeneration des Blutes durch vermehrte Bildung von Blutkörperchen in den blutbildenden Organen — Milz, Leber, Lymphdrüsen, Knochenmark — angebahnt wird. Sicher ist, daß die Methode in manchen Fällen wirksam ist.

Unter den medikamentösen Mitteln nimmt die erste Stelle das Eisen ein. Die enorme Vielfältigkeit der Eisenmittel, welche die Neuzeit hervorgebracht hat, findet eine Berechtigung darin, daß nicht jedes Eisenmittel jeder Kranken bekommt; oft finden sich Idiosynkrasien gegen dieses oder jenes Präparat, während ein anderes anstandslos vertragen wird und zur Heilung führt. Sache des Arztes ist es, durch Erwägung der Umstände festzustellen, welches Mittel das passende ist, oft freilich führt nur das Experiment zur Erkenntnis. Wo die Verhältnisse es zulassen, ist durchschnittlich eine Kur in einem Eisen- oder Stahlbade der Darreichung künstlich hergestellter Präparate noch vorzuziehen; einmal, weil hierbei auch der heilbringende Faktor der Ortsveränderung eventuell der Höhenlage, in Wirksamkeit tritt, zweitens weil mit dem inneren Gebrauch der Eisenwasser auch Stahlbäder verbunden werden können. Zwar hat das physikalische Experiment gezeigt, daß das im Wasser in gelöster Form enthaltene Eisen die menschliche Haut nicht zu durchdringen vermag und also als solches nicht aufgenommen werden kann; die heilsame Wirkung der Stahlbäder ist jedoch außer Frage; möglich ist, daß die in den Stahlwässern meist enthaltene freie Kohlensäure das eigentlich wirksame agens ist; auch hier heißt es: ignoramus.

In neuerer Zeit macht, vielleicht veranlaßt oder verstärkt durch die Propaganda, welche die „medizinlose Heilkunde" (anmaßender Weise auch „Naturheilkunde" sich nennend) betreibt, ein Mißtrauen des Publikums gegen die Anwendung des Eisens sich bemerkbar. Ängstliche Mütter finden z. B., daß „der Magen leidet" oder „die Zähne verderben". (Die Furcht vor dem schädlichen Einfluß des Eisens auf die Zähne beruht auf einer Verwechslung der Ursachen; die mangelhafte Blutmischung der Bleichsüchtigen ist die Ursache, daß die Zähne leicht weich und kariös werden und ihre Erhaltung besondere Sorgfalt und häufiges Plombieren erfordert; einer leichten temporären Graufärbung der Zähne, die beim Gebrauch flüssiger Präparate vorkommen kann, ist leicht vorzubeugen durch Putzen der Zähne mit doppelkohlensaurem Natron und Alkalisieren der Mundflüssigkeit durch Spülung mit einer Natronlösung nach jedesmaligem Einnehmen, was am besten nach den Mahlzeiten geschieht.) Mag man es immerhin mit andern vernünftigen Maßnahmen, die ja häufig zum Ziel führen, versuchen; doch giebt es Fälle, die nur durch Eisen geheilt werden.

Neben dem Eisen spielt namentlich auch das Arsen — auch dies oft in der Form natürlicher Mineralwässer — nebst Mangan und Schwefel eine Rolle in der Behandlung der Krankheit.

So führen also bei der Chlorose verschiedene Wege zur Heilung. Das Gesundheitsgefühl ist gewöhnlich hergestellt, wenn der Hämoglobingehalt, der in schlimmen Fällen bis unter die Hälfte des Normalen heruntergehen kann, 80 Prozent erreicht hat.

Bei allen irgendwie schweren Fällen von Chlorose ist es notwendig, ärztlichen Rat einzuholen.

Digitized by Google

Die Buchhalterin.

Erzählung

von

Al. Hermann.

Nachdruck verboten.

Gerda war heimgekommen. Sie saß, den kleinen Kopf an die Lehne des Stuhls geschmiegt, die grauen Handschuhe und den runden Hut mit dem schwarzen Bande in der schlaffen Hand in ihrer Schlafkammer. Die weißen Vorhänge waren während der Mittagsglut herabgelassen, und das gedämpfte Licht beruhigte sie nach den Wanderungen dieses Vormittags in der grellen Sommersonne unter einem starren, stahlblauen Himmel.

Sie regte sich nicht. Wenn ein Bildhauer eines guten Vorwurfs für eine Statuette bedurft hätte, in der Art der zierlichen Tanagrafigürchen, dann hätte er Lehrer Lundgreens Älteste in diesem verschleierten Licht betrachten müssen, die zarte, schlanke Gerda mit dem schmalen Gesichtchen, das die rötliche Flechte umkränzte und dem ein Paar freie blaue Augen, so klar wie ein Gebirgssee, Leben und Wärme liehen.

Die Thür zur Kammer wurde geöffnet. Das junge Mädchen fuhr empor, rollte die Handschuhe zusammen und warf den Hut auf ihr Bett.

„Nun, Gerd?"

„Es giebt nicht viel zu erzählen, Mutter!" entgegnete sie der Eintretenden, einer stattlichen, korpulenten Dame. „Tag für Tag dieselbe Scene, wenn ich drüben in der Altstadt bin. Ich sähe so zart aus, ich wäre gewiß eben erst konfirmiert, man hätte wohl lieber eine Buchhalterin, die schon Erfahrung besäße. — Als ob nicht jeder Mensch einmal den Anfang machen müßte, nicht wahr? — Da war ich heut zuerst bei dem Agenten in der Theaterstraße, der eine Stenographin sucht. Unser Frauenverein gab mir die Adresse. Ein großer, semmelblonder Mensch in Hemdsärmeln öffnete. Ich fragte nach dem Chef. Der wäre er selbst. Gut, ich bin nicht prüde, ich will dem Herrn sein Negligé in dieser Tropenglut gern verzeihen, obschon er sich einer Dame gegenüber immerhin mit einem Wort hätte entschuldigen müssen — aber, daß er sich gemächlich auf das Sofa legte, während er mir einen unglaublich stilisierten Brief diktierte, laut gähnte, rauchte, wie ein Schifferknecht ins Zimmer spie —"

„Es ist ja nicht zu glauben!"

„Glaube es getrost, Mutter. Einer Buchhalterin gegenüber wird man sich doch nicht Zwang auferlegen?"

„Wirklich, das nächste Mal werde ich dich auf deinen Gängen begleiten müssen, Gerda."

„Sorge nicht! Zum Glück giebt es noch genug Männer, die wissen, was sich gebührt. — Du kannst dir's wohl denken, ich war einigermaßen erregt über das Betragen dieses Herrn. Mein Stenogramm ließ daher zu wünschen übrig, obgleich ich sonst sicher schreibe. Beim Wiederholen des Briefes zitterte meine Stimme, in der Verwirrung stotterte ich — kurz, ich schien dem Semmelblonden, wie er mir schnarrend zu wissen gab, ungeeignet für seinen Posten — war entlassen. Und hätte er in mir das Phänomen sämtlicher Stenographen der Welt entdeckt, auf diese Schwelle hätte ich keinen Fuß mehr gesetzt!"

„Das wollt ich meinen."

„Hernach fuhr ich in dem stoßenden Omnibus bis zur Christinenkirche. Dicht am Kirchplatz suchte eine Wäschefabrik eine junge Fakturistin. Man schickte mich in den vierten Stock des ungeheuren Gebäudes. In einem drückend warmen, niedren Saal, in dem das Personal gerade frühstückte, saßen Reihen blasser, verkümmerter Mädchen und schlangen hastig aus Tassen und Töpfen das mitgebrachte Essen.

Digitized by Google

Wie geräuschvoll sie schlürften! Wie sie die Butterschnitten mit dem Taschenmesser in der Faust dicht vor dem Munde abschnitten oder mit einer Gabel in ihrem irdenen Fleischtopf herumstocherten — dazu ihr albernes Gekicher, das Reden von „ihm" und dem kommenden Sonntag mit seinem Ausgang wieder mit „ihm" — hier hätte ich mich nie wohl gefühlt, niemals! Ich war nur froh, als es nach einem halbstündigen Warten, während dessen ich von Kopf bis Fuß bekrittelt wurde, nicht immer zu meinem Vorteil, hieß: die Stelle sei vergeben." —

„Und wie war es bei Carlsen Erben, dem Buchhändler?"

„Der Herr wollte mir Bescheid schreiben. Mir scheint, das ist die geschickteste Ausrede, um einen Lästigen los zu werden."

„Meinst du? Sieh, im Kontor des Herrn Carlsen, in einer der ersten Buchhandlungen thätig zu sein, gewissermaßen noch eine Verbindung mit den höheren Interessen der Menschheit zu haben —"

„Das klänge für solche Leute, die wenigstens den Schein wahren wollen, noch am allerbesten, vornehmer, als wenn es heißt, Lehrer Lundgreens Tochter schreibt die Rechnungen beim Strumpfwarenhändler Petersen oder zählt Nägel beim Eisenkrämer."

„Du wirst bitter! Gewiß, deinem Vater und mir wäre es tausendmal lieber gewesen, du hättest auf der Präparanden-Schule in Stockholm bleiben können, gute Anlagen besitzest du ja, dein Lehrerinnen-Examen hättest du bestanden; doch noch zwei Jahre würden verstreichen, bis du etwas erwirbst, zwei lange Jahre. Und wer soll all die teuren Bücher anschaffen, dein Schulgeld bezahlen? Der Vater, du siehst es ja selbst, Kind, kann nichts mehr verdienen, seit er den letzten bösen Anfall gehabt hat; unsere Pension ist gering. Ich möchte ja Kostgänger ins Haus nehmen, durchs Feuer möchte ich gehen für euch alle, mitten durch —"

„Errege dich nicht, Mutter! Ich weiß, daß ihr nicht anders konntet. Genau betrachtet, dürfte denn auch mein Tausch gar so schlecht nicht sein, statt eigenwilliger, ungeduldiger Kinder gefügiges, geduldiges Papier vor sich zu haben."

„Mein vernünftiges Mädchen! Wirklich, du verstehst allem eine gute Seite abzugewinnen. Du bist deines Vaters Kind, der auch nie den Mut verliert. Von mir hast du das Tapfersein nicht geerbt, wahrlich nicht — ach, hättest du doch bald Erfolg! Carlsen Erben, eine so alte, gute Handlung! Ich habe da schon Bücher entliehen, als ich in meiner Jugend noch Mitglied in der „Thalia" war und die Rollen der ersten Liebhaberinnen spielte; ich gefiel, ich war eine Erscheinung, damals —"

„Du findest am Ende, Carlsen hätte so eine Art Verpflichtung gegen die Tochter einer alten Kundin?"

„Geh, Gerd, das habe ich wahrlich nicht sagen wollen! Aber würde es dir nicht Freude bereiten, mit Dichtern, Dramatikern, mit Männern von Geist in Berührung zu kommen? Mich würde das beglückt haben, als ich noch ein junges Ding war!"

„Ich bin nicht so ideal veranlagt. Ich glaube, daß solche Herren, wenn sie zum Buchhändler gehen, um mit ihm zu unterhandeln oder Kontrakte abzuschließen, nicht gerade ihre idealen Seiten herauskehren werden. Doch weshalb denken wir fortwährend an diesen Carlsen? Ich bin garnicht einmal sicher, ob ich dem Chef des Hauses gefallen habe. Übrigens — wenn man das stolze Wort „Theater-Buchhandlung" liest, stellt man sich vor, ihr Besitzer müßte etwas vom Theaterhelden an sich haben, und da sitzt dann so ein dünnes Männlein, mit einem Gesicht, das niemals jung gewesen sein kann, von einer Farbe, als hätte sich aller Staub der Bücher darauf gelegt, —"

„Ich verstehe, die fahle Farbe des Gelehrten —"

„Mag sein — zwischen hohen Stößen von Büchern, redet abgebrochen, ungewandt, bewegt sich linkisch." —

„Nun, wenn du diesem Herrn ebensowenig gefallen hast, wie er dir, dann werdet ihr niemals einig werden."

„Weshalb? Äußerlichkeiten bestechen mich nicht. Wir Frauen sind ja in diesem Punkt nicht halb so anspruchsvoll wie die meisten Männer. Wenn es Herr Carlsen mit mir versuchen wollte, es wäre mir eben recht. — Und nun will ich dem Vater ‚Guten Tag'

Digitized by Google

sagen. — Mutter, wenn ich dann in einem Geschäft arbeite, gleich viel in welchem, versprichst du dem Vater vorzulesen, abends mit ihm Schach zu spielen? wird Lars ihn auf allen Spaziergängen begleiten? — Ihr sollt Vater niemals allein über die Dämme gehen lassen, es kann ein Unglück geben, der schwache Fuß könnte plötzlich den Dienst versagen."

„Du wirst uns allen fehlen, Gerd; nicht nur dem Kranken. Der Kleine und ich, wir werden Mühe haben, dich zu ersetzen."

„Niemand ist unersetzlich. Wenn ich nur bald, recht bald, für euch arbeiten könnte, statt euch die Bissen vom Munde zu stehlen!" Gerda Lundgreen streckte ihre Arme im Gefühl ehrlichen Wollens weit von sich und preßte ihre schmalen Lippen noch fester auf einander. —

* * *

Der Buchhändler Erik Carlsen prüfte in seinem Privatkontor das Manuskript eines Schriftstellers, das schon Wochen hindurch auf seinem Schreibtisch umherlag, das heißt, er las und las, und als er am Schluß war, wußte er kaum, wovon auf den großen, weißen Bogen die Rede gewesen.

Die Schuld daran trug das kleine, blonde Mädchen, das an diesem Morgen hier vor ihm gesessen hatte, ihn so ruhig mit ihren lichten Augen angeblickt und so frisch auf seine Fragen geantwortet hatte. Ja, was sollte er eigentlich in seinem Geschäft mit diesem Püppchen anfangen? Sollte es auf die hohe Stehleiter klettern, das geforderte Buch herabholen und sich dabei die weißen Finger grau bepudern? Wenn es herabfiele und sich einen Schaden thäte? Die Kleine hätte besser gethan in Stockholm auf dem Lehrerinnenseminar zu bleiben, wo man „ihren Abgang seltener Fähigkeiten halber aufrichtig bedauerte," wie in ihrem Zeugnis vermerkt stand. Für die Arbeit einer Maschine, die sie doch bei ihm verrichten müßte, war sie nicht geboren; wie schnell, und der zarte Rosenhauch auf diesen Wangen wäre ertötet von der drückenden Stubenluft! Er meinte es nur gut mit diesem Kinde, wenn er es nicht in sein Haus nahm, nur gut. —

Und Herr Erik Carlsen griff wieder mit der mageren Hand nach dem Manuskript, noch einmal wollte er es studieren, ganz ohne Nebengedanken; denn Gerda Lundgreen war jetzt abgethan, ganz und gar. Einige Seiten durchlas er mit weit geöffneten Augen, aber dann fiel ihm plötzlich ein, daß das Königskind hier in dem phantastischen Märchenspiel vielleicht eine gewisse Ähnlichkeit haben könne mit — — er zwang sich die schwungvollen Jamben silbenweis zu skandieren, um das aufdringliche Mädchen zu verscheuchen. Er las endlich halblaut; und da war's ihm plötzlich, als würde das mattglänzende Papier zu einem Spiegel; vom weißem Grunde hob sich ein zierliches Köpfchen mit rotblonden Locken ab. Mit jähem Ruck warf der Buchhändler die Dichtung auf den Tisch, sprang empor und goß ein Glas Wasser hinunter, lauwarm, fade, brr'. — „Hansen, Hansen!" rief er in wütendem Ton nach dem alten Hausdiener, der schon zu seines seligen Vaters Zeiten für die Ordnung des Privatkontors gesorgt, und der gewiß die geschliffene Karaffe heute nicht frisch gefüllt hatte, — doch Hansen war halb taub, noch dazu hämmerte er hinten in der Packkammer. Nun nahm Herr Carlsen seinen grauen Schlapphut vom Riegel, es trieb ihn auf die Straße. Das Geräusch, tausend andere Gesichter und Gesichtchen würden das der jungen Hexe schnell genug vertreiben.

„Fräulein Rasmussen, ich mache einen kleinen Geschäftsgang, dürfte bald wieder zurück sein, falls jemand nach mir fragen sollte," wandte er sich an die älteste Verkäuferin, als er den engen Laden durchschritt.

Dann schlenderte er durch die holprige Straße, geradeaus, immer geradeaus, wohin, wußte er selbst nicht. Vorüber am Hafen, wo sich die Leute drängten und stießen, wenn sich die Stauer mit Kisten und Säcken unbeirrt Bahn brachen, durchmaß er dann den Stadtpark, in dem es ungewöhnlich leer war bei dieser Hitze. Gelbes, versengtes Laub, auf das sein Fuß trat, erweckte fast den Eindruck, als wäre schon der Herbst gekommen; das Schweigen der Vögel erhöhte diese niederdrückende Stimmung. Jetzt schimmerten die Häuser der Vorstadt durch das Geäst.

Digitized by Google

Stille, verträumte Straßen, in denen kein Wagen raſſelte. Anſpruchsloſe, einſtöckige, rote Backſteinhäuschen, von einem grünen Lattenzaun umfriedet, mit grünen, vielfach geſchloſſenen Fenſterläden, ſchmalen, grünen Eingangsthüren, einem runden, blumenbeſtellten Balkon in der Mitte des erſten Stockwerks. Sie hatten alle etwas ſo Urſprüngliches, Ungekünſteltes, als hätte man ſie einer Spielzeugſchachtel entnommen und hier, eines neben dem andern, aufgebaut. Behaglich mußte ſich darin, fern von allem Geräuſch, wohnen und leben laſſen; in dem kleinen Vorgarten mußten ein paar Perlhühner mit feuerroten Kämmen auf und ab ſtolzieren und picken, auf der Schwelle des Eingangs ein getreuer, ſchneeweißer Spitz lagern. In ſolch ein ländliches Idyll würde Gerda Lundgreen trefflich hineinpaſſen — hatte ſie nicht davon geſprochen, daß ſie gleich hinter dem Stadtpark wohne — Wallgaſſe, war's nicht ſo? Er blickte an der nächſten Straßenecke auf das Schild. „Am Wall" las er laut. War das nicht ſeltſam? Er wollte dieſem Kinde entfliehen, und ſtatt deſſen lief er ihm ſchnurſtracks nach, ihm gerade in die Arme — es geſchah ohne ſeinen Willen, ſeine Abſicht! Da konnte man ja beinahe an Suggeſtion, Hypnoſe oder wie die modernen Narrheiten ſich nennen, glauben! Oder auch, falls man etwa ein gläubiger Moslem war, an ein Fatum. Gegen das Fatum ſoll ja jedes Auflehnen vergeblich ſein, heißt es. Dem Buchhändler ward unbehaglich ſchwül zu Mute. Er riß ſeinen Schlapphut vom Kopf und begann förmlich zu laufen. Ein gelbes Meſſingſchild blitzte plötzlich auf: „Guſtav Adolph Lundgreen, Sprachlehrer" ſtand mit ſchwarzen Lettern darauf. So hatte es nichts genutzt, daß er die Flucht ergriffen! Er blieb ſtehen und wiſchte ſich die Schweißperlen von der blaſſen, hohen Stirn. „Dieſe Gerda iſt mein Fatum," murmelte er und langte haſtig nach dem Klingelzug. Im nächſten Augenblick löſte er die Hand wieder. — Unſinn! wenn er nicht wollte, brauchte er ja hier nicht zu läuten, es mußte doch nicht ſein! —

Dann aber würde Fräulein Lundgreen bald genug eine andere Stellung finden, vielleicht in einem Hauſe, in dem ſie ſchroff behandelt würde, in dem ſie zum täglichen Verkehr mit untergeordneter, roher Geſellſchaft gezwungen wäre, — nein, nein, er, Erik Carlſen, durfte es nicht dulden; niemals ſollte ſie den Schmutz des Daſeins kennen lernen, zu ihm ſollte ſie kommen, da war ſie geborgen, geſchützt! Ein wohlgefälliges Werk geſchah, wenn er das blutjunge, unerfahrene Ding in ſein Kontor nahm. Und hinter dem Ladentiſch brauchte dieſes Kind auch nicht gerade zu ſtehen, die herausfordernden Blicke junger Leute mußte man ihr erſparen. Da wollte er ihr ſchon lieber die Geſchäftsbriefe, die jetzt Fräulein Rasmuſſen ſchrieb, diktieren; neben ihm am Schreibtiſch ließe ſich wohl noch ein Plätzchen finden — natürlich nur täglich auf ein Stündchen. — Alſo — ich werde es einmal mit dieſer kleinen Gerda verſuchen!

Herr Carlſen fuhr ſich durch die dünnen Haare, ſtülpte den Hut feſt auf, puſtete ein Stäubchen von ſeinem ſchwarzen Rockärmel, räuſperte ſich — dann, ſchnell entſchloſſen, ſchreckte er mit ſeinem ſchrillen Geklingel das rote Backſteinhäuschen. Drinnen ſchlug ein Hund an — ſo mußte es ſein — der gehörte notwendig zu Gerdas Idyll. Oben in der Manſarde über dem erſten Stock wurde nach geraumer Zeit ein Fenſterchen geöffnet. Ein blonder Knabenkopf ließ ſich ſehen.

„Wünſchen Sie zum Lehrer Lundgreen?" rief eine helle Stimme. „Der iſt jetzt nicht hier."

„Könnte ich dann die Dame des Hauſes ſprechen?"

„Mutter und Gerda gingen mit dem Vater. Aber warten Sie, bitte, ich bin gleich bei Ihnen!"

Der Harrende hörte Kinderfüße mit Gepolter die Treppe herabſpringen, darauf lief ein rotbäckiger Burſche mit halblangen Haaren auf ihn zu, bot ihm die Hand über den Zaun und machte einen wohleinſtudierten, ſteifen Bückling, bei dem ihm alle blonden Haare in das Geſicht flogen.

„Hätten Sie etwas auszurichten, Herr? Ich kann's beſtellen, ich bin Lars, auch ein Lundgreen", ſprach er, als er wieder aus der Tiefe auftauchte.

Ein prächtiges Kerlchen! dachte der Buchhändler, ganz und gar das treuherzige Geſicht der Schweſter. Des Knaben Blicke waren er-

Digitized by Google

wartungsvoll auf den Fremden gerichtet, der eine Karte aus seiner Brieftasche zog.

„Ich möchte dir einige Worte für dein Fräulein Schwester aufschreiben."

„Für unser Gerdchen? Dann sind Sie am Ende ein Herr, bei dem sie arbeiten soll. Heut, beim Mittagessen, haben die Großen davon gesprochen, ich konnte nicht ordentlich zuhören — nämlich wir hatten Grütze mit Himbeersyrup, mit Himbeersyrup" wiederholte er mit glänzendem Gesicht. „Wollen Sie vielleicht mit meinem Blaustift schreiben?" fuhr Lars fort, als er bemerkte, daß der Herr in seiner Westentasche suchte. „Hier!" Zugleich mit einem tintenfleckbesäten, erdfarbnen Taschentuch, das ehedem weiß gewesen sein durfte, zog er einen winzigen Stummel hervor. „Der giebt noch ganz nett an!" vorhin hab ich's an meinem Kolorierbogen gesehen, ultramarin-blau sagt Gerda."

„Ich muß sehr danken, Lars. Nun habe ich schon selbst gefunden. Gieb nachher diese Zeilen deinem Papa für die Schwester, willst du?"

„Schreiben Sie auch nichts, womit sich Vater aufregen kann? Ich möchte es wohl lieber erst Mutter zeigen."

„Mein Bescheid kann höchstens angenehm sein. Ich werde ihn dir vorlesen: Fräulein Lundgreen kann die Stellung einer Kontoristin mit einem Monatsgehalt von 70 Kronen in meinem Hause zum 15 cr. antreten. Zusage oder Absage wird umgehend schriftlich erbeten. Carlsen Erben, Theaterbuchhandlung."

„Ganz famos!" rief der Kleine und nahm die Karte in Empfang. „Sagen Sie, könnte man bei Ihnen vielleicht „Das weiße Prairieroß" oder die Geschichte von „Ali Baba und seinen vierzig Räubern" leihen? Ich mache keine Eselsohren hinein, gewiß nicht! Mein Freund Holmsted auf dem Paulinum meint, so was Schönes hätte er in seinem Leben noch nicht gelesen!"

„Ich werde einmal zusehen, ob ich es dir verschaffen kann, mein Junge. Verliere mir die Karte nicht; richte aus, ich sei auf einem Geschäftsgang zufällig hier vorübergekommen, — ganz zufällig, — hörst du?"

„Schön. Und, — Herr, — den Namen weiß ich längst nicht mehr, — ich will Ihnen noch was sagen. Sie dürfen schon immer ein bißchen freundlich mit Gerdchen sein; denn sie kann nicht vertragen, wenn sie ausgezankt wird, dann kommen gleich die Thränen; und Mädchen kann ich nicht weinen sehn."

„Ich ebenfalls nicht, Lars Lundgreen — ich danke dir für deinen guten Rat." Lachend eilte Herr Carlsen davon.

Als er die Straße hinaufging, gewahrte er in der Ferne drei Personen, die auf ihn zukamen. Eine starke, imposante Frau, hinter der ein junges Mädchen in einem dürftigen grauen Leinenkleid, das bedachtsam einen mageren Herrn führte, sichtbar wurde. — Der Chef des Hauses hatte die künftige Buchhalterin aufgesucht, was würden wohl Gerdas Eltern davon denken? — Noch konnte er ausweichen, Gott sei Dank, hier öffnete sich eine kurze Sackgasse. Herr Carlsen trat hinein und ließ den kleinen Zug an sich vorüberschreiten.

Längst war er verschwunden; und er stand noch auf dem gleichen Fleck, starrte auf die runden Kopfsteine, zwischen denen das Gras emporschoß, — das frische, grüne Gras, das soeben ihr junger Fuß gestreift hatte! —

Seit des Vaters Anfall war dieser Abend der erste stillvergnügte, den Lundgreens wieder verlebten. Sie saßen auf dem kleinen Balkon, und Lars benutzte den günstigen Anlaß und leerte ein Glas Himbeerlimonade nach dem andern auf Gerdchens Wohl, bis Frau Lundgreen ihn nach einigem Sträuben hinauf in die Schlafkammer führte.

Der kranke Lehrer nahm die lebenswarme Hand der Tochter in seine eiskalte, zitternde, hielt sie lange und sagte, zu den glitzernden Sternen blickend, um seine Rührung zu verbergen.

„Du gehst nun hinaus in die Welt, Gerda!"

„Aber, Vater, jeden einzigen Abend kehre ich ja zu euch zurück! — Vor einem Jahr, als ich nach Stockholm fuhr, unter all den Fremden wohnen sollte" —

„Kind, Kind, die Schule ist das Leben nicht, schnell genug wirst du das erfahren!"

„Ich habe keine Furcht; ich blicke getrost in die Zukunft!"

„Dein Wort in Gottes Ohr, kleine Gerda!"

* * *

Digitized by Google

aller Südländerinnen geteilt. Es war ihm niemals bisher aufgefallen, und doch, ja —

Nein, heute saß ihm der Splitter der Eiskönigin im Auge, der von ihrem zertrümmerten Spiegel auf die Erde geflogen war und das Auge zwang, an all und jedem etwas Widerwärtiges, Unangenehmes zu entdecken!

„Wir hören auf, Fräulein Lundgreen," sagte er plötzlich abbrechend.

„Der Satz ist nicht beendet —"

„Das weiß ich sehr wohl, doch — Sie dürften Appetit bekommen haben, es ist an der Zeit Mittagspause zu machen. Ich gebe Ihnen zwei Stunden Tischzeit — gleich nach Ihrer Rückkehr fertigen Sie die Abschriften." —

„Nun, was hat Sie denn so lange im Privatkontor zurückgehalten?" forschte neugierig Fräulein Rasmussen, als Gerda den Laden betrat.

„Herr Carlsen ließ mich ein paar Geschäftsbriefe schreiben, Fräulein."

„Geschäftsbriefe — so. Eilen Sie, daß Sie spätestens binnen einer Stunde wieder zur Stelle sind!" fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß das junge Mädchen ihren Handschuh aufzog.

„Mein Weg ist sehr weit, Fräulein Rasmussen. Ich erhielt soeben die Erlaubnis zwei Stunden auszubleiben." Mit freundlichem Gruß entfernte sich Gerda.

Die Zurückbleibende ballte die Hände. Das ihr! Dies der Dank für ihre Pflichttreue, ihren Eifer! Jahr und Tag hatte sie für ihren Chef die Korrespondenz geführt, nun kam diese Fremde, — dieser Guck in die Welt, — sie hatte ausgedient, wurde bei Seite geschoben, wie ein ausrangiertes Stück **Möbel!** Hinein zu Herrn Carlsen, heut ist **der 15.,** ihm kündigen! durchfuhr es ihr erregtes **Hirn.** Wenn er sie dann nach ihren Gründen **fragte,** so wollte sie kein Blatt vor den Mund **nehmen.** — O, es war alles schnell gedacht **und rasch** ausgeführt — doch sie hatte Rücksichten **zu** nehmen; wie, wenn sich nicht gleich eine **neue** Stellung bot und ihre alte Mutter **und** sie — ach, an ihr lag ja weniger — darben **mußte?** Den stillen Vorwurf in den Blicken der **greisen** Frau würde sie nicht ertragen, — tausendmal lieber schweigen, sich ducken, sich demütigen lassen!

Im Grunde konnte sie ja froh sein, wenn nicht alle Arbeit auf ihren Schultern lastete — pah, denn auf diesen Lürßen war überhaupt nicht zu rechnen; ein guter, dummer Bauernbursche, der auch besser gethan hätte, hinter Vaters Kachelofen zu bleiben. — Hm, eine eigene Bewandtnis schien es doch mit dieser kleinen „Kontoristin" zu haben; zum Abstauben war sie zu schade — zwei volle Stunden gab man ihr Mittagspause, für sie selbst mußten $1^1/_2$ Stunden genügen! Auch das Diktieren der wenigen Briefe war heut von ungewöhnlicher Dauer gewesen, vielleicht schrieb das Mädchen sehr langsam, vielleicht auch — Nein, nein, auf Herrn Carlsen ließ sie nichts kommen!

Ungewöhnlich niedlich war diese Lundgreen wirklich; übrigens schien sie es sehr genau zu wissen. Kein Wunder! Heut zu Tage sind die Mädel schon kokett, wenn sie eben auf den Beinchen stehen können. Hallo! Amalia Rasmussen würde schon ein wachsames Auge haben, dessen durfte sie sicher sein, ganz sicher!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

der Bücherregale an die Reihe. Sie bedienen sich wohl dieser Stehleiter! Machen Sie Ihre Sache ja gründlich, rate ich, der Chef ist peinlich eigen."

„Guten Morgen!" klang es unerwartet.

Das laute Gebell eines zottigen, gelbbraunen Hundes, der hinter dem Buchhändler hertrottete, übertönte den Gegengruß des Personals.

„Zampa, halt Ruhe! — Sieh da, Fräulein Lundgreen, Ihretwegen schlug das Tier an. Also von heut ab sind sie eine der Unsern. Ich verpflichte Sie nunmehr auf Ihren Diensteid, zu hören, zu sehen und zu schweigen!" Herr Carlsen näherte sich mit einer gewissen Feierlichkeit und hielt ihr die Hand entgegen. Gerda legte die ihre verwirrt hinein.

„Was für einen grauen Lappen halten Sie denn in der Linken?"

„Die neue Dame war so gütig, sich der zweifelhaften Sauberkeit in unsern Laden ein wenig anzunehmen," schnitt ihr die Verkäuferin süßlich lächelnd die Antwort ab.

„So. — Hansen hat bis jetzt für die Reinlichkeit der Geschäftsräume Sorge getragen, er wird es auch fernerhin thun. Die Morgenbeschäftigung unserer Kontoristin" — er betonte das Wort stark — „ist das Registrieren; verstehen Sie mich recht, Fräulein Rasmussen?"

Jetzt war es an dem hageren Fräulein, sich auf die Lippe zu beißen.

„Sehr, sehr wohl," flüsterte sie, die Augen züchtig zu Boden senkend.

Doch kaum war der Buchhändler verschwunden und das mächtige Tier ihm wie sein Schatten gefolgt, so schleuderte sie dem jungen Mädchen einen zornerfüllten Blick zu. Das Wischtuch riß sie ihr unsanft aus den Fingern.

„Setzen Sie sich nur eiligst auf Ihr Stühlchen," klang es beißend. „Herr Lürßen, zeigen Sie der Dame ihre Arbeit, ich habe zu thun!"

Gerda hielt es für das Klügste zu schweigen und folgte dem jungen Manne.

„Bei uns müssen Sie sich ein dickes Fell anschaffen, unsre Alte wird bald wild. So sitzengebliebene Jungfern haben eben ihre Launen," flüsterte gutmütig tröstend ihr Begleiter. „Übrigens kann ich von Glück reden, daß die Schachtel mich beauftragt hat, Ihnen das Registrieren — unter uns, Fräulein, die ödeste Arbeit unter der Sonne — beizubringen. Ziehen Sie nur mal diesen Kasten auf! Ha, ha, nette Bescherung! Vor Schreck wäre unsre Gestrenge in Herzkrämpfe verfallen! Ha, ha, seit einem Monat ist keine Zeile mehr geordnet! — Ein rechter Jammer, Fräuleinchen, daß Sie schon so eilig kommen mußten; bis zum Ersten hätten Sie ruhig warten können und mich mit Hansen frühstücken lassen sollen. Es aß sich so gemütlich hier im Lagerraum; die Geschäftsbriefe liefen nicht fort — nämlich, wenn man im Laden neben der Rasmussen steht, die Schindluder mit jedem spielt, dann Gnade jeder hungrigen Seele! — Aber nein, Fräuleinchen, wie Sie bloß auf Ihrem Bock vor dem Pult sitzen!"

Er brach in erneutes Gelächter aus, das Gerda erröten machte — „wie Donna Elvira im Circus auf dem ungesattelten Rappwallach hängen Sie, jede Sekunde denkt man — nun schießt sie in den Sand. Das macht, Ihre Beinchen sind zu kurz geraten! Bleiben Sie nur ohne Gêne sitzen, ich werde das Fußgestell passend — zieren Sie sich doch nicht!" fuhr er eifrig fort, als Gerda Miene machte herabzuspringen. „Sehen Sie, jetzt haben Sie Halt. — Und nun wird Sie Karl Christian in die Lehre nehmen:

Also — hier, unter dem 2. Juli, schreibt der „Historische Verein" in Upsala. Sie registrieren: Historischer Verein, Upsala, sehen nach dem Datum des Briefes, notieren es. Fertig! Geschwindigkeit ist keine Hexerei! — Donnerkreuz, flotte Hand! Ich schreibe nämlich, als wär ich aus Jönköping.

Weiter im Text. Leute der Grube „Gustav Wasa" in Dannemöra. Die Eisenkerle wollen Theater spielen. Schreiben ist datiert vom 8. Juli" —

„Lassen Sie mich allein versuchen, Herr Lürßen!"

„Richtig, ganz richtig. Na, Fräuleinchen, da Sie doch so schnell hinter mein Geheimnis gekommen sind, könnte ich mich wohl ein wenig von den Strapazen dieses Morgens verschnaufen."

Der lange Mensch ließ sich auf einer Kiste nieder und zerrte mühsam ein stattliches Packet aus der Rocktasche.

Digitized by Google

„Man merkt gleich, daß bei mir daheim das Korn gut gerät, mein Alter ist nämlich Oekonom, drunten in Schonen", sprach er und liebäugelte mit einer runden, dreifingerdicken Landbrotschnitte. „Sie sind an Eidesstatt verpflichtet, über all und jedes, was Sie bei Carlsen Erben sehen, zu schweigen, nicht so?" Ein pfiffiger Zug glitt über sein gutmütiges Gesicht. „Wenn Sie des bleichen Erik gewahr werden, er pflegt durch die Packkammer zu kommen, signalisieren Sie gefälligst: zweimal räuspern, laut und vernehmlich."

„Wie respektlos Sie von Ihrem Chef sprechen. — Uebrigens habe ich keine Veranlassung Ihre Trägheit zu unterstützen!"

„Kleine Kratzbürste!" Herr Lürßen aß unter hörbarem Achzen seine Riesenschnitte, und Gerdas flinke Feder huschte raschelnd über einen Brief nach dem andern. Ganz in ihre Arbeit vertieft, bemerkte sie nicht, daß Herr Carlsen leise eintrat. Kaum gewahrte der Nimmersatte seinen Vorgesetzten, als er blitzschnell sein Butterbrod vom Munde zog und sich darauf niedersetzte.

„Was treiben wir denn hier hinten, Junker Luftikus, he?" —

„Ich, — ich soll der Dame Anweisung geben — Registrierunterricht; Fräulein Rasmussen hat's befohlen."

„Aha, dazu haben Sie es sich bequem gemacht! Stehen Sie doch auf, Herr Lürßen, wenn Sie etwas lehren wollen —"

„Ich möchte ja wohl gern, aber, wenn's doch ganz unmöglich ist —"

„Unmöglich?"

„Ach, Herr Carlsen, ich leide so schrecklich — der Krampf in der Wade — hier, das linke Bein — au! zwackt das —" Er pfiff vor Schmerz.

„Das ist allerdings recht unangenehm. Dann halten Sie sich nur fürs erste völlig ruhig, hören Sie?"

„Ich will nur hoffen, das furchtbare Ziehen verliert sich bald, damit ich mich Ihnen nützlich machen kann, beispielsweise ein paar Gänge —"

„Dann dürfen Sie mir aber nicht so lange ausbleiben, wie gestern."

„Lange? Ich bitte Sie, wenn sie mir doch gerade die neue Brücke vor der Nase aufziehen!"

„Eigentümlich, gerade Sie haben immer das Malheur vor aufgezogenen Brücken warten zu müssen!" Er wandte sich an Gerda.

„Sollten Sie irgend eine Frage an mich zu richten haben, ich gebe gern Auskunft; fürchten Sie nicht mich zu belästigen, Fräulein Lundgreen, Sie finden mich in meinem Privatkontor."

„Sie sind sehr gütig, Herr Carlsen!"

Kaum hatte der Buchhändler den Rücken gewandt, so fuhr der junge Lürßen wie ein Blitz von der Kiste, drehte sich ein paar Mal im Kreise: „Saubre Sache! Alles rein zu Mus gequetscht! Teufel auch — die Hälfte ist an meiner hellen Hose hacken geblieben!" schrie er. In komischer Verzweiflung fuhr er sich bald mit beiden Händen über den Boden seiner Unaussprechlichen, bald kratzte er sich in seinen gelbblonden Haaren und zeigte auf das breit gedrückte Butterbrot: „Ha, das kriecht auf keinen Heuboden, das soll meinem Vater seinem Sohn passieren!"

Gerda, die erstaunt von ihrer Arbeit aufsah, mußte hell auflachen.

„Sie sind auch 'ne barmherzige Seele! Statt sich ein bißchen zu tummeln und mich wieder zu einem manierlichen Kerl zu machen, sitzen Sie da und schütten sich aus vor Lachen! — Nichts für ungut, Fräuleinchen, bei uns zu Haus sind die Mädel aber nicht so zimperlich" — er hob die Schöße seines schwarzen Gehrocks — „Himmel! da blühen Sie gleich wie'n Pfingststrauch — keine Furcht, ich werde Sie nicht belästigen, ich zeige Hansen meine Rückansicht —"

„Daran werden Sie auch gut thun, Herr Lürßen." — Nein, so ein ungehobelter Bursche! Doch böse sein konnte man diesem Racker nicht, dachte Gerda, als Carl Christian, der seinen Wadenkrampf in der Erregung ganz vergessen hatte, mit Windeseile davon lief.

Am besten ließ sich doch ganz allein arbeiten; wie ungestört man bei dem Registrieren denken konnte, die Hälfte des Geistes durfte ungestraft spazieren wandeln. —

Zehn Uhr mochte es jetzt sein. Daheim im Wohnzimmer saßen die Eltern beim zweiten Frühstück. Es war doch schrecklich zu sehen, wie Vaters Hand beim Essen zitterte und wie wenig er genoß! Heute würde er vielleicht gar

Digitized by Google

nichts zu sich nehmen, er war so seltsam unruhig an diesem Morgen gewesen; es grämte ihn wohl, sie nicht immer um sich zu sehen. —

Lars war jetzt in der Schule, der Lehrer diktierte. O, diese Fehler! Mit der Rechtschreibung lebte er beständig auf Kriegsfuß. „Junge, so suche doch nicht droben bei den krausen Lämmerwölkchen Hilfe, starre nicht gedankenlos aus dem Fenster, sinne nach, überlege —“ ach, hier konnte man den Hals recken, bis er einen schmerzte, nicht eines der niedlichen Wölkchen kam zum Vorschein, nichts als graue Mauer, öder, grauer Hof mit einem viereckigen braunen Holzbrunnen — halt! auf seinem eisernen Schwengel sitzt eine schneeweiße Taube. Sie gurrt, freut sich ihres Seins — glückliches Tier dort in der Freiheit! — Arme Menschen, das Höchste, was sie besitzen, verlieren sie um schnödes Geld. Eine Fabel nur ist die Freiheit, ein jeder lebt als Sklave des andern. Nicht ein jeder. Geld ist Macht. Die Armen, das sind die Lasttiere. Beklagenswertes Lasttier! Tag für Tag, Jahr für Jahr ins Joch eingespannt, wird dir der Jugendmut gebrochen, glaubst du zu leben, ohne gelebt zu haben. Für andre wachsen Rosen, für dich nur Disteln und Dornen! — Hebt deine zarte Brust ein Seufzer, kleine Gerda? Fliegen schwarze Schatten über deine lichte Stirn? Warst du es, die stolz gesprochen: ich blicke getrost in die Zukunft?

Sie erinnert sich ihrer Worte, mutvoll versucht sie zu lächeln, doch ihre Augen schimmern feucht, vor ihr tanzen die Buchstaben. —

„Sie möchten zum Herrn kommen, Fräulein!“ meldet der alte Hansen. — Ach, das ist gut; gut, daß sie aufgerüttelt wird aus all den häßlichen, bittren Gedanken! —

„Liebes Kind, jetzt wollen wir zusammen arbeiten. Hier ist Ihr Platz, benutzen Sie die Kopiertinte — sind Sie bereit?“

Herr Carlsen begann zu sprechen. Die weiße Hand der jungen Schreiberin bebte.

„Hallo, kleines Fräulein, bin ich denn ein Menschenfresser? Ruhig, nur ruhig! — Sie stenographieren ja wie eine Göttin. Das haben Sie brav gemacht. — Weiter also!“

Gerda's Gesichtchen rötete sich mehr und mehr. Leuchtenden Sternen glichen ihre Augen, die ihn voll anschauten. Sonnenstrahlen huschten um ihr Haupt, goldig schimmerten die rötlichen, krausen Haare. Und sie wußte nicht, wie liebreizend sie war; ihre ahnungslose Schönheit fesselte ihn doppelt.

Nie hatten seine Geschäftsbriefe so wenig kaufmännisch geklungen, sie atmeten ordentlich Schwung der Begeisterung. Nein, noch war nicht alles in ihm verknöchert und verrostet, trotz seines Berufes, den er hatte ergreifen müssen, nachdem sein Vater plötzlich verschieden und er, der einzige männliche Nachkomme, dem Studium der Kunstgeschichte entsagen mußte — entsagen — er, der mit Leib und Seele an der Wissenschaft gehangen hatte! Wenn er heute, — jetzt — die Feder ergriff, war ihm, als müsse ihm mühlos Strophe auf Strophe zuströmen — gerade wie damals, als er um Joaquina warb. Hernach, als sie Mann und Weib geworden waren, er und seine Joaquina, hatte er verlernt, zu dichten und zu singen. Und so war es geblieben, als sein „schwarzes Lieb“, wie er sie nannte, ihm nach fünf Jahren den lang erhofften Erben schenkte.

Erik Carlsen blickte, während er Gerda nach langer Pause weiter diktierte, träumerisch auf das Bildnis von Mutter und Kind vor ihm auf dem Schreibtisch. Sie weilten jetzt beide auf dem Lande; den Sommer in der Stadt zu verbringen wäre für sein zartes Frauchen und den Säugling geradezu bedenklich, hatte der alte Arzt gemeint. Daß sich Joaquina noch immer nicht an das Klima seiner Heimat gewöhnen konnte! In Madrid, ihrer Geburtsstadt, wo er sie auf einer Studienreise kennen gelernt, waren die klimatischen Verhältnisse entschieden ungünstiger. Und doch mußte er in jedem Jahre seit ihrer Verheiratung sie Monate hindurch entbehren. Oft genug packte ihn die Sehnsucht; das helle Lachen, ihre stürmische Zärtlichkeit, die naiven Fragen dieses großen Kindes fehlten ihm. Sonderbar! seit einigen Tagen hatte er sich in diese Trennung gefunden, er konnte an Joaquina denken, fast wie an ein Fremdes, Gleichgiltiges. — Er versenkte sich in die Züge der Photographie — sie waren ja noch immer fein und edel, doch sie waren schlaff, müde, die Frische, die selbst ein häßliches Gesicht adelt, fehlte — seine Frau war früh verblüht, hatte das Los

Digitized by Google

aller Südländerinnen geteilt. Es war ihm niemals bisher aufgefallen, und doch, ja —

Nein, heute saß ihm der Splitter der Eiskönigin im Auge, der von ihrem zertrümmerten Spiegel auf die Erde geflogen war und das Auge zwang, an all und jedem etwas Widerwärtiges, Unangenehmes zu entdecken!

„Wir hören auf, Fräulein Lundgreen," sagte er plötzlich abbrechend.

„Der Satz ist nicht beendet —"

„Das weiß ich sehr wohl, doch — Sie dürften Appetit bekommen haben, es ist an der Zeit Mittagspause zu machen. Ich gebe Ihnen zwei Stunden Tischzeit — gleich nach Ihrer Rückkehr fertigen Sie die Abschriften." —

„Nun, was hat Sie denn so lange im Privatkontor zurückgehalten?" forschte neugierig Fräulein Rasmussen, als Gerda den Laden betrat.

„Herr Carlsen ließ mich ein paar Geschäftsbriefe schreiben, Fräulein."

„Geschäftsbriefe — so. Eilen Sie, daß Sie spätestens binnen einer Stunde wieder zur Stelle sind!" fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß das junge Mädchen ihren Handschuh aufzog.

„Mein Weg ist sehr weit, Fräulein Rasmussen. Ich erhielt soeben die Erlaubnis zwei Stunden auszubleiben." Mit freundlichem Gruß entfernte sich Gerda.

Die Zurückbleibende ballte die Hände. Das ihr! Dies der Dank für ihre Pflichttreue, ihren Eifer! Jahr und Tag hatte sie für ihren Chef die Korrespondenz geführt, nun kam diese Fremde, — dieser Guck in die Welt, — sie hatte ausgedient, wurde bei Seite geschoben, wie ein ausrangiertes Stück Möbel! Hinein zu Herrn Carlsen, heut ist der 15., ihm kündigen! durchfuhr es ihr erregtes Hirn. Wenn er sie dann nach ihren Gründen fragte, so wollte sie kein Blatt vor den Mund nehmen. — O, es war alles schnell gedacht und rasch ausgeführt — doch sie hatte Rücksichten zu nehmen; wie, wenn sich nicht gleich eine neue Stellung bot und ihre alte Mutter und sie — ach, an ihr lag ja weniger — darben mußte? Den stillen Vorwurf in den Blicken der greisen Frau würde sie nicht ertragen, — tausendmal lieber schweigen, sich ducken, sich demütigen lassen!

Im Grunde konnte sie ja froh sein, wenn nicht alle Arbeit auf ihren Schultern lastete — pah, denn auf diesen Lürßen war überhaupt nicht zu rechnen; ein guter, dummer Bauernbursche, der auch besser gethan hätte, hinter Vaters Kachelofen zu bleiben. — Hm, eine eigene Bewandtnis schien es doch mit dieser kleinen „Kontoristin" zu haben; zum Abstauben war sie zu schade — zwei volle Stunden gab man ihr Mittagspause, für sie selbst mußten 1½ Stunden genügen! Auch das Diktieren der wenigen Briefe war heut von ungewöhnlicher Dauer gewesen, vielleicht schrieb das Mädchen sehr langsam, vielleicht auch — Nein, nein, auf Herrn Carlsen ließ sie nichts kommen!

Ungewöhnlich niedlich war diese Lundgreen wirklich; übrigens schien sie es sehr genau zu wissen. Kein Wunder! Heut zu Tage sind die Mädel schon kokett, wenn sie eben auf den Beinchen stehen können. Hallo! Amalia Rasmussen würde schon ein wachsames Auge haben, dessen durfte sie sicher sein, ganz sicher!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lou Andreas-Salomé.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Wieder ist es die alte Frage: was ist Wahrheit, und diesmal ertönt sie aus Frauenmund. Aber es ist nicht die Pilatusfrage, die nach einer ewigen und schaffenden, wirkenden Wahrheit forscht und im Forschen am Finden und Sein des Gesuchten verzweifelt. Ganz bescheiden, aber desto eindringlicher gilt es: was ist deine Wahrheit? Vielleicht ist es nur eine Stimmung, die ein Liebestraum wachküßt, oder in stiller Stunde ein Stern am Nachthimmel mit seinem Flimmern aus deinen sehnenden Gedanken loslöst, was dir zur Wahrheit wird, zu einer Wahrheit, die du dann wieder überwinden mußt. Gleichviel. Was ist deine Wahrheit, gilt die Frage, denn in deiner Wahrheit, auch wenn sie fließt und zerfließt, giebt sich ein Bestes deines Seelenlebens, giebst du dich selbst. — Die also fragt, ist Lou Andreas-Salomé.

Ein Hugenottenkind, diese russische Generalstochter, die in Petersburg ihre Lebensreise antrat. Ein großer, weltstädtischer Zug mag das Milieu ihres Elternhauses bestimmt haben, denn früh war ihr Deutsch und Französisch geläufiger fast als die Muttersprache; und daneben eine stille, innerlich wirkende Kraft, das alte Hugenottenerbteil, das fortwirkte und sich erneute, die Religiosität. Und — lese ich ihre neueste Erzählung Fenitschka, die demnächst im Cottaschen Verlag erscheinen wird, recht, und enthält sie wirklich, wie es mir scheinen will, des Selbsterlebten und der Selbstbekenntnisse viel — so war ihr Vater ein weitsichtiger, selbsturteilender Mann, der der freien Entwicklung seines Kindes nichts in den Weg legte und sie ihrer Selbstbestimmung folgen ließ. Wie dem auch sei, jedenfalls ging sie um zu studieren nach Zürich. Das Studium der Theologie hatte sich das Hugenottenkind gewählt. Vorzeitig freilich mußte sie krankheitshalber ihr Studium abbrechen. Innerlich aber blieb sie ihm treu, und ganz individuell hatte sie es sich gestaltet. Hinter der christlichen Theologie stand ihr die Religionsphilosophie, und zwar war es die religionspsychologische Seite ihrer Wissenschaft, die sie anzog. Was ist deine Wahrheit, fragte sie. Und aus diesen Beschäftigungen heraus, in denen sich vielleicht zumeist ihr stark ausgebildeter kritischer Hang bethätigte, erwuchs, wie es schon der Titel andeutet, ihr erster Roman „Im Kampf um Gott“.[1])

Sie lernte Nietzsche kennen. Und wie diese Bekanntschaft zu Freundschaft wurde, so ward seine Eigenart und Philosophie ihr zu innerlichem Erlebnis. Jahre ihres Lebens hindurch stand sie unter seinem Einfluß.

Sie überwand, und schied den fremden Tropfen aus ihrem Blute. Zeugnis dieses Überwindens wurde ihr Buch „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“.[2]) Sie gab

[1]) Leipzig, Berlin 1885. Verlag von Wilhelm Friedrich. (Unter dem Pseudonym Henri Lou erschienen.)

[2]) Wien 1894. Verlag von Karl Konegen.

Digitized by Google

damit, soweit ich, der ich mich nicht rühmen darf Nietzschephilolog zu sein, die einschlägige Litteratur kenne, das Beste, was wir über ihn besitzen. Sie schuf das Bild des Denkers und des Menschen Nietzsche in überzeugender Einheit. Und in ihrem Werke gab sich zum erstenmal ihre eigene Individualität in dem gleichsam instinktiven Beisammen liebevoller Hingabe und kritischer Durchdringung kund. Indem sie sein Schaffen erläuterte und seinen Wandlungen mit tiefstem Verständnis nachging, gab sie zugleich die schärfste, die unerbittliche Widerlegung seiner Philosopheme. Der Freund und Weise wurde ihr gleichsam zum tragischen Helden, der untergehen mußte. Und wiederum das Charakteristische: sie nahm auch das Nietzscheproblem als ein religionspsychologisches. Das Hugenottenkind suchte den Pfarrerssohn in Nietzsche. Dadurch gelang es ihr, das Problem in seiner Tiefe zu fassen; sie witterte das Weibliche in Nietzsche; dadurch auch konnte sie es so persönlich gestalten; der Nietzsche, den ihr ein Zufall zugeführt haben mochte, lag auf ihrem Wege. Ein Stück gemeinsamen Wanderns und dann ein Weitergehen in gerader Richtung dem eigenen Ziele zu.

Und wiederum, wenn auch scheu diesmal und versteckt, lugt das religionspsychologische Problem aus ihrer „Ruth“ [1]) hervor. Es ist etwas Religiöses in der Hingabe dieses Kindes an ihren Freund und Lehrer. Sie modelt sich ihn in ihrer reichen, wirklichkeitsfremden Phantasie zu ihrem Gott. Und dieser Kultus des Kindes, der auch des Selbstkultus nicht ermangelt und nicht ermangeln darf, hebt ganz bezeichnend mit dem Erwachen jungfräulichen Empfindungslebens an, um dann nicht minder bezeichnend mit der jungfräulichen Reife abzusterben; da wird der Gott zum Götzen. Und diese Götzendämmerung ganz in den Vordergrund, in den Brennpunkt gerückt in der Spätherbstgeschichte „Aus fremder Seele“ [2]). Wie der holde Illusionsschleier in „Ruth“, der das Bild des Vaters und Lehrers dem Sohne und Ruth selbst magisch verhüllte, zerriß, so zerreißt er auch hier zwischen Vater und Sohn. Ein Ideal — und sind die Ideale nicht die Träger des „Göttlichen“ im Menschenleben? — wird entthront. Verbrenne was du angebetet hast. Die Wahrheit, die dem Sohn im Vater sich verkörpert hatte, wird zur Lüge. Und die Lüge tötet. Auch hier war diese Wahrheit nur eine Seelenstimmung, aber eben darum, gerade weil es nur eine ganz subjektive Wahrheit galt, hatte sie Kraft über Leben und Tod der Seele. Auch über ihr Leben! Zerstob die Wahrheit in dieser Spätherbstgeschichte, so hat uns Lou Andreas-Salomé auch eine Frühlingsgeschichte gegeben, „Ein Todesfall“ [3]). Wieder stehen sich Vater und Sohn gegenüber. Und der Vater versteht den Sohn nicht. Und der stirbt. Und nun liest der Vater Briefe des verstorbenen Sohnes, und da geht ihm sein Bild frühlingsieghaft auf. Und wie er ihn nun innerlich erschaut, so meißelt er, der ein Künstler ist, sein Bild in den Stein. Es ist gleichsam ein Gottschaffen. Mir steht diese kleine Erzählung „Ein Todesfall“ am höchsten oder doch am nächsten von allem, was Lou Andreas-Salomé bisher geschrieben hat — vielleicht freilich nur deshalb, weil die Frühlingsstimmung mehr Macht über mich hat als die der Jahresneige. Ihr aber hat das Blätterfallen und die Sterbestimmung, in deren Tiefen das religionspsychologische Problem offenbarungsreich schlummert, ganz eigene Töne gegeben. Ich denke an die beiden kurzen Erzählungen „Zurück ans All“ [4]) und

[1]) Stuttgart 1895. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf.
[2]) Ebendaselbst 1896.
[3]) „Cosmopolis. Internationale Revue“ 1898. April. Bd. X Nr. 28.
[4]) Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. (In Vorbereitung.)

Digitized by Google

„Eine Nacht“ [1]). In beiden werden Stimmungen zu innerlich tief erlebten Wahrheiten, die das Leben und die Lebensführung bestimmen. Und das ist das Wundersame an dieser kurzen Erzählung „Eine Nacht“, die äußerlich nichts giebt als die Nachtwache einer Liebenden, deren Genoß an ein Sterbebett gerufen wird, um dann selbst sterbensmüde und toddurchschauert wiederzukehren —, daß hier die Todes-

Lou Andreas-Salomé.

stimmung unmittelbar in kraftvolle Lebensstimmung sich umsetzt, daß die Nähe des Todes das Leben erneuert. Das Wort von der Götzendämmerung ist nicht ihr letztes Wort geblieben; Lou Andreas-Salomé hat sich ihren Lebenstrost erobert.

Frau Lou ist eine gedankliche Künstlerin. Abstraktes Denken ist ihrer Natur gemäß, vielleicht notwendig. Damit ist die Gefahr ausgesprochen, die ihrem Schaffen droht. Manchmal, vor allem in ihrer Erzählung „Zurück ans All“ verflüchtigt sich,

[1]) Vom Fels zum Meer. 1897.

Digitized by Google

wenn nicht ihre Gestaltungskraft, so doch die Konzeption ins rein Gedankliche. Dennoch, es ist bei ihrer ganzen Naturanlage mehr zu verwundern, daß das so selten geschieht. Wahrscheinlich, daß ein Mann der Gefahr unterlegen wäre. Sie hat die volle weibliche Empfänglichkeit fürs Nahe, Enge, Sinnenfällige sich bewahrt. Sie hat den mütterlichen Trieb ihren Gestalten gegenüber. Sie trägt sie sanft in sich zur Lebensreife. Und diese seltene Verbindung abstrakten Denkbedürfnisses mit weiblicher und sinnenweicher Empfindungsgabe bestimmt die Eigenart ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Bestimmt auch die eigenartige Stellung, die sie innerlich zur Frauenbewegung unsrer Tage einnimmt.

Früh mußte das Problem der Lebensgestaltung der Frau sie beschäftigen. Für eine Natur wie die ihre gab es kein gleichgiltiges Vorübergehen. Eins ihrer ersten Bücher ist „Henrik Ibsens Frauengestalten“ [1]) gewidmet. Ein treffliches Buch. Ein Buch, dem man's auf jeder Seite anmerkt, daß sein Verfasser es geschrieben, sich selber klar zu werden.

Eine Übergangszeit mit den ihr eigentümlichen Lebensbedingungen, in der wir leben: das muß man sich vor Augen halten, will man der Stellungnahme, die Frau Lou der Frauenfrage gegenüber einnimmt, gerecht zu werden suchen.

Eine Erziehungsgeschichte in der idealen Bedeutung des Wortes, dieser Roman von Ruth. Gleichzeitig muß sich diese Ruth, die Phantasiebefangene, die Wirklichkeit erobern, gleichzeitig sich zu vollem Menschentum entfalten. Zu vollem Menschentum, darin liegt alles. Nicht gilt es eine Abtötung des weiblichen Instinktlebens auf Rechnung spiritualistischer Entwicklung; im Gegenteil. Das sinnliche Element kommt zu seinem vollen Recht, es übt seine bestimmende Kraft; in der eigenartigen Schlußwendung bewährt es sogar seine schützende Wehr. Denn wenn man je von keuscher Sinnlichkeit sprechen darf, hier kann man es, man muß es thun. Sie rettet Ruth und stürzt das Götzenbild. Und wie sich seltsamlich ein eigner innerer Verbindungsfaden von einem Werk dieser gedankentiefen Künstlerin zum andern fortspinnt, so auch hier: als eine Art Fortsetzung von Ruth läßt sich Fenitschka ansehn. Freilich, nicht direkt. Fenitschka ist, wie man sie antrifft, Studentin, und der große geistige Hunger läßt sie die bunte Welt ringsumher vergessen. Sie lebt ihren Büchern, ihrem geistigen Selbst; ihr Sinnenleben ist noch nicht erwacht. Aber wie sie ihr Examen abgelegt hat, auf einer Erholungsreise mit träumendem Hindämmern kommt die Liebe über sie. Nicht wie ein Sturm, sondern wie ein ganz lindes Wehen. Sie bedeutet ihr Frieden. Und diesem Frieden giebt sie sich anheim. Als aber der Mann, der sie liebt, darauf besteht, sie zu heiraten, erwacht der alte Unabhängigkeitsdrang in ihr. Sich selbst und ihren Beruf aufzugeben, vermag sie nicht. Sie trennt sich von dem Geliebten; ihm dankend trennt sie sich von ihm. Das sind die Qualen der Geschöpfe einer Uebergangszeit; neue Empfindungen, die nicht zu den alten Lebensformen passen wollen und sie zerstören. Und ähnlich ist das Schicksal in „Mädchenreigen“ [2]). Da ist auch solch ein studentischer Bub', den die Liebe überkommt und der in ihr nur das eine sucht, sich hingeben dürfen, ganz, bedingungslos. Und dann muß diese Liebe wieder nichts bedeuten als die große Enttäuschung, die Lebenseinsamkeit. Und wer will in dem Kampfe vorherzusagen sich erkühnen, welche Früchte der Friede reifen wird? Auf

[1]) Berlin 1892. Verlag von Hugo Bloch.

[2]) Cosmopolis 1898. September Bd. XI Nr. 33.

Digitized by Google

diese Frage will naturgemäß auch Lou Andreas-Salomé die Antwort schuldig bleiben. Die Probleme der Kunst sind andere als die des Lebens. Es sind psychologische Probleme, die Frau Lou in ihrem künstlerischen Schaffen am Herzen liegen.

Es ist psychologische Kunst, die sie giebt. Man könnte ihrer Eigenart gegenüber allenfalls an Bourget denken. Aber der Franzose hat keinen Einfluß auf sie geübt. Die russische Litteratur steht ihr unendlich näher als die deutsche oder französische; Dostojewski ist ihr lieb. Aber wirklich, man mag bei ihr nicht nach fremden Einflüssen spüren. Man weiß ihr gegenüber, wie sehr ihr ihre Kunst innerliches Erlebnis ist.

Ihre Kunst ist durchaus Kunst der Stimmungsmalerei. Ich habe gezeigt, wie oft bei ihr eine flüchtige Stimmung sich zu individueller Lebenswahrheit verdichtet, wie bestimmend die Stimmung ist. Und darin liegt eine Eigenart ihres Schaffens: ihre Erzählungen sind je aus einer Stimmung geboren, aus der Stimmung, die für die Menschen Lebensstimmung und damit Lebensrichtung wird. Daher ist die Psychologie auch immer der Stimmungsmalerei dienstbar gemacht, gleichsam das Ziel, zu dem die Fäden laufen; daher auch wirkt sie nie trocken, Sezierſaalmäßig. Und wie es sensitive Menschen sind, die sie gestaltet, so sind die feinsten Gesprächswendungen, flüchtige Eindrücke einer Augenblickspose, Erinnerungszufälligkeiten der Stimmung dienstbar gemacht. Und rein innerlich schaltet auch das Schicksal: die Wunden, die es schlägt, bluten nach innen; die Freuden, die es bringt, sind leidgeboren. Und in dieser Welt, die doch nicht sonnen- und trostarm ist, lautet die eine Frage, deren Beantwortung in eben dieser Welt schicksalkündend ist: was ist deine Wahrheit?

Auf die Gefahr hin, mich zu täuschen: ich glaube, daß Frau Lou Andreas-Salomé die Qualen der Fenitschka innerlich in sich durchkämpft hat; die Qualen einer Übergangszeit. Dann umso besser! Sie hat sie künstlerisch bewältigt, wie alles in ihrer Kunst ausgeglichen ist. Sie hat damit bewiesen, daß die Gefahren dieser Zeit überhaupt zu überwinden sind.

Von Frauen und über Frauen.

Die Frauen haben gefürchtet, daß man ihnen den Sinn für das Nützliche absprechen werde, sie als unlogische und phantastische, untaugliche Arbeitskameraden belachen werde, falls sie sich nicht als Nullen hinter einer männlichen Ziffer aufreihten, nicht innerhalb des vom Manne festgestellten Rahmens arbeiteten. Und so ist die Welt sich gleich geblieben. Aber erst wenn die Frau ihr eigenes, lebhaftes Vibrieren für den Kulturfortschritt einsetzt, wird dieser anfangen, sich in anderer Richtung zu bewegen. — Jedesmal, wenn eine Frau den Mut hatte, zu revoltieren, hat sie Bewegung hervorgerufen. Elisabeth Fry, Florence Nightingale, Josephine Butler, Harriet Beecher-Stowe, Frederika Bremer, Camilla Collett und mehrere andere sind Beispiele dafür. Mögen die Frauen jetzt also vereint gegen den Seelenmord der Schule, gegen den Massenmord, gegen die Menschenopfer des jetzigen Produktionssystems revoltieren! Die Frau muß Stimmrecht haben und in allen bürgerlichen Gebieten des Lebens auftreten dürfen, weil die Gesellschaft ja Mütter gebraucht, ebenso gut als Väter. Ellen Key.

Digitized by Google

Die nationale Ausstellung von Frauenarbeit im Haag.

Von

Dr. **Philipp Arnstein.**

Nachdruck verboten.

Noch sind die Feste nicht verrauscht, die den Regierungsantritt der jugendlichen Königin Wilhelmina in Amsterdam und im Haag gefeiert haben. Es ist in der That ein rührendes Bild, ein Volk von tüchtigen, selbstbewußten und freiheitsstolzen Männern und Frauen einem achtzehnjährigen jungen Mädchen zujauchzen zu sehen, das sich die Krone auf das Haupt setzt. Aber zwischen der liebreizenden jungen Königin und dem nüchternen, kernigen, etwas schwerfälligen niederdeutschen Stamme besteht ein persönliches Verhältnis der Liebe und Zuneigung. Wie die Mutter über der Entwicklung eines geliebten Kindes, so hat das niederländische Volk über der Entwicklung dieses letzten Sprößlings aus dem Hause Oranien gewacht, in dem die große nationale Vergangenheit, die Einheit und Unabhängigkeit des heißgeliebten Vaterlandes sich verkörpert. Als die beiden Söhne Wilhelms III. gestorben und verdorben waren, da ruhte auf diesem Kinde, der spätgeborenen Tochter aus zweiter Ehe mit Emma von Waldeck-Pyrmont die Hoffnung des Landes. Nichts fürchtete das holländische Volk so sehr, als daß das alte Band zwischen dem Hause Oranien-Nassau und dem freien Staatswesen, das unter seiner Herrschaft groß und mächtig geworden war, zerrissen würde. Daher nahm man inniges Interesse an ihrem ganzen Thun und Treiben, erzählte hunderte kleiner Anekdoten aus ihrer Kinderzeit, erfreute sich an den Anzeichen früh erwachten Selbstbewußtseins und Stolzes, die ihr Charakter gab, und jubelt ihr jetzt begeistert zu, wo sie den Thron ihrer Väter besteigt. Wenn auch der gesetzmäßige Einfluß der Königin in dem vollständig parlamentarisch regierten Lande ein geringer ist, so ist doch die Stellung eine verantwortungsvolle, und es ist gewiß ein Glück für die jugendliche Trägerin der Krone, daß ihre kluge Mutter ihr als Beraterin zur Seite steht, die so lange Jahre die Regentschaft zu allgemeiner Zufriedenheit geführt hat.

Königin Wilhelmina.

Unter den Huldigungen aber, die der Königin dargebracht worden sind, ist eine, von der die Zeitungen und Festberichte nicht erzählen, und die doch bedeutsamer und von bleibenderem Werte ist als alle anderen: das ist die nationale Ausstellung von Frauenarbeit im Haag.

Es ist nicht die erste in ihrer Art. Eine ähnliche Ausstellung hat schon im Jahre 1895 in Dänemark stattgefunden. Der Gedanke, aus dem der Plan hier wie dort hervorgegangen ist, liegt ziemlich nahe. Man sagte sich, daß die Litteratur eines halben Jahrhunderts, die massenhaften Broschüren, Zeitschriften und Bücher, die die Sache der Frau verfechten, doch an der großen Masse ziemlich spurlos vorübergegangen sind. Man wollte sich daher dieser auf andere Weise, durch lebendige Anschauung nähern, ihr ein Bild bieten von dem, was die Frauen sind, können und wollen, um so alte Vorurteile und falsche Meinungen wirksamer zu zerstören.

Digitized by Google

Der Plan der Ausstellung wurde am 1. Juli 1896 auf einer Versammlung zu Amsterdam gefaßt. Hier bildete sich eine Vereinigung unter dem Namen „Nationale Ausstellung von Frauenarbeit", die sich auf fünf Jahre konstituierte und sich zum Ziel setzte, „die Erweiterung des Arbeitskreises der Frau in den Niederlanden zu befördern." Die Ausstellung sollte in den Monaten Juli, August und September 1898 im Haag stattfinden. An die Spitze des Zentralkomités trat Frau C. Goedkoop-de Jong van Beck en Donk, eine bekannte Vorkämpferin der Frauenrechte und Verfasserin eines sehr geschätzten frauenrechtlichen Tendenzromans „Hilda von Suylenburg". In allen Städten des Landes bildeten sich Ortskomités, die der Zentralverwaltung durch Zusendung von Material und statistische Berichte hilfreich zur Seite standen.

Nach vieler Arbeit ist dann in der That das große Werk im Juli dieses Jahres zu stande gekommen. An jener herrlichen, reichbelaubten und von prächtigen Landhäusern umrahmten Allee, die von der Residenz nach dem Badeorte Scheveningen führt, erheben sich die Ausstellungsgebäude auf einem Terrain, das ein großmütiger Stifter zu diesem Zweck kostenlos hergegeben hat. Alle Gebiete, auf denen die Frau, sei es mit der flinken, fleißigen Hand oder mit dem Kopfe, in Fabriken oder zu Hause, in dem Gewühl der großen Städte oder in der beschaulichen Einsamkeit des platten Landes, thätig ist, sind vertreten. Gleich gegenüber dem Eingange befindet sich der Industriesaal. Dort sind Produkte eines großen Teiles der 250 Industriearten ausgestellt, bei denen in den Niederlanden Frauen — es sind nach der letzten Berufsstatistik vom 1. Januar 1890 67 000 — mitwirken. Eine von der Industriekommission der Ausstellung entworfene Karte der Niederlande, auf der bei jedem Orte die Industriezweige, die dort vertreten sind, angegeben werden, dient zur Veranschaulichung. Im einzelnen auf das Gebotene einzugehen ist unmöglich. Es ist reichhaltig und wohl geordnet. Ihren Wunsch, daß Fabrikinspektorinnen eingeführt werden, haben die Leiterinnen der Ausstellung in origineller Weise kundgegeben. Man sieht einen großen Photographieständer, überschrieben mit den Worten: „Photographien der Inspektorinnen all dieser Frauenarbeit", aber auf demselben starren uns statt der Photographien nur die leeren Plätze für dieselben entgegen. Möge diese Anschauungslehre auch bei den Gesetzgebern in Holland ihren Zweck nicht verfehlen.

Auch das große Gebiet des Handels, auf dem etwa 40—50 000 Frauen in Holland ihr Brot verdienen, ist durch zahlreiche Einsendungen vertreten. Weitere Abteilungen sind die Molkerei, der Ackerbau, die Hühner- und Bienenzucht, die Apothekerkunst, wozu die Universitäten von Utrecht, Amsterdam, Groningen und Leiden durch Zusendung von Präparaten weiblicher Studenten reichlich beigesteuert haben, und in besonderer Fülle die Krankenpflege, die Hygiene und Arzneikunst. Da sehen wir Modelle von Krankenhäusern mit allem, was dazu gehört, hygienisch eingerichtete Schlafzimmer, Verbände, gesundheitliche Korsetts, Kinderkleider u. s. w. Das den Frauen eigentümliche Gebiet der Koch- und Haushaltungskunst ist nicht vergessen und durch mannigfaltige Geräte veranschaulicht. Im Anschluß hieran werden Kurse im Kochen, Waschen und Einmachen für Dienstboten und junge Damen während der ganzen Dauer der Ausstellung abgehalten. Soldaten werden noch besonders in der Herstellung indischer Gerichte unterwiesen.

Ganz besonderes Interesse bietet die Abteilung: „Gesellschaftliche Arbeit". Hier haben die zahlreichen gemeinnützigen Frauenvereine für Waisenpflege, Blindenerziehung, Kleinkinderverwahrung, Hebung sittlich Gefallener, Heilung von Trunksüchtigen, Ferienkolonien, Errichtung von Arbeiterwohnungen u. s. w. ausgestellt. Die Toynbee-Vereine geben hier Darstellungen ihrer Wirksamkeit, die Heilsarmee, in der die Frauen eine so hervorragende Rolle spielen, veranschaulicht ihr Rettungs- und Barmherzigkeitswerk, der Verein zur Bekämpfung des Vogelmordes, der etwa 3000 Mitglieder zählt, giebt Bericht über seine Leistungen und Ziele, und der Verein für das Frauenwahlrecht steuert eine graphische Darstellung bei über die gesetzliche Stellung der Frau in Holland. Der philanthropische Gedanke — das sieht man hieraus — ist in den Niederlanden mächtig und hat schon vieles Große gewirkt. Aber noch mehr bleibt zu thun, und

Digitized by Google

auch dies führt uns die Ausstellung vor Augen. Getreu ihrem Zweck, Aufklärung zu schaffen über die Stellung der Frau, enthüllt sie die schrecklichen sozialen Mißstände, unter denen soviele unter den Frauen noch seufzen. Besonders die Näherinnen sind es, die heute noch, wie zur Zeit als Thomas Hood „Das Lied vom Hemde" schrieb, unter der grausamsten Ausbeutung leiden. Da sehen wir Hemden, Unterjacken, Schürzen, Hosen, Tücher u. s. w. mit Angabe des Arbeitslohnes, des Verdienstes des Unternehmers oder Zwischenmeisters und des Verkaufspreises. Diese Kleidungsstücke, die für wahre Hungerlöhne hergestellt sind, sprechen in der That eine nachdrückliche Sprache; sie werden zu stummen und doch lauten Anklägern einer reichen und mächtigen Gesellschaft, die solches Sklaventum in ihrer Mitte duldet, die so die Schwächsten der Schwachen niederbeugt unter das mitleidslose Gesetz von Angebot und Nachfrage. Hoffen wir, daß dieser soziale Anschauungsunterricht seine praktische Wirkung auf Herz und Geist der Besitzenden und Herrschenden nicht verfehlen möge!

Natürlich fehlt in dieser Ausstellung auch nicht der exotische Teil, der heute zu jeder Ausstellung gehört. Eingeborene aus den westindischen und ostindischen Kolonieen Hollands vergegenwärtigen uns die Lebensweise in jenen Ländern, Kleidung, Wohnung, Ernährung, Volkssitten und Volksvergnügungen, sowie die heimischen Industrieen. Obgleich der Zusammenhang mit dem Gesamtzweck der Ausstellung hier geringer ist, so ist doch der Hauptnachdruck hier ebenfalls auf die Frauenarbeit gelegt.

Es ist unmöglich, alles zu besprechen, was die Ausstellung noch bietet — die reiche Sammlung von Werken der Kunst und Wissenschaft in holländischer Sprache, die von und über Frauen geschrieben sind, das Museum der bildenden Kunst, die Blumenausstellung, die Handarbeitsausstellung u. a. Alle diese Teile sind von großer Reichhaltigkeit und zeigen, wie allgemein die Mitwirkung der holländischen Frauen bei der Sammlung gewesen ist.

Etwas abseits, in einem besonderen Raum, ist der historische Teil untergebracht, der eine Geschichte der holländischen Frau, ihres Wesens, Wirkens und Strebens in Haus, Kirche und Gesellschaft bis zum Jahre 1830 geben soll. Wir sehen hier die Frau früherer Zeit in ihrem Wirken in Kirche und Haus, wir können die wechselnden Trachten durch die Jahrhunderte verfolgen und einen Blick thun in das altholländische Leben, die Wohnungen, die Erziehung, die Sitten. Besonders aber werden wir noch mit den Frauen bekannt gemacht, die sich in irgend einer Weise hervorgethan und Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt haben. Da sehen wir Bildnisse und Erinnerungen an Jakoba von Bayern, die unglückliche Gräfin von Holland, eine der romantischsten Gestalten aus dem Ausgang des Mittelalters, Bildnisse der Statthalterinnen der Niederlande, Marie von Oesterreich und Margarethe von Parma, der Fürstinnen aus dem Hause Oranien und der Mütter und Gattinnen berühmter Maler, Schriftsteller, Gelehrter und Staatsmänner. Dort sind die heldenmütigen Frauen verewigt, die in den Kämpfen gegen die Spanier Großes geleistet haben, die klugen Frauen, die in irgend einer Weise gemeinnützig gewirkt haben und endlich die Schriftstellerinnen und Künstlerinnen von Namen. Es ist eine Art Ruhmestempel, ein Pantheon der niederländischen Frau, durch das die Lebenden zur Nacheiferung angespornt werden sollen.

Mit der Ausstellung ist ein fortlaufender Kongreß verbunden, auf dem alle Fragen, die das Leben der Frauen betreffen, behandelt werden. Hier werden Vorträge gehalten, an die sich eine Diskussion anschließt. Die Gegenstände betreffen die Fachbildung der Frauen, soziale Arbeit, Waisenerziehung, öffentliche Sittlichkeit, Armenpflege, Unterricht, die Dienstbotenfrage, die soziale Stellung der Frau, Hygiene und Krankenpflege, Industrieschulen u. a. Auch Musikaufführungen durch Frauen und schauspielerische Veranstaltungen finden häufig statt. Über all dies berichtet die Zeitung „Frauenarbeit", die dreimal wöchentlich während der Dauer der Ausstellung erscheint. Sie enthält auch die Vorträge und Verhandlungen. Viele dieser Vorträge, wie der von Dr. Catharina van Tussenbrock „Über den Mangel an Lebensenergie bei unseren jungen Frauen und Mädchen", über „Coeducation" von Frl. H. Goudsmit, über „die Vaterschaftsklage" von Professor Molengraff, über „die Frau im Theater" von Frau Holtrop-

Digitized by Google

van Gelder geben viele wertvolle Anregungen, und es wäre eine verdienstvolle Arbeit, sie auch unseren Frauen durch Übersetzungen zugänglich zu machen.

So ist es denn in der That ein äußerst tüchtiges und verdienstvolles Werk, das die holländischen Frauen hier geleistet haben. Begeisterung und Fleiß, „die Fittiche zu großen Thaten", wie der Dichter sagt, haben auch hier Großes geschaffen. Und es entspricht durchaus der Tradition jenes alten klassischen Landes der geistigen und politischen Freiheit, des Vaterlandes von Hugo Grotius, Spinoza und Rembrandt, daß es auch in einem der wichtigsten Kämpfe unseres Jahrhunderts, dem Befreiungskampfe der Frau von den Fesseln der Überlieferung und des Vorurteils, dem wahren Fortschritt in so glänzender Weise gedient hat.

Eva Haimus.

Von

Miriam Eck.

Nachdruck verboten.

Wo nehme ich die Feder her, dich würdig zu beschreiben, o Eva Haimus — deine großen, ausdrucksvollen Nasenlöcher, den Zug stiller Glückseligkeit um deinen schmalen Mund? Deinen herrlichen, dicken Zopf, der auf dem spärlichen Haarboden thronte und sich gar keine Mühe gab, seine Unrechtmäßigkeit zu verleugnen. Denn er war mit einem sammetbezogenen Knopf und einer Schlinge am Hinterhaupt zusammengehalten, und auch der Knopf kannte keine falsche Scham — er stand ein ganzes Ende vom Kopf entfernt und wibbte heiter hin und her bei jedem fröhlichen Gedanken dieses Kopfes.

Wo nehme ich die Feder her, deinen gänzlichst abgeschabten Anzug zu beschreiben und dein goldenes Kinderherz — o Eva Haimus? —

Tag für Tag, bei Wind und Wetter, verließ Fräulein Haimus, genannt Evchen, ihr armes, kahles Zimmerchen und kletterte die Hintertreppe zu den Herrschaftshäusern hinauf. Sie war Flickmädchen von Profession und hatte es mit ihren sechzig Jahren zu keiner höheren sozialen Staffel gebracht. Sie trank ihren Morgenkaffee in der Küche und setzte dann die fleißigen, knochigen Finger in rastlose Bewegung bis abends spät, wo sie zusammenpackte und wieder dieselbe Treppe hinunterstieg.

Und so einen Tag wie den andern. Nur des Sonntags nicht. Der Sonntag war ihr ein wahrer Feiertag, da ging sie von einer Kirche in die andere — des Morgens in ein paar Messen, des Nachmittags in die Vesper und die Non — und des Montags strahlte ihr Gesicht noch einmal so hell als gewöhnlich.

Es war ganz unmöglich, bei Evchen ins Hinterzimmer zu treten und nicht einen Teil seiner trüben Stimmung abzuschütteln. Alles wurde ihr zur Freude, und wenn man gar die Vögel gefragt hätte, die an dem kleinen Fenster vorüberflogen, wenn Eva sich unbeobachtet glaubte, sie hätten erzählen können, wie viel gute, fröhliche Gedanken und liebe Sorgen das alte wunderliche Gesicht in Bewegung setzten.

Hatte sie es nicht gut auf der Welt? Jeden Tag ihr gutes Essen, Trinken und Feuer, ihre Arbeit und dazu eine ganze Mark. Sonntags freilich — aber da hatte sie ihre Kirch, ihre geliebte Kirch, mit so viel Abwechslung im Jahr — die Mai-Andacht, die Fastenandachten, die Feier fürs allerheiligste Herz Jesu und die Prozessionen.

Und Weihnachten! — Jedesmal wenn Eva Haimus an Weihnachten dachte, machte sie ein verschmitztes Gesicht, ja ein boshaftes Gesicht — denn Weihnachten, es ist kaum zu

Digitized by Google

glauben, führte Eva Haimus jemand hinters Licht. Das waren die guten Franziskaneſſen. Nämlich jeden Abend, wenn ſie von der Arbeit heim kam in ihr Stübchen, zog ſie mit der Miene heimlichen Verbrechertums eine wurmzerfreſſene Schieblade auf und brachte gewiſſe kleine Dinge daraus ans Licht — und nun begann die ſchönſte Arbeit, das Deſſert der Arbeit. Wenn es kalt war, knüpfte ſie irgend ein Tuch um oder eine alte Jacke, zog die Füße ein — denn Feuer war Luxus — und ſtichelte mit freudiger Gier, wie ein Feinſchmecker drauf los, oft bis tief in die Nacht hinein, beſonders wenn die Tage kürzer wurden, gegen Ende des Jahres.

Ein übel duftendes, kleines Lämpchen beſchien dabei das Geſicht dieſer Fanatikerin, unter deren Fingern die gewagteſten Metamorphoſen hervorgingen. Da waren mottenzerfreſſene Shawls — die verwandelten ſich in herrliche Pantoffeln; aus Bruſteinſätzen und alten Lappen entſtanden Galakleidchen für Dreijährige, aus ganz defekten Unterhoſen gab es zierliche Nachthauben für Wöchnerinnen. Da war kein Problem ſo gewagt, Eva Haimus wußte es zu löſen. Ja, mehr noch — ſie wußte ihre Kunden dafür zu intereſſieren, und oft, wenn eine Köchin ſagte: „das iſt gut für den Lumpenkaſten", rief die Herrin lachend: „Um Gotteswillen, das kann Evchen noch gebrauchen."

In der That, ſie konnte es brauchen, und ſie dankte mit dem Entzücken einer Schönen, die ein koſtbares Armband zum Geſchenk erhalten hat.

„Dat is alles fir mei Kerſchen", ſagte ſie dann geheimnisvoll mit zuſammengekniffenen Augen.

Sogar elegante und hübſche Ehegatten und Söhne ihrer Kundinnen wußte ſie zu feſſeln und machte mancher Erzkoketten den Rang vollſtändig ſtreitig. Sie war eben ein ſehr ſeltenes Menſchenkraut, das Fräulein Haimus.

Sie intereſſierte ſich warm für die äußere Miſſion, und dieſer Gegenſtand war der einzige, bei dem ein gerechter und furchtbarer Zorn ihre Züge veränderte. Da nahmen die Naſenlöcher wahrhaft erſchreckende Dimenſionen an, und die Stimme bebte vor Entrüſtung: „Un da denke Se ſich emol an — in dem ſchrecklifche Land, da gehn de Männer durch de Straße un lade de arm klein Heidekinnerſcher uff en Schubkarr un ſchmeißen ſe all in e gruß Loch."

Zwei Tage vor Weihnachten erſcholl regelmäßig die Klingel in den Herrſchaftshäuſern, wo ſie arbeitete, und die Leute hielten inne mit ihren eignen Angelegenheiten, lauſchten und ſagten: „Aha, da iſt Evchen mit dem Korb."

Und ſie war es, mit einem überdeckten mittelgroßen Marktkorb, ſtrahlend. Wie der Künſtler, der ſein Bildwerk enthüllt, ſo wickelte ſie eine Herrlichkeit nach der andern aus, und da die Leute in irgend einer Weiſe an dieſem „Wunderbaren" beteiligt waren, waren ſie ſehr intereſſiert; ja, ſie war eine Künſtlerin, das Evchen.

„Un dann, iwermorgen Abend, wenn et ganz dunkel is, gehe iſch heimliſch ant Kloſter, machen iſch leis de Dhier uff un ſtellen de Korb raſch erein — fir de arm Kinnerſcher. Nie han mich de Schweſtern geſehn —" das ſagte ſie mit dem geheimnisvollen Flüſtern einer Verzückten.

So war er nun gekommen, der große Augenblick ihres ganzen Jahres, der Augenblick, der ihrem Herzen nicht nur Befriedigung, nein Luſt und Wonne war. Sie konnte verſchenken, ſie, die arme Näherin, verſchwenderiſch verſchenken — der Fleiß, die Erfindungsgabe ganzer zwölf Monate war darauf verwendet.

Und ſie gab mit Verzicht auf jeglichen Dank. Aber ſie machte es dabei ein wenig wie der Vogel Strauß. Jedes Jahr verſicherte ſie, daß die Schweſtern keine Ahnung hätten. Das war nun ihre unſchuldige, beſcheidene kleine Lebenslüge — doch, ich glaube, ſie wird dir vergeben werden, o Eva Haimus.

Digitized by Google

Kaiserin Elisabeth von Österreich.

Nachdruck verboten.

„Es ist unfaßbar, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an diese Frau, die nie in ihrem Leben jemand etwas zuleide und nur Gutes gethan hat" — diese erschütternden Worte des schwergetroffenen greisen Kaisers Franz Joseph haben in diesen Tagen das fast selbstverständliche Leitmotiv ungezählter Zeitungsartikel gebildet; sind sie doch der prägnanteste Ausdruck der Stimmung von Millionen angesichts „der schauerlichen und feigen That, die das Gewissen der ganzen gesitteten Welt empört." Und wenn der brutale Cyniker, der sie begangen, sich ihrer noch zu rühmen wagt mit den frechen Worten: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" — so ist solcher moral insanity gegenüber der Ruf nach internationalen Zwangsmaßregeln gegen den Anarchismus, so zweifelhaft der Erfolg bei der Zusammenhangslosigkeit dieser „modernen Mörderfekte" sein mag, völlig begreiflich. Selbst dem Humansten ist wohl am 10. September das Bedauern gekommen, daß unsere Kultur auch der Bestialität gegenüber nur Mittel zur Anwendung bringen darf, die auf Menschen mit halbwegs normalem Gewissen berechnet sind.

Man will die Schuld ihrer Glieder stets der Gesellschaft zur Last legen. Wie weit die sozialen Zustände Italiens für seine Massenproduktion an Anarchisten verantwortlich zu machen sind, kann hier nicht untersucht werden; eine Nebenbetrachtung aber dürfte die sinnlose Motivierung, die der Mörder seiner Schandthat gab, anregen. Warum ziehen wir durch den Ausdruck „die arbeitenden Klassen" den Wahn groß, daß der bienenfleißige Mittelstand, daß die geistige Kultur der Gebildeten, der gesamten oberen Klassen für die menschliche Gesellschaft wenig bedeute, daß die Arbeit der Hand die Arbeit par excellence sei? Dieser Wahn findet seinen entsetzlichen Ausdruck in dem rohen Stoß, der eine der edelsten Frauen aus dem Leben tilgte, eine Frau, die für die Kultur der weiten Kreise, auf die sie Einfluß hatte, ein hochbedeutsamer Faktor war, die als Lebensarbeit, als ihren Beitrag zum Bau der Ewigkeiten, jene Imponderabilien einzusetzen hatte, für die unsere Zeit die Ehrfurcht in den Massen nicht zu erziehen versteht, weil vielfach auch bei den sogenannten Gebildeten an ihre Stelle der Kultus des Materiellen getreten ist. Und da liegt in der That eine Schuld der Gesellschaft.

Daß Kaiserin Elisabeth eine ungewöhnlich reich begabte Natur war, daß sie Kunst und Wissenschaft hoch hielt und förderte, war längst allgemein bekannt. Die hochherzige Hilfe, die sie Richard Wagner bot, das Denkmal, das sie Heinrich Heine in ihrem Märchenschloß Achilleion auf Korfu errichtete, ihre Studien im Ungarischen und Neugriechischen, das alles bot wohl Gesprächsstoff, wenn man überhaupt von der Kaiserin sprach. Gelegenheit dazu gab sie möglichst selten. „Elle a l'horreur de se montrer en représentation", weiß die „Société de Vienne" zu berichten; edler und feiner faßt ihr Vorleser Christomanos ihre Eigenart auf, wenn er sagt: „Sie war eine innere Kaiserin. Eine Kaiserin der Anmut und der Seele war sie und nicht des Diadems . . . Nicht daß sie sich den Pflichten einer Landesmutter entzogen hätte — es gab keine lindere, wohlthuendere Hand als die ihre. Aber von den äußerlichen Erfordernissen des Throns, der blendenden Fülle ohne Kern — von jener suchte sie sich loszulösen." — Die steife spanische Hofetikette brauchte dieser feinen Natur, die eine Eigenart besaß, keine künstliche Stütze zu geben. Überdies deckte sich bei ihr die äußere Wirklichkeit nicht mit der Wesenheit der Dinge. Ihr Reich war die Schönheit. Eine der idealsten Erscheinungen des Menschentums nennt Christomanos sie: „Sie hat mir die Geheimnisse gezeigt, die in den Bergen, in den

Digitized by Google

Wellen liegen, mich die inneren Verbindungen zwischen Menschen und Rosen und Bäumen empfinden lassen. Die Unendlichkeit des Oceans hat sie meiner Seele erschlossen, die Bläue des Himmels hat sie meinen Träumen geliehen, die Gesänge der Föhren hat sie meinen Worten eingeflößt."

Aber nicht nur der Poesie lebte sie. Diese Frau, die es liebte, in der Einsamkeit der Pußten die feurigsten Renner zu tummeln, die dann seit dem schrecklichen Ende ihres heißgeliebten Sohnes ruhelos, ein weiblicher Ahasver, die Länder durchkreuzte, sie hat sich aus dem Zusammenbruch ihres irdischen Glücks durch ernste Gedankenarbeit eine Höhe der Gesinnung gerettet, die ihr die wärmste Sympathie erringen muß. Wenn sie in ihrem Pult Bücher barg wie: „Der Zerfall Österreichs", wenn sie unbefangen genug war, die Frage zu diskutieren, ob die Republik die geeignetste Regierungsform sei, so macht das ihrem Intellekt alle Ehre; wenn sie aber ihrem Vorleser ihre Gedanken über den Tod entrollt, so fühlt man, wie ein tiefschmerzliches Ringen mit den Lebensrätseln sie in langer, energischer Gedankenarbeit zu schwer errungener philosophischer Weisheit geführt hat. „Sind Sie auch bereit zu sterben? Glauben Sie, es ist keine Heldenthat. Ob und wann ich wirklich sterbe, ist eine Nebensache, auf die ich gespannt sein kann. Es giebt im Leben für jeden Menschen einen Augenblick, an dem er innerlich stirbt, und es braucht nicht gerade die Zeit unseres wirklichen Todes zu sein. Es ist nur so unangenehm, diese ganze Prozedur, das alles, was drum und dran hängt, eine Art manueller Arbeit, welche die verwöhnten Römer ihren Sklaven überließen. Selbst nur zuzusehen, wie sich alles von selbst wieder zurück aufrollt, wie ein verkrachtes Uhrwerk, ist oft interessant, meistens aber langweilig. . . Ich erwarte den Tod jeden Augenblick."

Höher aber als Wissen und Weisheit dürfen wir das edle Menschentum dieser Frau stellen. Von allen Seiten wird ihre Hilfsbereitschaft gerühmt, die so zart zu schonen verstand. „Wer," sagt der bekannte ungarische Publizist Dr. Max Falk, „dem ein freundliches Geschick jemals Gelegenheit bot, mit der Kaiserin in kürzeren oder dauernden Verkehr zu treten, hat nicht an sich und anderen rührende Proben dieser Güte und dieses Zartsinns erhalten? Tausendfältig haben sich diese Herzensqualitäten der hohen Frau bewährt, und die Dankbarkeit der Betroffenen ergießt sich in einer Begeisterung, welcher dereinst die Volksphantasie vielleicht die Züge zum Bilde einer segenspendenden Märchenfee entlehnen wird." Und was sie ihrem Manne von dem Augenblick an gewesen ist, wo die Sechzehnjährige dem besuchenden Vetter mit dem treuherzigen: „Grüß di Gott, Franzel" entgegentrat, bis zu dem Moment, wo sie die heroische Fassung fand, ihm selbst den Tod des einzigen Sohnes mitzuteilen, das ist das Geheimnis dieser Ehe zweier edler, schuldloser Menschen, denen ein schweres Geschick das Los jenes antiken Herrschergeschlechts beschieden zu haben scheint:

„Also von je in des Labdakos Stamm auch
Häuft ewig sich Leid auf Erblichener Leid."

Als Meister Hasselriis nach Korfu gerufen wurde, um sein Gutachten über die Platzwahl für seinen Heine abzugeben, da meinte die Kaiserin: „Ich glaube auch, Heine wäre mit diesem Plätzchen sehr zufrieden, hätte er es schauen können. Die ganze Umgebung, die Cypressen, die Ölbäume, das Meer und das Gebirge ringsum, ja die ganze Natur hier atmet einen Frieden, wie auf einem Friedhofe" . . .

Diesen Frieden des Friedhofes hat sie nun selbst gefunden — sie, die Schönheitsdurstige, durch die Hand eines Vandalen. Und uns bleibt nichts als die Totenklage und die bange Frage: Wohin treiben wir? H. T.

Digitized by Google

Die Berichte der preußischen Fabrikinspektoren von 1897.

Von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

In unsrer Zeit der empirischen Methoden und der exakten Forschung ist es besonders die sogenannte Hilfswissenschaft der Statistik, die eine immer größere Bedeutung gewinnt und vielfach selbst den Anspruch erhebt, als Quintessenz aller Wissenschaft angesehen zu werden. Zwar nicht von seiten der zünftigen Statistiker. Wer sich längere Zeit ausschließlich mit Zahlen und Zahlenresultaten befaßt hat, der kommt zu der Erkenntnis, daß Zahlen an sich noch lange nichts beweisen, daß es ihrer unendlichen Gegenüberstellung und Vergleichung bedarf, um aus ihnen brauchbare Resultate zu gewinnen. Brauchbar, aber dennoch beeinflußt von dem geistigen Umfassungs- und Durchdringungsvermögen wie von der gesamten Lebensauffassung des Vergleichenden.

Unter diesem Vorbehalt wollen auch die Zahlenergebnisse der Berichte der preußischen Fabrikinspektoren gewürdigt sein. Wer sie obenhin betrachtet, der möchte aus der vergleichsweise stärkeren Zunahme der Frauenarbeit in der Industrie leicht zu dem Schlusse kommen, daß in der That eine wachsende Verdrängung der Mannesarbeit durch den Wettbewerb der Frau stattfinde. Er könnte vielleicht seine Auffassung dadurch begründet sehen, daß sich da und dort in den Berichten Hinweise darauf finden, um wie viel anpassungsfähiger, leichter zu behandeln und leichter an einer Arbeitsstelle zu halten die Arbeiterinnen sind, und daß sie ferner in verschiedenen Betrieben der Metallbearbeitung Aufnahme gefunden haben, die früher keine Arbeiterinnen beschäftigten. Dennoch würde eine derartig einseitige Auffassung entschieden zu weit führen. Der industrielle Aufschwung der letzten Jahre hat nicht selten Arbeitermangel zur Folge gehabt und darum eine stärkere Heranziehung des weiblichen Elementes nötig gemacht. Daneben ist der Drang nach Selbständigkeit auch der weiblichen Jugend in Rechnung zu stellen, wie auch die Nötigung zum Unterhalt der Familie beizutragen. Eine Verdrängung des Mannes aber bedeutet das darum noch lange nicht. Ist doch auf der anderen Seite die erfreuliche Thatsache zu konstatieren, daß je länger je mehr eine Scheidung zwischen den Gebieten der Frauen- und Männerarbeit stattfindet, und die Frauenarbeit sich aus den schweren Berufen zurückzieht. Sie ist zurückgegangen im Berg- und Hüttenwesen und in der chemischen Industrie. Sie hat zugenommen in der Textilindustrie, den Gewerben der Nahrungs- und Genußmittel, der Bekleidung und Reinigung. Das sind Gewerbe, in denen sich die für die Hauswirtschaft entbehrlich gewordene Frauenkraft am leichtesten und natürlichsten bethätigen kann. Die Thätigkeit der Gewerbeaufsicht mit ihren ständig zu verschärfenden Fürsorge- und Schutzvorschriften kann nicht wenig dazu beitragen, die begonnene Scheidung planmäßig durchzuführen, und die Frau immer mehr aus einer lästigen Konkurrentin des Mannes in eine legale Mitarbeiterin zu verwandeln.

Stark zugenommen hat die Zahl der jugendlichen männlichen und weiblichen Arbeiter. Sie ist von 110 975 im Jahre 1895 auf 121 266 im Jahre 1896 und 132 352 im Jahre 1897 gestiegen. Die Zahl der Arbeiterinnen von 14—16 Jahren hat sich 1896 um 1 428 und 1897 um 4 177 vermehrt. Kinder unter 14 Jahren waren 1895 802, im Jahre 1896 988 und 1897 1 359 beschäftigt. Also auch hier trotz aller Schutzmaßregeln eine überaus starke Zunahme der Kinderarbeit. Besonders kleinere Betriebsunternehmer „wiederholen ständig den Versuch, durch die billige Kinderkraft sich der größeren Konkurrenz gegenüber wettbewerbsfähig zu erhalten.“ Das ist die einfache Erklärung für diese betrübende Erscheinung, wie auch dafür, daß häufig

Digitized by Google

Kinder bei Nachtarbeit und gefährlichen, für sie durchaus ungeeigneten Arbeiten angetroffen wurden. Dabei ist zu bemerken, daß die oben angegebene Zahl die in der unkontrollierten Heimarbeit beschäftigten Kinder nicht umfaßt.

Die Berichte schreien denn auch geradezu nach einer Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf die sogenannten handwerksmäßigen Betriebe und die Hausindustrie. Der Gewerbeinspektor von Mühlhausen (Thüringen) beklagt „die ausgedehnte Verwendung von Kindern zum Garnspulen in der Hausindustrie des Eichsfeldes." An anderer Stelle werden die im Bezirk hausindustriell thätigen Kinder auf 4 000—5 000 geschätzt, und der Arnsberger Bericht, nach dem eine einzige Firma in Lüdenscheid gegen 200 Familien hausindustriell beschäftigt, sagt: „Die in Fabriken gesetzlich verbotene Kinderarbeit wird in Zeiten flotten Geschäftsganges in die Hausindustrie verlegt." Und wenn selbst da, wo eine Kontrolle möglich ist, der Gewerbeinspektor zu dem Schlusse gedrängt wird, daß „in der Beurteilung von Übertretungen der Arbeiterschutzgesetze bei den Polizeibehörden wie bei den Gerichten meist eine den Industriellen günstige Auffassung zu Tage tritt, welche geneigt scheint, der sozialen Gesetzgebung keine besondere Wichtigkeit für das Wohl der arbeitenden Klasse beizulegen," so muß man von ganzem Herzen mit dem Düsseldorfer Gewerberat wünschen, „daß eine unanfechtbare gesetzliche Handhabe geschaffen werde zur Sicherung eines wirksamen Schutzes für alle Kinder ohne Ausnahme gegen die schädlichen Einflüsse, die eine vorzeitige übermäßige oder ungeeignete Ausnutzung ihrer Arbeitskraft auf ihre körperliche, geistige und sittliche Entwicklung ausüben muß."

Arbeiterinnen zwischen 16 und 21 Jahren gab es:

1895	123 774;	über 21 Jahre	178 854
1896	128 338;	„ „ „	190 147
1897	135 280;	„ „ „	202 224

Nach Erlaß der Arbeiterschutzgesetze im Jahre 1891, besonders nach der Herabminderung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen und verschiedenen anderen zu ihren Gunsten getroffenen Veranstaltungen, haben allerhand Unken einen Rückgang in der Beschäftigung von Arbeiterinnen prophezeit. Trotz anfänglich in der That eingetretener Schwankungen (ein Teil der Arbeiterinnen wurde genötigt, durch die Maßnahmen der Arbeitgeber, die sich der Verpflichtung zur Zahlung der Alters- und Invaliditätsbeiträge entziehen wollten, zur hausindustriellen Beschäftigungsweise zurückzukehren) machte sich sehr bald ein Umschwung in der entgegengesetzten Richtung geltend. Die seit 1894 ständig steigende Zahl der Industriearbeiterinnen, daneben die verringerte Zahl der Zuwiderhandlungen und erbetenen Überarbeitsstunden beweisen, daß die Arbeitgeber sich ganz gut in die neue Ordnung der Dinge geschickt und auch ihre Rechnung dabei gefunden haben.

Nicht gestiegen ist augenscheinlich und erfreulicherweise die Zahl der verheirateten Arbeiterinnen. Es ist zu bedauern, daß die Berichte darüber keine zuverlässige Auskunft erteilen, da nicht überall die Zahl der verheirateten Frauen ausgesondert wurde. Angesichts der vielfachen Bestrebungen, die Frauenarbeit oder mindestens die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen einzuschränken, wären genaue Sonderangaben über Zahl und Alter der verheirateten Arbeiterinnen von hohem Interesse.

Eine Zunahme der Frauenarbeit hat leider die Industrie der Steine und Erden zu verzeichnen. Sie begreift die Ziegelei in sich, ein Gewerbe, in dem ungeheuerlich lange Arbeitszeiten üblich sind und das außerdem so schwere Arbeiten in sich begreift, wie sie dem weiblichen Organismus nicht zugemutet werden sollten. Hierhin gehört „der Transport schwerer Gegenstände, der in einzelnen Ziegeleien und Kalkwerken ausschließlich von Frauen ausgeführt werden mußte." Aus den Ziegeleien werden auch die meisten Zuwiderhandlungen gegen die Gewerbeordnung gemeldet, und Klagen über Arbeitstage von 15 und 16 Stunden kehren in fast allen Berichten wieder.

Sehr zu beklagen ist auch die Verwendung von Frauen in notorisch gesundheitschädlichen Betrieben. So herrschen in der Bleiweiß- und Phosphorindustrie geradezu grauenhafte Zustände. Eine Packerin einer Zündholzfabrik mußte die Arbeit nieder-

Digitized by Google

legen, da eine Kiefereiterung eingetreten war. In derselben Fabrik wurden Arbeiter in die Phosphorabteilung eingestellt, die der untersuchende Arzt als untauglich für diese Arbeit bezeichnet hatte. Eine Änderung wurde hier erst durch die Strafverfolgung herbeigeführt. Der Bericht bemerkt dazu: „Wenn strenge Maßnahmen das Verschwinden dieser Zündholzfabriken zur Folge haben sollten, so könnte das nur mit Freude begrüßt werden." Wir möchten diesen Ausspruch noch auf eine Reihe anderer Betriebe ausdehnen. Wenn z. B. in einer chemischen Fabrik, die Chromate und Säuren zur Wachsbleiche aus ätzenden und giftigen Stoffen herstellt, „das Krankenbuch ergiebt, daß von 25 gesund eingestellten Arbeitern innerhalb 4 Monaten 14 Arbeiter erkrankten, obgleich die üblichen Vorsichtsmaßregeln angewendet worden waren," so sollte man, wenn durch keinerlei Vorbeugungsmaßregeln eine gesündere Gestaltung der Betriebsweise zu erreichen ist, entweder andere Produktionsmethoden auffinden oder aber auf Produkte verzichten, die nur durch solche Opfer an Leben und Gesundheit erlangt werden können.

Es ist aus dem Bericht nicht ersichtlich, ob in dem oben herangezogenen Fall auch Frauen beschäftigt worden waren; jedenfalls wäre aber in allen solchen und ähnlichen Betrieben die Frauenarbeit unbedingt zu verbieten, die Arbeitszeit der Männer auf höchstens 6 Stunden zu bemessen.

Neben den Schädigungen, die durch die Arbeit in gesundheitsgefährlichen Gewerben hervorgerufen werden, begegnen wir auch solchen, die nicht auf die Art der Arbeit, sondern auf die überlange Dauer der Arbeitszeit bei schlechter Ernährung zurückzuführen sind. Das trifft zu auf die mehrfach erwähnten Ziegeleien, auf die Arbeit in Zuckerbäckereien, die besonders vor Weihnachten über jedes erlaubte Maß ausgedehnt wird, und vor allen Dingen auf Wäschereien und das ganze weite Gebiet der Konfektion. In den Wäschereien in Beuel bei Bonn wurde eine Arbeitszeit von 18 Stunden und darüber nachgewiesen, und es berührt eigentümlich, wenn der Aufsichtsbeamte für Köln dazu bemerkt: „Es ist anzunehmen, daß Arbeitszeiten von 18 Stunden und darüber, auch wenn sie wöchentlich nur zwei- bis dreimal vorkommen, den weiblichen Organismus auf die Dauer schädigen müssen, indessen ist diese Frage noch nicht genügend geklärt, um schon jetzt den Erlaß allgemeiner Bestimmungen zu begründen." Die Frage, ob achtzehnstündige Arbeitszeit schädigend auf den Organismus einwirken könne, noch nicht genügend geklärt! — Wie ketzerisch nimmt sich dem gegenüber das Wort des Beamten für Berlin-Charlottenburg aus: „Daß Arbeiter, welche eine tägliche Arbeitsschicht von 14 Stunden haben, ihren Pflichten gegen Familie, Gemeinde, Staat und Kirche nicht in erwünschter Weise nachkommen können und ohne jede geistige Erholung auch geistig verkümmern müssen, bedarf der Erörterung nicht."

Eine Arbeitszeit von 12, vielfach 15 und mehr Stunden haben auch die Verkäuferinnen der Ladengeschäfte. Die Folgen davon sind denn auch, wie aus den Berichten der Krankenkassen und Ausführungen von ärztlicher Seite hervorgeht, zahlreiche Erkrankungen, unter denen „Chlorose, Anämie, Krampfadern, Lageveränderung der Gebärmutter und ähnliches" an erster Stelle zu nennen sind. „Jedoch genießen diese Mädchen nicht den Schutz der §§ 135 bis 139 der Reichs-Gewerbe-Ordnung. Der Erlaß von Bestimmungen ähnlich denen für die Konfektionsarbeiterinnen, wird nicht allein von Verkäuferinnen, sondern auch von allen wohlwollenden Ladeninhabern gewünscht." Er sollte, kräftiger als das seither geschah, von den Organisationen der kaufmännischen Angestellten angestrebt werden.

Dasselbe gilt für die Konfektion in allen ihren Verzweigungen, da fast alle Berichte einig sind in dem Wunsche, die betreffenden Paragraphen der Gewerbeordnung auch auf die Werkstätten ausgedehnt zu sehen, die obwohl sie „bis zu 40 Arbeiterinnen beschäftigen" nicht auf Vorrat, sondern stets auf Bestellung d. h. also nach § 8 der Verordnung „gelegentlich" arbeiten. Auf sie trifft, da es an einer genügend scharfen Definition mangelt, der Begriff der „Herstellung im großen" nicht zu. „Und doch wäre gerade hier ein energischer Arbeiterinnenschutz dringend erwünscht, da zur Zeit der verschiedenen Saisons die Mädchen oft die ganze Nacht durcharbeiten müssen mit

Digitized by Google

Unterbrechung durch nur ganz kurze Pausen." In Köln beschäftigt eine Firma, die nur wertvolle Damenkleider „auf Bestellung" anfertigen läßt, in eignen Arbeitsräumen 50—60 Arbeiterinnen. Auch sie untersteht nicht den Bestimmungen der Gewerbeordnung.

Und wie nötig wäre es doch, allen diesen Weißnäherinnen, Putz-, Handschuh- und Hutmacherinnen, diesen Damenschneiderinnen, Mäntelnäherinnen, Plätterinnen u. s. w. den Schutz der Gesetze zugänglich zu machen. Da begegnet man Arbeitszeiten von 14 bis 17 Stunden. „Da die Arbeit sitzend, in gebückter Haltung und meist in mangelhaft beleuchteten und ungenügend gelüfteten Räumen vorgenommen wird, so ist eine schädigende Wirkung wohl erklärlich, besonders bei jüngeren Personen." Und diese schädigenden Wirkungen? „Von den meisten Kassenärzten werden die sanitären Verhältnisse unter diesen Arbeiterinnen als geradezu erschreckend dargestellt. Insbesondere richten sich die Klagen gegen die Arbeitszeiten, welchen Näherinnen und Plätterinnen zwischen dem 14. und 20. Lebensjahr unterworfen sind. Weil die Mädchen in diesen Jahren in ihrer wichtigsten Entwicklungsperiode stehen, ist das lange Sitzen bei der Näharbeit an der Nähmaschine und das andauernde Hantieren mit schweren Plätteisen überaus schädlich. Die Folgen zeigen sich in einer ungeahnten Zahl von Erkrankungen an Chlorose (Bleichsucht), Tuberkulose und Bluthusten, den verschiedensten Erkrankungen des Nervensystems, Kopfschmerzen und Blutandrang zum Kopfe und in der Zerrüttung des Genitalapparats." . . . . Alledem gegenüber besitzen die Aufsichtsbeamten leider kein Recht des Einschreitens, ebenso wie sie trotz der Verfügung vom Mai 1897 ziemlich machtlos der Thatsache gegenüber sind, daß die Arbeiterinnen noch Arbeit mit nach Hause nehmen. Da kann eben nur gründlich und dauernd geholfen werden, wenn man sich endlich einmal dazu entschließt, die Gewerbeaufsicht auf das ganze weite Gebiet der Heimarbeit auszudehnen. Erst kürzlich wurde in dieser Zeitschrift auf eine verdienstvolle Arbeit hingewiesen,[1]) die das ganze Elend der Arbeitsweise, die man „Heimarbeit" nennt, bloßlegt, das ganze Gefolge von Abhängigkeit, Hunger und Schande aufdeckte und gleichfalls in den Wunsch beziehungsweise die Forderung ausklingt, die Gewerbeinspektion auf die Heimarbeit ausgedehnt zu sehen.

Ganz gewiß würde bei Ausdehnung der §§ 135 bis 139 der Gewerbeordnung auf die handwerksmäßigen Betriebe und der Inspektion auf die Hausindustrie vor allen Dingen von seiten der Unternehmer der Einwand erhoben werden, daß während der Saison der gesetzliche Arbeitstag zur Bewältigung der vorliegenden Arbeit nicht ausreiche. Da ist es denn ganz interessant, zu erfahren, daß in den der Gewerbeaufsicht unterstellten Betrieben die Fälle, in denen die Erlaubnis zur Überarbeit nachgesucht wurde, wie die Zahl der Bewilligungen sich beträchtlich verringert haben. Die Fälle, in denen Überzeitarbeit gestattet wurde, sind von 2 051 im Jahre 1895 auf auf 1 871 im Jahre 1896 und 1 590 im Jahre 1897 zurückgegangen. Die Summe der bewilligten Überstunden hat sich 1896 um 600 250 und 1897 um weitere 362 025 vermindert. Sie betrug 1895 = 2 220 733 und 1897 = 1 258 457. Und das trotz des überraschenden Aufschwungs, den die deutsche Industrie in den letzten Jahren genommen hat. Beweist das einmal, daß die Industrie auch ohne die früher als unentbehrlich bezeichnete Überzeitarbeit auskommen und gedeihen kann, so zeigt die Herabminderung an sich, die nicht zuletzt auf die gesteigerte Aufsichtsthätigkeit und Achtsamkeit der Inspektionsbeamten zurückzuführen ist, wie dringend nötig die Einrichtung der Gewerbeinspektion war, und wie sie, um ihre Aufgabe ganz erfüllen zu können, noch immer mehr des Ausbaues und der Erweiterung bedarf. Das gilt ganz besonders für das, was sie den weiblichen Arbeitern zu leisten hat. Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß die vorgesetzte Behörde ebensowohl wie die Aufsichtsbeamten der Lage und den Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen eine ganz besondere Aufmerksamkeit entgegenbringen. Das erhellt aus den sorgsamen Ermittlungen, die über die den Arbeiterinnen während der Arbeit oder in den Pausen gebotene Sitzgelegenheit angestellt wurden, wie ferner aus mannigfachen Verordnungen, die darauf

[1]) S. „Die Frau", 1898, Nr. 10. Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion von G. Dyhrenfurth.

Digitized by Google

abzielen, für die Arbeiterinnen besondere Aufenthaltsräume, Waschgelegenheiten, Aborte und dergleichen zu beschaffen.

Daß trotzdem in dieser Richtung noch gar vieles im argen liegt, das geht aus zahlreichen Stellen der Berichte hervor, die darüber klagen, daß die Unternehmer sich wenig willig zeigen, den entsprechenden Anforderungen zu genügen.

Und wenn man gar die Klage hört, daß „die Gewerbeaufsichtsbeamten bei ihren Anordnungen und im Bestreben zur Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstands von den Unternehmern in vielen Fällen nicht unterstützt wurden" oder selbst Bekundungen begegnet, die besagen, daß „der bessere Schutz vor Ausbeutung und Verführung der Arbeiterinnen durch Arbeitgeber oder ihre Beauftragten wiederholt angeregt zu werden verdient, da auch in diesem Jahre wieder Fälle zu verzeichnen sind, in denen sich Arbeitgeber gröblich gegen ihre Arbeiterinnen vergangen haben", so wird man notwendig zu dem Schlusse gedrängt, daß alles das nicht gründlich besser werden kann, so lange nicht eine Stelle geschaffen wird, bei der die Arbeiterinnen vertrauensvoll jede Klage und jeden Anstand laut werden lassen dürfen, so lange wir eben nicht überall die weibliche Gewerbeinspektion haben. Denn man bedenke, daß gerade solche vereinzelte Bekundungen, wie die des Gewerberates für Erfurt, ein grelles Licht auf das werfen, was in den übrigen Berichten nicht gesagt wird. Nicht etwa, weil nichts über diesen Punkt auszusagen wäre (die privaten Enqueten des Königreichs Preußen erbringen Belege die Fülle), sondern weil eben von den Betroffenen nichts gesagt, vom Aufsichtsbeamten also offiziell nichts gewußt wird. Nur die weibliche Gewerbeaufsicht kann hier helfen. Es ist deshalb warm zu begrüßen, daß man in Süddeutschland mit der Anstellung weiblicher Aufsichtspersonen begonnen hat, besonders wenn, wie dies im hessischen Offenbach geschehen ist, die Wahl auf solche Persönlichkeiten fällt, die, aus Arbeiterkreisen hervorgegangen, mit den einschlägigen Verhältnissen wohlvertraut sind.

Um wieviel mehr aber ist es zu beklagen, daß Preußen, die politische und industrielle Vormacht Deutschlands, sich hier von einer unbegreiflichen und durch nichts zu rechtfertigenden, ablehnenden Hartnäckigkeit zeigt, — zu beklagen ist das und zu bekämpfen. Darüber ist man sich klar im bürgerlichen wie im proletarischen Lager der Kämpferinnen für die Rechte des Weibes. Und darum eröffnet sich hier ein Feld wenn nicht gemeinsamer, so doch übereinstimmender Agitation.

Hier können die bürgerlichen Frauen, denen es ernstlich um soziale Arbeit und soziale Wohlfahrt zu thun ist, an der Hand der Thatsachen das ganze Um und Auf des Lebens der Arbeitenden kennen lernen. Seien diese Thatsachen nun aus dem Leben geschöpft oder von so einwandfreien Berichterstattern, wie die preußischen Fabrikinspektoren oder die Dyhrenfurth'schen Erhebungen es sind, mitgeteilt. Vielleicht werden sie dann dahin gelangen, an Stelle ihrer Sonderwünsche oder zersplitterten Wohlthätigkeitsbestrebungen den Kampf für die Wohlfahrt aller zu setzen. Und vielleicht ließe sich so eine Brücke schlagen zwischen zwei heute noch feindlichen Welten.

Digitized by Google

Theodor Fontanes Lehrjahre.[1]

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Dem stillheiteren Idyll der Fontaneschen „Kinderjahre“ ist jetzt schwer dahinwandelnd ein geräumiges und etwas umständliches Chronikon gefolgt, das den Faden dieses uns allen teuren Lebens um ein Dezennium weiter spinnt. Von „Zwanzig bis Dreißig“ heißt es, es könnte aber auch „Dichter und Apotheker“ heißen. Denn wir folgen Fontane in diesen zehn Jahren wie durch die Pharmazien Berlins und Leipzigs, so durch die litterarischen Laboratorien der Lenau- und Platenbünde und des „Tunnels über der Spree“, bis er dann an der Lebenswende mit einem kühnen Luftsprung aus Gewölb' und Mauerloch sich rettet und sich ganz auf das stellt, was er als seinen eigenen Beruf mählich erkannt hat.

Der Theodor Fontane, der der Held dieser Blätter ist, sieht uns zum Beginn im Bilde ins Auge. Wie ein Kopf aus der Romantik wirkt er im breit umgeschlagenen hochkragigen Rock mit dem weichen, faltigen Hemd, lockiges Haar über der Stirn; das schmale Gesicht vom flaumigen Backenbart eingerahmt, schwärmerisch die Augen; in die Romantik hinein jedoch ein schalkhaft lachender Mund, um den auch menschliche Güte spielt. Dieses Fontanebild sieht man sich lange an, und dann beginnt man zu lesen und man hofft, dies Bild würde nun sprechen, dieser Mund sich aufthun; aber es kommt diesmal anders.

In den „Kinderjahren“ ward mit dichterischer Belebungs- und Verjüngungskraft der Knabe Theodor, wie er leibte und lebte, in seiner stillen Träumerei und auch in seiner ganzen köstlichen Dummenjungensherrlichkeit auferweckt und wandelte für kurze Frist noch einmal längst vergangene Tage gegenwärtig ab.

Von diesem zweiten Band der Erinnerungen geht diese starke und blühende uns umfangende Gegenwartsillusion nicht aus. Vielleicht ist dies bewußt erstrebt, das Buch heißt auch nicht mehr „Autobiographischer Roman“, es heißt ganz schlicht „Autobiographisches“.

Der alte Fontane läßt nicht den jungen Fontane auftreten und sprechen, er läßt nicht, wie einst die Kinderjahre, so jetzt die Lehrjahre auf einer Bühne vorüberziehen, sondern er begnügt sich in beschaulicher Rede von ihnen zu berichten. In langsamem Besinnen und Erinnern, mit Vorwärts- und Rückwärtsgreifen, so daß man sorgsam des Fadens achten muß, in einer Art Spiraltechnik. Und er, der sonst so nonchalant seinen Geschöpfen gegenüber ist, sie an der langen Leine behaglicher Laune sich nach ihrer Façon tummeln läßt, ist diesem Geschöpf gegenüber, das ihm am nächsten steht, stark herrschsüchtig und rechthaberisch. Er fährt dem hübschen Jüngling Theodor, wenn er schon mal etwas sagt, gleich über den Mund, heißt ihn und seine grüne Weisheit schweigen und spricht mit der Stimme des alten Fontane weiter. Ein etwas lehrhafter, ja man könnte, wenn das Wort nicht zu erschröcklich klänge, beinah sagen,

[1] Berlin 1898. F. Fontane & Co.

Digitized by Google

moralisierender Zug läßt sich beobachten und wirkt an dieser Persönlichkeit überraschend. Und diese Entdeckung und diese Überraschung ist nicht die einzige.

In den Kinderjahren war — und das ist durchaus nach Fontanes eigenem Herz und Bekenntnis — Darstellung alles, der Stoff war in wenigen Worten zu erschöpfen; aber das Bannen und Verdichten der Luft, in der diese Kinderjahre spielten; des Himmels, der mit seinen Wolken und Sternen über ihnen hing; der Umwelt mit all ihrem Detail, das war die künstlerische Aufgabe. Und wie ist diese Lebendigmachung in Schöpferlaune geglückt.

In diesem Band tritt der Reiz, der von der Stimme des Erzählers ausgeht, also der feinere, künstlerische Reiz hinter dem zurück, was es inhaltlich bietet. Das Wie der Erzählung ist diesmal nicht so markant, wie das Was. Das Stoffliche überwiegt das Formale. Fontane hat interessante Zeiten und interessante Menschen erlebt und hat von ihnen erzählt, während er auf sein eigenes Leben zurückschaut.

Man denkt, wenn sich auch der unnachahmliche Fontaneton nie verleugnet, manchmal an die durch ihren Stoff und ihre Personen ebenfalls interessanten Erinnerungen von Ludwig Pietsch. Bei den „Kinderjahren" denkt man nie an Ludwig Pietsch.

Die Freude und die Erwartung, die dieses Buches harrte, verschärft vielleicht die nicht zu leugnende Enttäuschung des ersten Eindrucks. Dann aber nimmt man es hin, wie es ist; und wenn man von ihm erzählen soll, dann wird man sich an das halten, was in ihm überwiegt, an den Stoff, und wird die Kreuz- und Querzüge dieser zehn Lebensjahre leise, hier und da verweilend, nachziehen.

* * *

Den Ruppiner Quartaner Theodor Fontane verließen wir damals, um ihn jetzt, 1839, als Provisor in der Roseschen Apotheke — Spandauerstraße nahe der Garnisonkirche — wiederzutreffen. Er hat seine dichterische Sendung inmitten der Kräuter und Salben erkannt. Beim Queckensupperühren an dem großen eingemauerten Zinnkessel besucht ihn, den eifrig Umherpätschelnden, die Muse, die stark freiheitlich-Herweghsch geschürzt damals dahingeht, oder vielmehr schreitet. Sein „Leib- und Magenblatt", der Berliner Figaro, bringt, was hier heimlich ward gesponnen, treulich an das Licht der Sonnen.

Der junge Apotheker ist seßhafter Stammgast in der Litteraturkonditorei von Stehely und schließt seine ersten dichterischen Bundesbrüderschaften.

Die Dichterklubs blühten damals. Man sammelte sich im Zeichen Platens, oder im Zeichen Lenaus und las sich die eigenen Poesien vor.

Meistens waren diese Bünde Kristallisierungen einiger Trabanten um einen überlegenen Geist, der sich eine ihm willfährig folgende geistige Leibwache bildete. Im Lenauklub war es der verwöhnte, mit dem Leben und der Kunst spielende Maron mit den Prinzenmanieren, voll Bravour, mit leichter junger Hand den Sieg pflückend, bis ihm Leben und Dichten zerrann.

Was Maron im Lenauklub, war im Platenklub Egbert Hanisch, der Diogenes, der Bedürfnislose, der Sybarit des Geistes.

Fontane hat sich in diesen Conventikeln nie ehrgeizig nach der Hegemonie gedrängt. Seine sachliche Scheu vor allem Blendenden, Fascinierenden, dem er, wenn es ihn auch packte, doch stets mit einem verhaltenen, aber desto sichereren Mißtrauen

Digitized by Google

gegenüberstand, hielt ihn stets in der Front zurück. Von diesem unexponierten Platz konnte er auch besser zusehn, was sich that und begab und wie die Leute ihr Wesen trieben. Ihm war alle Zeit das Schauen lieber als das zur Schau gestellt werden.

Auf Berlin folgt Leipzig; auf den Bourgeoisapotheker Rose der bequeme Paschaapotheker Neubert; auf den Platen- und Lenauklub der Herweghklub.

In diesen Jahren irrt es und wirrt es. Auf verstiegene Freiheitsschwelgereien, die der junge Revolutionär auf Leipziger Schlachtfeldwallfahrten ersann, Herweghs Lieder in der Tasche, folgen Verjammerungen, Berufsunsicherheiten, Krankheiten. Das Bewußtsein der schwankenden, unsicheren Existenz quälte ihn. Er fühlt die halbe Stückwerkbildung, die ihn nie zu einem ausdauernden Lernen hatte kommen lassen, so daß er bald von links her die Gymnasialglocken, bald von rechts her die Realglocken habe läuten hören. Ein Versuch, seine Gedichte bei einem Verleger unterzubringen, scheiterte. Er will die Apothekerei aufstecken und als alter fünfundzwanzigjähriger Knabe noch einmal die Schularbeiten aufnehmen, um zu studieren: „irgend was. Am liebsten Geschichte." Da fährt wie eine große Reinigung in alle diese unklaren Gedanken und Entwürfe das Militärjahr. Fontane wird Kaiser Franz Garde-Grenadier, schultert und präsentiert, und bald plagen ihn weder Skrupel mehr noch Zweifel. Für ein Jahr war alles erledigt. Und was dann werden sollte, konnte man sich noch mit Muße überschlafen.

Vorläufig giebts, als reizendes Intermezzo des Waffendienstes, eine vierzehntägige Reise nach England, zu der er, ein Glückspilz, von Freund Scherz eingeladen und zu der er, doppelter Glückspilz, Urlaub erhält. Hauptmann und Obrist erkannten beide verständnisvoll den besonderen Fall, „daß er's umsonst hätte und daß das doch selten sei."

Und so tritt er denn seine erste Meerfahrt an. Nach Balladengröße und Archibald Douglastum sah sie freilich nicht aus. Er hatte die Militärkommißhose mit der roten Biese an, und darüber ein kleines braunes Röckchen, wie es Eichendorfs „Taugenichts" getragen haben mochte, als er von Haus fortlief. Der Romantikerkopf darüber paßte aber gewiß dazu. Den eisernen Fond trug er in den Hosentaschen, rechts einen Thaler und einige kleinere Silberstücke, links einen halbkupferfarbenen etwas minderwertigen Doppellouisd'or mit dem „großgenasten Profil" irgend eines Kleinstaatenserenissimus darauf.

Über die Tower- und Windsorstimmungen, die ihm in London überwältigend aufgehn und ihn Balladenwelten ahnen lassen, legt sich nun bald wieder die gänzlich unballadeske Luft der Franzerkaserne. Doch die letzte Zeit des Militärjahres bringt ihn die Mitgliedschaft zum „Tunnel über der Spree", und verbrieft ihm damit vor einem Forum Ebenbürtiger seinen Beruf. Der Tunnel über der Spree,

wo Sonntags sich zusammenfand
Ein Kranz berlinischer Geisteslichter,
Geheime und öffentliche Dichter.

Wo

alt und jung und arm und reich —
Vor der Kritik waren alle gleich,
Und selbst der älteste Geheimrat
Für schlechte Verse Buße that,
War freilich an Geheimeräten
Kein Mangel unter den Tunnelpoeten.

Digitized by Google

In köstlichen Geburtstagsversen hat Heyse diese Dichterloge für Fontane besungen und ihn selbst im Kreise dieser Musenbundesbrüder gezeigt:

Da ging die Thür, und in die Halle
Mit schwebendem Gang, wie ein junger Gott
Trat ein Verspäteter frei und flott,
Grüßt in die Runde mit Feuerblick,
Warf in den Nacken das Haupt zurück,
Reichte diesem und jenem die Hand
Und musterte mich jungen Fant
Ein bißchen gnädig von oben herab,
Daß es einen Stich ins Herz mir gab.
Doch: Der ist ein Dichter! wußt ich sofort.

Silentium! Lafontaine hat's Wort.

Und wahrlich zeigte sich bald genug,
Daß „Phoebus Wort in mir kein Lug".
Denn als am Tischlein er niedersaß
Und hob nun an — weiß nicht mehr, was,
Ob's von den „Männern und Helden" war,
Oder Archibald Douglas gar,
Oder der Tag von Hemmingstedt —
Weiß nur, wie gern gelauscht ich hätt'
Auf dieser beseelten Stimme Klang,
Da sie nun schwieg noch stundenlang,
Und wacht erst auf aus meinem Traum,
Als um mich her im dämmrigen Raum
Die „Sehr gut!" wurden eingesammelt.
„O sehr, sehr gut!" hab ich gestammelt.

Aus Fontanes Scherenbergbuch und dem farben- und kulturstimmungsreichen Roman „Vor dem Sturm" kennen wir diese Runde, in der hohe Beamte, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, junge Gardeoffiziere ihres offiziellen Lebens Kleid und Zier ablegten, um unter einem Bundesnamen nur „Dichter" zu sein.

Die Tunnelzeit 1845—1855 wird Fontanes Balladenfrühling. Der Balladenfrühling ist aber zugleich ein Liebesfrühling, wenn dieses Wort nicht allzu tenormäßig, renommistisch-lyrisch klingt für die Fontaneart. Theodor Fontane, Kaiser Franz Garde-Grenadier a. D. und wieder einmal Provisor, derzeitig in der Schachtschen Apotheke, Friedrich- und Mittelstraßenecke, verlobt sich echt Fontanesch. Vor der Weidendammerbrücke beschließt er's, hinter der Weidendammerbrücke ist er's, zum Abschied aber sagt er etwas ängstlich, halb fragend, halb bestätigend, mit einer „ihm sonst fremden Herzlichkeit": „Wir sind aber nun wirklich verlobt".

Sie war ein „Nachbarkind" von ihm aus seiner Berliner Jugend, und hieß Emilie Kummer. Sie war aber keine richtige Kummer, sondern eigentlich eine Rouanet, südfranzösisches Blut, abruzzenhaft, eine wilde kleine Zigeunerin, die bei dem guten Herrn Rat Kummer in der Großen Hamburgerstraße etwas verwunschen wirkte. Eine echte Fontanemischung übrigens, die Phantastik dieses Ciocciarenkindes in der Realität des Berliner Hinterhaus- und Hoflebens. Nach der Kinderzeit verliert er sie aus den Augen. Erst 1844 sieht er sie wieder. Das Rouanetsche ist jetzt hinter dem Kummerschen zurückgestellt, das Abruzzenhafte hinter dem Berlinischen, was dem in letztem Grade doch durchaus bürgerlichen Fontaneschen Geschmack mehr gemäß war.

Digitized by Google

„Von ihrer Rassenhöhe war sie ziemlich herabgestiegen, wohl zu ihrem und meinem Glücke". Und so waren sie denn, am 8. September 1845, jenseit der Weidendammer Brücke, „wirklich" verlobt. Ehe sie sich heiraten können, vergehen fünf Jahre; eins von ihnen ist das „tolle Jahr," in dem Fontane als gescheiterter Winkelried und als Wahlmann auf dem Wollboden sich gänzlich deplaziert findet.

Heimischer ists ihm schon innerhalb der stillen Mauern von Bethanien, wo er, Apotheker und Pädagog zugleich, zwei fromme Schwestern in die Geheimnisse der Pharmacie einweiht. Aus Bethanien aber geht er nicht in die Apotheke zurück, sondern geradewegs in ein kleines Zimmerchen der Luisenstraße, „an einer hervorragend prosaischen Stelle," und wird „möblierter" Dichter. Die ziemlich unsicher fundierte Position erhält ein leider nicht allzudauerhaftes Fundament in der Anstellung zum Diätar im „Litterarischen Bureau des Ministeriums des Inneren." Dies Glück ist nicht von Dauer, aber es giebt den Mut zur Hochzeit und dem Buch von Theodor Fontanes Lehrjahren einen fröhlichen Schluß: Sie kriegen sich ....

* * *

In der Galerie derer, die teils für kürzere, teils für längere Zeit Gefährten des Fontaneschen Lebens waren, begegnet manch interessanter Kopf in origineller Beleuchtung. Es entspricht dabei ganz Fontaneschem Wesen, daß über Unberühmtheiten viel und über Berühmtheiten wenig gesagt wird.

Ihn reizen vor allen jene seltsamen Existenzen: die Halbgenialen, deren fesselndste Werke das waren, was sie lebten, sprachen und thaten, nicht was sie schrieben; paradoxe Spottgeburten; glänzende Irrwische und schrullige Käuze. An drolligen Einzelzügen hat er sein hellstes Vergnügen, an den Rauberexpeditionen der sieben Weisen aus dem Hippelschen Keller; an der verzwickten Finanzwirtschaft von Friedrich Eggers mit seinen vielerlei Kassen, der Stiefel-, Kleider-, Miets-, Cigarrenkasse, die sich dauernd unter einander anpumpten, an der Gewaltsproduktion des „fetten blonden" Hesekiel, der so lange à la Walter Scott im „Großfürst Alexander" vor einer tollen Tafelrunde feuchter Brüder „Schottland die Ehre angethan" hatte, bis er vor Schulden nicht mehr aus den Augen sehen konnte. Nun mußte er mit Hochdruck schreiben.

„An Tagen, wo's ihm ganz besonders widerstand, ging er zunächst viele Male, wie mit sich kämpfend, um seinen Schreibtisch herum, und erst, wenn er alles Widerstrebende niedergezwungen, sich für seine Aufgabe montiert hatte, nahm er seinen Platz, und begann zu schreiben.

Er schrieb auf Quartblätter, die aufgestapelt vor ihm lagen und ließ das geschriebene Blatt mit einem kleinen Fingerknips auf die Erde fliegen; da sammelte dann seine Tochter Ludowika, damals noch ein Kind, die zahllosen Blätter und ordnete sie."

Louis Schneider, der bis „ins Komische gesteigerte wilde Mann", der ihm im Innersten eigentlich doch sehr unsympathisch war, gewinnt sein ganzes Herz durch seine Berliner Weltweisheit, und für das, die aequitas animi Berolinensis alias „Wurschtigkeit" vollendet gebende: „Um neun ist alles aus" ist er ihm „bis diese Stunde" dankbar.

Aber zwischen den Grotesken stellen sich auch Bilder voll feiner, stiller Stimmung ein. Die Abende bei Franz Kugler in der heimlichen Mansardenstube mit den Epheuwänden und dem gedämpften Licht der hohen Schirmlampe. Kugler spielt auf

Digitized by Google

dem Klavier, über dem eine Kopie des Murilloschen Franziscus hing; Storm liest mit wispernder Stimme, während seine Augen wie die eines kleinen Hexenmeisters leuchten, Gespenstergeschichten.

* * *

Zwischen diesen Gestalten aber suchen wir uns immer wieder das Porträt Fontanes heraus. Auf jeder Seite verraten sich Züge und fügen sich zum Bild. Sie verraten sich eigentlich nicht, sie werden vielmehr sorgfältig, fast eigensinnig unterstrichen, daß nur kein Irrtum geschieht.

Unter diesen Zügen begrüßen wir viele, die uns wohlbekannt, die oft zu uns gesprochen haben.

Die Abneigung dieses Dichters gegen alles sogenannte „Poetische" wird immer wieder betont. Die tiefe Scheu vor allem ausgesprochen Gefühlvollen, die märkische Sachlichkeit, die lieber nüchtern wirken will als verstiegen und redensartlich enthusiastisch. Mit beabsichtigter Trockenheit erzählt er kurz und knapp die Verlobungsgeschichte. Nur sich nicht gehen lassen, nur keine Liebesfrühlingsmotive. Er schießt erst los und wird erst warm, als er strahlend erzählt, daß er durch die Familie seiner Braut, „pour combler le bonheur", einen richtigen Quitzow kennen gelernt hat, einen alten Major, der „recte" von der berühmten alten Sippe herstammte, die von dem „Nürnberger Tand nichts hatte wissen wollen". So etwas ist, um Berlinisch-Fontanisch zu reden, sein ganzer „Schwarm". Das Altpreußische, der märkische Junker haben seine ganzen Sympathien. „Die glänzenden Nummern unter ihnen — und ihrer sind nicht wenige — sind eben glänzend, und diese nicht lieben zu wollen, wäre Dummheit; aber auch die nicht glänzenden — und ihrer sind freilich noch mehrere — haben trotz Egoismus und Quitzowtum, oder auch um beiderwillen einen ganz eigentümlichen Charme, den heraus zu fühlen ich mich glücklich schätze. Die Rückschrittsprinzipien als solche sind sehr gegen meinen Geschmack, aber die zufälligen Träger dieser Prinzipien haben es mir nach wie vor angethan." Und seine angenehmsten Tage hat er, wie er selbst sagt, „unter Muckern, Orthodoxen, Pietisten und Adligen von der junkerlichen Observanz" verbracht. Seine Freude am Charakteristischen kam hier am vollsten auf die Kosten. So konnten in seinem Herzen ruhig nebeneinander wohnen: Bismarck, die Kaiserin Eugenie und ein Generalsuperintendent, am liebsten der alte Büchsel, es kann aber auch Müllensiefen sein.

Dies wundervolle Menschenanschaun aus höherer Zelle, dies Umfassen des Alltäglichen mit liebevollem Sinn, dies vergänglich resignierte Weisheitsaugen aus dem Kleinen und Großen, wie es das bunte Wechselspiel giebt, das ist uns Theodor Fontane:

Ist nichts so groß und nichts so klein,
Der Dichter schließt's in sein Herz hinein,
Und wie er geliebt, was er beschrieben,
So müssen wir's nun wieder lieben.

In dieses Bild kommt aber durch diese Blätter ein ganz neuer, fremd berührender Zug. Es klingt deutlich von Kleinlichkeit, Nachtragen, Abrechnen. Fontane schmält seitenlang mit seinem ersten Lehrherrn wegen der Sempelpampensuppe, wegen seines Bourgeoissinnes; er kann, trotzdem es ihm selbst nicht ganz heimlich dabei ist, auf eine Haßorgie gegen einen ungenannten Geistesschmarotzer unter den Tunnelmitgliedern

Digitized by Google

nicht verzichten, der ihn durch eine freilich unvornehme Handlung gekränkt; er ficht mit Toten, wie Kugler und Storm, nachträgliche Fehden über Belanglosigkeiten aus.

Er mokiert sich über Storms „Husumerei", seine „Provinzialsimpelei", sein etwas auf die romantische Wirkung zugeschnittenes Hauswesen; er hält sich, wenn er das auch durch gelinden Selbstspott mildert, über Storms Kostüm auf, leinene Beinkleider, grünes Röckchen und ein Shawl, der nach der Fontaneschen Physiologie des Shawls in dem Stadium sich befand, wo er nur noch eine endlose Länge darstellt, ohne jede zurückschnellende Federkraft. Er trug ihn rund um den Hals herum, trotzdem hing er noch in zwei Strippen vorn herunter, in einer kurzen und einer ganz langen.

Es läßt sich nichts dagegen sagen, daß so etwas überhaupt erwähnt wird. Die Ehrlichkeit der Charakteristik geht nicht nur Fontane über alles, und nicht nur ihm ist das Schönfärben verhaßt. All denen, die ihn lieben, hat er aus der Seele gesprochen, wenn er sagt:

„Ich habe das Menschliche betont, ich bin an Schwächen, Sonderbarkeiten und selbst Ridikulismen nicht vorbeigegangen. All dergleichen gehört nun einmal mit dazu. Das protestantische Volk verlangt eben keine Heiligen und Idealgestalten, eher das Gegenteil; es verlangt Menschen, und alle seine Lieblingsfiguren: Friedrich Wilhelm I., der große König, Seydlitz, Blücher, York, Wrangel, Prinz Friedrich Karl, Bismarck, sind nach einer bestimmten Seite hin, und oft nach mehr als einer Seite hin, sehr angreifbar gewesen. Der Hinweis auf ihre schwachen Punkte hat aber noch keinem von ihnen geschadet. Gestalten wie Moltke bilden ganz und gar die Ausnahme, weswegen auch die Moltkebegeisterung vorwiegend eine Moltkebewunderung ist und mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen stammt."

Wir wollen die Menschlichkeiten und Ridiculismen nicht missen, ja wir hätten uns enttäuscht gewundert, wenn sie fehlten. Aber der Ton, in dem sie Fontane vorbringt, ist uns fremd und erschreckt uns. Wo ist die überlegen beschauliche Betrachtung, wo das humoristische Wohlgefallen an menschlichen Thorheiten und Schwächen, das weite Zurückblicken auf lang durchmessene Strecken, das vor der Welt sich ohne Haß Verschließen, das uns jederzeit aus Fontanes Lebensbüchern angeweht hat?

Dies späte Buch ist das erste Buch, dem die Liebe fehlt.

Ein gereizter, zergelnder Ton klingt vor; eine lang unterdrückte Empfindlichkeit bricht durch und schleift nachträglich boshafte Pfeile. Rückhaltlose Anerkennung auf der andern Seite und selbsterkennendes Ironisieren der eigenen Person heben das noch nicht auf.

Fontane will mit diesem Buch das letzte Wort über sein Leben gesprochen haben.

Wir aber möchten von ihm so nicht scheiden.

Digitized by Google

Von Jaffa nach Jerusalem.

Von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Es war beim Abschiednehmen in der Casa Nuova, dem Hospiz der prächtigen, so segensreich wirkenden Franziskaner zu Jerusalem, wo wir gastliche Unterkunft gefunden. Frère Liévin, der freundliche Gelehrte des Klosters, hatte uns die lateinischen Pilgerzettel eingehändigt, in denen unsre Anwesenheit im heiligen Lande bestätigt wurde und auf Grund deren sich uns in Zukunft jede Klosterthür öffnen sollte. Nun fügte er noch für mich einen gedruckten „Führer für die Eisenbahnstrecke Jaffa-Jerusalem" hinzu, der seinen „Guide Indicateur", ein bedeutendes Werk über das heilige Land, in französischer Sprache geschrieben (Übersetzung in deutscher Sprache von P. Costa Major, Verlag Kirchheim, Mainz), ergänzt.

Heute weckt der moderne, friedliche Kreuzzug, den unser Kaiser nach dem heiligen Lande unternimmt, mir lebhaft die Erinnerung an die dort verlebten Tage.

Unser stolzer Dampfer „Fürst Bismarck" von der Hamburg-Amerika-Linie hatte am 4. März 1893 vor Jaffa Anker geworfen. Wir hatten im Heranfahren die Sonne über Palästina aufgehen und die Linien des Juda-Gebirges sich abheben sehen.

Es giebt keine gefährlichere Ausschiffung, als die bei Jaffa, und man weiß von manchem Massen-Unglücksfall dort zu berichten. Eine Menge schwarzer Felsenriffe lagert in der Bucht, es herrscht eine stete Brandung, die bei dem geringsten Winde und unruhiger See schwer zu durchrudern ist. Die eingebornen Bootsleute dort sind ebenso geschickt als unverschämt. Irgend ein Versuch, die Felsen zu sprengen, ist nie gemacht — was soll man sich der Gelegenheit berauben, hohe Forderungen für die Beförderung an Land zu erheben? Überdies, warum soll man die Natur korrigieren? Allah hat die Riffe dort entstehen lassen, so müssen sie auch bleiben.

Das Meer war aber ruhig an diesem Morgen, der Himmel blau, die Sonne goldig strahlend, so kamen wir gut, nur etwas bespritzt an den Kliffen vorbei. Was unserer harrte, als wir den Rückweg antraten, ahnten wir nicht — einstweilen priesen wir unser Glück.

An der Hafentreppe, kurz vor dem Anlegen, empfing uns aber ein infernalischer Gestank. Ein neben mir sitzender englischer Reverend half mir barmherzig über eine Ohnmachtsanwandlung hinweg, indem er mir ein großes Stück Kampher unter die Nase hielt. Er war durch eine menschenfreundliche Seele auf die seiner in dem gelobten Lande harrenden Düfte vorbereitet. Noch jetzt gedenke ich in dankbarster Erinnerung dieses liebenswürdigen Kamphermannes.

Jaffa, steil am Uferrand sich aufbauend, mit weiß und gelb schimmernden, von Palmen und Cypressen unterbrochenen Gebäuden, Leuchtturm und schlankem Minaret, sieht von weitem sehr stattlich aus; es hat etwas Stolzes, Festungsartiges. Aber die nähere Bekanntschaft mit dieser ersten Kreuzfahrerstation ist keineswegs eine angenehme.

Die Stadt hat enge Gassen, in denen sich Menschen und beladene Kamele, wie Händler und Bettler in buntem Gewirr durch unbeschreiblichen Schmutz drängen müssen. Die Bahnstation — damals war erst seit kurzem der Schienenweg zwischen Jaffa und Jerusalem eröffnet — liegt etwa 8 Minuten vom Landungsplatz entfernt. Man kommt an der Kolonie der „deutschen Templer", von Württembergern gegründet, vorüber, ganz freundlichen Häusern mit kleinen Gärten. Bruder Liévin sagt von den Templern: „Ein eigentliches Religionsbekenntnis haben sie nicht; sie haben kein Sakrament, nicht einmal die Taufe; im übrigen ähneln sie den Protestanten."

Digitized by Google

Ein primitives Bahnhofsgebäude tauchte auf, vor dem der Zug in der glühenden Sonne stand, umlagert von schwatzenden Apfelsinenverkäufern und verschleierten Weibern, die Spitzen und wertlose Schmucksachen anboten.

Der Fahrplan ist leicht zu behalten. Man fährt einmal 1,20 nachmittags hin nach Jerusalem und kann einmal 7,15 morgens von dort abreisen. Der Fahrpreis beträgt erster Klasse 70 Piaster 20 Para (ein Piaster ist ca. 80 Pf.). Ganz wie bei uns trifft man auf die Bemerkung: „Das Fahrgeld ist stets abgezählt bereit zu halten.“ Die Haltestellen der Bahn zwischen Jaffa und Jerusalem heißen: Lydda, Ramleh, Sejed, Deïr-Aban und Bittir. Die zu durchmessende Strecke beträgt 87 Kilometer.

Nicht sehr fahrplanmäßig pünktlich — wo wäre Pünktlichkeit im Orient zu finden — setzte sich endlich der durchglühte Zug in Bewegung. Die erste Klasse mit ihren Holzbänken gleicht in Bezug auf Ausstattung noch nicht unserer dritten, an Schmutz sucht sie ihres Gleichen. Es sind durchgehende, große Wagen nach süddeutschem Muster. Was die Sicherheit der Schienenstraße anlangt, so klärte man uns darüber auf, daß sie aus Material sei, das für Panama bestimmt gewesen — also ungenügendem. Indes fuhr man ungemein langsam, ganz besonders bei den Steigungen.

Die auf Jaffa folgende Strecke kann etwa der Magdeburger Gegend verglichen werden. Sie ist ganz flach, nur Orangenbäume, Citronen, Granaten und vereinzelte Palmen erinnern daran, daß wir auf morgenländischem Boden sind. An der deutschen Kolonie Sarona, auch von Templern gegründet, und an einer landwirtschaftlichen Knabenschule der Alliance Israélite vorüber kommt man zur Station Lydda, der alten historischen Stadt, wo Petrus den Gichtbrüchigen heilte.

Armselige Dörfer, elende Brunnen, alte Grabmäler, hie und da auf einer kleinen Erhöhung ein halbverfallener Turm — dann ist Ramleh erreicht. Die alte Stadt, einst mächtig und bekannt, liegt zehn Minuten von der Station entfernt, von einem Turm überragt, der an die vierzig Märtyrer erinnert. Hier hat nach der Belagerung von Akka Napoleon im Jahre 1799 ein strenges Kriegsgericht über die Mameluken gehalten und viele erschießen lassen. Die Mohammedaner behaupten, daß Ramleh identisch sei mit Arimathia. Bruder Liévin schließt sich dieser Auffassung nicht an.

Hier kamen zuerst Gruppen von Aussätzigen an unsern Zug und hielten an Stäben befestigte hölzerne Schalen empor, Almosen heischend. Ein grauenvoller, unvergeßlicher Anblick, diese heulenden Unglücklichen mit ihren verstümmelten, zerfressenen Gliedern.

Weiterhin folgt Aakir, das alte Accaron, bekannt aus den Kriegen mit den Philistern, die hier die Bundeslade erbeuteten.

Blühende rote Anemonen bedeckten in leuchtender Pracht überall die Ebene. Die Berge von Juda und Samaria traten klarer hervor; die fruchtbare Ebene von Saron, das einst so reiche und mächtige Philisterland war erreicht.

Wenn der Zug eine eiserne Brücke überschritten, thut man einen Blick in das Thal Sorec; hier soll die böse Delila gewohnt haben, die den starken Simson seiner Lockenpracht beraubte.

Kaum sind die kleinen Stationsgebäude darauf eingerichtet, den Reisenden mehr als einen Schluck frisches Wasser oder ein wenig Brot zu spenden. Wir litten alle an Durst; die Berliner Herren machten sich ein Vergnügen daraus, am Zuge entlang zu gehen und zu rufen: „Berliner Weiße! frische warme Würste! Bier! Cognac!“ was schmerzliche Reminiszenzen an heimatliche Einrichtungen weckte.

Wieder an ärmlichen, verfallenen Dörfern mit wunderlich langen Namen, Mansurah, El-Emgar, Ayun-el-Malate, einem Sumpf, an zerfallenen Mühlen vorüber glitt der Zug. Und ich mußte angesichts dieser nun immer spärlicher werdenden Vegetation an meine erste kindliche Vorstellung von dem Lande, in welchem Milch und Honig fließt, denken. Ich hatte mir buchstäblich Milch- und Honigbäche nebeneinander gedacht.

Unweit Sejed ist der Platz, wo die Grenzstadt Bethsames, ein Priesterort stand. Das Grab Simsons und das seiner Familie wird hier gezeigt; Frère Liévin nimmt aber an, daß die Baulichkeiten nicht in jene Zeit zurückreichen können. Es folgt

Digitized by Google

Thamnata, eine Stadt Judas, das die Heimat der „legitimen Frau Simsons“ war, auch einer jungen Philisterin.

Grabhöhlen, kleine Dörfer, Thäler, Hügel, Quellen — langsam erhöht sich die Landschaft, näher kommt das Gebirge. Überall die blutigschimmernden Anemonen, gegen die das Grün ganz verschwindet. Man könnte denken, sie seien aus all dem Blut emporgesproßt, das hier Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch vergossen wurde. Wer hat nicht um jeden Schritt Erde hier gekämpft, die Völker des Altertums um den Besitz, die Herrschaft, dann kamen die Religionskriege. Mit Menschenblut ist hier alles gedüngt. Und wie viele Männer des Abendlandes sind gefallen, den roten Kreuzschmuck auf der Brust, den Seufzer nach der Heimat auf den erblassenden Lippen. „In hoc signo vinces!“ war ihnen prophezeit — nun starben sie auf geweihter Erde. „Gott will's!“ war der Ruf der Kreuzfahrer.

Einige vereinzelte jüdische Kolonien liegen auf dem Wege nach der „hochgebauten Stadt“ — sonst sind die Dörfer von armen Moslemin bewohnt; hie und da hebt sich die Kuppe einer kleinen Moschee oder ein Minaret ab am Horizont — das kennzeichnet natürlich einen größeren Ort. Klöster, christliche und mohammedanische, liegen vereinzelt auf einer Anhöhe. Manche der Grabhöhlen sind von den Allerärmsten bewohnt, die nichts ihr eigen nennen, als eine Streu. Sie werden von der Regierung geduldet und nicht behelligt. Steuerzahler sind sie nicht. Rauchschwalben, Haubenlerchen und Finken schweben durch die Luft, die hier von so seltener Klarheit ist, daß man die Entfernung nicht mehr richtig zu schätzen weiß.

Nun steigt die Bahn zwischen steilen Felswänden ins Judäische Gebirge empor; das Thal heißt hier Wadi-Ismail; dann folgt Wadi-Bittir. Malerisch, aber steril ist hier so ziemlich alles. Eine Quelle ist eine Seltenheit, die Ansiedlungen sind spärlich; nur die rote Anemone bleibt der Landschaft treu, sie klettert zwischen die Felsen hinauf und blüht in Rosengröße.

Bittir war eine ehemals mächtige Stadt, bekannt aus den Verzweiflungskämpfen der Juden gegen die römische Herrschaft. Hier tauchte unter der Regierung Hadrians der falsche Messias Bar-Cochta auf; hier wurde er, zu mächtiger Stellung gelangt, von den Römern unter Julius Severus belagert. Im vierten Jahre nahmen diese die Stadt; die Zahl der getöteten und gefangenen Juden wurde auf eine halbe Million geschätzt. Bar-Cochta fiel; den gelehrten und berühmten Akiba, der ihn als den rechtmäßigen Messias öffentlich anerkannt hatte, ließen die Sieger von eisernen Zähnen zerfleischen.

Jetzt hat das einst so mächtige und feste Bittir kaum mehr als sechshundert mohammedanische Bewohner, die Ackerbau treiben. Sein Stolz ist eine hübsche Quelle mit trinkbarem Wasser, das in einem Becken gesammelt wird und terrassenförmig angebaute Gärten bewässert.

Beim 82. Kilometer der Schienenstraße erblickt man zum erstenmal Jerusalem auf der Höhe, weißschimmernd und stolz; die Landschaft ist steinig und öder als vorher; ein Thal heißt das der Riesen, dort soll David gegen die Philister gekämpft haben. „War einst ein Riese Goliath, gar ein gefährlich Mann —“ so klingt es mir aus der Kinderzeit herüber.

Die „nicht unierten“ Griechen zeigen bei Katamun das Grab des alten Simeon, der vor seinem Tode das Jesuskind in den Armen hielt. Dann kommt auf einer Erhöhung das Kloster St. Elias, den Griechen ebenfalls gehörig und bald darauf das Hospital für Aussätzige, 1888 von deutschen Protestanten gegründet, von Diakonissinnen geleitet. „Die Aussätzigen beiderlei Geschlechts“, berichtet Liévin, „werden nach ihrer eigenen Aussage gut verpflegt und haben keinerlei Mangel zu leiden. Allein trotz der Ärzte wurde, soweit mir bekannt ist, bisher noch niemand geheilt.“

Unweit eines Klarissenklosters ist der „Berg des bösen Rates“ Djebel-Abu-Tor. Beim 87. Kilometer hat man den Bahnhof von Jerusalem erreicht. Wohl niemand, welchem Bekenntnis er auch angehören mag, läßt es unbewegt, auf die Stadt drüben zu blicken. „Von zwölf Perlen sind die Thore“ — heißt es im Lied — seit der Kindheit hat man sich mit diesem Landstrich beschäftigt, dieser Stadt, die so einzig

Digitized by Google

in der Kulturgeschichte dasteht, deren Mauern die Heiligtümer der gesamten Christenheit umschließen, welche die Herrscherin Judas war, und wo der Mohammedaner ehrwürdige Plätze hochhält. Türme, Kuppeln, Mauern blicken von der Höhe — geheimnisvoll und ernst. Zu Füßen der Hügel, auf denen Jerusalem gebaut ist, ziehen sich Thäler hin, Kreuze weisen in die klare Luft.

Etwa eine halbe Stunde geht man von der Station der Stadt zu bis zum Jaffathor. Aber auch Wagen aus Holz, klapperig und schmutzig, harren des Reisenden. Sie sehn so historisch aus, daß man denken kann, sie hätten schon Salomos tausend Weibern Dienste geleistet. Und man ist noch nicht fünfzig Schritt weit mit einem solchen Gefährt gelangt, da reißen schon die Stricke des Sattelzeugs. Das wiederholt sich dann noch einige Male, bis man zu einem der Thore gelangt, wo man aussteigen muß, denn ein Wagen kann in den Straßen von Jerusalem nicht fahren. Jeder muß zu Fuß einziehen in die heilige Stadt.

Was dort wartete an Schmutz und entsetzlichen Düften, das bleibt eine historische Erinnerung. Die diesjährigen Jerusalem-Reisenden werden sie nicht haben, denn man wird zu Ehren des Kaiserbesuchs wohl auch vor allen Dingen mit auf Reinlichkeit sehen.

„Werden denn nie die Straßen hier gereinigt?“ fragte ich einmal den liebenswürdigen, gefälligen Bruder Liévin, als er uns durch die Straßen nach den verschiedenen Bildungsanstalten seines Ordens führte. Man ging so eigentümlich weich, es war alles so nachgebend unter den Füßen, und man hatte sich längst abgewöhnen müssen, zu untersuchen, auf was man trat.

„Aber —“ sagte er und sein Blick hatte etwas beinahe Strafendes, „man fegt jetzt doch zweimal wöchentlich die Straßen. Früher geschah das gar nicht.“ —

Abgesehen von allem andern, wird der moderne Kreuzzug in diesem Herbst also auch in hygienischer Beziehung günstig für das alte ehrwürdige Jeruschalajim sein.

Welkes Laub.

Und nun wird's finster, wird es Winter bald;
Im Wald die gelben Blätter fallen schon,
Und jedes Blatt giebt bangen Klageton,
Der schrill durch ödgewordne Räume hallt.

Mir ist, als säh ich einem Freunde nach,
Der von mir ging. Ich tret ins Haus zurück,
So einsam nun, so still, so leer an Glück!
Das Wort nur hör ich, das er scheidend sprach.

Noch schwebt am Saum ein Streifen Abendgold;
Der lichte Traum vom ewgen Jugendland. —
Und als der letzte goldne Hauch entschwand,
Hätt ich am liebsten selbst mit fortgewollt.

Paul Schettler.

Digitized by Google

Die Kunsthandarbeitsschule des Lette-Vereins.

Von Hildegard Jacobi.

(Nachdruck verboten.)

Aus der reichen Fülle von Bildungsstätten des Lette-Vereins in Berlin, die in so mannigfacher Weise für die berufliche Ausbildung des weiblichen Geschlechts sorgen, wollen wir die Kunsthandarbeitsschule herausgreifen. Denn die Kunsthandarbeit ist ein Zweig der Frauenarbeit, der bei guter Ausführung noch verhältnismäßig am besten bezahlt wird, also immerhin einen lohnenden Erfolg erhoffen läßt. Andererseits ist es aber noch viel zu wenig in weiteren Kreisen bekannt, daß im Lette-Verein nicht nur die Kunststickerei gelehrt, sondern daß hier auch alle in dies Gebiet schlagenden Nadelarbeiten für den Verkauf angefertigt werden und jede Bestellung von Seiten des Publikums gern angenommen wird. Das Atelier für Kunststickerei hat sich mit den Jahren derart emporgeschwungen, daß es den ersten Ateliers der Residenz ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Und daß man ihm ein wohlverdientes Vertrauen schenkt, beweisen die vermehrten Bestellungen größerer Firmen. So bekam u. a. der Lette-Verein i. J. 1894 den ehrenvollen Auftrag, 21 Fahnen für die damals neu ernannten Regimenter anzufertigen.

Daß diese Abteilung des Lette-Vereins sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu solcher Blüte entwickelte, ist in erster Linie der jetzigen Vorsitzenden des Vereins, Frau Professor Kaselowsky, die ihre Gründerin und ständige Vorsitzende war, und Fräulein Hofmann, die ihre Leiterin ist, zu verdanken. Die alljährlich stattfindenden Bazare und die stets im Verein vorrätigen Arbeiten zeigen die Vortrefflichkeit der Ausführung und die überaus feine, aparte Geschmacksrichtung. —

Die Kunsthandarbeitsanstalt besteht aus zwei gesonderten Abteilungen, aus einer Schule, in der Damen als Hospitantinnen in jeder gewünschten Fertigkeit stundenweise unterrichtet, also nicht zum Berufe, sondern für Privatzwecke ausgebildet werden, und einem Atelier, in dem berufsmäßige Stickerinnen gebildet werden. Der Besuch desselben ist unentgeltlich. Bevorzugt werden schulentlassene Mädchen mit guten Zeugnissen; der Kursus währt, je nach der Geschicklichkeit, $1\frac{1}{2}$—2 Jahre. Die in dieser Zeit gefertigten Arbeiten bleiben Eigentum des Vereins, mit Ausnahme der Mustertücher, die den zu entlassenden fertigen Arbeiterinnen als Beleg ihres Könnens dienen sollen. Es werden besonders tüchtige Arbeiterinnen bei Anstellungen berücksichtigt. Die Schülerinnen pflegen gleich nach absolvierter Schulzeit einzutreten. Der Unterricht der Schule umfaßt:

1. Kursus: Systematische Unterweisung in allen Kunsthandarbeiten: Holbeintechnik, Knüpfarbeit (Macramé), Filetguipüre, Spitzenklöppeln, Weißstickerei auf Battist, altdeutsche Leinenstickerei, Leinendurchbruch, Points, Pointlace, Tülldurchzug, Ajour-Stickerei, Elfenbeintechnik, arabische oder Janina-Stickerei, Applikation, Plattstich, Nadel-Malerei, Goldstickerei, grobe und feine spanische Stickerei, Paramenten, Fahnen- und Wappenstickerei, Handweberei, Rahmenarbeiten ꝛc. 2 mal 3 Stunden wöchentlich, Honorar pro Monat 6 Mark.

2. Kursus für Einrichtung von Kunsthandarbeiten. Durchstechen der Muster, Übertragen derselben auf Stoff jeglicher Art, Vorarbeiten für Applikation und Goldstickerei, Vergrößerung resp. Verkleinerung von Mustern mittelst verschiedener Apparate ꝛc. Dauer dieses Kursus 2 Monate, einmal wöchentlich 3 Stunden, pro Monat 5 Mark.

3. Kursus für Ornamentzeichnen und Kolorieren, Entwerfen von Mustern für Kunststickerei ꝛc. wöchentlich 3 mal 3 Stunden pro Sommersemester 15 Mark, pro Wintersemester 20 Mark. Für Hospitanten kostet der Unterricht für wöchentlich 1 oder 2 mal 3 Stunden pro Monat 3 bezw. 6 Mark.

4. Kunstgewerbliche Abteilung. Unterricht im Lederschnitt, Ätzen auf Metall und Stein, Leder- und Holzbrennen, Porzellanmalen, Kerb- und Flachschnitt in Holz ꝛc., 2 mal wöchentlich 3 Stunden, pro Monat 6 Mark.

5. Maschinenstickerei: Plattstich, Stielstich, Arabisch, Durchbruch, Hohlsaum, Applikation ꝛc. auf der Nähmaschine (Singer, Langschiffchen, Ringschiffchen-System) ohne besonderen Apparat in verschiedenem Material. Maschinen, Filoslos, Trame-Seide, Garn ꝛc. 3 mal wöchentlich 3 Stunden, 9 Mark pro Monat.

Digitized by Google

Die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit auszeichnenden Schülerinnen des Ateliers erhalten umsonst Unterricht im Zeichnen, in Pädagogik und Buchführung, oder auch im Maschinensticken, falls sie sich zum Lehrberuf weiter ausbilden wollen. Nach vollendeter Lehrzeit können die jungen Mädchen, falls deren Leistungen den Anforderungen entsprechen und das Atelier mit genügenden Aufträgen versehen ist, dauernd darin bleiben und ca. 50—75 Mark monatlich verdienen. Es werden von ihnen die Arbeiten für den Verkauf angefertigt, auch finden die Schülerinnen meistens verhältnismäßig leicht Stellungen als Direktricen, Geschäftsleiterinnen, Stickerinnen 2c. (75 – 125 Mark pro Monat). Hier wie in allen anderen Berufszweigen sorgt das Stellenvermittlungsbüreau auf das rührigste für das weitere Fortkommen der Zöglinge.

Für Haus und Familie.

* **Die Ausstellung für verbesserte Frauenkleidung und Frauenhygiene** in Berlin bot den praktischen Hausfrauen viel Interessantes, auf das wir auch weitere Kreise hinweisen möchten. An Kleidern war zwar verhältnismäßig wenig ausgestellt, das wenige zweckentsprechend und der Eleganz nicht entbehrend. Dagegen waren zahlreiche Reformkorsetts, Unterleibchen 2c. dort, die das mit Recht immer mehr verfemte Korsett ersetzen sollen. Von den ausstellenden Firmen erwähnen wir: Marie Herder, Linkstraße 13, die in mannigfaltigsten Ausführungen und streng nach den Grundsätzen der Reformbewegung Korsetts, Unterleibchen und Unterkleidung aller Art ausstellte. Als besonders praktisch erschien ein Brustband, das, mit einem sehr bequemen Korsettleibchen zusammengearbeitet, dem Körper Halt verleiht, ohne ihn zu beengen. Brustbänder mit Miedergürtel, gleichzeitig zu tragen, sowie reformgemäße Korsetts liefern auch die Firmen Louis Mecklenburg Nachfl., Max Kühl, Koch u. a. Aufsehen erregte der „Juno" genannte Gürtel von A. Fleischer, der die Haltung des Körpers, auch bei starken Frauen, wesentlich beeinflußt, ohne den geringsten Druck auf die edlen Organe der Brust und des Unterleibes auszuüben, und der deshalb von mehreren Berliner Professoren und Doktoren empfohlen wird. — Praktische Wäsche und Unterkleidung stellten u. a. die Berliner Firmen Jordan und Braun aus, sowie Strubberg in Frankfurt a. M. — Viel Interessantes bot die Abteilung für Frauenhygiene. Zwei Kranken- und Wochenstuben boten mancherlei Neues; besonders ist das Krankenbett „Sanitas", ebenso der horizontale Schwitzapparat „Sanitas", beide von dem Fabrikanten Karl Dahms erfunden, zu erwähnen. Frauen, denen es an genügender Körperbewegung fehlt und an der Zeit, längere Spaziergänge zu machen, seien die Sachsschen Kugelstabapparate empfohlen. Diese Apparate für Zimmergymnastik ermöglichen eine bei jeder anderen Vorrichtung nicht zu erreichende Abwechslung in Bewegung und Muskelanstrengung. Sie sind in vielen Kliniken eingeführt und werden von einigen unserer bedeutendsten medizinischen Autoritäten empfohlen. — Die Ausstellung hat sich während ihrer ganzen Dauer eines sehr regen Besuchs zu erfreuen gehabt. Am Tage der Eröffnung durch die Vorsitzende des ausstellenden Vereins, Frau Margarete Pochhammer, war auch der Kultusminister Bosse erschienen und hatte mit Interesse von zahlreichen Einzelheiten Kenntnis genommen. — Die instruktive Ausstellung fand durch eine Preisverteilung ihren Abschluß. Die Jury erkannte einer Anzahl von Ausstellern goldene und silberne Medaillen zu, außerdem wurden noch 26 ehrende Anerkennungen erteilt.

Die deutsche Glühstoffgesellschaft in Dresden hat eine neue **Handplättmaschine** zum Patent angemeldet. Unter dem Namen Dalli wird sie in den Handel gebracht; ihr Preis soll 4,50 Mark betragen. Die Vorzüge der neuen Handplättmaschine scheinen nicht unbeträchtlich zu sein: sie heizt sich selbst, ist im Gebrauch sehr gleichmäßig, bedarf keiner besonderen Handhabung und sengt nicht. Daß die früheren Glühstoffplättmaschinen der Verbesserung bedurften, hat manche Hausfrau erfahren; hoffentlich ist das „besser" diesmal zu einem „gut" geworden.

Die vielfachen Klagen über die schlechte Haltbarkeit der **Zahnbürsten** sind nicht unbegründet, aber es ist unschwer, das seine dazu beizutragen, die Lebensdauer der Zahnbürste zu verlängern. Mörderisch sind geradezu die in Deutschland immer noch gebräuchlichen, zum Service gehörigen Porzellanbehältnisse, in denen die Zahnbürste einem frühen Zerfall entgegengeht. Die Zahnbürste muß hängen, oder zum mindesten so gelegt werden, daß die Borsten nach unten weisen und somit leicht austrocknen können. Zum Hängen der Zahnbürsten findet man jetzt in allen Droguengeschäften kleine Ständer in Galgenform, die für eine bis zwei Zahnbürsten bestimmt sind. Sie erfüllen ihren Zweck vollkommen. Sodann ist aber vor allem zu beachten, daß man die Zahnbürste zweimal spült, das heißt das Wasser im Glase erneut, um nochmalige Spülung vorzunehmen. Da alle Zahnpulver mehr oder weniger Schärfen enthalten, kann nur so eine genügende Reinigung erzielt und das Sich-Loslösen einzelner Borsten gehindert werden.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Der deutsche Apothekerverein** hat sich auf seiner diesjährigen Hauptversammlung in Köln als würdiger Nachfolger des Wiesbadener Ärztetages gezeigt. Er erklärte, an dem Beschluß des Apothekertages festhalten zu müssen, welcher laute: „So lange die Frauen nicht gleichzeitig zu allen anderen gelehrten Berufen zugelassen werden, muß der deutsche Apothekerstand gegen den Zutritt der Frauen Verwahrung einlegen."

* Einen für die **Posamenten-Industrie** sehr wichtigen Beschluß hat das Kuratorium der städtischen Höheren Webeschule zu Berlin in seiner letzten Sitzung gefaßt. Um dem Mangel an vorgebildeten Arbeitskräften in dem Gewerbe abzuhelfen, wird ein halbjähriger Kursus für weibliche Personen eingerichtet. Der Unterricht umfaßt praktische Ausbildung in Posamentierarbeiten aller Art, besonders für Möbel, Besätze und Konfektion. Durch Zeichenunterricht werden die Schülerinnen im Skizziren und Entwerfen neuer Muster sowie in der Umsetzung gegebener Vorbilder in praktische Muster geübt werden. Über den Unterricht, der am 11. Oktober d. J. beginnt, ist Näheres in der Markusstraße 49 gelegenen Schule zu erfahren.

* **Zu Assistentinnen der Fabrikinspektion** in Hessen sind ernannt worden: für den Bezirk Offenbach Frl. Geist, für den Bezirk Mainz Frl. Schumann. Beide sind aus den Kreisen der weiblichen Arbeiterinnen selbst hervorgegangen.

* In Nr. 48 der „Soz. Praxis" veröffentlicht Louise Zietz aus Hamburg folgenden sehr bemerkenswerten Bericht:

„**Kaffeeverleserinnen als Heimarbeiterinnen.** Bereits in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift (Nr. 39) war in einer Notiz darauf aufmerksam gemacht, daß in Hamburg die Heimarbeit sich des Verlesens des Kaffees bemächtigt habe. In Venlo sind ähnliche Zustände wie in Hamburg. In der Stadt und deren nächsten Umgebung sind etwa 200 Familien, die sich ausschließlich dieser Beschäftigung hingeben. Da werden alle Glieder der Familie, vom alten kümmerlichen Greis bis zum Kind im zartesten Alter, von morgens früh bis abends spät angespannt, um das zum Leben Nötige zu erarbeiten. Die äußerst karge Entlohnung ist auch hier der Umstand, der die Betreffenden nicht nur zum langen, sondern auch zum intensiven Arbeiten zwingt. Ist doch die Entlohnung noch eine knappere als in Hamburg. Auch ist die Art der Entlohnung eine andere. Während in Hamburg nach dem Quantum verlesenen Kaffees der Lohn berechnet wird, wird er in Venlo nach dem Quantum der beim Verlesen erzielten Triage (das sind Steine, Nägel, schlechte Bohnen u. s. w.) berechnet. Und zwar wird fürs erste Kilo Triage 37 Cent und für jede weiteren 100 Gramm ein Cent berechnet. Wird nun Kaffee ausgegeben mit viel Triage, so können die Arbeiter es auf einen halbwegs annehmbaren Tagelohn bringen, anderenfalls sie oft kaum das Salz verdienen und gezwungen sind, bei langer, intensiver Arbeit noch zu hungern. In Köln und Aachen werden Mädchen, die eben aus der Schule entlassen sind, in den Brennereien beim Kaffeeverlesen 11 resp. 12 Stunden beschäftigt. Hier werden nur die besseren Sorten nochmals verlesen, und es erhalten die Mädchen pro Tag 0,80 bis 1,20 Mark.

Diese Beispiele zeigen klärlich wieder aufs neue die Notwendigkeit der Unterstellung der Hausindustrie unter die Gewerbeordnung. Aber auch die Forderung der Unterstellung der Werkstätten unter die Gewerbeordnung wird immer dringender, wie das letzte Beispiel zeigt. Gerade das Verlesen des Kaffees greift ungemein das Nervensystem an, da unausgesetzt, mit fieberhafter Eile die Finger bewegt werden, während der übrige Körper sich nicht bewegt. Hinzu kommt dann noch die gebückte Haltung und das Staubschlucken beim Arbeiten. Wenn nun bei einer solchen, an und für sich gesundheitsschädlichen Beschäftigung Mädchen im Alter von 13, 14, 15 Jahren 11 und 12 Stunden täglich beschäftigt werden, so muß das auf ihre Gesundheit natürlich höchst verderblich wirken."

* **In London** hielt der Verein für das Stimmrecht der Frau seine Jahresversammlung ab. Die Versammlung wurde von der Vorsitzenden des Vereins, Lady Balfour, geleitet. Sehr interessant waren die Berichte des Generalsekretärs für die Kolonie Süd-Australien, wo das Frauenstimmrecht bereits eingeführt ist. Er sprach mit großer Anerkennung über diese neue Einrichtung. Es sei die Regel, daß ganze Familien für dieselbe Partei stimmen. Sehr oft lassen sich die Männer durch das klare Urteil der Frauen und Schwestern beeinflussen. Ganz besonders wohlthätig habe sich

Digitized by Google

das Stimmrecht der Frauen für die hygienische Gesetzgebung und für Verbreitung von Reformen in der Mäßigkeitsfrage gezeigt. In dem neu gewählten Vorstand des Vereins befinden sich 21 Damen und 10 Parlamentsmitglieder.

* **Kiew.** Bei der medizinisch-wissenschaftlichen Sektion des Ärztekongresses gingen Anträge ein auf Gründung eines medizinischen Instituts für Frauen in Kiew und Zulassung der Frauen als Hörerinnen in den medizinischen Fakultäten auf den russischen Universitäten. Die Sektion nahm die Anträge einmütig sympathisch auf.

* **An der Kopenhagener Universität** haben im ganzen zwanzig Damen ihre medizinischen Studien vollendet und das jus practicandi erworben. Ebenso viele haben sich als Zahnärztinnen in verschiedenen Städten Dänemarks niedergelassen.

* **An den Ungarischen Universitäten** eröffneten sich vor anderthalb Jahren den Frauen die Pforten dreier Fakultäten (Medizin, Pharmacie und Philosophie) unter den gleichen Bedingungen wie den Männern. Zur Zeit ist die Zahl der Budapester Universitätshörerinnen 10, von denen 3 der medizinischen und 7 der philosophischen Fakultät angehören. Sämtliche Hörerinnen besaßen das Lehrerinnen-, teils auch das Oberlehrerinnen-Diplom, unterwarfen sich aber dennoch dem Abiturienten-Examen. Erst mit ihrem Reifezeugnis betreten sie die Schwelle der „Alma mater", wo sie immatrikuliert werden, um nach Absolvierung der Studienjahre ihre Doktor-, Staats- und Gymnasiallehrerinnen-Examina bestehen zu können.

* **Aus Bukarest** kommt wieder einmal eine Warnung für deutsche Erzieherinnen. Sie lautet:

„Jetzt im Herbst, wo die Stellenvermittelungsbüreaus in Deutschland und Oesterreich wieder von vielen rumänischen Familien oder Instituten Aufträge erhalten, denselben Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen u. s. w. zu besorgen, wird hiermit dringend zur Vorsicht gemahnt.

Keine Erzieherin u. s. w. nehme eine Stellung in Rumänien an, ohne sich vorher bei dem Konsulat ihres Reiches in Bukarest nach der betreffenden Familie oder dem Institut erkundigt zu haben. Ferner muß das Gehalt mindestens das Doppelte des im Heimatlande üblichen betragen, da in Rumänien die Lebenshaltung, Kleidung u. s. w. bedeutend teurer sind als anderswo.

Von dem Abschluß eines Kontraktes ist abzuraten, da dieser nur für die Erzieherin bindend ist, während die Herrschaft über demselben steht.

Es giebt viele rücksichtslose Familien und Institute in diesem Lande, daher ist Vorsicht doppelt notwendig. Alle Institute und viele Familien entlassen zum Juli ihre Erzieherinnen, um zu sparen. Die Familien reisen entweder in ein Bad oder in das Ausland und bringen sich dann vielleicht eine Erzieherin gleich mit oder lassen eine kommen, um diese dann zu den Ferienmonaten wieder einer ungewissen Zukunft zu überliefern.

Junge Mädchen sollten Rumänien überhaupt ganz fern bleiben, da die sittlichen Begriffe in diesem Lande von den deutschen sehr verschieden sind. Die Stellung anständiger Mädchen in Familien wird nicht selten durch Nachstellungen von Seiten des Hausherrn oder anderer männlicher Angehöriger des Hauses unerträglich."

Wir weisen zugleich darauf hin, daß seit kurzem ein deutscher Lehrerinnenverein in Rumänien besteht, an den man sich gleichfalls um Rat und Hilfe wenden kann. Die Stellenvermittelung dieses Vereins leitet Fräulein Schulze, Bukarest, Calea Plevnei 86. Der Verein (Vorsitzende: Frl. Gliem, Bukarest) gehört dem sich immer mächtiger ausdehnenden Allg. Deutschen Lehrerinnenverein an, dessen Stellenvermittlung (Centralleitung: Leipzig, Hohestr. 35) auch schon so viel im Interesse der Lehrerinnen gewirkt hat.

* **In Rußland** ist man fortwährend darauf bedacht, die Erwerbsgelegenheiten für Frauen zu steigern. So hat vor kurzem das Ministerium beschlossen, zum nächsten Herbst ein orientalisches Seminar für Frauen in Petersburg zu eröffnen, dessen Lehrkursus auf drei Jahre festgesetzt ist. Zur Immatrikulation gelangen Frauen und Mädchen, die das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums besitzen.

* **Weibliche Apotheker in England und Rußland.** Im amtlichen Register sind 138 Frauen als Apothekerinnen Großbritanniens eingetragen; in Wirklichkeit sind deren 58 in Funktion. Von diesen sind 34 Besitzerinnen, 24 Verwalterinnen, Gehilfinnen oder Krankenhausapothekerinnen. Drei besitzen Apotheken in London; die übrigen haben sich in der Provinz niedergelassen; Lancashire zählt 11 Damen unter seinen Apothekern. Verantwortliche Leiterinnen ihrer Geschäfte sind jedoch nur zwei, von denen die eine ihre Apotheke selbst leitet, während die andere associiert ist. In Bolton (Lancashire) lebt die älteste Apothekerin. Sie ist 80 Jahre alt, versieht aber trotz ihres hohen Alters noch rüstig den täglichen Dienst. — Auch in Rußland ist die Beteiligung der Frauen am Apothekerberuf im Steigen. Es ist daher bei der „Medico-Chirurgischen Akademie" zu Petersburg ein Pharmacie-Institut für Frauen eröffnet worden, das aus zwei Sektionen besteht, wobei in der einen die Theorie gelehrt wird, und die Professoren der Universität Vorlesungen in der Chemie, Physik, Botanik und anderen bei der Pharmacie in Betracht kommenden Fächern halten, während die praktischen Übungen in den Apotheken der Kliniken abgehalten werden. Der Zutritt zu diesem Institut ist nur bei Ablegung des Abiturientenexamens in einem Mädchengymnasium mit Zeugnis der Reife gestattet, auch muß vorher ein Examen im Lateinischen abgelegt werden. Bisher haben sich überwiegend junge Mädchen zur Aufnahme in das Institut gemeldet, während die Frauen in der Minderheit sind.

* **Von der Vereinigung „akademischer Alumnen** in den Vereinigten Staaten" ist vor kurzem an die leitenden Organe sämtlicher europäischen Universitäten bezüglich des Studiums

Digitized by Google

amerikanischer Frauen an europäischen Hochschulen eine Denkschrift übersandt worden, in der darauf hingewiesen wird, daß die Gastfreiheit, die amerikanischen studierenden Frauen an europäischen Universitäten gewährt wurde, sehr oft mißbraucht werde, insofern, als zum Studium nur mangelhaft vorgebildete Frauen sich meldeten. Bei dem verschiedenen Wert, den das Baccalaureat (Abiturientenexamen) in Amerika habe, sei nicht einmal ein hierauf bezügliches Diplom eine genügende Garantie für die Vorbereitung zu den Studien. Die „Vereinigung" ersucht daher die leitenden Organe der europäischen Universitäten, nur diejenigen amerikanischen Frauen zum Studium zuzulassen, die durch eine offizielle Bescheinigung von ihr akkreditiert sind. Der Zweck der „Vereinigung", welche im Jahre 1892 begründet worden ist und aus mehr als 2000 graduierten Frauen besteht, ist die Förderung der Bildung unter den Frauen Amerikas.

* **Der Gouverneur von Colorado** ist vor kurzem vor einer größeren, in Denver, der Hauptstadt des Landes, abgehaltenen Versammlung als lebhafter Verteidiger des in dem Staate eingeführten aktiven und passiven Frauenstimmrechts aufgetreten. Er forderte alle, „die an der glänzenden Wirkung der Teilnahme des weiblichen Geschlechts an den Staatsgeschäften zweifeln", auf, die Gesetze, die Häuser, die Schulen, die sämtlichen Einrichtungen des Staats zu prüfen. „Unser Unterrichtsminister," führt er aus, „ist eine Frau, und kein Posten ist besser verwaltet als ihrer. Auch die Hälfte der Schulinspektoren und fast alle Lehrer gehören dem weiblichen Geschlecht an; trotzdem kann unser Schulwesen den besten der Vereinigten Staaten an die Seite gestellt werden. In unsern Häusern werden Sie weniger schlecht erzogene Kinder, weniger unordentliche Haushalte finden als in den Staaten ohne Frauenstimmrecht .... Die Sphäre der Frau beschränkt sich bei uns nicht mehr auf das Waschfaß, den Kochtopf und den Salon. Die ganze Welt mit allen Pflichten und Rechten gehört ihr. Im Namen dieser Frauen heiße ich Sie willkommen in einem Staat, der aus seinen Gesetzen das Wort „Mann" und aus seinen Trauungsformeln das Wort „gehorche" gestrichen hat."

Frauenvereine.

Vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein kommt soeben die hocherfreuliche Nachricht, daß die fünf ersten Abiturientinnen der von ihm in Leipzig eingerichteten, von Frl. Dr. Windscheid geleiteten Gymnasialkurse das Maturitätsexamen am Kgl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt mit gutem Erfolg bestanden haben. Es sind Frl. Meyer, Föllinger, Lie, Pätzoldt und Schütte. Sie werden sich teils dem Studium der Medizin, teils dem der Philologie, bezw. Archäologie widmen. Der Verein läßt an seiner Anstalt nach dem auch in Berlin befolgten System arbeiten, das somit abermals einen glänzenden Beweis seiner Brauchbarkeit abgelegt hat.

Die Friedensbotschaft des Czaren hat überall in Frauenkreisen den lebhaftesten Widerhall gefunden. Im Berliner Frauenverein sprach am 15. September Oberstlieutenant von Egidy über das Thema: „Abrüsten". Er wendete es ganz innerlich, indem er darauf hinwies, daß ein Völkerfriede erst die Frucht eines „Abrüstens" des einzelnen gegen seine Mitmenschen sein könne, daß der internationale Friede erst hervorgehen könne aus dem Frieden in der Ehe, in der Familie, innerhalb der Konfessionen, innerhalb des Gemeinschaftslebens überhaupt. Als einen Hauptfaktor dieses Friedens bezeichnete er die Anerkennung aller Menschen als gleichwertig. So lange der Mann noch in der Ehe und im Gemeinschaftsleben die Frau als minderwertig, als ihm zum Gehorsam verpflichtet ansehe, so lange fehle es an einer der wesentlichen Vorbedingungen zum internationalen Frieden. Und so lange die Eltern die erwachsenen Kinder als ihr Eigentum betrachten und diesen das Recht der Selbstbestimmung abgehe, so lange fehle es an dem Frieden in den Familien, der die Stimmung erzeugen helfe, aus der erst ein internationaler Friede hervorgehen könne. Vor allen Dingen geißelte der Redner die Zustände im öffentlichen Leben, in dem „jedermanns Hand wider jedermann sei". Der gedankenreiche Vortrag fand lebhaften Beifall. — Im Oktober wird der Berliner Frauenverein seine Generalversammlung abhalten. Seine Sitzungen finden in der Regel an jedem zweiten Donnerstag des Monats im Saale des Viktoria-Lyceums (Potsdamerstr. 39) statt. Gäste sind willkommen.

Am 1. Juli d. J. fand die Erweiterung der Berliner Pensions-, Zuschuß- und Unterstützungskasse für mit Pensionsberechtigung angestellte Lehrerinnen zu einer Preußischen Ruhegehalts- und Unterstützungskasse für mit Ruhegehaltsberechtigung angestellte Lehrerinnen statt. Die Berliner Kasse verfügte bereits über ein Grundkapital von 34 000 Mark. Zur preußischen Kasse sind bisher 824 neue Mitglieder angemeldet worden, so daß die erweiterte Kasse jetzt 1423 Mitglieder zählt. Obgleich der jährliche Beitrag nur 12 Mark beträgt, können am 1. Januar 1899, also nach fünfjährigem Bestehen der Kasse, doch schon Ruhegehaltszuschüsse in Höhe von je 50 Mark zur Auszahlung gelangen. Da sich das Kapital der Kasse nach Anlage der Kassengesetze mit den Jahren vergrößern muß, so wächst dementsprechend auch der Ruhegehaltszuschuß. Meldungen zum Beitritt sind an die Vorsitzende der Kasse, Fräulein L. Pippow, Berlin SO., Muskauer Straße 46, zu richten.

Digitized by Google

„Complications Sentimentales" par Paul Bourget. Paris 1898. Alphonse Lemerre. (Preis 3,50 fr.)

Äußerlich genommen sind die drei in diesem Bande vereinigten Erzählungen auf den Ehebruch gestellt. Sieht man näher zu, so begreift man, daß es nichts weniger als Leidenschaftsverirrungen gilt. Bourget liebt die halben Gefühle, die flüchtigen Emotionen, und nicht den Hauptakteuren in den betreffenden Ehebruchsdramen gilt seine feine, analysierende Kunst, sondern Fernerstehenden, in deren Seele leichte Schwingungen durch solche Vorgänge ausgelöst werden. Die feinste dieser Erzählungen ist unzweifelhaft l'Leran, und sie eben bestätigt das Gesagte am deutlichsten. Eine Frau dient der ungesetzlichen und verbrecherischen Liebe einer Freundin als „Schirm". Der Liebhaber muß sie, um den Verdacht von der Schuldigen abzulenken, umwerben. Sie ist eine reine, tief religiöse Natur, und als Eifersucht in ihr wach wird, wird sie sich auch bewußt, daß sie den Mann, der sie so schmählich hintergeht, liebt. Und als nun der Verdacht gegen die Schuldige wach wird, und die ihn auf sie, die Schuldlose abwälzt, nimmt sie ihn ruhig, schweigend auf sich. Und ähnlich ist in den beiden andern Erzählungen, durch das Ehebruchsdrama hervorgerufen, doch von ihm unberührt, ein tiefes Väterleid gestaltet. Unendlich fein, diese Kunst des analytischen Psychologen, und unendlich schmerzlich die Stimmung, die seine Erzählungen vermitteln. Und obwohl Bourget diese große (und sehr kleine) Pariser Welt liebt, steht er ihr doch als Moralist gegenüber. Freilich als ein Moralist, der keine Vorschriften giebt und nur selten einen Tadel laut werden läßt; bei dem Schmerz allein das Verdammungsurteil bekundet.

„Dänische Novellen" von Hermann Bang, Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen u. a., übersetzt von Marie Kurella. (Leipzig, Georg H. Wigand. Preis 3 Mark.) Bis auf ein paar Novellen, deren Heldinnen jener sexuell frühreifen Art angehören, der „die Moderne" eine ungerechtfertigte besondere Beachtung schenkt, enthält die Sammlung eine Anzahl kleiner Meisterwerke. Eine scharf umrissene individuelle Zeichnung macht jedes einzelne Stück interessant. Ob nun eine Mittagsgesellschaft bei Leuten, „die es nicht dazu haben", ob Lars Larsen, der Rekrut, als „Vater" oder „Madam Larsen und ihr Mittelkind" mit humoristischer Feder geschildert, oder schwere Probleme wie in „Rinderpest" und „Metje Kajsa" behandelt werden, überall haben wir es mit origineller Gestaltung aus einem Guß zu thun, durch Augen reguliert, die die Natur zu schauen verstehen. Wenig Geschmack kann man dagegen Amalie Skrams **„Lucie"** abgewinnen (im gleichen Verlag erschienen). Die Manier der Verfasserin wird mehr und mehr zur Manie, zur Manie des Gräßlichen und des Niedrigen. Es ist als ob sie mit Scheuklappen über die Erde ginge, nur auf dem schlüpfrigen Pfade fort, der mit seinem Schmutz denn doch schließlich nicht die Welt bildet. Es ist schade um das große Darstellungstalent, das sich so einseitig in den Dienst des Häßlichen stellt.

„Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen." Herausgegeben von Karl Werckmeister. Berlin. Verlag der Photographischen Gesellschaft. (Preis pro Lieferung 1,50 Mark.) Die neuesten Lieferungen dieses Werks, auf das hier bereits mehrfach hingewiesen wurde, (Lieferung 12 und 13) stehen sowohl in Bezug auf die biographischen Texte, die immer bei aller Kürze scharf in der Charakteristik und geschmackvoll im Urteil sind, als in Bezug auf die reproduzierten Bildnisse auf der Höhe dessen, was die ersten Lieferungen boten. Metternich, Robert Peel, Schleiermacher, Senefelder, Moritz von Schwind (dem der Schalk um den Mund spielt), Gottfried Keller, Bauernfeld, Lortzing, Immermann, Hebel, Gabelsberger, Mitscherlich, Faraday, A. W. von Schlegel, Boieldieu, Eugène Delacroix sind diesmal in sprechenden, charakteristischen Bildnissen vorgeführt, deren Auswahl ein feines Verständnis bekundet. Die Reproduktion macht der Photographischen Gesellschaft in jeder Weise Ehre.

„Aus See und Sand." Roman von Wilhelm Jensen. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner. Preis 7 Mark.) Das Wirkliche an dem Roman ist durch den Titel umgrenzt. Der Zauber Jensenscher Landschaftsschilderungen ist bekannt; selten empfindet man ihn so, als wenn er uns an die Meeresküste führt. Aber seine Menschen sind diesmal wenig mehr als Marionetten, die der Dichter an kraus und bunt verschlungenen Fäden leitet. Wenig Charakteristik und seelische Entwicklung, dafür eine Fülle wundersamer Begebenheiten. Alle Requisiten des Romans der alten Schule: alte Papiere, seltsam an den Tag kommende Trauscheine, die Findlingskindern zu Erbe und Vaterhaus verhelfen, geheime Mordthaten, das alles giebt dem Roman ein sehr wenig realistisches Gepräge. Man glaubt nicht an seine Menschen. Aber — man liest ihn, und man liest ihn zu Ende.

Digitized by Google

Dr. Paul Bergemann hat kürzlich zwei Vorträge veröffentlicht. Der erste: **„Die werdende Frau in der neuen Dichtung"** (Leipzig, Hermann Haacke, Preis 80 Pf.) hat, als er s. Z. im Verein Frauenwohl in Jena gehalten wurde, einen förmlichen Kreuzzug einiger Jenenser Professoren gegen den Verfasser hervorgerufen, was nicht eben ein glänzendes Licht auf die Objektivität jener Herren Vertreter der Wissenschaft wirft. Der Verfasser giebt, indem er die Konturen der werdenden Frau zieht, wie sie sich aus der neuen Dichtung ergeben, seine selbständigen Gedanken vor allem über das Eheproblem und was damit zusammenhängt. Sie sind — das hätte nicht übersehen werden dürfen — von reinster Gesinnung eingegeben und legen den höchsten Maßstab an die Sittlichkeit beider Geschlechter. Eben darum **mußte** der Verfasser der offiziellen Form der geschlechtlichen Beziehungen, der Ehe von heute, die sich nur zu oft als Konvenienz- und Brodehe charakterisieren läßt, vielfach entgegentreten, nicht, weil er größere Freiheit, sondern weil er größere Gebundenheit in sittlicher Beziehung will. — Der zweite Vortrag: **„Die Sittlichkeitsfrage und die Schule"** (Wiesbaden, Emil Behrend) ist auf der allg. deutschen Lehrerversammlung in Breslau gehalten worden. Der Verfasser legt darin auf das ernstlichste den Lehrern und Erziehern ihre Pflicht ans Herz, in der Sittlichkeitsbewegung unsrer Tage mit Hand anzulegen. Die Gefahr der Verseuchung unsres ganzen Geschlechts, die infolge der traurigen sittlichen Zustände droht, sollte denn doch hinreichen, endlich die Vogel-Strauß-Politik zu beseitigen, die von Männern und Frauen nur zu häufig befolgt wird. Auch in diesem Vortrag tritt der Verfasser entschieden für die Forderung gleicher Sittlichkeit für beide Geschlechter ein.

„Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt." Von Franz Bley. Begleitender Text von H. Bardrow. Teil II, enthaltend die zweite Jahreshälfte. (Gustav Schmidt [vorm. Robert Oppenheim], Berlin SW. 46. Preis gebunden 6 Mark.) Der zweite Teil des botanischen Bilderbuchs, auf dessen Bedeutung wir beim Erscheinen des ersten schon hingewiesen haben, steht hinter diesem nicht zurück. Die vorzüglich ausgeführten Aquarellbilder sind aber nicht nur hübsch zu beschauen: sie bilden in Verbindung mit dem begleitenden Text ein vorzügliches Unterrichtsmittel, auf das wir Lehrer und Eltern besonders aufmerksam machen möchten. Die Anordnung ist nicht nach Klassen oder Arten getroffen, sondern nach dem Auftreten der Pflanzen im Laufe des Jahres. Besonders berücksichtigt sind die Kultur- und Nutzpflanzen, sowie die bekanntesten Arznei- und Heilkräuter, Giftgewächse und die verbreitetsten Pilze. Gerade durch diese Anordnung und Auswahl bietet das Werk reiches Interesse für jeden Gebildeten.

„Die Memoiren der Baronesse Cécile de Courtot, dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan." Ein Zeit- und Lebensbild von Moritz von Kaisenberg. (Leipzig, Schmidt & Günther. Preis 7,50 Mark, gebunden 10 Mark.) Wenn diese Memoiren echt wären, so würden sie ein ungeheures Aufsehen erregt haben. Aber wenn nicht schon einzelne Anachronismen die Mystifikation verrieten, so wäre die romanhafte eichengeschnitzte Truhe, das in roten Sammet gebundene, plötzlich zu Tage gekommene Buch, vor allem aber die apokryphe Beichte Napoleons genügend, um das Buch in der Hauptsache als Dichtung zu kennzeichnen. Jedenfalls aber ist es dem Verfasser gelungen, die Leser im ungewissen zu lassen, ob und was thatsächlich an Dokumenten ihm vorgelegen hat; er giebt ein feingezeichnetes Zeitbild, in das eine Menge kulturgeschichtlich interessanter Details verwebt sind, vor allen Dingen auch über das Berlin zu Ende des vorigen Jahrhunderts, sodaß das Buch eine interessante Lektüre bildet.

„Die Chemie im täglichen Leben". Von Professor Dr. Lassar-Cohn. 3. Auflage. Mit 21 Abbildungen. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898.) Von dem vorliegenden Buch haben wir bereits im Augustheft 1897 auf das eingehendste Kenntnis genommen. Die inzwischen erschienene 3. Auflage ist der beste Beweis dafür, welchen Anklang die überaus klaren, gewandten und interessanten Ausführungen gefunden haben, die uns den Schlüssel zu einer Menge von Vorgängen in Haus und Wirtschaft geben. Lassar-Cohn führt uns die komplizierten Vorgänge des Stoffwechsels im tierischen und pflanzlichen Organismus vor, er schildert uns die bei der Bereitung der täglichen Nahrungsmittel in Frage kommenden chemischen Prozesse, er führt uns in mancherlei Handwerksgeheimnisse ein und weiß uns dadurch ebenso angenehme als lehrreiche Stunden zu bereiten. Sein Buch sei vor allem warm den denkenden Hausfrauen empfohlen.

„Evelyn Innes" by George Moore. 2 Bände. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Preis 3,20 Mark.) Wir haben den vortrefflichen neuen Roman von George Moore schon in der Septembernummer unserer Zeitschrift gewürdigt. Die der Besprechung zu Grunde gelegte englische Originalausgabe ist aber deutschen Lesern nicht leicht zugänglich, und so werden sie das Erscheinen des Romans in der beliebten „Tauchnitz Edition" doppelt freudig begrüßen. Das verdienstvolle Tauchnitzsche Unternehmen hat durch die Geringwertigkeit so manches modernen Erzeugnisses der englischen Litteratur auch mitzuleiden gehabt; an diesen Bänden wird es wieder eine Zugkraft ersten Ranges besitzen.

„Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren." Von Charles Darwin. Mit 7 Tafeln und 23 Abbildungen. (Halle a./S., Otto Hendel, Preis 2,25 Mark). In Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur, der wir schon manche wertvolle Veröffentlichung verdanken, ist jetzt auch die interessante Darwinsche Abhandlung über die Gemütsbewegungen erschienen. Sie gehört der Weltlitteratur an; Theodor Bergfeldt hat ihr, was bei dem häufigen Vorkommen seiner Nüancen nicht eben leicht war, ein gut passendes deutsches Gewand gegeben. Bei dem steigenden Interesse, das man der physiologischen Psychologie heute in Schul- und Familienkreisen entgegenbringt, wird diese klassische Abhandlung, die durch die vielen beigegebenen Illustrationen an Verständlichkeit bedeutend gewinnt, zahlreiche Leser finden. Sie sei auch den Lehrerinnen warm empfohlen.

Digitized by Google

„Frauengestalten." Ein historisches Hilfsbuch, gewidmet der Schule und dem Hause. Zusammengestellt von L. Mittenzwey, Schuldirektor. (Wiesbaden, E. Behrend, 1898. Pr. 2 Mark.) Bei dem Geschichtsunterricht in den Mädchenschulen fehlt sehr häufig das Eingehen auf die Frauengestalten in der Geschichte und auf das Leben der Frauen ganz. Zum Teil wohl aus Mangel an einschlägigem Material, das die landläufigen Geschichtsbücher selten bieten. Diesem Mangel will der Verfasser abhelfen. Ohne uns mit allem identifizieren zu wollen, was er in seinem Vorwort sagt, dürfen wir das Buch selbst als sehr brauchbar zu seinem Zweck empfehlen. Es bietet in zwei Abteilungen zunächst eine Reihe von Biographieen, von Thusnelda bis auf die neueste Zeit, sodann eine Anzahl kulturhistorischer Bilder von der Mädchenerziehung im alten Griechenland an bis zum Wirken der Frauen im Kriege 1870/71. Dem Grundsatz des Verfassers, daß der Jugendlehrer der Geschichte „nicht im Schmutze wühlen", sondern vorzugsweise nachahmenswerte Bilder und Züge bringen solle, kann man nur beistimmen.

„Acta diurna." Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Von Anton Bettelheim. (Wien 1899. A. Hartlebens Verlag.) Die gesammelten Aufsätze von Bettelheim sind deshalb von besonderem Wert, weil der Verfasser es versteht, das, was von Dauer ist, aus den Erscheinungen des Tages herauszuheben. Bettelheim begnügt sich nicht, ein ästhetisches Urteil zu fällen, er geht den Dingen und auch den Büchern auf den Grund und sieht sie als Erscheinungsformen tiefer wirkender Kräfte an. Der Frage der Volksbildung sind seine neuen Aufsätze in erster Linie gewidmet; die Chroniken aus „Cosmopolis", die einen Teil des Bandes ausmachen, tragen fast alle die Frage auf der Stirn: was regt sich in deutschen Landen, an der Bildung des deutschen Volkes mitzuarbeiten? Und wenn Bettelheim in scharflinigen Bildnissen die Verstorbenen des Wiener Burgtheaters vorführt, wenn er die wechselnden Leiter dieser Bühne auf ihr künstlerisches Glaubensbekenntnis und ihre Fähigkeit, das in Thaten umzusetzen, sich ansieht, so geschieht das, weil das Wiener Burgtheater eine Hochschule für Bildung des Volkes ist. Und ebenso prüft Bettelheim in einem besonders gelungenen Aufsatz die Absichten des Begründers der Reclamschen Universalbibliothek, erzählt er von der Lebensgeschichte und der Familie dieses Mannes, weil er in ihm in seiner Art auch einen Lehrer Deutschlands sieht. — Nach alledem bedarf es kaum noch der Versicherung, daß wo Bettelheim in diesem Büchlein von moderner Litteratur redet, sein Urteil ein unparteiisches ist; denn sein Interesse zielt eben auf etwas, das hinter den Schulen und Cliquen steht. Bei aller Objektivität aber macht sich Bettelheims Persönlichkeit doch auch wieder überall geltend, als die Persönlichkeit eines Mannes, dessen Führerschaft man sich gern anvertraut.

„Wohin die Frauenrechtlerei führt oder Gesetzliche Frauenprivilegien in England". Von zwei englischen Juristen. Deutsch von E. Belfort Bax. (Zürich 1898, Schabelitz. Preis 1 Mark.) Daß das Studium der Jurisprudenz nicht davor schützt, sehr ungereimtes Zeug zu behaupten, davon ist das vorliegende kleine Buch ein Beweis. Sein Zweck ist, zu beweisen, daß nur „die konventionelle sentimentale Heuchelei der Frauenrechtler" zu der ganz falschen Behauptung geführt hat, die Frauen ständen in irgendwelcher Beziehung ungünstiger da als die Männer. Die beiden englischen Juristen, die in rührender Bescheidenheit ihren Namen verschweigen, glauben in diesem Buch beweisen zu können, „daß die erwähnte Ungleichheit und Ungerechtigkeit einzig und allein zu Gunsten der Frauen gegen die Männer bestehe." Sie geben der „frauenrechtlerischen Gilde" den freundlichen Rat, ihre Broschüre „mit ihrem Bericht von Schändlichkeiten zu ignorieren". Wir möchten sie statt dessen all denen empfehlen, die sich einmal eine Stunde lang amüsieren wollen, wozu die fulminante Vorrede des Herrn Bax nicht wenig beitragen wird.

„Reife Ähren". Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoi. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. (Zürich, Carl Henckell & Co. Preis 1,60 Mark.) Zu einer ersten Orientierung über Tolstoi scheint das vorliegende Buch recht geeignet. Es giebt einen kurzen Abriß über sein Leben und seine Lehre und eine reichhaltige Sammlung längerer und kürzerer Auszüge aus seinen Schriften, von denen manche bisher in deutscher Sprache noch nicht veröffentlicht worden sind. Eine reichhaltige Tolstoilitteratur ist angefügt, sodaß, wer sich ausführlicher mit dem seltsamen Manne beschäftigen will, hier zugleich einen guten Wegweiser an der Hand hat.]

„Die Frau im Altertum." Von Karl Heinrich Schaible. (Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung.) Die kleine, dem Andenken Louise Ottos gewidmete Schrift umfaßt, in gedrängtem Überblick alle Hauptdaten bietend, die Stellung der Frau in Ägypten, in Griechenland, Rom, Palästina, Kleinasien, Indien, im alten Germanien und in Gallien. Das Schlußwort behandelt noch kurz die Entwicklung der Ehe in den Staaten des Altertums und unter der Herrschaft des Christentums nach ihrer rechtlichen Seite. Die kleine Arbeit macht nicht Ansprüche auf eigene wissenschaftliche Forschung, sondern giebt ein knappes Resümé aus guten Quellen, und wird manchem gerade in dieser Knappheit willkommen sein.

„Kunstgeschichte im Grundriß." Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. von Broecker. 3. neubearbeitete Auflage mit 71 Abbildungen im Text. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Preis geh. 3 Mark). „Der kleine Broecker" hat sich längst einen guten Namen erworben. Er hält eine glückliche Mitte zwischen dem bloßen Gerippe und der zu ausführlichen breiten Darstellung und vermittelt auf diese Weise eine erste Übersicht über das weite Gebiet der Kunstgeschichte, ohne durch Trockenheit abzuschrecken oder durch zu vieles Detail zu verwirren. Die beigegebenen Abbildungen sind mit Geschmack und dem Zweck entsprechend ausgewählt und vorzüglich ausgeführt, wie die ganze Ausstattung des Buches eine gediegene und elegante ist. Die übersichtliche Anordnung des Stoffs trägt nicht wenig zu der Brauchbarkeit des kleinen Buchs für Unterrichtszwecke bei wir dürfen es um so mehr empfehlen, als die Darstellung in hohem Grade geeignet ist, in jungen Gemütern Interesse und Begeisterung für die Kunst zu wecken.

Digitized by Google

Der Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, der durch eine Reihe wertvoller pädagogischer Veröffentlichungen bekannt ist, hat wieder eine Anzahl neuer Bücher dieser Art auf den Markt gebracht. Wir nennen darunter:

„Lehrgespräche im Zeichenunterricht." Ein Beitrag zur Verwertung der neuern Ideen im Zeichenunterricht von Th. Göhl mit 23 Tafeln. (Pr. 80 Pf., geb. 1,20 Mark.) Der Verfasser bietet darin einen Lehrgang, der das Zeichnen von ornamentalen Formen und von Gegenständen nach der Natur von Beginn des Unterrichts an bis in die Oberklasse durchführt.

„Handbuch des Obst- und Gartenbaues." Theoretisch praktische Anleitung und pädagogische Verwertung des Obst- und Gartenbaues für Lehrer und Erzieher von Friedrich Barth, mit 45 Abbildungen. (Pr. 3 Mark, geb. 3,60 Mark.) Eine Anleitung für Lehrer und ein Hilfsbuch für Schüler über Obstbau ist schon früher vom Verfasser veröffentlicht und von der Kritik günstig aufgenommen worden. Er macht nun in diesem größeren Handbuch den Versuch, sein Prinzip, den Obst- und Gartenbau in den Dienst des Unterrichts und der Erziehung zu stellen, durchzuführen. Nach einer Betrachtung über die pädagogische und volkswirtschaftliche Bedeutung des Obst- und Gartenbaues folgt Allgemeines über Obst- und Gartenbau, dann die speziellen Teile, endlich eine Anleitung zur Anlage und Pflege des Blumengartens, und ein Teil über den Unterricht im Obst- und Gartenbau. Das Buch bringt eine Fülle praktischer Belehrungen in gemeinverständlicher Form.

Speziell dem Unterricht in sächsischen Schulen dienen:

„Praktisches Lehrbuch der Sächsischen Geschichte." Für die Volksschule bearbeitet von Th. Franke. (Pr. 2 Mark, geb. 2,40 Mark.) Es behandelt den Stoff, der auf der Mittel- und Oberstufe der Volksschule zur Behandlung kommt, in übersichtlicher Gliederung.

„Sachsens geschichtlich-geographische Sprichwörter und geflügelte Worte." Gesammelt und bearbeitet von Ernst Freytag. (Pr. 1,60 Mark, geb. 2 Mark.) Eine sehr interessante

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Nicht jeder verträgt

Milch, und doch läßt sich diese sehr nahrhafte Speise bedeutend leichter verdaulich machen, wenn mit Brown & Polson's Mondamin 5 bis 10 Minuten durchgekocht, eben nur so viel von diesem, daß sie ein wenig seimig wird. Mondamin besitzt den Vorzug, das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern und wirkt außerdem durch seinen eigenen Wohlgeschmack anregend zum Genießen. Zusatz von etwas Salz und Zucker, wie auch Citrone, Vanille 2c. je nach Belieben, erhöhen den Geschmack. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen dieser weltbekannten schottischen Firma. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. 11

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M. 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

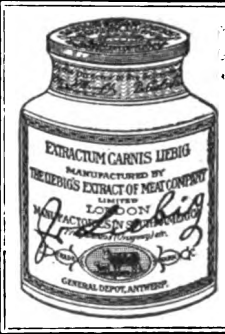
Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Abelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner,** Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße, Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt, wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in blauer Farbe trägt.

Ersetzt frisches Fleisch bei Suppen.

Digitized by Google

Sammlung, um so wertvoller, als sie überall die Quellennachweise giebt.

„Schlaflosigkeit und Schlafmittel." Von Dr. Carl Werner. (Berlin, SW. 12, Hugo Steinitz. Preis 2 Mark.) Es wird heute kaum eine Familie geben, die nicht ein Interesse an dem hier behandelten Thema hätte und nicht dankbar für eine verständige Erörterung durch einen tüchtigen Arzt sein dürfte. Das vorliegende Büchlein erörtert eingehend Bedeutung und Wesen des Schlafs, die Hygiene des Schlafs und die diätarische und physikalisch-mechanische Behandlung der Schlaflosigkeit sowie endlich ihre medikamentöse Behandlung: die Schlafmittel, ihre Anwendung und ihre Wirkung.

Ein sehr handliches kleines Büchlein für den beliebten Preis von 50 Pf. hat Joseph Kürschner über **den neuen Reichstag** zusammengestellt. Dieser neueste „kleine Kürschner" im Zwergformat orientiert nach allen Richtungen hin über die Volksvertreter, die von 1898—1903 die Geschicke des Reichs mitbestimmen sollen. Wir finden sie geordnet nach Fraktionen, Beruf und Stellung, Ländern, Konfessionen, Geburtsjahr, finden ihre Porträts und eine Fülle von Notizen über jeden einzelnen. Das Büchlein (bei J. G. Göschen in Leipzig erschienen) ist außerordentlich praktisch eingerichtet, das Auffinden jeder gewünschten Notiz daher Sache eines Augenblicks.

Kleine Mitteilungen.

„Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" in Berlin veranstalten auch in diesem Winter eine Reihe von Vortragskursen, die bezwecken, die ästhetische Bildung der höheren Mädchenschulen in sozialer Richtung zu ergänzen und die in der Armen- und Wohlfahrtspflege arbeitenden Frauen durch geeignete Vorbildung tüchtig zu machen. Über „Armenpflege und Wohlthätigkeit" wird Herr Stadtrat Münsterberg von Oktober bis Ostern Montags von 6—7 Uhr sprechen. Über „Ausgewählte Kapitel aus dem Wirtschaftsleben" werden Frau Jeannette Schwerin, Frl. Helene Simon, die Herren Geheimrat von Massow, Magistratsassessor Dr. Herzfeld, Dr. J. Feig,

Hausen's ✱ ✱ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"
Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn. Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Cöpenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.**

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Wohin???

„Tosetti" zum Kaffee holen, ohne „Tosetti" schmeckt derselbe nicht, hat unsere Mutter gesagt.

„Tosetti?" Was ist denn „Tosetti?"

Wie, Sie kennen nicht den ausgezeichneten Kaffeezusatz und -Ersatz der **Import-Gesellschaft „Tosetti"**, G. m. b. H., **Kassel?** Die Hälfte Bohnenkaffee erspart man mit **„Tosetti Mocca-Gewürz".**

Zu **„Tosetti - Arabi"** braucht man nur ganz wenig Kaffeebohnen. Die Packung ist praktisch. **„Tosetti"** ist nur in kleinen Tabletten in Blechbüchsen erhältlich. Verkaufsstellen: Drogerien und bessere Colonialwaarenhandlungen. Proben und Prospecte gratis und franco.

Berlin W., Kleiststr. 26.

Zum Oktober finden noch einige Töchter aus **guten, christl. Familien** Aufnahme in unserem Pensionate.

Sorgf. körperl. Pflege, mütterl. Fürsorge, Ausbildung des Charakters, Beobachtung feiner geselliger Formen.

Gründl. Fortbildung in **Sprachen,** (franz. u. engl. Konversation), **Wissenschaften, Kunst, Gesch., Musik, Malen** u. Handarb. Vorzügl. Lehrer. Näheres d. Prosp. S. g. Referenzen.

Pauline u. Mathilde Lange.

Französ. Schweiz. **Familien-Pensionat.** Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. **Mlle. A. Rossolet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [11

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 8—1/2 4. 2]

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Digitized by Google

Stadtrat Münsterberg. Prof. Albrecht, Dr. H. Weber von Januar bis Ostern Donnerstag 8—9 Uhr sprechen; über „Bürgerkunde“ Herr Landgerichtsrat Dove von Ostern bis Juni Montags 5—6 Uhr.

Um weiteren Kreisen die Teilnahme an den Kursen zu erleichtern, ist das Honorar für jeden Kursus (10—20 Vorträge umfassend) auf 3 Mark für die Mitglieder des Vereins sowie für Mitglieder von Lehrerinnenvereinen festgesetzt worden; für andere Teilnehmerinnen auf 5 Mark.

Seminaristische Übungen in kleinen Kreisen finden in den Gruppen für Armenpflege und Kinderfürsorge statt.

Das Arbeitsjahr wird am Montag den 10. Oktober um 5 Uhr in der Aula der 24. Gemeindeschule, Hinter der Garnisonkirche (am Stadtbahnhof Börse) durch einen Vortrag von Fr. Jeannette Schwerin über „Ästhetische und soziale Bildung“ eröffnet, zu dem Gäste willkommen sind. Programme, die nähere Auskunft geben, sind durch die Schriftführerin Frl. Alice Salomon, Schillstraße 10, erhältlich.

Die „Zeitschrift für Krankenpflege“ schreibt über **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao, Marke „Servus“:** Der unter Kontrolle des Herrn Professor Dr. Dietrich-Marburg stehende Hafer-Kakao der Kasseler Hafer-Kakao-Fabrik von Hausen & Co., Kassel, stellt nach dem Urteil hervorragender Kapacitäten ein Nährmittel ersten Ranges dar, welchem als Hauptvorzug leichte Verdaulichkeit und heilsame Wirkung bei Magen- und Darmkatarrh nachgerühmt wird. In der That ist Hausen's Kasseler Hafer-Kakao Marke „Servus“ ein Nährmittel von ungemein kräftigender Wirkung, die ihn namentlich für Schwächlinge sehr empfehlenswert erscheinen läßt, denn er ist leicht verdaulich und selbst dem schwächsten Magen bekömmlich. (Der Eiweißgehalt beträgt 23%, davon löslich 19%, Kohlehydrate ca. 10%, Phosphorsäure 1,27%.)

Der berühmte Professor Dr. R. in Heidelberg verordnet seinen magenkranken Patienten täglich Hausen's Kasseler Hafer-Kakao Marke „Servus“ und zwar mit bestem Erfolg.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Damen-Loden,
ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten für **Reise, Sport** und **Fahrrad** in vielen Farben.
Cheviot, Tuch, Tuch melange, Krepp, Cover-Coat, nur dekatirte, nadelfert. Waare in **schwarz** und allen neuen Farben, das Meter von 1 Mark an, versenden direct an Private, Muster frei
Gebrüder Körner,
F. Altenburg, S.-A.

Stenographin,
mögl. Masch.-Schrb. w. auch in Buchh. helfen soll, gesucht. Eintr. 1. Oct. bis 1. Jan. Für zuverl. Kraft ev. Lebensst. Bewbg. m. Ang. bish. Thätigk., Geh.-Anspr., Photo. an **Max Bahr, Landsberg a. W.**

Eine Deutsche, welche sich zum Studieren in Oxford aufhalten will, findet billige Wohnung nebst Familienanschluß und gründlichem Sprachunterricht bei
Miß D. Bell-Dixon,
St. Frideswide's Hall, [4
Bardwell Road, Oxford.
Beste Empfehlungen.

Familien-Pension
von
Fr. **Frieda Hanow,**
Berlin, Genthinerstr. 17, links,
bietet Lehrerinnen und Damen besserer Stände ein behagliches Heim und berechnet das **Zimmer mit Frühstück** von **1 M. 50 Pfg.** an.

Aus meiner Kinderzeit
von
Helene Adelmann.
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.
II. Auflage.
Oehmigke's Verlag (R. Appelius).
Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Gebildete Jungfrauen
von 18—35 Jahren mit Liebe zur **Krankenpflege** finden Aufnahme zur Ausbildung. **Pensionsberechtigung und Heim** bei Dienstunfähigkeit. **Verein vom roten Kreuz, Frankfurt a. M.,** Königswarterstraße 16.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

SCHERING'S
pyrophosphorsaures
Eisenwasser
wird nach vorliegenden ärztlichen Berichten, ohne die Verdauung zu stören, mit Erfolg angewendet gegen **Bleichsucht,** für **nervöse** und **schwächliche Personen** etc. sowie in der **Kinderpraxis,** 25 Flaschen 3 M. excl. Flaschen.

Brom-Wasser
Vorzügliches Heil- resp. Linderungsmittel bei allen **Nervenkrankheiten** (Epilepsie, Hysterie, Migräne, nervöse Erregbarkeit, Schlaflosigkeit etc.). Preis: kl. Fl. 25 Pf., gr. Fl. 50 Pf. excl. Flaschen. Bei 20 Fl. p. Fl. 5 Pf. billiger.

Gicht-Wasser
(Piperazin in Sodawasser gelöst) wird neuerdings von den Aerzten gegen **Podagra** und **Gichtleiden mit grossem Erfolge** gegeben. Preis: Flasche 75 Pf.

Schering's Grüne Apotheke
Berlin, N., Chausseestr. 19.

Taillemeter
Unentbehrlich für Berufsschneiderinnen und alle selbstschneidernde Damen
Meisterschafts-Selbstunterricht
Maassnehmen, Schnittzeichnen & Zuschneiden
Neu! **Taillemeter** Neu!
Ausland D.R.G.M. Patente 74720.
Anleitung zum Gebrauch des Taillemeter
Taillemeter
Bildliche Anleitung zum Gebrauch des Taillemeter
Preis 3 Mark.
Für Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort erlernbar
Lieferant technisch vollkommener Schnitte aller Maassverschiedenheiten.
Jede Anprobe unnötig, Garantie für tadellosen Sitz bei Anwendung
Taillemeter
Vorrätig in besseren Posamenten- und Kurzwaren-Handlungen
Wo am Platze nicht erhältlich unter Nachnahme v. Mk. 3 excl. Porto allerpack. zu beziehen
Posamenten-Fabrik Anton Oehler, Leipzig.
Taillemeter

Digitized by Google

Der Fabrikant Karl F. W. Roth in Berlin W., Krausenstraße 1. hat einen Mundspülnapf unter dem Namen **„Preciosa"** hergestellt, der wohl der Beachtung aller Reinlichkeitliebenden empfohlen werden dürfte. Er ist so eingerichtet, daß der Inhalt vollständig verdeckt und unsichtbar ist, die Leerung aber sehr leicht und bequem erfolgen kann. Die augenfälligen Vorteile dieses Spülnapfes werden ihm sicher bald Eingang in Hôtels und Privathäuser verschaffen.

Für die Winteranschaffungen an **Damenloden** verweisen wir auf die heutige Annonce der Gebr. Körner in Altenburg S.-A., die außerdem eine reichhaltige Auswahl von Cheviot, Tuchen, Krepp, Cover-Coat, alles dekatiert und nadelfest, in schwarz und allen neuen Farben, das Meter von 1 Mark an, zu bieten haben. Auf Wunsch werden auch Muster direkt an Private verschickt.

Der deutsche * * * * * Lehrerinnenverein
In Buenos-Aires
Rep. Argentina. S. A.
vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch
Frl. Meta Warmünde,
I. Vorsitzende.
Casilla Correo 778.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung Pensionsnachweis.

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [12

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Prämiirt mit ersten Preisen. Anerkennungen aus allen Ländern.
Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten
Hochinteressante, weltberühmte Handarbeit für Damen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen, Vorlegern, Bezüge für Sopha's-, Chaiselongues-, Fauteuils-, Schaukel- und Ruhestühle-, Ofenbänke-, Hocker-, Sessel-, Fuss-, Rücken-, Fenster-Kissen etc.
— Man lasse sich Preisliste und Mustervorlagen mit Angabe des Gewünschten kommen. —
Jede Arbeit wird gratis angefangen.
F. Louis Beilich, Meissen 24.
Sämmtliche Knüpfarbeiten sind auch fertig und montirt zu haben.
Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung.

Dieser Nummer liegen Prospekte von

Emil Behrend, Verlagsbuchhandlung in Wiesbaden und Georg D. W. Callwey (Verlag des „Kunstwart") in München

bei, wir empfehlen dieselben einer eingehenden Beachtung.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2550) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 2. November 1898.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Bundestage in Hamburg.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die größere Ausbreitung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts und gründliche Vorbildung dazu, die Entfaltung der Frau zur freien Persönlichkeit und ihre segensreiche Mitwirkung im sozialen Leben — diese drei Dinge bezeichnete Auguste Schmidt, die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, in ihrer schönen Begrüßungsrede auf der 3. Generalversammlung des Bundes zu Hamburg als das Programm, an dessen Durchführung alle zum Bunde gehörigen Vereine, der eine hier, der andere dort, bethätigt seien. Richtig gelesen, umfaßt es in der That die ganze Frauenbewegung. Ihm waren auch die Hamburger Tage geweiht.

Bei der Fülle des Stoffs kann ich hier nur die Hauptmaterien zusammenfassen und sehe ab von einem detaillierten Bericht an der Hand der Tagesordnung; ebenso von einer Wiedergabe der Debatten über Geschäftsordnung und Statutenveränderung, bei denen leider zu Tage trat, daß die Frauen so gut überflüssige Worte reden und gewollte oder ungewollte Obstruktion treiben können als die Männer. Es ging ein **erlöstes Aufatmen durch die Versammlung, als es hieß: „Nun können wir endlich in unsere eigentliche Arbeit eintreten."**

Diese Arbeit umfaßte zum größten Teil die gleichen Arbeitsgebiete wie früher. Die Anbahnung einer andren als der doppelten Moral unsrer Tage, die Einführung des weiblichen Fabrikinspektorats, die Mäßigkeitsbestrebungen, die Förderung einer gesunden Volkserziehung, vor allem die Rechtsstellung der Frau, das sind die Themen und Fragen, die von Anfang an den Bund Deutscher Frauenvereine beschäftigt haben und beschäftigen mußten.

Digitized by Google

Fast auf all diesen Gebieten konnte von — wenn auch bescheidenen — Erfolgen berichtet werden. Im Kampf gegen die Unsittlichkeit hatte die vom Bunde eingesetzte Sittlichkeitskommission unter dem Vorsitz von Frau Bieber-Böhm eine rege Thätigkeit entfaltet; Vorträge, Eingaben an das Polizeipräsidium, das Unterrichtsministerium und den Reichstag, Anschreiben an die Professoren und Lehrer haben, wenn auch in dieser schwierigsten aller Fragen noch keine positiven Resultate erreicht sein können, doch zu einer Diskussion der Frage in weiteren Kreisen geführt und das öffentliche Gewissen geschärft. Das furchtlose Vorgehen des Bundes hat mancherlei Opposition geweckt; im Namen des Anstandes und der guten Sitte protestierte man gegen die Aufdeckung der Sittenlosigkeit — ein ebenso seltsames Verfahren, als wenn man allen Kehricht im Zimmer behalten wollte und ihn nur mit einem Teppich hübsch zudecken. Im Namen der echten Sitte forderte Frau Bieber-Böhm, daß die Frau in jeder Beziehung auf „ein reines Haus" halte.

Mit Recht wurde auf die Bedeutung der vorbeugenden Arbeit hingewiesen, auf die Notwendigkeit der Begründung von Jugendhorten, die Eindämmung des Luxus, die Macht der Erziehung. Vor allem aber auf die Grundursache der Prostitution: die Hungerlöhne. — Die tiefe Ergriffenheit der Versammlung zeigte am besten die Macht eines ehrlichen, unverfälschten Worts auch auf diesem bisher so verpönten Gebiet. Es gereicht den Hamburger Frauen zur Ehre, daß sie so zahlreich auch der Besprechung dieser Fragen beigewohnt haben.

Der Vorstand beschloß noch eine Berichtigung des bei Gelegenheit des englischen Sittlichkeitskongresses im Juli d. Js. im „Shield" erschienenen Berichts über die deutsche Sittlichkeitsbewegung unter den Frauen, der verschiedene unrichtige Thatsachen enthält und der auf diesem Gebiet bahnbrechenden Thätigkeit des Bundes mit keiner Silbe gedenkt.

Die Kommission für weibliche Gewerbeinspektion konnte über einige erfreuliche Resultate berichten, die doch nicht ganz ohne Zusammenhang mit ihrer eigenen energischen Thätigkeit stehen dürften. Mitglieder der Kommission — vor allem Frau Jeannette Schwerin und Frau Anna Simson — haben durch unermüdliche Propaganda das Interesse für die Frage überall verbreitet. Frau Schwerin vertrat den Bund auf dem internationalen Arbeiterschutzkongreß in Zürich, sie richtete in Berlin im Auftrag des Bundes Kurse über Gewerbehygiene und Gewerbeordnung zur Ausbildung von Fabrikinspektorinnen ein. Im Anschluß an die Propagandavorträge wurde auch in München im Verein für die geistigen Interessen der Frauen (Vorsitzende Frl. Freudenberg) ein solcher Kursus eröffnet; eine der Teilnehmerinnen an diesem Kursus ist als erste bayrische Inspektionsassistentin angestellt worden.

Die Mäßigkeitsbestrebungen fanden wie gewöhnlich eine kräftige Vertretung durch Frl. Ottilie Hoffmann. Die Forderung der Kommission, daß vor allem die Schule die Aufklärung des Volks über die Gefahren des Alkohols fördern müsse, fand lebhafte Zustimmung. Von Frau Dr. Tiburtius wurde mit Recht der Mißbrauch gerügt, der in besseren Kreisen bei den Diners und noch nach Schluß derselben mit geistigen Getränken getrieben wird.

Auch die Erziehungs- und Bildungsfragen erfuhren eine lebhafte Erörterung. Erziehungsberuf und Berufsbildung der Frau (Frau Henriette Goldschmidt), Ferienkolonien in sozialer Beziehung (Frau Luise Jessen), Bericht über den Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin (Frl. Hildegard Lehnert), das

Digitized by Google

waren die Themen, die auf diesen Gebieten zur Behandlung kamen. Eine bedeutsame Erweiterung des Programmes wurde durch den Antrag des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, des Königsberger Vereins Frauenwohl und des dortigen Lehrerinnenvereins gegeben: der Bund wolle bei den Regierungen derjenigen Staaten, in denen noch nicht obligatorische Fortbildungsschulen für Mädchen eingerichtet sind, um Einrichtung solcher petitionieren. Die Angelegenheit der Approbation der Ärztinnen will der Bund gleichfalls zu der seinigen machen. Die durch den Tilsiter Lehrerinnenverein (Frau Marie Hecht) gegebene Anregung zur Pflege der Volksunterhaltung empfahl der Bund warm seinen Vereinen. Und in der durch Frau Morgenstern und Frau Selenka angeregten Friedenskundgebung zog er das Facit seiner Kulturbestrebungen.

Auch auf dem Rechtsgebiet ist energisch gearbeitet worden. Wenn auch die Proteste gegen die unwürdige Stellung, die das Familienrecht des Neuen Bürgerlichen Gesetzbuches der Frau anweist, kaum nennenswerte Erfolge gehabt haben, so sind sie doch nicht ungehört verhallt. Die umfassende propagandistische Thätigkeit der Rechtskommission des Bundes, unter Vorsitz von Frl. Marie Raschke, hat die Überzeugung der Verbesserungsbedürftigkeit des Gesetzes in weite Kreise getragen, und neben den Frauen steht mancher Mann, der die rechtliche Ungleichheit der Frau als ein böses Überbleibsel des Mittelalters ansieht. An Aufgaben wird es der Kommission in nächster Zeit nicht fehlen, da die vom Bunde angenommenen Anträge des Vereins Frauenwohl-Danzig, vertreten durch Frau Marianne Heidfeld, auf Förderung der Gesetzeskenntnis unter den Frauen, auf das Eintreten für die volle Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen und ihre Mitwirkung in kommunalen Schul- und Armen-Angelegenheiten zum großen Teil in ihr Gebiet fallen.

Auch der wertvollen Mitteilungen, die Frau Eichholtz über den Hamburger Rechtsschutz gab, sei hier gedacht. Einen wesentlichen Dienst leistete ferner Frau Marie Stritt der Sache durch ihre klaren, durchdachten Ausführungen über „Das bürgerliche Gesetzbuch und die Frauenfrage", einen so guten Dienst, daß ein Dr. M. W. sich im Hamburger Fremdenblatt nicht anders gegen den bedenklichen Eindruck, den ihre Rede auf die Frauen Hamburgs gemacht habe, zu wehren weiß, als indem er sich auf die Unmöglichkeit zurückzieht, aus einem Gesetz die Hauptmomente herauszuziehen, das „die bedeutendsten Geister unsres Volkes jahrelang beschäftigt und zu einem Meinungsaustausch geführt habe, der in wissenschaftlichen Schriften niedergelegt ist, welche Bände füllen." Nun, diese Autoritätsgründe würden schwerlich für einen Mann ausschlaggebend sein; sie sind es auch für die Frauen nicht. Und über die Hauptmomente für die Frau: daß ihr das Verfügungsrecht über ihre Kinder und über ihr Vermögen versagt ist, sind wir uns, auch wenn wir jene Bände nicht gelesen haben, völlig klar; ebenso klar darüber, daß wir dagegen zu protestieren haben, bis wir endlich gehört werden. Und dann lasse sich Herr Dr. M. W. noch gesagt sein, daß eine Wirkung, wie Frau Stritt sie an jenem Abend erzielte, nicht, wie er meint, auf ihre glänzende Redekunst zurückzuführen ist, sondern darauf, daß sie ihr Wort, von tiefster Überzeugung getragen, in den Dienst der Wahrheit stellte.

Da wir einmal bei den anonymen Zuschriften sind: es ist seltsam, welche Idee sich mancher Fernstehende, selbst mit einem Dr. vor seinem Namen, von der Frauenbewegung macht. Auch ein Dr. A. hielt es für seine Pflicht, dem Bunde Deutscher Frauenvereine den Text zu lesen. Es sei sehr charakteristisch, meint er, daß keine der

Digitized by Google

Rednerinnen für Kochschulen für Mädchen des Volks und für Arbeiterinnen eingetreten sei. Er sei überzeugt, daß nicht 10 % der versammelten Frauen gut kochen könnten, daher träfe man die Männer auch so häufig in den Restaurants. — Diese Worte erregten bei einer gelegentlichen Mitteilung an die Versammlung eine so gesunde, von Herzen kommende Heiterkeit, daß man sehen konnte, der Hieb saß nicht. Herrn Dr. A. aber möchten wir zweierlei zu bedenken geben: 1. daß der Bund Deutscher Frauenvereine, dessen Statuten ich ihm zum Studium empfehlen möchte, etwas anderes will, als was durch Einzelvereine, den lokalen Bedürfnissen und Interessen entsprechend, angestrebt werden muß und erreicht werden kann; 2. daß, wenn der Bund die Beteiligung der Frau an der Gesetzgebung und Verwaltung anstrebt, er damit zugleich die Möglichkeit schafft, für die Einrichtung obligatorischer Koch- und Fortbildungsschulen für die Mädchen des Volkes unmittelbar thätig zu sein, anstatt nur immer petitionierend, mit sehr geringem Erfolg bittend und bettelnd, sich an die gesetzgebenden Körperschaften zu wenden.

Die anonymen Zuschriften würden mich nicht weiter beschäftigt haben, wenn sie nicht so charakteristisch wären für den Grad der Unbekanntschaft mit der Frauenbewegung und ihren Zielen, den wir heute noch vielfach bei sonst hochgebildeten Männern antreffen. Gewiß ist vieles in der Frauenbewegung der Kritik bedürftig, und wer es ehrlich mit ihr meint, nimmt diese Kritik gern entgegen; aber eins können wir vor der Kritik verlangen: Bekanntschaft mit dem, was wir wollen, damit vor allem auch der alberne Vorwurf schwinde, daß die Frau, die mit den festesten Banden an die Familie gekettet ist, ihre Pflichten gegen diese Familie nicht mehr erfüllen wolle. Im Gegenteil, sie will sie besser erfüllen! Aber sie will auch endlich denen etwas sein, die außerhalb der Familie ihrer bedürfen. Und daß sie vor allem der Ärmsten der Armen gedenken möchte, das zeigte der Antrag der Nürnberger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins: der Bund wolle beschließen, die Bestrebungen zur Verbesserung der Pflege und Erziehung der verwahrlosten ehelichen und aller außerehelichen Ziehkinder zur Bundessache zu machen, ein Antrag, der zur Aufnahme eines neuen Arbeitsgebiets des Bundes führte. Die Ausführungen, die Frau Elise Berg, die schon längst in Süddeutschland eifrig für diese Sache eingetreten ist, gab, bringt die heutige Nummer der „Frau“ in gekürzter Form.

Die Frauenbewegung ist nicht männerfeindlich; mit gesunder Empfindung ist vielfach auch in Hamburg die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Mann und Frau betont worden. Aber eins kann sie verlangen: ernst genommen zu werden. Und dazu gehört, daß ihre Gegner sich wenigstens mit ihr bekannt machen.

Ziehen wir aber nun das Facit der Hamburger Tagung.

Sie ist, wie oben schon angedeutet wurde, nicht ohne unerquickliche Momente vorübergegangen. Aber sie hat zum Schluß zu einem ungehofften und um so freudiger begrüßten Resultat geführt: zu einem festeren Zusammenschluß aller derer, die wirklich gewillt und fähig sind, unter Zurücksetzung persönlicher Momente zum Besten der gemeinsamen Sache mit anderen zusammen ehrliche Arbeit zu leisten. Darüber, daß die Ziele der Führerinnen der zum Bunde gehörigen Vereine die gleichen sind, daß wir alle die volle Befreiung der Frau und ihre Einsetzung in die ihr zu eigenem Schutz und zum Besten der Menschheit gebührenden vollen Menschenrechte wollen, darüber haben die vergangenen fünf Jahre Bundesarbeit keinen Zweifel lassen können. Und es ist ein erfreuliches Zeichen wachsender Sachlichkeit unter den Frauen, daß sich

Digitized by Google

viele diesmal die Hände reichten, die bisher persönliche Momente, Temperamentsunterschiede, Vorurteile einander fernhielten. Und wenn sich diese Hände wieder loslassen, so wird es nur sein, um die Arbeit im Dienst der gemeinsamen Sache, im Dienst der Menschheit mit gefestigter Überzeugung von der Notwendigkeit des Zusammenhaltens energisch wieder anzugreifen. Die — trotz allem — schönen Tage in Hamburg, wo die Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins unter ihren rührigen Vorsitzenden, Frl. Helene Bonfort und Frl. Natalie von Milde den Frauen eine so freundliche Stätte bereitet hatte, und wo die Sonne ihnen mit einer in Hamburg seltenen Gunst leuchtete, werden ihre Arbeitsfreudigkeit stärken.

Darf die „Dame" erwerbsthätig sein?

Von

Dr. T. Katzenstein.

Nachdruck verboten.

Nur mit innerem Widerstreben habe ich obige Frage niedergeschrieben; denn ich betrachte es als ein Vergehen, sie auch nur zu stellen, und als eine unverzeihliche Sünde, sie zu verneinen. Diejenigen, die in grenzenloser Gedankenlosigkeit, die nie weit von Gewissenlosigkeit entfernt ist, der irgendwie versorgten Frau jede Erwerbsthätigkeit verbieten wollen, verkennen damit die elementarsten Gesetze des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, und sie vergehen sich gegen das Grundrecht der menschlichen Persönlichkeit. Diese Anklage klingt hart und übertrieben, sie entspricht aber nur dem furchtbaren Ernst, der jener Frage und dem Gedankengang, dem sie entspringt, innewohnt.

Die Thatsache, daß sie in Wirklichkeit häufig gestellt wird und daß sie fast ebenso häufig verneint wird, zeigt, mit welcher Oberflächlichkeit man noch heute die wirtschaftliche Thätigkeit der Frau betrachtet. Noch heute lassen Leidenschaft, Neid und allerlei Vorurteil, das wir als heiliges Vermächtnis unserer Altvordern achten, das klare Licht der gesunden Vernunft nicht völlig zum Durchbruch kommen.

Dem kurzsichtigen Beobachter scheint es, als ob die an und für sich schon übergroße Konkurrenznot im weiblichen Geschlecht durch das Arbeitsangebot der nicht ums Dasein kämpfenden Frauen noch ganz besonders verschärft und gesteigert werde. Er verwechselt aber hier wie immer den Schein mit dem Wesen des Dinges, er verwechselt die Ursache mit der Wirkung. *Jede Beschränkung des weiblichen Arbeitsangebotes steigert die Konkurrenznot der Frauen, während jede Ausdehnung und Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit sie mildert.* Das ist eine Wahrheit, die unter den heutigen Zuständen des Wirtschaftslebens unbedingt gilt und die ihre Giltigkeit vor allem auch für die Erwerbsthätigkeit der anderweitig versorgten Frau behält. Die harte Not des Konkurrenzkampfes, unter der heute so viele Frauen zusammenbrechen, erklärt sich nicht daraus, daß die Zahl der Arbeiterinnen zu groß ist, sondern daraus, daß der Beruf und der damit

Digitized by Google

verbundene Erwerb von dem weiblichen Geschlecht nicht ebenso allgemein und regelmäßig als Lebensaufgabe wie von dem männlichen Geschlecht betrachtet wird, und daß infolgedessen die Stellung der Frau im Wirtschaftsleben größtenteils untergeordneter Art ist, und daß ihr die höheren Berufsarten und Berufsstellungen noch immer verschlossen sind.

Das ist der tiefere Grund der weiblichen Konkurrenznot.

Er liegt in einer unverzeihlichen Vernachlässigung persönlicher und sozialer Pflichten, die allgemein menschlich sind und die daher die Frau ebenso dringend wie der Mann zu erfüllen hätte. Jeder Mensch hat die Verpflichtung, seine Persönlichkeit und die ihr eigentümlichen Fähigkeiten mit aller Sorgfalt und Treue nach Möglichkeit zu entwickeln, damit er der Gesellschaft eine größere Menge wirtschaftlicher und ethischer Werte zu geben im stande sei, als er von ihr empfängt. Dabei wird es sich immer zeigen, daß er selbst um so reicher, mächtiger und angesehener wird, je mehr er giebt. Die Erfüllung dieser Pflicht ist aber nur in der Weise möglich, daß der Einzelne einen Beruf als Lebensaufgabe ergreift und ihm von Jugend auf seine ganze Persönlichkeit, sein Denken und Empfinden widmet. Nur durch den Beruf und die mit seiner Ausübung verbundene Erziehung wächst die Persönlichkeit sich aus, entfalten sich alle ihre Keime und Kräfte zu höchster Blüte, die der Gesellschaft zum Nutzen und zur Freude gereicht. Die Berufsergreifung und die Berufsausübung ist daher die vornehmste und heiligste soziale Pflicht, die jeder Mensch, sei er arm oder reich, vornehm oder gering, sei er Mann oder Weib, zu erfüllen hat. Diese Pflicht wird aber noch gegenwärtig von einem großen Teil unserer Gesellschaft für das weibliche Geschlecht nicht anerkannt, und sie wird daher von den Frauen vielfach garnicht oder in durchaus unzureichender Weise erfüllt. Jede Mißachtung einer sozialen Pflicht rächt sich aber schwer an der Person, von der sie ausgeht, und an der Gesellschaft, die sie duldet. Da der Frau im allgemeinen eine gründliche und umfassende Berufsbildung abgeht, ist sie unfähig, den Anforderungen der höheren Berufsarten und Berufsstellungen zu genügen. Das Angebot der weiblichen Arbeitskräfte staut sich mit seinem Hauptstrom an den Regionen der wirtschaftlichen Thätigkeit auf, die durch den Tiefstand des Arbeitentgeltes verrufen sind. Die Folge ist natürlich, daß der an und für sich schon niedrige Lohn bei mangelnder Nachfrage noch weiter sinkt. Es sind also gerade diejenigen Berufsarten und Stellungen, die keine besondere Berufsbildung und keine dauernde Berufsthätigkeit voraussetzen, in denen die Konkurrenznot des weiblichen Geschlechts in der allerverderblichsten Weise auftritt. Diese Not wird erst dann schwinden, wenn der weiblichen Erwerbsthätigkeit kein Vorurteil, das in den Kreisen der bürgerlichen Frauen noch vielfach gehegt wird, mehr im Wege steht, und wenn die Berufsbildung und die Berufsthätigkeit allen Mädchen und Frauen solange als Pflicht erscheinen, als sie nicht durch die höheren sozialen Pflichten der Hausfrau und Mutter völlig abgelöst werden.

Es wird sich dann der Strom der weiblichen Erwerbsthätigen gleichmäßig über das ganze Gebiet der Volkswirtschaft verteilen, wodurch eine Aufstauung an einzelnen Punkten und der dadurch bewirkte Lohndruck verhütet werden.

Im Interesse der gesamten Volkswirtschaft wäre ein solcher Umschwung besonders innig zu wünschen. Der Übertritt der Frauen aus der unproduktiven in die produktive Klasse der Bevölkerung bedeutet sowohl eine Vermehrung des volkswirtschaftlichen Reichtums wie eine soziale Entlastung. Wenn die Frau erst in alle Grade und Arten

Digitized by Google

wirtschaftlicher Berufsthätigkeit eingetreten und in ihnen heimisch geworden ist, wenn ihr auf allen Gebieten eine ausreichende Vorbildung und gleiche Berechtigung mit den Männern gewährt wird, dann wird die Eigenart der weiblichen Produktionskraft, die die der Männer vielfach ergänzt und mit ihr vereint den Ausdruck höchster wirtschaftlicher Vollendung allein zu erreichen vermag, voll und ganz zur Geltung kommen. Zu allem was die Frau thut, bringt sie die Liebe mit. Die innige Empfindung, mit der sich die Frau ihrer Berufsarbeit hingiebt, muß ihrem Produkte einen ganz besonderen Wert verleihen, der durch die Zartheit und Feinheit ihres Geschmacks häufig noch bedeutend erhöht wird. Ist der Frau einmal die Freiheit gegeben, ihren Beruf nach Talent und Neigung zu wählen, so wird der Reichtum der Volkswirtschaft an Mannigfaltigkeit und Schönheit durch die ihr eigentümliche Produktionskraft unendlich viel gewinnen. Der sittigende und veredelnde Einfluß der Frauenarbeit wird sich über das Gebiet der Volkswirtschaft hinaus in allen sozialen Beziehungen und in allen Äußerungen des nationalen Lebens geltend machen. Die Lebenskraft einer Nation hängt vor allem davon ab, welche Weite und Tiefe sie der verschiedenartigen Aktion psychischer Energie als Spielraum gewährt. Wo nur eine einseitige Richtung maßgebend ist, da müssen die Organe, die nicht in Thätigkeit treten, verkümmern, wodurch die Gesundheit des ganzen Systems gefährdet wird. Vor allem müssen die der männlichen und weiblichen Psyche eigentümlichen Kräfte sich stets ergänzen und verbinden, um den sozialen Körper und seine Glieder in produktiver Thätigkeit zu erhalten.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Wechselwirkung dieser Kräfte auf allen Gebieten des sozialen und nationalen Lebens nachzuweisen versuchen. Eins ist gewiß, daß sie überall eine Bereicherung, Veredelung und Erhöhung des menschlichen Daseins zur Erscheinung bringt, während die Unterbindung der weiblichen Produktionskraft eine Verkümmerung und Verflachung des Lebens zur Folge hat. Die Vermehrung des Reichtums ist aber nur eine segensreiche Wirkung, die die Entfaltung der weiblichen Produktivkräfte für die Volkswirtschaft, die Gesellschaft und den Staat haben wird, eine andere — von nicht geringerer Bedeutung — ist die soziale Entlastung, die jeder Haushalt, sei er ein privater oder öffentlicher, dadurch erfahren wird. Im ganzen wird sich das an der Verminderung des unproduktiven Teils der Bevölkerung zeigen. Dieser unproduktive Teil besteht aus all den Personen, die noch nicht oder nicht mehr arbeiten können, die sich nicht selbst erhalten können, die, wie die körperlich oder geistig Defekten von anderen, von ihren Angehörigen oder der Gemeinde, erhalten werden müssen. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß die Frauen, deren Arbeitskraft völlig vom eigenen oder fremden Haushalt in Anspruch genommen wird, im eminenten Sinne des Wortes produktiv thätig sind; denn die Arbeit der Erhaltung, der Pflege, der Erziehung, die sie leisten, verleiht den Dingen, die geschaffen sind, erst ihren höchsten Wertausdruck. Die Art, wie und durch wen ein Gut konsumiert wird, bestimmt die Höhe seines Wertes. Die Produktion schafft potentielle, die Konsumtion aktuelle Werte — deshalb ist die Frau, die im Haushalt den Charakter der volkswirtschaftlichen Konsumtion bestimmt, im eminenten Sinne des Wortes produktiv thätig. Durch die Würdigung dieser Thatsache, die heute leider so vielen sogenannten Hausfrauen nicht zum Bewußtsein kommt, wird die Bedeutung der sozialen Entlastung, die durch die Berufsfreiheit des weiblichen Geschlechts bewirkt werden würde, in keiner Weise herabgesetzt. Es würde die Gründung des Haushalts erleichtert, und es blieben nicht so viele Personen ehelos. Leicht würden sich die Personen zusammenfinden, die den

Digitized by Google

gleichen Beruf ausüben. Die Frau wird ein größeres Verständnis für die Thätigkeit des Mannes besitzen, sie kann ihm, soweit es ihr die Pflichten des Haushalts gestatten, einen Teil der beruflichen Last abnehmen, sie kann ihn im Fall der Krankheit vertreten. Der Erfolg der Berufsarbeit kann in dieser Weise bedeutend gesteigert werden. Die Entlastung des Mannes ist aber für die Familie und für das ganze soziale Leben von der allergrößten Wichtigkeit. Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen. Die Frau, die den Ernst des Berufslebens kennen gelernt hat, wird auch dadurch besser befähigt, die Ordnung des eigenen Haushalts festzusetzen und ihn in vernünftiger Weise zu leiten, sie wird auch in der Erziehung der Kinder den Wert der praktischen Erfahrung und Übung zu würdigen wissen.

Die Persönlichkeit der Frau selbst, die sich nicht mehr als soziale Last fühlt, wird an Würde und Wert gewinnen. Sie wird physisch und moralisch gefestigt und gestärkt werden. Die Nervosität, unter der heute so viele Frauen schwer leiden, erklärt sich zum Teil aus der Zwecklosigkeit und Zerfahrenheit ihres Thuns und zum Teil daraus, daß sie das Leben häufig vor Aufgaben stellt, die sie infolge mangelnder Erfahrung, Vorbildung und Thatkraft nicht bewältigen können. Das Mädchen, das eine gründliche Berufsbildung sich angeeignet hat, wird in der Ehe nicht mehr eine Versorgungsanstalt erblicken. Durch die Steigerung, die der Wert der weiblichen Persönlichkeit erfahren wird, wird die Eheschließung nicht nur wirtschaftlich erleichtert werden, es wird auch der sittliche Charakter der Ehe dadurch in wesentlicher Weise erhöht werden. Es wäre damit aber für alle Zukunft unseres Volkes ein unberechenbar großer Gewinn erzielt.

Die Arbeiterin, die einen Beruf gelernt hat, wird auch dem Arbeitgeber selbständiger und unabhängiger gegenüberstehen. Ihre Arbeit wird nicht mehr um jeden Preis zu haben sein. Sie wird es lernen, die Berufsehre zu wahren und zu vertreten, und damit ist der Grund gelegt, auf dem sich die weiblichen Berufsorganisationen, die heute noch kaum möglich sind, aufbauen können. Durch die Berufsorganisation werden aber auch sämtliche Interessen der weiblichen Arbeit wirksam geschützt und gefördert werden. Es wird dann auch kein Mensch mehr die Frage stellen, ob die nicht um ihre Existenz kämpfende Frau erwerbsthätig sein soll; denn sie ist vor allem durch ihre unabhängigere Stellung dazu berufen, die Lebenshaltung der Arbeiterinnen durch höhere Lohnforderungen zu heben. Allerdings würden diesen höheren Forderungen auch größere Leistungen entsprechen müssen; denn eine dauernde Steigerung des Lohnes läßt sich nur durch eine Steigerung der Leistungsfähigkeit erreichen. Es wird natürlich der größere Besitz auch größere soziale Pflichten und Lasten mit sich bringen, die dann gerade wieder den schwächeren und ärmeren Arbeiterinnen zu gute kommen. Je mehr besitzende Frauen erwerbsthätig sind, um so mehr wird der Beruf, in dem sie thätig sind, an Achtung, Ehre und Macht gewinnen.

Es würde eine Schädigung der Volkswirtschaft, der Gesellschaft und der Persönlichkeit bedeuten, wollte man die in der Überschrift gestellte Frage verneinen.

Digitized by Google

Das Originalporträt.

Novellette von

H. v. Beaulieu (H. Schönort).

Nachdruck verboten.

„— — Ehrlich gestanden, — es ist nich' viel los mit mir, — was?"

Die Hände hinter den Kopf verschränkt blinzelt sie ihn an. Er setzt erst noch den Schatten auf der Lippe des Männerkopfes etwas kräftiger ein, ehe er antwortet:

„Daß Sie ein Genie wären, behaupte ich nicht. Und zu dem Talent, das Sie haben, gehört noch mancherlei, das Sie nicht haben."

„Fleiß, Ausdauer, höhere Andacht, kurz alles, was man Leuten anrät, denen die Hauptsache fehlt."

Sie spricht lachend, aber ihre Augen funkeln verdächtig.

„Raten Sie mir denn, lieber Meister, daß ich umsatteln soll; — Kindergärtnerin werden oder Lehrerin an einer Nadelschule?"

Ein unverständliches, aber mißbilligendes Gebrumm ist die Antwort.

„Also ich soll weiterschuften, den Dolch im Busen?" —

Er kommt hinter seiner Staffelei hervor. „Sie sind heute ganz verdreht," tadelt er.

„Das bin ich immer. Aber heute hätte ich doch wohl Grund."

„Kind," sagt er kopfschüttelnd, „Kind! Sie wissen ja garnicht, was Sie reden! Nach einem Jahre Unterricht gleich alles über den Haufen werfen wollen, weil ich Sie nicht als Genie feiere! Je o je, was hat unsereins sich alles sagen lassen müssen, sich gequält, allein mit ganz handwerksmäßig niederträchtigen Übungsarbeiten, von denen Sie überhaupt nichts wissen wollen! Und die dunklen Stunden, in denen einem so hundemäßig zu Mut war, wo's einem wie eine ekle Spinne über das junge Selbstbewußtsein kroch, ein häßliches graues Gespinnst über alles Empfinden zog: Wirst nix! Wirst nix! O Gott ja!"

Er wischt sich über die Stirn. Offenbar macht die Erinnerung ihn noch heiß.

„Sehen Sie — grad so ist mir jetzt zu Mut," triumphiert Retty.

„Ihnen?" Er lacht wegwerfend und wirtschaftet wild auf seiner Palette umher. „Sie glauben ja selber nicht, was Sie da sagen."

„Sie nehmen mich nicht ernst," schmollt sie.

„Nehmen Sie sich selber denn ernst?" fragt er dagegen.

Keine Antwort. —

Leonhard wirft zwischen der Arbeit einen halb tadelnden, halb mitleidigen Blick auf Retty. „Sie arbeiten ja nicht," sagt er endlich milde.

Sie zieht mechanisch ein paar ganz sinnlose Linien, läßt die Hände sinken und sagt kläglich: „Ich kann nicht!"

Sofort kommt er ihr mit Rat und That zu Hilfe. „Herrje, der Onkel hat ja aber den Kopf ganz sinken lassen — Sie — alter Herr — wachen Sie mal auf!" schrie Leonhard den Armenhäusler an, der in stumpfsinnigem Behagen vor sich hin döste.

„Häh?" lallte der Schwerhörige und öffnete die trüben Augen ein wenig weiter.

Leonhard sprang mit ungeduldigem Kopfschütteln zu und schob den Alten an seinem borstigen Kinn in die gewünschte Lage.

„Ach, lassen Sie nur, Herr Leonhard," sagte Retty mit müdem Ton, „ich kann doch nichts mehr thun."

Er zog die Brauen etwas zusammen. „Wie Sie wollen." Dann half er dem Alten sorglich vom Podium herunter.

„Ist die Erbsensuppe denn auch schon fertig, wenn Sie früher nach Hause kommen?" schrie Retty ihn mit Aufgebot aller Kraft an.

Digitized by Google

Der Alte verzog seinen zahnlosen Mund. Wie ein dumpfes, rasselndes Wiehern klang sein Lachen, und zu seinem Verlauf bedurfte es gerade dreier Minuten. Denn es artete immer in einen Hustenanfall aus.

„Sie sollen doch den Alten nicht zum Lachen bringen," sagte der Maler vorwurfsvoll.

„Ich hab' doch keinen Witz gemacht," sagte sie unschuldig.

„Die da is 'n Racker, 'n Racker is sie," kicherte der Alte, und kichernd und hustend zog er ab.

Retty lachte. „Ein Racker bin ich, ein Racker — haben Sie's gehört, Herr Leonhard? Vox populi! Aber ich kann auch fromm sein — so!" Sie zwang das wirre Blondhaar in einen primitiven Scheitel, legte die Hände fromm zusammen und schlug die großen Augen in schwärmerischer Andacht zur Decke auf.

„Ganz hübsch," sagte der Maler, dessen Blicke gefesselt und doch mißbilligend auf Retty ruhten. „Aber unwahr! Dies ist nicht Ihr Genre."

„Ein anderes denn! Ich bin eine Nixe, ein Kobold — so!" Sie strich die Locken wieder in die Stirn und zog den Pfeil aus dem Knoten. Aus dem gesenkten Gesicht leuchteten die Augen verführerisch; hundert grüne Lichtfünkchen tanzten in den grauen Sternen und hundert nichtsnutzige, elbische Gedanken gaukelten dahinter. Die leicht geöffneten roten Lippen lächelten und lockten. — Das war das Weib, Sphinx, Verführerin.

Leonhard, der brave, solide Mensch, empfand Mißbehagen, besonders weil sie ihm so arg gut gefiel. Der Künstler sah mit Entzücken in das bezaubernde Gesichtchen, — hier war eine Aufgabe!

„Wenn ich Sie malen könnte!" entfuhr es ihm.

„Das können Sie ja," sagte Retty gleichmütig und steckte ihre Haare wieder auf.

„Würden Sie mir denn sitzen?"

„Warum nicht? Am Ende eigne ich mich zum Gemaltwerden besser als zum Malen. Was soll's sein, Engel, Teufel, Madonna, Elbin —"

„Sie selbst, das heißt, wenn ich's kann," setzte er bescheiden hinzu. „Es ist nicht leicht."

„Nein, ich glaub's auch nicht." Sie guckte prüfend in den Spiegel. „Was soll man z. B. für eine Farbe zu den Augen nehmen? Und wann soll ich kommen? Aber am Ende paßt sich das wieder nicht? Die zu Hause stellen sich nämlich einen Künstler als ganz gefährlichen Menschen vor! Bah! wir haben ja den Rösicke als Ehrendame. Und nicht wahr, ich bekomme eine Kopie? Dann ist die Sache nachträglich als Weihnachts-überraschung für die Eltern gerechtfertigt."

„Ja aber —" begann der gewissenhafte Leonhard zögernd.

„Kein Aber, lieber Meister! Wie kann ein Künstler nur so schwerfällig sein! Und übrigens — ich habe meine Eltern gut erzogen, sie kennen es nicht anders, als daß ich meinen eigenen Ideen folge."

Er ließ sich gern überzeugen.

„Nehmen Sie mir das offene Wort in Bezug auf Ihre Arbeit nicht übel," bat er beim Adieu. Sie schüttelte lachend den Kopf. „Es ist mein Schicksal, keine Illusionen zu haben, auch nicht über mich selbst."

Doch auf der Treppe rieselte es ihr heiß über die Wangen. Es war nicht das Wort über ihre Arbeit, sondern ein anderes Wort, das tief in ihrer Seele saß.

Zornig wischte sie die Thränen fort und zog den Schleier herunter.

Es giebt nichts, was einen Menschen so kränkt, als das Bewußtsein, nicht ernst genommen zu werden.

„Sie nehmen sich ja selbst nicht ernst!" — Nun ja. Aber andere dürfen so etwas nicht thun — einige andre wenigstens nicht — —

* * *

Rösicke schmunzelte dermaßen, daß er ins Husten kam, als Retty in der nächsten Stunde in einer seegrünen Seidenblouse erschien.

Er bekam seine geliebte Kümmelflasche hingesetzt und erhielt die Weisung, sein edles Profil dem Fenster zuzuwenden.

Retty setzte sich auf einen Stuhl Louis XV. und sah sehr vergnügt und erwartungsvoll aus.

In der Frühstückspause betrachtete sie das „Bild", das noch als ein wüstes Durchein-

Digitized by Google

ander von Kohlestrichen und Farbeflecken erschien.

„Ob das wohl je was wird?“ meinte sie bedenklich.

„Wollen's hoffen,“ sagte Leonhard kurz.

Es war etwas Ernstes, Gespanntes in seinem Aussehen und Wesen, das ihr garnicht gefiel. Sie hatte sich die Sitzungen so ulkig gedacht.

Dies war nicht die Spur ulkig. Solch ein vom Schaffensteufel besessener Mensch ist die ungenießbarste Gesellschaft von der Welt.

Retty machte im Verlauf der Sitzung allerlei Unterhaltungsanläufe, dann fing sie an zu gähnen, zu seufzen und tief melancholisch auszusehen.

„Ist Ihnen das Sitzen so zuwider?“ frug Leonhard schließlich harmlos erstaunt.

„Solch ein Sitzen, ja!“ sagte Retty mit Emphase. „Das ist ja schlimmer, als Einzelhaft. Darf ich mir nächstes Mal eine Häkelei mitbringen?“

„Verzeihen Sie,“ sagte er erschrocken. „Ich war so tief in der Arbeit —“ Aber diese Arbeit bin ich doch, dachte Retty. „Da könnte er sich doch auch etwas mit mir beschäftigen.“

„In der nächsten Sitzung wird es schon meine Pflicht sein, Sie zu unterhalten,“ tröstete er. „Sie dürfen doch nicht zu gelangweilt aussehen.“

Retty seufzte herzbrechend.

Die nächste Pause benutzte sie, eine Karikatur von dem braven Rösicke zu zeichnen, wie er, die Flasche neben sich, mit gesenktem Kopf und offenem Munde auf dem Stuhle hing. „Damit wir doch ein Resultat vorzuzeigen haben.“

„Zur Karikatur haben Sie entschieden Talent,“ sagte Leonhard.

Das war doch wohl ein Lob — klang aber wie Tadel.

Er that ihr Unrecht — sie war so schlimm garnicht. Es that ihr sogar leid, als Rösicke ihre Schöpfung nachher mit sichtlichem Unbehagen betrachtete, das er durch verlegenes Grinsen zu maskieren suchte.

„Es ist nur ein kleiner Scherz,“ tutete sie dem Alten zu.

„Jawoll, jawoll,“ sagte der Alte und räusperte und schnäuzte sich, immer noch voll Unbehagen.

Und Leonhard warf ihr einen so vorwurfsvollen Blick zu!

Sie ging recht verstimmt nach Hause. Sie ärgerte sich, daß so wenig von der grünen Blouse auf das Bild kam, daß die Sitzungen so langweilig waren; über sich selbst und nochmals über Leonhard, der schuld war, daß sie sich über sich selbst ärgern mußte. „Der Philister, der Gouvernanterich,“ schalt sie, „und das will ein Künstler sein! Lachhaft! Und um den hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihm ohne Tante sitze! Auf der wüstesten Insel könnte man dem sitzen, ohne daß es Gefahr hätte!“ — — —

* * *

In der nächsten Stunde machte Leonhard ihr wahrhaftig noch Vorwürfe. „Sie haben den Alten gekränkt durch ihre grausame Zeichnung. Übrigens kommt er heute nicht, er liegt mit Gliederschmerzen zu Bett.“

„Armenhäusler pflegen in der Regel nicht so empfindsam zu sein,“ sagte Retty leichthin. Sie meinte es durchaus nicht so, aber sein Vorwurf sprengte ihre Geduld.

Leonhard schloß die Lippen sehr fest, als ob er ein dort schwebendes scharfes Wort unterdrückte.

Etwas Unbehagliches, Schmerzliches stieg in Rettys Kehle auf. Aber sie besiegte es und scherzte und lachte.

Sie wollte ein übermütiges, strahlendes Bild haben, voll Geist und Leben.

Am Nachmittag entwendete sie ihrem Vater eine Flasche schweren Wein und trug sie ins Alte Männer-Haus für Herrn Rösicke.

„Komisch — vorhin gab Herr Maler Leonhard eine Flasche Wein ab für Rösicke,“ sagte der Pförtner.

„Komisch. Grüßen Sie ihn nur schön, und er möchte bald wieder besser werden.“

„Ganz dasselbe hat Herr Leonhard auch gesagt.“

Nachdem er und Retty sich eine Minute angelacht hatten über diese Arabesken des Schicksals, zog Retty ab, so heiter wie seit lange nicht.

Die Sitzungen blieben, obwohl Rösicke nicht wieder erschien, so korrekt wie nur

Digitized by Google

möglich, und viel früher als sie erwartet, kündigte Leonhard ihr an, daß sie am nächsten Tage die Bilder in Augenschein nehmen könne — vorher hatte sie sie nicht sehen dürfen.

Sie hatte ordentlich Herzklopfen als sie eintrat, und Leonhard empfing sie, sichtlich in einem Zustande von nervösem Unbehagen. Für beide war es ein großer Moment, als er sie vor die Staffelei führte.

„Das Original," sagte er verlegen.

Ein Laut der Überraschung und Bewunderung entfuhr Retty.

Das kecke, geistvolle Mädchengesicht leuchtete einem mit verblüffender Lebendigkeit entgegen. Die schmalen roten Lippen und die schimmernden Augen lächelten mit nixenhafter Unergründlichkeit in dem perlweißen Gesicht.

„Ist es einigermaßen?" frug Leonhard nach einer Weile zaghaft, als Retty garnichts weiter von sich hören ließ.

„Es ist ein Meisterwerk," sagte sie mit eigentümlicher Ruhe, „der reine Leonardo! Ich kann Ihnen nur bestens gratulieren!"

„Ja, halten Sie es denn für ähnlich? Habe ich Ihr Wesen getroffen, das Übermütige, Pikante? — —"

„Das Bild ist sehr pikant," versicherte Retty mit vibrierenden Lippen. „Man selbst hat wohl kein Urteil, ob das innerste Wesen zum Ausdruck gebracht ist. Entweder wir kennen uns selbst nicht recht, oder andere sehen uns anders. Sie sehen mich jedenfalls so, und haben diese Ansicht künstlerisch brillant wiedergegeben."

Leonhard konnte sich nicht recht freuen über dies weitgehende Lob; irgend etwas gefiel ihm nicht — weniger wäre mehr gewesen.

„Ihre Kopie," sagte er und rückte eine andere Staffelei herbei.

Auf den ersten Blick glichen Original und Kopie sich völlig. Beim eingehenderen Betrachten war in der Kopie das Nixenhafte etwas abgeschwächt; wo im Original ein ganz winziges Etwas von Grausamkeit durch das Lächeln blickte, war hier nur kecker Übermut.

„Darf ich es mitnehmen?" fragte Retty. „Ich habe Johann draußen warten lassen. Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar."

„Der Dank ist auf meiner Seite. Werden Sie mir erlauben, es im Frühjahr auszustellen?"

„Aber gewiß. Da ist ja auch schon eine Kiste bereit —"

Leonhard legte das für sie bestimmte Bild in die Kiste.

„Es klopft, Herr Leonhard," mahnte Retty.

Leonhard ging, um nachzusehen. Er hatte eine ziemlich lange Unterredung draußen.

Retty lauschte eine Minute. Dann, sehr blaß und die Augen fast schwarz von einem verzweifelten Entschluß, tauschte sie mit katzenartig geschmeidiger Raschheit die beiden Bilder und legte den Deckel über die Kiste.

Als Leonhard wieder eintrat, war er in fröhlicher Hast. „Ich muß plötzlich abreisen," sagte er, „— ein Auftrag — die Sache schwebte schon länger, aber nun ist's definitiv. Verzeihen Sie, wenn ich gleich ans Packen meiner Sachen gehe —"

„Ich bitte Sie! Ich müßte ja ohnehin gehen. Glückliche Reise und guten Erfolg. Und nochmals tausend Dank."

Sie schüttelten sich die Hände. Leonhard war offenbar schon ganz von der bevorstehenden Aufgabe hingenommen und froh, Retty los zu werden, so herzlich er ihre Abschiedsworte auch erwiderte. — —

* * *

Abends allein setzte Retty sich vor das Bild und studierte es, mit aufgestützten Armen, düster hineinstarrend.

Sie hoffte, sich beim ersten Sehen vielleicht geirrt, übertrieben empfunden zu haben.

Aber das Bild gewann leider nicht bei näherer Bekanntschaft. Im Gegenteil, immer herzloser, immer grausamer fand Retty das Lächeln der schmalen Lippen. Und der Abgrund der schimmernden Augen war nicht einmal ein schöner Abgrund.

Sie starrte so lange auf das Bild, bis es sich in ihren Augen zur Teufelsfratze verzerrte und sie es nicht mehr ertragen konnte.

Schluchzend packte sie es fort.

So sah er sie! — —

Kein Wort von ihm hatte sie so tief gekränkt, als dieses Urteil.

Digitized by Google

Der Betrug, der ihr zuerst Gewissensbisse gemacht, drückte sie nun nicht mehr. Dieses Bild konnte sie nicht in seinem Besitz wissen, das ertrug sie nicht.

Zwar das Bild war ja nur der sichtbare Ausdruck seiner Meinung von ihr. —

Es quälte sie, suchte sie heim, Tag und Nacht. Ja, auch des Nachts kam dieses Scheusal von einer Doppelgängerin zu ihr und grinste sie an mit dem berückend falschen Lächeln der Mona Lisa, die sie so haßte.

Und immer und immer zog es sie doch wieder nach dem Bilde hin, wie den Verbrecher nach dem Ort der That.

Die Zeichenstunden fielen aus, teils durch Leonhards Reise, teils der Weihnachtsvorbereitungen halber. „Nach Weihnachten wollen wir deinen Maler einmal einladen, aus Erkenntlichkeit," sagte Rettys Vater. Er hieß im Hause nur „Rettys Maler".

Du lieber Gott! dachte Retty.

* * *

„Herr Leonhard wünscht Fräulein Retty zu sprechen, aber ganz allein," verkündigte der Diener eines Tages der versammelten Familie.

„O Retty — dein Maler will gewiß um dich anhalten," jubilierte der jüngste Sproß der Familie, ein Tertianer von furchtbarer Witzigkeit.

Alle lachten. Die Mama machte ein etwas ängstliches Gesicht, — sie glaubte nun einmal nicht an die Harmlosigkeit von Künstlern.

Mechanisch stand Retty auf. Die Glieder waren ihr wie Blei. Es war ihr zu Mut wie damals als Kind, als sie wegen irgend eines fürchterlichen Schulstreiches allein ins Konferenzzimmer befohlen worden war.

Sie fühlte sich sehr stark versucht, ihre Mutter an der Hand zu fassen, daß sie mitgehen möchte, und als sie mit schlotternden Knieen über den Korridor ging, wo ihre Pelzmütze und Jacke hingen, erfaßte sie abermals ein starker Impuls. —

Sie hatte unbegreiflich ruhig gelebt in dieser ganzen Zeit, wo das Damoklesschwert immer schon über ihrem Haupte geschwebt. Nun war die Katastrophe da, und kein Entrinnen. — —

Mit Todesverachtung öffnete sie die Thür ihres Zimmers und trat ein. Leonhard kam ihr entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie stören muß, Fräulein Stenger" — Retty griff abwehrend in die Luft — „aber es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, die schleunigst erledigt werden muß."

Rettys Herz klopfte bis an den Hals herauf.

„Wäre es möglich," frug Leonhard, doch ohne sie anzusehen, denn die Sache war ihm offenbar sehr peinlich, „daß die Bilder verwechselt worden wären? Obwohl ich nicht begreife — wie sollte ich meine eigenen Arbeiten verwechseln. — Ich komme gestern von der Reise zurück, und wie ich mir heute das Bild ansehe, kommt es mir vor, als sei es die Kopie. Ganz sicher kann ich ja nicht sein — ich habe die Portraits so schnell gemalt und bin dann länger fort gewesen. Sie werden verzeihen, wenn ich mich irre — ich wollte nur zu meiner Beruhigung — Sie können sich wohl denken —"

Retty nickte automatenhaft und ging mit schweren Schritten zu der Truhe, die das Bild barg.

„Das ist das Original!" rief Leonhard aus. Seine Augen umfaßten das Bild mit etwas wie väterlicher Zärtlichkeit. „Es ist doch gut," murmelte er, unbewußt, mehr zu sich selbst. Und dann sagte er zu Retty: „Sie werden erlauben, daß die Bilder sogleich getauscht werden, — Sie haben es wahrscheinlich noch garnicht wieder angesehen" — das letztere etwas enttäuscht.

Das Gefürchtete hatte sich über Erwarten friedlich gestaltet. Retty nahm einen seelischen Anlauf. „Herr Leonhard," sagte sie todesmutig, „ich selbst habe die Bilder vertauscht!"

Er prallte zurück, als sähe er das Haupt der Meduse.

„Sie — Sie — Sie! —" stieß er hervor.

„Ich." Sie wurde ganz ruhig, als sie ihn so außer sich sah. „Sehen Sie, Herr Leonhard, dieses Bild darf nicht in Ihrem Besitz, darf in niemandes Besitz sein, als in meinem eigenen."

Digitized by Google

Er schrie förmlich auf vor Empörung.

„Denn," fuhr Retty mutig fort, „dieses Bild ist eine Verleumdung! Ja, ich bin wirklich nicht verrückt geworden, ich war noch niemals so vernünftig. Sie haben mich so gesehen, sicherlich, aber ich bin nicht so. Ich bin keine Nixe, kein Rautendelein, habe nur eine bewegliche Mimik und eine lose Zunge. Ob ich gut bin oder schlecht — wer wüßte es zu sagen, ich weiß es selbst nicht. Aber das weiß ich gewiß: Ich bin ein echtes, rechtes Menschenkind. Sehen Sie sich doch das Bild und dann mich an!"

Ihre Lippen zuckten zwischen Lachen und Weinen, die Augen lächelten tapfer, obwohl sie zum Überlaufen voll waren.

Bestürzt sah der Maler auf Retty und dann auf das Bild.

„Es ist wirklich nicht ähnlich," murmelte er. „Aber — so hab' ich Sie auch noch nie gesehen."

„Das hätten Sie aber müssen," schluchzte Retty — die Salzflut war jetzt übergetreten. „Wenn man jemand malt, so muß man sich liebevoll in sein Wesen vertiefen —"

„So! —"

„— haben Sie mir doch immer gesagt! Aber Sie haben sich nicht liebevoll vertieft, Sie haben sich durch die Oberfläche täuschen lassen und gemeint, das Vertiefen lohne doch wohl nicht. Auch wenn man jemand in übermütiger Stimmung malt — ich meine, wenn der Jemand in übermütiger Stimmung ist — so muß man doch auch alles das mitmalen, was unter diesem Übermut liegt. Sie haben auch noch allerlei hineingemalt, aber nicht mich, nein, nicht mich!" rief sie ganz verzweifelt.

Leonhard schaute ganz kleinlaut hin und her. „Sie haben recht, es ist wirklich ein ganz abscheuliches Bild," murmelte er, „aber Sie sollen ja auch davon befreit werden. Und ich verspreche Ihnen, niemand soll es zu sehen bekommen, außer mir selbst."

„Das ist es ja eben," murmelte Retty.

Er sah sie an. Über seine Züge ging ein Leuchten, aber noch ungläubig, zage, flehend tauchten seine Augen in ihre. „Spanne mich nicht auf die Folter," baten die guten, ehrlichen Augen.

Und ihre Augen antworteten mit einem Blick, nicht minder flehend und fordernd. Die ganze bange, sehnende Seele trat in diese wundervollen Augen, sie hatten so eine unwiderstehliche Macht. Unter dieser Macht stehend, zog Leonhard sein Taschenmesser, ging an seine Schöpfung heran und zerschnitt das entzückende Porträt kreuz und quer, daß die Fetzen herum hingen.

Ein Jubelruf Rettys belohnte diesen Vandalismus.

„Hab ichs so recht gemacht?" fragte er schwer atmend.

— — — — — — — — — — — — — —

— — Als Familie Stenger die Länge der privaten Unterredung unheimlich wurde, schickten sie den Jüngsten ab, einmal „zufällig" in Rettys Zimmer zu gehen. Der Maler gehörte gewiß zur Sorte derer, die aus Ungewandtheit nicht fortfinden können.

Der Jüngling kam mit einem sehr komischen Gesicht wieder.

„Nun — was machen sie?"

„O," erwiderte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit, aber die Stimme schnappte vor innerer Aufregung doch etwas über, „sie stehen vor einem kaputgeschnittenen Bilde, und Retty weint auf dem Maler seinen Ärmel und sagt, nun kriegte er zur Entschädigung das echte Original." Und dann platzte er in echter Jungenhaftigkeit heraus: „O Mutter, wenn ich doch gewettet hätte!"

„Hab' ich diesen Künstlern nicht immer mißtraut!" rief die Mama empört und stürzte nach dem Orte der That. — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Einer der ersten Besuche des Brautpaars galt dem braven Röfícke — auf Rettys Wunsch.

„Na, was sagen Sie denn nun," schrie Leonhard den Alten mit schmetternder Stimme an, „das hätten Sie wohl nicht gedacht?"

„Nicht gedacht," kicherte der Alte, „häh, häh, nicht gedacht! Das konnte ja ein Blinder sehen, daß das Fräulein Ihnen gern hatte —"

„O," sagte Retty entsetzt, purpurn erglühend.

„— und daß Sie ihr auch woll leiden

Digitized by Google

mochten," setzte Röſicke taktvoll hinzu. „Und wie ich die Flasche Wein von Sie bekam, und dann gleich eine von das Fräulein, da wußte ich Bescheid, häh, häh, da wußte ich Bescheid. Fräulein ihrer war aber besser."

„Morgen bekommen Sie eine Flasche Extrafeinen, um auf unser Wohl zu trinken," sagte Leonhard. „Sie sind doch sozusagen der Schutzengel unserer Liebe gewesen."

„Is mich 'ne große Ehre," sagte Röſicke.

Kostkinder und Generalvormundschaft.

Von

Elise Berg.

Nachdruck verboten.

Aus dem großen Gebiet der Frage der Fürsorge für die verwahrlosten Kinder überhaupt sollen hier nur zwei Punkte herausgegriffen werden: Kostkinder und Generalvormundschaft. Was sind Kostkinder? — Unter Kostkindern versteht man solche Kinder, die gegen Entgelt bei fremden Personen in Obhut gegeben sind. Kostkinder ehelicher Abstammung, deren Eltern an der Pflege momentan, etwa durch Arbeit außerhalb ihres ständigen Wohnortes, Verbüßung von Gefängnisstrafen, Krankheiten u. dgl. verhindert werden, sind in der Minderzahl; der weitaus größte Teil der Kostkinder stellt sich als außerehelicher Abstammung dar.

Nach den Statistischen Jahrbüchern gab es im Jahre 1883 im deutschen Reiche 161 294 — 1891 schon 170 572 und 1896 nicht viel weniger als 200 000 uneheliche Kinder. Wie steht es nun mit den Existenzmöglichkeiten für diese Kinder?

Die Thatsache der unverhältnismäßig großen Sterblichkeit der außerehelichen Kinder ist der Grund, aus dem in allen civilisierten Ländern eine behördliche Beaufsichtigung und Kontrolle über dieselben ausgeübt wird. So heißt z. B. der Eingang des betreffenden französischen Gesetzes: „Jedes Kind unter zwei Jahren, das durch Ziehgelder in Nahrung oder in Pflege außerhalb der Wohnung der Eltern gebracht ist, wird durch diesen Umstand der Gegenstand einer öffentlichen Beobachtung, deren Zweck es ist, seine Gesundheit und sein Leben zu schützen." — Auch bei uns in Deutschland sind die Behörden bemüht, nach Möglichkeit die schwierigen Lebensbedingungen der außerehelichen Kinder gesetzlich zu regeln; die Beaufsichtigung ihrer Pflege liegt den Gemeinden ob, in denen sie geboren sind, bezw. zu denen die Mütter gehören. Es haben sich aber bis heutigen Tags die bestehenden Einrichtungen als nicht genügend erwiesen, weshalb wiederholt Vorschläge zu Verbesserungen auf diesem Gebiete von hervorragenden und menschenfreundlich gesinnten Männern durch Wort und That gemacht worden sind.

Worin die ungünstigen Lebensbedingungen der außerehelichen Kinder bestehen und warum die getroffenen Schutzeinrichtungen ungenügende sind, das wird uns am besten klar werden, wenn wir uns in Kürze das Lebensbild der meisten außerehelichen Kinder veranschaulichen. Die Mütter dieser Kinder gehören zumeist den unteren Ständen an. Nach einer Zusammenstellung von Dr. Max Taube-Leipzig waren im Jahre 1892 von 985 Müttern 292 Dienstmädchen, 21 Wirtschafterinnen, 5 Gouvernanten, 110 Näherinnen, 17 Wäscherinnen, 11 Strickerinnen, 52 Arbeiterinnen, 9 Blumenmacherinnen, 318 Fabrikarbeiterinnen, 24 Kellnerinnen, 43 Verkäuferinnen, 5 Händlerinnen, 75 Schauspielerinnen, 2 Lehrerinnen, 19 Private, 4 Prostituierte, 21 Witwen, 14 Wirtschaftsgehilfinnen, 6 Krankenwärterinnen, 7 unbekannten Standes, demnach 30 Prozent Dienstmädchen und 40 Prozent Fabrikarbeiterinnen. Zusammenstellungen aus anderen

Digitized by Google

Jahren ergeben das gleiche Zahlenverhältnis, das sich auch in den Aufstellungen von Dr. H. Neumann in seiner vorzüglichen Schrift: „Öffentlicher Kinderschutz" ähnlich so wiederfindet. Nur der kleinste Teil der außerehelichen Kinder haben Eltern, die sich zu heiraten gedenken. Für diese sorgen gewöhnlich Vater und Mutter gemeinschaftlich, aber für weitaus die meisten müssen schließlich die Mütter allein sorgen. Schon Wochen und Monate vor der Entbindung muß gewöhnlich die uneheliche Mutter ihre Stellung oder Arbeit aufgeben; selten findet sie dabei Unterkunft in ihrer eignen Familie. In Not und Verzweiflung sieht sie ihrer Niederkunft entgegen, und nur zu natürlich ist es, daß sie schon vor der Geburt ihr Kind als die schwerste Last ihres Lebens und seinen Tod als die größte Erleichterung empfindet. Um ihr Kind zu erhalten, muß sie arbeiten; sie ist daher gezwungen, es sobald als möglich in Kost und Pflege zu geben, und nun geht die Not erst recht an. Durchschnittlich beträgt das Pflegegeld 16 bis 18 Mark pro Monat, der Lohn eines Dienstmädchens aber nicht mehr als 12 bis 15 Mark; der frühere Erwerbszweig, der Ammendienst, ist in neuester Zeit ganz außerordentlich zurückgegangen. Die nächste Folge ist nun, daß die Pflegemütter nur teilweise, späterhin garnicht bezahlt werden, was natürlich die Pflege des Kindes stark beeinträchtigt. Zur Ehre der Frauen aus dem Volke aber sei erwähnt, daß doch häufiger als man glauben sollte gerade bei der Pflegemutter das arme Pflegekind die Liebe findet, welche die eigne Mutter unter dem Druck der Verhältnisse ihrem Kinde nicht geben kann, daß Pflegemütter das liebgewonnene Kind behalten und versorgen auch ohne Aussicht auf Entschädigung. Eine einfache Einreihung solcher Pflegemütter unter die „Engelmacherinnen", die ja noch immer ihr grauenhaftes Gewerbe treiben, wäre eine große Ungerechtigkeit.

Unsere Gesetze verlangen, daß zur Erhaltung seines Kindes auch der außereheliche Vater einen Erziehungsbeitrag bis zum vollendeten 14. Lebensjahre entrichtet. Man müßte daher doch annehmen, daß die mit den schwersten Sorgen kämpfende Mutter alles aufbietet, um den väterlichen Beitrag zu erhalten. Das geschieht ja auch häufig genug, und die auf diesem Gebiet arbeitenden Richter könnten ein reichliches Material liefern, um zu beweisen, auf wie unwürdige und unmenschliche Weise ein großer Teil der Väter sich von ihren Pflichten zu befreien bemüht ist. Viele Mütter aber empfinden einen ausgesprochenen Haß gegen den Mann, der sie in ihre unglückliche Lage gebracht hat; sie wollen ihm nichts zu danken haben, sie verzichten anfangs auf den väterlichen Erziehungsbeitrag und werden erst durch die höchste Not gezwungen, durch den — endlich nach Monaten gerichtlich ernannten Vormund den pflichtvergessenen Vater ihres Kindes zum gesetzlichen Beitrag heranzuziehen. Inzwischen aber hat dieser durch Wechsel des Wohnortes oder sonstige Manipulationen das Auffinden seiner Person erschwert und oft genug unmöglich gemacht. Wieder andere Mütter hoffen immer noch, der Vater ihres Kindes werde das ihnen gegebene Eheversprechen einlösen, sie werden von ihm hingehalten, sie wollen den Mann nicht gegen sich erbittern, sie versäumen die gesetzlich normierte Zeit, in der sie ihre Ansprüche geltend machen können. Schließlich sehen sie sich verlassen und müssen für sich und ihr Kind unter den ungünstigsten Verhältnissen allein sorgen. Nur der kleinste und nicht der beste Teil der außerehelichen Mütter erhebt kurze Zeit nach der Geburt des Kindes die gesetzlichen Ansprüche, oft genug verstehen sogar diese Mütter, bei gut situierten Vätern Kapital aus ihren Kindern zu schlagen, das allerdings am wenigsten dem Kinde zu gute kommt.

Den Stand der außerehelichen Väter statistisch festzustellen, fällt naturgemäß überaus schwer, doch sagt Anton Manger-Tübingen (Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen): „Aber es schallt uns in vielstimmigem Chor entgegen: die Wohlhabenden sind es, die auf Kosten der Reinheit und Unantastbarkeit des Familienglücks der Armen ihre Geschlechtsgenüsse über die durch die Rechtsordnung gesteckten Schranken zu erweitern suchen." — Dieser hart anklagende Ausspruch findet leider, wenn auch nicht in vollem Umfang, eine Bestätigung durch die wiederum von Dr. Taube-Leipzig aufgestellte Tabelle. Von den 985 Vätern im Jahre 1892 waren: 271 Professionisten, 7 Restaurateure, 55 Markthelfer, 90 Handarbeiter, 55 Maurer und Zimmerleute,

Digitized by Google

17 Ökonomen, 50 Kutscher, 92 Fabrikarbeiter, 9 Künstler, 36 Diener und Kellner, 107 Kaufleute, 26 Beamte, 2 Lehrer, 27 Studenten, 7 Ärzte, 28 Unteroffiziere und Offiziere, 7 Rentner, 23 Unbekannte und 76 Soldaten; es waren also von 985 nur 76 — die Soldaten — augenblicklich absolut zahlungsunfähig. Zusammenstellungen aus anderen Jahren ergaben ebenfalls nur 7—8 Prozent zahlungsunfähiger Väter. —

Zur Wahrung der rechtlichen Interessen des Kindes, die also zunächst darin bestehen, den Vater zu dem gesetzlichen Erziehungsbeitrag heranzuziehen, wurde dem außerehelichen Kinde bisher ein Vormund von Gerichtswegen gegeben, und auch im N. B. G. ist die gleiche Bestimmung getroffen. Im Jahre 1885 hat Dr. Max Taube-Leipzig einmal seine ganz besondere Aufmerksamkeit den Vormündern der außerehelichen Kinder geschenkt. Es waren da von 193 Kindern bei 27 der Ziehvater Vormund, bei 13 Verwandte in Leipzig, bei 55 Fremde in Leipzig, bei 42 Verwandte auswärts, bei 27 Fremde auswärts. 19 besaßen keinen Vormund, und bei 10 Kindern war er unbekannt. Von 51 Kindern besuchte der Vormund 9 oft, 3 manchmal, 11 selten; bei 2 Kindern schrieb er manchmal, um 26, also mehr als die Hälfte der Kinder kümmerte sich der Vormund nie. — Ähnlich liegen die Verhältnisse in allen größeren Städten. Kein Wunder, daß die Sterblichkeit unter den unehelichen Kindern im ersten Lebensjahre 30—40 Prozent beträgt. Als Todesursache findet man meistens Magen-darmkrankheiten als Folge der schlechten Verpflegung.

Diese Resultate sind Veranlassung geworden, daß eine gewisse behördliche Kontrolle über die Pflegekinder ausgeübt wird. Sie liegt in den Händen der Schutzleute, und erst in den letzten Jahrzehnten ist diese Kontrolle durch freiwillige Thätigkeit von Frauen- oder anderen Vereinen unterstützt worden.

Im ganzen Deutschen Reich sind — mit geringfügigen Variationen — die gleichen Maßnahmen zur Überwachung der außerehelichen Kinder getroffen. Zunächst dauert es Wochen und Monate, ehe ein Vormund ernannt ist, dann bleibt es seinem guten Willen und seiner Intelligenz überlassen, den unehelichen Vater zu den Alimenten heranzuziehen. Jedenfalls bleibt bis zu diesem Zeitpunkt die Sorge für das Kind der Mutter allein. Häufig wird die Konsequenz des ungesetzlichen Geschlechtsverkehrs auf die gänzlich unbeteiligte Pflege- oder Ziehmutter fallen, und tritt endlich bei gänzlicher Vernachlässigung des Kindes die Gemeinde dafür ein, so hat die Aufsicht über das Kind ein Schutzmann. Nur in Sachsen sind idealere Verhältnisse geschaffen, in Leipzig und 19 anderen sächsischen Städten besteht das von Dr. Max Taube aus dem Leben heraus und für das Leben geschaffene Ziehkinder-System seit zwölf Jahren mit dem allerbesten Erfolg. Man hätte also nicht erst mehr nötig zu experimentieren, sondern könnte dies bereits erprobte System annehmen und überall einführen. —

Die „Leipziger Ziehkinder-Anstalt" braucht keinen Vormund; ein Kommunal-beamter ist der verpflichtete Generalvormund über die unehelichen Kinder. Bald nach der Geburt des Kindes geht dem Generalvormund durch das Standesamt die Meldung zu, und sofort ist der Generalvormund in der Lage, die gesetzlichen Interessen des Neugeborenen zu vertreten. Durch die Einrichtung eines Generalvormundes, der ebensogut wie jeder Privatvormund den Bestimmungen des Obervormundschaftsgerichtes untersteht, wird die Verschleppung durch das Suchen nach einem Privatvormund unmöglich gemacht. Der Generalvormund tritt quasi als Behörde dem außerehelichen Vater entgegen, und man hat wahrgenommen, daß die Väter, die noch mehr oder weniger unter dem moralischen Eindruck standen, den die Geburt des Kindes auf sie gemacht hat, sich leichter und öfter zur freiwilligen Zahlung der Erziehungsbeiträge bereit zeigen. In den meisten Fällen werden die Pflegegelder an den Generalvormund gezahlt, der davon die Pflegemutter entschädigt; selbstverständlich wird bei regelmäßiger und gesicherter Zahlung dem Kinde auch eine bessere und freudigere Pflege zu teil. Durch diese Einrichtung wird ferner am schnellsten bekannt, in welchen Fällen weder vom Vater noch von der Mutter für das Kind gesorgt wird, so daß die Gemeinde helfend eintreten muß. — Für die Überwachung der Gesundheit der außerehelichen Kinder sorgt in Leipzig ein Ziehkinderarzt, zur Zeit Dr. Max Taube, der Schöpfer des Systems selbst. Die Kinder müssen ihm an einem bestimmten Tage der Woche

Digitized by Google

in einem bestimmten Lokal vorgestellt werden. Die Kontrolle in den Wohnungen der Pflegemütter geschieht durch geschulte, praktisch ausgebildete und als Beamtinnen angestellte Pflegerinnen, die genauen Bericht über den Befund zu erstatten haben. Diese behördlich angestellten Pflegerinnen sind Frauen aus gutem Bürgerstande, die über den für die Beaufsichtigung erwünschten und nötigen Grad von Herzensbildung und Gemüt verfügen und sehr schnell lernen, mit der Pflegemutter, also mit Frauen aus dem niederen Volk in erfolgreichen Verkehr zu treten. Die Pflegemütter sind verpflichtet, die Ziehkinder genau nach gegebenen Vorschriften zu verpflegen.

Dies ist in großen Zügen das Leipziger Taubesche Ziehkindersystem, dessen Einführung in alle deutschen Staaten dringend erwünscht scheint. Seine Vorteile liegen auf der Hand. Zunächst würde die außerordentlich große Sterblichkeit der außerehelichen Kinder überall annähernd auf den Prozentsatz der ehelichen gebracht werden, wie das in Leipzig seit 1890 geschehen ist. Ferner erblicken wir in der konsequenten Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen, und namentlich in der rücksichtslosen Heranziehung des Vaters zu dem gesetzlichen Erziehungsbeitrag für sein Kind eine indirekte Hebung des weiblichen Geschlechts und der sittlichen Verhältnisse überhaupt. Endlich würde die verstärkte Heranziehung der Väter eine ganz beträchtliche Entlastung der Gemeinden bedeuten. Bis jetzt wurde es dem außerehelichen Vater verhältnismäßig leicht, durch Wechsel seines Wohnorts sich seinen Verpflichtungen zu entziehen; wenn aber der Generalvormund quasi als Behörde seine Nachforschungen nach dem verschwundenen Vater anstellt, so dürften sie in den meisten Fällen nicht erfolglos sein. Ein Generalvormund, also eine Behörde, dürfte auch auf den außerehelichen Vater eine weit größere Autorität ausüben, als dies durch ein junges bethörtes, gesetzunkundiges Mädchen geschieht; in Leipzig wenigstens werden erfreulicher Weise außerordentlich viel Einigungen durch den Generalvormund zu stande gebracht. Aber auch die Gerichte würden schon dadurch namhaft entlastet, wenn nach Einführung eines Generalvormunds in jeder Gemeinde die Privatvormünder in Wegfall kämen.

Um was für Summen es sich auch dabei handelt, ergiebt folgendes. Im Jahre 1883 wurden im deutschen Reich 161 294 uneheliche Kinder geboren. Dr. Taube berechnet für das erste Jahr eine Sterblichkeit von 50 Prozent, für die nächsten Jahre 30 Prozent, trotzdem, sagt er, besitzt Deutschland in zwanzig Jahren wenigstens eine Million uneheliche Kinder. Nach unsern alten Gesetzen hatten diese Kinder nur bis zum vollendeten 14. Lebensjahre Ansprüche auf Unterhalt, also von dieser Million — um mit runden Zahlen zu rechnen — 650 000. Nach Hauser und Neumann werden von allen außerehelichen Kindern nur $^2/_5$ von ihren Eltern oder Verwandten erhalten, die größere Hälfte, also ca. 390 000 Kinder, müssen aus Gemeindemitteln erhalten werden. Rechnen wir nun pro Kopf und Jahr nur 80 Mark, so ergiebt sich die stattliche Summe von 31 200 000 Mark, welche von den Gemeinden den außerehelichen Eltern einfach geschenkt werden. Dürften wir nun annehmen, daß, wie in Leipzig, es überall gelingen würde, $^2/_3$ der Väter zu einem Erziehungsbeitrage heranzuziehen, so würden dadurch die Gemeinden derartig entlastet, daß sie von den erübrigten Mitteln den außerehelichen Kindern die Wohlthat der Generalvormundschaft und der damit zusammenhängenden Einrichtungen gewähren könnten.

* * *

Die oben erörterten Fragen haben die deutschen Frauen in letzter Zeit mehrfach beschäftigt. Anfangs vorigen Jahres wurde während der Frauentage in Stuttgart der Beschluß gefaßt, eine Kommission zu bilden, die sich die Aufgabe stelle, die Existenzmöglichkeiten der außerehelichen und verwahrlosten Kinder zu verbessern. Schon am 19. Oktober trat in Nürnberg eine solche Kommission zusammen. Der erste Punkt ihres sorgfältig nach dem Rat von Sachverständigen zusammengestellten Programmes ist, die Einführung der General-Vormundschaft in allen Reichs- und Bundesstaaten anzustreben. Punkt 2 dieses Programmes umfaßt die Fürsorge selbst und die Überwachung der Verpflegung und Erziehung verwahrloster Kinder durch Ärzte und behördlich angestellte Pflegerinnen, sowie durch Unterbringung in geeignete

Digitized by Google

Pflegestellen bis zur vollständigen Berufserlernung, und zwar sind die Kinder in dazu geeigneten Familien unterzubringen, da eine reifliche Erwägung die Anstaltserziehung noch als bedenklich erscheinen ließ. Es soll ein Fonds gebildet werden, aus dessen Zinsen bedürftigen Gemeinden die fehlenden Mittel dazu gewährt werden können.

Ein in Heidelberg von einem Kommissionsmitglied[1]) über unsren Gegenstand gehaltener Vortrag hatte den erfreulichen Erfolg, daß eine Anzahl Männer zusammentraten und bei dem Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts um die Einführung der Generalvormundschaft vorstellig wurden. Wenn auch in ihrer Petition der von uns ausgegangenen Anregung keine Erwähnung gethan ist, weil — wie mir charakteristischerweise unter der Hand gesagt wurde, „noch alles, was von Frauen ausgehe, mit skeptischen Augen betrachtet werde und den Erfolg erschwere" — so bleibt doch der Erfolg derselbe. Möge das Beispiel bald weitere Nachahmung finden. Die Aufnahme der Angelegenheit durch den Bund deutscher Frauenvereine läßt uns das hoffen.

Moderne Mädchen-Erziehung in England.

Von

A. v. Cotta.

Nachdruck verboten.

Wer den Typus englischer Mädchen- und Frauengestalten vom Anfang mit dem vom Ende unseres Jahrhunderts vergleichen wollte, ohne die Bindeglieder der sich mählich verändernden Kulturzustände und Erziehungstendenzen in Anschlag zu bringen, der würde erschreckt und ratlos vor dem heutigen Typus stehen und vermutlich in den wehmütigen Ausruf eines hochgebildeten alten Herrn aus der Byron-Thackeray-Periode einstimmen: „The type of the English gentlewomen is extinct".

Noch hat sich die neue Art in der zeitgenössischen Litteratur nicht genügend gespiegelt, als daß sich mustergiltige Verkörperungen des modernen Ideals den Schöpfungen früherer Schriftsteller gegenüberstellen ließen; immerhin treten einzelne Züge in der Wirklichkeit stark genug hervor, um eine Umrißzeichnung zu gestatten. Am augenfälligsten ist da zunächst der Wandel in der physischen Erscheinung, der als eine entschiedene Verbesserung der Race anzuerkennen ist. Wenn die Beobachtung hygienischer und diätetischer Bedingungen von jeher ein Vorzug der englischen Erziehung war, so zielte sie doch früher vorherrschend auf ästhetische Reize des jungen Mädchens ab. Die Schlankheit der Gestalt, die Zartheit der Haut, der Anstand in Haltung und Bewegung waren Gegenstand spezieller Fürsorge; dazu gesellten sich als seelische Merkmale der wohlerzogenen jungen Dame der leise Stimmton, den schon Shakespeare als weiblichen Zauber rühmt, die bescheidene Zurückhaltung, und eine mimosenhafte Verletzlichkeit allen gröberen Eindrücken der Außenwelt gegenüber. In solch einen spezifischen Dunstkreis gehüllt erscheinen noch die Heldinnen der Romane aus dem Anfang bis zur Mitte des Jahrhunderts, sagen wir von Miß Edgeworth und Miß Austen bis zu

[1]) Frau Hauptmann Berg, die rührige Vorsitzende der Nürnberger Kommission selbst. D. Red.

Digitized by Google

Dickens und Thackeray. Charlotte Brontë hatte mit ihren weiblichen Charakteren, die fast wie ein Aufschrei aus gequälter Brust wirken, die Befremdung und zum Teil den Widerwillen der herrschenden Gesellschaftsklassen erregt, aber erst George Eliot brach erfolgreich mit dem Bann, indem sie die entwickelte Individualität des Kulturmenschen in mannigfaltigen weiblichen Spielarten zur Erscheinung brachte. Immerhin ward auch von ihr die Grenze nicht überschritten, innerhalb welcher für die beiden Geschlechter ein verschiedener ästhetischer Maßstab gilt. Damit aber hat die moderne Mädchen-Erziehung in England zum größten Teil gebrochen. Sie bezweckt in erster Linie und beinah ausschließlich, die körperliche sowohl wie die geistige Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu erhöhen, und bedient sich dazu genau derselben Mittel wie die Knabenschule. Mit welchem Erfolg, das soll die vorurteilslose Betrachtung der modernen jungen Engländerin uns zur Anschauung bringen.

Als ein unbestreitbarer Gewinn ist da vor allem der große und kräftige Wuchs der heutigen Generation zu bezeichnen, die ihre Mütter und Großmütter meist um ein Bedeutendes überragt. Das ist zweifellos eine Folge der vielfachen körperlichen Bethätigung in Spielen und turnerischen Übungen, durch welche die Glieder entwickelt werden und das Nahrungsbedürfnis sich steigert. Es giebt auch kaum noch eine Erziehungsanstalt, die nicht der Wichtigkeit dieses Faktors Rechnung trüge und körperliche Übungen aller Art zu einem Hauptbestandteil ihres Programms machte. Dementsprechend erfreut sich das moderne junge Mädchen eines sehr gesunden Appetits, den es in unbefangenster Weise befriedigt, statt mit der früher üblichen Verschämtheit einem halbverleugneten Triebe verstohlene Zugeständnisse zu machen. Eine gleiche Unbefangenheit giebt sich in den Bewegungen, der Haltung und der Sprache kund, nicht immer zu Gunsten der ästhetischen Wirkung. Obwohl sie im ganzen den erfreulichen Eindruck der Freiheit und Sicherheit macht, läßt sie eine gewisse zurückhaltende Anmut vermissen, die indessen zu den Anforderungen eines veralteten Geschmacks gehören mag. Denn es ist nicht zu leugnen, daß diese sonnengebräunten jungen Walküren in der sichern Beherrschung ihrer Glieder bei Spiel und Sport einen eigenen jünglingshaften Reiz entfalten können; ja, wenn man von der modernen Bekleidung absieht, erinnern sie mitunter an die klassischen Gestalten spartanischer Wettläuferinnen.

Unvorteilhafter erweist sich dagegen die allzugroße Ungebundenheit im Gebrauch der Sprache. Nicht daß sie zu burschikoser Roheit ausartete, aber die knabenhafte Unsitte einer zugleich nachlässigen und schematischen Ausdrucksweise, die sich mit wenigen und willkürlich abgestempelten Bezeichnungen für die verschiedenartigsten Dinge behilft, führt zu einer Verkümmerung der Sprache, die doch auch in gewissem Sinne eine Vergröberung ist, und von Mädchenlippen noch weniger anmutet als von denen eines unreifen Jungen, der ein herkömmliches Vorrecht auf Flegeljahre und „nicht salonfähige" Redensarten besitzt.

Was würde wohl Lord Byron redivivus sagen, der bekanntlich keine Frau laufen oder essen sehen mochte, weil es seine Illusionen zerstörte? Freilich, er würde noch ganz andere Dinge vermissen, die auch zu seinen Illusionen gehörten, wenn er in einer heutigen Gesellschaft junger Damen „von der besten Erziehung" wieder zum Leben erwachte! Vor allem würde er nichts mehr von der scheuen, ehrfürchtigen Bewunderung finden, die ein Dichter — gleichsam ein Halbgott — im Kreise seiner weiblichen Umgebung zu erregen pflegte und noch weniger von der orientalischen, blinden Hingebung und Unterordnung dem Manne gegenüber, welche in seinen Dichtungen

Digitized by Google

gefeiert wird. Das moderne junge Mädchen ist rationell so gut geschult, daß es das Dichten wohl als eine besondere Begabung, aber durchaus nicht als ein ausschließliches Vorrecht höher gearteter Naturen ansieht. Es hat intellektuelle Werte abschätzen gelernt und sich selbst nach Anlage und Neigung auf diesem oder jenem Gebiete bethätigt, warum nicht auch gedichtet? Einem Shakespeare ist natürlich nicht gleichzukommen, und Tennyson machte bessere Verse als sie den meisten Neueren gelingen, aber schließlich handelt sich's doch nur um Grad-Unterschiede. Da Mädchen es in den Examen-Listen eben so hoch bringen wie die Jungen und die Studenten, ja oft einen höheren Prozentsatz der Erfolge erzielen, warum sollten sie irgend eine Leistung als ihrem Geschlecht unerreichbar, oder dieses selbst als minderwertig ansehen? Damit will ich durchaus nicht andeuten, vorlaute Urteile und mangelnde Ehrfurcht seien das unausbleibliche Ergebnis der modernen Erziehung. In gewissem Sinne ist sogar das Gegenteil der Fall, denn in dem Maße des wachsenden Verständnisses erhöht sich auch die Schätzung aller Größen, aber ein wenig möchte ich allerdings der Schematisierung am Zeuge flicken, die eine Folge des modernen Prüfungssystems an den englischen Mädchenschulen ist. Ich verkenne nicht die überwiegenden Vorteile, welche die Einführung eines einheitlichen Maßstabes für die Organisation des Unterrichts mit sich bringt, und auch nicht den Sporn wetteifernden Ehrgeizes, den die Mädchenschulen dadurch empfangen haben. Selbst für diejenigen, welche kein Universitäts-Studium auf dieser Grundlage aufbauen, ist das durchschnittliche Maß von gründlicher Schulung in bestimmten Fächern ein wesentlicher Gewinn; aber eine gerechte Beurteilung erheischt auch die Betrachtung der Kehrseite dieser Erziehungsmethode.

Der wohlhabende höhere Mittelstand, der in England größtenteils auf dem Lande lebt, schickt seine Kinder schon in frühem Alter in die mit Pension verbundenen großen Schulen. Das war früher nur bei den Knaben die Regel, während die Erziehung der Mädchen meist im Haus durch eine Gouvernante geleitet und vielleicht durch ein paar Pensions-Jahre ergänzt wurde. Jetzt, wo man nach dem Vorgang der neuen High Schools eine zum Universitäts-Studium befähigende Schulbildung anstrebt, bleibt auch für die Mädchen kein anderer Weg, als sie bereits im Alter von 11 oder 13 Jahren solchen Instituten zu übergeben, falls nicht die Eltern in der Nähe einer guten Day-School leben. Es wird in diesen Pensionen auch für das körperliche Gedeihen die größte Sorgfalt getragen, wie denn überhaupt alle Lebens- und Lernbedingungen den Bedürfnissen der vorschreitenden Altersstufen und den zu erreichenden Zielen gewissenhaft, ja oft bewunderungswürdig angepaßt sind, und neben den sonstigen Vorzügen die Entwicklung eines lebhaften Gemeinsinns begünstigen. Der Unterricht wird meist von Lehrerinnen erteilt, die eine Universitäts-Fachbildung erworben haben und den heranwachsenden Mädchen zugleich vertraute Beraterinnen werden können. Nach allen diesen Richtungen ist die englische Erziehungs-Maschinerie vorzüglich organisiert, und ihre Produkte entsprechen durchschnittlich den Vorbildern, nach denen sie arbeitet. Daß diese dem Muster der Knabenschulen entnommen und nach deutschen Begriffen ein wenig einseitig sind, ist vielleicht der einzige Vorwurf, den man ihnen machen könnte. Die Mädchen erwerben meist eine gute, d. h. grundlegende Kenntnis in Mathematik, Naturwissenschaften und alten Sprachen. Mangelhaft bleibt nach meiner Erfahrung die Schulung im schriftlichen Ausdruck, in den modernen Fremdsprachen und in der Weltgeschichte; letztere ist nicht einmal im Lehrplan vorgesehen. Das Resultat ist eine bei der sonstigen Ausbildung beinah verblüffende

Digitized by Google

Unkenntnis des Zusammenhangs der Kulturentwicklung, kurz dessen, was man bei uns als allgemeine Bildung bezeichnen würde. Wie hoch der Wert der letzteren anzuschlagen ist, bleibt freilich, der unsicheren Begrenzung entsprechend, dahingestellt; ich meinerseits bin der Überzeugung, daß eine intensive intellektuelle Entwicklung in einzelnen grundlegenden Fächern die Tüchtigkeit zu irgendwelcher späteren Bethätigung — sei es im Studium oder Leben — weit sicherer gewährleistet als oberflächliche Streifzüge auf weiteren Gebieten. Bei denjenigen Mädchen aber, welche nach dem Verlassen der Schule weder das Universitäts-Studium noch irgend einen Beruf ergreifen, sondern als Haustöchter oder sog. Zierden der Gesellschaft fortleben — und die Zahl derselben ist noch weitaus die überwiegende — und auch nach ihrer Verheiratung eine verhältnismäßig passive Rolle weiter spielen, führt die einseitige Ausbildung des Verstandes auf vereinzelten Gebieten, die nicht weiter angebaut werden, zu jener Beschränktheit und Sterilität, die wir „insulär" zu nennen pflegen. Allerdings ist der früh entwickelte Gemeinsinn hier ein wohlthätiger Ausgleich, indem er zur thätigen Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen anregt, und wie allgemein diese gegenwärtig in England verfolgt werden, böte Stoff für ein besonderes Kapitel. Auch der Sport des Radfahrens, der verschiedenen Spiele, des Ruderns, Schwimmens und Reitens genügt manchen schon als Lebensprogramm. Ich lernte verschiedene, zum Teil ältere Damen kennen, die als Vorsitzende oder Mitglieder eines cricket-club von Ort zu Ort wandern, um Wettspiele ihres Klubs mit anderen zu organisieren und ihre Zeit und Kräfte nur dieser Aufgabe widmen. Bei Gelegenheit einer solchen Zusammenkunft ward auch eine klassische Probe des oben erwähnten Mangels an allgemeiner Bildung abgelegt, indem eine von zwei, durch High School-Bildung ausgezeichneten Damen die andere fragte, was eigentlich der Name ihrer Vereinigung, nämlich „Nausikaa-club" bedeute. Die Antwort lautete: „O, ich glaube, das war irgend jemand in Griechenland". Daß die Auskunftgeberin in Oxford studierte, will ich dabei gar nicht als erschwerenden Umstand in Rechnung bringen, denn falls sie zufällig Mathematik oder Naturwissenschaften als Fach erwählt hatte, war ihre mangelhafte Bekanntschaft mit Nausikaa ganz gerechtfertigt. Übrigens habe ich deutsche Lehrerinnen mehrfach ihre Verwunderung über ähnliche Lücken und über den mangelnden Zusammenhang in den einzelnen Lehrgegenständen aussprechen hören.

Das Überwiegen der schriftlichen im Verhältnis zu den mündlichen Anforderungen beim Lernen und Examinieren ist ferner wohl als Ursache der ungenügenden Redegewandtheit und des auffällig stumpfen Sprachgefühls anzusehen, die uns an gebildeten Engländerinnen oft in Erstaunen setzen. Dem werden hoffentlich mit der Zeit die an Schulen wie an Universitäten beliebten debating-clubs Abhilfe schaffen. Daß im allgemeinen die sprachliche Begabung der Engländer im Verhältnis zu ihren übrigen Fähigkeiten nicht groß ist, geht übrigens schon aus der einfachen Beschaffenheit und der mangelnden Kunstform ihrer Sprache zur Genüge hervor. Man braucht nur einmal darauf hin den sprachlichen Ausdruck moderner englischer Romane mit dem der etwa gleichwertigen französischen zu vergleichen, um die Probe auf das Exempel zu bekommen.

Es bleibt noch ein Wort — nach deutschen Begriffen ein großes — über den Einfluß der modernen Erziehung auf Gemütsleben und Charakter zu sagen. Daß mit der intellektuellen eine entsprechend hohe sittliche Bildung Hand in Hand geht, muß ausdrücklich hervorgehoben werden. Pflichtgefühl, Wahrheitsliebe, Ehrenhaftigkeit,

Digitized by Google

Gemeinsinn heißen die Tugenden, die in den englischen Schulen gepflegt und zur Blüte gebracht werden, und ich glaube, damit einige der schönsten menschlichen Eigenschaften genannt zu haben, die auch unser Geschlecht erstreben soll. Auch fehlt darunter nicht die größte und schönste von allen, die Liebe, der man im Gewande der caritas (charity) auf allen Wegen begegnet. Dennoch ist nach einer Richtung hin das moderne Erziehungswesen vielleicht in Gefahr, ihr Abbruch zu thun; ich meine, durch die frühe Entfremdung von Elternhaus und Familienleben. Ein Kind, das vom 11. oder 13. bis zum 18. oder 19. Jahre gewissermaßen auf eigene Füße gestellt wird — sei es auch unter gewissenhafter Ueberwachung — wird früher und entschiedener selbständig als das im Elternhaus erwachsende. Darin liegt einerseits ein Vorteil. Auch ist es dadurch in vielen Fällen störenden Einflüssen des häuslich-geselligen Lebens entrückt und findet die normalsten Bedingungen für seine Entwicklung in sorgfältiger Auslese um sich vereinigt. Es lernt aber auch früh, in sich selbst den Zweck und Mittelpunkt seiner Existenz zu suchen; es ist aller liebevollen Rücksichten und kleinen Dienste oder Entbehrungen überhoben, die jedes innige Familienleben seinen Mitgliedern auferlegt und somit frühe schon das Band schlingt, das Mensch an Menschen und Mitwelt knüpfen soll. Sündigt die Familienerziehung häufig darin, daß sie den Kreis zu eng begrenzt und den Zusammenhang mit dem großen Ganzen nicht wahrt, so wird andererseits durch die Loslösung vom Familienleben das stille Wachstum jener unscheinbaren Tugenden erstickt, die wir doch an unserem Geschlecht schwer und ungern entbehren möchten. Sie heißen, Geduld, freiwillige Unterordnung, bescheidene Entsagung und Opferwilligkeit auch in kleinen Dingen. Noch verlangt das Gleichgewicht unserer Kulturbedingungen einen Überschuß daran bei den Frauen, und wohl dem Mädchen, das sie spielend im elterlichen Hause lernt, durch Beispiel und Liebe. Ob die englische Schulerziehung darin nicht ein Defizit aufweisen wird, muß erst die Erfahrung lehren. Allerdings habe ich Stimmen gehört, die diesen Mangel beklagten und auch die Gewöhnung an eine kostspielige Lebenshaltung rügten, welche die englischen Mädchen aus ihren Pensionen mitbringen. Das ist leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß die Kosten einer solchen Erziehung sich auf mindestens 3000—4000 Mark jährlich belaufen, ohne der Privatausgaben für Kleidung, Vergnügen und Reisen zu gedenken. Dabei handelt es sich nicht um irgend welchen verwerflichen Luxus, sondern einfach um die Herstellung der günstigsten Lebensbedingungen, die aber naturgemäß von den an sie Gewöhnten als unerläßliche empfunden werden.

Digitized by Google

Frau Charlotte Embden-Heine.

Von

Anna Sußmann-Ludwig.

Nachdruck verboten.

„Es ist himmelschreiendes Unrecht, daß ich keine Zeile von Dir zu sehen kriege. — Wie lebst Du, was machst Du? — O wie schmerzt es mich, daß ich abreisen muß, ohne Dich süßes Wesen wiedergesehen, gesprochen und geküßt zu haben! —

Ich zerbreche mir schon den ganzen Morgen den Kopf, ob ich ein oder zwei Finger darum gäbe, wenn ich einige Jahre in Deiner Nähe leben könnte. Ich würde nach Hamburg kommen, Abschied von Dir zu nehmen, wenn ich dort nicht durch eine zu große Reihe Bekannte moralisch Spießruten laufen müßte.

Schreibe mir dann und wann, wenn ich in Göttingen bin. Deine Briefe tragen ganz das Gepräge Deiner netten Seele, und sind wahre Bonbons für mein Herz. — Der Gedanke an Dich, liebe Schwester, muß mich zuweilen aufrecht erhalten, wenn die große Masse mit ihrem dummen Haß und ihrer ekelhaften Liebe mich niederdrückt.

Bist Du auch wert, daß ich Dich so lieb habe?“ — —

So schrieb einst der junge Heinrich Heine an seine einzige Schwester, an Charlotte Embden, die wohl, nächst seiner innig geliebten und hochverehrten Mutter, von allen weiblichen Wesen, die ihm im Laufe der Jahre nahe gestanden, und deren gab es bekanntlich eine ganze Reihe, seine größten, wärmsten, ausdauerndsten Sympathien besaß.

Nach ihr sehnte er sich auch in den letzten Wochen vor seinem frühzeitigen Hinscheiden so, daß er so lange bat und flehte, sie möge von Hamburg nach Paris kommen, bis sie diesen Wunsch erfüllte. Kurz vor ihrem Eintreffen, über dessen genaue Stunde man den schwer Kranken absichtlich im Unklaren gelassen hatte, äußerte er seiner Frau gegenüber:

„Ich fühle, daß Lottchen bald kommt, es bedarf keiner Vorbereitung. Führe sie sofort zu mir, ich will keinen Augenblick verlieren, sie zu sehen.“

Wie groß, wie unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens zwischen den Geschwistern. Schon die Gegenwart seines Lottchens schien die halb entflohenen Lebensgeister noch einmal zurück zu bannen, und das Auflegen ihrer Hand auf seine heiße, schmerzgeplagte Stirn ihm Linderung und Erquickung zu verschaffen.

Daß diese warme Zuneigung eine gegenseitige war, bedarf wohl kaum der Bestätigung. Noch heute, nachdem der große Dichter schon über vierzig Jahre auf dem Montmartre schlummert, sind es die liebsten, trautesten Stunden der Frau Embden, wenn sie von diesem idealen, innigen Verhältnis sprechen kann. Und wenn auch eine bange Wehmut, ein leises Weh in solchen Momenten über ihre Züge zu huschen pflegt, so weilt sie doch trotz alledem oft und gern in diesen Zeiten, von denen

Digitized by Google

ihr noch jeder Augenblick, jede an und für sich vielleicht geringfügige Einzelheit in voller Klarheit erinnerlich ist.

Diese volle Klarheit, diese absolute geistige Frische sind es auch, die im Verein mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, scharf ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl

und großer Herzensgüte Frau Charlotte zu einer der interessantesten, fesselndsten Frauengestalten unserer Zeit stempeln.

Selten genug trifft man eine Verbindung all dieser Eigenschaften; kaum glaublich erscheinen sie in einem Alter von achtundneunzig Jahren!

Achtundneunzig Jahre!

Digitized by Google

Welch' weiter Weg vom einstigen Frühling zum heutigen Lebensherbst, dessen Tage so sonnenreich, so sommerlich, so wohlthuend und milde erwärmen.

Wer in dies Antlitz sieht, wer in die frisch strahlenden Augen dieser Matrone blickt, der weiß, daß hinter diesen vom Winterschnee leicht umrahmten, von einem weißen Spitzenhäubchen überaus kleidsam gekrönten Schläfen, noch auf der Höhe des Lebens, im genußreichen Sommer weilende Gedanken wohnen; wer einen Druck der kleinen, wohlgepflegten weichen Hand erhält, die so wenig welk und schlaff, fühlt, daß noch ein gut Teil Energie und Lebensfreude in dem zarten, zierlichen Frauenkörper steckt, den ein leichtes Fußleiden leider in der vollen Bewegungsfreiheit hemmt und meistens an den Lehnstuhl bannt.

Ein eigentümliches Gemisch von Vergangenheit und Gegenwart geben Frau Charlottes Persönlichkeit den intensiven Zauber. Wohl lebt und webt sie in der Vergangenheit, wohl gehören ihre liebsten Erinnerungen längst entschwundenen Zeiten an, in denen die Eltern, die Brüder, der teure Gatte und so viele, viele Freunde noch dem Kreise der Lebenden angehörten, aber trotzdem hat sie das regste Interesse, bekundet sie eine lebhafte Anteilnahme an allem, was die Jetztzeit reift und zeitigt.

Wie eingehend — ganz gegen die Gewohnheit der meisten älteren Leute, deren Egoismus alles auf sich selbst konzentrieren möchte — unterhält sie sich noch mit all ihren Bekannten und zahlreichen Freunden über deren Spezialinteressen, wie genau müssen ihr ihr Sohn, Baron Ludwig von Embden, mit dem sie zusammen lebt, und eine ebenfalls seit einer Reihe von Jahren wieder in Hamburg ansässige Tochter, täglich Bericht erstatten über alles, was in der Welt vorgeht.

Nächst diesen Plauderstündchen ist die „Grabuge", eine Patience, die liebste Zerstreuung von Frau Charlotte. Tagtäglich spielt sie dies Spiel mehrmals, an jedem Tage der Woche mit einem anderen ihrer Getreuen, die sich sehr in acht nehmen müssen, falls sie nicht die Partie verlieren wollen.

Auch um den Haushalt kümmert sich die alte Dame noch nach Kräften. Wie oft bedauert sie, nicht mehr ganz so wie einst, rührig und alles selbst beaufsichtigend, schalten und walten zu können.

Frau Embden, nur zehn Monate jünger als ihr Bruder Heinrich, war das zweite Kind ihrer Eltern, des Samson Heine, der im Jahre 1765 in Hannover geboren war, und dessen Frau Betty, geb. van Geldern, einer Düsseldorferin. Sie selbst verlobte sich im Februar 1823 mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden, mit dem sie eine Reihe von Jahren in glücklichster, zufriedenster Ehe lebte. Von ihren vier Kindern leben zwei, ein Sohn und eine Tochter, in Hamburg, die andern beiden Töchter in Italien und Berlin. Alle hängen in zärtlichster Liebe an der hochverehrten Mutter.

Und diese Verehrung haben nicht nur die nächsten Verwandten, sondern auch alle Fernerstehenden, alle, die einmal mit ihr in Berührung gekommen sind, sie alle wünschen, daß sie, die Zwillingsschwester des zur Neige gehenden Jahrhunderts, auch das Licht des kommenden noch wird begrüßen dürfen, begrüßen in derselben köstlichen Rüstigkeit und Frische, die ihr ehrwürdiges, liebes Gesicht heut wie ein Kranz frischer, duftender Blumen in voller, leuchtender Farbenpracht ziert.

Digitized by Google

Heimkehr.

Von

B. Rittweger.

Nachdruck verboten.

In einem zu ebener Erde gelegenen Zimmer der eleganten Villa am Uhlenhorst zu Hamburg steht an einem nebligen Herbsttag Kapitän Wilm Petersen vor seinem Rheder. Die beiden Männer haben schon stundenlang zusammen gearbeitet — ganze Stöße von Papieren, Formularen, Rechnungen und dergleichen haben sich auf der grünbezogenen Tischplatte aufgehäuft — jetzt endlich sind die geschäftlichen Verhandlungen beendigt. Kapitän Petersen, eine feste, untersetzte Gestalt, Gesicht, Hals und Hände tief gebräunt von tropischer Sonne, hat seinem Herrn Bericht über die letzte Reise erstattet.

Der Rheder, der mit seiner stattlichen Figur, dem weißen Backenbart und dem glattrasierten Kinn, den rosig gefärbten Wangen, dem feinen englischen Anzug und der schweren goldenen Uhrkette über der hellen Weste, so recht den Typus des reichen Hamburger Kaufherrn zeigt, lächelt wohlwollend, klopft Petersen auf die Schulter und sagt:

„Ganz vortrefflich, mein lieber Petersen, ganz vortrefflich! Pünktlich und zuverlässig, wie immer! das muß ich anerkennen. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, sehr! So früh konnte ich den „Neptun" ja kaum zurückerwarten. Und nun will ich Sie nicht länger festhalten. Hier —" damit nimmt er einige Banknoten aus einem Fach seines Schreibtisches, schiebt sie in ein Kouvert und reicht sie dem Kapitän — „hier eine kleine Extragratifikation. Nein, keinen Dank, Sie haben sie redlich verdient und nun leben Sie wohl, Sie werden Eile haben, es wird Sie zu Weib und Kindern drängen. Sie haben doch Kinder, nicht wahr?"

„Nein, Herr." Seltsam rauh klingt die kurze Antwort des Kapitäns.

„So, so, ich dachte; nun, dann hab' ich mich geirrt. Adieu, lieber Petersen, grüßen Sie mir Ihre liebe Frau. Viel Glück zur Heimkehr und vergnügte Zeit zuhause!"

Petersen verbeugt sich, dankt nochmals und verläßt das Zimmer und die Villa. Ein finsterer Ausdruck liegt auf seinem Antlitz, und die Frage seines Rhebers: Sie haben doch Kinder? klingt in ihm nach. Was solche Herren für ein schlechtes Gedächtnis haben! Nach jeder Rückkehr dieselbe Frage, die wohl einen gewissen Anteil an dem Geschick seines Kapitäns zeigen soll, und die jedesmal eine Wunde aufreißt. Eine Wunde, die, scheinbar geschlossen, bei jeder Berührung von neuem aufbricht! Eine Wunde, die unaufhörlich brennt und schmerzt, bald mehr, bald weniger. Am heftigsten aber stets dann, wenn er, Petersen im Begriff ist, heimzukehren.

O, wie hat er sich solche Heimkehr einst ausgemalt, einst, vor Jahren, als glücklicher junger Bräutigam, und dann noch lange, lange Zeit. Jahr um Jahr! Wie hat ihm stets ein Bild vor Augen geschwebt: sein friedliches Häuschen, in dem Trina und ihre Mutter seiner harrten, und um das Haus fröhliche Kinderstimmen jubelnd, hurtige Kinderfüßchen laufend — o, welches Glück, eine solche Heimkehr! Er hat das kleine Volk immer so lieb gehabt, und dann, als er seine Jugendliebe, die hübsche Trina heimgeführt, da hat er's ja nicht anders für möglich gehalten — auch ihm würde solch ein lustiges Völkchen erblühen. Je mehr, desto besser, hatte er oft gedacht, und nun nicht eins, nicht ein einziges Kind war ihm beschert worden in zwölfjähriger Ehe!

Es war eine grausame Enttäuschung für ihn, immer aufs neue. Immer harrt und

Digitized by Google

harrt er des Augenblicks, da Trina ihm beim Abschied oder beim Wiedersehen ein süßes Geheimnis ins Ohr flüstern würde, jeden Brief, den er in der Fremde aus der Heimat erhielt, öffnete er voll Spannung — jahrelang und stets vergebens! Nun hat er's längst verlernt, etwas zu erwarten, und als bitterer Satz ist in dem Kelch der Hoffnung nur der Groll zurückgeblieben, der tiefe Groll gegen das Geschick und gegen — Trina! Ja, es ist so: mit dem allmählichen Aufgeben der Hoffnung auf Kindersegen ist die Liebe zu seinem Weibe aus dem Herzen des Seemanns geschwunden. Er sehnt sich nicht mehr nach Trina, wenn er fern ist, er freut sich nicht mehr des Wiedersehens nach glücklich vollbrachter Fahrt!

Und was ihm, wie fast jedem Schiffer, früher als erstrebenswertes Ziel vor Augen gestanden, nach einem Tag tüchtigen Schaffens und Erwerbens einst ein friedlicher Abend im Familienkreis, das hat längst allen Reiz für ihn verloren.

In solchem trüben Sinnen schlendert Petersen durch Hamburgs Straßen, den Blick widerwillig abwendend, so oft er auf ein Schaufenster mit Kinderspielzeug oder Kindergarderobe fällt. Und fast zornig denkt er der Extrabelohnung, die ihm von seinem Rheder zuteil geworden. Ja, wenn er hätte in die Läden eilen und für ein Häufchen Kinder — ach, nur für eines wenigstens, hätte einkaufen können von all dem bunten Kram. Dann hätte er sich über die Banknoten freuen können. Aber so! Er hat ja genug, mehr als genug für sich, für Trina! Und zum Mitbringen für sie und die Mutter hat er auch bereits genug im Koffer — allerlei ausländische Herrlichkeiten, die er mehr, weil sie ihm selbst gefallen, als in Gedanken an die zu Hause eingekauft hat. „Ach," ein schwerer Seufzer hebt des Mannes Brust, „ach, wo seid ihr hin, ihr Träume von Familienglück." Nichts, nichts hat sich erfüllt davon. Trina, die früher so muntere, heitere Trina ist still und ernst geworden; bei seinem letzten Verweilen ist sie ihm merkwürdig gealtert, bedrückt erschienen — er hat sich wirklich zuletzt auf die Abreise gefreut und hat es unnötig sentimental gefunden, daß Trina ihm unter heißen Thränen Lebewohl gesagt. Er ging ja gern. Am wohlsten war ihm immer noch draußen auf freiem, weitem, unendlichem Meer. Da hatte er seine Arbeit, hatte zu sorgen und zu denken — zu Hause war alles so still, so öde, so leblos! Die alte Schwiegermutter und Trina — nicht die Trina mehr, die er einst so heiß, so innig geliebt — ja — hatte er sie eigentlich wirklich geliebt um ihrer selbst willen, oder hatte er in ihr nur die künftige Mutter seiner Kinder erblickt? Fast will's ihm so bedünken, jetzt wo er so gleichgiltig gegen sie geworden.

Nach dem Mittagessen begiebt Petersen sich zum Bahnhof. Er hat nur zwei Stationen landeinwärts zu fahren und dann zwei Stunden zu wandern bis zu seinem Landhaus. Häufig findet sich auch Fahrgelegenheit, aber die wird er nicht benutzen, er hat ja keine Eile. Er wird auch nicht erwartet — wenn er kommt, ist er da. In musterhafter Ordnung findet er sein Heim ja immer. Kein Wunder, die beiden Frauen haben so wenig zu thun. Wo keine Kinder sind! Herrgott, schon wieder dieselbe leidige Klage. Tiefer Groll gegen Gott und Menschen befällt ihn. Gott! Wie hat er gebetet, gefleht um Kindersegen — vergebens! Gott hört keine Bitten, sonst hätten die seinen Erhörung finden müssen.

Petersen hat den Zug verlassen, und nun wandert er durch die herbstliche Landschaft, am Flüßchen entlang, auf schmalem Feldweg, zwischen Hecken hin, und nach zwei Stunden hat er den Ort erreicht, in dessen unmittelbarer Nähe sein Haus liegt. Es ist schon dämmrig, aber er erkennt doch noch den und jenen Bekannten, und sonderbar, es will ihm scheinen, als werde sein Gruß ganz eigentümlich erwidert. Kennt man ihn nicht mehr? Und einmal, als er an zwei Männern, ehrsamen Handwerkern vorüber geht, da ist's ihm, als höre er, wie der eine zum andern sagt: „Armer Kerl, ob er's schon weiß?" Aber er hat sich doch wohl nur getäuscht. Die Leute haben ihn gewiß verkannt, oder er hat sie falsch verstanden.

Unwillkürlich aber verdoppelt er seine Schritte, und dort sieht er es vor sich liegen, sein Heim, das Haus, das zu betreten er schon seit langer Zeit keine Sehnsucht gespürt.

Digitized by Google

Seltsam, im Erdgeschoß sind zwei Fenster hell, die Fenster der besten Stube. Sollte Trina Gäste haben, eine Kaffeevisite? Teufel auch, das könnt' ihm doch nicht passen. Er möchte sie allein finden, nicht zwischen fremden Menschen. Doch Thorheit — wozu? Sie ist ihm gleichgiltig geworden, gleichgiltig; — sie hat ihm kein Kind gegeben, und er, er hat doch die Kinder so lieb. Eine Thräne stiehlt sich dem harten Mann aus den Augen, unwillig wischt er sie fort, und dann ist er am Haus. Es dunkelt stark, und schattenhaft heben sich die Umrisse aus der nebligen Dämmerung heraus. Kalter Sprühregen schlägt ihm ins Gesicht, und plötzlich ergreift ihn eine Sehnsucht, zum erstenmal seit langer Zeit, eine brennende Sehnsucht nach dem Frieden seines Heims.

Es ist alles so still in der Umgebung, niemand am Fenster zu sehen. Er wird nicht erwartet, natürlich nicht. Daran ist er selbst schuld; warum hat er nicht geschrieben oder telegraphiert wenigstens noch im letzten Augenblick? Das hat er früher stets gethan. Thöricht, daß er nun doch empfangen sein möchte. Ein sonderbares Kältegefühl ergreift ihn — fünf Monate und drüber war er abwesend, und kein freudiger Zuruf empfängt ihn an der Schwelle seiner Heimat. Er tritt leise ein — die Hausthür ist nur angelehnt — macht an der Thür zur Besuchsstube Halt und lauscht. Kein Ton dringt heraus. Warum nur das Licht? Vorsichtig drückt er auf die Klinke, öffnet die Thür und — großer Gott im Himmel — dort — inmitten des Zimmers ein Sarg, und in dem Sarg schläft sie — Trina, sein Weib! Mit dumpfem Aufschrei bricht der starke Mann am Sarg zusammen, und seine Hände falten sich krampfhaft umeinander, und er schließt die Augen, um sie gleich wieder zu öffnen und lange reglos auf das blasse Antlitz zu starren. „Trina, Trina, du bist tot — tot — und ich, ich bin allein!"

Mit einem Schlag ist all der Groll, den er gegen sie im Herzen gehegt, der um so bitterer war, weil er ihn in sich verbergen mußte, verschwunden, und ihr Bild steigt vor ihm auf, ihr Bild, prangend in Jugendfrische, in der Seligkeit erwiderter Liebe. Und weiter zurück gehen seine Erinnerungen, und er sieht sie wieder als fröhliches Kind mit langen wehenden blonden Zöpfen, wie sie ihn zutraulich an der Hand faßt und bittet: „Komm, Wilm, wir wollen zum Fluß gehen, Schiffchen schwimmen lassen." Da hat er jedesmal alles stehen und liegen lassen und ist ihr zu Willen gewesen und hat kleine Schiffe geschnitzt aus Baumrinde, und sie hat mit geschickten Fingerchen das Takelzeug daran befestigt, und er hat ihr dabei erzählt von der Zeit, wenn er als Seemann hinausziehen würde aufs weite Meer, und sie hatte jedesmal traurig gesagt: „Aber dann kann ich nicht mit dir." „Schadet nichts, Trina, du wirst doch meine Frau, wenn ich erst Steuermann bin, nnd dann komme ich immer wieder zu dir." So hatte er stets geantwortet, und so war's gekommen. Er hatte das blonde Kind heranwachsen und zur Jungfrau erblühen sehen, er hatte ihr Herz gewonnen und sie heimgeführt als sein Weib. Und dann, ganz langsam, allmählich war er kalt und gleichgiltig gegen sie geworden, weil sie ihm kein Kind gegeben.

Wie war das nur möglich? Liebe kann doch nicht sterben. Er sieht sie an, die Tote, und Thränen stürzen aus seinen Augen, und er ist dankbar für diese Thränen, und alle Starrheit seines Herzens löst sich in ihnen. Aber so wohl ihm die Thränen thun, in denen er die Liebe zu seinem Weib wiederfindet — Tote können sie nicht auferwecken. „Meine Trina, warum bist du von mir gegangen, warum, warum?" Und dann schleicht wie ein Gespenst an ihn heran der Gedanke, der ihm manchmal in einsamen Stunden gekommen: Wenn sie stürbe, wenn ich — frei wäre — vielleicht könnten sie sich noch erfüllen die Träume von früher — von Familienglück — von Kindersegen. Hinweg, Gespenst — solche Gedanken waren Sünde, Wahnsinn — er kann sie nimmer gehegt haben. Dann, wie er auf sie blickt, die da kalt und starr vor ihm liegt, verklärt von der Majestät des Todes, da fühlt er's deutlich: nicht gestorben war die Liebe in ihm, sie war nur lebendig begraben gewesen unter getäuschter Hoffnung, Selbstsucht und Bitterkeit. Wie wohl thut ihm diese Erkenntnis, wohl und weh zugleich. „O, Trina, Trina, nur einmal noch schlage deine Augen auf,

Digitized by Google

nur einmal noch sprich zu mir, sag' mir, daß du mir vergiebst — ich muß sonst vergehen in Kummer und Reue! Gieb mir ein Zeichen, laß' mich nicht so ohne Trost —"

So fleht der einsame Mann, der Totenfeier hält am Sarg seines Weibes. Da horch, welch ein Ton? Welch ungewohnter Ton in diesem Haus? Eine ganz feine kleine Kinderstimme vor der Thür, und jetzt öffnet die sich, und die Mutter der Toten tritt ein, schwarz gekleidet, und in ihren Armen hält sie ein weißes Bündel, aus dem ein rosiges Antlitz hervorlugt, und zwei winzige Händchen ruhen fest zusammengeballt zu beiden Seiten des Köpfchens. Petersen erhebt sich vom Sarg und starrt verständnislos auf die Eintretende. „Mutter, was ist das?" „Wilm, du, o Gott —" so kommt's aus dem Mund der Alten. „Du bist zurück, und unsre Trina ist tot, und dies —" dabei zeigt sie auf das Kind — „ist ihr Vermächtnis an dich. In einer halben Stunde kommen die Leute, den Sarg zu schließen, ich wollt' das Kleine noch einmal zur Mutter bringen. Ach, Wilm, was war sie glücklich in der Aussicht, unsre Trina, wie hat sie sich ausgemalt, was du für eine Freude haben würdest! Sie wußt' ja doch, daß du immer noch schwer litteſt unter dem Mangel an Kindersegen — sie wußt's, obgleich du nie mehr darüber sprachst. Aber sie wollte dir's nicht sagen und nicht schreiben — sie war so bange vor einer Enttäuschung. Aber schwer ist ihr der letzte Abschied von dir geworden, Wilm, das weiß Gott! Und als der Augenblick immer näher kam, da bat sie mich oft: „**Mutter**, wenn ich sterben muß, sag ihm, es **sei nicht** schwer für mich, ich hätt' ihn ja **so lieb** gehabt, und ich sterbe gern, damit sein **Wunsch** erfüllt wird. Dann wird er mich auch **wieder** lieb haben, in der Erinnerung, das weiß **ich**." Sie hatt' manchmal so dumme **Gedanken**, unsre Trina, als möchtest du sie garnicht **mehr**, Wilm. Aber das hab' ich ihr **ausgeredet**. Und manchmal war sie auch ganz fröhlich **und** meinte: „Das Leben, das neue Leben, das es nun geben wird bei uns — wie ich mich darauf freue!" Vor zehn **Tagen** ist das Kleine gekommen — o, sie **war** so selig, daß es ein Junge war — **und** vorgestern in der Nacht ist sie sanft eingeschlafen."

Wilm Petersen kniet wieder am Sarg nieder, streicht der Toten sanft über das Antlitz und flüstert: „Hab' Dank, Trina, hab' Dank für alles — und glaub' mir, meine Liebe zu dir, die hatt' ich wiedergefunden, ehe ich wußt', daß du mir ein Kind gegeben. So wollt' ich's nicht, so nicht! Aber Gott der Herr weiß, was er thut — möge er mir vergeben, was ich an dir gesündigt."

Dann wendet er sich zur Mutter: „Gebt mir mein Kind." Mit zitternden Händen nimmt er's vom Arm der alten Frau, sieht es lange, lange an, als suchte er etwas in dem kleinen Antlitz, und preßt seinen Sohn fest an sich. „Wir wollen ihn recht lieb haben", so spricht er mit weichem Ton — „um seiner Mutter willen."

Digitized by Google

Der Mangel an Lebensenergie bei unsern jungen Frauen und Mädchen.

Von

Dr. Catharine van Tussenbroek.

Autorisierte Übersetzung von Pfarrer Müller.

Nachdruck verboten.

Die Krankheit, über die ich hier sprechen will, der Mangel an Lebensenergie bei unseren jungen Frauen und Mädchen, kommt im Mittelstand vor, d. h. da, wo der Intellekt überwiegt und die Arbeit am schwersten ist. Die unteren Volksschichten und die höchsten Kreise sind irgendwie dagegen gefeit und müssen es nach Art der Sache auch sein. Darauf, wie auf die internationale Verbreitung der krankhaften Abweichung vom normalen Zustand komme ich später zurück. Zunächst will ich das Krankheitsbild in allgemeinen Zügen geben, wie ich es aus zahlreichen Fällen meiner Praxis kennen gelernt habe. Was ich darstelle, ist ein Typus; niemand suche nach einer bestimmten Person.

Eine besorgte Mutter kommt in mein Sprechzimmer. Ihr folgt die Tochter von ungefähr zwanzig Jahren. Die Krankheitserscheinung ist mit kleinen Abweichungen überall die gleiche. Das Mädchen, früher fröhlich und gesund, ist in der letzten Zeit ganz verändert; sie klagt über Kopf- und Rückenschmerzen, über Herzklopfen, und zu Zeiten ist ihr Magen verstimmt; sie ist immer gleich müde, so daß sie tagsüber oft liegen muß; nachts dagegen schläft sie schlecht. An nichts hat sie Vergnügen, ist oft mürrisch und schlecht gelaunt, und ohne Grund weint sie. Niemand legt ihr etwas in den Weg, sie kann haben, was sie braucht und findet zu Hause so viel Beschäftigung als sie will. „Ich thue was ich kann," fügt die Mutter gewöhnlich hinzu, „laufe ihr den ganzen Tag mit Milch und Eiern nach; mittags mag sie ruhen, wenn sie müde ist; ich schicke sie spazieren bei schönem Wetter; ich vermeide alles, was sie reizen kann, aber es wird nicht besser. Ich fange an zu fürchten, daß etwas Ernstes dahinter ist und möchte Sie bitten, sie zu untersuchen."

Dann kommt die Untersuchung der Patientin, die ganz passiv bei dem mütterlichen Wortschwall bleibt. Ein bleiches junges Ding mit nervösem Zucken um den Mund, das scheinbar willenlos über sich ergehen läßt, was ich thue. Herz, Lunge, alle Organe sind gesund. Eine etwas bleiche Blutfarbe, ein etwas unregelmäßiger Herzschlag, ein wenig Trägheit des Verdauungsapparates ist alles, was ich finde. „Ich danke Ihnen," sagt die Mutter halb enttäuscht, da ich ihr den Befund mitteile. Aber die Patientin, ihre Apathie vergessend, wirft schnell die Frage dazwischen: „Darf ich Rad fahren?"

Ja, sie darf es, trotz des Stirnrunzelns der Mutter, die mich unvorsichtig findet. Und sie fährt Rad. Nach kurzer Zeit sehe ich die Mutter wieder, und zwar sehr zufrieden. Es ist ein Wunder; aber das Kind, das zu nichts fähig war und auf alles mit Kopfschmerzen, Rückenweh, Müdigkeit, Unlust reagierte, sitzt nun drei bis vier Stunden auf dem Rad und befindet sich gut dabei. Schlaf, Appetit, Stimmung, alles geht gut. „Sie scheinen es gleich getroffen zu haben," fügt man hinzu.

Aber ich weiß es besser. Als Probe und Beweis für körperliche Leistungsfähigkeit ist das Radfahren ausgezeichnet; ein gründliches Heilmittel ist es nicht, höchstens zeitweiliges Palliativ. Denn die Krankheit so vieler jungen Mädchen ist kein eingebildeter

Digitized by Google

Schmerz, der durch eine kleine Zerstreuung weicht; vielmehr ist es die auf den Körper zurückwirkende Krankheit der Seele, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart heißt und im Mangel einer Lebensaufgabe ihren Ursprung hat.

Ich habe im Anfang gesagt, daß die Krankheit meistens im Mittelstand vorkommt und daß mir das natürlich erscheint. In der unteren Volksschicht, wo das Wort gilt: wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, sind die Mädchen zur Arbeit gezwungen. In den höheren Kreisen, wo das Leben mit Repräsentationspflichten ausgefüllt ist, ist die Lebensaufgabe des Mannes und der Frau nicht so sehr verschieden und entbehrt also des Kontrastes, der das Nachdenken weckt. Im Mittelstand dagegen, der für Lebensunterhalt und Stellung tüchtig arbeiten muß, ist zwischen dem Mann, der für sein Brod schafft, und der Frau, die das nicht thut, eine stets größere Kluft entstanden. Die Tochter des Hauses ist da nicht mehr die unentbehrliche Arbeitskraft, die sie zuvor war, und das „heilige Muß" der früheren Zeit wird durch „das Suchen nach Pflichten" jetzt schlecht ersetzt.

Solange die Schulzeit dauert, geht alles gut. Die Tagesaufgabe füllt den Tag aus, und um die Zukunft sorgt sich kein fröhliches Kind — es sei denn vielleicht, daß es sich nach der Zeit sehnt, wo der Schulzwang aufhört und das freie Leben zuhause beginnt. Eine traurigere Täuschung als dieses freie Leben zuhause ist kaum denkbar. In den ersten Monaten merkt man es noch nicht so sehr; man sonnt sich darin, als „erwachsen" behandelt zu werden, und erst, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, schleicht sich unmerkbar die Unbefriedigung in das junge Leben ein. Dann kommt die Störung im seelischen Gleichgewicht, das Schwanken zwischen schlechter Laune und Selbstvorwürfen, das erst die Lebenslust und dann die Gesundheit aufreibt. Wer mit Gemüt und Geist am meisten ausgestattet ist, leidet am meisten.

Es geht abwärts, aber nicht ohne Kampf. Denn mit richtigem Instinkt fühlt das junge Mädchen, wo der Schuh drückt und sucht deshalb nach nützlicher Arbeit. Da giebt es Wohlthätigkeitsbazare, Kinderhorte, Krankenpflege, Herstellung von Blindenschrift, und allerhand Toynbee-Arbeit. Für die, die künstlerisch angelegt sind oder es zu sein glauben, kommt noch litterarischer oder musikalischer Dilettantismus dazu, was alles wieder in philanthropische Arbeit umgesetzt werden kann. So gelingt es, zeitweise, den Seelenhunger, der Langeweile heißt, zu stillen — nein, aber zu täuschen. Doch Flickwerk bleibt es, und es geht mit jedem Jahre bergab.

Inzwischen tritt etwas anderes ein. Es wird vom Heiraten gesprochen. Darf sie es wagen? Das Kind ist in der letzten Zeit so schwächlich, daß ihr alles zu viel scheint. Aber der Arzt sagt: es wird wohl gehen. So ein schwächliches junges Geschöpf wird manchmal eine tüchtige Frau. Das ist doch auch die Bestimmung des Mädchens, und die Gelegenheit jetzt unbenutzt zu lassen, ist auch etwas gewagt; denn richtig gerechnet ist sie so jung nicht mehr: bald nahen die Dreißig. Auch bekommt sie einen verständigen Mann, der sie schonen und ihr keine schweren Lasten auflegen wird.

Kinder!? — natürlich zunächst nicht. . . Nach Jahren vielleicht, wenn alles gut geht, eins oder zwei.

So überlegt man, und die Ehe kommt zu stande. Im ersten Jahr geht alles gut und nach Wunsch. Sie scheint etwas stärker als sie früher war; die Leitung des Haushalts ermüdet sie wenigstens nicht zu sehr. Im zweiten Jahr geht es etwas weniger gut; im dritten beginnt das Kränkeln und, um das Unglück voll zu machen, muß ein Kleines kommen. Schlimm genug, daß sie so schwächlich ist. Aber der Arzt sagt, daß sie es ganz gut aushalten kann, und nun ist sie etwas beruhigt. Es scheint sogar, als ob sie auflebt, und wenn es nicht zu kühn wäre, könnte man sagen, daß sie an der Kinderaussteuer Vergnügen findet.

Es ist sonderbar, daß man bei solchen Frauen nie weiß, woran man ist; nun aber die Sachen so liegen, ist es gut, daß sie es so auffaßt.

Das Kleine kommt; alles geht gut und glatt, und sie ist glücklich. Die strahlende Mutter fühlt jetzt, daß sie etwas wert ist und etwas kann. Heilig ist ihr Vorsatz, für das Kleine zu leben. Sie will es selbst stillen, selbst besorgen, alles selbst thun.

Digitized by Google

Aber ach, das Heilmittel kommt zu spät. Nicht straflos vertändelt man zehn Jahre seines Lebens in kleinlicher Sorge um das eigene Wohl. Die strenge Pflicht, die so spät im Leben aufgetreten, wird nicht mehr als ein Freund begrüßt, sondern als böser Feind abgewehrt, sobald ihre Forderung mit Ruhe und Bequemlichkeit sich nicht verträgt. Kein halbes Jahr später — und sie muß in ein Bad. Das Kleine bleibt mit dem Fräulein natürlich zu Haus. Armes Kind, du bist aus Versehen ins Leben gekommen und verdammt allein zu bleiben, mußt das herrliche Balgen, Fechten, die Gemeinschaft entbehren, die in keinem Kinderleben ungestraft fehlt, um nachher als einziger Sohn oder als verwöhnte Tochter alles nachzuahmen, was du an Selbstsucht und schlechter Laune im Elternhaus kennen lerntest!

* * *

Durch die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Erfurt wurde für das Jahr 1896 folgende Preisarbeit ausgeschrieben: „Wie läßt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volks vom 15. bis zum 20. Lebensjahr am zweckmäßigsten gestalten?"

Zwei preisgekrönte Bearbeitungen dieser Aufgabe liegen mir von zwei Frauen vor: von Luise Hagen und Anna Beyer. Die Preisfrage selbst und ihre Beantwortung sind für den Gegenstand, der uns beschäftigt, wichtig, weil sie beweisen, daß der Bankerott der gegenwärtigen Erziehung der Frau auch anderswo, auch in Deutschland, gefühlt wird und Besorgnis hervorruft.

Beide Arbeiten sind auch deshalb lesenswert, weil es den Verfassern klar ist, daß der große Fehler in der halben Erziehung und im Mangel an ernster Arbeit liegt. Beide suchen das Heilmittel in einer zielbewußten, ernsten Ausbildung der jungen Mädchen zu Müttern eines zukünftigen Geschlechts. Entwicklung des Gemüts und Charakters muß dabei im Vordergrund stehen. Die Erziehung von Männern und Frauen wird demzufolge prinzipiell verschieden sein. Der Mann muß alle seine Kraft und Energie darauf verwenden, Kenntnis und Tüchtigkeit zu erwerben, die er für seinen zukünftigen Beruf braucht. Die Frau hat sich ganz ihrer eignen geistigen Entwicklung zu widmen, die später der Familie zugute kommt. Um es mit den Worten von Anna Beyer zu sagen: „Sie soll in ihrem Eheleben, in Familie und Geselligkeit, jenes allseitige Interesse haben und pflegen, das der Mann, durch die Notwendigkeit gezwungen, verliert. Die Fachkenntnisse einer einzelnen Wissenschaft gehen sie nichts an, aber sie soll die aus allem Thatsachen- und Einzelwissen und über dasselbe hinauswachsenden Vorstellungen, Begriffe und Ideen verstehen und fortpflanzen, sie soll weiter dem in allen Menschen liegenden Triebe zur Schönheit sowohl in ihrer eigenen Erscheinung als in ihrer Umgebung zum Ausdruck verhelfen; sie muß verstehen können, in welchem innigen Zusammenhang das Ästhetische mit der Sittlichkeit steht, um seine Bedeutung in Haus und Geselligkeit zur Geltung zu bringen, kurz, sie muß jene schroffen Einseitigkeiten, die aus der Berufsbildung des Mannes erwachsen, durch eine umfassende Bildung abschwächen und ausgleichen. Braucht der Mann zuerst Fachbildung, so ist die ihrige vor allem allgemeine Bildung."[1])

Summa Summarum: die durch die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Erfurt preisgekrönte Lösung der gestellten Frage ist die: die Erziehung der weiblichen Jugend muß eine Erziehung für die Ehe sein.

Daß diese Lösung praktisch unbrauchbar und prinzipiell falsch ist, werde ich zu zeigen versuchen.

Sie ist praktisch unbrauchbar, weil sie thatsächlich nichts als eine Fortsetzung von der bisher befolgten Methode ist, deren Bankerott nicht mehr geleugnet werden kann. Die weibliche Jugend in unsern Tagen ist bisher für die Ehe erzogen worden, und diese Erziehung ist mißglückt. Man macht einen stehenden Sumpf nicht zum fließenden Strom dadurch, daß man ihn etwas vertieft. Und eine etwas breitere

[1]) S. 86 ihrer Schrift spricht Anna Beyer gleichfalls warme Worte für das Berufsleben der Frau, allerdings nur für den Beruf der Lehrerin und der Ärztin. D. Red.

Digitized by Google

litterarische und ästhetische Bildung macht das schwache Schulmädchen unserer Tage nicht zu einer tüchtigen, selbständigen Frau, die im häuslichen wie im gesellschaftlichen Leben das Gewicht ihrer Persönlichkeit in die Wagschale legt.

Im Gegenteil. Die Unzufriedenheit mit dem jetzigen Zustand, die an dem Lebensglück unserer Frauen und Mädchen nagt und sie physisch wie moralisch unfruchtbar macht, ist mit das Produkt ihrer höheren geistigen Entwicklung.

In seiner vor etwa 30 Jahren geschriebenen kleinen Arbeit: „Die Sklaverei der Frau" bemerkt Stuart Mill mit Recht, daß, wenn man die soziale Stellung der Frau bleiben lassen will, wie sie bis jetzt noch ist, alles, was man bisher für die geistige Befreiung der Frau gethan hat, ein Mißgriff gewesen ist. „Man hätte sie nicht wissenschaftlich bilden müssen, denn Frauen, die lesen, und noch mehr solche, die schreiben, sind bei dem bestehenden Zustand ein Widerspruch, ein störendes Element."

Will man nach dem Soziologen auch den Künstler über die Wirkung einer breiteren intellektuellen Erziehung, die auf die eigene geistige Entwicklung der Frau und auf diese allein gerichtet ist, hören, so lese man „das Eine, was not thut" von Anna de Savornin Lohmann. Was wird aus den begabten jungen Frauen, deren Geist mit den Schätzen der Wissenschaft und Kunst geschmückt, aber nicht durch die strenge, wenn auch harte tägliche Pflicht gefestigt wird — es sind die Katie's, die keine Wurzel in sich selbst haben, die an der Liebe zu den durch ihre Phantasie geschaffenen höheren Gebilden sterben.

Die strenge Pflicht nun, die in dem gegenwärtigen System bei der Erziehung unserer jungen Mädchen fehlt, ist auf keinerlei Weise in das System einzuführen.

Wenn Luise Hagen in ihrer preisgekrönten Schrift die Forderung aufstellt, daß die Erziehung der Töchter in der Familie vom 15. bis 20. Jahr den Eltern zur Aufgabe gemacht werden muß, so ist das ein frommer Wunsch und unvereinbar mit der Einrichtung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens. Die Zeit ist nun einmal vorbei, wo der Vorrat des Leinenschranks zuhause aus selbstgesponnenem Garn gewoben wird, und künstliche Pflichten, die man an die Stelle der natürlichen treten läßt, leiden an dem Fehler, daß sie künstlich und dadurch unfruchtbar sind.

Ein anderer Grund, aus dem ich die Erziehung für die Ehe für grundsätzlich falsch halte, liegt darin, daß sie notwendig zur Unwahrheit führt.

Es wäre etwas anderes, wenn alle Mädchen später heirateten, oder wenn man vorausbestimmen könnte, wer und wer nicht zur Ehe bestimmt ist. Da das aber nicht der Fall ist, bedeutet „Erziehung zur Ehe" eigentlich „Erziehung zur Ehegelegenheit". Hier zeigt sich sofort die Halbheit. Denn wer für ein bestimmtes Fach ausgebildet wird, lebt in dem Bewußtsein: „Das will ich erreichen, dafür arbeite ich." Bei der Erziehung zur Ehe aber werden die Karten nicht offen aufgelegt.

Die Ausbildung bei jedem andern Fach schließt das Recht ein, nach vollendeten Studien mit aller Macht nach Ausübung des Berufs zu streben. Je größer der Wettbewerb, desto mehr treibt die Pflicht, die Wettbewerber durch alle ehrlichen Mittel zu überholen, und der junge Mann, dem es dabei glückt, erwirbt dadurch nicht allein Vorteil, sondern auch Lob.

Ganz anders die Frau bei ihrer konventionellen Ausbildung zur Ehe. Es schickt sich nicht für sie, wenn sie zu erreichen sucht, was man ihr als Lebensziel aufgedrängt hat. Ihre Aufgabe ist warten, warten, warten, bis es kommt, und kommt es nicht, dann versaure oder vertrockene in tötender Langeweile mit einem Lächeln auf dem Gesicht! So ziemt sich's für ein Mädchen. Wahrlich, es brauchte nicht so zu sein! Und wenn sie sich nur den Schein gäbe, sich nichts merken ließe, wäre es schon gut. Nun kommt aber als Krone auf das would-be ethische Gebäude der Bildung zur Ehe die große Lüge der versteckten Männerjagd — die zu schildern man mir erlassen wird.

Ein dritter Grund, der die Mißbilligung der Ausbildung zur Ehe rechtfertigt, ist der, daß diese Art der Erziehung bei Frauen ohne eigene Mittel zu einer wirtschaftlichen Abhängigkeit führt, sei es vom zukünftigen Ehemann, sei es, wenn die Ehelotterie eine Niete ergeben hat, von den männlichen Verwandten. Daß das

Digitized by Google

Bewußtsein, nichts zu haben, was man nicht aus Gunst und als Geschenk bekommt, lähmend und hindernd auf das Selbstgefühl und den Lebensmut wirkt, bedarf keines Beweises. Und ebensowenig, daß darin mit eine Ursache für den Mangel an Lebensenergie liegt, den ich im Anfang geschildert habe. Man muß die zahllosen kleinen Verlegenheiten und Enttäuschungen in der Nähe gesehen haben, die selbst in wohlhabenden Familien aus dem Mangel an Selbstverfügung über Eigentum entstehen, um ihre Bedeutung für die Lebensfreude und die Charakterentwicklung zu begreifen.

Dies gilt nicht nur für die unverehelichte, sondern in vielen Familien auch für die verehelichte Frau. Und selbst in der Ehe, wo die Frau, sei es auf geraden oder krummen Wegen, eine freiere Verfügung über das durch den Mann erworbene Geld erhalten hat, auch da bleibt noch das Wort von Stuart Mill in Kraft: „Wenn sie kein eigenes Kapital hat, ist die Fähigkeit etwas zu verdienen, unentbehrlich für die Würde der Frau."

Hiermit glaube ich endgiltig gezeigt zu haben, daß von einer Ausbildung zur Ehe als Heilmittel gegen das Leiden, das uns beschäftigt, kein Heil zu erwarten ist, und wir kommen nun zu der Frage, wo denn wohl das gewünschte Heilmittel liegt. Ich bin oft genug in einem wirklichen Fall vor die Lösung dieser Frage gestellt, um die Lösung im allgemeinen hier geben zu können. Nicht, daß ich bei der Heilung so sehr glücklich gewesen wäre. Im Gegenteil. Es laufen oft unheilbare Fälle mit unter. Eine günstige Prognose wage ich in einem gegebenen Fall nur zu stellen, wenn er noch nicht veraltet ist, wenn das Mädchen Pflichtgefühl besitzt, wenn die Mutter verständig ist und Freiheit im Handeln hat. Gefordert wird dabei noch, daß der empfangene Unterricht nicht zu oberflächlich ist, so daß darauf fortgebaut werden kann.

Mein erstes Streben ist nun, die Tochter und ihre Mutter zu überzeugen, daß sie körperlich viel stärker ist als sie scheint. Das Rad ist dafür, wie schon gesagt, oft ein herrliches Mittel. Meine zweite eigentliche Aufgabe besteht darin, das Mädchen an die Arbeit zu bekommen. Ich meine an ernste, tüchtige Arbeit, die sie bis zur äußersten Grenze ihres Könnens anspannt, und die ihr zugleich eine nützliche Zukunft verheißt.

Die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten sind nicht gering. Neben der zeitraubenden Gewohnheit und Sitte, neben der ängstlichen, übergroßen Sorge der Mutter finde ich bisweilen einen starken Feind in der Gegenarbeit einiger Kollegen, die der traurigen Lehre huldigen, daß angestrengtes Arbeiten für ein Mädchen nicht tauge.

Trotzdem habe ich bisweilen Erfolg gehabt, und diese Fälle rechne ich zu den dankbarsten meiner Praxis. Der Versuchung, diese Fälle zu erzählen, muß ich widerstehen, da innerhalb der Wände meines Sprechzimmers bleiben muß, was dahin gehört.

Es erübrigt noch, den Inhalt des Gesagten in folgenden Sätzen zusammenzufassen:

1. Der Mangel an Lebensenergie bei unsern jungen Frauen und Mädchen ist seelischer, nicht leiblicher Art.

2. Er hat seinen tiefsten Grund in der Unzufriedenheit mit einer Existenz, bei der es an strenger Pflicht sowie an einem durch ehrliche Anstrengung zu erreichenden Ziel fehlt.

3. Er nimmt zu durch das Bewußtsein der Nutzlosigkeit, Ohnmacht und wirtschaftlichen Abhängigkeit und führt schließlich zu körperlicher Invalidität.

4. Die Ursache der Krankheit liegt hauptsächlich in einer verkehrten Erziehung, besonders in der zur Lüge und wirtschaftlichen Abhängigkeit führenden Ausbildung zur Ehe.

5. Bei der gegenwärtigen Einrichtung der Gesellschaft kann das Heilmittel nur in einer Richtung gesucht werden: tüchtige Fachbildung, die die Frau in den Stand setzt, sich ihr Brod selbst zu verdienen.

Zum Schluß noch ein Wort. Manche wird vielleicht die Frage auf den Lippen haben: giebt es denn für uns Frauen in der Zukunft keine höhere und bessere

Digitized by Google

Aufgabe als im scharfen Wettbewerb mit dem Mann den Streit um das tägliche Brod zu führen? Ist das der Weg, der zu der höheren Entwicklung des Menschengeschlechts führen soll, die doch das Endziel aller ernsten Arbeit ist?

Denen, die so fragen, will ich mein Credo sagen. Ich glaube, daß wir Frauen in erster Linie zu erobern haben: Vertrauen auf und Achtung vor uns selbst. Ich glaube, daß wir das auf dem Wege ernster Arbeit, die wirtschaftliche Unabhängigkeit giebt, erobern müssen. Der durch Sitte und Herkommen geaichte Typus der Frau wird dabei untergehen, und ein neuer wird aufkommen. Wie der aussehen wird, wage ich nicht vorherzusagen. Aber eins weiß ich gewiß: wir Frauen sind die Träger des Idealen und werden es sein, einerlei ob wir den Besen, das Seziermesser oder das Staatsruder führen.

Und was unsere durch die Natur uns angewiesene Frauenaufgabe betrifft — wenn durch tüchtige gemeinschaftliche Arbeit der beiden Geschlechter auf gemeinschaftlichem Arbeitsgebiet der verderbliche Einfluß einer sozialen Ordnung vernichtet sein wird, die die Männer keine Selbstbeherrschung und die Frauen keine Würde gelehrt hat, dann wird vielleicht der Tag anbrechen, an dem ein freies, starkes Frauengeschlecht wieder mit voller Hingabe an der Aufgabe arbeiten kann, bei der wir keine Rivalen haben: an der heutzutage von Männern und Frauen wohl durch Worte verherrlichten, aber in der That geschmähten Mutterschaft.

Als Erzieherin in Venezuela.

Von

Anna Rudolph.

Nachdruck verboten.

Es sind Jahre dahin gegangen, seit ich den Entschluß faßte, eine Stelle als Erzieherin im Hause eines deutschen Konsuls in Venezuela anzunehmen, jenem heißesten Land unserer Erde, fern am Nordrand des südamerikanischen Festlandes. Es war ein ernster Entschluß, allein so weit in ein fremdes Land zu gehen, unter lauter fremde Menschen; doch der Wunsch, die Welt zu sehen, war groß und gab mir Mut.

In kurzem war ich reisefertig. Man hatte mir geraten, mit einem englischen Dampfer zu reisen, der nach einer Fahrt von 21 Tagen bereits Curaçao, den Haupthafen für die südamerikanischen Linien, erreicht und zwar, nachdem er eine Rundreise über einige der schönsten Inseln des westindischen Archipels gemacht. So schiffte ich mich denn in Southampton ein, auf Gott vertrauend, der mich nicht verlassen würde, und in dem festen Glauben, daß seine Hand mir diesen Weg vorgezeichnet.

Wohl war mir das Herz beklommen, als der Dampfer sich in Bewegung setzte, als bald die Küste sich durch das dichte Schneegestöber den Blicken entzog. Ein ernster, letzter Gruß mit der Kanone, Tücherwehen, — und Europa lag hinter uns. Alles um mich herum sprach englisch, was ich damals mühsam verstand, und so fühlte ich mich sehr vereinsamt. Bald senkte sich die frühe Nacht herab, und die hochgehenden Wogen verursachten ein schauerliches Getöse.

Ich übergehe die ersten Tage, in denen jeder mehr oder weniger dem grauen Elend der Seekrankheit anheimfällt. Vierzehn Tage nur Himmel und Wasser! Man glaubt nicht, wie lang solche Tage sind. Sturmbewegte Nächte blieben nicht aus; man konnte weder gehen noch stehen auf dem Schiff; und doch war es eine gute Reise, wie der Kapitän den ängstlichen Gemütern versicherte. Am neunten Tag begann es wärmer zu werden; alle warmen Hüllen wurden beiseite gelegt; man merkte, daß

Digitized by Google

man sich der Tropenzone näherte. Am vierzehnten Tage, morgens um 6 Uhr, kam die Insel Barbados in Sicht, in deren Hafen wir zwei Stunden später einliefen. Es war ein wundersames Gefühl, wieder Land zu sehen. Kanonensalven grüßten uns, Flaggen wehten, und eine Menge kleiner Boote, von Negern geführt, umschwärmten den Dampfer. Da sah ich zum erstenmal die schwarzen Kinder der Tropen, wie sie köstliche Früchte des Südens, Orangen, Bananen, Feigen an Bord brachten.

Da der Dampfer viel Ladung zu löschen hatte, durften die Passagiere an Land, sich da umzusehen. In einem kleinen Boot, von zwei vergnügt grinsenden Negerjungen gerudert, fuhr ich mit einigen Damen und Herren hinüber nach der Insel, die im herrlichsten Sonnenglanz vor uns lag. Barbados ist eine englische Kolonie, wichtig und bedeutend durch ihre reichen Zuckerplantagen. Ein stolzes Gouvernements-Gebäude, dicht am Strand gelegen, ist nebst der kleinen Kirche das einzige sehenswerte Bauwerk. Die Straßen sind eng und schmutzig, und die fensterlosen Häuser geben ihnen etwas ungemein Trauriges, Ödes. Zwei Drittel der Bewohner sind Neger, von deren Häßlichkeit man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die wohlhabenden Negerfrauen kleiden sich nach europäischer Mode, aber in den grellsten Farben. Erstaunlich anzusehen war eine eben aus der Kirche tretende schwarze Schönheit, angethan mit langer, blauer Seidenschleppe, rosa-seidenem Hut mit wallender, weißer Feder, und das kurze Wollhaar in unzählige winzige Zöpfchen geflochten, die rings um den Kopf weit abstanden.

Unendlich lieblich aber ist die Umgebung der kleinen Stadt; auf einer schönen, breiten, schattigen Landstraße fuhren wir weit in das Land hinein. Zu beiden Seiten des Weges lagen zahllose, kleine Häuschen, unter Rosen und Orangen-Bäumen halb versteckt; sie bergen im Innern nur einen Raum zum Schlafen, denn unter jenem glücklichen Himmelsstrich, wo ein ewiger Frühling blüht, bedürfen die Menschen nicht viel häusliche Bequemlichkeit.

Gegen fünf Uhr nachmittags gab der Dampfer den Abschiedsgruß, und mit der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen noch die Kuppel des Regierungsgebäudes vergoldeten, fuhren wir wieder in die offene See hinein. Tief dunkelblau wölbte sich der Abendhimmel über uns mit einer Klarheit, wie sie eben nur in jenen Regionen zu finden ist. Die See war ruhig und spiegelglatt, und als der Mond aufging, war Barbados bereits am Horizont verschwunden wie ein flüchtiges Traumbild. — Am folgenden Tage berührten wir flüchtig Grenada und St. Vincent, zwei reizende englische Kolonieen, und näherten uns dann la Trinidad, der Perle des westindischen Inselflors, wie diese Insel nicht mit Unrecht genannt wird. Vorgelagert der meilenbreiten Mündung des Orinoko, wird sie in nicht zu ferner Zeit mit dem Festland vereinigt sein; ungeheure Erdmassen, die der gewaltige Strom mit sich führt, lagern sich in dem gewaltigen Mündungsgebiet derart an, daß schon jetzt der bedeutendste Hafen der Insel, der der Hauptstadt, ganz verflacht und den großen Schiffen unzugänglich wird. Weit draußen vor der Rhede wird der Anker ausgeworfen. Ein wunderbares Schauspiel bieten aber hier die aus dem Urwald sich heranwälzenden Wassermassen des Orinoko, deren dunkelgrüne Färbung im blauen Meerwasser sich abhebt, um so intensiver, als der Strom zahllose Wasserrosen, Schilfpflanzen u. s. w. mit sich führt; so bahnte sich unter Blumen der Dampfer seinen Weg.

Frühmorgens sahen wir im Glanz der Morgensonne, von grünen Wiesen umgeben, von Palmen beschattet, Port of Spain, die Hauptstadt Trinidads, vor uns liegen; dahinter, fern am Horizont, eine Kette blauer Berge, in deren Mitte das von leichten Rauchwölkchen umsäumte Haupt eines Vulkans. Wie ein Märchenbild lag es vor uns, wie ein Traum von einer überirdischen, schöneren Welt!

Sofort nach unserer Ankunft bestiegen wir ein kleines Boot, die schöne Insel zu besuchen, die freilich, in der Nähe gesehen, in gewissem Sinn allgemein eine Enttäuschung bereitete. Seit sieben Monaten war kein Tropfen Regen gefallen, und der Boden schmachtete nach Erquickung. Langsam pilgerten wir bei einer Hitze von 26 ° R. durch die einer Sandwüste gleichenden Straßen. Die flach gedeckten, ganz schmucklosen Häuser ziemlich reizlos; aber in den Straßen ein buntes Gewühl von Menschen aller

Digitized by Google

Nationen, aller Farben und aller Stände. Zwischen Europäern, Indianern, Mulatten und riesigen Negergestalten kleine, schlanke Hindus, die von den Engländern zur Arbeit in den Plantagen aus Ostindien hierher gebracht worden, weil sie fleißiger und ausdauernder sind als jede andere Race. In ihrer malerischen Tracht ziehen sie den Blick auf sich, und ihre graziösen Bewegungen schmeicheln sich ein. Weiße Tücher, geschickt um Hüften und Schultern geworfen, Glasperlenbehänge an den nackten Armen und Beinen, mehr nicht. Diese ärmste Klasse der Bevölkerung besitzt gar kein Heim; auf der Straße sind sie zu Hause; ganze Familien, Vater, Mutter und Kinder, letztere natürlich ganz nackt, kauern an den Straßenecken oder auf den freien Plätzen bei einem Kohlenbecken, worauf die kärgliche Mahlzeit bereitet wurde: ein wenig Kakao und in der Asche geröstete Platanos, Früchte des Bananen-Pisang.

Merkwürdig berührt den aus Europa eben angekommenen Fremden der Anblick unzähliger, großer, schwarzer Vögel, unsern Raben ähnlich, von denen es überall wimmelt. Sie bilden, sozusagen, eine Art Straßenpolizei, indem sie dieselben von allem Unrat, Küchenabfällen u. s. w. säubern. Die Verwaltung der Stadt schützt diese Raubvögel, die ihr auf so bequeme Weise vieles Lästige aus dem Wege räumen.

Tags darauf setzten wir die Reise fort und näherten uns schon nach wenigen Stunden der Küste des Festlandes; steil ragten die gewaltigen Felsenmassen der hart an das Meer herantretenden Cordilleras empor; ihre Häupter bis in die Wolken, die Schneefeldern gleich sich an den Abhängen lagerten. Flüchtig berührten wir La Guaira, den Hafen von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. La Guaira, ein ödes Felsennest auf vulkanischem Gestein, „verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten", lud nicht gerade zu einem Besuche ein; aber mit Urwald bedeckte, noch unbewohnte Inseln zogen sich längs der Küste hin und lockten, in die dunklen Geheimnisse ihrer Laubmassen einzudringen.

Bald sollten wir zum erstenmal den Fuß auf amerikanischen Boden setzen; noch eine kurze, herrliche Tropennacht auf dem vom Vollmond bestrahlten Meer, und wir landeten in Puerto Cabello, einem der großen Häfen für den Export des Kaffees. Riesige Baumwollenbäume spendeten am Strande einen wohlthuenden Schatten; sonst aber strahlte eine glühende Sonne auf öde, menschenleere Straßen, auf denen nur hie und da ein kleiner schwarzer Wasserverkäufer hinter seinem melancholischen Esel einherstampfte. Es lag wie eine Kirchhofsstille über der ganzen Stadt; alle Jalousien fest geschlossen, — es war Sonntag, alle Kaufhäuser zu, — kurz, trostlos; so daß die Rückkehr an Bord wie ein Freudenfest erschien, das Wiedersehen mit dem Kapitän, als ob man seit Jahren seinen besten Freund entbehrt hätte.

Am folgenden Morgen, dem 22. Tag unserer Reise, legten wir in Curaçao an, der vorläufigen Endstation für mich, wo ich Abschied von meinen Reisegefährten zu nehmen und auf einen kleinen Dampfer zu warten hatte, der mich nach Maracaibo bringen sollte, das die englischen Linien nicht direkt berühren. Die am Quai gelegene Posada nahm mich auf, und in diesen „heiligen Hallen" begann ich, die ganze Größe meiner Unternehmung zu ermessen. Die Einrichtung des Schlafzimmers, das mir angewiesen wurde, bestand aus einem höchst schmierigen Waschtisch, zwei alten Stühlen und dem sogenannten Bett; das kurioseste Ding, das ich je gesehen: zwischen zwei Holzböcken war ein Stück Segeltuch straff gespannt, darüber eine rote Decke gebreitet und ein Lederpolster für den Kopf; einladend sah es nicht aus. Was aber das Unbehaglichste war, das waren zwei Fenster ohne Glas, die auf eine Galerie hinausgingen, wo nachts die gesamte Negerdienerschaft schnarchte; der Gedanke, es möchte mich einer von ihnen mit einem Besuch beehren wollen, war nicht sehr erfreulich. So lag ich denn wach, umso mehr als Scharen von Ameisen und Mosquitos sich über meine Ankunft derart freuten, daß sie mich keinen Augenblick in Frieden ließen.

Die von einer sehr unsauberen Negerin mir servierten Mahlzeiten waren höchst fraglicher Natur, und ich könnte nicht sagen, daß ich die in einem rötlichen Öl schwimmenden Produkte ihrer Kochkunst nach Gebühr gewürdigt hätte. Der Gedanke, das alles in der Welt vorübergehe, tröstete mich in jenen Tagen, obgleich ich mir

Digitized by Google

hätte sagen können, daß es am Ende noch schlimmer kommen würde. Die elf Tage meines Aufenthalts waren eine Geduldsprobe, wenngleich ich mich bemühte, möglichst viel von der Insel und ihren Bewohnern zu sehen. Curaçao ist eine holländische Besitzung; wenig fruchtbar, denn der durchweg felsige Boden bringt nirgends einen grünen Halm hervor. Und nie habe ich einen wehmütigeren Anblick gehabt, als den des dortigen Kirchhofs. Nicht in die Erde bettet man die Toten, sondern wölbt über dem Sarg ein kleines Steinhäuschen. Nicht ein Blümchen schmückt die Reihe dieser weißglänzenden Sarkophage, die ich zuerst bei einem Abendspaziergang im ungewissen Licht des Mondes vor mir sah.

Auf solchen Abendspaziergängen kam ich oft durch enge, nur von Negern bewohnte Gassen; da saßen die Bewohner vor den Thüren und spielten auf einer Guitarre oder Harmonika sanft klagende Melodien.

Endlich kam der kleine Dampfer, der nach 24 Stunden einer höchst stürmischen Überfahrt mich nach dem Hafen von Maracaibo brachte. Unter unbeschreiblichem Rollen und Stampfen arbeitete das kleine Schiff gegen die Golfströmung an; es war ein unheimlicher Kampf gegen die sich überstürzenden Wogen. Dann wurde die Fahrt etwas ruhiger, und als ich mich eben von einem letzten Anfall der Seekrankheit etwas erholt hatte und mit tiefer Bewegung gespanntester Erwartung oben am Steuerbord stand, kam endlich der Hafen und die Stadt Maracaibo in Sicht.

Hart am Eingang einer Lagune liegt der Ort, freundlich von hohen Palmen umgeben. Der Stadt gegenüber, am jenseitigen Ufer, eine Reihe kleiner Landhäuser, halb hinter den Palmen versteckt. Und dort wehten deutsche Flaggen zum Gruß für den hereinkommenden Dampfer, weil eine Deutsche an Bord war. Der Konsul kam selbst mich abzuholen und geleitete mich in sein Haus, wo seine Familie mich liebevoll empfing. Und in einem jener Landhäuser fand ich nun die Stätte, wo ich auf Jahre hinaus ein Glied der Familie werden, alle Entbehrungen, geistige und materielle, mit ihr teilen und in ernster Arbeit eben jene Entbehrungen vergessen sollte. Dem Himmel sei ewig Dank, daß er mich in einen Kreis liebenswürdiger, edler Menschen führte, deren Freuden und Leiden, deren Sorgen ich von nun an als meine eigenen betrachten lernte, denen ich bis zum Tode Liebe und Verehrung zolle.

Beim ersten Eintritt in dies Haus der Tropen empfand ich, daß der Begriff „häusliches Behagen" hier ausgeschlossen sei. Das Haus war einer Scheune zu vergleichen, eine durch leichte Wände in verschiedene Räume geteilte Halle; der Fußboden rohe Pflastersteine, die Wände kahl, weiß getüncht, die offenen, glaslosen Fenster, mit eisernen Gittern versehen und nur durch leichte Jalousien geschützt; die Decke des Hauses ein Rohrgeflecht, in dem zahllose Fledermäuse ihre Schlupfwinkel hatten, von wo aus sie des Nachts in toller Jagd durch alle Räume flogen. Welch eine Selbstüberwindung lernt der Neuangekommene üben! Wie bald wird man gewahr, daß Ungeziefer jeder Art, giftig und gefährlich, das Zimmer, ja das Bett mit einem teilt: Scorpione, Tausendfüße, giftige Eidechsen, große Spinnen, ja selbst Schlangen sind massenhaft vorhanden und oft im Zimmer zu finden. Das tropische Amerika verfügt über großen „Reichtum" in Bezug auf die Insektenwelt. Spinnen der mannigfaltigsten Art, unter ihnen die mata caballo, deren schwarzer Leib thalergroß und deren Biß ungemein giftig ist. Von den Schlangen sind viele harmlos; doch giebt es Riesenschlangen und die giftige coralis, deren Leib schwarz und rot geringelt ist. Um diesen zahllosen Gästen keine Schlupfwinkel zu bieten, ist die Einrichtung der Häuser die denkbar einfachste: weder Teppiche, noch Vorhänge, noch Schränke! Nur das Allernötigste: eine Hängematte oder ein aufgespanntes Segeltuch zum Schlafen, zum Schutz gegen Mosquitos mit einem Gazevorhang versehen, Tische und Schaukelstühle; mehr nicht. Außerordentlich groß ist hingegen der Luxus an Dienerschaft: acht, zehn und mehr Personen gehören zu einem Haushalt, der bei uns höchstens zwei bis drei bedarf. Es sind dies Neger oder Indianer; jedes von ihnen bringt beim Eintritt in den Dienst seine drei oder vier Kinder mit, die incognito mit durchgefüttert werden! Freilich sind sie alle sehr bescheiden; keinen Raum zum Schlafen, kein Lager beanspruchen sie, nur ein wenig Nahrung. Abends legen sich alle auf die

Digitized by Google

harte Erde, draußen im Garten, unten am Strand, irgendwo; morgens baden sie in der Lagune; sie kennen nicht den Luxus eines Handtuchs, naß schlüpfen sie wieder in die dürftigen Fähnchen, die kaum ihre Blöße bedecken. Alle rauchen sie bei der Arbeit, die alte Köchin an ihrem Herd, die Waschfrau bei ihrer Wäsche; hat man den geringsten Einwand gegen ihr Thun und Treiben, so verlassen sie sofort den Dienst, an dem ihnen wenig gelegen ist. Und in all dieses schickt sich die deutsche Hausfrau und lernt bald „das Unvermeidliche mit Würde tragen". Der Eingeborene spricht mit Entsetzen von der terra fria, von der die alemanes zu ihm kommen, und wundert sich, wenn sie nicht alles schön bei ihm finden. In einer glücklichen Bedürfnislosigkeit lebt er dahin, froh und zufrieden, wenn er täglich eine Tasse Kakao und ein Stück harten Ziegenkäse hat. Versagt ihm doch die Natur oft sogar das nötige Trinkwasser. Im April und Mai, wenn die trockene Jahreszeit zu Ende geht, wenn die ersten Regen sehnsüchtig erwartet werden und der Wohlhabende sorgenvoll den Rest von Regenwasser in seiner Cisterne betrachtet, dann gräbt der Arme tiefe Löcher in den Boden, stellt ein Gefäß hinein und ist froh, wenn nach stundenlangem Warten dieses vollgesickert ist mit einer lehmigen Flüssigkeit. Maracaibo, am See gleichen Namens gelegen, ist gänzlich ohne Trinkwasser, denn die Wasser der Lagune sind bittersalzig. In den Besitzungen der Reichen fängt man in den Regenmonaten in Cisternen das Regenwasser auf, das dann, in Thonkrüge gefüllt und in den Zugwind gestellt, ganz kühl schmeckt. Daß ab und zu ein kleiner Frosch im Krug sitzt, darf einen freilich nicht erbosen.

Aus diesem Mangel erklärt sich auch die Unfruchtbarkeit des Bodens der nächsten Umgebung. Mühsam zogen wir in Kisten einige Rosen; außer den Palmen und den allerdings riesigen Oleanderbäumen sahen wir nur Cactusstauden, diese poesieloseste aller Pflanzen, die der Landschaft stets etwas Ödes, Trauriges giebt; kein Grashälmchen, kein noch so bescheidenes Blümchen. Dafür belebte eine bunte Vogelwelt unseren Garten, der sich bis zum Strand hinabzog; wie Diamanten glitzerten die im Sonnenlicht herumschwirrenden Kolibri; dunkelgelbe Tropiale und feuerrote Kardinäle ließen ihre laute Stimme vernehmen, und die leisen Schmeicheltöne allerliebster Lachtauben antworteten von allen Seiten.

Das Land Venezuela ist in jeder Hinsicht von der Natur reich bedacht; aber der Mensch, der nichts bedarf, hebt diese Schätze nicht, die sie ausstreut. Reiche Goldadern, mächtige Salzlager sind im Innern der Berge vorhanden; niemand hebt sie. Höher als die Kette des Montblanc erhebt sich die Sierra de Santa Marta, deren Spitzen in ewigem Schnee begraben liegen; steil steigt sie von der Küste an in die Höhe und flacht sich jenseits des Kammes langsam nach und nach ab. Von Marakaibo aus, dem heißesten Ort der Erde, ist man in drei Tagen in der Region des ewigen Schnees. Auf schmalen Maultierpfaden, neben grausigen Abgründen hin, wandert der deutsche Kaufmann in das Innere des Landes, wo unabsehbar die Reis- und Kaffee-Plantagen sich erstrecken; hängt doch von der Ernte alles für ihn ab. Wahrlich, nicht mühelos ist der Gewinn, den der fleißige Europäer hier für sich erstrebt. Vor Sonnenaufgang beginnt seine Thätigkeit; bei einer Hitze von 26—28° R. arbeitet jeder ununterbrochen bis gegen Sonnenuntergang, um dann den Abend still im Kreis der Seinen zu verleben. Da giebt es Jahr aus und ein nichts, was den Geist erfrischt, keinen Kunstgenuß, keinen Spaziergang, — denn unerbittlich hält die glühende Sonne jeden im Hause fest; — in erdrückendem Einerlei spinnt sich das Dasein ab, in dem das Eintreffen der Post, die der Dampfer bringt, das einzige Ereignis bildet. Und nicht allein geistige, auch materielle Genüsse heißt es entbehren lernen. Der Tisch bietet keine Gemüse, keine Kartoffel, keine Butter, kein Brot! Da im Lande selbst kein Getreide gebaut und alles Mehl von New-York importiert wird, so hatten wir oft, wenn der kleine Vorrat erschöpft war und der Dampfer länger ausblieb, tagelang keinen Bissen Brot. Das ist eine schmerzliche Entbehrung für uns; den Eingeborenen berührt sie nicht; ihm ersetzt die Frucht des Pisang das Brot vollständig. Unreif gepflückt und in der Asche geröstet oder reif in Scheiben geschnitten und in Fett gebraten, in jeder Form und zu jeder Tageszeit ist sie ihm willkommen.

Digitized by Google

An Aussehen einer Gurke ähnlich, enthält sie eine mehlige Substanz von sehr nahrhafter Beschaffenheit. Für die Freunde einer wohlbesetzten Tafel bot der Markt eine Menge Leckerbissen, mit denen sich leider nicht jeder europäische Magen einverstanden erklärt; da gab es zierliche Eidechsen, wilde Kaninchen, Gürteltiere (o Entsetzen!), nach Moschus duftende Krokodileier, Schildkröten, doch auch Fische und Geflügel in Menge, und — last not least — die herrlichsten Früchte: in Prachtexemplaren die duftige Ananas und die Königin der Früchte, die köstliche Cherry mosa; die würzigen Beeren der Kakteen, Feigen und Apfelsinen.

Die dienende Klasse besteht, wie schon erwähnt, aus Indianern und Negern, und es gilt im allgemeinen die Ansicht: „Je schwärzer, desto treuer." — In unserer nächsten Nähe, auf einer kleinen Halbinsel, wohnte noch ein Stamm unverfälschter, reiner Indianer, von rotbrauner Farbe, in vollständiger Wildheit. In Pfahlbauten im Wasser lebend, ihre eigene Sprache sprechend, ohne jegliche Kenntnis von Religion und Gesetz, weit und breit wegen ihrer Diebereien gefürchtet. Von Zeit zu Zeit kommen sie in die Stadt, um ihre Kinder zu verkaufen; für eine Flasche Branntwein ist solch ein armes, kleines Wesen zu haben, das zur Dienstbarkeit gekauft und erzogen wird. Meist schließen sie sich sehr innig an die Familie ihres Herrn an, der sie wohl zuerst mit der Peitsche erziehen muß, um ihnen den Begriff von „Mein" und „Dein" beizubringen. Der Staat knüpft an diesen Menschenhandel nur die eine Bedingung, daß das gekaufte Kind durch die Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen werde. Auch hat man in den letzten Jahren Schulen für das arme, unwissende Volk eingerichtet, deren Besuch freilich noch spärlich genug ist; das erschlaffende Klima, die Bedürfnislosigkeit sind ja die natürlichen Ursachen einer für uns unglaublichen Trägheit. Und doch wohnt dem Volk viel Sinn für Poesie inne, die sich schon in seiner bilderreichen Sprache kundgiebt. Der Arme bittet um ein Almosen, indem er die Worte ausruft: „Por la vida de Sus queridos" (bei dem Leben deiner Lieben); er dankt mit den Worten: „Yo beso sus piés" (ich küsse deine Füße). Liegt doch schon in der spanischen Sprache selbst unendlicher Wohlklang, Harmonie und Anmut. Mit kindlicher Frömmigkeit hängt jeder einzelne an den Ceremonien der katholischen Kirche; haben doch auch mich ihre Prozessionen am Charfreitag tief ergriffen. Auf der Plazza Major wurde mit Fackelbegleitung der gekreuzigte Heiland in einem köstlichen, offenen Sarge von geschliffenem Schildpatt vorübergetragen.

Den gewaltigsten Eindruck aber, dem jeder aus gemäßigter Zone Kommende sich nicht verschließen kann, bringen wohl die Naturereignisse hervor, deren Großartigkeit uns oft auf das tiefste erschüttert hat. Noch war ich nicht drei Monate im Lande, als verheerend eine Heuschreckenplage über uns hereinbrach. Eines Morgens, gegen zehn Uhr, wurde es plötzlich dunkel; ein seltsames Schwirren in der Luft ließ uns einen Orkan befürchten, als mit einemmal große Scharen von Heuschrecken herangezogen kamen; wie ein Schneesturm wirbelten diese Untiere um uns herum, 14 Tage lang ununterbrochen! Scharenweise kamen sie zu den offenen Fenstern herein; Millionen fielen überall zur Erde, wo sie zertreten wurden; die Lagune war hoch mit ihnen bedeckt, die nun bei der furchtbaren Hitze sofort in Verwesung übergingen und einen bestialischen Geruch verbreiteten. Alles irgendwie Vertilgbare fiel den gefräßigen Tieren zum Opfer; die stores wurden geschlossen, Handel, Verkehr, alles hörte auf. In den Straßen zündete man allenthalben Feuer an, in der Hoffnung, die Tiere zu verscheuchen; es diente zu nichts, als Qualm zu verbreiten und die ohnehin schon verpestete Luft noch unerträglicher zu machen. Thränenden Auges stand man ratlos dieser Heimsuchung gegenüber und harrte der Erlösung von diesem Übel.

Kaum war dies Schrecknis einigermaßen in den Hintergrund getreten, so trat mit der Regenzeit die Periode der Orkane ein, deren Gewalt wir uns eben so wenig vorstellen können als die Schnelligkeit, mit der sie kommen. In solchem Aufruhr der Elemente mag wohl das Menschenherz zittern! Brachen die Gewitter des Nachts aus, so stand jedermann auf, umsomehr als der überall durchdringende Regen uns zwang, eine trocken gebliebene Ecke aufzusuchen. Da saß ich denn bei den weinenden Kindern und sprach ihnen Trost zu, dessen ich selbst bedurft hätte. Tiefer noch wird

Digitized by Google

die Seele erschüttert, wenn, schrecklicher als jedes andere Naturereignis, ein Erdbeben eintritt. Maracaibo ruht auf vulkanischem Boden, und häufige Erdstöße, sekundenlanges Rollen und Stoßen erzählt seinen Bewohnern von dem Vorhandensein unterirdischer Mächte. Nur zu oft während meines Aufenthalts brach auch dies Schrecknis über uns herein. Mitten in der Nacht von einem heftigen Stoß aufgescheucht, eilt man ins Freie; draußen Scenen unbeschreiblicher Verwirrung; die Neger auf den Knieen liegend, immerfort „misericordias, Dios“ rufend, mit den Geberden der Todesangst, denn sie sehen in dem Vorgang eine Warnung vor dem hereinbrechenden Strafgericht Gottes. Dann sucht man sich gegenseitig zu beruhigen; man tritt behutsam in das verlassene Haus und untersucht, ob sein Dach und seine Mauern noch feststehen und — — — legt sich schließlich wieder hin, selbst auf die Gefahr hin, daß die nächste Stunde eine Wiederholung des Stoßes und neue Auftritte gräßlichen Entsetzens bringe.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie es möglich sei, dies alles zu ertragen? Aber was läßt die Gewohnheit uns nicht ertragen? Der Eingeborene kennt es nicht anders und liebt die Scholle, auf der er geboren; und der Europäer sucht dort, was die Heimat ihm versagte, den Gewinn, den er den Verhältnissen abtrotzt. Aber eben in diesem Kampfe liegt ja auch der Reiz des Daseins.

Nach einem Aufenthalt von nahezu fünf Jahren verließ ich die Stätte einer angestrengten Thätigkeit, aber auch einen Kreis lieber Freunde. In solch weiter Ferne schließt man sich eng aneinander, Freud' und Leid wird gemeinsam empfunden; vor allem aber werden wir uns in der fremdartigen Umgebung unserer Zugehörigkeit zur deutschen Heimat erst ganz bewußt. Nie war ich stolzer darauf, eine Deutsche zu sein, als seitdem ich im Ausland gewesen. Die Ehren, die der deutsche Konsul als Vertreter seines Kaisers und seiner Nation entgegennimmt, sind in der That wohlthuend. Die deutsche Kolonie in Maracaibo war ja nur klein, etwa vierzig bis fünfzig Personen — aber unser Haus war der Mittelpunkt für alle. Wenn der Abend sank, dann kamen unsere jungen Landsleute, die in der Stadt wohnten, zu uns herausgeritten, um ein Stündchen zu verplaudern und ein Glas deutschen Bieres zu trinken. „Deutsches Bier“, aus der Heimat gesandt, das größte Labsal nach des Tages Hitze und Mühe.

„Wo auch nur zwei Deutsche leben“, sie bilden einen Verein! Auch wir hatten einen Gesangverein. Und wenn des Abends die Ruderschläge des deutschen Ruderbootes näher und näher kamen, wenn deutsche Volkslieder, von frischen, wohlbekannten Stimmen gesungen, über die Wellen der Lagune herübertönten, dann dachte man heim und trocknete leis die Thräne, die in der Fremde der Heimat galt.

Von Frauen und über Frauen.

Die Erfahrung hat an den amerikanischen Hochschulen, an den Mädchengymnasien, an den Studentinnen und Ärztinnen gezeigt, daß vernünftig betriebenes Studium die Gesundheit fördert. Die schlechten Erfahrungen, die gerade die Nervenärzte über Lehrerinnenexamen und Erzieherinberuf gewonnen haben, gründen sich nur darauf, daß oft nach einer mangelhaften, in ungesunden Schulen gewonnenen Vorbildung unter Angst und Not in zwei Jahren das ganze Wissen der Lehrerin erworben werden soll, und zwar oft von wenig Befähigten. Dazu kommt dann noch all das Mißliche und Schwierige der Stellung, die Überlastung mit Arbeit bei ungenügender Besoldung, oft auch bei einer Behandlung, die der Bildung und dem darauf beruhenden berechtigten Selbstgefühl wenig entspricht. Unter solchen Verhältnissen versagt aber auch die Gesundheit des Mannes. Dr. Otto Dornblüth.

Digitized by Google

Stille im Sturm.

Es pfeift der Nordwind, und die Woge rennt
Zu Füßen dir und mir mit lautem Schlage —
Entfesselt feiert heut das Element
Die erste Orgie der Novembertage.

Der Sommer schwand, und wilder rauscht das Meer,
Und nun empören sich erwachte Geister
Und werfen Wind und Wellen um sich her
Wie feile Sklaven — denn sie sind die Meister!

Sie schreien auf und jubeln in die Luft,
Urtrotzig kühn in wütendem Beginnen,
Als ob ein ganzes Heer Titanen ruft
Kampflustig in den Wasserschlössern drinnen.

Metallen glänzt der Welle schneller Lauf,
Wo windgepeischt die lachenden Najaden
Den weißen Gischt zu dir und mir herauf
Hinschleudern, uns die Wangen drin zu baden.

Wie Schleier wallt es weiter an den Strand . . .
Champagnerschaum auf silberhellen Schalen,
So trägt die Welle ihren Gischt ans Land,
Durchschwirrt von siebenfarbnen Sonnenstrahlen.

Ein toller Reigen ist es, der da tost,
Bewegung überall und wildes Stürmen;
Das Meer, das gestern noch so lind gekost,
Will heut sich frevelhaft zum Himmel türmen.

Ruhlose Wut . . . nur du und ich sind still — —
Uns singt mit warmem Mund im kalten Norden
Der Meereswoge dröhnendes Gebrüll —
Ein Liebeslied in rasenden Akkorden.

Emil Roland (Emmi Lewald).

Digitized by Google

Die Buchhalterin.

Erzählung

von

Al. Hermann.

Nachdruck verboten.

Schluß von Seite 24.

Seit Gerdas Eintritt war fast ein Monat vergangen. Es war Mittagszeit, und Fräulein Rasmussen hütete allein die papiernen Schätze des kleinen Ladens, als der Weißkopf des alten Hausdieners zwischen der Thür des angrenzenden Lagerraums sichtbar wurde.

„Schon wieder zurück, Hansen?"

„Je ja, je ja, Mamsell, der Schreck hat mir Beine gemacht. Je ja —"

„Das klingt ordentlich bedenklich! Was ist denn vorgefallen? Sie dürfen dreist laut sprechen, es ist niemand sonst hier, niemand", schrie sie ihm nochmals ins Ohr.

Er nickte. „Wissen wir, wissen wir alles. — Lürßen steht drüben auf der Ecke; bei Kaufmann Falkström soll gleich ein Brautpaar in die vergoldete Hochzeitskutsche steigen, mir war nicht nach Brautpaar zu Mute — gewiß nicht — ich hatte reichlich genug an dem andren Pärchen, dem ich begegnet bin, — sehr begegnet! Ich hab's nicht gedacht, daß Sie recht hatten, dummer Schnack von unserm Ladenfräulein habe ich gemeint —"

„Sehr höflich! — Um alles in der Welt, Hansen, so hören Sie doch auf in Rätseln zu reden, wem sind Sie denn ‚sehr' begegnet?"

„Man schämt sich wahrhaftig, es laut werden zu lassen. Na, wenn sie sich nicht genieren, zusammen durch den Stadtpark zu laufen, er, der alte Knopf, mit verliebten Augen so dicht neben ihr her, so dicht" — er näherte sich bedenklich dem Ladenfräulein — „und redet in einem fort in sie rein und verwendet keinen Blick von ihrem Puppengesicht — und sie, als wenn sie was verloren hat, guckt partout in den gelben Kies —"

„Sie meinen doch nicht etwa — unsern Herrn Carlsen und —"

„Unsere hübsche Mamsell, wen sonst? So wahr ich Nils Hansen bin, keine andere! — — Da schlagen Sie die Hände über dem Kopf zusammen. So hat's kommen müssen, ja ja! Unsre alte Madame, sie war garnicht stolz, was unsern jungen Herrn seine selige Mutter ist, der hat's geschwant. ‚Nils', hat sie gesprochen und dabei geseufzt, ‚wenn meinen Erik nur nicht eines Tages die Reue plagt, daß er sich so was Apartes zur Frau genommen hat, wenn er sich nur nie nach einer Ehefrau von unsrer guten, kräftigen, schwedischen Art sehnt!'"

„Hüten wird sich der Chef und dieses Ding heiraten! Da brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Die Lundgreen, die ist ihm nur eine artige Zerstreuung, schlägt ihm die Zeit tot — ist erst Frau Joaquina mit dem Jungen zurückgekehrt — wie kann dieser Mensch seinem Fleisch und Blut das anthun! — dann gewöhnt er sich das Mädel schon wieder ab."

„Na, na, wenn Sie nur recht behalten möchten! Auf diesen Knieen hat er schon Hoppereiter gemacht, als er noch nicht hat ‚Papa und Mama' rausbringen können, der jetzige Herr Erik; aber sein Köpfchen hat er schon damals aufgesetzt, und was für eins!"

„Das wäre noch besser! Da sollte man sich eigentlich bei Zeiten ins Mittel legen. Ein paar Worte, eine Warnung für die arme, junge Mutter. Sie könnten schreiben, — schreiben lassen —"

„Werd' mich was! Mamsellchen, es thut nicht gut, sich in die Angelegenheiten von Eheleuten zu mischen. Wie ich die junge Carlsen kenne, würde sie es doch nicht glauben. Sie schwört auf ihren Erik — und, alles was recht ist, bis jetzt hat sie auch noch keine Ursache zum Klagen gehabt. — Die Nachricht würde

Digitized by Google

ihr den letzten Stoß geben; aus Spinnwebe ist sie ohnehin schon!"

„Es fiel mir nur eben so ein, Hansen. — Schließlich, was kümmert uns die fatale Geschichte? Jeder hat mit seinen eigenen Sachen reichlich zu schaffen. — Doch, daß es beim Briefdiktieren — um ihr Schreiben ist's ihm dabei selbstverständlich weniger zu thun, — daß es bei dem Gucken und Schielen durch die Glasthür der Packkammer nicht bleiben würde, das konnte sich ein denkender Mensch von Anfang an sagen."

„Und wenn er noch von der Kammer aus so was hätte, was man Aussicht nennt, — nichts als ein Strähnchen rotes Haar von ihrem Hinterkopf und ein Stückchen gelben Kleiderrücken; denn nach ihm umsehen, das giebt's bei der Kleinen nicht —"

„Das ist richtig, sie ist sehr reserviert. Trotzdem, die sogenannten kalten Schönheiten, die haben es hinter — Pst, pst! —" Fräulein Amalia Rasmussen legte plötzlich den Zeigefinger auf die blassen Lippen und wies darauf durch das Schaufenster.

Vorsichtig schlurfte der Alte davon. Die Verkäuferin riß die Tageskasse auf. „22, 23, 24, ein halb" zählte sie, kaum fand sie Muße, Herrn Carlsen's Begrüßung zu erwidern. —

Drinnen vor seinem Schreibtisch stützte der Buchhändler seinen heißen Kopf in die Hände, noch einmal ließ er diesen stets allzu kurzen Weg mit Gerda an sich vorüberziehen. Sie war so gläubig! Nicht einen Augenblick zweifelte sie daran, daß er in Heyerdals Garten, jenseits des Stadtparks, jeden Mittag sein Essen verzehrte, als ob er überhaupt gewöhnt wäre, schon um 12 Uhr zu speisen! Wie erstaunt ihn das Mädchen heute angeschaut hatte bei seinem Vorschlag, unter den uralten, breiten Lindenbäumen dort ihm zur Gesellschaft ein Gläschen Portwein zu trinken. „Sie scherzen, Herr Carlsen", hatte sie ohne Besinnen entgegnet, — dann begütigend, — „und vergessen auch ganz, daß ich daheim mit Sehnsucht erwartet werde." Wenn sie nur zu Haus nichts von dieser Aufforderung verlauten ließ! Er hatte es ungeschickt angefangen, künftig wollte er ganz behutsam zu Werke gehen, sonst verscheuchte er die Kleine noch. Wehe, wenn sie erst seine Gefühle ahnte, dann war es um ihre Unbefangenheit geschehen! Und er wollte ihr unschuldiges Geplauder von ihren vielen, guten Freundinnen, von Bruder Lars und seinen kecken Knabenstreichen, um alles in der Welt nicht missen. Wieviel Liebe und Besorgnis klang aus jedem ihrer Worte, sobald sie von ihrem bedauernswerten Vater zu reden begann! Würde ihn nur einmal einer dieser treuen, hingebungsvollen Blicke treffen, die sie täglich ihren Nächsten spendete, dann wollte er sich glücklich preisen — doch diese hellen, ruhigen Augen, vor allem diese Lippen, so eisern, so willensstark, Himmel, sie konnten einen zur Verzweiflung bringen! Oder rasend machen. Er war es schon halb. Konnte er doch kaum die kommende Stunde erwarten, in der er wieder die gleiche Luft mit ihr einsog! Selbst in der verwichenen Nacht hatte er im Halbschlaf ihre glockenreine Stimme zu hören gemeint.

So ging es nicht länger fort, so nicht, es sollte anders werden, er mußte lernen seine Leidenschaft zu bemeistern! Hatte er es nicht von klein auf vermocht? — Da stand im elterlichen Eßsaal auf dem hohen Tisch, über dessen Rand er damals kaum fortsehen konnte, eine Schale mit leckren Äpfeln. Er war allein. Schon hatte er die kleine Hand begehrlich ausgestreckt — da, mit jähem Ruck zog er sie zurück und legte sie auf den Rücken. Nicht genug daran, er erinnerte sich so deutlich, als wäre es gestern gewesen, er schob sich auf das braunrote Sammetsofa, kerzengrade, regungslos saß er vor den Rotwangigen und betrachtete sie, während helle Thränen in seinen Augen standen, die er zu verschlucken suchte.

Noch ein Kind, hatte er sich Entsagung auferlegt — und jetzt, heute? Er stampfte mit dem Fuße auf. — — —

„Rate einmal, Mutter, an wen mich unser Chef täglich mehr im Wesen erinnert? Kurz vor Heyerdals Wirtschaft traf ich nämlich Herrn Carlsen, er sprach mich an. Es ist jetzt schon das dritte, nein, das vierte Mal, daß ich ihm zufällig begegne."

„Wie kann ich das wissen, Gerdchen."

„Nun, an Oberlehrer Ridborg, der immer in der Schule zu uns sagte, er wäre unser Vater und wir Mädchen alle seine Kinder. Er war ein so freundlicher, gütiger Mensch,

Digitized by Google

man hatte das Gefühl, er hegte für jede einzelne Interesse. Damals weinten wir uns die Augen fast blind, als es hieß, er sei nach Christiania an das Gymnasium berufen. Kanntest du Ridborg nicht auch, Väterchen?"

„Ridborg? Möglich, ich entsinne mich nicht; mein Kopf — Namen, Zahlen sind zeitweise wie ausgelöscht — ich dächte, Kind, du solltest von jetzt ab lieber am Mittag den Omnibus nehmen —"

„Weshalb das? Habe ich nicht junge, schnelle Füße?"

„Weil — weil ich wirklich ungern warte und mich nicht ohne dich an den Tisch setzen möchte."

„Und das bringst du heut erst vor? Aber, Väterchen! Von morgen ab komme ich ankutschiert, stolz wie eine Fürstin, verlaß dich darauf!" —

Im Stillen war Frau Lundgreen ungehalten, doch wollte sie ihren Gatten nicht reizen, derartige Kranke vertragen keinen Widerspruch. Er verwöhnte und verzärtelte das Mädchen auch gar zu sehr! Damit geschah dem Kinde kein Gefallen.

* * *

Niemals war Buchhändler Carlsen launenhaft gewesen, jetzt wurde er es. Besonders der alte Nils hatte unter seinen häufigen Zornesausbrüchen zu leiden. Vierzig Jahre hindurch hatte man in diesem Hause alles stillschweigend gutgeheißen, was Hansen anordnete oder ausführte, jetzt gab es von früh bis spät kaum etwas, was der Weißkopf seinem Herrn zu Dank machen konnte. Viel zu klug, sich eine Gegenrede zu erlauben, erleichterte sich das arme Opferlamm nur dann und wann sein Herz, wenn Herr Erik außer Hörweite war. Nachdem er seinem Ingrimm in derben Reden Luft gemacht, schloß er regelmäßig mit einem Fluche, welcher Gerda, der Urheberin aller seiner Leiden, galt. Hätte sich das junge Mädchen in einem solchen Augenblick zufällig einmal nach der Glasthür der Packkammer gewendet, dort die funkelnden Augen, die drohende Faust des Schwergekränkten erblickt, sie wäre erschreckt zurückgeprallt, doch in ihrem Pflichteifer fand sie selten genug Zeit von ihrem Tagewerk aufzusehen.

Trotzdem blieb auch ihr die wechselnde Laune ihres Chefs nicht lange verborgen. Die Stunde, die stets einige Abwechslung in die Einseitigkeit des Geschäftslebens gebracht hatte, auf die sie sich im stillen an jedem Morgen von neuem gefreut, erwartete sie jetzt mit Bangen. Sie fuhr zusammen, wenn die Klingel dreimal geläutet wurde, zum Zeichen, jetzt sei im Privatkontor die Post zu erledigen.

Wenn Herr Carlsen wieder in dieser fliegenden Hast diktierte, nur halblaut sprach, noch dazu während des Redens sein Gesicht beständig zum Fenster wandte, dann konnte sie ihn wirklich unmöglich verstehen, es würde wiederum heißen: Aber, Fräulein Lundgreen, was hören Sie bloß, aber, aber — vielleicht würde er heut sogar ihren sauber geschriebenen Brief in zwei Teile reißen, neulich hatte er bereits damit gedroht. Gleich darauf hatte er freilich die Erklärung abgegeben, er hätte sich nur einen Scherz machen wollen. Dafür aber hatten seine Worte ernsthaft genug geklungen!

Selbst in jenen Stunden, in denen sich der Buchhändler in rosiger Stimmung befand, war sein Benehmen, im Vergleich zu dem früheren, seltsam. Dann war Herr Carlsen wie ein ausgelassenes Kind, scherzte, erzählte, lachte, hielt plötzlich inne, starrte geistesabwesend auf sie — kurz, der arme Mensch muß sehr nervös sein, er ist zu bedauern — dachte die kleine arglose Buchhalterin. Wäre sie weniger arglos gewesen, hätte es ihr nicht entgehen können, daß Frau Joaquinas Bild in unmittelbarem Zusammenhang mit jener veränderlichen Laune stand. Befand sich ihre Photographie auf dem Schreibtisch, so war für Herrn Erik der Tag der Reue und der Gewissensbisse erschienen. Weib und Kind bildeten die unüberwindbaren Scheidemauern zwischen ihm und dem geliebten Mädchen. Er war barsch, heftig und unzugänglich.

Der Alp wich von ihm, sobald er das Bildnis in einem der Kasten des eichenen Schreibtisches verborgen hielt. Die innere Stimme, sein besseres Ich schlief; willenlos gab er sich seinen Gefühlen hin. Lerchenfroh war ihm ums Herz, er hätte laut jubeln mögen.

Digitized by Google

An solchen Tagen sah man ihn auch neben Fräulein Lundgreen durch den in Dämmerung gehüllten Park schreiten; denn da er bald genug entdeckt hatte, daß Gerda zur Mittagszeit den Omnibus bestieg, so ersann er den neuen Vorwand, er suche jetzt häufiger in den Abendstunden eine befreundete Familie auf, die vor dem Thor einen großen Garten besäße. An einem dieser Abende war es; der Himmel hatte sein Purpurkleid angelegt. Die Blicke des jungen Mädchens konnten sich nicht satt schauen an all der leuchtenden Herrlichkeit der untergehenden Sonne; von überirdischem Glanze umflossen stand sie am Rande der weiten, halbdunklen Wiesenfläche, aus der schon zarte Nebelschleier aufwogten, ihr zur Seite Erik Carlsen. Da hatte er seiner langbezähmten Leidenschaft nicht mehr zu wehren vermocht; plötzlich hatte er ihre weiche Hand ergriffen und sie innig gedrückt. Eben wollte er sie an die Lippen führen, im Freudenschauer ihrer Nähe keines Wortes mächtig, als Gerdas Rede sein Ohr traf: „Sie nehmen heut schon zeitiger Abschied als sonst, gestern trennten sich unsere Wege erst jenseits der Wiese. Leben Sie also wohl, Herr Carlsen!" Ohne eine Entgegnung abzuwarten, war sie entschwunden.

War es der Widerschein des letzten rosigen Wölkchens dort oben? Des Buchhändlers Gesicht rötete sich. Dann lachte er kurz auf.

Inmitten des Rasens auf den hohen Rüstern saßen grauschwarz die Nebelkrähen, immer neue Scharen gesellten sich mit Gekrächz hinzu. Die Luft war von ihrem Getön erfüllt, hundertstimmig schallte es ihm entgegen: Carlsen, leb' wohl, leb' wohl! Wenn er nur gleich einen Stein zur Hand gehabt hätte, um ihn zwischen die rohen Spötter zu feuern, einen flachen, großen Kiesel!

Wütend eilte er aus dem Stadtpark, das nichtswürdige Gekreisch des Krähenvolkes gellte noch aus der Ferne. —

* * *

Schon beim Öffnen der Thür hatte am folgenden Morgen die Haushälterin dem alten Nils, der die Geschäftsschlüssel abholte, berichtet, in der Nacht sei ein Telegramm für den Herrn angelangt. Der Inhalt müsse recht böse gelautet haben; denn bereits mit dem Frühzug sei Herr Carlsen, äußerst niedergeschlagen, zu der gnädigen Frau gereist. Für alle Fälle habe er seine Adresse hinterlassen und gleichzeitig die Bitte an Fräulein Rasmussen, sie möge für die Ordnung im Geschäft Sorge tragen, er verlasse sich ganz auf sie. Das könne er auch getrost! hatte die Verkäuferin geschmeichelt erwidert, als Hansen seinen umständlichen Bericht erstattet, und in demselben Atem dem jungen Lürßen die energische Erklärung abgegeben, von heut ab habe es mit dem Faullenzen und Spazierenlaufen ein Ende. Der Mensch, und wäre er auch Volontär, sei nicht zum Bummeln auf die Welt gekommen!

Auch Gerda wurden vielerlei Beschäftigungen aufgebürdet, die von rechtswegen Fräulein Amalia selbst verrichten sollte, und das Ladenfräulein feierte stille Triumphe, als sie Fräulein Lundgreen endlich wieder mit dem Staubtuch in der Hand hinter dem Ladentisch stehen sah oder auf der unsichren Höhe der großen Stehleiter, um die Bücher in den oberen Reihen der Regale gerade zu rücken.

Da Gerda jedoch ihren mannigfachen Wünschen ohne Murren mit stetem Gleichmut nachkam, obschon sie mit tiefer Bitterkeit die beabsichtigte Kränkung und Erniedrigung herausfühlte, so verlor Fräulein Rasmussen schnell genug die Lust, sie zu plagen. Wie vordem war „Herrn Carlsens Geliebte" nicht für sie vorhanden; sie würdigte sie keines Blickes. Ebenso wenig Hansen. Carl Christian wurde unter dem neuen Szepter unbarmherzig im Laden festgehalten. — Zwischen ihren mächtigen, schweren Büchern, die ihr schwacher Arm kaum zu heben vermochte, in der schmalen Lagerkammer saß die kleine Kontoristin Tag für Tag, stumm, gekrümmt über ihrer Arbeit, wie eine Gefangene im dumpfen Kerker. Geheimes, immer lauter werdendes Sehnen nach dem einzigen Menschen unter all diesen Barbaren stieg in ihr auf. Weshalb kehrte er nicht zurück? War doch sein Kommen Erlösung für sie! —

Klingen dir nicht die Ohren, Erik Carlsen, dort in der Krankenstube am Lager deines einzigen Sohnes? Wie dem Kinde die Bäckchen glühn, wie die schwache kleine Brust

Digitized by Google

ächzt! Jedes Stöhnen, jedes Wimmern schneidet Vater und Mutter, die ernst und still neben dem weißen Bettchen sitzen, tief in die Seele. Armer, geduldiger Liebling! Könnten doch deine brennenden Lippen auf die bangen, vergeblichen Fragen antworten: hier, hier schmerzt es! vielleicht würde dir dann Hilfe werden; der Arzt stände nicht grübelnd vor einem scheinbar unerforschlichen Rätsel. Aus der Hauptstadt hat man den berühmten, vielgepriesenen Professor geholt, und — wie der unbedeutende, ungelehrte Landarzt hat er die Achseln gezuckt. 150 Kronen ist viel für ein Achselzucken! — Jetzt hat die ratlose Frau Joaquina mit angsterfülltem Blick den Gatten gebeten, er solle den alten Hirten, der die Schafe der Gemeinde hütet, kommen lassen, der sei ein wunderthätiger Mann, dessen Tränklein jedem Genesung brächte, der der an glaube. Die dicke Gutspächterin, die Wirtsfrau, hat sich ins Mittel gelegt, das ganze Register der Genesenen im Orte nebst ihren haarsträubenden Gebresten mußte Herr Erik anhören — und schließlich hat sich die flachsblonde Amme des armen Oskar, die den kleinen Leidenden mehr als ihr eignes Kind liebt, dem Herrn zu Füßen geworfen, schluchzend hat sie ihn angefleht — es war alles verlorene Mühe. Ein Quacksalber und Kurpfuscher überschritte niemals diese Schwelle, niemals!

Hoffnungslos und erbittert geht Frau Carlsen umher, während die aufgebrachte Wärterin, allen vernehmbar, dem röchelnden Säugling die entsetzliche Versicherung giebt, daß der leibliche Vater sein Mörder sei und dieser Unmensch es überhaupt nie verdient hätte, einen so goldigen, herzigen kleinen Kerl zu besitzen! Ohne Besinnen hat das Mädchen in ihrer geraden, plumpen Art das gleiche ausgesprochen, was eine andre in diesem Hause nicht einmal sich selbst gestehen mochte! —

Glücklicherweise schien der junge Oskar Carlsen energisch für seinen Vater Partei ergreifen zu wollen, um damit der Welt zu beweisen, er, für sein Teil, baue weder auf die Kunst der Ärzte, noch auf die der Quacksalber — sondern einzig und allein auf die gütige, allmächtige Natur. In derselben Nacht wich das Fieber, und die Schmerzenslaute wurden seltener. Die erschöpfte Mutter hatte sich auf die eindringlichen Vorstellungen ihres Gatten angekleidet auf das Sofa gestreckt. Auf dem Korbstuhl sitzt die rotbäckige Amme, immer wieder reißt sie die runden blauen Augen auf, schlaftrunken blickt sie nach dem winzigen Köpfchen, das in den hohen Federbetten fast verschwindet. Dann verraten ihre langen, kräftigen Atemzüge, daß auch sie, wie ihre Herrin, eingeschlummert ist. Nur der bleiche Erik Carlsen wacht noch. Es wachen die Mücken und Nachtschmetterlinge, die um die matte, flackernde Öllampe tanzen, immer enger werdende Kreise ziehen, bis sie mit zuckenden Flügelschlägen in dem trügerischen Lichte untergehen. „Sie müssen elend sterben!" murmelt der müde Mann „dahingehen in ihrer Unschuld!"

Thäte man nicht besser das Licht zu löschen? Hier, in diesem Zimmer sollte, nein, durfte niemand sterben, heut nicht, jetzt nicht! Nun ein Zischen — der plumpe Falter ist auf die Flamme gestürzt und hat sie erdrückt.

Wahnsinnige Angst packt den armen Vater. Auf den Zehenspitzen schleicht er zu seinem Kinde. Die Sommernacht ist hell. Es liegt ruhig, friedlich. Er neigt sein Ohr zu dem offenen, winzigen Mund, verspürt den warmen Hauch — er tastet nach der Stirn; seine zitternden Finger fühlen ihre Kühle; und dann, seit acht Tagen zum erstenmale, öffnet der Knabe die Lider, groß, weit — das sind Joaquina's braune, träumerische Augen! Und ob auch die Flamme erloschen und der Schmetterling in ihr den Tod fand, Oscar, kleiner Oscar, du verläßt deine armen Eltern nicht, du gehst nicht von ihnen.

Es ist nicht männlich zu weinen, und doch stehlen sich Freudenthränen hervor. Herr Erik setzt seinen Stuhl dicht, ganz dicht vor des Kindes Bett. Ihm ist so weich ums Herz. —

Hat er das unverhoffte, unbeschreibliche Glück verdient, daß ihm der Sohn erhalten bleibt? —

Da war ein Mensch, der nahm de
des Teuersten, was er auf Erde
und verbarg es. Weshalb?
stillen Zeugen mit dem
ihren Mienen scheu
unrechtem Pfa
hatte er

Digitized by Google

...gessen wollen! Nicht daß ihn die Fremde ...ckt hätte, sie war unschuldig, rein. Keusch ...r der Mondstrahl, der jetzt durch die niedere ...nke flutete. Auch er war noch rein, nur ...einem Denken hatte er gefrevelt. Aber ...s allein schon war Sünde, die heimgesucht ...rde an seinem Geschlecht.

Dieses schuldlose Wesen hier hatte büßen ...ssen für ihn, leiden, um ihn zurückzuführen ...f den Weg der Pflicht. — Noch war es ...cht zu spät! Und war der Pfad auch eng ...d schmal, er würde ihn fortan gehen, unbeirrt ...rwärts, ihm zur Seite sein Weib und sein ...d! In dieser stillen, klaren Nacht hatte ...r sie wiedergefunden — sich wiedergefunden!

In das Lager des schlafenden Knaben ...ückt der erregte Mann sein Antlitz, dann ...ht er lächend. Fast wäre er Frau Joaquina, ...r eben erwacht, um den Hals gefallen.

„Unserm Jungen geht es besser, wie? Du ...rzblst ja vor Freude," flüstert sie ihm zu.

„Ich denke, er wird gesunden! Von heut ...n werden wir ihn noch tausendmal mehr ...ieben."

„Das dürfte kaum angehen. Mehr, als ...ch den kleinen Oskar und den großen Erik ...rde, kann ich wirklich nicht. Das ist un...glich!"

* * *

Lehrer Lundgreen läßt das Buch, in dem ...r soeben gelesen hat, sinken.

„Findest du es nicht auch, unsere Gerda ...t in der letzten Zeit weit ernster und stiller geworden, Mutter, was sie nur haben mag?"

„Mein Gott, Mann, da grübelst du schon ...ieder. Hast du einmal keine Sorge, so ...chaffst du sie dir selbst. Was soll denn mit dem Kinde sein? Fröhlich, wie andere junge Mädchen ist sie meines Wissens nie gewesen, ...cht aus vollem Herzen habe ich sie nie lachen hören — das kann an unseren Verhältnissen liegen, die sie vor der Zeit nachdenklich gemacht haben, oder — es ist eben Naturanlage bei ihr."

„Glaubst du? Mir scheint eher, es bedrückt ...e neuerdings etwas. Von Herrn Carlsen ...re ich seit seiner Rückkehr kaum mehr — du, ...s Mutter solltest wirklich einmal nachforschen. Das könntest du thun, Liebe."

„Man muß sich selbst dem eignen Kinde nicht aufdrängen; Vertrauen muß freiwillig entgegengebracht werden. Übrigens bin ich überzeugt, würde irgend etwas Wichtiges vorliegen, unsere Gerd wäre schon längst zu ihrem „Väterchen" geflüchtet, du warst ja immer ihr Mentor — wenn ich ehrlich bin, manchmal ärgre ich mich darüber!"

„Neid? Margret, der kleidet dich schlecht! Doch ich gebe dir nicht ganz unrecht, es ist vielleicht klüger, wir kommen dem Kinde dieses Mal nicht entgegen, sie lernt so bei Zeiten mit sich selbst fertig werden und ins Reine gelangen. Ihr Charakter wird gefestigt. Es dürften wohl bald genug die Tage da sein, wo ich ihr nicht mehr raten werde."

„Du weißt nicht, wie weh es mir thut, wenn du so redest."

„Hast du schon bemerkt, an der Kapuzinerkresse auf unserm Balkon zeigen sich neue Knospen, allerliebste Dinger. Setze dich mit deinem Buch hinaus, die warme Luft thut dir gut, das Leben auf der Gasse zerstreut, regt an —"

„Heut ist sie schon 2½ Monat im Kontor, schon 2½ Monat!"

„Adolf, du versprachst mir, die Knospen anzusehen."

„Sagte ich so?" An der Tischkante hob er sich mühsam von seinem Sessel.

Der Leidende hatte sich keineswegs getäuscht. So geschickt auch Gerda ihre trübe Stimmung zu verbergen strebte — gab es nicht genug Kummer im elterlichen Hause? — es war ihr mißlungen.

Wie konnte sie auch mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden sein, wo alle Hoffnungen, die sie auf die Heimkunft Herrn Carlsens gesetzt hatte, zu erlöschen drohten?

Was hatte sie verschuldet, worin hatte sie gefehlt, daß der Buchhändler sie seit der ersten Stunde seiner Rückkehr förmlich mied? Zuerst hatte sie zu ihrem Trost angenommen, die Besorgnis um den Säugling wäre die Ursache seiner Verstimmung; der weiche, vibrierende Ton, in dem er sie ab und zu anredete, rühre noch von des Knaben Krankenbett her — doch als sie zufällig hörte, der Kleine hätte seine alte Munterkeit schnell wiedergewonnen, wurde auch diese Erklärung hinfällig. Nun begann

Digitized by Google

sie nach neuen Gründen zu suchen. War sie von Fräulein Rasmußen angeschwärzt worden? Sie zermarterte sich das Hirn, wodurch sie die Verkäuferin gekränkt haben könnte, nirgends fand sie einen Anlaß. Darauf begann sie mit verdoppelter Gewissenhaftigkeit ihre Briefe zu registrieren, ihre Kladden zu führen. Jede Faktura rechnete sie fünf bis sechsmal nach, niemand sollte sie auf einem Irrtum ertappen. Einmal mußte doch der Morgen grauen, an dem Herr Carlsen ihr wieder ein freundliches, ermutigendes Wort gönnen würde. In den lebhaftesten Farben malte sie sich diesen Augenblick aus, der sie zugleich in ihr altes Recht einsetzte, die Geschäftsbriefe schreiben zu dürfen. Ihr Chef würde staunen, welche Fortschritte sie seit seiner Reise in der Stenographie gemacht hatte, — jeden Abend diktierte ja Bruder Lars aus seinem Lesebuch, es ging wie der Wind. Mochte Herr Carlsen von nun an noch so sehr eilen, ihre Feder war sicher.

Aber selbst diese vielseitigen Bemühungen brachten nicht den gewünschten Erfolg.

Niemand empfand bei des Buchhändlers Zurückhaltung eine herzlichere Freude als Fräulein Rasmussen. In gehobener Stimmung zeigte sie eine liebenswürdige Herablassung gegen Gerda, welche dieser ordentlich wohl that. Weshalb ihr jetzt noch das Leben erschweren? Die Lundgreen hatte ihre Rolle ausgespielt, stand hinter den Koulissen, es lag kein Grund vor, sie noch zu beneiden. Es geschah ihr recht; mit Mannspersonen muß man sich nicht einlassen, die sind unbeständig, wankelmütig allesamt. Schmetterlinge, wenn sie lange genug an einem Kelche genippt haben, gaukeln zu der nächsten Blüte. Das heißt, Herr Carlsen würde wohl keine weitren Ausflüge unternehmen, danach sah er ihr nicht aus, eher, als ob er so etwas wie Scham und Reue fühlte. Ein anständiger Mensch war er doch, ein bißchen vergessen, so zu sagen „verplempern", kann sich jeder einmal. Des Mädchens Anwesenheit mußte diesem Mann eigentlich jetzt geradezu ein Dorn im Auge sein, es war ihr unbegreiflich, daß er ihr nicht den Laufpaß gab. Immer fort mit Schaden, Herr Carlsen! Makulatur, das ganze Fräulein Lundgreen! —

In der That war die Gegenwart Gerda's mittlerweile zur Qual für den Buchhändler geworden. Es fiel ihm bitterlich schwer, Tag auf Tag das falsche Spiel fortzutreiben, seine heimliche Neigung hinter erzwungener Gleichgiltigkeit und Schroffheit zu verschanzen; denn — noch immer liebte er dieses Kind! Es war zu viel der Überwindung, wenn er das jetzt so nachdenkliche, blasse Gesicht stets um sich sehen sollte; er fühlte, seine Natur hatte sich gewandelt; der mutige Knabe, der die verlockenden Äpfel mit Thränen betrachten konnte, war ein elender Schwächling geworden! Nur ein Mittel gab es, sein Gelöbnis zu halten, nur eines: sich losreißen, sich trennen, dem teuren Mädchen nie, nie wieder begegnen! Schrecklich für ihn — nein, weit schrecklicher für sie, die Unschuldige, die er von neuem in die erbarmungslose Welt hinausstieß! Gerda würde weinen, ihr armer Vater jammern — und doch, sie sollten lieber jubeln und Hosiannah singen!

Der fest entschlossene Mann mühte sich in der Stille, eine geeignete Stellung für seine Buchhalterin ausfindig zu machen. In seinem großen Bekanntenkreis hielt er Umfrage. Da er unbedachter Weise die Strebsamkeit, Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der jungen Dame übermäßig lobte, so argwöhnte manch einer der guten Freunde, die Sache müsse doch wohl eine ganz besondere Bewandtnis haben und fragte den Buchhändler neckend, weshalb er diese unschätzbare Perle nicht lieber für sich behalte? Aus Furcht sich lächerlich zu machen oder sich zu verraten, stellte Herr Erik alsbald seine Bemühungen ein. So weh es ihm that, er mußte das Kind nun seinem Schicksal überlassen; denn Frau Joaquina trieb der rauhe Herbst in die Stadt zurück. Eine leicht erklärliche Scheu hatte ihn bisher verhindert, den Namen Gerdas vor seiner Gattin zu erwähnen; das Vorhandensein eines Fräulein Lundgreen in seinem Hause war ihr daher unbekannt geblieben. Sollte es für immer bleiben; es war so besser! Frauen, die so leidenschaftlich zu empfinden vermögen, wie sein schwarzes Lieb, machen sich leicht unnütze Gedanken. —

* * *

Digitized by Google

Der letzte Tag im Monat. Mit Riesenschritten durchquert Herr Carlsen nach einer durchwachten Nacht sein Bureau. Noch einmal wiederholt er in Gedanken seine wohlerwogene Rede. Sein Vorwand muß jedem völlig glaubhaft klingen, unmöglich kann das Mädchen Verdacht schöpfen! Nebenan im Laden schlägt die Wanduhr die elfte Stunde, gleichzeitig setzt die des Rathauses ein — zwei Mahner! Jetzt schon klingeln? Lange betrachtet er das glänzendgelbe Metall der Messingglocke auf seinem Schreibtisch. — Wenn er doch den verhängnisvollen Zug damals nicht gethan hätte — umgekehrt wäre vor dem roten Hause mit den grünen Läden — was gäbe er heut darum! Wieviel Qual, Schmerz, Verzweiflung solch ein einziges, silberhelles Läuten heraufbeschwören kann, ein ganzes Menschengeschick, entschieden zwischen dem ersten und letzten Klang der Glocken! Sei es denn! — Gleichgiltiges Werkzeug! Man sollte alle Glocken in Moll stimmen, dieser schrille Ton zerreißt die Nerven! Gespannt horcht er auf. — So schwer ist Gerdas Schritt nicht. Der lange, blonde Lürßen erscheint mit fragendem Gesicht auf der Schwelle.

„Sie könnten mir Fräulein Lundgreen rufen."

„Momentan nicht anwesend, es sind Rechnungen einzukassieren."

„Hm. Aber sie dürfte bald zurück sein, wie?"

„Hinterher macht sie gleich Mittagspause, Herr Carlsen."

„So. Fatal, wirklich. — Sie können gehen, Lürßen."

Warten müssen, auch das noch! Der Buchhändler trommelt mit den Fingern auf der grünen Tuchplatte des Schreibtisches, dann greift er mechanisch zur Feder und bekritzelt einen Bogen, der zufällig vor ihm liegt. Er seufzt. Gleich darauf ballt er das weiße Blatt und schleudert es in den Papierkorb. Wie, noch nicht eine halbe Stunde ist verflossen? Hin zu Hansen läuft er, um nachzusehen, was der treibt. Der breite, hölzerne Packtisch ist dicht mit Büchern bedeckt, ein soeben erschienenes Schauspiel soll versandt werden. Nils ist verschwunden, in der Kutscherkneipe nebenan wird er sich gewiß Mut zur Arbeit trinken. Um so besser! Herr Erik holt Packpapier, Bindfaden, Siegellack herbei, ein Stoß Bücher nach dem andern wird eingewickelt und umschnürt. Ein ungewohntes Thun! Schweißtropfen glänzen ihm auf der Stirn, trotzdem, ihm ist wohl dabei, nur schwerer, weit schwerer müßte er jetzt schaffen können! Mit aller Kraft setzt er das Petschaft auf. Wie er dann endlich eine Pause eintreten läßt und zufällig durch die Glasthür blickt, arbeitet Gerda bereits wieder an ihrem Pult. Er stößt das gesiegelte Packet weit von sich und öffnet entschlossen die Thür: „Sobald es Ihre Zeit erlaubt, Fräulein Lundgreen, kommen Sie wohl in mein Privatkontor hinüber."

Also doch — lange genug hat er sich besonnen. Jetzt wird alles noch gut, ganz wie früher wird es werden! Hm — vielleicht will auch Herr Carlsen nur das Monatsgehalt auszahlen, weil Fräulein Nasmussen gerade einen Kunden bedient. Nun, der nächste Augenblick wird es ja lehren! Leise pocht sie an und tritt dann herein.

„Sie wollen gütigst Platz nehmen." Er zeigt auf den ihr wohlbekannten Sessel am Schreibtisch.

Sonderbar förmlich ist der Mann heut! Sie hat sich nicht getäuscht, sie hat ihr altes Recht wieder erobert, gleich wird er diktieren. Eine unangenehme Gewohnheit, daß Herr Erik stets das Gesicht fortwendet, geradezu in das Fensterglas hineinredet.

„Sie wissen, mein liebes Fräulein, mit dem regen Eifer, den Sie an den Tag legen, bin ich zufrieden, — recht zufrieden. In der kurzen Zeit, die Sie in meinem Hause thätig sind, haben Sie andauernd Fleiß und eine außergewöhnliche Arbeitskraft bewiesen. Und dennoch kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, als ob Sie hier nicht recht am Platz sind, als ob Sie bei mir Ihre vielseitigen Gaben und Kentnisse nicht genugsam verwerten können."

Das gilt ja ihr! Wo will er eigentlich hinaus?

„In ihrem eigensten — in einem völlig selbstlosen Interesse, das versichere ich, möchte ich Ihnen daher den freundschaftlichen Rat

Digitized by Google

erteilen, gerade jetzt, — am ersten Oktober halte ich den Zeitpunkt für günstig, — sich nach einem neuen Posten umzusehen, der Ihren Fähigkeiten und sicher auch Ihren Neigungen besser entspricht. Solche Stellungen sind gewiß, sobald Sie sich nur ein wenig bemühen, zu finden, selbstverständlich dürfen Sie sich auf mich berufen, dürfen auf meine warme Empfehlung rechnen."

„Sie schicken mich fort?" ganz tonlos, heiser kommt es über Gerdas Lippen.

„Fräulein Lundgreen, wenn ich Ihnen diesen Vorschlag mache, dann soll Ihnen gewiß kein Schaden daraus erwachsen. Ich fühle mich verpflichtet, ich bin es sogar vor dem Gesetz, Ihnen das Gehalt für die kommenden sechs Wochen auszuzahlen. Auf der Stelle soll es geschehen, ja, ich will gern mehr thun, sehr gern, — Sie erhalten die volle Besoldung, bis Sie eine durchaus passende Anstellung —"

„Ich muß danken, Herr Carlsen. Geschenke nehme ich nicht an. Nur auf 70 Kronen, die ich mir in diesem Monat ehrlich verdient habe, erhebe ich Anspruch."

„Kind, Kind! Weisen Sie doch mein Anerbieten nicht unbesonnen von der Hand. Hier handelt es sich ja keineswegs um ein Geschenk, nur um eine Pflicht meinerseits. Das Gericht und — hm — mein Gewissen, beide verlangen diese Auszahlung. Im übrigen — Sie sind nicht großjährig, Sie werden sich der Entscheidung Ihres Herrn Vaters fügen müssen."

„In diesem Punkt denkt Vater nicht einen Augenblick anders als ich."

Unwillig schiebt Gerda die Banknote zurück, die neben dem Monatsgehalt liegt und erhebt sich. Nicht eine Wimper zuckt in ihrem Gesicht. Nur auffallend blaß ist es geworden, gewaltsam fest sind die Lippen geschlossen.

Ihre erzwungene Ruhe erregt Herrn Erik weit stärker als die erwarteten Thränenströme.

„Fräulein Lundgreen," fährt er fassungslos fort — sie hat ihre Hand bereits an die Thürklinke gelegt — „ich weiß es, Sie scheiden im Zorn, das große Unrecht erbittert, muß Sie tief kränken — und doch, Sie würden gewiß nachsichtiger über meinen Schritt urteilen, vielleicht könnten Sie selbst Mitleid empfinden, wenn Sie wüßten, wieviel Überwindung, welchen Kampf —" Er bricht ab und winkt mit der Hand. Kopfschüttelnd verläßt ihn Gerda. — —

Sie steht wieder vor ihrem Pult, kaum weiß sie, wie sie dorthin gelangt ist. Einen Augenblick überkommt sie das Gefühl, sie müsse das aufgeschlagene Buch zuklappen, den Hut nehmen und laufen, stürmen, weit — so weit sie ihre Füße nur tragen können! Dann besinnt sie sich eines Besseren. Bis zur letzten Sekunde will sie ihre Pflicht thun. Niemand soll sagen dürfen, Gerda Lundgreen habe sie vernachlässigt. Mag doch einem andern das Gewissen schlagen, das ihre soll ruhig klopfen! — Was er nur gemeint hat mit seinen letzten wirren Reden? Leere, lächerliche Entschuldigungen! Vielleicht sollen sie gut machen, was er ihr angethan hat. — Ohne Ursache entlassen, plötzlich hinausgewiesen — und sie hatte mit solcher Bestimmtheit Anerkennung für all ihre Mühe erwartet! O, rechne du nur auf Lob, auf Dank, du hast dich verrechnet! Sie greift zur Arbeit, schreibt, unterstreicht; unaufhörlich sagt Fräulein Rasmussen neue Postsendungen an; Hansen kommt und entzündet die Gasflammen; sie hört alles, sieht alles, verrichtet alles, wie eine Maschine. Nur ein Gedanke tobt und kreist in ihrem Hirn, darüber hinaus vermag sie nicht zu denken: entlassen, fortgewiesen — gehen müssen! — Gewiß, sie träumt nur das Schreckliche! Nein, nein, es ist Wahrheit, unverhüllte, nackte Wirklichkeit!

„Na, Fräulein Lundgreen, noch immer nicht fertig? Weiß der Himmel! Eine Biene ist ein Faultier gegen Sie! Nun könnte man ausnahmsweise mal die alte Bude ein Halbstündchen früher verrammeln, nämlich unser Erik hat sich schon vor einer Ewigkeit aus dem Staube gemacht, ich könnte draußen im Sommergarten mit bei der Abschiedssoiree vom dicken Jörgen sein, man lacht Thränen über den Kerl, man wälzt sich geradezu unterm Biertisch — Sie gönnen einem auch garnichts!"

„Ich werde bald fertig sein, Herr Lürßen."

„Bald — übermorgen meinen Sie! Inzwischen rauche ich noch ein Dutzend Meerschaumköpfe braun. Der Sparsamkeit halber, müssen Sie wissen, wird immer Ende des Monats Knaster gepafft, Cigarren laufen zu

Digitized by Google

sehr ins Geld. Halb Holländischen, halb Türkischen; drüben bei Carlsen vor dem Fenster steht eine ganze Blechkiste voll, feine Mischung! — Es ist ja nicht gestohlen, nur gemaust. Und Mausen ist erlaubt, man darf sich nur dabei nicht abfassen lassen. Sehen Sie, ich könnte ja gerade so gut einen kleinen Griff in die Cigarrettenschachtel thun — aber dazu bin ich viel zu anständig. Und dann hat er auch schon beim Drehen am Papier geleckt, brr — nicht rühr an! — Menschenskind, haben Sie nicht einen Fidibus für mein Pfeifchen übrig? Mit dem Zündholz allein kommt das dumme Ding nicht in Brand. — Lassen Sie nur gut sein! ehe Sie sich rühren, habe ich mir schon lange von Eriks Schreibtisch 'nen Fetzen Papier besorgt."

Carl Christian trabt, die Pfeife zwischen den Zähnen, hinaus. Erst nach geraumer Zeit kehrt er zurück. „Die allerneuste Nummer, hier!" Er hält Gerda ein zerknittertes Blatt hin. „Es lebe Schwedens großer Sohn, hoch der Dichter Erik Carlsen, hoch! Wie ich im Papierkorb herumfische, ziehe ich diesen Wisch heraus, wißbegierig, wie immer, studiere ich ihn erst vor dem Verbrennen — und wirklich, es hat sich gelohnt. Drüben im Laden wollte ich die Dichterei der Rasmussen zum besten geben, da hat sie mir die Thür auf die Hacken geworfen — solch 'ne Frechheit, diese Unverschämtheit!"

„Und ich habe auch keine Zeit Ihnen zuzuhören. Stören Sie mich doch nicht fortwährend!"

„Lundgreenchen, Engel, es ist ja nur ganz kurz!" —

„Ich bitte Sie nochmals, Herr Lürßen —"

„Weil Sie mich so dringend auffordern, kann ich wirklich nicht anders." Und er las ein paar Strophen, aus denen sie alles erfuhr: wie er sie geliebt, wie er gelitten und entsagt hatte.

Lürßen war ganz erstaunt, als er die Augen von dem Papier erhob. Solche Wirkung hatte er von seiner Lektüre nicht erwartet.

„Da sitzen Sie wie versteinert! Was, das hätten Sie unserm Erik nie und nimmer zugetraut? Das heißt, verständlich ist mir die ganze rührende Entsagungsgeschichte überhaupt nicht, thut aber nichts, wenn man ein Gedicht erst so ganz erfaßt hat, dann ist der Zauber von weg! Sehen Sie, Fräuleinchen, der Mann ist nun fast schon sechs Jahre verheiratet und besingt seine Frau noch. Wenn andere so alte Ehekrüppel sind, dann ist es lange vorbei mit dem Ansingen, dann schreien sie ihre bessere Hälfte meistenteils an — die Verse hier machen Herrn Carlsen alle Ehre, nicht wahr?"

„Sie machen ihm Ehre, ja, — sie machen ihm alle Ehre!"

„Haben Sie gehört? Horch, die Erlösungsstunde, acht Uhr! Zwar, es ist erst in zehn Minuten so weit; Carl Christian ist doch nicht umsonst jeden Mittag allein im Laden. — Jetzt geht's, heidi, zum fidelen Jörgen! Wenn Sie sich doch ein wenig beeilen möchten, wir haben gerade einen Weg."

„Ich wollte — ich dachte noch einige kleine Besorgungen zu machen, Herr Lürßen."

„Schade. So empfehle ich mich Ihnen denn allerunterthänigst!"

„Guten Abend! — Und bleiben Sie weiter so fröhlich!"

„Wahrhaftig, ich bekomme auch eine Hand! Der Tag muß ja im Kalender rot angestrichen werden! Nun wird mir mein Schoppen noch einmal so gut schmecken. Lundgreenchen, dafür werde ich Ihnen morgen die ganze Abschiedsfoiree aufführen! Gute Nacht!" —

Morgen! Gerda lächelt bitter. Dann bückt sie sich nach dem Gedicht; Herr Lürßen hat es auf den roten Ziegelboden fallen lassen. Sie durchliest es langsam — sehr langsam. Nun hält sie es über die Gaslampe. Gierig leckt die blaue Flamme empor, sie muß das Blatt auf die Erde schleudern. Hoch schlägt das Feuer, und endlich starrt sie nur noch auf den verkohlten, schwarzen Rest.

„Das bleibt unter uns, Erik Carlsen, — aber, merke dir, zum Schlechtwerden gehören doch wohl immer zwei!" sagt sie ruhig und zerstampft das Papier mit den Füßen. —

„Sind Sie so weit, Mamsell?"

Der Pultschlüssel hängt an der Wand. „Ich habe hier nichts mehr zu thun, Hansen."

„Dann können wir schließen."

Ende.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Ein Abendheim für Arbeiterinnen.

Wer die trostlosen Schlafstellen kennt, in denen Tausende junger Mädchen einen Teil ihres Lebens verbringen müssen, der muß sich mit zwingender Notwendigkeit die Frage stellen: „Ist es möglich, daß Menschen den Teil ihres Lebens, welcher der Ruhe und Erholung nach der harten Arbeit des Tages bestimmt ist, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen, in diesen schlecht gelüfteten, überfüllten Räumen zubringen, die als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum, häufig auch noch als Küche für eine kinderreiche Familie dienen, in denen nur allzu oft ein Bett das Nachtlager für mehrere Personen abgiebt, und in denen dem Inhaber einer solchen Schlafstelle nur in den seltensten Fällen des Abends ein Plätzchen an einem beleuchteten Tisch in geheizter Stube eingeräumt werden kann?"

Alle alleinstehenden Fabrikarbeiterinnen sind aber in der Großstadt gezwungen, mit solcher Schlafstelle vorlieb zu nehmen, die für 5—7 Mark monatlich zu haben ist; reicht doch selbst das Verdienst einer gut bezahlten Arbeiterin gewöhnlich nicht aus, um ein eigenes Stübchen zu mieten und die notwendigsten Einrichtungsgegenstände anzuschaffen.

In England und Amerika, den Ländern der Clubs, hat man vielfach versucht, durch Einrichtung von Clubräumen solchen Mädchen Gelegenheit zu geben, die Abendstunden nach Beendigung der Arbeit und die Sonntage behaglich zu verbringen. Dieser durchaus gesunde Gedanke ist nun auch in Berlin aufgegriffen worden und Ende Oktober ist ein Heim, das den Namen

„Erholung"

führt, in der Brückenstraße 8, im Fabrikcentrum unsrer Industriestadt, eröffnet worden. Zum erstenmal soll hier der Versuch gemacht werden, dieser Klasse von jungen Mädchen, denen das Heim fehlt, ein solches unter Loslösung von jeder politischen oder religiösen Tendenz zu bieten. Zwei große Zimmer sind behaglich eingerichtet; für Spiele, Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, sowie für Gelegenheit zum Nähen und Ausbessern ist gesorgt; warmes Abendbrot wird gegen ein geringes Entgelt verabreicht. Neben der Küche und einem Garderobenraum, in dem die Ankommenden sich waschen können, enthält die Wohnung noch einen fünften Raum, das Zimmer der Hausmutter, der die Instandhaltung der Wirtschaft und die Besorgung des Abendbrots übergeben ist.

Werden aber die Arbeiterinnen diese in liberalster Weise gebotene Gastfreundschaft annehmen?

Diese Frage ist in einer Zeit politischer Kämpfe, sozialer Klassenunterschiede, schroffster Trennung der besitzenden und der besitzlosen Klassen wohl berechtigt und ist auch von den Gastgebern, den Leiterinnen des Heims, wohl erwogen worden. Trotzdem haben sie den Mut gefaßt, diesen Versuch zu wagen; sie haben selbst zum Teil im Auslande gesehen, daß diese Schwierigkeit, mit der man bei derartigen Versuchen überall zu kämpfen hatte, nach einiger Zeit überwunden worden ist; sie haben sich auch mit den ähnlichen Veranstaltungen in Dresden, Leipzig und Quedlinburg bekannt gemacht und wollen bei ihrer Arbeit aus den anderwärts gemachten Erfahrungen Nutzen ziehen.

Zunächst ist ihr Ziel, die „Erholung" für eine möglichst große Zahl von Arbeiterinnen zu einem behaglichen Heim zu machen, das diese nach der Tageslast gern aufsuchen; die Besucher möglichst in keiner Weise zu beschränken oder zu beeinflußen und schließlich auf diese Weise die ordentlichen Mädchen den Plätzen fern zu halten, auf denen ihrer Gesundheit und Sittlichkeit Gefahr droht.

Ob es gelingen wird, einige der Arbeiterinnen selbst an der Leitung des Heims zu beteiligen, ob das Bedürfnis nach Sing-, Turn-, Näh- und Vortragsabenden sich geltend machen wird, ob es wünschenswert oder notwendig sein wird, in manchem Fall den häuslichen Verhältnissen der Mädchen näher zu treten, überlassen die Leiterinnen des Heims seiner Entwickelung und damit der Zukunft. Zunächst wollen sie in ihren vier Wänden die geduldige Kleinarbeit, die stille Liebesarbeit aus-

Digitized by Google

üben; gelingt der Versuch, so wird Unterstützung und Hilfe sicherlich zu finden sein, um den Versuch für die Dauer zu sichern und um ihn in anderen Stadtgegenden fortzusetzen.

Es bleibt nun noch ein Wort über die Leiter des kleinen Unternehmens zu sagen übrig, da doch Wohlfahrtseinrichtungen selbst bei zwingender Ueberzeugungskraft der Idee nur durch die Persönlichkeit der Leiter eine Gewähr für das Gelingen bieten können. — Mit warmen Herzen, unermüdlichem Eifer, froher Arbeitslust und frischer Arbeitskraft sind die Leiterinnen an die Arbeit herangetreten; arbeiten sie doch, selbst junge Mädchen, für junge Mädchen.

Mit der festen Absicht, ein solches Heim für die Geschlechtsgenossinnen zu schaffen, denen Geburt und Schicksal ein weniger günstiges Leben bereitet haben, kam eine junge Berlinerin vor mehr als einem Jahre von einer Reise nach England zurück, wo sie solche „working-girls clubs" kennen gelernt hatte, und unermüdlich ist sie seit jener Zeit mit den Vorbereitungen zur Ausführung ihres Plans beschäftigt gewesen. Aus den Mitgliedern der „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" warb sie sich die ersten Helferinnen, gleichfalls junge Mädchen, in denen erst die „Mädchengruppen" das Interesse und die Freude an der sozialen Arbeit erweckt hatten; wenn sie auch bei den mühsamen Vorarbeiten mit Rat und That von erfahrenen Frauen unterstützt worden sind, die sich in aufopfernder Weise in den Dienst dieser „Jungen-Mädchen-Arbeit" stellten, so ist das ganze Unternehmen doch von dem frischen frohen Mut der Jugend erfüllt.

Als vor fünf Jahren die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" in Berlin gegründet wurden, wies man immer wieder auf das Beispiel der „women's settlements" hin, dieser Frauennieder lassungen in den armen und schlechten Stadtteilen der englischen Großstädte, welche die Frauen der besitzenden Stände mit der Lage der arbeitenden Volksklassen vertraut zu machen bestrebt sind, die diese Frauen zu planmäßiger, einsichtsvoller sozialer Hilfsarbeit durch theoretische und praktische Anleitung in der Wohlfahrtspflege tüchtig zu machen versuchen, und die schließlich hoffen, durch diese Hilfsarbeit der gebildeten Frauen die Lage der arbeitenden Klassen zu heben.

Einen Teil dieser Aufgaben haben die Berliner „Mädchengruppen" aufgenommen. Unter Verzicht auf einen festen Mittelpunkt durch ein Anstaltshaus, das für die deutschen Verhältnisse nicht angebracht erschien, versuchte man, die weibliche Jugend Berlins zur Hilfsarbeit in den bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen heranzuziehen und sie durch theoretische und praktische Anleitung zu selbständiger Thätigkeit auf dem Gebiet sozialer Arbeit zu befähigen.

Daß ein selbständiges Unternehmen nun nach mehrjährigem Bestehen der „Mädchengruppen" von den jüngeren Mitgliedern dieser Organisation planmäßig ins Werk gesetzt worden ist, daß die jungen Mädchen die Schwierigkeiten überwunden haben, die ihnen in den Weg traten, und den wahren Geist sozialer Liebesarbeit erfaßt haben, muß den älteren Vertreterinnen ähnlicher Bestrebungen eine große Freude sein. Ist es doch eine Gewähr dafür, daß ihre Mühen und Arbeiten nicht umsonst gewesen sind, daß sie ihren Geist auf die jüngere Generation übertragen haben.

Den jungen Leiterinnen der „Erholung" aber ist zu wünschen, daß ihr Heim, das ja auch eine Niederlassung unter der arbeitenden Bevölkerung ist, für sie im englischen Sinne zu einem wahren „settlement" werde, zu einem Mittelpunkt, von dem eine Fülle sozialer Bestrebungen ausgehen möge, andern und ihnen selbst zum Segen!

* **Zum Frauenstudium.** Beim Rektoratswechsel in Berlin ist das Frauenstudium sowohl von dem scheidenden Rektor, Professor Schmoller, als von dem neuen, Professor Waldeyer, der bekanntlich früher lebhaft dagegen eintrat, berührt worden. Professor Schmoller teilte folgendes mit:

„Die Zulassung von Frauen zu den Berliner Universitätsvorlesungen ist neu geordnet worden, und zwar in einer Weise, die vorläufig den Bedürfnissen genügen wird. Die Entscheidung über Gesuche um die Zulassung hat der Rektor und das Kuratorium. Jedoch ist es dem einzelnen Universitätslehrer überlassen, ob er weibliche Hörer zu seinen Vorlesungen annehmen will oder nicht. Jede Dame, die die Vorlesungen hören will, hat die zum Nachweis ihrer Vorbildung dienenden Papiere dem Sekretär des Kuratoriums einzureichen. Ist dieser darüber im Zweifel, ob die Ausweise genügen, so kommt das Gesuch an Rektor und Kuratorium. Im wesentlichen wird die Vorbildung verlangt, die in der Heimat der Bewerberin für den Besuch der Universitätsvorlesungen unerläßlich ist. Im allgemeinen wird bei der Zulassung liberal verfahren; jedoch wird streng darauf gehalten, daß alle Damen zurückgewiesen werden, denen die zum ersprießlichen Besuche des akademischen Unterrichtes nötige Vorbildung fehlt. In der Lehrerschaft sind die Meinungen über die Zulassung von Frauen zu den Universitätsvorlesungen gespalten. Es wäre durchaus falsch, wollte man dem einzelnen Dozenten die Freiheit nehmen, selbst zu bestimmen, ob er Frauen als Hörerinnen zu seinen Vorlesungen zulassen will oder nicht. Es komme jetzt darauf an, Erfahrungen über das Frauenstudium zu sammeln. Die Einrichtungen und Bestimmungen darüber sind nur vorläufige. Eine endgiltige Ordnung wird aber doch erfolgen müssen. Dann wird zu entscheiden sein, ob man den Frauen die vollen Rechte der Universitätshörer geben oder ob für sie eigene Frauenuniversitäten

Digitized by Google

errichtet werden sollen. Damit hängt aufs engste die Ordnung der verwaltungsrechtlichen Bestimmungen darüber zusammen, in wieweit den Frauen die Möglichkeit gegeben werden soll, ihr auf der Universität erworbenes Wissen in Ämtern und Stellungen, die ihnen jetzt noch vorenthalten werden, zu bethätigen. Es wird noch lange dauern, ehe die Entscheidung hier fallen wird."

Professor Waldeyer äußerte sich folgendermaßen (wir folgen hier wie oben der „Vossischen Zeitung"):

„Das Ziel der Frauenbewegung ist die Erlangung der sozialen Gleichberechtigung der Frauen. Den Vorkämpferinnen der Frauenbewegung mußte es zuerst vor allem darum zu thun sein, den Frauen den Eingang zu den Universitäten zu erschließen. Nur so konnten sie wissenschaftlich durchgebildete Streiterinnen gewinnen, die mit Erfolg für ihre Sache zu kämpfen befähigt sind. Daß die Frauen sich zuerst dem Berufe des Arztes zuwandten, erklärt sich aus der irrigen Anschauung, daß Krankenpflege sich mit der Ausübung der ärztlichen Kunst decke. Das medizinische Studium und die ärztliche Praxis erheischen aber ganz andere Gaben als die Krankenpflege. Er sei früher Gegner der Frauenbewegung gewesen, und zwar um der Frauen selbst willen, in der Überzeugung, daß der natürliche Beruf der Frau die Übung der Pflichten der Hausfrau sei. Er habe aber erkannt, daß die Frauenbewegung nicht etwas künstlich gemachtes oder erhaltenes ist. Die wirtschaftlichen Verhältnisse drängen die Frau, sich neue Erwerbszweige zu schaffen. Er erachte es jetzt für billig, daß die Frauen zu den Universitätsvorlesungen zugelassen werden; die Frage sei nur, in welchem Maße und auf welchem Wege. Die jetzigen Einrichtungen sind nur vorläufig. Richtig ist, daß kein Dozent gezwungen werden darf, Frauen zu seinen Vorlesungen anzunehmen. Am meisten berührt die Frage die Lehrer der Heilkunde. Es liegt nicht einem jeden Lehrer, einen medizinischen Gegenstand bestimmter Art vor einer aus weiblichen und männlichen Studierenden bestehenden Hörerschaft darzulegen. Zweckmäßig wären anatomische Präparierkurse eigens für weibliche Medizinstudierende. Auch sonst sei es nicht unbedenklich, junge Mädchen und Jünglinge gemeinsam zu unterrichten. Es komme darauf an, die Psyche eines jeden der beiden Geschlechter sich selbständig entwickeln zu lassen. Weibische junge Männer sind ebenso widerlich wie Viragines. Vieles spricht für die Errichtung von Frauenuniversitäten. Frauen lernen anders als die Männer. Frauen erfassen das Gedächtnismäßige leichter und haben eine stärkere Phantasie. Der Mann hingegen denkt strenger und faßt das Ganze ins Auge. Wenn Frauen und Männer zusammen unterwiesen werden, wird der Unterricht leicht dem Bedürfnisse der Frauen angepaßt und er verflacht."

Wir könnten nicht sagen, daß die hier ausgesprochenen Ansichten sehr fortgeschritten und die Aussichten in die Zukunft sehr tröstlich wären, wenn wir auch immerhin über die kleinen Zugeständnisse gern quittieren. Es ist demnach keinerlei Aussicht auf eine baldige Regelung des weiblichen Studiums nach dem Modus der übrigen Kulturstaaten, bei denen es einfach heißt: gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Dagegen verfährt man — leider! — „sehr liberal" bei der Zulassung von Gasthörerinnen. Es sind ihrer im vorigen Jahr nicht weniger als 352 gewesen. Wenn man nun weiß, daß Deutschland nur einige zwanzig Abiturientinnen und eine kleine Zahl auf das Oberlehrerinnenexamen studierender Lehrerinnen hat, und den allgemeinen Stand seiner Mädchen- und Frauenbildung kennt, so steht man doch sehr bedenklich dieser Menge gegenüber, deren Niveau durch manche schwach vorgebildete Ausländerin auch nicht eben gehoben wird. Alle ernsten Freunde des Frauenstudiums würden es weit lieber sehen, wenn die Aufnahme solcher „Studentinnen" stärker beschränkt, dagegen aber die wirklichen Abiturientinnen voll zur Immatrikulation zugelassen würden. Dann brauchte auch nicht der stets wiederholte ängstliche Ruf nach Frauenuniversitäten zu ertönen. Sie würden der Ruin des deutschen Frauenstudiums sein. Wie rechtlos die Frauen in Deutschland noch sind, geht daraus hervor, daß den Jenenser Professoren durch ein Schreiben des Großh. Sächs. Ministeriums verboten ist, fernerhin Frauen zu ihrem Kolleg oder zu einem Praktikum zuzulassen und zwar auch in einem Falle, wo ein solches Praktikum im eigenen Hause, im Privatlaboratorium eines Professors stattfindet. Eine von dieser Maßregel betroffene und vor Beginn ihrer gewohnten Übungsstunde aus derselben fortgewiesene Ausländerin bezeichnet „diesen Zustand für ein freies Land, das Deutschland doch ohne Zweifel zu sein beansprucht, als kaum denkbar".

* **Lady Charlotte Blennerhasset,** geborene Gräfin von Leyden, ist von der philosophischen Fakultät der Universität München für ihre hervorragenden historisch-literarischen Leistungen zum Ehrendoktor ernannt worden. Das Ehrendiplom wurde ihr von dem Dekan und drei weiteren Fakultätsmitgliedern in ihrer Münchener Wohnung feierlich überreicht. Lady Blennerhassets Hauptwerk sind die drei in den Jahren 1887 bis 1889 erschienenen Bände über „Frau von Staël". Eine jüngere Arbeit ist ihr Buch über Talleyrand.

* **Der deutsche Verein für das Fortbildungsschulwesen** hat auf seiner diesjährigen Generalversammlung auch des Mädchenfortbildungswesens gedacht. Herr Oberschulrat Weygold in Karlsruhe berichtet über die in Baden bestehenden obligatorischen Fortbildungsschulen für Mädchen. Die so außerordentlich wichtige Frage der Mädchenfortbildung ist für den nächsten deutschen Fortbildungsschultag auf die Tagesordnung gesetzt und wird aus dem Arbeitsgebiet des Vereins nicht mehr verschwinden. Immer wieder wurde die Ansicht ausgesprochen, daß erst

Digitized by Google

mit dem Eintritt in die Arbeit für das Mädchenfortbildungsschulwesen die Aufgabe ganz gestellt ist. Denn nur wenn die männliche, wie die weibliche Jugend nach dem Verlassen der Volksschule sittlich und beruflich gefördert wird, kann es mit der ganzen Bildung des Volkes besser werden. Die nächste Generalversammlung in Frankfurt a. Main wird einen Vortrag über die innere Gestaltung der Knabenfortbildungsschule bringen und als zweiten Teil die Mädchenfortbildung behandeln. Für letztere sind zwei Referenten in Aussicht genommen, ein Mann und eine Frau. Der männliche Redner wurde deshalb gewählt, damit es nicht etwa so aussehe, als hätten die Männer nicht dasselbe Interesse an der Sache wie die Frauen.

Der Vorstand und Ausschuß wurde durch einige Neuwahlen erweitert, zu den schon darin befindlichen Frauen Auguste Schmidt, Frau Dr. H. Goldschmidt, Frl. Ridder, Frau Bohn ist noch Frau Anna Simson hinzugewählt.

* **Die Realgymnasial-Reifeprüfung** bestanden vor kurzem: Frl. Hedwig Lewi am Friedrichsrealgymnasium zu Berlin und Frl. Ida Freudenheim am städtischen Realgymnasium zu Königsberg i. P.

* **Zur weiblichen Bildung und Berufswahl.** Zum 1. Januar übernimmt der von Prof. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf begründete Ev. Diakonieverein das Lazarett am Olivaer Thor in Danzig und richtet darin sein siebentes „Diakonieseminar" für allgemeine Krankenpflege ein. Er ist nunmehr imstande, jährlich über 150 Jungfrauen und Frauen gebildeter Stände in der Krankenpflege auszubilden. Die einjährigen Kurse, bei freier Station und freiem Unterricht, zugleich ohne jede Verpflichtung für die Zukunft dargeboten, sind zugleich eine überaus praktische Erziehungs- und Bildungsanstalt für Erwachsene; so haben schon verhältnismäßig viele Bräute von Pfarrern und Ärzten sich an ihnen beteiligt, um mit dem darin Gelernten später ihren Gatten unterstützen zu können. Diejenigen, die die Krankenpflege zum Lebensberuf machen wollen, finden auf Wunsch durch den Verein Anstellung, Versorgung und Schutz. So ist in den 4 Jahren, seit der Verein besteht, der Kranken, Irren-, Wochen- und Gemeindepflege über ein halbes Tausend arbeitsfreudiger Kräfte zugeführt. Für Mädchen mit Volksschulbildung sind besondere Anstalten, die „Pflegerinnenschulen", begründet, in denen der Lehrgang ein langsamerer ist.

* **Mitwirkung der Frauen bei der Armenpflege.** § 67 der am 1. Mai 1898 in Kraft getretenen „Geschäftsanweisung für die Bezirksvorsteher und Armenpfleger der Stadt Mannheim" lautet:

Jedem Bezirk werden außer den Armenpflegern zwei bis drei Armenpflegerinnen beigegeben, welche gleichfalls die Armen regelmäßig zu besuchen und für deren materielle und sittliche Hebung im fortwährenden Benehmen mit den Armenpflegern und Bezirksvorstehern nach Kräften Sorge zu tragen haben. Über Dinge, welche eine Frau besser als ein Mann zu beurteilen versteht, sollen die Armenpfleger ihre Kolleginnen um Rat und Hilfe angehen. An den Bezirkssitzungen nehmen die Armenpflegerinnen mit beratender Stimme teil. Besondere Aufgabe der beiden besoldeten Armenpflegerinnen ist es, ihren ehrenamtlichen Kolleginnen in jeder Weise mit Rat und That beizustehen. Den besoldeten Armenpflegerinnen bleibt überdies als spezielle Aufgabe nach den jeweiligen näheren Anordnungen der Armenkommission die fortdauernde Beaufsichtigung der hier und auswärts untergebrachten, in Armenfürsorge befindlichen Pflegekinder, sowie die Kontrolle der gegen Entgelt in Pflege gegebenen Kinder unter sieben Jahren vorbehalten, insoweit diese letztgenannte Kontrolle von der Polizeibehörde der Armenkommission zur Ausführung übertragen werden sollte.

Für Haus und Familie.

Die Klagen über die geringe Haltbarkeit der Glühkörper haben zu einer praktischen Verbesserung der Gasglühlichteinrichtung geführt. Schon früher hatte die Wahrnehmung, daß ein Springen der Cylinder starke Beschädigungen, meist Unbrauchbarmachung der Glühkörper herbeiführte, es nahe gelegt, statt der Glascylinder unzerspringliche Glimmercylinder in Anwendung zu bringen. Jetzt ist es der Firma **Landsberg & Ollendorff** gelungen, an diesem Glimmercylinder einen Staubschützer anzubringen, da der Staub sich für die Glühkörper auf die Dauer ebenso gefährlich erwiesen hat als äußere Beschädigungen. Der neue Staubschutzcylinder ist überall anzubringen und soll sich bereits bewährt haben. Durch ihn kann das Gasglühlicht auch praktisch zu der Beleuchtung werden, die es theoretisch durchaus ist: der billigsten.

Als praktische Neuerung kündigen sich die **Blechrohrrouleauxstangen von Panne** an. Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten jeder Wohnungswechsel mit dem jeweilig notwendig werdenden Verlängern und Verkürzen der Rouleaurstangen mit sich bringt. Die neue Erfindung — sie ist so einfach, daß man von Erfindung kaum reden kann — besteht darin, daß die Rouleaurstange aus zwei Blechröhren hergestellt wird, die ineinander zu schieben und auszuziehen sind, so daß man sie ohne jede Mühe für jede Fensterbreite zurechtstellen kann. Die Blechrohre weisen einen Längsschnitt auf, in dem das Rouleaux befestigt wird. Durch eine besondere Vorrichtung ist auch die Schnurführung gesichert.

Digitized by Google

Der Berliner Frauenverein

hielt vor kurzem seine Generalversammlung ab. Wir heben aus seinem Geschäftsbericht Folgendes hervor.

In der Krankenpflegestation des Vereins sind vom 1. Okt. 1897 bis 30. Sept. 1898 45 Kranke verpflegt worden, und zwar 9 unverheiratete und 36 verheiratete Frauen und Wittwen. Von diesen haben 37 aus Krankenkassen, denen sie angehörten, einen Zuschuß zu den Kosten ihrer Verpflegung empfangen, während 8 vollständig aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind.

Die Zahl der Pflegetage betrug 610, wovon 131 auf die vom Verein verpflegten Kranken entfallen. An Operationen sind insgesamt 39 (26 kleinere, 13 große) ausgeführt worden, darunter 1 Laparotomie, 7 Hysterektomieen, wovon 2 verbunden mit Ovariotomie, sowie mehrere Vorfalloperationen.

Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im Ganzen 704 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

In der Poliklinik für Frauen, die seit 1. Okt. 1897 mit dem Verein in Verbindung steht, sind vom 1. April 1894 bis zum 30. Sept. 1897 2666, vom 1. Okt. 1897 bis 30. Sept. 1898 970 Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen betrug i. J. 1897/98 insgesamt 3159.

Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 22 506 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Bei der Aufnahme in die Pflegestation werden in erster Linie die Hausarmen sowohl der Vereinsmitglieder, als die ihrer Freunde berücksichtigt, welche die Anstalt durch Beiträge unterstützen. Von diesen Kranken kommen zunächst solche in Betracht, die keiner Krankenkasse angehören, also am bedürftigsten sind. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Frl. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konsultation zu verweisen sind, und zwar entweder Morgens von 8—9 Uhr in der Pflegestation, Bülowstraße 141, bei Frl. A. Knopp, oder vorm. von 10—12 und nachm. von 2 bis 4 Uhr in der Wohnung von Frl. Dr. Tiburtius, Potsdamerstraße 14 III. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müssen die Aufzunehmenden bei der Konsultation eine Empfehlungskarte der Persönlichkeit mitbringen, von der sie geschickt werden. Ausgeschlossen sind lediglich Kranke mit unheilbaren oder ansteckenden Leiden.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags von ½5 Uhr nachm. an in der Alten Schönhauserstraße 23/24 Hof pt. statt. Behandelnde Ärztinnen sind die DDr. med. Frau Ploetz, Frl. Bluhm und Frl. Hacker. Als Beitrag zu den Unterhaltungskosten sind pro Person und Konsultation 10 Pf. zu entrichten. Gänzlich Mittellose erhalten auch freie Arzenei, müssen sich aber deshalb an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.

Während der Sommermonate ist die seit einem Jahr bestehende Abteilung des Vereins, die „Hauspflege" besonders stark in Anspruch genommen worden. Das Auftreten plötzlicher Erkrankungen in der heißen Zeit, die Beurlaubung eines Teils der Gemeindeschwestern mögen dazu beigetragen haben, die Nachfrage zu steigern. Ist die „Hauspflege" doch die einzige Veranstaltung in Berlin, die in allen Fällen der Erkrankung oder Abwesenheit der Hausfrau ihre Pflege oder Vertretung übernimmt.

Vom 1. April bis zum 30. September d. Js. wurden 401 Pflegen mit 3658 Pflegetagen geleistet. Diese Zahlen bedeuten gegen das Vorjahr eine Steigerung von 239 Pflegen mit 2155 Pflegetagen.

Die Sommerarbeit hat aber die Mittel so stark in Anspruch genommen, daß die „Hauspflege" nicht imstande sein wird, ihre Thätigkeit im Winter ohne Einschränkung fortzuführen, wenn ihr nicht neue Mittel zufließen. — Mögen sich unter unsern allzeit opferfreudigen Mitbürgern gütige Geber finden, die es der „Hauspflege" durch reichliche Spenden möglich machen, ihre Thätigkeit in vollem Umfange fortzusetzen. Jährliche Beiträge sind besonders erwünscht.

Der Kassenführer Herr Hermann Wallich, Bellevuestraße 18a, seine Stellvertreterin Frau Stettiner, Viktoriastraße 5, sowie alle anderen Vorstandsmitglieder sind gern bereit, Spenden entgegen zu nehmen.

Die Arbeit der Kommission für das Gefängniswesen war sehr gehindert durch die Verlegung der jugendlichen Gefangenen nach Spandau; bei der jetzt erfolgenden Verlegung nach Charlottenburg wird auch dort der Verein die Arbeit kräftig wieder aufnehmen.

Vorsitzende des Vereins sind Frl. Helene Lange und Frau Jeannette Schwerin. Meldungen zum Beitritt sind zu richten an die Schriftführerin Frl. Marie Mellien, Berlin W., Lützowstraße 66, Zahlungen an Frau Professor Lange, Berlin NW., Rathenowerstraße 106.

Digitized by Google

Der Verein Frauenheil in Würzburg hat im ersten halben Jahre seines Bestehens eine lebhafte Thätigkeit entfaltet. Seinem Programm, die höhere Bildung der Frauen zu fördern, getreu, bot er seinen Mitgliedern einen Cyklus von Vorträgen über Litteraturgeschichte und einen über Bakteriologie, der, mit Demonstrationen und Erörterungen verbunden, in dem auf Verwendung des Herrn Professors Dr. Lehmann, dessen thatkräftiger Unterstützung der Verein in vieler Hinsicht große Förderung verdankt, vom Ministerium bewilligten Hörsaal des hygienischen Instituts stattfand.

Seitens der Stadtverwaltung erfreut sich der Verein eines wohlwollenden Entgegenkommens bei seinen praktischen Unternehmungen, als deren erste die Einrichtung von Abend-Flickkursen für unbemittelte Frauen und Mädchen zu nennen ist, für die von der Stadt in bereitwilliger Weise ein Lokal zur Verfügung gestellt wurde. Neben diesen Flickkursen werden zwei Parallelkurse für Zuschneiden und Nähen von Wäsche eröffnet werden, zu denen bereits zahlreiche Anmeldungen vorliegen.

Für das Wintersemester ist zunächst eine fortlaufende Reihe von Vorträgen über Kunstgeschichte gesichert. Der Verein will, nachdem er nunmehr in sich gefestigt ist, seine Mitglieder mehr und mehr mit dem Wirken anderer Vereine bekannt machen und damit das Interesse aller an der Sache der Frauen beleben und kräftigen.

Erwerbsthätigkeit.

Erwerb in der Posamentenindustrie.

Von Hildegard Jacobi.

(Nachdruck verboten.)

Die Posamentenindustrie gehört zu denjenigen Erwerbsgebieten, auf denen Frauenarbeit noch verhältnismäßig gut bezahlt wird und tüchtige, in diesem Fach geschulte Kräfte auch noch gesucht werden.

Die städtische höhere Webeschule in Berlin, Markusstraße 49, die anfänglich nur für männliche Schüler eingerichtet war, hat seit längerem auch jungen Mädchen ihre Lehrsäle geöffnet. Ganz besonders war die hier zu findende praktische Ausbildung denen von hohem Nutzen, die einen längeren Zeichenunterricht schon hinter sich oder die Vorlesungen im Gewerbemuseum besucht hatten und nach Besuch dieses Kursus als Direktricen oder als Zeichnerinnen in großen Fabriken gut bezahlte Stellungen fanden.

Neuerdings hat das Kuratorium der städtischen Webeschule den wichtigen Entschluß gefaßt, einen halbjährigen Kursus für weibliche Personen einzurichten, um dadurch dem oft fühlbaren Mangel an geschulten Arbeitskräften im Gewerbe der Posamentenindustrie abzuhelfen.

Für die Aufnahme ist es erforderlich, daß die betreffenden Schülerinnen die oberen Klassen einer Gemeindeschule oder Fortbildungsschule besucht haben. Ist schon eine ziemliche Fertigkeit im Zeichnen vorhanden, so kommt sie in diesem Beruf vortrefflich zu statten. Der Unterricht umfaßt wöchentlich 8 Stunden Zeichnen und 6 Stunden praktische Arbeiten. Es wird die gründliche Ausbildung in Posamentierarbeiten aller Art bezweckt, speziell in der Möbel-, Besatz- und Konfektionsbranche; es wird die Anfertigung von Franzen, Besätzen für Möbel, Portieren, Gardinen, Teppiche, Quasten und Gardinen- resp. Portierenhaltern, ferner von Posamentenbesätzen für Mäntel, Capes, Kostüme u.s.w. gelehrt. Die bestkonstruirten Webstühle dienen zum Unterricht. In dem nebenhergehenden Zeichenunterricht wird den Schülerinnen Gelegenheit geboten, sich im Skizzieren und Entwerfen neuer Muster, sowie in der Umsetzung gegebener Motive in praktische Muster zu üben. Es ist ersichtlich, daß schon dadurch sehr viel Abwechslung und Eigenartiges in die Arbeit kommt, und daß dementsprechend die Arbeiten auch besser bezahlt werden.

Die erlernte Fertigkeit kann entweder in der eigenen Häuslichkeit als gutbezahlte Hausindustrie, oder in Posamentiergeschäften verwertet werden. Zeichnerinnen werden für neue Entwürfe und deren Farbenzusammenstellung gut bezahlt. Größere Fabriken halten oft Nachfrage nach tüchtig geschulten Direktricen, nach Leiterinnen von Werkstätten und Arbeitsstuben und nehmen gern Damen in derartige Stellungen, deren Geschicklichkeit, feiner Geschmack und Schönheitssinn ihren Fabrikaten trefflich zu Gute kommt. Deshalb sind diese Stellungen für Damen der gebildeten Stände, die Geschicklichkeit und Kunstsinn neben der praktischen Ausbildung haben, warm zu empfehlen. Sie dürften für ein etwaiges Zeichen- oder Maltalent vielleicht auf diesem praktischen Arbeitsgebiet schneller klingenden Lohn erwerben als durch Bilder, die nicht verkauft werden und als totes Kapital an den Wänden hängen.

Ein gutes Zeugnis der städtischen Webeschule zu Berlin dient den Schülerinnen als beste Empfehlung, denn diese Anstalt hat sich bereits Weltruf erworben; sie wird stets von vielen Ausländern aufgesucht.

Alle näheren Anfragen werden bereitwilligst durch die Direktion der städtischen höheren Webeschule in Berlin O., Markusstraße 49, beantwortet.

Digitized by Google

„Eine Verteidigung der Rechte der Frau" mit kritischen Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von Mary Wollstonecraft. Mit einem Bilde der Verfasserin. Übersetzt von P. Berthold. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag). Die berühmte „Vindication of the Rights of Woman", die Mary Wollstonecraft 1792 schrieb, hat hier eine späte, aber nicht zu späte Übersetzung gefunden. Denn die Gedanken, die sie damals aussprach, sind noch keineswegs erfüllt. Es sollte seinerzeit, wie die Widmung zeigt, Talleyrand veranlassen, eine Revision seiner 1791 erschienenen Schrift über öffentliche Erziehung vorzunehmen, in der der Erziehung der Mädchen nur mit einigen lakonischen Paragraphen gedacht ist. Mit Recht stellt die Übersetzerin es als ein wenig ermutigendes Zeugnis für den Fortschritt der Frauenbewegung hin, daß das Buch heute noch aktuellen Wert hat. Die heutige Frauenbewegung findet hier noch manche blanke Waffe; daß die Verfasserin die Frau durch Pflichten zu Rechten führen will, dürfte auch für manche kein überflüssiger Wink sein. Wir empfehlen das Buch den Frauenbibliotheken und Frauenvereinen bestens.

„System des moralischen Bewußtseins" mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Von Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil. (Düsseldorf, Hermann Michels. Mark 4,50.) Das erste Buch des vorliegenden Systems baut auf logischen Begriffsuntersuchungen eine „Theorie der menschlichen Erfahrung" auf. Das zweite und dritte ziehen aus dieser die Konsequenzen in Bezug auf das individuelle und das Gemeinschaftsleben. Das ganze Werk will dem „neuen Gewissen," das sich aus der tieferen Einsicht der Gegenwart in die Geschichte und das Wesen des Menschengeschlechts emporringt, einen wissenschaftlichen Ausdruck geben. — Wir können nicht überall mit dem Verfasser gehen, weder in seinen Ausführungen über das moderne Menschentum, dessen Ausdruck in Nietzsche gipfeln soll, noch in all seinen Ausführungen über den Inhalt des sittlichen Lebens. Aber was sein Buch lesenswert macht, ist die Selbständigkeit seines Denkens, das ein Suchen ist, ein Suchen nach dem höchsten sittlichen Ideal. Und was er über die Entwicklung der Frau zu diesem Ideal hier sagt, verdient um so größere Beachtung, als die wenigsten modernen Ethiker, wenigstens in Deutschland, in Bezug auf die Frau aus den breitgetretenen Pfaden der alten Anschauungen herauskommen.

„Dissolving Views." Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst. Von Georg Brandes. Übersetzt von A. v. d. Linden. (Leipzig, H. Barsdorf, Preis 4 M.) Man kennt Georg Brandes nur als Kritiker und Essayist, dessen Themen Bücher und Büchermenschen sind. Aber „man wird es müde, stets nur von Büchern zu sprechen, auch der Schriftsteller von Fach hat Augen wie jeder andere, um die bunte, sichtbare Welt aufzufassen und zu beobachten: Landschaften, Städte, einfache und feingebildete Menschen, die bildende Kunst." Und die Kunst der Detailmalerei, die Fähigkeit, überraschende Gesichtspunkte und Beziehungen aufzufinden, die Kraft, mitfortzureißen ist dem Schriftsteller auch als Naturschilderer treu geblieben. So folgen wir ihm willig durch Deutschland und die Fremde. Aus Deutschland giebt er nur ein einziges kleines Bild, aber es heißt: Weimar, „Das Pompeji des deutschen Goldalters." Mit der echten Pietät des großen Mannes empfindet er: „Je mehr man von der Welt gesehen und von der Weltgeschichte kennen gelernt hat, umso gewaltiger und einzig dastehend erscheint einem, was von hier aus geschehen ist. Etwas Ähnliches gab es ja seit den Zeiten der italienischen Renaissance nicht."

„Henriette Schrader und das Pestalozzi-Fröbelhaus." Von Selma Althaus. (Berlin, B. Behrs Verlag.) Mit warmem Empfinden und glücklicher Hand hat die Verfasserin in dem kleinen Schriftchen zum 25jährigen Bestehen des Vereins für Volkserziehung ein Lebensbild von Henriette Schrader gezeichnet. Es kommt eben recht, die Eröffnung des stolzen Heims zu begrüßen, das eine hochherzige Frau ihm bereitet hat, und dessen innere Ausgestaltung in jeder Einzelheit das Gepräge der geistigen Eigenart von Frau Schrader trägt. Das allmähliche Wachsen und Werden ihres Lebenswerks werden mit dem feinen Verständnis der Mitarbeiterin dem Leser nahegebracht.

„Wilhelm Stolze." Von Marie Mellien. (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.) Zu seinem hundertjährigen Geburtstag wird hier dem Altmeister der Stenographie ein anschaulich und gewandt geschriebenes Denkblatt von einer begeisterten Schülerin gewidmet, das wir allen, die sich für den Gegenstand interessieren, warm empfehlen können. Die Verlagshandlung hat es hübsch ausgestattet und mit einem Bildnis Stolzes geschmückt.

Digitized by Google

„Das Buch von der Hauswirtschaftskunde." Ein Wegweiser für die reifere weibliche Jugend zur hauswirtschaftlichen Selbständigkeit. Bearbeitet und herausgegeben von W. Henck und A. Ruperti. Mit zahlreichen Abbildungen. (Hannover und Berlin, Carl Meyer [Gustav Prior] Preis 1,50 Mark.) Das Buch giebt zunächst in einer Reihe von 45 Artikeln einen Überblick über die Ernährung und die Nahrungsmittel, dann in 24 Artikeln über „unsere Kleidung"; „unsere Wohnung" wird in 25, „gesundes und krankes Leben" in 17 Artikeln behandelt. So wird eine verständig gehaltene, knappe, durch die Abbildungen noch klarer gestaltete Belehrung über alle Zweige der Hauswirtschaft gegeben.

„An Altruist". By Ouida. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz, Pr. 1,60 Mark.) Der neueste Band Ouida ist im ganzen eine Enttäuschung. Die Titelnovelle ist eine Konstruktion, und zwar eine Konstruktion in der Art schlechter Komödien, wo die Ereignisse kommandiert werden und immer rechtzeitig eintreten, um die Theorien des Verfassers zu beweisen. Und die philosophisch sein sollenden Essays, die das Buch weiter bringt, sind einseitig und häufig von einem erzwungenen Witz, der verstimmend wirkt. Am meisten gilt das von „the new woman". Wenn man sich erst eine „new woman" nach seiner Phantasie zurechtmacht, ist nachher der Beweis leicht zu führen, daß sie weder existenzberechtigt noch auf die Dauer möglich ist.

„Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre?" Von K. R. Löwe. (Berlin u. Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior], Preis 1,50 M.) Das Buch enthält verständige, in schlichter Sprache vorgetragene Ratschläge für die Erziehung kleiner Kinder. Mit besonderer Sorgfalt sind die Abschnitte: „Wie entwickelt sich der Verstand des Kindes?" und „Das Sprechenlernen" ausgeführt; auch „Die Naturbeobachtungen des Kindes" möchten wir Eltern und Lehrern warm empfehlen.

„Kopenhagen", die Hauptstadt Dänemarks, herausgegeben von dem dänischen Touristen-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wie läßt sich eine wohlschmeckende

geformte Speise aus Milch bereiten? Sehr leicht und schnell durch einfaches Kochen derselben mit Mondamin, dann in eine Form gestürzt und erkaltet mit Fruchtsaft oder Kompott, auch mit gekochten Früchten, Äpfel 2c. beigegeben. Der Vorzug einer solchen Speise liegt in dem großen Nährwert wie auch in der leichten Verdaulichkeit und ist außerdem besonders gern willkommen unsern lieben Kleinen, wie auch den Großen. Zusatz von Citrone, Vanille, Mandeln 2c. erhöht, je nach Wunsch, den Geschmack. Für die gute Qualität des Mondamin bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen der weltbekannten schottischen Firma. Es ist überall in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. zu haben. [29

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Besta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

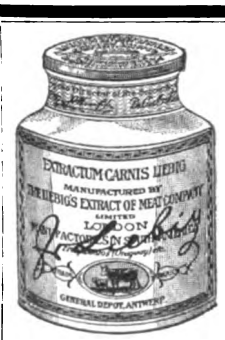
Frau **Ferdinande Proskauer**,
in Firma **J. Proskauer, Leipzig**, Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu **gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner**, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt, J. Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt.

Das Ergiebigste, daher das Billigste.

Digitized by Google

verein. (Kopenhagen. Generalkommissionär in Berlin: A. Juncker, W., Potsdamerstraße 20. Preis 2 Mark.) Bei dem stark zunehmenden Reiseverkehr nach Dänemark wird vielen das obengenannte kleine Buch sehr willkommen sein. Unter der Leitung von Franz von Jessen haben eine Anzahl namhafter Vertreter der dänischen Presse daran mitgearbeitet. Das Kapitel über die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt ist von Fachmännern geschrieben, so daß das mit zahlreichen auf das feinste ausgeführten Illustrationen ausgestattete Buch ein in jeder Weise zuverlässiger Führer ist, sehr geeignet, in dem Fremden ein lebhaftes Interesse für die dänische Kultur und Eigenart zu erwecken.

Reigenspiele und Reigen für Mädchenschulen und Damenturnvereine von Hedwig Busch. (Gotha, E. F. Thienemann, Preis Mark 1,40.) Bei der stets zunehmenden Verbreitung des Mädchen- und Damenturnens wird das vorliegende Heftchen mancher Turnlehrerin willkommen sein. Es enthält 25 Reigenspiele für die Unter- und Mittelklasse der Mädchenschulen, die durch 57 Figuren erläutert werden. Im 2. Heft, das 25 Reigen enthält, nehmen Reigen mit Verwendung von Geräten einen breiten Rahmen ein.

„Unsere Nahrungs- und Genußmittel". Für die reifere weibliche Jugend dargestellt von Wilhelm Henck. (Kassel, Th. G. Fischer u. Co.) Das Heftchen ist für den hauswirtschaftlichen Unterricht bestimmt. Es bildet zugleich ein Begleitwort zu des Verfassers acht Wandtafeln in Farbendruck: „Unsere Nahrungsmittel nach ihren wesentlichen Nährstoffen für den hauswirtschaftlichen und Rechenunterricht dargestellt. (Preis einer jeden Tafel unaufgezogen 60 Pf.) Einzelnes läßt sich noch etwas sehr theoretisch an; die genaue Berechnung des Mittagstisches nach dem notwendigen Konsum von Eiweiß, Kohlehydraten und Fetten ist ein illusorisches Vornehmen; im allgemeinen aber ist sicherlich eine Belehrung über den Nährwert der Speisen sehr am Platz.

Hausen's ✱ ✱ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"
Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn.

Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Wohin???

„Tosetti" zum Kaffee holen, ohne „Tosetti" schmeckt derselbe nicht, hat unsere Mutter gesagt.

„Tosetti?" Was ist denn „Tosetti?"

Wie, Sie kennen nicht den ausgezeichneten Kaffeezusatz und -Ersatz der **Import-Gesellschaft „Tosetti"**, G. m. b. H., **Kassel?** Die Hälfte Bohnenkaffee erspart man mit **„Tosetti Mocca-Gewürz"**.

Zu **„Tosetti - Arabi"** braucht man nur ganz wenig Kaffeebohnen. Die Packung ist praktisch. **„Tosetti"** ist nur in kleinen Tabletten in Blechbüchsen erhältlich. Verkaufsstellen: Drogerien und bessere Colonialwaarenhandlungen. Proben und Prospecte gratis und franco.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewig,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 12 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

SCHERING'S
pyrophosphorsaures
Eisenwasser
wird nach vorliegenden ärztlichen Berichten, ohne die Verdauung zu stören, mit Erfolg angewendet gegen Bleichsucht, für nervöse und schwächliche Personen etc. sowie in der Kinderpraxis, 25 Flaschen 3 M. excl. Flaschen.

Brom-Wasser
Vorzügliches Heil- resp. Linderungsmittel bei allen Nervenkrankheiten (Epilepsie, Hysterie, Migräne, nervöse Erregbarkeit, Schlaflosigkeit etc.). Preis: kl. Fl. 25 Pf., gr. Fl. 50 Pf. excl. Flaschen. Bei 20 Fl. p. Fl. 5 Pf. billiger.

Gicht-Wasser
(Piperazin in Sodawasser gelöst) wird neuerdings von den Aerzten gegen Podagra und Gichtleiden mit grossem Erfolge gegeben. Preis: Flasche 75 Pf.

Schering's Grüne Apotheke
Berlin, N., Chausseestr. 19.

Digitized by Google

Der deutsche * * * * * Lehrerinnenverein
in Buenos-Aires
Rep. Argentina. S. A.
vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch
Frl. Meta Warmbunde,
I. Vorsitzende.
Casilla Correo 778.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Pension de famille. M. le prof. de la Peine. Avenue de la Tourelle 8. Saint Mandé (Seine) à quelques minutes de Paris. Prix modérés. Leçons comprises. Excellentes références.

Kleine Mitteilungen.

Auf Wunsch unserer verehrten Mitarbeiterin Frau Lou Andreas-Salomé teilen wir gern mit, daß das in voriger Nummer von ihr gebrachte Bild aus dem Atelier von Fräulein **Gondstikker** in München hervorgegangen ist.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei, den wir sowohl Müttern und Vätern als auch den Lehrerinnen und Lehrern zu eingehendem Studium ans Herz legen möchten. Er giebt näheren Einblick in ein Buch, das wir schon im August-Heft unserer Zeitschrift besprochen und warm empfohlen haben: **„Natur und Menschenhand im Dienst des Hauses"** von Max Eschner. Es antwortet auf das „Wie" und „Woher", das den Kindern in Bezug auf unsere täglichen Gebrauchsgegenstände so lange auf den Lippen liegt, bis der Frager zur Ruhe verwiesen wird, weil man ihm nichts zu antworten weiß. Hier findet man die Antwort. — Band 2 des Buches erscheint in allernächster Zeit.

Wir machen unsere Leserinnen besonders aufmerksam auf die in der heutigen Nummer enthaltene Annonce von Fr. Dr. **Paula Gierke,** die in Berlin W., Potsdamerstr. 122c, schon seit lange als Gesanglehrerin nach der bewährten Methode Stockhausen thätig ist.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Damen-Loden,
dekatiert und nadelfertig,
ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten für **Reise, Sport** und **Fahrrad** in vielen Farben.
Cheviot, Tuch, Tuch melange, Krepp, Cover-Coat, nur dekatierte, nadelfert. Waare in **schwarz** und allen neuen Farben, das Meter von 1 Mark an, versenden direct an Private Muster frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner,
F. Altenburg, S.-A.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/3—1/4. 2]

Eine Deutsche, welche sich zum Studieren in Oxford aufhalten will, findet billige Wohnung nebst Familienanschluß und gründlichem Sprachunterricht bei
Miß D. Bell-Dixon,
St. Frideswide's Hall, [4
Bardwell Road, Oxford.
Beste Empfehlungen.

Familien-Pension
von
Fr. Frieda Hanow,
Berlin, Genthinerstr. 17, links,
bietet Lehrerinnen und Damen besserer Stände ein behagliches Heim und berechnet das **Zimmer mit Frühstück** von **1 M. 50 Pfg.** an.

Aus meiner Kinderzeit
von
Helene Adelmann.
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.
II. Auflage.
Oehmigke's Verlag (R. Appelius).
Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Soeben erschienen:
Fenitschka.
Eine Ausschweifung.
Zwei Erzählungen
von
Lou Andreas-Salomé.
Preis geheftet 2 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 3 Mark 50 Pf.
In den beiden Novellen dieses Bandes läßt uns die geistreiche Erzählerin in die Tiefen innerer Verwicklungen einer modern empfindenden, idealen Frauenseele hineinsehen. Sie weiß durch die verfeinerte Kunst ihrer Darstellung um ihre Empfindungen einen eigentümlichen Reiz zu verbreiten, dem schwer zu widerstehen ist.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

„Frau Hella's Ruhm", Roman von Robert Misch. (Berlin, Wilhelm Süsserott.)

„Neues Leben". Gedichte von Georg Stolzenberg. (Berlin, Joh. Sassenbach.)

„Sturm". Drama in fünf Aufzügen von H. D. Ravzh. (Wien, August Schulze.)

„Unsere nützlichen Vögel und deren Hegung" von Otto Voigt. (Gernrode a. H., Th. Voigt.)

„The Literary Echo". I. Jahrg. Heft 1—3. Abonnement jährlich 4 Mark. (Heilbronn a. N., Eugen Salzer.)

„Dtsche. Krankenpflege-Zeitung". Herausgegeben von Dr. E. Dietrich und Dr. Paul Jacobsohn. (Berlin, E. Staube. Viertelj. 1,50 Mark.)

Laskaris von Arthur Pfungst. III. Auflage. (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 2,40 Mark.)

L'Appel des Femmes aux Fonctions publiques, von Mme. E. Piecynska. (Bern, Schmid & Francke.)

Weibliche Menschen, Novellen von Georg Freiherr von Ompteda. (Berlin, F. Fontane & Co. 3,50 Mark.)

Das starke Geschlecht. Zwei Novellen von Bendler. (Berlin, F. Fontane & Co. 3 Mark.)

Die Dienstbotenfrage und die Frauen von Dr. Fr. W. Foerster. (Leipzig, Henckell & Co.)

Das Weib, die Klerikalen und die Christlichsocialen von Johanna Elberskirchen (Zürich, Verlagsmagazin.)

Das Ewig Weibliche in der Welt-, Kultur- und Litteraturgeschichte von Dr. Adolf Kohut. (Leipzig, F. E. Neupert' Nachf.)

Kunstgeschichte im Grundriß von M. v. Broecker. III. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, Schulband 3,40 Mark, Geschenkband 4 Mark. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)

Einsame Straße. Gedichte von Helene Orzolkowski. (Berlin, Verlag für Lyrik.)

Deutsche Jugend, XV, Oktober, geleitet von Franz Rudolf, Bürgerschuldirektor. Preis pro Jahrgang 4 Mark. (Berlin, Georg Nauck.)

Von Damen zu sprechen. Ansprachen und Tischreden. (Theater-Buchhandlung Eduard Bloch, Berlin.)

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von **Auguste Schmidt.**
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Prämiirt mit ersten Preisen. Anerkennungen aus allen Ländern
Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten
Hochinteressante, weltberühmte Handarbeit für Damen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen, Vorlegern, Bezüge für Sopha's-, Chaiselongues-, Fauteuils-, Schaukel- und Ruhestühle-, Ofenbänke-, Hocker-, Sessel-, Fuss-, Rücken-, Fenster-Kissen etc.
Man lasse sich Preisliste und Mustervorlagen mit Angabe des Gewünschten kommen.
Jede Arbeit wird gratis angefangen.
F. Louis Beilich, Meissen 24.
Sämmtliche Knüpfarbeiten sind auch fertig und montirt zu haben.
Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2550) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 3. Dezember 1898.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

„Zielbewußt."

Von

Helene Lange.

Nachdruck erlaubt.

Zielbewußt! — seit das Wort in den Siebziger Jahren zuerst aufkam, hat es manchem zum bequemen Krückstock gedient. Es ersetzt ein ganzes Programm. Es erspart den breiten Massen gegenüber die Kennzeichnung und Umgrenzung von Weg und Endziel.

Heute haben wir auch eine „zielbewußte kleine Schar" in der Frauenbewegung. Wir übrigen dämmern so ins Blaue hinein, pflanzen hier ein Bäumchen, graben dort einen Quell auf, räumen auch wohl ein Steinchen bei Seite, pflücken — horribile dictu! — auch wohl ein vereinzelt dastehendes Blümchen — dann sitzen wir müde am Wege und sehen jene „von Berge zu Berge" schreiten . . .

Sollen wir sie nicht ruhig schreiten lassen? Ihre Berge sind ja nur Wolkengebilde; in Wirklichkeit müssen wir ja doch einen Fuß vor den andern setzen, in Wirklichkeit zwingen wir den Weg, der zwischen uns und dem Ziele liegt, das wir so gut sehen wie jene, ja doch nur durch langes, mühsames Wandern. Warum sollen jene nicht sich und vielleicht auch uns ergötzen durch ihr siegessicheres Turnieren?

So haben wir uns lange gefragt, und wir haben lange geschwiegen. Es ist so häßlich, Streit im eigenen Lager. Es klebt uns immer noch etwas wie Scheu an, die Illusion zu zerstören, die in dem stereotypen Friedenslächeln ihren Ausdruck findet, das weiblichen Figuren bei Schablonenmalern und -bildhauern eigen zu sein pflegt.

Diese Scheu ist unberechtigt. Der Friedensengel würde außerhalb der Sphäre stehen, in die unsere menschliche Eigenart uns bannt; er würde die Entwicklungsmöglichkeit ausschließen. „Das Rechte, das Gute führt ewig Streit!"

Digitized by Google

Diese Scheu zu bekämpfen wird aber zur Pflicht in dem Augenblick, wo die Gewissen anfangen sich zu verwirren, wo die Gefahr droht, daß das Posieren in den Wolken von fernstehenden Zuschauern für ein Wandeln auf festem Boden gehalten wird.

Der Augenblick ist heute gekommen. Durch eine systematische Polemik in den Tagesblättern, der die große Majorität der in der Bewegung arbeitenden Frauen bisher mit der Seelenruhe des guten Gewissens gegenüberstand, ist der Anschein verbreitet worden, als sei in der That die deutsche Frauenbewegung veraltet, ziellos, auf „Wohlthuerei" und „Vereinsmeierei" beschränkt, als sei sie nur durch jene zielbewußte kleine Schar noch zu retten. Den Beweis dafür sollen die Hamburger Tage erbracht haben.

Auch „die Frau" hat bisher, wie der Bericht über die Bundestage beweist, die Scheu vor der Polemik nicht überwinden mögen. Aber jetzt gilt es denn doch, sich des Lessingschen Wortes zu erinnern: „daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten. ‚Gezankt'; denn so nennt die Artigkeit alles Streiten, und Zanken ist etwas so Unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf zu hassen und zu verleumden als zu zanken." Im übrigen dürfte es nach Lessing nicht „die bloße Politesse sein, die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich! . . . Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurteil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten, kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen."

Ähnliche Erwägungen haben vor kurzem den Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine zu einem Vorgehen bestimmt, das seinen bisherigen Gepflogenheiten stark widerspricht. Auch er hat bisher mit der Ruhe des guten Gewissens alle Angriffe, die besonders die Zeitschrift „Die Frauenbewegung" vor und nach der Hamburger Versammlung gegen ihn richtete, ignoriert. Hatte ihn doch schon seit seinem Entstehen diese Polemik begleitet, die in geschickter Taktik den Nachdruck auf das legte, was er nicht hatte thun können, unter möglichster Ignorierung der positiven Resultate. Sprang doch der eigentliche Grund dieser Polemik: daß nämlich die Polemisierenden nicht selbst die Leitenden waren, zu sehr in die Augen, als daß der Bundesvorstand sich zu einer Gegenaktion hätte hinreißen lassen sollen. Der Geist, der stets verneint, hat kein Recht auf Beachtung.

Heute wissen wir, daß wir die Naivetät des Lesepublikums doch unterschätzt haben. Die Politik des „semper aliquid haeret" führt weiter, als man denkt, und so ist die Zeit gekommen, wo der Vorstand den Bund vor fortdauernder Herabsetzung und Verunglimpfung zu schützen hat.

Nr. 20 der „Frauenbewegung" bringt einen anonymen Aufsatz, der, in den üblichen allgemein gehaltenen Anklagen gipfelnd, trotzdem, oder vielmehr eben deshalb geeignet erscheint, das Märlein von der „zielbewußten kleinen Schar" durch die Lande zu tragen. Die Delegierte und Vorsitzende unseres neuen Frauenvereins zu Lübeck, Frl. Therese Rösing, sandte der Redaktion eine Erwiderung ein, die, obwohl das Blatt an seiner Spitze den Vermerk trägt: „Dies Blatt steht allen Richtungen offen", zurückgewiesen wurde. Der Bund hat es für seine Pflicht gehalten, diese Erwiderung zu veröffentlichen; selbstverständlich mußte er, um auch dem Stand-

Digitized by Google

punkt der Redaktion gerecht zu werden, deren Antwortschreiben hinzufügen. Beides folgt hier unten.

Einige Worte an die „zielbewußte" Minderheit der Frauenbewegung.

Aus der „jüngeren" Richtung der Frauenbewegung, aus der „kleinen Schar," die ausschließlich für sich das Prädikat „zielbewußt" in Anspruch nimmt, ertönen nach der 3. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine bittere Klagen über den Vorstand des Bundes und über die „unreifen Frauen der Mehrheit," deren Horizont sich in Vereinsthätigkeit so verengt hat, daß er die großen Ziele dieser kleinen Schar nicht faßt. Schade, daß sich die Opposition, wie die kleine Schar sich nennt, versagt hat, die unreife Mehrheit über ihre Ziele aufzuklären! Trotz wiederholter, immer dringender werdender Aufforderung vom Vorstandstisch, ihre Beschwerden und Ziele in klaren Worten zu formulieren, verzichtete die Opposition darauf und hüllte sich in Schweigen. Gespannte Aufmerksamkeit bei sämtlichen Verhandlungen und Kommissionssitzungen konnte von allen Zielen der kleinen Schar nur eins erkennen: das Verlangen, im Namen des Bundes handeln zu dürfen, ohne sich vorher der Zustimmung des Bundesvorstandes zu solchem Vorgehen zu versichern. Diese Ermächtigung ist selbstverständlich allen Kommissionen und Vereinen versagt; der Bund kann mit seinem Namen nur decken, was er billigt. Selbst der Vorstand des Bundes ist von der Zustimmung der einzelnen Vereine abhängig; dagegen ist keinem Verein ein selbständiges Vorgehen unter eigenem Namen und auf eigene Verantwortung verwehrt.

Die behauptete „allseitige Mißstimmung" über die im Bunde herrschenden Zustände kam in fast einstimmiger Wiederwahl des Vorstandes zum Ausdruck!! Das Zusammenhalten so verschiedenartiger Elemente und Bestrebungen, einer so großen Anzahl von Vereinen, deren jeder, eigenartigen lokalen Verhältnissen entsprungen, diesen Rechnung tragen muß, erfordert ein ungewöhnliches Maß von Besonnenheit, überlegener Einsicht und ruhiger Selbstbeherrschung. So glaubten die „unreifen" Frauen dies schwierige und bedeutungsvolle Amt nur den Händen anvertrauen zu dürfen, die schon mit glänzendem Erfolge sein gewaltet hatten.

Die Wortführerin der Opposition in Nr. 20 der „Frauenbewegung" klagt ferner: „Eine Frage mußte in erster Linie in Hamburg beleuchtet werden: Wie kann der Bund deutscher Frauenvereine eingreifen, um der Besserung, (soll wohl heißen „angestrebten" Besserung) der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lage der deutschen Frauenwelt gerecht zu werden? Das ist nach keiner Seite, auch nicht nach einer einzigen hin, klar und bestimmt hervorgehoben worden!" — Ja, hat denn die Beschwerdeführerin den Sitzungen der Sittlichkeits-, der Mäßigkeits- und Rechtskommissionen, der Kommissionen für Organisation der Handlungsgehilfinnen, für weibliche Gewerbeinspektion und Erziehungswesen nicht beigewohnt? nicht den Beratungen über die vielseitigen, von ihr so warm gelobten Anträge?

Seltsamer Weise ist erst durch die Verhandlungen der 3. Generalversammlung der kleinen Schar der „Zielbewußten" klar geworden, was die starke Basis aller Frauenbestrebungen ist: „die eigene Kraft, die unsere Aufgaben fördert."

Die Antwort der Redaktion der Frauenbewegung lautet:

Berlin, den 29. Oktober 1898.

Geehrtes Fräulein!

Anbei erhalten Sie Ihren Artikel zurück mit der Bemerkung, daß die Darlegung der III. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine nur von demjenigen vollkommen verstanden werden kann, wie es ja auch in diesem Artikel heißt, „nur für die Einsichtsvollen und Eingeweihten," die wirklich ganz und gar mit der Frauenfrage und mit der Entwicklung des Bundes vertraut sind.

Es ist in dem Artikel sachliches berührt worden, von dem Standpunkt, wie die Vertreter der fortgeschrittenen Frauenbewegung sich den Bund Deutscher Frauenvereine gedacht haben, u. wie sie es mit Trauer erfüllen muß, daß ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen sind. In einem Bunde Deutscher Frauenvereine können sehr wohl zwei Strömungen existiren, sind sogar sehr notwendig zum Fortschritt, aber es darf niemals ein Majorisieren stattfinden und eine Unduldsamkeit der Minorität gegenüber. Das ist, was zu beklagen ist. Es handelt sich hier nicht um irgend etwas anderes. Sie brauchen deshalb an meinen Gerechtigkeitssinn nicht weiter appellieren, da der Artikel wie von allen Seiten versichert wird, durchaus ein sachlicher u. gerechter ist. „Die eigene Kraft" ist betont worden, d. h. nicht aus Bundesversammlungen wird die kleine zielbewußte Schar gestärkt werden, sondern nur durch sich selbst. Das ist ihr eben in Hamburg klar geworden.

Hochachtungsvoll

M. Cauer.

Digitized by Google

Soweit diese Angelegenheit.

Versuchen wir aber nun, den „Zielbewußten" gerecht zu werden, uns ein positives Bild ihres Programms zu machen, das doch nicht nur, um die Sprache der „Frauenbewegung" zu reden, darin bestehen dürfte, mit ihrem „Gährstoff die Gemüter aufzurütteln."

Es ist nun freilich an der Hand der Artikel der „Frauenbewegung" sehr schwer festzustellen, was nach ihrer Ansicht der Bund eigentlich soll. Wir haben sehr viel allgemeine Ausdrücke wie: Der Bund könne die Frauen „zu einem über allen schwebenden höheren Gesichtspunkte erheben", oder: „Cirkulation und Centralisation nach einer fest umschriebenen Verfassung sind die grundlegenden Leistungen, die er zu erfüllen hat, wennschon diese unumgänglichen Verwaltungsgeschäfte nicht ausschließen, daß er auch geistig von einer höheren Warte aus die Dinge überblicke, Anregungen gebe, Initiative ergreife und der Bannerträger der Bewegung sei."

Es wird ihm ferner geraten, sich von der „alten liebgewöhnten Vereinsnatur" (!) zu emanzipieren und, um endlich zu etwas Positivem zu kommen: „das ganze vorhandene Material von Frauenvereinen" nach dem Vorbilde der katholischen Kirche, nach den Interessenkreisen, denen sie dienen, zu gruppieren und zu engen Verbänden zu formieren, d. h. beispielsweise alle Vereine im ganzen Reich, welche sich mit Erziehungs- und Bildungsfragen, mit Erwerbsfragen, mit Rechtsschutz 2c. befassen, je zu einer Aktionsgruppe organisch zu verbinden. Für die Zukunft, versichert man uns, liege allein in diesem Zeichen der Sieg, „und beizeiten sollten die deutschen Frauen wenigstens Augen und Geister auf die Gebilde der Zukunft richten, um in der Gewöhnung an deren Anblick zur Kraft ihrer Ausführung heranzureifen."

Es ist merkwürdig, wie schnell sich der Deutsche beruhigt, wenn er ein Schema fertig hat. Daß diese Dinge nicht vom Bunde „gemacht" werden können, ist dem im praktischen Leben und vor allem in praktischer Vereinsthätigkeit Stehenden ohne weiteres einleuchtend; solche Dinge müssen organisch werden, wo nicht eine Autorität, wie die der hier als Beispiel so schlecht wie möglich gewählten katholischen Kirche dahinter steht. Innerhalb des Bundes selbst finden sich große Organisationen, die in dieser Weise geworden, nicht gemacht sind, so z. B. der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein mit seinen 62 Zweigvereinen; sie sind alle freiwillig zu einander getreten und würden sich bestens bedanken, wenn sie jetzt noch einmal vom Bund mit anderen Vereinen zusammen „organisiert" werden sollten. Was sich nicht von selbst organisch angliedert, was nur gekittet wird, hält nicht, und ich würde es für einen verhängnisvollen Fehlgriff des Bundes halten, wenn er mit solcher gewaltsamen Gliederung in das Selbstbestimmungsrecht seiner Vereine eingreifen wollte.

Dieser Punkt ist aber nun in der That der einzige positive, der sich herausfinden läßt; alles andere verliert sich in vagen Allgemeinheiten.

Aber vielleicht bietet ein eben erschienener Aufsatz von Helene Stöcker mit dem volltönenden Titel: „Die deutsche Frauenbewegung am Scheidewege", mit dem eine in Köln erscheinende Wochenschrift: „Das neue Jahrhundert", die fünfte Nummer ihres ersten Jahrgangs schmückt, mehr positives Material.

Wir suchen danach vergebens. Frl. Stöcker erzählt uns zwar, daß sich unter Führung von Frau Cauer „aus der kleinen Frauengruppe des akademischen Vereins eine ernste sozialpolitische Bewegung entwickelt" habe, mit der auch die „einsichtsvolleren" Vertreter im Reichstag und Landtag rechnen, bleibt aber den Beweis dafür schuldig.

Digitized by Google

Sie stellt ferner die absolut unwahre, durch das Protokoll leicht zu widerlegende Behauptung auf, man habe sich in Hamburg an die Begriffe „Gemeinnützigkeit" und „Wohlthätigkeit" geklammert, und stimmt dann gleichfalls in den Ruf nach Berufsorganisationen ein.

Also das ist auch hier die einzige positive Forderung, von deren Tragweite nach Frl. Stöckers Auffassung „die alten müden Führerinnen des Bundes" kaum eine Ahnung hatten.

Völlig vergebens durchblättere ich nun aber das Programm der 3. Generalversammlung nach einem dahin zielenden Antrag. Wenn in der That das „die große prinzipielle Frage" ist, welche „die Linke" zu stellen hat, warum hat sie sie dann nicht gestellt? Der Bund deutscher Frauenvereine darf nur die Anträge beraten, die ihm vorgelegt werden; wie in aller Welt hätte es der Vorstand, den Frl. Stöcker selbst sehr richtig als Vollziehungsausschuß bezeichnet, wohl anfangen sollen, diese „große prinzipielle Frage" zur Verhandlung zu bringen?

Überdies ist die gebotene Gelegenheit, sie thatsächlich der Lösung näher zu bringen, nicht benutzt worden. Die unter Frau Cauer stehende „Kommission zur Organisation der Handlungsgehilfinnen" ist von ihrer Vorsitzenden nie auch nur zu einer einzigen Sitzung einberufen worden, und im 5. Bericht des Bundes deutscher Frauenvereine sagt diese ausdrücklich: „Die Vorsitzende hat sehr bald eingesehen, daß es ihr nur möglich ist, Anregungen auf dem Gebiet zu geben, und daß ein gemeinsames Arbeiten auf große Schwierigkeiten stößt: 1. weil die Mitglieder in den verschiedensten Städten sind und 2. weil die Agitation für die Besserung in der Lage der Handlungsgehilfinnen, sowie die ganze Organisation solcher Vereine vom ‚Hilfsverein für weibliche Angestellte' in Berlin ausgeht." Die Vorsitzende ist nicht einmal in der Lage zu sagen, inwieweit die Mitglieder der Kommission imstande waren, ihren Anregungen nachzukommen.

Ja, wozu dann der ganze Lärm? Man fragt sich in der That, ist Frl. Stöcker so unorientiert, wie sie es als Berichterstatterin nicht sein dürfte, oder . . .

Aber kommen wir zu ihrer Schlußfolgerung. Sie lautet so: „Nur eine Schar wissenschaftlich geschulter Frauen, welche die Resultate der Wissenschaft und ihre Methoden auf allen Gebieten sich zu eigen gemacht und selbständig zu bearbeiten vermag, die Mut und Thatkraft und Einsicht in unsere gesamten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse besitzen — nur solche Frauen können die Sache der deutschen Frauenbewegung wirklich führen, das heißt vorwärts führen!"

So ist es recht! „Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der That." Man sieht, Frl. Stöcker hat einige Semester „gehört" und weiß die akademische Bildung zu schätzen. Vielleicht ließe sich auf Grund dieser Ausführungen ein Passus in das Statut einfügen, der eine große Vereinfachung der Vorstandswahl mit sich brächte: Vorsitzende würde die, welche die meisten Semester „gehört" hat, und so immer nach der Semesterzahl abwärts bis zu den Beisitzerinnen.

Alle Hochachtung vor den „studierten" Frauen. Wir haben ihnen die Wege gebahnt und bahnen sie ihnen ferner, weil wir nicht nur Ärztinnen, Oberlehrerinnen, Rechtskundige, sondern auch eine höhere allgemeine Bildung wollen. Aber die akademische Halbbildung, die sich als solche schon kennzeichnet, indem sie sich als absoluten Wert setzt, lehnen wir auf das entschiedenste ab. Leider wird der heute grassierende Universitäts-Bazillus durch die wunderbare Einsicht unserer Behörden, die

Digitized by Google

dem Dilettantismus an der Hochschule die Thore weit öffnet und die zu eindringendem Studium befähigten und gewillten Abiturientinnen ins Ausland treibt, in Massen gezüchtet. Und so dürften die nächsten Jahre den Frauen manche „Halbstudierte" bringen, und die bei den Männern so häufig gemachte Erfahrung, daß ein beschränkter Kopf durch den „Doktor" noch beschränkter wird, da er in seinem Bewußtsein die Thatsache, ihn bestanden zu haben, nicht überwinden kann, dürfte auch bei den Frauen nicht ohne Beispiel bleiben.

Einstweilen hat sich der Bund nun noch mit einem „unstudierten" Vorstand zu behelfen. Frl. Dr. Ella Mensch — sie legt zwar selbst auf ihren Titel wenig Gewicht, er dürfte aber Frl. Stöcker wohl einigermaßen Gewähr für ihre Urteilsfähigkeit bieten — meint im Darmstädter Täglichen Anzeiger Nr. 242, daß die Zusammensetzung des Vorstandes sehr erfreulich berühre. „Der Vorstand eines Vereins und erst recht einer Gruppe von Vereinen muß eine aktionsfähige Körperschaft sein und hat sich die Querulanten fern zu halten." Mir scheint dieser Gesichtspunkt für eine Vorstandswahl brauchbarer als das Semesterzählen. Aber freilich, ich bin fünfzig Jahre alt, und da beginnt nach Frl. Stöckers Ausführungen die Altersschwäche, das „vorsichtige Zaudern und Schaudern vor jeder energischen Maßnahme," was denn wohl mit einem langsamen Schwund des Begriffsvermögens zusammenhängen mag.

Zum Schluß noch ein ernstes Wort. Es ist ein wahrer Jammer, daß die junge deutsche Frauenbewegung durch einige wenige Persönlichkeiten in ihrem ruhigen Fortgang so geschädigt wird. Gewiß ist die Energie einer jüngeren Generation unentbehrlich, ja, in erster Linie berufen zur Erreichung des großen Ziels, das sich diese Bewegung gesteckt hat: die Frau in ihre vollen Bürgerrechte und ihre vollen Bürgerpflichten einzuführen und damit ihrer Eigenart den nötigen Spielraum in der Volksentwicklung zu sichern. In Bezug auf dieses Ziel herrscht keinerlei Meinungsverschiedenheit unter den deutschen Frauen innerhalb der Bewegung, und die Ausdrücke „Rechte" und „Linke" sind insofern ganz sinnlos. Seine Erreichung aber hängt nicht nur von Agitation, Organisation und Studium ab: ein wesentlicher Faktor dabei ist auch jener verachtete „Kleinbetrieb", der so vielen deutschen Frauen eine höchst wertvolle Vorschule für die später ihrer harrenden kommunalen Aufgaben werden wird. Denn auch im Kommunalbetrieb kommt es auf die geduldige Kleinarbeit an; die Zeit dürfte wenigstens noch recht fern sein, wo den Frauen das „Organisieren nach großen Gesichtspunkten" in den Kommunen zufallen wird. Das ist überdies immer nur Sache einzelner Köpfe, und die werden geboren und werden auch unter uns zur rechten Zeit nicht fehlen. Und so wäre es der jüngeren Generation nur anzuraten und zu wünschen, daß auch sie neben den großen Gesichtspunkten den Ernst des „Kleinbetriebs", der geduldigen täglichen Arbeit, wie sie in unseren Bildungs-, Erwerbs-, Rechts- und Jugendschutzvereinen, auch in den so von oben herab behandelten Wohlthätigkeitsvereinen, getrieben wird, durch eigene Erfahrung kennen lernten. Dann würde sie vielleicht zu einem billigeren Urteil gelangen. Das bloße Schwarmgeistertum hat noch nie eine dauernde Frucht gezeitigt. Und wenn der Bund deutscher Frauenvereine wirklich einmal zu einer Macht werden soll, so kann er es nur durch ruhige organische Entwicklung in voller Freiheit, ohne Reglementierung und Schematisierung, indem er dauernd seinem Wahlspruch folgt, nur das zu wollen, wozu seine Bundesvereine „von Herzen ihre Zustimmung geben".

Digitized by Google

Die Frau als Trägerin der praktischen Hygiene.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Noch im Mai dieses Jahres gab die medizinische Fakultät zu Breslau auf ein Gesuch des Professors Hermann Cohn um Zulassung von Frauen zu seinen Vorlesungen über „Hygiene des Auges" einen abschlägigen Bescheid. „Die wegen der von mir vorzunehmenden Prüfung der genügenden Vorbildung gutachtlich gehörte medizinische Fakultät hat sich unter dem 13. d. M. dahin geäußert, daß sie nur solche Damen zum Hören von medizinischen Universitätsvorlesungen zugelassen sehen will, welche das Zeugnis der Reife von einem Gymnasium besitzen. Dies muß ich daher für den Besuch Ihres oben erwähnten Kollegs gleichfalls zur Bedingung machen" — so lautete der Schlußsatz des Schreibens des derzeitigen Dekans, des Herrn Medizinalrat Professor Dr. Küstner, an Professor Cohn. Dieser führte darauf in einer Darstellung des Sachverhalts in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift sehr richtig aus, daß er der Fakultät darin gern beipflichte, wenn sie zu medizinischen Vorlesungen nur solche Frauen zulassen wolle, die die gleichen Vorbedingungen wie die zugelassenen Männer erfüllt haben, d. h. ein Abiturientenzeugnis vorlegen können, das in Preußen sogar nur das von einem Gymnasium sein dürfe. Ganz anders jedoch liegen die Verhältnisse beim Hören hygienischer Kollegien, zu denen Studenten aller Fakultäten Zutritt haben, und nicht einmal bloß solche mit Gymnasialabiturientenzeugnis, sondern sogar junge Leute, die niemals ein Abiturientenexamen gemacht haben, wie die meisten Studierenden der Zahnheilkunde, der Pharmacie und der Landwirtschaft, ja selbst Volksschullehrer, die nicht einmal das einjährig-freiwillige Zeugnis besitzen und doch ohne Schwierigkeit von dem Herrn Rektor die Erlaubnis zum Hören der genannten Cohnschen Vorlesung erhielten.

Warum sollte nun Damen, die doch andere Kollegien an der Universität Breslau hören durften, der Besuch gerade von allgemein verständlichen hygienischen Vorlesungen verboten sein? Sollte nicht gerade den Frauen das Studium der Gesundheitspflege, der öffentlichen wie privaten, aufs dringendste empfohlen und nach Möglichkeit erleichtert werden? „Je mehr und je leichtere Gelegenheit," sagt Professor Cohn, „den Frauen geboten wird, sich gründliche hygienische Kenntnisse zu erwerben, desto mehr wird die Gesundheit der Bevölkerung gefördert werden."

Sein Appell an das Urteil der anderen medizinischen Fakultäten ist bisher noch unbeantwortet geblieben. Um so lebhafter ist das Vorgehen des Privatdozenten an der Universität Königsberg i. Pr., Oberstabsarzt Dr. H. Jaeger, Vorstand der bakteriologischen Untersuchungsstation des I. Armeekorps, zu begrüßen, der an den offiziellen Ausbildungskurs für Krankenpflegerinnen einen bakteriologischen Übungs-

Digitized by Google

kursus anzugliedern unternahm, „welcher den Krankenpflegerinnen richtige Vorstellungen über Wesen und Lebenseigenschaften der krankheiterregenden Bakterien beibringen sollte, deren Bekämpfung und Vernichtung in der Umgebung des Kranken in ihre Hände ja in erster und letzter Linie gelegt ist."

Dr. Jaeger berichtet darüber in der „Hygienischen Rundschau" und ist sich der Wichtigkeit seines gemeinnützigen Unternehmens bewußt genug, um den interessanten Bericht in einem Separatabdruck auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Der Kursus war von fünf Damen besucht, die sich zur Ausbildung als Krankenpflegerinnen gemeldet hatten; diesen hatten sich noch drei weitere Damen als „Hospitierende", d. h. eben nur an den bakteriologischen Vorträgen und Übungen Teilnehmende angeschlossen. Sechs Wochen lang hielt Dr. Jäger wöchentlich zweimal zwei Stunden ab, und zwar so, daß im allgemeinen die erste Stunde dem theoretischen Vortrag, die zweite praktischen Übungen gehörte. Von der Technik der Herstellung mikroskopischer Präparate sah er ganz ab, um so strenger auf exakte Einhaltung der für steriles Arbeiten erforderlichen Handgriffe, nachdem er seinen Zuhörerinnen das Wesen und unheimliche Wirken der wichtigsten Mikroorganismen vorgeführt hatte, ihre enorme Reproduktionsfähigkeit, den Grad ihrer Widerstandsfähigkeit gegen chemische Desinfektionsmittel, Licht, trockene und feuchte Hitze, namentlich gegen das einfache Eintrocknen, woraus sich ihre Beständigkeit in lebensfähigem Zustande im Staube und das Zustandekommen von Ansteckung durch direkte Berührung und durch Einatmung (Kontakt- und Luftinfektionen) erklärt. Es ist allbekannt, welche Rolle gewisse nicht pathogene Bakterien im Haushalt der Natur spielen, hier als Verderber von Speisen durch Fäulnis, dort als deren Verbesserer durch Erzeugung alkoholischer Gährung in Brot, Bier, Wein, Kephir, oder saurer Gährung in Essig, Milch, Sauerkraut u. s. w. Und nicht minder bekannt ist die schlimme Rolle, die die heutige Wissenschaft den pathogenen Bakterien bei den meisten, wenn nicht gar allen Infektionskrankheiten zuweist, bei Cholera, Diphteritis, Tuberkulose, Milzbrand, Malaria, Pest, gelbem Fieber, und wie diese furchtbaren Geißeln der Menschheit alle heißen, an die wir eben erst durch den Wiener Pestfall herb genug gemahnt wurden. Es steht zwar noch keineswegs fest, in welcher Weise jene kleinsten, aber bösartigsten Lebewesen ihre verderbliche Wirkung ausüben, ob sie direkt durch ihre Thätigkeit die lebenden Teile des Körpers angreifen und zerstören, oder ob sie einen schädlichen Stoff, ein Gift hervorbringen, welches das Leben bedroht. Für beide Hypothesen bietet die Erfahrung bestimmte Anhaltspunkte. Die Pilzkrankheiten der äußeren Haut, wie der Grind (Cavus), und die oberflächlichen Kanäle, wie der Soor und die Schimmelkrankheiten des Gehörganges, sind ganz örtlicher Natur; es ist weder etwas Giftiges, noch etwas Fermentatives dabei. Vielmehr wirken die Pilze örtlich reizend und zerstörend, indem sie das menschliche Gewebe durchwachsen und zerfressen, wie der zerstörende „Schwamm" das Holz. Daß solche Wirkungen der Pilze auch innerlich möglich sind, hat ein Versuch Grohes bewiesen. Er brachte einen bekannten großstengligen Schimmelpilz, den Aspergillus, in das Innere lebender Tiere und sah danach in kurzer Zeit in den verschiedensten Organen Herde entstehen, die gänzlich aus Aspergillusfäden bestanden. Diese Fäden durchsetzten das Gewebe, drangen zwischen den Elementen fort und zerstörten sie endlich. Ganz ähnlich denkt sich Klebs die Wirkung des von ihm mit dem Namen des Mikrosporon septicum bezeichneten Parasiten, den er als spezifische Ursache der bösartigen Wundfieber in den Lazaretten des letzten Krieges nachgewiesen

Digitized by Google

zu haben glaubt. Selbst der Milzbrand ist in der letzten Zeit gewöhnlich in dieser Weise erklärt worden. Indem das Bacterium anthracis in das Blut eindringe und sich darin so vermehre, daß nach einer Berechnung in jedem Tropfen 8 bis 10 Millionen davon vorkommen, bemächtige es sich vermöge seiner großen chemischen Affinität des gesamten zuströmenden Sauerstoffes, die Blutkörperchen könnten nicht mehr atmen, und das Tier ersticke. Dem steht aber die Beobachtung Behrings, des bekannten Entdeckers des Diphterieheilserums, gegenüber, daß das Milzbrandblut oft sehr arm an Bakterien ist. Deshalb könnte es sich in diesem Falle nur um ein chemisches Gift von außerordentlicher Wirksamkeit handeln — ein mit minimalen Mengen der Lymphe eines an Milzbrand gefallenen Damhirsches geimpftes Kaninchen starb nach 24 Stunden, ohne daß das Blut nennenswerte Spuren des Parasiten zeigte. Behring nimmt sogar an, daß diese Mikroorganismen, wenigstens alle, die die epidemischen Infektionskrankheiten verursachen, nicht an sich und von vornherein giftig sind, sondern durch ihre Vegetation aus Stoffen, die sie der Nachbarschaft entziehen, um sie beim Aufbau ihres Leibes und bei ihrer Vermehrung zu verwenden, neue Stoffe erzeugen, wobei als Abfall- und Auswurfsstoff ein Körper von bestimmten schädlichen Eigenschaften entsteht. So erzeugt der Pilz des Mutterkorns, dieser bekannten schwarzen Wucherung auf den Getreideähren, das sogenannte Ergotin, eine höchst wirksame giftige Substanz; und der Gährungspilz erzeugt bekanntermaßen den Alkohol, den man ja in gewissem Sinne auch eine giftige, wenigstens nicht ungefährliche Substanz nennen kann, während der Pilz selbst nicht im geringsten giftiger Natur ist. Hefe, die ganz aus Gährungspilzen besteht, hat man gelegentlich Kranken in so großen Mengen gegeben, wie Salat von Gesunden genossen wird, und doch zeigte sich kein bedenkliches Sympton. Es ist daher sehr wohl denkbar, daß an einer Impfstelle oder an der Stelle einer Verletzung im menschlichen Körper sich ein Pilzherd bildet, der in großer Menge Gift absondert, das nicht bloß die Nachbargewebe tötet, sondern auch in Blut und Lymphe übergeht und das Leben des Individuums gefährdet, ohne daß die Pilze selbst in das Blut gelangen, und ohne daß die etwa doch hineingelangten jedesmal eine pathogenische Bedeutung haben. Ist doch der Löfflersche Diphteriebazillus so verbreitet, daß, wenn er an sich und unter allen Umständen giftig wäre, jeder zweite Mensch von Diphteritis befallen sein müßte. Also ist schon denkbar, daß entsprechend der Behringschen Hypothese auch dieser Bazillus, der sich auf allen der Luft ausgesetzten Schleimhäuten häufig findet, sich erst bei Entzündungen der Rachenschleimhäute rasch vermehrt und außerdem noch die Fähigkeit erlangt, einen starken Giftstoff zu produzieren. Können wir doch auch umgekehrt die giftigen Diphteriebazillen durch die Art des Nährbodens rasch ungiftig machen. Ganz neuerdings ist sogar schon die Vermutung aufgetaucht, daß der Diphtherieprozeß, als dessen Urheber wir bereits so sicher den Löfflerschen Bazillus anzusehen allen Grund hatten, durch eine uns noch völlig unbekannte Ursache ausgelöst und erst durch das Zusammentreffen oder später erfolgende Hinzutreten des Löfflerschen Bazillus zu einer gefährlichen Krankheit wird.

Jedenfalls harren auf diesem Gebiet noch die wichtigsten Fragen der endgiltigen Lösung; die Bakteriologie ist eben noch eine zu junge Wissenschaft, als daß sie schon auf die meisten Fragen zu antworten vermöchte. Aber da sie so eminent in das alltägliche Leben hineingreift, so ist es nötig, daß die praktischen Ergebnisse, die sie bereits zahlreich geliefert hat, nicht auf die ärztlichen Fachleute beschränkt bleiben, sondern im weitesten Maße popularisiert werden. Und wodurch geschähe das wohl

Digitized by Google

sicherer, als dadurch, daß die Frauen aller Stände für hygienische Dinge interessiert werden, daß sie, denen zum allergrößten Teile die Fürsorge für das leibliche Wohl der heranwachsenden wie der herangewachsenen Menschheit obliegt, auch zu „Trägerinnen der praktischen Hygiene" werden, wie das Dr. Jaeger und seine Schülerinnen fordern.

Giebt doch nicht allein die Krankenstube, deren Wartung in den meisten Fällen den Frauen anvertraut ist, Veranlassung zu gründlicheren hygienisch-bakteriologischen Studien; und vollends sind es nicht die berufsmäßigen Krankenpflegerinnen allein, denen eine praktische Ausbildung in den Handgriffen und Fertigkeiten hygienischer Krankenwartung zu wünschen ist. Allen Frauen wäre es nützlich, in die Geheimnisse der aseptischen Wundbehandlung eingeweiht zu sein; allen wäre es gut zu wissen, wie man ein Krankenzimmer oder Gebrauchsgegenstände aus der Nähe von Kranken oder sich selbst desinfiziert, wie man die infizierte Wäsche kalt einweicht und dann durch Dampfzuleitung die Erhitzung des Einweichwassers auf Kochtemperatur herbeiführt. Ist die Frage der wirklich zuverlässigen Wohnungs-Desinfektion auch noch nicht endgiltig gelöst, trotz des neuen verbesserten Glycoformal-Desinfektionsapparates der Doktoren R. Walther und A. Schloßmann in Dresden, weil das Formaldehyd, so leicht es in dieser neuen Mischung anwendbar ist und so gründlich es auch bis in die Tiefe der Kleiderschränke und der Bettpolster hinein die zähelebigsten Mikrokokkensporen abtötet, auf ziemlich 24 Stunden den betreffenden Wohnraum durch seinen erstickenden Geruch unbewohnbar macht, — so ist es doch schon wichtig genug, wenn die Hausfrau auch nur die gröberen Desinfektionsmethoden zu handhaben versteht; wenn sie sich z. B. eine gefahrlosere und rationellere Abfangung des Staubes angeeignet hat, als es das bisher übliche Fegen und das nasse Aufwischen darstellte. Hängt sie nämlich über den Besen auf einem leicht verstellbaren Drahtgestell ein feuchtes Tuch, so klebt daran der Staub fest, der sich in dem dem Besen bei seiner Bewegung entgegenwirbelnden Luftstrom befindet, und das „nasse Aufwischen", das die Diele erst mit einer Schmiere aus Staub und Schmutzwasser überzieht, ehe sie sauber wird, kann in den meisten Fällen vermieden werden. Gut ist's auch, wenn die Mutter, die eben ihrem kranken Kinde eine eiternde Wunde mit heißem Wasser ausgewaschen hat, weiß, daß sie sich selbst nun zu desinfizieren hat, aber nicht, indem sie, wie das selbst noch bei Ärzten ab und zu anzutreffen ist, aus der Flasche mit fünfprozentiger Karbolsäure „einen Schuß" dem Waschwasser hinzufügt, sondern mit der unverwässerten fünfprozentigen sich die Hände abtupft, oder auch mit unverdünntem Alkohol, der ein zuverlässiges Desinfiziens ist.

Aber es ist fast noch wichtiger für die Hausfrau, daß sie praktische Hygiene in ihrer Küche treibt. Das kann sie auf mancherlei Art. Nachdem es lange bekannt war, daß die rohe Kuhmilch sowohl Tuberkel- wie Milzbrandbazillen enthalten kann, und nachdem neuerdings Hormann und Morgenroth auch in der rohen Butter Tuberkelbazillen nachgewiesen haben, wird die hygienisch gebildete Hausfrau diese Nahrungsmittel vor dem Gebrauch pasteurisieren, d. h. sie eine halbe Stunde unter [illegible] halten und dann erst abkühlen, wodurch eine sichere Abtötung der Bakterien erreicht wird. Eine tadellose und gleichwohl bazillenfreie Dickmilch kann sie aus der [illegible] oder sterilisierten Milch mittels Beimpfung mit den von Weigmann hergestellten [illegible] Trocken-Reinkulturen verschiedener Milchsäurebakterien herstellen; der Rahm [illegible] in diesem Fall eine trefflich schmeckende und hygienisch einwandfreie saure [illegible]

Digitized by Google

Durch Anwendung gewisser Kunstgriffe der bakteriologischen Technik kann sie Nahrungsmittel doppelt und dreimal solange aufbewahren wie ohne jene Kunstgriffe. Die Schülerinnen des Dr. Jaeger konnten bei der Schlußprüfung den hierzu geladenen Damen eine kleine Ausstellung von folgenden Nahrungsmitteln veranstalten, die in tadelloser Beschaffenheit bei hoher Zimmertemperatur aufbewahrt waren:

Apfelsuppe, aufbewahrt seit	6	Tagen.
Rohes Ei, aufgeschlagen, aufbewahrt seit . . .	6	„
Königsberger Klops, aufbewahrt seit	6	„
Fleischbrühe mit Rindfleisch, aufbewahrt seit . .	6	„
Bohnen, gekocht, aufbewahrt seit	6	„
Sülze, aufbewahrt seit	6	„
Kartoffeln, geschält und gekocht, aufbewahrt seit .	5	„
Süße und saure Butter aus sterilisierter und pasteurisierter Sahne, aufbewahrt seit	5	„
Dicke Milch, aus sterilisierter, sodann mit Milchsäurebakterien beimpfter Milch, aufbewahrt seit	8	„

Letztere war sogar noch nach 16 Tagen von tadellosem Geschmack, Geruch und Ansehen. Und die einzigen dieser Konservierung zugrunde liegenden Kunstgriffe waren:

Anwendung von den dem Laboratorium abgesehenen Gefäßen mit übergreifenden Deckeln statt der fehlerhaften einfallenden Deckel, die jede an ihrem Rande sitzende Unreinigkeit in die Speisen hineingelangen lassen,

Vermeidung unnötigen Öffnens der Kochgefäße,

Verwendung des Watteverschlusses, der bei keimdichtem Abschluß hinreichenden Luftzutritt gewährt und so unangenehme, dumpfige Gerüche der Speisen verhütet — einer einfachen, rundgeschnittenen Tafel gereinigter Watte, die zwischen zwei den äußeren, übergreifenden Deckelrand bildenden Metallringen eingeklemmt sind.

Marktgemüse, wie Karotten, Petersilie, Spinat, Radieschen, auch abgeschnittene Blumen hielten sich in Gefäßen mit solchem Wattedeckel, deren Boden zudem noch mit angefeuchtetem Torfmull bedeckt war, — die „feuchte Kammer" der Bakteriologen — noch am zehnten Tage frisch, Flieder blieb unverändert an Duft, Form und Farbe, während die übliche Aufbewahrung des Küchengemüses — auf feuchtem Sand im Keller bestenfalls — es schon nach zwei Tagen welk und unansehnlich machte.

Vollends als Hüterin ihrer Kinder hat die Frau allen Grund, sich die Kenntnisse zu eigen zu machen, die in diesen Tagen so lebhaft auf dem Gebiet der Schulhygiene gefordert werden. Es genügt nicht, daß Schulärzte angestellt werden, wenn sie auch, wie es neuerdings in einer Anzahl amerikanischer Großstädte der Fall ist, täglich einmal durch alle Klassen gehn und die Infizierten herausholen. Es genügt auch nicht, wie einer der hervorragendsten Pädagogen, der Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, Prof. Dr. Schwalbe, will (Schulhygienische Fragen und Mitteilungen. Wissenschaftliche Beiträge zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. O. Gärtners Verlag), daß sämtliche Lehrer in der Gesundheitswissenschaft Unterweisung erhalten und so in den Stand gesetzt werden, die meisten Funktionen, die Schulärzten übertragen werden sollen, selbst zu übernehmen, die Institution der Schulärzte also überflüssig zu machen, — was verschlägt es für die körperliche Wohlfahrt des Schülers, wenn dafür selbst ein eigens dazu bestellter

Digitized by Google

Arzt und sämtliche Herren Lehrer zusammen während der Zeitdauer des Aufenthalts im Schulhause verantwortlich sind, macht es doch nur, wie Professor Schwalbe, allerdings in einer ganz andern Absicht, ausführt, 8,2 bis 14,6 % des Jahres aus, die der Schüler in der Schule zubringt, Pausen mit eingerechnet. Die übrigen 85,4 bis 91,8 % ist das Kind also größtenteils zu Hause, und das heißt unter der Fürsorge der Mutter, fast immer der Mutter oder deren Vertreterin, nicht des Vaters, der seinen Geschäften meistens außerhalb des Hauses nachzugehn hat. Sollte da nicht die Frau, die Kinder großzuziehen hat, mindestens soviel wie der Lehrer von Kinderhygiene verstehn? Jene Schülerinnen des Dr. Jaeger haben recht mit ihrem warmherzigen Appell „an die vaterländisch gesinnten Frauen“:

Gerade die Frauen sind es, die in Ausübung ihrer alltäglichen Pflichten an den wichtigsten hygienischen Fragen mitarbeiten können. Ihr so gewohnter, aber leider meist so unrationell geleiteter Kampf mit dem Staub kann bewußte Bekämpfung der Infektionskrankheiten werden, ihre Sorge um den täglichen Tisch, um Einkäufe und Zubereitung der Nahrungsmittel praktische Nahrungshygiene, ihre Sorge um die Wohnung Wohnungshygiene. Sie kann zugleich hygienisch-bakteriologisch gebildete Krankenpflegerin sein; und wie sie lernend Interesse gewinnt an den großen, dem Gemeinwohl dienenden Mustereinrichtungen, vermag sie, von denselben Gesichtspunkten aus, die für die allgemeine Gesundheitspflege maßgebend sind, im kleinen Kreise, aber vertausendfacht durch allgemeine Anteilnahme, für die ihrer Fürsorge anvertraute Gesundheit der Ihrigen — und damit aller — pflichttreu zu sorgen. Kraft ihres wirtschaftlichen Einflusses als Verwalterinnen der großen Summen des jährlichen Verbrauchs können sie es wohl veranlassen, daß die hygienischen Verbesserungen, die zu treffen die beteiligten Kreise verpflichtet und interessiert sind, in der That auch geschaffen und die staatlichen oder städtischen hygienischen Kontrolleinrichtungen nicht mehr umgangen werden, wie es vielfach zur Zeit, dank der allgemeinen Unkenntnis und Gleichgiltigkeit, beim Einkauf noch möglich ist. Dann kann es auch dahin kommen, daß Frauen eine hygienische, dem Hochstand der Technik entsprechende Verbesserung der häuslichen Einrichtungen durchsetzen, ein mit den Forderungen der Wissenschaft übereinstimmendes, vereinfachtes und hygienisch richtiges Arbeiten in Küche und Haus mit rationellen, und nicht lediglich von der Industrie zudiktierten, oft genug gedankenlos ausgestalteten Haushaltungsgeräten. Die Frauen können damit jenen Einfluß auf die Produktion erhalten, der ihnen, den eigentlichen Konsumenten, längst gebührte. Und das ist die volkswirtschaftliche Seite der Sache, die Lösung eines Stücks Frauenfrage großen Stils.

Digitized by Google

Weihnachtsäpfel.

Von

A. Freund.

Nachdruck verboten.

Da standen sie, zwei Knirpse, so breit als hoch in ihren faltigen Kleidchen, beide pausbäckig, mit winzigen Stumpfnäslein. Und reckten die runden Ärmchen hinauf, um die Äpfel vom Baume zu langen.

Alle Jahre hingen für sie im dichtesten Geäst des Weihnachtsbaumes zwei herrliche, dicke, rote Äpfel, einer fürs Büblein, einer fürs Mägdlein.

Aber das waren ganz besondere Äpfel. Die kamen von ihrer Patin; die Patin aber war eine Fee und eine Jugendfreundin der Mutter. Wie diese zu so hohen Verbindungen kam,. gehört nicht hierher, aber so war es; und damals, als die Zwillinge angekommen waren, da wollten Vater und Mutter der armen alten Fee auch eine Freude machen, weil sie keine Kinder hatte (Feen pflegen sich mit Kinderkriegen nicht abzugeben) und luden sie ein, Patin zu sein.

Und nun schenkte die Fee ihren Patenkindern alle Jahre zur Weihnacht zwei gesegnete Äpfel. Da steckte mehr drin als ein Kernhaus! In Hänschens Apfel steckte Verstand und in Gretchens Apfel Dummheit.

Am Weihnachtsabend, wenn die andern Leute mit ihren Punschgläsern anstießen, da gaben sich Hänschen und Gretchen einen Kuß, schnitten artig ihre Äpfel auf und verzehrten sie so behaglich, als wären es ganz gemeine Äpfel.

Und sie wurden größer und gediehen zusehends, waren schöne Kinder und ihrer Eltern und aller Menschen Freude. Hans brachte alle Jahre Note I in den Wissenschaften und prügelte sich mit seinen Kameraden, Grete aus dem Institut II zu III, sittliche Führung I, und hatte den prachtvollsten Zopf im ganzen Institut. Alles ging vortrefflich.

Nun kamen sie schon an die Achtzehn heran und Zwanzig und hatten zum letztenmal die Patenäpfel bekommen.

Da war nach und nach eine betrübliche Veränderung an Gretchen wahrzunehmen. Sie fing an naseweise Bemerkungen zu machen und steckte ihr zierliches Riechorgan in Bücher, von deren Existenz sie früher keine Ahnung gehabt hatte. Sie ward sogar rebellisch in Bezug auf das Klavierspielen und hatte es doch bereits zu einer Beethovenschen Sonate gebracht.

Vater und Mutter hielten des öfteren bekümmert Rat. Sie wußten nicht, was dem Kinde widerfahren war. Auch Hans kam ihnen nicht ganz so vor wie sonst, aber sie konnten nicht recht in Worte fassen, worin sich das eigentlich zeige.

Mit einemmal ging dem unglücklichen Vater ein Licht auf.

„Um Gotteswillen, die armen, die unseligen Kinder! Verflucht das Danaergeschenk — timeo Danaos et dona ferentes — verflucht die alte Hexe! Hab' ich's nicht gleich gesagt, daß sie uns in Ruhe lassen sollte! Die armen, armen Kinder — sie haben letztes Mal die Äpfel — — — vertauscht!!"

Entsetzen befiel die Mutter. Es lag klar am Tage. An der unglücklichen Grete zeigten sich die Spuren nur allzudeutlich. Sie würde sie ihr ganzes Leben lang nicht mehr verwischen können. Und Hans — es war nicht auszudenken!

Der Vater stürzte in das Studierzimmer des Jünglings. „Hans, mein Sohn — mein armer, schmählich betrogener Sohn!" Und er erzählte ihm das Unglück.

Aber Hans sah lächelnd auf.

„Lieber Vater!" sagte er beruhigend. „Lieber Vater! Ich habe wirklich noch gar nichts davon gemerkt. Es wird meinen Aussichten auch sicher nicht schaden."

Der Vater starrte ihn an.

Dann verfiel er in ein tiefes, tiefes Nachdenken.

Digitized by Google

Maisa Jons.

Roman

von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch.

Nachdruck verboten.

I.

Maisa vertrug es nun einmal nicht, wenn man sie mit der Näherei in die Mädchenkammer setzen wollte, mochte man die Kammer auch noch so fein in Plättstube, Mamsellzimmer oder dergleichen umtaufen. Sie wollte nicht zu den Dienstboten gerechnet werden.

Die dünnen, energischen Arme und flinken Hände jagten mit ärgerlicher Hast die Heftnähte entlang, drei, vier lange Stiche auf einmal, ehe sie den Faden anzog.

Sie saß, halb dem Fenster zugewandt, am Klapptisch in dem kleinen Vorzimmer zwischen der Küche und dem Eßzimmer bei Großhändler Tranems und nähte lange Rocknähte zusammen. Die große doppelfädige Tret-Nähmaschine stand für den Augenblick unbenutzt neben ihr.

Warum war hier nur so ein Treiben und Laufen aus und ein! Jetzt fragte diese leise dahinschwebende Tante sie schon zum drittenmal freundlich, ob sie sich nicht lieber in das Mamsellzimmer hinaussetzen wollte.

Und wahrhaftig, sie schloß heute die Thür zum Eßzimmer so sorgfältig, als ob sie sie versiegeln müßte, — wahrscheinlich glaubten sie, sie gehörte zu denen, die Klatscherei von Haus zu Haus tragen. Ja, seien Sie lieber vorsichtig, Fräulein! — Na, meinetwegen kann sie sicher sein!

Draußen in der Plättstube ist es so hübsch und warm! . . .

Sie schnitt unwillkürlich eine Grimasse hinter Tante Raschs milder, zuvorkommender Miene und stellte ein wenig an der einen grünen Drahtjalousie, um es heller zu haben; hier im Parterre nach dem Hofe hinaus war es an dem schummrigen Herbstnachmittag herzlich dunkel; die mit dem Ruß der vielen Schornsteine durchsetzte Luft schien, schmutziggrau und naß, förmlich an den Fensterscheiben zu kleben.

Es war jedenfalls nicht ihre Schuld, daß das Stubenmädchen Lena die Thür zum Eßzimmer nur mit dem Fuß hinter sich heranzog, als sie das Kaffeebrett hineintrug. Sie hatte keine Lust, den Dienstboten aufzuwarten; wahrhaftig, nicht die mindeste Lust hatte sie dazu . . .

Die Näherei ging mit gleichem Eifer weiter.

Sie fing wieder an, über das zu grübeln, worüber sie von früh an gegrübelt hatte, — wo sie die drei Kronen und zwölf Schilling herbekommen sollte, die ihr noch an der Miete für Frau Dörum fehlten; sie hatte sie ganz fest für heute Abend versprochen; Dörums waren dem Hauswirt gegenüber selbst in Verlegenheit.

Tilla drüben bei Frau Thorsen hatte gewiß auch nichts . . . Ob sie es bei der alten Mutter Damm versuchte, die mit ihrer Mutter zusammen im Hospital Wärterin gewesen war? Die würde ihr schon borgen, wenn sie etwas hatte. Aber es war unsicher.

Wenn sie sich nicht leichtsinnigerweise den teuren Regenschirm gekauft hätte, der den ganzen Wochenverdienst auf einmal aufgezehrt hatte, und das Zeug zu der neuen Taille, so hätte sie jetzt noch Geld gehabt. Aber das mußte sie ja haben, damit sie einigermaßen anständig in die Häuser gehen konnte und nicht geradezu für eine von den ganz Gewöhnlichen gehalten wurde.

Sie richtete sich gespannt auf; es läutete an der Entreeglocke, und eine Thür wurde geöffnet.

Digitized by Google

„Irgend jemand zuhause, Lena?“ klang es bekannt, vertraulich, — „die gnädige Frau — oder eins von den Fräuleins?“

Ein Teil der Stimme ging verloren; ein schwerer Lastwagen fuhr durch den Thorweg, und es dröhnte, daß die Fensterscheiben zitterten.

„Jawohl, Herr Baurat, alle — und Fräulein Sundt ist eben gekommen“ —

„So—oh?“

Es hörte sich an, als ob er stehen bliebe und sich bedächte, ob er hineingehen sollte.

Nun? . . . Maisa schlug verwundert die Augen zur Zimmerdecke auf und ließ ganz versunken Schultern und Arme hängen.

Uf, da polterte diese Lena wieder und schlug den Eßtisch zusammen! Maisa rückte sich ungeduldig zurecht.

Wahrhaftig, es wäre amüsant, zu wissen, ob wirklich etwas Wahres an dem wäre, was sie bei Heibergs behaupteten, daß der Baurat schon auf Freiersfüßen zu Fräulein Signe ginge — gräßlich amüsant . . . Die einen Witwer nehmen? Ach nein, prost Mahlzeit!

Als sie den Kopf wieder auf die Arbeit beugte, war ihr ganz schwül um die Ohren von allem, was sie dachte.

Aber es wäre doch wirklich amüsant gewesen, herauszubekommen, ob der Baurat hineingegangen war oder nicht! Denn wenn er wirkich seiner Wege gegangen wäre, weil Fräulein Sundt da war, so war ja weiter garnicht darüber zu reden; dann wäre es ja so klar, so klar —

Die Sache wurde mit einem Nicken des etwas spitzen Kopfes abgethan, der in Form und Farbe an eine frische abgebastete Kokosnuß erinnerte.

Kein Wunder, daß Tante Rasch so versessen darauf war, sie heute in die Mädchenkammer zu verbannen; vielleicht war er erwartet worden —

Da kam Lena aus der Stube mit dem Kaffee. Maisa nahm die Tasse vom Brett und setzte sie auf den Tisch.

„Ach Lena, Sie müssen gewiß die Thür draußen im Flur zumachen; mir schien, ich hörte sie knarren, nachdem der fortging, der vorhin da war.“

„Baurat Torp? — nein, der ist ja in die Stube gegangen.“

„Ach so, — der war es. Ich dachte, es wäre der blonde Windhund von Student, der hier immer rumgeht und Unsinn macht und pfeift.“

„Der kommt nicht mehr.“

„So, Lena?“ — Maisas kleine, rasche Augen sahen schnell zu ihr auf. — „So — hm, na so.“ — Sie verzog die Lippen, während sie die Nadel gegen das Licht empor hielt, um einzufädeln; — und Lena begriff wohl, daß Maisa sich ihr Teil über die Sache dachte:

„Sie meinen vielleicht, daß er sich um Fräulein beworben hat? Ich glaube schon, daß die Leute das gesagt haben; die sind immer schnell bei der Hand mit sowas.“

„Ich weiß nicht einmal mehr, wie er hieß, Lena, danach können Sie ja selbst urteilen,“ klang es kühl abweisend. „Glauben Sie nur nicht, daß ich hier sitze und nach allem schnüffle; davon werde ich nicht reich und nicht arm.“ —

Danke nein, mehr als zwei Stück Zucker wollte sie nicht. —

Lena ging mit dem Brett hinaus, und Maisa saß wieder allein, ein bißchen schmalschultrig und krumm, die Füße auf dem Tischfuß, — sie war heute früh naß geworden, deshalb hatte sie den einen Schuh abgestreift — und that sich gütlich und knabberte den feinen Würfelzucker zum Kaffee.

Es waren ein Paar kleine lebhafte, roträndrige Augen mit dicken Braunen, die ab und zu, wie die Gedanken kamen, in einer Furche über der kecken Nase zusammentrafen, — einer Nase, der man deutlich ansah, was sie wollte, — und eine kurz aufgestülpte Oberlippe, die gern ein paar guter Vorderzähne zeigte. Das bastbraune Haar puffte sich unter dem Haarband, und die etwas magere Wange hatte einen gelblichen Schein, mochte er nun von den Sommersprossen herrühren oder von dem ewigen Kaffeetrinken. Sie biß ab und zu nachdenklich an dem Zucker. —

Nein, das hätte sie doch nicht von Fräulein Signe gedacht. Dieser ältliche Baurat!

Er sah aus, als ob er wieder neu aufgeputzt wäre; akkurat wie ein aufgarnierter Hut! Das glatte Haar bürstete er gewiß fleißig nach vorn, damit es so weit wie möglich den kahlen Schädel deckte. —

Digitized by Google

Uff, — den hübschen Studenten, der so lustig lachte, laufen lassen, weil so einer gleich Hochzeit machen konnte! — Ja, wirklich so kleinlich, als ob sie in ihres Vaters Goldschublade zur Welt gekommen wäre.

Sie horchte ... Nein, wie sie beständig auflacht, diese Signe. Zuerst hü, hü, hü, hü tief in der Kleidertaille, und dann endigt es in diesem hohen, feinen Ton. — Ja, er wird diese Nachtigall schon noch hören, bis er genug hat, der Baurat!

Die Kinnlinie verlängerte sich sehr ausdrucksvoll; Maisa schob die Kaffeetasse von sich auf die Wachstuchdecke und machte sich an die langen Maschinennähte.

Ob sie es wagen sollte, die gnädige Frau heute Abend um die drei Kronen zu bitten? Morgen und übermorgen würde sie sie ja abverdienen, ehe sie zu Schaus mußte ...

Sie saß und setzte mit knipsendem Geräusch den Fingerhut auf und ab.

Das war das Gräßlichste, was sie sich denken konnte, so zu bitten, — und obendrein Frau Tranem, die so schrecklich fein war. Aber sie mußte schon sehen, wie sie es fertig brachte, am Abend, wenn sie das Kleid anprobierte ...

Sie hörte, wie draußen im Flur Abschied genommen und geschwatzt wurde — der Baurat und Tante Rasch und Fräulein. Es fing schon an schummrig zu werden. —

„So leben Sie denn wohl, und kommen Sie bald wieder!" ahmte sie für sich selbst selbst Tante Raschs von Freundlichkeit überströmende Stimme nach ... Jetzt ging Fräulein Sundt auch, und im Eßzimmer wurde nun hitzig disputiert, wer zum Vater ins Kontor gehen sollte und bitten, daß sie heute Abend ins Theater gehen dürften, das neue Stück zu sehen.

Tante Rasch trug selbst das mit der Messingkanne und allen Tassen dicht besetzte Kaffeebrett hinaus. Maisa stand auf und hielt ihre Näherei nahe ans Fenster. In dem schmutzigen Hofraum war schon oben am Thürpfosten des Lagerbodens eine trübe Laterne angezündet worden; Zuckerfässer wurden von einem schweren Arbeitswagen abgeladen. Zwischen all den mannigfachen Thüren im feuchten Halbdunkel des Hofes sah man undeutlich die Aufgangstreppe zu dem Hintergebäude, mit seinen kleinen Fensterscheiben und der hölzernen Galerie vor den Thüren im ersten Stock, — ein Überbleibsel des alten Bauernhandels- und Logierhauses, das noch von des Kaufmanns Schwiegervater herrührte.

Vom Fenster aus war Maisa mit einer gewissen Neugier dem unruhigen Leben und Treiben oben auf der Mansarde gefolgt, wo Frau Tranems Brudersohn Dietrich, der Kadett, seine Wohnung hatte; es war den ganzen Nachmittag solch ein Treppauf- Treppablaufen gewesen ... und aufgepaßt! — das waren Flaschen, was der Bursche so hastig hinauf beförderte, vorhin schon und jetzt noch einmal. —

Nein, wie fromm und unschuldig der Bursche Andreas mit dem Korbe dicht bei Herrn Tranem selbst vorbeistrich, — gewiß war es nur Petroleum und Streichhölzer und Tabak und dergleichen, was er trug! ... Der Kaufmann war glücklicherweise damit beschäftigt, dem Hausknecht zuzusehen, der den Kaleschwagen wusch und spülte ...

Ein ansehnlicher Mann, der alte Großhändler, — gerade wie ein stolzer Hahn, wenn er sich so hintenüberlehnt und sich brüstet. Und trotzdem führen sie ihn an der Nase herum, so sehr er auch um sich schnobert und wittert. Denn sie hätte ihr Leben wetten mögen, daß die da oben auf der Mansarde die Vorbereitungen zu einem Gelage trafen, von dem er nichts wissen sollte.

So, da schlich sogar Anton, der Sohn, auch die Treppe hinauf; er hatte gut aufgepaßt, sobald der Vater hineingegangen war! Er war es auch gewiß, der die Flaschen geschickt hatte ...

Der interessante Entdeckungssport wurde dadurch abgebrochen, daß Fräulein Signe, von ihrer sechzehnjährigen Schwester Arna gefolgt, mit der eben angezündeten Lampe herein kam.

„Nein, stehen Sie da im Dunkeln, Maisa! — warum haben Sie denn nichts gesagt? — Nun, wie steht es mit Mutters Kleid?"

„Ja, die Taille liegt zugeschnitten da; ich denke bestimmt, die gnädige Frau kann heute Abend noch anproben."

Während die Lampe noch schwach über das dunkle Wollenzeug hinleuchtete, ließ

Digitized by Google

Maisa das Rouleau herunter und räumte die Nähsachen vom Fensterbrett hin auf den Tisch.

„Sie sollen ja wohl Freitag zu Schaus?“ erkundigte sich Signe.

„Ja, sie ließen es mir so eindringlich sagen, ich möchte mich ja nicht wo anders hin versagen.“

„Aber Mutter muß ihr Kleid fertig haben und das alte seidne geändert, wissen Sie.“

„Ach dazu ist Zeit genug, Fräulein. Ich glaube sogar, ich werde auch noch ein wenig an Arnas Kleid anfangen, ehe ich übermorgen aufhöre; hier, wo wir die Nähmaschine haben, geht es ja wie der Wind. Bei Brandts reden sie auch davon, sich eine anzuschaffen, aber Herr Landgerichtsrat meint, acht und zwanzig Thaler ist viel Geld; er glaubt, sie werden bald billiger werden.“

„Aber das sage ich Ihnen, Maisa, ich will, daß es sitzt,“ fiel Arna ein; — „ich habe noch nie ein ordentliches Kleid gehabt, das schwarze zur Konfirmation ausgenommen, und das haben Sie nicht gemacht.“

„O, ich werde es schon zum Sitzen bringen; jetzt haben Sie ja schon ein bißchen Figur; — früher war es ja bloß, als sollte man das Zeug auf eine Stange hängen.“

„Ja früher; aber jetzt“ — — sie richtete sich gerade und zog die Schultern zurück.

„Ja, ich sehe schon, Sie sind dabei, ein Fräulein zu werden.“

„Verschneiden Sie sich ja nicht und bilden Sie sich nicht ein, ich hätte dieselbe Figur wie Signe, das bitte ich Sie; — ich bin ja schmal und schlank;“ sie stellte sich in Positur und strich mit den Händen an der Taille hinunter.

„Wie ein Besenstiel,“ räumte die Schwester ein; — „du bildest dir doch wohl nichts darauf ein?“

„Denke daran, kleine Signe, daß Anton dich neulich einen hübschen runden Mehlkloß nannte mit einem Paar kleiner, süßer Rosinen darin, und das ist so treffend, so treffend.“

Maisa war innerlich nahe daran, zu bersten, denn es war wirklich so treffend, — und dieselbe Sanftmut in den Augen und die ganze bedächtige Art und Weise wie die Tante Rasch.

„Sie müssen so freundlich sein, etwas zu rücken, Fräulein, daß ich an die Maschine kommen kann.“

Es ratterte los mit einer langen Naht, die sie noch einmal geheftet hatte.

„Ist das der Schulteraufschlag?“ fragte Signe; sie hatte den Stuhl herangezogen und saß und paßte ein paar von den zugeschnittenen Stoffstücken an einander.

„Was ist es denn, womit sie drüben bei Schaus solche schreckliche Eile haben, Maisa?“ kam es heraus.

„Fräulein Elise soll ein neues Kleid zum Ball bei Doktor Fayes bekommen.“

Signe wandte die beiden kleinen Rosinen nach der Decke empor:

„Du meine Güte, — will Elise wirklich auch dies Jahr auf den Bällen umherfegen? — den dritten Winter!“

Maisa kippte ihre kurze Oberlippe ein wenig in die Höhe; Fräulein Signe war ja mindestens zwei, drei Jahre älter und hatte schon gemerkt, daß sie gut daran thäte, sich vom Tanzen zurückzuziehen . . .

„Haben Sie den Stoff gesehen, Maisa? — Was ist es? — Ist es etwas wirklich Feines?“

„Ja, das sollte ich meinen! Ich war gestern früh mit heran, um es mir anzusehen, — ganz hellblaue Seide.“

„Seide? — Und das läßt sie im Hause schneidern! Daß sie damit nicht zu Geschwister Bergs geht! Eins paßt nicht so recht zum andern.“ Signe war wie aus den Wolken gefallen.

„Ach ja, wer keine Figur hat, kann sich ja da eine herrichten lassen, das ist wahr,“ meinte Maisa, während sie sich über die Maschine beugte. — „Aber für jemand, der so gewachsen ist, wie Fräulein Schau, kann eine andre auch schneidern, wenn sie ein bißchen Genie hat.“

„Ja, entsinnst du dich deines Ballkleides, das sie vor zwei Jahren schneiderten, Signe,“ fiel Arna ein, „mit der langen lila Seidentaille, hinten zugeschnürt, die so weit, so weit herunterging daß alles zusammen wie eine lange Taille aussah? Ich fand das so häßlich.“

„Es ist merkwürdig, wozu es die Schaus beständig übrig haben,“ wunderte sich Signe

Digitized by Google

sanft; — „Elise bekommt ein großartiges Kleid nach dem andern. Aber wenn es nicht glücklicher gewählt ist als das vom vorigen Jahre! — Sie hat ja gar keine Farbe; — und dabei hellblau!"

„Man sagt, sie bekommt so schöne Farben, wenn sie tanzt," bemerkte Maisa leichthin.

„Ja wenn man auf derartige Zufälle bauen will, dann" —

— „und daß sie ebensoviel aufgefordert wird wie irgend eine von den Neukonfirmierten," setzte sie unschuldig hinzu.

„Jedenfalls paßt es sich nicht, ewig das eben aufgeblühte Schneeglöckchen zu spielen," meinte Signe; — „auch die Naivetät muß ihr Maß haben. Uff" — sie schüttelte sich. — „Daß jemand daran Vergnügen finden kann" . . . .

„Nun, Dietrich findet sie hübsch genug," brach Arna aus.

„Dietrich, ja! — solch neugebackener Kadettengeschmack!"

„Er sagt, sie ist die ganze Zeit auf den Beinen; sie wetteifern ordentlich, sie zu engagieren."

„Es kommt eben darauf an, was für Kavaliere es sind, — solche wie Dietrich und seine Kameraden, die sie von zuhause kennen! . . . Übrigens habe ich nur gesagt, daß Blau nicht für eine paßt, die keine besonderen Farben hat, meine gute Arna! Sie kann ja nichts dafür, daß sie bleichsüchtig ist."

„Ach so, die Bleichsucht! . . . Na, das muß ich doch Dietrich sagen. — Ich möchte wirklich wissen, wen du eigentlich hübsch findest," Arna ging hinaus und warf die Thür hinter sich zu.

„Ob wohl etwas daran ist, Fräulein, daß sie Konsul Backe kürzlich einen Korb gegeben hat?" warf Maisa hin; — „bei Brandts hatten sie es fast für gewiß gehört."

„Ach was hören die nicht alles; bei denen weiß man ja alles."

Maisa wußte es auch nicht gerade sehr genau . . . aber, — sie beugte den spitzen Kopf über die Maschine; sie konnte es sich nicht versagen, dieser Signe eins zu versetzen: „jedenfalls kann man lange warten, ehe die hingeht und sich verkauft. Nein, so verheiratet die sich nicht!"

„Ach, Maisa, in Ihrer Stellung ist es unmöglich, über so etwas zu urteilen. . . . Aber sagten sie es wirklich bei Brandts?" kam es einige Zeit nachher. Signe war offenbar in Betrachtungen versunken.

Maisa nähte darauf los, — sie hatte, weiß Gott, dem Fräulein etwas zum Nachdenken aufgegeben. Hastig heftete sie mit langen Stichen, um es noch bis zur Anprobe zu bringen, ehe sie ins Theater mußten. Sie wußte wahrhaftig nicht, wo sie sonst das Geld herbekommen sollte, — denn haben mußte sie es, mochte sie es anstellen, wie sie wollte.

„Schließlich wird es doch Grete sein, die mit ins Theater geht," sagte Arna zur Thür hinein. „Anton sagt, er will nicht. Uff, so drei Schwestern in einer Reihe!"

J nein, dachte Maisa, Anton wird schon heut Abend sein eigenes Theaterstück aufführen, oben auf der Mansarde. Sie beeilte sich, — auf alle Fälle sollte alles parat und fertig geheftet sein, ehe sie gingen. Es war gewiß noch nicht sechs Uhr.

„Mai—Mai—Mai—Maisa. Hören Sie mich an!" — flüsterte es trällernd von der Küchenthür her. Es war Dietrich, der schwarzhaarige Spaßvogel von Kadett; er sah herein, ob sie allein war.

„Sagen Sie mir, Maisa, wissen Sie, wer heute Abend ins Theater geht?"

„Ja, — die gnädige Frau und Fräulein Signe und Arna, — ob noch mehr gehen, weiß ich nicht."

„Ob Onkel mitgehen wird, glauben Sie?" forschte er vorsichtig.

„Ich glaube, Sie gäben etwas darum, wenn Sie das gewiß wüßten."

„Ich? — weshalb? — Was meinen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Nun, wenn er heute Abend hübsch fort wäre" —

„Wieso? — was faseln Sie da, Fräulein?"

„Sie brauchten mich ja nicht so auszufragen, wenn Sie nicht wollten, daß ich antworten sollte."

„Sie erlaubten sich da eine Bemerkung, die, milde ausgedrückt, etwas — etwas naseweis war, muß ich Ihnen sagen. Solche jungen Mädchen werden leicht zu übermütig, merke ich."

Digitized by Google

„Ich bin kein junges Mädchen, ich bin bald sechsundzwanzig Jahr — und ein gutes Ende älter als Sie. Wie alt sind Sie denn, Herr Kadett?"

„Das kann Ihnen gleich sein; davon sprach ich nicht mit Ihnen. Ich fragte, was sie mit Ihrem Geschwätz meinten."

„Ich? — garnichts. Es schien mir nur, als ob der Herr mit der gnädigen Frau so etwas redete, daß er Lust hätte, nach der Mansarde hinaufzugehen und zu sehen, wie es Ihnen des Abends da oben ginge."

„Sind Sie nicht gescheit, Maisa? hat er das wirklich gesagt?" Der Kadett verlor völlig die Haltung.

„Der Herr ist wirklich ein netter Mann; er hat solche Freude an seinen Kindern."

„Hat er das wirklich gesagt?" wiederholte er.

„Er hat gewiß bemerkt, wieviel der Bursche heute Nachmittag zu thun hatte, immer treppauf mit all den Körben."

„Ach Unsinn, Maisa, Sie haben hier gesessen und ausgeschaut!" kam es nun unaussprechlich erleichtert. „Er hat garnichts gesagt. — Sehen Sie, wir haben heut Abend ein Gelage, und es wäre schön gewesen, wenn der Alte mit eins die Nase hereingesteckt hätte! Aber daß Sie so boshaft sein können, Maisa! Solch hübsches Mädchen wie Sie sind!"

„So, finden Sie das?"

„Hab' ich nicht gestern und heute da oben hinter der Gardine gestanden und nach Ihnen ausgeschaut? Ich versichere Sie, ich habe an nichts anderes gedacht, seit Sie vorgestern kamen. Sie stechen sie allesamt aus. Lassen Sie mich ein bißchen Ihre Hände ansehen."

„Ja, den schwarzen, aufgenähten Zeigefinger, nicht?" sie hielt ihn ihm hin.

„Ach, was macht das, wenn die ganze Hand so hübsch ist" — er näherte sich interessiert.

„Lernen Sie so etwas auf der Kriegsschule? Ich bin nicht so eine, Herr Kadett, sage ich Ihnen; ich möchte mir das verbitten."

„Ich sage ja nur, daß Sie hübsch sind, und das können Sie nicht leugnen. Soviel Recht muß man doch wohl haben."

„Ich habe gehört, es existiert ein Gesetz, daß die Herren vom Militär erst Schnurrbärte haben müssen, ehe sie sich um dergleichen bekümmern."

„Ach, ich glaube, heute Abend betrinke ich mich!"

„Thun Sie das ja nicht; Sie wissen, morgen die Kopfschmerzen."

— Nein, der freche Kerl! . . . Da stand er in der Thür, schwarzlockig und untersetzt, und redete mit Fräulein Rasch, ob ihm das Mädchen nicht etwas Essen aufs Zimmer bringen könnte, er hätte heute Abend so ungeheuer viel für die Kriegsschule zu thun. Es hörte sich so natürlich und selbstverständlich an, daß die Tante es wirklich glauben mußte. Und fort war er, wie weggeblasen, um nicht noch jemand von den andern zu treffen. Wenn der Junge erst dahinter kam, was für Augen er hatte, dann —

Sie nähte fort, den Kleiderärmel der Bequemlichkeit halber etwas aufgestreift. Man hörte die Heftstiche in dem strammen Stoff, den sie in den Lampenschein emporhielt, und ab und zu klang in der Stille ein Geräusch unten aus der Küche herauf, wo die Vorbereitungen zum Abendbrot getroffen wurden und die Mädchen hantierten.

Aha! — Da rief Arna schon, daß sie sich beeilen und zum Theater anziehen sollten.

Wenn sie Frau Tranem nur noch einen Augenblick allein erwischen könnte, ehe sie gingen. Denn, wie sie war, — hundertmal konnte sie auf dasselbe zurückkommen und nie zum Entschluß gelangen — war es gut möglich, daß heute Abend doch nichts aus der Anprobe wurde. Und Maisa hätte jetzt bereit sein können, wenn es sein mußte . . .

Sie sah schon halb resigniert aus, während sie mit einem letzten Schimmer von Hoffnung die Ärmel einheftete.

„Herr Gott, daß Sie auch nicht eher daran gedacht haben, unsre Mäntel hereinzunehmen, Lena!" hörte man die etwas müde, klagende Stimme der gnädigen Frau, — sie klang immer, als ob irgend ein stiller Kummer im Hause wäre.

Wenn sie jetzt hereinkäme, müßte sie sich entschließen.

Aber die andern kamen von oben eilig hinterdrein, die Thüren offen lassend.

Frau Tranem kam auf ihre sanfte Art, fein und gemessen, und hielt Maisa das

Digitized by Google

Handgelenk hin; sie sollte einen Handschuhknopf annähen.

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, ob Scheels oder Heibergs heute Abend gehen, Signe!“ äußerte Frau Tranem etwas bedenklich. Die schweren Augenlider waren niedergeschlagen über einem Paar großer, noch immer bemerkenswerter Augen, und die Sammetartigkeit der weißen, etwas schlaffen Haut rief den Eindruck hervor, als würde sie mit Hilfe von lauwarmem Wasser und vieler Mandelkleie sorgsam erhalten. — „Ich hätte gewünscht, ich wäre noch etwas mehr beruhigt worden über das Stück.“

„Aber du hörtest ja, was Walburg Sundt sagte, Mutter.“

„Ich muß dir sagen, Signe, daß Fräulein Sundt nicht gerade mit unsern Augen sieht.“

„Nein, wenn heute Abend richtiger Spektakel würde, Pfeifen und Skandal!“ klang es aus dem anderen Zimmer von Arna.

„Ich habe so ein Gefühl, daß wir uns nicht auf diese Première hätten einlassen sollen . . . man kann nicht wissen . . . Danke, Maisa!“ Der Rest ihrer Gedanken blieb hinter den etwas verschlossenen Zügen verborgen.

Nein, hier war heute Abend nichts zu hoffen, das erkannte Maisa.

„Ach Liebe, laß doch nun einmal Grete heran,“ drängte Arna, „das da kannst du ja mit einer Stecknadel anstecken!“

Im Speisezimmer wechselte Frau Tranem, während sie den Mantel umnahm, einige Worte mit Tante Rasch über Vater, der doch seine dicke Grütze haben wollte, obwohl Fische zubereitet wurden. Darauf folgte etwas so leise, daß Maisa es nicht hören konnte; aber nach der ganzen Art und Weise war sie gewiß, daß es sich um sie drehte; — es mußte nach ihr gesehen werden, aufgepaßt natürlich auf die Nähsachen und das Zeug . . .

Draußen im Korridor drängte Arna ungeduldig, da sie unterwegs noch Pfefferminzplätzchen und Kuchen kaufen müßten. —

„So kam es doch nicht zur Anprobe, Maisa,“ sagte Tante Rasch im Eintreten. „Ach so, Sie hatten es fertig? — Aber“ — sie wurde immer erstaunter, — „wird wirklich all das Zeug zu dem Kleide draufgehen?“ Sie sah sich mit großen stillen Augen um, als ob sie das ganze Zimmer nach irgend einem größeren Stück absuchte.

„Die gnädige Frau wollte den Rock ja so reich haben; und dann die ganze Garnierung. Übrigens läßt es sich ja leicht nachmessen,“ schnitt Maisa plötzlich ab; — „und da liegt alles, was an Flicken übrig ist;“ sie war nicht in der Laune, alles herunterzuschlucken.

„Es mißtraut Ihnen ja niemand,“ sagte das Fräulein freundlich; — „aber es ist ein eigenes Geschick, ökonomisch zuzuschneiden. Es ist ganz schrecklich, wieviel Zeug manche verbrauchen. — Sie brauchen es ja nicht selbst zu bezahlen, da können sie die Schere frei gehen lassen,“ kam es in der Thür hinterher; die Vorbereitungen zum Abendessen riefen sie ab.

Ein paar Stufen führten in die Küche hinunter wie in eine Versenkung, und die alte Eisenklinke da unten starrte noch aus früherer Zeit zu dem großen, eleganten Porzellangriff herüber an der Thür des Eßzimmers gerade gegenüber.

Das kleine Vorzimmer, worin Maisa ihren Platz hatte, bildete eine Art Übergang zwischen dem älteren und dem neuen Teil des Hauses. An den gemalten hellblauen Wänden hing auf vergilbtem Papier und im Perrückenstil die Geschichte von Abälard und Heloise in einer Reihe kleiner Holzrahmen, und daneben eine Schlaguhr in dunklem Gehäuse, die sich nur heiser und verzweifelt dahinschleppte und niemals schlug.

Es zischte und brutzelte von der Küche herauf, Fisch wurde geschabt und Grünes auf einem Brett gehackt, und dazwischen klang Tante Raschs Stimme. Es duftete appetitlich durch die Thür herein.

Gegen acht Uhr trug Lena ein Brett mit Butterbrot und Thee und zwei frischgebackenen Fischkuchen herein. Man lebte gut bei Tranems. Die blanke, große Gabel war ordentlich schwer in der Hand, — und die Fischkuchen in der warmen, braunen Butter! Sie schnitt Bissen davon ab und delektierte sich daran zum Butterbrot, und währenddessen grübelte sie darüber, ob sie den letzten halben liegen lassen sollte; den Teller so rein abzuessen sah gewöhnlich aus. —

Digitized by Google

„Aber wollen Sie denn nicht den Fischkuchen aufessen?“ nötigte Lena, als sie kam und das Brett holte.

„Nein, danke sehr, ich habe genug.“

„Uf, Fräulein,“ — hörte sie Lena unten in der Küche sagen, — „da sitzt nun diese Schneiderin und sieht aus, als ob ihr nichts schmeckte; — das kommt von all den guten Sachen, mit denen sie ihr rings in den Häusern aufwarten. Nein, sie wünscht keinen Fischkuchen mehr!“

Im Eßzimmer deckten sie den Abendtisch und trugen auf, und Maisa saß währenddessen bei der Lampe mit dem Rücken nach der Thür. Sie hörte die beiden Söhne drinnen sich unterhalten, den Juristen und Anton, der im Kontor arbeitete; sie hielten sich gewiß über die dicke Grütze auf. Es wurde mit einemmal still, als der Kaufmann hereinkam, — eine lange Zeit hörte man nur Geklapper von Löffeln und Tellern.

„Fischkuchen, Lena!“ rief Anton heraus, die Serviette vor der Brust, — „damit wir den Grützbrei verwinden können,“ setzte er hinzu, indem er Maisa zublinzelte.

Uf, nun legte dieser langweilige Theodor, der Jurist, wieder los.

Maisa legte die Nähsachen zusammen; sie war fertig für heute.

Sie streckte sich ein wenig, als sie aufstand, schüttelte den dünnen Kamelott-Rock mit einem raschen Handgriff auf und las und zupfte die Fusseln von sich ab. Sie nahm die Manschetten, die in dem hohen Hute mit dem Federstutz lagen, — es gehörte ein besonderer Kniff dazu, den Schleier so zu arrangieren, daß man nicht sah, daß es der alte Sommerhut war. Auf das braune Jackett mit Plüscheinfassung war sie immer so stolz gewesen, es stand ihrer schmalen, behenden Figur gut; aber nun war daran auch schon Verschiedenes schlecht, sie mußte sich durchaus neue Wintersachen zu verschaffen suchen. Sie vertauschte die gewirkten Handschuh, die sie des Morgens im Regenwetter angehabt hatte, gegen ein Paar waschlederne, die sie aus der Tasche zog, und nahm einen fein zusammengerollten kleinen Damenregenschirm aus der Ecke. Mit dem kleinen rotstreifigen, seidenen Halstuch, dessen Zipfel vom Halse niederfielen, nahm sie sich ganz flott aus.

Als sie ging, sah sie einen Augenblick durch die Thür zum Eßzimmer den Kaufmann gelangweilt dasitzen und sich mit einer Zinke der silbernen Gabel in einem Backzahn stochern, während der Sohn ihr zurief:

„Adieu, Mamsell Jons, gehen Sie jetzt?“ Sie wußte, es würde das ewige: „und noch immer nicht verlobt?“ folgen, wenn sie sich nicht beeilte, fortzukommen.

Der Herbstnebel lag graufeucht um die Gaslaternen, während sie die Straße hinaufging; es lohnte nicht, darum den Regenschirm zu spendieren. Sie schritt schräg über den Markt und ging dann auf dem Trottoir weiter in die Stadt hinein. Da sie draußen in der Grönland-Vorstadt wohnte, war es ein tüchtiger Umweg, zum Reichshospital heranzugehen, und dort mußte sie möglicherweise noch lange warten, ehe sie Mutter Damm zu sprechen bekam. Und wenn sie sie nun nicht abfaßte —

Sie verlangsamte den Schritt bei einem kleinen braunen, einstöckigen Holzgebäude, das an die Straße stieß, kurz vor dem Hospitalgitter. Als Kind war sie immer auf diesem Nebenwege in den Garten des Krankenhauses geschlüpft, wenn sie zu ihrer Mutter wollte, die dort Wärterin war.

Es war eine Welt für sie gewesen, dort drinnen das Krankenhaus; sie hatte gewissermaßen ein Heimatsgefühl dort gehabt. Seitdem war längst ein anderer Arzt dort und wieder ein neuer und nach dem noch einer, ja, es war ein völlig anderes Personal gekommen. Aber es blieb doch immer ein Etwas, wozu sie ein besonderes Verhältnis hatte, solange der Portier und Mutter Damm noch da waren.

Beim Eingang zwischen den beiden Gittern, von denen jedes einen Garten einschloß, bog sie ab und läutete an der Thürglocke. Sie empfand etwas von der alten Spannung, ob der Portier heute abend schelten würde oder gnädig sein, der steife, dünne, kleine Mann, der so mürrisch war, — und hin und wieder so nett, — und der im abgetragenen blauen Leibrock mit blanken Knöpfen und mit dem hohen weißen Halstuch dem Professor bei der chirurgischen Abteilung so ähnlich sah. Damals hatte sie geglaubt, die beiden wären gleich an Macht und Ansehen.

Digitized by Google

Das war der große Abschnitt in ihrem Leben, als ihre Mutter starb und sie kein Recht mehr hatte, zu kommen und zu gehen innerhalb dieses Gitters.

Es ging sich ein ganz Teil leichter, als die Thür des Hospitals eine halbe Stunde später hinter ihr zuschlug und sie Mutter Damms drei Kronen in der Tasche hatte. Sie hatte so gut gewußt, wo sie nach ihr fragen mußte, — links die Treppe hinauf, wo das Licht den langen, breiten Gang matt erleuchtete, jetzt, da der abendliche Rundgang vorüber war. Wie oft hatte sie vor diesen Krankenzimmern Nummer 2, Nummer 3, Nummer 7 gestanden und gewartet und geharrt, und noch jetzt nach all den Jahren, die verflossen waren, kannte sie so gut den eignen Geruch dort oben, der gehörte gleichsam mit dazu . . .

Sie war ordentlich in gute Laune gekommen durch die Erinnerung an das alles, und ehe sie sich's versah, war sie schon draußen jenseits der Vaterlandsbrücke. Da war plötzlich ein Mensch neben ihr, ein Laban von Student, wie sie bei der Gaslaterne erkannte.

Bei der nächsten Laterne kam er wieder heran. Er hatte eine Brille auf und sah sie an; — bitte Musjö, sehen Sie mich nur an!

Mit einem Mal grüßte er sehr höflich und zog die Mütze:

„Sie wohnen vielleicht hier draußen in Grönland, Fräulein?"

Antwort bekam er jedoch nicht; was ging das ihn an.

. . . „Ich dachte, Sie gingen jetzt vielleicht von der Stadt nach Hause."

Man mußte nur thun, als ob man keine Ohren hätte.

„Ich versichre Sie, Fräulein, — es hat durchaus keine Gefahr; nur eine ganz unschuldige Frage, die in keiner Weise dem Anstandsgefühl zu nahe tritt. Ich wollte nur wissen, ob Sie mich vielleicht nach Grönland Nr. 153 weisen könnten?"

Du Allgütiger . . . er hatte sogar die Hausnummer ausgespürt, wo sie wohnte!

„Elleffens Haus. — Unten ein Laden — und ein offner Thorweg."

Sie ging, so rasch sie nur konnte; aber er hielt sich an ihrer Seite. Plötzlich fragte er:

„Vielleicht ist hier draußen das Taubstummeninstitut?"

Jetzt mußte sie lachen; aber sie spannte den Regenschirm auf und sah gerade aus; — das war ein komischer Kauz.

„Noch immer unerbittlich — was? . . . ein niedriges, weißes, steinernes Gebäude — und da hindurch kommt man zu einer Art Bauplatz mit allerhand Bewohnern?" drängte er weiter.

Was für ein Paar durchdringende Katzenaugen, die leuchteten ordentlich hinter der Brille; an seiner Stimme hörte sie, daß er sich amüsierte.

Sie hatte so schön auf der Zunge, was sie ihm antworten wollte; aber man soll sich nie mit Herren einlassen. Thut man das nur im geringsten, so denken sie gleich, man ist eine, mit der sie umgehen können, wie sie wollen; das steht fest. — So hielt sie an sich und schwieg, bis sie an die Ecke zum Kaufmann Sundby kamen. Da schlüpfte sie plötzlich hinein. So wurde sie ihn los und konnte auch gleich ein paar Brustbonbons kaufen und vielleicht ein bißchen mit Frau Sundby schwatzen. . .

Daß bei Elleffens eine Menge Leute wohnten, war übrigens wahr. Ein Kupferschmied fing schon früh um fünf an, sodaß man wirklich keine Weckeruhr brauchte, und der Glasermeister hielt gewaltig strenge Polizei, wenn die Jugend zu nahe an seine Fensterrahmen kam, die draußen an der Wand standen. Dazu pfiff und heulte die Eisenbahn getreulich die ganze Nacht gleich hinter dem Lattenzaun.

Als sie auf den Brettern entlang durch das stockdunkle, zugige Eingangsthor ging, das zu Elleffens Gehöft führte, wußte sie ganz genau, wo sie den Fuß hinsetzen mußte. Die Bohle klatschte in der Nässe unter ihren Schritten, und sie erkannte die drei Mauersteine, von denen sie die Rindenstücke erreichen konnte, die, hier und dahin in den aufgeweichten Lehmboden geworfen, zu der Thür in dem kleinen Seitengebäude rechts führten, wo sie bei Stuhlmacher Dörums wohnte.

Wie groß war ihr Schreck, als sie mit einem Mal in dem Thorweg hinter sich hörte:

Digitized by Google

„Schwei—nemäßig . . . geradezu niederträchtig. . .“

War das nicht wieder dieser Laban! — er war ihr also gefolgt. . .

„Sie da, hören Sie mal; soll man hier in diesem Brei nach rechts oder nach links waten?“

„Halten Sie sich hübsch in der Mitte, da ist es gewiß, wie Sie es gern haben, da ist es nämlich am tiefsten.“

„J, sieh mal an! ist das nicht dieselbe, mit der ich vorhin sprach? — Sie möchten mich wohl gern reinlegen? — Dann sage ich Ihnen, daß Sie sich fortgesetzt gegen die reine Unschuld versündigen. Nein, was für eine Schweinerei!“

Die Stimme klang kläglich, er war übel daran.

„Nun hören Sie einmal, höchst achtungeinflößende Jungfrau, — können Sie wirklich nicht Mitleid haben mit einem Mitmenschen, dessen Absichten Sie, wie es scheint, total mißkennen. Sagen Sie mir nur, ob ich rechts oder links gehen muß? — Denn hier liegt doch wohl irgendwo so etwas wie Bretter. Sie schweben doch da nicht bloß vor mir her wie ein Schatten aus einer glücklicheren Welt? . . .

Nein, die Sache wird zweifelhaft,“ murmelte er. „Man kann ja hier riskieren, daß man sich aufs Schwimmen legen muß. Lachen Sie, Fräulein? —

Aber es ist doch wohl hier?“ rief er plötzlich, — „ich sah doch deutlich die Hausnummer dicht neben der Laterne — hundert und dreiundfünfzig. Sehen Sie, ich möchte nach Nummer 153 zum Maurermeister Elleſſen . . . Ich wohne hier irgendwo; das heißt, vor etwa einer Woche war ich hier draußen und habe gemietet, aber da war heller Tag; jetzt mag sich der Teufel hier zurecht finden; — heute bin ich nun umgezogen, wenn der Dienstmann seine Schuldigkeit gethan hat. Wittwe Thorsen ist es, die ich suche.“

„Ach!“ — nun ging Maisa ein Licht auf. Weiter nichts? — so hatte sie sich die ganze Zeit ihm gegenüber lächerlich gemacht.

„Ja, sie wohnt hier,“ antwortete sie schnell, — „die Treppe in dem Hause gerade vor Ihnen, wenn Sie über den Hof kommen. Ja, Sie sehen gewiß garnichts; aber wenn Sie bloß ein bißchen still stehen wollen, wo Sie gerade sind, so will ich Sie schon zurechtführen.“

„Vielen Dank; übrigens ist das nicht gerade ein sehr ansprechender Platz, den ich hier habe, mit dem einen Stiefel im Lehm —“

„Da, — wollen Sie den Regenschirm anfassen, so führe ich Sie ganz hin.“

„Das ist wirklich nett von Ihnen, Fräulein,“ klang es jetzt sehr manierlich.

Sie lotste ihn wohlbehalten zu der Treppe. Das halbverfallene, alte hölzerne Gebäude hatte der Zollbeamte Schultz gemietet, und oben bei ihm wohnte wieder Wittwe Thorsen, die möblierte Zimmer mit Bedienung zum Vermieten ankündigte, — im Sommer mit der lockenden Überschrift: „Herrliche Aussicht über die Bucht und den Hafen“, und in der kalten Zeit des Jahres, da ihr das Zimmer wegen der Undichte seiner Fenster und Thüren regelmäßig gekündigt wurde, unter der energischen: „Besonders billige Wohnung!“ Sie stand unten an der Flurthür und horchte, während er sich am Geländer hinauftappte und oben an eine Thür klopfte. Es war dunkel im ganzen Hause, außer unten im Schlafzimmer beim Zollbeamten. Sie hatten ihn heute Abend wohl nicht erwartet und waren schlafen gegangen. So sprang sie hinauf und klopfte an der Küche bei Tilla, bis diese heraus kam.

„Ich bin Student Kielsberg,“ meldete er sich. „Der Dienstmann hat doch wohl gesagt, daß ich heute abend komme?“

In den kleinen Gebäuden ringsum auf dem Bauplatz waren die Lichter erloschen bis auf einen einsamen verlassenen Schein hinter der weißen Zuggardine drüben beim Malermeister; da war gewiß wieder eins von den Kindern krank. Der Bauplatz war seiner Zeit ein Landsitz gewesen, und das gelbe Holzhaus, worin der Zollbeamte und Frau Thorsen wohnten, war das alte Hauptgebäude. Nach der Straße heraus wohnte Baumeister Elleſſen in seinem neuen weißen Steinhause mit Ladenräumen, und während er die Baustelle liegen ließ und darauf wartete, daß die Preise für die Quadratrute steigen sollten, hatten allerhand Handwerker, deren Werkstätten Platz brauchten, sich da in den Häusern und Schuppen eingemietet.

Digitized by Google

Maisa ging durch die Küche in dem kleinen alten Seitengebäude des Stuhlmachers. Ein eingeschlossener Geruch vom Ausgußeimer schlug ihr in der Thür entgegen; an der Wand des Schornsteins strich sie Streichhölzer an, um zu der kleinen Parafinlampe zu finden, die für sie auf den Tisch hingesetzt war neben einem Stoß unabgewaschener Teller und Tassen von der Abendmahlzeit der Familie. Die nassen Schuhe zog sie aus und setzte sie an den noch warmen Kochofen, wo schon zwei Paar breite, wasserdichte Männerschuhe standen und Socken über einer Stange hingen. Dann ging sie mit der Lampe in der Hand vorsichtig durch die Werkstatt.

In der Schlafbank hinter all den halbfertigen Stuhlteilen und der Drechselbank schlief in dem warmen Raum der Schuhmachergesell Elling Ellingsen, — Schuhmacher und Stuhlmacher Dörums hatten die Küche gemeinsam, — und bisweilen, wenn Maisa diesen Weg gehen mußte, kam es vor, daß er wach war und zu reden und dummes Zeug zu schwatzen anfing.

In dem Innern der beiden Zimmer jenseits des engen Ganges schliefen Dörum und seine Frau und oben in dem Raum rechts von der Treppe, mit dem Dienstmädchen des Schuhmachers zusammen, schlief eine halberwachsene Tochter, ein armes, gebrechliches Wesen, das taubstumm war und fast wie ein Kind gewartet werden mußte. Die Stumme war gewöhnt, wach zu liegen und zu warten, bis Maisa kam.

Eine Art unartikulierten Stöhnens ließ sich vernehmen, und Maisa setzte die Lampe vor der Thür nieder und ging hinein. Zwei von den Brustbonbons, die sie bei Sundbys gekauft hatte, fanden ihren Weg zu dem Munde des armen Wesens, und als das Dienstmädchen erwachte, erhielt auch sie ein paar aus der Düte gegen das Versprechen, daß sie am andern Morgen, sobald sie in der Küche Feuer hätte, dafür sorgen würde, Maisas Rockstoß trocken zu bekommen.

Der Stuhlmacher hatte über den ganzen Bodenraum und an der Brandmauer entlang allerhand Material aufgestapelt, durch das sie sich hindurchleuchten mußte. Maisas Kammer war eigentlich auch nur ein Stück abgeschlagener Bodenraum mit einem in das schräge Dach eingelassenen viereckigen Fenster; aber den Eindruck eines Zimmers machte es doch. Die Truhe, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, füllte nebst einigen Stühlen und einem Regal mit Hausgerät den Raum aus.

Maisa hatte einen Augenblick vor der Lade gestanden und unten in den Schüben gesucht. Sie zog ein Paar Strümpfe hervor, und eine hastige Untersuchung ließ sie genau das sehen, was sie sich gedacht hatte, nämlich daß sie gestopft werden mußten.

Es war gräßlich langweilig, so müde wie sie war. Und wie hatte sie sich darauf gefreut, ins Bett zu kommen, unter das Deckbett zu kriechen und ordentlich warm zu werden. Unter diesem Deckbett und in dieser braungemalten Ausziehbettstelle mit den dünnen Knäufen auf den Eckpfosten hatte sie gelegen, so lange sie denken konnte. Ihre Mutter war darin gestorben, während sie in der Hammersburger Vorstadt wohnten. Zwischen dem Kopfende des Bettes und der schrägen Wand hing ihre Photographie. Aus dem Rock mit der schiefen Krinoline ragte die Figur heraus mit unglücklich vorgeschobenen Arbeitshänden und einer gewissen mageren Kraft und Charakterfestigkeit in dem länglichen Gesicht.

Maisa hatte die Lampe auf den kleinen Tisch am Bettende gestellt und einen Stuhl herangezogen.

Nun saß sie und stopfte an den Strümpfen und machte sich's bequem, indem sie die Füße ins Bett steckte und die Brustbonbons zum Zugreifen vor sich hin legte.

Drinnen im Verschlag beim alten Secberg, der sogenannten „Maschine", rumorte und feilte es noch. Das war doch noch immer etwas Lebendiges im Hause, wenn sie spät abends heimkam; er hantierte und pusselte in dieser Zeit an einem diebessicheren Schlosse.

Plötzlich lachte sie laut auf. Sie mußte daran denken, wie sie sich da bis aufs Leben gewehrt hatte gegen den armen, unschuldigen Menschen, der trotz alles Fragens und aller Versicherungen durchaus keine Antwort von ihr erhalten konnte . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Am Klavier.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Ein Blatt Vallotons: aus dem tiefen Dämmerschatten eines Zimmers auftauchend ein Klavier. Die weißen Tasten leuchten, und auf ihm zwei feine, geistige Hände. Und aus dem Dunkel leuchtet noch heraus Stirne und Augen eines tief in sich versunkenen Menschenantlitzes. Alles andere verschwimmt in Finsternis, und in dieser langwallenden Finsternis scheinen Mensch und Klavier in eines zu verfließen . . . Man fühlt, an diesem Klavier werden keine „Stücke gespielt", auf ihm spielen sich Erlebnisse ab . . .

Das Blatt steht als Schlußstück eines Buches, das Oskar Bie über das Klavier und seine Meister[1]) geschrieben hat, und es strömt die ganze Ursprungsstimmung dieses Werkes aus.

Aus der lauten Weltlichkeit der Oper voll bunter Lichter und flackernder Farben, aus dem Eitelkeitsmarkt der hellen kalten Konzertsäle mit ihren starren, hölzernen Nummer-Stühlen in Reih und Glied, flüchtet sich ein besserer Mensch in die Stille und die Dämmerung. In der Intimität des schattenerfüllten Zimmers am Flügel ruht er aus in einer Musik, die nicht von dieser Welt ist. In solcher Stunde geht ihm auf, was ihm dieser Wunderbau ist: ein Zauberschrein, der alle Musik birgt; der, ohne daß man hinaus unter die Menschen zu gehen braucht, dem, der es zu wecken weiß mit lebenentströmenden Händen, spendend alles gewährt: Bachsche Himmelsgewalten, Beethovensche Schicksalswirren und Paradiesklärung, Schumannsche Lebensschattenspiele, Schuberts innigste Alltagspoesie.

Ein Trésor des humbles, für den, der sich vor dem äußeren Scheinleben fürchtet; der unter den Menschen arm, einsam reich, in der Außenwelt Unterthan der gemeinen lächerlichen Existenz, im innern Sein König ist. Der äußerlich nichts zu erleben braucht, weil er innerlich alles erleben kann.

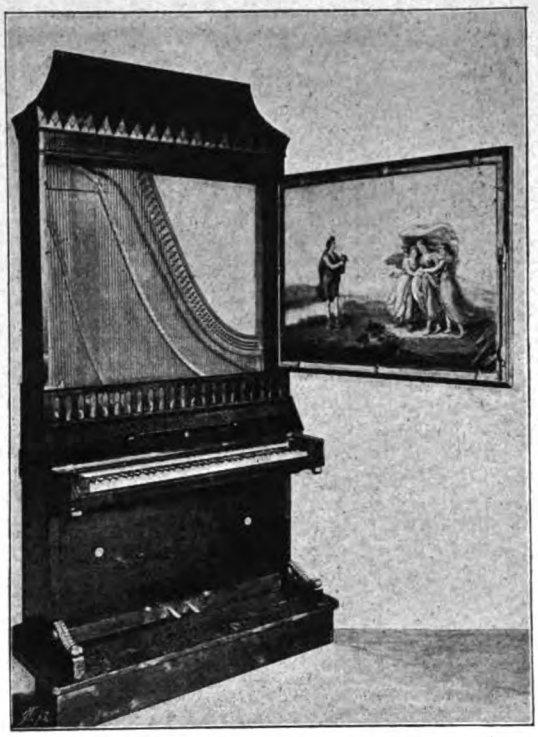
Hier in der Einsamkeit am Klavier durchmißt er alle Stationen des Lebens, und hier wird er Herr des Lebens und schafft sich die Freuden, die unendlichen, und die Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Das volle Material der Töne unter den Fingern, alle Nuancen der Musik unter den Nerven zu fühlen, das giebt ihm das Klavier; so wird's ihm im dämmrigen Zimmer ein seltsamer und lieber Erzähler, der ihm auf alle Stimmungen antwortet, und ihm gleichzeitig die Fülle der musikalischen Möglichkeiten birgt.

Der stille Spieler in der Dämmerung am Klavier wiegt sich aber nicht nur im weichen Gefühlsdunkel; er ist ein Deutscher und empfindet historisch, und so reizte es

[1]) Das Klavier und seine Meister, von Dr. Oskar Bie. Ein starker Band mit zahlreichen Porträts, Illustrationen und Faksimiles, sowie musikalischen Originalbeiträgen von Eugen d'Albert, Wilhelm Kienzl, M. Moszkowski, Ph. Scharwenka und Richard Strauß. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Digitized by Google



Aufrechtes Hammerklavier,
Anfang des 19. Jahrhunderts. Die zwei Pedale: Dämpferaufhebung und „Jalousieschwellung." Sammlung de Wit, Leipzig.[1])

ihn, am hellen Tage, am Lendemain glücklich genossener verschleierter Spätstunden, der Geschichte dieses beseelten Wesens, das ihm soviel gegeben, nachzugehn.

Aus den eigenen Gefühlsstimmungen heraus, die ihn zu dieser Betrachtung führen, erwachsen ihm die großen allgemeinen Gesichtspunkte: „Mit der Entwicklung der modernen Musik ist das Klavier groß geworden, es ist der Durchschnitt der ganzen Tonkultur, es hat die Art der modernen Musikauffassung bilden helfen, es hat den Vermittler abgegeben von den andern Gattungen der Tonkunst in die engere Sphäre der Kammermusik, in die Geschichte seiner Litteratur ist die Geschichte der Tonkunst eingeschlossen."

Und so erzählt er die Biographie des Klaviers und führt uns durch Länder und Zeiten und zeigt uns Vergangenheiten und Gegenwart im musikalischen Spiegel. Ein Mensch von umfassendem Kunstgefühl spricht, dem die Assoziationen aus Litteratur und bildender Kunst ungesucht sich einstellen. Ein Feinfühliger, dessen Verständnis sich keiner Individualitätsnuance verschließt. Ein Genießer voll raffinierter Geschmacksdelikatesse, der die Reize technischer und formaler Dinge mit der ganzen Freude des Artisten überraschend weist . . .

Über manchen Kapiteln liegt die klare Helle historischer Betrachtung, um andere aber webt Dämmerung. Da spricht er flüsternd von seinen Lieblingen und von seinen Göttern, und zwischen den Zeilen huschen verklingende Melodien . . .

* * *

Königin Elisabeth, Queen Beth, sitzt an ihrem Spinett.

Sie spielt die Variationen der Volkslieder von Bird oder vom Doktor Bull. Heimlich hören ihr Sir Melvil und Lord Hundsden zu. Plötzlich merkt sie die Lauscher und bricht jäh ab: „Ich pflege nie vor Männern zu spielen, ich spiele nur, wenn ich allein bin, um die Melancholie zu vertreiben."

Dies Bild, das Sir James Melvil, der Gesandte Maria Stuarts am englischen Hof aufbewahrt, deutet zweierlei charakteristisch für die Epoche an, die intim-häusliche Rolle des Instruments und sein volksliedmäßiges Repertoire. Es ist die Zeit, da der Freiheits-

[1]) Die verehrliche Verlagsanstalt von F. Bruckmann A.-G., München, hatte die Freundlichkeit, uns die beigegebenen Clichés als Probeillustrationen zur Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

kampf des weltlichen Musikprinzips machtvoll vorwärts bringt. Dies weltliche Musikprinzip spricht sich vor allem im Volkslied aus, das in der festen Organisation der Melodie die wie eine Uhr ablaufende Kontrapunktik der kirchlichen Musik verdrängt. In diesem Freiheitskampf beginnt die Geschichte des Klaviers. Es übernimmt die Förderung der neuen Musik im Hause. Die äußeren Umstände dafür waren günstig. Es war eine gewisse Ruhe, ein Ausruhen in der Kunst über die Londoner Gesellschaft gekommen; in solcher Periode blüht das Haus und die Kunst im Hause.

Lange Zeit war die Laute das einzige Hausinstrument gewesen; die Orgel war ihrer Natur nach wesentlich im Dienst der Kirche geblieben. Den gesteigerten Ansprüchen mußte ein Instrument zu Hilfe kommen, das die schwere Kirchlichkeit der Orgel und die leichte Weltlichkeit der Laute vereinigte. Es mußte leicht transportabel sein, eine Abbreviatur der Orgel. Dazu bot sich das Klavier an; Orgel und Laute gingen in ihm eine fruchtbare Ehe ein.

Doch was wir in dieser Zeit in England vom Klavier hören, ist nur eine Art Präludium vor der Geschichte des Klaviers. Der eigentliche, fruchtbare Weg beginnt von Frankreich aus. Und das beruht darauf, daß die französische Klaviermusik nicht wie die englische sich am Volkslied, sondern am Tanz aufrichtet.

„Der Tanz hatte die straffe Disposition mit einer straffen Harmonik gemeinsam, er reizte nicht sehr zu den kontrapunktlichen Stimmengewinden, die das Lied aus der verwandten Sphäre der Chormusik sich leichter zulegt.

Gefühl und Freude am Tanz gewöhnen daran, ein Stück von geschlossenem musikalischen Charakter, melodiös einfach harmonisch, im Rhythmus charakteristisch, knapp in der Disposition, als Stück an sich zu lieben, nicht als Vorwurf für Variationen und Figurationen. Darum wurde das französische Klavierstück fruchtbarer als das englische, musikalischer und entwicklungsfähiger."

Der Tanz bestimmt im 17. und 18. Jahrhundert Musik und Leben in Frankreich. Der Rhythmus des Tanzes ist im höfischen Schreiten, im Neigen und Knixen, im Flüstern und Lauschen und Lächeln, — die ganze Existenz ein fein einstudiertes Ballett vor den Augen Seiner Majestät.

Lully komponiert Tänze; die Herzogin von Maine erfindet die Pantomime. Die Epoche der berühmten Danseuses beginnt. Die Camargo tanzt Opernarien und die Sallé erfindet einen getanzten Pygmalion.

Voltaire verglich sie beide:

Ah Camargo, que vous êtes brillante!
Mais que Sallé, grand dieux, est ravissante!
Que vos pas sont légers, et que les siens sont doux!
Elle est inimitable, et vous êtes nouvelle:
Les Nymphes sautent comme vous
Et les Graces dansent comme elle!

Dann kommt der Empirerausch voll Liebe und Lebenslust, die großen, üppigen Maskenbälle der Oper mit ihren neuen Touren: Liron-Lirette, les Rats, Jeanne qui saute, le Cotillon qui va toujours.

Aus den Tänzen heraus muß man die altfranzösische Klaviermusik verstehen. Aber zu dem formalistischen Prinzip tritt noch ein anderes, das symbolische.

Die Stücke bedeuten etwas, je weiter das Jahrhundert vorrückt.

Digitized by Google

Es ist der Drang der entwickelten Tanzform, mit dem wirklichen Leben in Beziehung zu treten. Die Musik soll darstellen, soll charakterisieren, soll einen Inhalt bieten. Wie die Pantomime nur durch das Maß der Bewegung, durch mimischen Ausdruck einen Vorgang bildnert, so soll die Musik gleichfalls ohne Worte eine Handlung geben: Programmmusik. Der Künstler dieser Periode ist François Couperin

Marie Coswey mit der Orphica,
einem Tragklavier, das Anfang dieses Jahrhunderts eine gewisse Verbreitung hatte.

le Grand, der Genießer und Weltmann, auf dem höfischen Parkett zu Haus, wie im intimen Boudoir. Rokokodamen, Watteauschöne mit schalkhaften Augen und stumpfen Näschen tänzeln durch sein Leben.

Seine Musik malt, in Pastell und Aquarell. Sie führt mit hellen, gebrochenen Akkorden in den Wald, Jagdfanfaren klingen, Waldgötter und Satyrn tanzen; Hymen und Amor singen ein Hochzeitslied; von der seligen Insel herüber tönt „cytherisches Glockenspiel".

Die Bienen schwirren, Schmetterlinge flattern, Fliegen surren, die Grasmücke zirpt. Lilien steigen blühend auf, und das Schilf rauscht.

Digitized by Google

Bunte Maskenzüge schlingen sich im Reigen. Aus den Gärten tönt Dudelsackmusik; die Schnitter nahen mit lustigem Sang, das klipp klapp der Klöpplerinnen — tic, toc, choc, tic, toc, choc — ertönt und der Ruf der Milchfrauen von Bagnolet. —

Ganze Schäferfeste und Carnevals, „Folies françaises ou les Dominos" ziehen auf dem Klaviermarionettentheater des Couperin vorüber.

Die Couperinschen Wege baute aus und schmückte mit reich wuchernden Blumen Jean Baptiste Rameau, der in seiner „Henne" und dem „rappel des oiseaux" frische und farbige Naturstimmung bietet. Beide, Rameau und Couperin, sind heut noch unvergessen. Edouard Rislers graziöse Hände haben sie in manchem Konzert neu aufgeweckt.

* * *

Einen ganz anderen Weg schlägt indessen die Musik in Italien ein. Hier ist nicht der französische Wunsch nach Darstellung maßgebend. Die Musik soll nicht Handlung und Bilder, sie soll nur Klang geben.

Die Stücke sollen nur Klangstücke sein, geschrieben aus Liebe zum brillanten Klavierton oder aus Interesse an technischen Schwierigkeiten.

Aus dieser Spiel- und Klangfreudigkeit an sich, aus dem Rausch des absoluten Tons erwächst die Virtuosenschaft.

Der lächelnde Meister dieses musikalischen Hedonismus ist Domenico Scarlatti, der excellent und gewandt, ein flinker Hexenmeister, in allen Gangarten seine behenden Finger auf dem Klavier getummelt hat. Als sein charakteristischstes Werk steht die „Katzenfuge" da, noch von Liszt hoch geschätzt. Die tollen Sprünge einer Katze über die Klaviatur sollen ihn zu der verwegen gefügten Tonkombination angeregt haben.

* * *

Da versinkt plötzlich das glänzende, seidenrauschende Getändel. Die französischen und italienischen Melodien werden dünner und schaler. Machtvoll überrauscht sie Donnerton, Musik der Ewigkeit, Jüngsten Tages Klänge. Aus Deutschland dringt so mächtiger Schall. Und der ihn meistert, ist Johann Sebastian Bach.

Schumann hat ihn sich nicht anders vorstellen mögen, den Großen und Herrschenden, als wie er aufrecht mit Otricolilocken an seiner Orgel waltet „im vornehmsten Staat, und unter ihm brauset das Werk, und die Gemeinde sieht andächtig hinauf und vielleicht auch die Engel herunter."

Lieber aber ist's mir noch, wie ihn Oskar Bie sieht, — Düreriſch in der engen Stille seines äußeren Lebens, als „alten Meister mit ernstem, ein wenig saurem Gesicht, hausend inmitten seiner großen Familie, in der ihm zwanzig musikalische Kinder heranwachsen, für die er komponiert, ohne viel davon gedruckt zu sehen."

Er ist Organist in Arnstadt, Weimar, Köthen, Leipzig. Wie das alles nach kleinem Leben und Philistertum schmeckt. Aus diesem Leben aber herauswachsend, mit jubilierenden Heerscharen und oben in den Wolken thronend, Gott Vater, ein Marmormonument, vor dem sich Welten beugen und Welten beugen werden.

Mit der Erscheinung Bachs wendet sich die ganze Musikgeschichte nach Deutschland. Vor allem ist die Klaviermusik, soweit sie überhaupt etwas bedeutet, von diesem Augenblick an deutsch.

England, Frankreich, Italien verschwinden im Hintergrund.

Digitized by Google

Bachs Klaviermusik ist eine geschlossene Welt, ein Spiegelbild seiner ganzen Musik. Hier sehen wir zum ersten Mal, wie das Klavier Ausdruck eines großen Menschen wird. „Bei den alten Engländern verkörperte es den ganzen Tonsetzer, bei Couperin wohl den ganzen Menschen, aber einen, der nur tanzte, bei Scarlatti einen ganzen Klavierspieler, bei Bach nun die ganze Innerlichkeit eines Menschen, von dem man nicht weiß, ob der Horizont der Musik oder des Geistes größer ist. Das war der erste Höhepunkt des Klaviers."

Das Wesen Bachscher Musik ist die Überwindung der Mathematik zu Gunsten seelischer Entwicklung. Ihm wird die Fuge seelischer Inhalt. Auf Innerlichkeit sind sie gebaut, auf Seelenaussprache. Bei ihm ist die Fuge nicht akademischer Selbstzweck, nicht nackte Architektur. Die Fugen des „Wohltemperierten Klaviers" zeigen, wie er die Form der Fuge, die bekannte Reihenfolge und Steigerung der kanonischen Einsätze, als ein Gegebenes nimmt, als ein Material. Dieser Rohstoff wird aber nun mit genialer Erkenntnis befruchtet, mit jener Erkenntnis der tausend Entfaltungsmöglichkeiten, die in den Themen liegen. Hier tönt die Sprache der absoluten Musik dem musikalischen Ohr am reinsten, ohne jeden fremden Ton aus anderen Bezirken. Und wir begreifen, wie von dem unvergleichlichen Genuß des musikalischen Gourmands gesprochen wird, diese Sprache zu erfassen, ganz in sich aufzunehmen, bis die mehrstimmige oder gar mehrthematische Entwicklung einer Fuge auf ihren Charakterwert hin durchsichtig vor den Augen steht.

Schön wird diese Musik uns interpretiert. Wir hören die D-moll-Fuge, „Finstere Mächte raunen in dem zweistimmigen Prélude; es rauscht auf und nieder und zittert in schaurigen Tremoli; plötzlich bricht aus dieser Romantik wie ein wilder Vogel ein Triolenlauf hervor, der sich bald in klagender Chromatik wieder senkt, von einem zweiten und dritten gejagt, die in einer grandiosen stürmischen Fuge ihren Tanz aufführen."

In Bach finden sich schon alle Möglichkeiten der großen Formen der folgenden Jahrhunderte, und ebenfalls alle Keime künftigen Ausdrucks, des Rhythmus, der Harmonien, der Melodien.

Zu allem hat Bach Grund gelegt, zum hohen Pathos und zum intimen Ausdruck, zur freien Form und zur gebundenen Form. Es konnte eine Periode der Kontrapunktik kommen, es konnte eine der großen Suiten kommen. Die Kontrapunktik konnte verlassen, die konzertierende Spielerei anmutiger entwickelt werden . . .

* * *

Der Geschmack der Zeit ging vom hohen Pathos ins Gefilde der Grazien. Koketterie und Zierlichkeit, anmutiges Formenspiel, Amoretten und Figurinen regieren, Musarion, Oberon und die Anakreontik. Galante Ergötzlichkeit ist das Ziel. Vergnüglichkeit und Zeitvertreib der Zweck. Die Titel sind schon charakteristisch: „Eine Handvoll Zeitvertreib vors Klavier", „das vergnügte Ohr und der erquickte Geist". Man betont das „leicht" in der Aufschrift und richtet die Kompositionen an „Frauenzimmer" oder an das „weibliche Geschlecht".

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten . . .

Digitized by Google

Die affektierte Grazie und das gezierte Tändeln verblaßt da vor wahrer Anmut und strahlendem Lebenslächeln. Wie ein sieghafter Lachegott, ein Frühlingszauberer Puck schwingt sich im Atlaskleid und Rokokolocken mit rosenroten Flügeln der junge Mozart auf. Wolfgang Amadeus — der ehrlich und echt geborene Prinz aus Genieland.

Keine Musik läßt sich weniger mit Worten beschreiben, als die seine, und darum war sie „als ein großer schöner Klang der beste Inhalt, den die Formen der galanten, der populären Epoche finden konnten."

* * *

Und wieder wechselt das Bild.

In den zierlichen Rokoko-Salon, unter die im Menuett rauschenden Schleppkleider tritt ein Eindringling. Schumann beschreibt ihn: „atemlos, verlegen, verstört, mit unordentlich herumhängendem Haar, Brust und Stirne frei wie Hamlet. Und man verwundert sich sehr über den Sonderling. Aber im Ballsaal wird es ihm zu eng und langweilig, und er stürzte lieber ins Dunkle hinaus durch Dick und Dünn und schnob gegen die Mode und das Ceremoniell und ging dabei den Blumen aus dem Weg, um sie nicht zu zertreten" — Ludwig van Beethoven.

Einsam steht Beethovens schwere Schicksalsgestalt in diesem gemütlich-phäakischen Alt-Wien unter den von Gesellschaft zu Gesellschaft fliegenden konzessionierten „Reichskomponisten". Es ist „der erste bitterlich ringende Musiker, die erste wunderbare fragmentarische Natur, der erste Tonkünstler, der die Formen der Musik schreiend an der Größe seiner Empfindungen zerschlägt."

Er komponiert „vom Menschen aus." Das ist das Neue an ihm.

In ihm toben und drängen die Leidenschaften, und er hat eine grimmige Freude daran, sie aufzuwühlen und in das gährende Chaos hineinzublicken. Zarathustrisch wettert er: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige."

Seine Musik wird ihm zur Sprache, das Formale tritt weit zurück.

Diese musikalische Sprache voller Ideenassoziation, die die Töne mit der Umwelt in Beziehung bringen und in tausend Inhalten wiedererstrahlen lassen, redet unendlich tiefer, als es Worte können.

Sehr schön wird sie hier interpretiert:

„Wer die Sprache Beethovens verstehen will, der studiere seine Motivführung. Die Melodie steigt zu einem Dominantengipfel und fällt, wie eine Empfindung steigt und fällt. Er nimmt ein Motiv und verkleinert es, bis die Teile in einander sich schieben, und dann wird es wieder größer und breiter, bis es sich offen vor uns hinlegt — das ist eine geheimnisvolle, tiefe Sprache, die mit den Tönen als einem Wort, einem Ausdruck verfährt, der uns anblickt wie — ich möchte sagen, wie das Auge gewisser Tiere: wir verstehen uns mit ihnen durch und durch, und doch ist es nicht Sprache von unserer Sprache. Der wichtigste Erreger aber ist die Rhythmik, diese Seele alles Ausdrucks. Sie ist der abgelöste Pulsschlag der Dinge, den draußen in der Welt nur die feinsten Ohren hören. Hier liegt er nun in seiner künstlerischen Reinheit da."

Für diesen Einsamen wird das Klavier ein Tagebuch, in dem er sein Geheimstes birgt. Das ergreifendste Blatt dieses Buches ist die Apassionata. Aus den Worten,

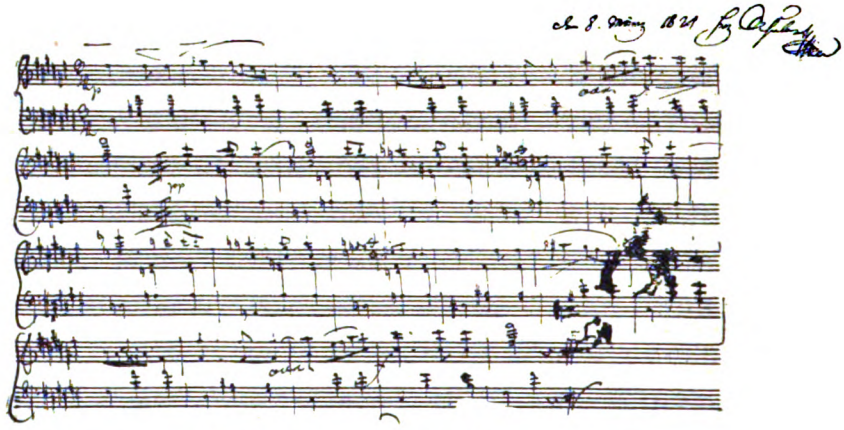
Digitized by Google

mit denen sie hier empfunden wird, weht die tragische Gewalt dieser Musik: „schauernd in grandiosem Unisono; geschlagene Akkorde, zitterndes Repetieren, geheimnisvolle Pianissimowinde, Meeresaufrauschen; die Riesenmelodie der Verzweiflung, in zuckende Schreie aufgelöst, die in der Mitte keuchend zusammensinkt, am Schluß in den bacchantischen Taumel ausbricht, wo Lachen und Verderben eins werden."

Doch aus dem finstern Thal, den Tiefen, führt der Weg zu den elysäischen Gefilden, der Orpheuslandschaft, da Beethoven das Leben überwand: Erlösung dem Erlöser.

* * *

Unter diesem ungeheuren Spielmann in ragender Bergeshöhe wohnen in Grotten und Waldwinkeln allerlei Elementargeister. Sie spielen nicht wie der Große dem Leben ein gewaltiges Schicksalslied, aber sie locken die Nymphen der Fluren, und die Menschen der Einsamkeit hören seltsam ergriffen in der Dämmerung auf die klagenden,



Ein Schubertscher Walzer.
Berlin, Königliche Musikbibliothek.

süßen Töne, auf die in Wehmut lächelnden Melodien. Das sind die Töne der jungen Romantik, kein Weltumfassen, aber ein tiefes Fühlen. An ihrer Schwelle grüßen uns die Weisen Franz Schuberts, des Vielgeliebten. Wie Arnim und Brentano auf die Volkslieder lauschten und sich auf Schritt und Tritt mitten im Alltag verborgene Poesie des Lebens entdeckten, so fein und innig lauschend ging auch dies „Wiener Kind mit dem Schulmeistergesicht" durch die Gassen seiner Kaiserstadt, und Melodien umtönten ihn.

Ein Wort Arnims an Tieck möchte ich den Schubertschen Walzern zum Motto geben:

„Kegelbahn und Vogelsang, nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen um uns, und der schöne Himmel verschlingt uns in Trägheit."

Man braucht nur statt Neckar Donau zu setzen.

Aus dieser Musik steigen Bilder auf: Wiener Vorstadt. Am Kahlenberg. Es ist die Zeit des „Heurigen". Aus den Schenken hängt an langer Stange der blühende Buschen. Im Vorgarten an den grünen Tischen lustiges Volk. Dazu die dünnen Klänge eines „Werkl": Wiener Walzer, lockend, singend und doch voll Vergänglichkeitston. Und dann der Abend mit bunten Lichtern. Verhallendes Leben. Ein Heimweg

Digitized by Google

zurück in die große, große Stadt. Ein offenes Fenster im Mondschein, ein sehnsüchtiges Lauschen, was die Donau rauscht . . .

Auf diesen naiven folgt der reflektierende Romantiker; auf Franz Schubert Robert Schumann. Er ist der erste Typus des litterarischen Musikers. Aus Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann kamen ihm die Stimmungen, die er vollwertig in Töne umsetzte. Es war kein Nachschaffen, es war kein Übertragen. Ein allen Assoziationsvorstellungen sensitiv unterworfener Mensch, der leidenschaftlich jede Blüte der Kultur kosten wollte, sprach in seiner Sprache, in der Musik, die Eindrücke aus, die er als Gast bei anderen Künsten empfing.

An Klara, als sie noch seine Braut war, schreibt er:

„Jetzt sieh deinen alten Robert, ist er nicht immer noch der Läppische, der Gespenstererzähler und Erschrecker. Nun aber kann ich sehr ernst sein, oft tagelang — und das kümmere dich nicht — es sind meist Vorgänge in meiner Seele, Gedanken über Musik und Kompositionen. Es affiziert mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Litteratur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will. Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß."

Und die ganze Intimität dieses feinen Menschen liegt in einer anderen Stelle, ebenfalls an Klara:

„Du sprichst in Deinem letzten Briefe von einem rechten Fleck, wo Du mich gerne hinhaben möchtest — versteige Dich nicht zu hoch mit mir — ich wünsche mir keinen besseren Ort, als ein Klavier und Dich in der Nähe. Eine Kapellmeisterin wirst Du einmal in Deinem Leben nicht; aber inwendig nehmen wir's mit jedem Kapellmeisterpaar auf, nicht wahr? Du verstehst mich schon . . ."

Und nun läßt uns Oskar Bie Schumann am Klavier hören: Die Davidsbündler wie aus der Ferne: „Kranzartige Melodien, Vorhaltsehnsüchte, Humor, der aus alten Trinkliedern zu kommen scheint, kontrapunktisch gestoßener Baß, auf dem der weiche Walzer niederschwebt, sinnend lächelnde Schlüsse, synkopisch rastlose Rhythmen, eine süße Husch-Huschromantik mit wilden und lustigen Marschmotiven gemischt." Der Karneval mit Pantalon und Colombine, Miniaturbilder, ein Panorama der Stimmungen, voll Spott und Wehmut im bunten Maskenkleid. Die Kinderscenen: „wo wir von fremden Ländern und Menschen hören und am Kamin träumen und Haschemann und Fürchtemann spielen und zuletzt still uns beugen: ‚der Dichter spricht'." Die „Kreisleriana" voll Lustigkeiten und Betrübsamkeiten: „das Klavier ein Herzensorchester".

* * *

Um diese deutschen Romantiker ist die Stimmung alter Reichsstädte mit Winkeln und Gassen; kleiner versteckter Häuschen im Grünen, verborgenen Kleinlebens in der Stille mit einen Gran Philistrosität des äußeren Lebens. Das ist auch die Neigung für Jean Paul, in dem Schumann diese Mischung liebte: „über Unsterblichkeit tiefgründige Betrachtung anstellen und dabei mit Behagen den süßen Geruch des Waffelkuchens einatmen, den die Frau nebenan in der Küche backt."

Digitized by Google

Zur gleichen Zeit blüht aber eine andere Romantik, eine europäische, eine aristokratische Romantik, die edelste Frucht eines großen Lebens, alter Spätkultur. Nicht die seßhafte Jean Paul Romantik, die aus kleinen bleiverglasten Fenstern in die Welt sieht, sondern eine durch die Länder schweifende Childe Harold Romantik, die sich allerorten melancholische Fleurs d'ennui pflückt.

Der musikalische Childe Harold ist Chopin. Auch er exiliert, ein heimatloser Pilger, unsagbar fein und adelig, schmächtig und zart; mit frauenhaften Händen und Füßen, seidenbraunem Haar, transparentem Teint, fein gebogener Nase, stillem Lächeln, gedämpfter Stimme, wie „eine Winde, deren Kelch auf zartem Stiel sich wiegt, von wunderbarer Farbenpracht, aber so duftigem Gewebe, daß er bei der leisesten Berührung zerreißt."

Aus seinem Leben steigen Scenen auf wie Schattenbilder: in Paris am Vendômeplatz, wo der Ruhelose in gedämpften, silbergrauen Farben seine Nerven wiegte. „Zerfließende Dämmerung im Zimmer, die dunkeln Ecken scheinen in der Unendlichkeit sich fortzusetzen; Möbel mit weißen Decken belegt, kein Licht, als um das Klavier und im Kamin. Man unterscheidet Heine, Meyerbeer, Hiller, Delacroix, den unbeweglichen Mickiewicz und den greisen Niemcewicz, Frau George Sand mit aufgestütztem Arm in einem Sessel zurückgelehnt. Die Menschen stehn zu Chopin im Dämmerlicht, und sie wissen nicht, woher ihnen diese zauberischen Töne kommen."

Und ein anderes: auf Majorka — Chopin und George Sand — inmitten der Cypressen, Orangen und Myrten in dem verlassenen Kloster Valdemosa mit seinen Kapellen, Kirchen, geschnitzten Statuen, Gebetstühlen und dem mosigen Quaderwerk. In der Fastnacht kommen die Einwohner und tanzen gespenstische Kastagnettenboleros, und der Wind heult, wie verzweifelt, und der Regen tropft ohne Unterlaß. In den öden Hallen steht ein mühsam herbeigeschaffter Flügel, und Chopin sitzt daran, fröstelnd und zitternd.

Chopin ist am Klavier der Keuscheste.

Er hatte Grauen vor dem „fracas pianistique", vor den Zirkusscenen der großen, einem vielköpfigen, unbekannten, unbestimmbaren Publikum gegebenen Konzerte: „Ich bin nicht geeignet, Konzerte zu geben, da ich von dem Publikum scheu gemacht werde, von seinem Atem mich erstickt, von seinen neugierigen Blicken mich paralysiert fühle", sagte er zu Liszt.

So wird er der reinste Werber um die intime Seele des Klaviers.

Die Melancholie des Polentums spielt um seine Musik. Liszt hat es paraphrasiert, als er von den schönen Polinnen in Paris spricht, die am Abend im Schein der Kerzen, in den strahlenden Ballsälen so verführerisch lächeln und am Morgen schluchzend in Weihrauchswolken am Altar der schmerzensreichen Mutter liegen; und von den Verbannten, Heimatsbangen, die auf ihren Nomadenfahrten in der Schweiz die Vorhänge des Wagens schlossen, damit der Anblick der Gebirgslandschaft nicht die Erinnerung an den unbegrenzten Horizont ihrer heimatlichen Ebenen verwische."

In seinen Notturnos sehnsuchtsvoll schwärmerische, klagende Melodie, die sich nicht erschöpfen will und kann. In den Tänzen jauchzender, hochklopfender Rhythmus, und in den Polonaisen chevalereske Galanterie. Der Reiherstutz nickt, und der Säbel klirrt. Die Melancholie berauscht sich im sieghaften Festtaumel, Champagnerstimmung; die Schmerzen sterben im „Jubel des Taktes", um aus der Lust um so schmerzlicher weinend wieder zu erwachen. —

Digitized by Google

Und auch in diesen Festklängen unnahbare Vornehmheit.

Wollte er seine Walzer zum Tanz aufspielen, so müßten unter den Tänzerinnen die gute Hälfte wenigstens Komtessen sein, sagt Schumann-Florestan.

* * *

„Mein Klavier ist für mich, was dem Seemann seine Fregatte, dem Araber sein Pferd — mehr noch, es war bis jetzt mein Ich, meine Sprache, mein Leben .... Seine Saiten erbebten unter meinen Leidenschaften, und seine gefügigen Tasten haben jeder Laune gehorcht .... Vielleicht täuscht mich der geheimnisvolle Zug, der mich so sehr daran fesselt, aber ich halte das Klavier für sehr wichtig. Es nimmt meiner Ansicht nach die erste Stelle in der Hierarchie der Instrumente ein: es wird am

„Eine Matinee bei Liszt."
Kniehubertsche Lithographie.
Kniehuber — Berlioz — Czerny — Liszt — der Geiger Ernst.

häufigsten gepflegt und ist am weitesten verbreitet .... Im Umfang seiner sieben Oktaven umschließt es den ganzen Umfang eines Orchesters, und die zehn Finger eines Menschen genügen, um die Harmonien wiederzugeben, welche durch die Vereinigung von hunderten von Musikern hervorgebracht werden .... Das Klavier hat einerseits die Fähigkeit der Aneignung, die Fähigkeit, das Leben aller in sich aufzunehmen; andererseits hat es sein eigenes Leben, sein eigenes Wachstum, seine individuelle Entwicklung .... Mikrokosmus und Mikrodeus ...."

Diese Liebeserklärung machte dem Klavier Liszt, sein glücklichster und sein kühnster Ritter.

Eine glänzende, bezaubernde Persönlichkeit, ein unwiderstehlicher Menschenfänger; Schumann schien's, er gleiche Napoleon als jungem General, „bleich, hager, bedeutend im Profil, den Ausdruck mehr nach dem Scheitel hinaufgedrängt." Ein Künstler und Lebensfürst zugleich, ein Weltmann reifsten Adels, ein Grandseigneur an europäischen Höfen, vor dem sich die Könige neigen. Und ein Spender voll verschwenderischer Güte daheim in der stillen Hofgärtnerei, umgeben von goldenen, steineblitzenden

Digitized by Google

Tributen der Herrscher der Welt, der ein Wort und einen Rat für jeden hat, der wallfahrend der allerheiligsten Stätte naht.

In seinem Spiel — das zeigt Oskar Bie fein und geistreich — erleben wir noch einmal alle Phasen des Klaviers. Alle Kulturen vereinigt er in sich und läßt sie sich gegenseitig neu befruchten.

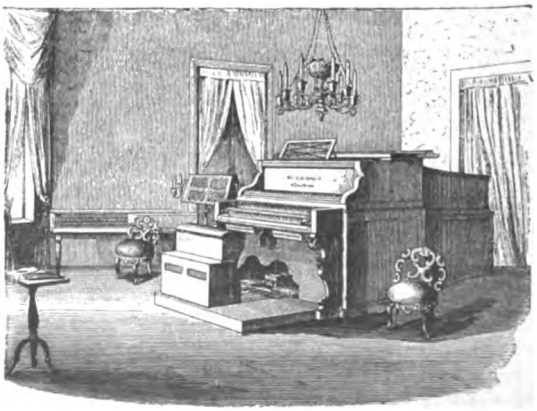
Noch einmal zieht in seinem Spiel der ganze Maskenzug der Stimmungen vorüber, die wir soeben in flüchtiger Grande chaîne auf Momente grüßten: alle Erlebnisse der Klaviergeschichte, „die mystischen Ahnungen alter Kontrapunktik, die Variationslust der Bird und Bull; die Zierlichkeit der Couperin und Rameau; die sinnliche Klangfreude Scarlattis; Bachs absolute Kunst, die formenschöne Spielfreudigkeit Mozarts; der nach Erlösung schreiende Schmerz Beethovens, die innigen Bekenntnisse des einzigen Triumvirats von Schubert, Schumann und Chopin."

Nun hören wir noch Rubinstein, den temperamentsjähen Rauschenden, Rasenden, Wühlenden. Bülow, den subtilen, feinspitzigen Zeichner, der bei seiner haarscharfen, blitzendblanken Interpretation die „Fäden aus den Tasten zog und sie den Zuhörern lächelnd wies." Und von den Lebenden Eugen d'Albert, den großen Objektiven, „in dessen Gedächtnis, festgefügt, unversehrt im Stil ihrer Vortragssphäre, die ersten Werke von Bach bis Tausig ruhn", und Risler, den Pariser, den Künstler unnachahmlich feinen Anschlags, in dessen Auffassung „das Gewohnte ein verführerisches Neue wird", in dessen Fingerspitzen die sensibelste Seele webt. Diese Fingerspitzen schmeicheln in kosendem Gleiten, Carezzando, den Tasten das Zärtlichste und Hauchigste ab. Sie können aber auch mit der elastischen Kraft des Pantherspungs auf sie fallen und ein Gewitter der Gefühle entfesseln . . . .

* * *

Ein schneller Flug durch Welten . . . . Und nun ist's wieder Dämmerung geworden, und wir sind wieder in dem schattenerfüllten Zimmer, wo der einsame Valloton'sche Spieler am Klavier sitzt und sich sein Leben spielt.

Und er spielt jetzt Beethoven: Les Adieux . . . .



Musiksalon
in der Altenburg zu Weimar mit Liszts Riesenflügel von Alexandre, Paris.
Im Hintergrunde ein Klavier Mozarts.

Digitized by Google

Die Privatlehrerinnen und die Reichs-Invaliditäts- und Altersversicherung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Nachrichten über die diesjährige Novelle zum Reichs-Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz haben die Privatlehrerinnen nunmehr thatsächlich der Aussicht gegenübergestellt, auf Grund der Bemühungen einzelner Vereine von Berufsgenossen und -genossinnen versicherungspflichtig zu werden, und damit eine lebhafte Erwägung des Für und Wider dieser Aussicht in den durch die mögliche Erweiterung des Gesetzes betroffenen Lehrerinnenkreisen hervorgerufen. Der Plan dieses Anschlusses und seine Entstehung, die Aufnahme, die er in Lehrerinnenkreisen und bei der Behörde gefunden, giebt Gelegenheit zu ganz interessanten und lehrreichen Beobachtungen über den Lehrerinnenstand und seine soziale Stellung in seinem eigenen und im öffentlichen Urteil, über Wesen und Ziel der verschiedenen Bestrebungen zu seiner ideellen und materiellen Hebung und über das, was in dieser Beziehung bereits erreicht ist.

Die Veranlassung zu den im Lauf der letzten Jahre dem Reichsversicherungsamt eingereichten Petitionen, die Privatlehrerinnen an den Wohlthaten des Versicherungszwanges teilnehmen lassen zu wollen, bot die Thatsache, daß der größere Teil der Privatlehrerinnen im Falle der Erwerbsunfähigkeit gar nicht oder doch nur in sehr unzureichendem Maße vor Not geschützt ist. Es ist dies ein beklagenswerter Übelstand, der bis zu einem gewissen Grade wohl für den ganzen Lehrerinnenstand besteht und dessen Beseitigung ein letztes Ziel aller gemeinsamen Bestrebungen ist und sein muß.

Der Gedanke, diesem Ziel durch den Anschluß an die Invaliditäts- und Altersversicherung auf wünschenswerte Weise, ohne zu große Ansprüche an die pekuniären Leistungen der Beteiligten, näher kommen zu können, ist jedoch nicht eigentlich in den Kreisen der Privatlehrerinnen selbst, sondern durch die Vorsitzende des Allg. Deutschen Verbandes gemeinnütziger Anstalten und den Vorstand des Allg. Deutschen Privatschullehrer-Vereins gefaßt und mit Hilfe des Vereins Berliner Privatschulvorsteher und -vorsteherinnen in die That umgesetzt worden. Es liegt daher wohl in der Natur der Sache, daß bei aller dankbaren Anerkennung des so bethätigten Interesses an ihrer materiellen Lage für die Beurteilung des vorgeschlagenen Weges von Seiten der Privatlehrerinnen selbst noch Gesichtspunkte in Betracht kommen konnten, die für die Anschauungen der Kreise, aus denen die Bestrebungen hervorgegangen, von viel geringerer Bedeutung waren.

Die Meinungsverschiedenheiten heften sich vor allem an die Frage, ob das, was man für die Lehrerinnen zu erreichen bemüht ist, nicht eine bedenkliche Einbuße in sich schließe, ob die Unterwerfung der Lehrerinnen unter den Versicherungszwang nicht eine Degradierung des Standes bedeute. Die Verschiedenheit der Meinungen über diesen Punkt hat ihren Grund in den mehr oder weniger optimistischen Erwartungen in Bezug auf eine Erweiterung des Gesetzes und in dem mehr oder weniger klaren Standesbewußtsein. Im großen und ganzen entspringen die in weiteren Kreisen von den Einzelnen geäußerten Urteile wohl weniger einer klaren Anschauung der Intentionen des Gesetzes als einerseits dem unbestimmten Gefühl, dem Arbeiter- und niederen Betriebsbeamtenstand in Bezug auf die Versicherungsbedürftigkeit gleichzustehen, andrerseits der ebenso unbestimmten intensiven Abneigung dagegen, eine Klebekarte zu führen. Es ist aber Pflicht, sich an der Hand der Thatsachen einen objektiven Maßstab für sein Urteil zu schaffen.

Digitized by Google

Zieht man einerseits in Betracht, daß die durch die Invaliditätsversicherung gewährte Rente wohl den Arbeiter im besten Fall unter bestimmten Umständen vor Inanspruchnahme der öffentlichen Armenpflege zu schützen vermag, aber in keinem Verhältnis steht und stehen soll zu den Lebensansprüchen einer Lehrerin und für sie daher nur eine, wenn auch wertvolle Beihilfe sein kann für den Fall, daß sie schon irgendwie versorgt ist, zieht man ferner in Betracht, bei welchem Grade von Erwerbsunfähigkeit die Rente erst gewährt wird, so gewinnt diese Art Versorgung immer mehr das Aussehen eines Notbehelfs. Und vertieft man sich andrerseits in das Gesetz, in den Zusammenhang seiner Entstehung, seine Intentionen, die einzelnen Paragraphen und ihre Begründung aus den Verhältnissen derer, für die es bestimmt ist, in die Ausführungsbestimmungen und Revisionsentscheidungen, so erkennt man, daß das Gesetz in Bezug auf seine Ausdehnung und in der Art seiner Anwendung innerhalb seiner Grenzen nach zwei Gesichtspunkten verfährt: es setzt einerseits eine bestimmte wirtschaftliche Schwachheit, andrerseits einen gewissen Grad geistiger Unmündigkeit voraus und scheidet danach Personen, „die mit einer ihrer Natur nach höheren, mehr geistigen Thätigkeit beschäftigt werden" aus dem Kreise der Versicherungspflichtigen aus. Dies Prinzip, nach dem die in Apotheken beschäftigten Gehilfen und Lehrlinge und neuerdings noch die auf der technischen Hochschule vorgebildeten Angestellten in größeren Betrieben von der Versicherungspflicht befreit wurden, muß konsequenter Weise auch die Lehrerinnen von der Versicherung unbedingt ausschließen, und dies Prinzip kann bei einer noch so weitgehenden Erweiterung des Gesetzes nicht aufgegeben werden. Das Gesetz würde unter jeder Bedingung den Lehrerinnenstand unter einer Reihe von Ständen, auf die es sich nicht ausdehnen will und kann, auf besonderen Wunsch herausgreifen, um ihm, weil er trotz höherer geistiger Thätigkeit sich als der zwangsweisen Versicherung bedürftig erklärt hat, seine Fürsorge ausnahmsweise angedeihen zu lassen. Oder das Gesetz stellt für die in Aussicht stehende Erweiterung das neue Prinzip auf, entsprechend der Feststellung einer Versicherungsbedürftigkeit vom Standpunkt wirtschaftlicher Auffassung aus auf dem Gebiet geistiger Thätigkeit ein Proletariat zu unterscheiden und die Lehrerinnen mit dieser neugeschaffenen Kategorie zu identifizieren.

Die Unterwerfung der Lehrerinnen unter den Versicherungszwang unter diesen Umständen ist thatsächlich eine Degradation, ob sie als solche empfunden wird oder nicht; sie wird in noch viel größerem Maße als eine solche erscheinen in den Augen des Publikums, und diese Verschiebung der Verhältnisse wird besonders da für die Lehrerin die schwersten Folgen haben, wo die gesellschaftliche Stellung, die man ihr anweist, für die Erfüllung ihrer erziehlichen Aufgabe von ganz besonderer Bedeutung ist, d. h. in den Kreisen der Erzieherinnen.

Betrachten wir alle die Umstände, die den Plan eines Anschlusses an die Invaliditätsversicherung hervorgerufen und seine Ausführung begleitet haben, im Zusammenhang und in Bezug auf ihre letzten Ursachen, so ergiebt sich aus allem die Thatsache, daß der Lehrerinnenstand noch in keiner Weise, weder in materieller noch in ideeller Beziehung auf der Höhe seiner großen erziehlichen Aufgabe steht; und angesichts dieser Thatsache erscheint der Weg der kleinen Mittel nicht geeignet, eine durchgehende Hebung des Standes zu erreichen. Liegen die Verhältnisse auch einmal so, daß eine misera necessitas zwingt, diesen Weg zu beschreiten [1]), so wird immer die Gefahr nahe liegen, daß man auf der einen Seite einbüßt, was auf der andern gewonnen wird. Daß das Mittel des zwangsweisen Anschlusses an die Invaliditäts- und Altersversicherung, trotzdem hier die genannte Gefahr gar nicht vermieden werden kann, von vielen Seiten Beifall gefunden, ist nicht zu verwundern. Es gehört eine gewisse Selbstverleugnung dazu, um angesichts der greifbaren Not nicht nach solchen

[1]) Die Rücksicht auf die augenblickliche Lage der Privatlehrerinnen hat auch das Vorgehen des Berliner Lehrerinnen-Vereins in der Angelegenheit zum Teil bestimmt. Es ist in der Sitzung vom 2. November einstimmig beschlossen worden, in einer Eingabe an den Bundesrat die Gründe des Vereins gegen den Versicherungszwang darzulegen und diesen entschieden abzulehnen, im Anschluß daran jedoch die Bitte auszusprechen, es möge die Möglichkeit einer Versicherungsberechtigung der Privatlehrerinnen in Erwägung gezogen werden.

Digitized by Google

Mitteln zu greifen, und ein sehr starkes, tief wurzelndes, klares Bewußtsein von der großen Bestimmung des Lehrerinnenstandes, um den Wert solcher Mittel richtig zu beurteilen und sie trotz der momentanen Erleichterung, die sie gewähren könnten, zurückzuweisen. Es ist die Pflicht der Vereine, in denen das korporative Bewußtsein des Lehrerinnenstandes sich darstellt, ihrem Stande diesen Dienst zu leisten.

Wir betrachten es als eine Verschwendung von Kraft, Zeit und Mitteln, einem Notleidenden immer wieder mit Unterstützungen nachzuhelfen, wo man seine Fähigkeit, sich selbst zu helfen, stärken könnte. Hüten wir uns, diesen Fehler an unserm Stande zu begehen. Die materielle Notlage der Privatlehrerinnen steht in engstem Zusammenhange mit ihrer mangelhaften Vorbildung. Die geringen Gehälter der Privatschulen sind eine Folge des Umstandes, daß für den Unterricht der oberen Klassen wissenschaftlich gebildete Lehrer mit sehr hohem Gehalt angestellt werden müssen, weil die Vorbildung der Lehrerinnen für diesen Unterricht nicht zureichend ist. Gewinnen die Leistungen der Lehrerinnen an Wert, so wird auch ihre materielle Lage sich dementsprechend heben. Sieht der Lehrerinnenstand es als seine erste korporative Aufgabe an, zu bewirken, daß bei einer besseren Vorbildung die Anforderungen im Examen mit den künftigen schweren Anforderungen eines in seiner ganzen Bedeutung erfaßten Berufes mehr im Einklang stehen, so wird er auch am wirksamsten an seiner materiellen Hebung arbeiten, so wird er den Unfähigen, die immer den größeren Teil der Unversorgten ausmachen werden, den besten Dienst erweisen dadurch, daß er sie von einem Beruf fern hält, dessen Anforderungen sie in keiner Weise gewachsen sind.

Das Stickerei-Gewerbe in der Schweiz.

Von

J. van Anrooy.

Nachdruck verboten.

Wir haben es alle oft gefühlt, wie wenig wir wissen von der Herkunft und der Herstellung vieler Sachen, die uns täglich umgeben, die uns hundertmal in die Hände kommen. Die weit ausgebildete Arbeitsteilung hat namentlich uns Frauen der Sorge um tausenderlei Alltäglichkeiten, die früher im Hause hergestellt wurden, enthoben. Daß diese Arbeitsteilung ein Segen und eine Notwendigkeit ist, sieht jeder ein. Aber eine große Schattenseite hat sie unter unsern heutigen Verhältnissen doch. Wir wissen nicht mehr, wie man den Flachs spinnt, Stoffe webt und das Mehl mahlt, vor allem, uns fehlt der Einblick in das Leben derer, die uns fast alle unsre ersten Bedürfnisse beschaffen. Und diese Einsicht würde bei uns ein Zusammengehörigkeitsgefühl wecken, das, wenn es einmal da, sich nicht mehr töten läßt, das uns die faule Ruhe in unserm Hause stört und uns vorwärts treibt, um immer mehr verstehen zu lernen von dem Leben und Arbeiten der „untern Klassen" unsrer Gesellschaft.

Mir bot sich die Gelegenheit, in der Schweiz die Industrie, deren Namen ich über diese Zeilen schrieb, näher kennen zu lernen, und dadurch kam mir die Überzeugung, daß es uns allen not thut, einmal aus unsrem Kreise hinauszutreten, um etwas von dem wirtschaftlichen Boden kennen zu lernen, auf dem wir stehen. Und da genügt schon ein kleines Gebiet in einem kleinen Distrikte — „das Stickerei-Gewerbe in der Schweiz".

Die Stickerei wird nicht mehr allein in der Schweiz ausgeübt, das Voigtland mit Plauen an der Spitze steht heute nicht weit hinter ihr zurück, hat für einige Spezialitäten sogar den Vorrang; Paris und St. Quentin konkurrieren schon lange, und jetzt fängt auch Amerika an. Doch ist noch immer die Ostschweiz das klassische

Digitized by Google

Stickerland — wie häufig werden uns auch die Appenzeller Stickerinnen in ihrer hübschen Kantonaltracht im Bilde vorgeführt. Neulich noch fiel in „Zur guten Stunde" mein Auge auf ein paar Abbildungen der Stickmaschine und des Apparats für Handstickerei und auf eine sie begleitende idyllische Beschreibung von der Beschäftigung einer Stickerin in ihrem Hause, ‚wo Blumentöpfchen am Fenster stehen und eine wohlgenährte Katze an ihrem Faden zupft'. — Wahr ist es, daß die Stickereigegend der Schweiz, welche hauptsächlich die Kantone St. Gallen und Appenzell umfaßt, einen überaus lieblichen Eindruck macht. Die kleinen Dörfer mit ihren geräumigen, weißen Häusern passen so recht in die heitere, nur selten großartige, aber immer anheimelnde Natur; und die Häuser machen wirklich einen wohlhabenden Eindruck. Aber man darf sich durch Blumentöpfe und spinnende Katzen nicht zu leicht täuschen lassen. Und wer nicht völlig unbekannt ist mit den Folgen, die unsre moderne Industrie mit dem System der freien Konkurrenz für die große Masse gehabt hat, der wird sich auch hier nicht beirren lassen. Denn auch in diesem Gewerbe hat sich im Laufe der Zeiten manches verändert.

Heute findet man diese Industrie in drei Formen: als Handstickerei, als Maschinenstickerei in Privathäusern und endlich als fabrikmäßige Maschinenstickerei. Interessant namentlich sind nebeneinander die alte und die moderne Form: die Handstickerei und die Stickfabrik.

Die Handstickerin arbeitet im eigenen Hause; ihr ganzes Handwerksgerät ist der Rahmen, auf dem sie den Stoff aufspannt. Vom Kaufmann wird ihr dieser Stoff und das Muster geliefert, er bezahlt ihr den Lohn, für ihn ist der Profit. Nur die feinsten Produkte, die keine Maschine herzustellen imstande ist, werden von ihr gemacht. Zeitweise hat sie es gut; aber die Existenzgewähr ist in einer Luxusindustrie noch unsicherer als in anderen Gewerben: die „saison morte" dauert oft lange, und Monate hindurch kann der Stickerin jeder Verdienst fehlen. —

Treten wir nunmehr in eine Fabrik ein. Schon von weitem hören wir das Rasseln der Maschinen, von denen im Sticklokal, einem großen, hellen, luftigen Saal, eine ganze Anzahl nebeneinander stehen in regelmäßigen Entfernungen. Und da fällt uns zunächst eines auf: was wir uns immer als eine weibliche Arbeit par excellence vorstellen, wird hier ausschließlich von Männern getrieben. Wohl sehen wir auch Frauen im Lokal anwesend, die werden aber nur als Helferinnen des Mannes, als „Fädlerinnen" benutzt. Die Kraft eines Mannes ist erforderlich, um die Maschine in Bewegung zu setzen.

Betrachten wir diese Maschine einen Augenblick näher. Zwischen hohen, eisernen Pfosten ist ein großer Rahmen aufgehängt, worauf die zu bestickenden Stoffe aufgespannt werden. Dieser Rahmen trägt oben schmale eiserne Schienen zum Tragen der beiden „Wagen", des vordern und des hintern. Diese Wagen bestehen aus einem Cylinder, welcher auf Rollen auf dem Geleise hin- und hergleiten kann und an dem meist zwei, bisweilen auch drei Querstäbe angebracht sind. An jedem dieser Querstäbe ist eine Reihe von Klammern befestigt, die sich öffnen und schließen können und von denen jede eine Nadel trägt, durch die ein langer Faden gezogen ist. An den eisernen Pfosten links sind die Mechanismen angebracht, welche die Verschiebung des Rahmens, die Bewegung der Wagen und das Öffnen und Schließen der Nadelklammern bewirken. Dort sitzt der Sticker auf einem hohen, stark nach vorn gebeugten Stuhl, der ihn zu einer halb stehenden Haltung nötigt, vor seinem Muster, das auf den Stoff übergeführt werden muß, meistens auf $^1/_6$ der Größe. Der Vorgang ist dann ungefähr folgender: Mit der rechten Hand dreht der Sticker eine Kurbel, die durch ein System von gezahnten Rädern die vorderen Nadelreihen bis dicht an den Stoff heranbringt, den sie durchbohren. Jetzt bewegt ein Fußtritt des Stickers auf ein Pedal einen Mechanismus, der die Klammern öffnet. Die Nadeln, also losgelassen, werden erfaßt von dem hinteren Wagen, der unterdessen durch eine neue Drehung der Kurbel auch herangerückt war und jetzt Nadeln und Fäden durchzieht. Dann endlich bewegt der Arbeiter auf seinem Muster einen Stift, der das Ende bildet von einem langen Hebelarm. Dieser Hebel verschiebt den Rahmen mit dem Stoff in derselben Richtung,

Digitized by Google

wie es auf dem Muster angegeben wird. Eine neue Drehung der Kurbel macht den hinteren Wagen wieder vorwärts gleiten, die Nadeln durchbohren zum zweiten Mal den Stoff, jetzt aber an einer anderen Stelle. Ein Stich ist gemacht. Und von solchen Stichen macht der Sticker durchschnittlich 2000 bis 3000 pro Tag.

Unnötig zu sagen, daß die Arbeit des Stickers nichts weniger als eine leichte ist. Die meiste Kraft braucht er zum Bewegen der Pedale, aber für alle Manipulationen außerdem viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Seine Gehilfin steht ihm zur Seite, nicht nur als „Fädlerin", sondern auch um aufgebrauchte Fäden oder zerbrochene Nadeln zu ersetzen und die ganze Arbeit zu überwachen. Oft braucht der Sticker zwei Gehilfinnen, namentlich wenn die Maschine drei Nadelreihen zählt. — Ganz ohne Fehler ist die Arbeit wohl doch kaum zu machen. — Das Ausbessern wird dann in großen Fabriken von den „Nachstickerinnen" besorgt, entweder mit der Hand, oder (bei der gröberen Arbeit) mit einer dazu arrangierten Nähmaschine. In kleineren Werkstätten macht es die Fädlerin gewöhnlich zu Hause.

Die gewöhnlichen, groben Stickereien werden heute kaum je mehr mit der Handmaschine hergestellt. Die mechanische „Schiffchen-Maschine" oder, auf schweizerisch, die „Schiffli", hat hier ihren Platz eingenommen. Diese produziert etwa viermal soviel. Ein Motor bildet hier die vornehmste Bewegkraft; der Sticker hat nur die Kurbel zu drehen und den Stift zu bewegen, alles natürlich viermal so schnell als bei der Handmaschine. Weniger Kraft als Aufmerksamkeit und Gewandtheit werden hier vom Arbeiter verlangt, und die Folge davon ist, daß man hie und da auch Frauen an dieser Maschine gebraucht. Im allgemeinen aber wird es für Frauen immer schwieriger, sich in der Stickfabrik ihren Unterhalt zu verdienen, denn sogar als Fädlerinnen braucht man sie in den letzten Jahren in geringerer Anzahl als früher, seit der Erfindung der interessanten, kleinen Fädelmaschine, die in drei Minuten dieselbe Arbeit verrichtet, zu der Menschenhände eine ganze Stunde brauchen. —

Die hübschen, kostbareren Stickereien werden alle von der alten Maschine hergestellt: die auf Seide, auf Tüll oder feinem Mull, die „Metallstickereien" mit Gold- oder Silberfäden, die „Luftstickereien", bei denen der nicht bestickte Teil weggebrannt wird, wenn das Muster fertig ist, sodaß nur dieses als Spitze, „entre-deux" ꝛc. übrigbleibt. — Nur in den allergrößten Werkstätten werden die Stickereien gleich für den Markt fertig gemacht; meistens geschieht dies in den dazu bestimmten „Appreturen", zum Teil in der Schweiz, zum Teil in Frankreich, das die besten Appreteure hat.

Viele Fragen steigen bei der Besichtigung dieser Fabriken in uns auf. Das blasse, ungesunde Aussehen der meisten Sticker legt die Frage nach dem Einfluß dieser Arbeit auf die Gesundheit nahe. Wir wissen genug von der unsicheren Existenz vieler Industriearbeiter und -Arbeiterinnen, um zu fragen, wie der Verdienst des Stickers ist: wir sehen, daß die Arbeit schwer ist, wir möchten gern einen entsprechenden Lohn bezahlt sehen und finden es wenig, wenn unser Führer erzählt, daß der Arbeiter an der Handmaschine durchschnittlich $2^1/_2$ Francs, höchstens 4 Francs pro Tag verdient für eine Arbeit von 11 Stunden, der Schiffflisticker etwas mehr, weil nach seiner Arbeit mehr Nachfrage ist. Vielleicht auch äußert unser Führer eine Klage über den ruinierenden Einfluß der Hausindustrie und regt dadurch in uns das Verlangen an, etwas zu wissen von dem Verhältnis zwischen Einzelstickern und Fabrikarbeitern, oder zwischen dem Unternehmer und seinen Arbeitern.

Das, was ist, können wir nur verstehen, wenn wir wissen, wie es so geworden. Einiges möchte ich erzählen von dem, was ich verstanden habe von der Entwicklung dieser zurückgehenden Industrie, von der jedoch noch das Wohl und Wehe von Tausenden in und außerhalb der Schweiz abhängig ist und die hauptsächlich durch die Frauen der höheren Stände unsrer Gesellschaft existiert.

In ihren Anfängen — im 18. Jahrhundert bürgerte sie sich in der Schweiz ein — war die Stickerei mehr eine Kunst als ein Gewerbe und wurde ausgeübt von einigen wenigen Frauen, Künstlerinnen mit der Nadel. Die Stadt St. Gallen bekam die Leitung in die Hände. Ihre Kaufleute gaben durch Agenten, „Fergger", die Bestellungen, bald von ganz Europa, weit ins Land hinaus. Immer beliebter und

Digitized by Google

gesuchter wurden die von den Schweizerinnen bestickten seidenen Frauenkleider, Bettvorhänge u. s. w., die Türken bezogen ihre Turbane lange Zeit nur aus der Schweiz. Immer feiner und schöner wurde die Arbeit, namentlich als im Anfang dieses Jahrhunderts der „Plattstich" anstatt des „Kettenstichs" anfing, sich der Gunst des kaufsähigen Publikums zu erfreuen. Große Schwankungen erlebte die Stickerei schon damals, mehr als einmal sah man mit Angst ihrem Untergang entgegen, aber im großen und ganzen war es eine gute Zeit für Kaufleute und Arbeiterinnen. Die intelligentesten und besten Arbeiterinnen aus den Webereien und Spinnereien entzogen diesen ihre Arbeit, um sich der Stickerei zuzuwenden, die ihnen eine viel reichlichere Existenz gewährte. —

Eine große Veränderung aber stand der Stickerei bevor. Der größte Revolutionär der Neuzeit hatte schon einige Male vergebens einen Ansturm auf ihr Gebiet gewagt, bis es ihm etwa 1850 endlich gelang, sich festzusetzen. Dieser Revolutionär war die Maschine. In wenigen Jahrzehnten gelang es ihr, die Handstickerei zurückzudrängen in die Thäler des Kantons Appenzell, während im Kanton St. Gallen, wo die Handstickerei jetzt nur noch vereinzelt getrieben wird, eine Fabrik nach der andern gegründet wurde und bald Tausende von Maschinen ihre Produkte haufenweise auf den Markt warfen. Daß mit der Handstickerei zugleich auch die Frau zurückgedrängt wurde, haben wir oben schon gesehen. Und bei den Männern war die Arbeit bald ebenso beliebt, wie sie es bei den Frauen gewesen war; sie strömten herbei aus allen andern Textilgewerben, aus der Landwirtschaft sogar, und alle klagten über Mangel an Arbeitskraft. Aber die Stickerei blühte und die ganze Ostschweiz durch sie. Daß die Maschinenprodukte weniger schön waren als die alten, stand ihnen nicht im Wege, die Hauptsache war, daß sie billiger wurden. Die Erfindung der Nähmaschine brachte den zunehmenden Gebrauch von Weißwaren mit sich, die sich in ganz besonderem Maße zur Stickerei eigneten. Die Bestellungen aus allen Ländern Europas, aus Amerika, wurden immer zahlreicher; die Mode, die erbarmungslose Gebieterin, war der Stickerei Jahre nach einander wohlgesinnt, sodaß Kaufleute und Fabrikanten die Aufträge nicht einmal annähernd bewältigen konnten. Arbeitswillige waren überflüssig da; wer nicht in die Stickfabrik wollte oder konnte, bekam eine Maschine auf Kredit geliefert und richtete sich zu Hause eine Werkstätte für sie ein.

Diese Begünstigung des Standes der „Einzelsticker", d. h. Besitzer von höchstens zwei Maschinen, war jedoch der Stickerei verhängnisvoll.

Es zeigte sich das noch nicht gleich. Jahre lang schien sogar die Zunahme der Hausindustrie in der Stickerei für die Ostschweiz nur Glück und Wohlfahrt zu bedeuten. Das Vorhandensein der oft sehr kostbaren Stoffe in der Wohnung des Stickers forderte von ihm und allen seinen Hausgenossen eine große Sauberkeit und Sorgfalt. Außerdem machte der große Umfang der Maschine — sie hat eine Länge von etwa 4—6, eine Höhe von etwa 2 Metern — ein geräumiges Lokal notwendig; es war ein Ding der Unmöglichkeit, in dunkeln Höhlen zu arbeiten, wie es von Spinnern und Webern oft geschah. Erst in späteren, schlechteren Jahren, als es auf die Qualität der Arbeit immer weniger ankam, wurde von armen Stickern der Keller in Gebrauch genommen. In den guten Jahren aber war der Verdienst größer als in irgend einem andern Gewerbe der Schweiz, und die Sticker galten allgemein als die Crême der Industriearbeiter. Und dennoch war das Vordringen der Hausindustrie das größte Verhängnis des Gewerbes. Denn die fetten Jahre waren bald vorüber. Die Stickerei ist vollkommen abhängig von der Gunst oder Ungunst der Mode. War die Ungunst von langer Dauer, dann konnte sich die Stickerei nicht halten, dann folgte Krisis auf Krisis und Krach auf Krach. Das zeigte sich schlimmer als je zu Anfang der 80er Jahre, als eine solche Periode eintrat. Die stetig wachsende Maschinenzahl hatte solche Warenmassen auf den Markt geworfen, daß sie nicht mehr abgesetzt werden konnten. Und doch schränkte man die Produktion nicht ein, jeder einzelne Unternehmer wurde vom Strome mit fortgerissen, einige Abenteurer machten es den altbewährten Firmen unmöglich, sich zu halten, jeder strengte sich an, seine Waren noch billiger herzustellen als sein Nachbar. Und hier zeigt sich in vollem

Digitized by Google

Umfang der erdrückende Einfluß der Hausinduſtrie. Denn der Einzelſticker war nur dann von beſonderem Wert für den Unternehmer, wenn er mehr produzierte als der Fabrikſticker. Und das konnte er in guten Zeiten, wenn er ſeinen Platz auf dem Stickſtuhl von ſeiner Frau einnehmen ließ, ſobald er müde war, und ſeine Kinder als Fädler benutzte; in ſchlechten Zeiten arbeitete er immer noch billiger als es der Fabrikſticker konnte. Leichter noch wurde es ihm das Übergewicht zu gewinnen, als 1877 das ſchweizeriſche Fabrikgeſetz für jeden Fabrikarbeiter — und unter Fabrik verſtand das Geſetz jede Werkſtätte mit mehr als zwei Maſchinen — eine Maximalarbeitszeit von 11 Stunden feſtſetzte. Dem Einzelſticker wurden keine Grenzen geſtellt, ihm war es vergönnt, 15, 16, 17 Stunden zu arbeiten, und er mußte es oft, wenn er überhaupt leben wollte. Und er mußte ſeine ganze Familie hineinziehen, ſeine Frau vom Haushalt wegrufen, den Kindern ihre freien Stunden nehmen. Hören wir einen kleinen, zwölfjährigen Fädler ſelbſt in einem Aufſatz für die Schule über ſeine Tageseinteilung: „Sobald ich am Morgen aufgeſtanden bin, muß ich in den Keller hinabgehen, um zu fädeln. Es iſt dann etwa halb ſechs Uhr. Dann muß ich bis 7 Uhr fädeln, und dann kann ich das Morgeneſſen genießen. Nachher muß ich wieder fädeln bis es Zeit zur Schule iſt. Wenn die um 11 Uhr beendigt iſt, gehe ich ſchnell nach Hauſe und muß wieder fädeln bis 12 Uhr. Dann eſſe ich Mittag und muß wieder fädeln bis ein Viertel vor 1 Uhr. Dann gehe ich in die Schule, um viel Nützliches zu lernen. Wenn die um 4 Uhr aus iſt, ſo gehe ich wieder heim und muß dann wieder fädeln, bis es dunkel iſt, und dann bekomme ich mein Abendeſſen. Nach dem Eſſen muß ich wieder fädeln bis um 10 Uhr; manchmal, wenn die Arbeit preſſant iſt, muß ich bis 11 Uhr fädeln im Keller. Nachher ſage ich meinen Eltern gute Nacht und gehe ins Bett. So geht es alle Tage".

Dieſer Aufſatz iſt ſchon einige Jahre alt, und der Knabe iſt indeſſen vielleicht ſchon Sticker geworden; aber noch immer wird in der Weiſe die Geſundheit zahlloſer Kinder beider Geſchlechter durch übermäßige Arbeit in den Häuſern der Einzelſticker ruiniert. Und nicht nur der Kinder. Bei den Erwachſenen ſind die Folgen nicht weniger zu ſpüren. Die Stickerei gehört nicht zu den an und für ſich geſundheitsgefährlichen Betrieben, aber ſie wird in hohem Maße ſchädlich, wenn die Arbeitsdauer zu lang iſt. Mangelhafte Körperentwicklung iſt unter den Stickern ſehr allgemein; Magen-, Herz- und Lungenleiden kommen ſehr häufig vor. Augenkrankheiten ziemlich wenig, weil das Muſter deutlich und die Beleuchtung aus begreiflichen Gründen nur ſelten zu wünſchen übrig läßt.

Ich ſagte ſchon, daß die Sticker lange Zeit als die Elite der Arbeiterbevölkerung betrachtet wurden. Das galt nicht nur dem früher ſo reichen Verdienſt. Denn weder die phyſiſch noch geiſtig Gebrechlichen konnten es als Sticker zu etwas bringen. Es fand alſo eine Auswahl der Tüchtigſten ſtatt, während die zur Stickerei Unbrauchbaren in der Oſtſchweiz meiſtens Aufnahme fanden in der Baumwollſpinnerei.

Die Stickerei hätte ein Segen ſein können für die ganze Gegend. Denn auch eine Reihe Hilfsinduſtrien: Garn-, Stoff-, Papierhändler, Maſchinenfabrikanten, Nadelhändler, Appreteure, Zeichner, Bleicher, Brenner, Färber u. ſ. w. — proſperierten mit durch ſie. Die regelloſe Produktion hat alles verdorben. Sie iſt ſchuld daran, daß die Hausinduſtrie einen ſo koloſſalen Umfang angenommen hat. Haufenweiſe ſind immer wieder Arbeiter, die oft nur wenig von der Stickerei verſtanden, herangelockt worden, um, wenn die Produktion ſtockte und die Kriſis kam, mit andern tüchtigen zuſammen aufs Pflaſter geworfen zu werden. Man lebte jahrelang wie auf einem Vulkan; die eine Kriſis löſte die andere ab, ein Krach folgte dem andern.

Einen großen Verſuch hat man noch gemacht, um die Stickerei zu retten. Im Jahre 1885 vereinigten ſich Kaufleute, Fabrikanten und Einzelſticker im „Zentralen Stickereiverband der Schweiz" „zur Hebung des Gewerbes und zur Regelung der Produktion". Sie ſetzten Minimallöhne feſt und einen Maximalarbeitstag von 11 Stunden auch für die Hausinduſtrie. Kurze Zeit ſchien wirklich eine neue, goldene Periode angebrochen zu ſein. Es zeigte ſich aber bald, daß die ſchweizeriſche Stickerei nicht mehr im ſtande war, den Markt zu beherrſchen: die ausländiſche Konkurrenz, die

Digitized by Google

von Sachsen, von Frankreich war ihr nahe auf den Fersen und drohte sie zu überflügeln. Die Einzelsticker konnten bald den elfstündigen Arbeitstag nicht mehr aufrecht halten, die Fabrikanten ließen die Löhne sinken. — Dem Namen nach besteht der Verband noch heute, aber die Mehrzahl der Mitglieder ist ausgetreten, die meisten Regeln gelten nicht mehr. Dennoch hat er nicht ganz umsonst gearbeitet. Die vielen von ihm gegründeten Stickerschulen haben wirklich die Qualität der Waren gehoben und den alten Ruhm der Schweiz in einigen „Spezialitäten" wieder hergestellt.

Die Hausindustrie aber ist von neuem das große, große Weh der Stickerei. —

Wie es in der Zukunft mit der schweizerischen Stickerei aussehen mag? Leicht ist das nicht vorauszusagen. Die alte Bedeutung wird sie wahrscheinlich nicht wieder erringen. Aber es steht ihr vielleicht noch eine große Veränderung bevor. Es ist vor einigen Monaten eine neue Maschine erfunden worden, die viermal soviel produzieren soll als die Schifflimaschine, und deren Produkte der Handarbeit fast gleichkommen sollen. Giebt diese Maschine auch nur die Hälfte von dem, was man sich von ihr verspricht, dann ist es natürlich mit den alten Maschinen, namentlich mit der „Schiffli" bald aus. Größer jedoch würden noch die Folgen sein für die Hausindustrie. Denn der höhere Preis der neuen Maschine würde es dem Einzelsticker unmöglich machen, sie zu erwerben; sie würde also nur in Fabriken brauchbar sein.

Der Stand der Einzelsticker müßte unwiderruflich zu Grunde gehen. Unwiderruflich ja, aber langsam. Tausenden von Einwohnern der Ostschweiz würden lange Jahre der größten Not bevorstehen, einer Not, wie sie sie neulich kennen gelernt haben während des spanisch-amerikanischen Krieges, als die Bestellungen aus den Vereinigten Staaten nicht einkamen oder zurückgezogen wurden. Diese Not war nur vorübergehend, aber dann, wenn das Verhängnis endgiltig über sie hereinbricht, wird ihnen gar nicht mehr zu helfen sein. Es ist das ein trauriger Gedanke, aber es darf uns das nicht abhalten zu wünschen, daß das Verhängnis kommt.

Allmählich dringt dort, wo die Überzeugung herrscht, daß — sehr gelinde ausgedrückt — unsre sozialen Zustände dringend der Verbesserung bedürfen, die Einsicht durch, daß in der Isolierung nicht die Kraft der Arbeiter liegt, daß sie sich vereinigen müssen. Die besten der Arbeiter wissen das schon lange, aber auch in den Kreisen der Besitzenden mehrt sich die Anzahl derer, die ihnen dabei helfen wollen.

Und doch sind alle Versuche, um die Arbeiter der Hausindustrie zu organisieren, immer vergebens gewesen. Wo Hausindustrie überwiegt, da können die vereinigten Arbeiter für bessere Lebensbedingungen kämpfen, zum Ziele werden sie nicht kommen. So ist es in der Stickerei, so ist es in allen Gewerben, wo jene absterbende Betriebsform sich bis jetzt erhalten hat.

Je kürzer der Todeskampf, um so besser für die Menschen, die unter ihm leiden. Wir können seine Opfer beklagen, aber weiter gehen dürfen wir nicht. Aus dem eingehenden Studium dessen aber, was sich auf sozialem Gebiet um uns herum vollzieht, aus dem Mitleben, Mitarbeiten, Mitfühlen, wird uns das Verständnis erwachsen, das uns allein helfen kann, eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Digitized by Google

Das Wunder der heiligen Nacht.

Von

N. A. Luchmanoff.

Übersetzung aus dem Russischen von Mankiewicz.

Nachdruck verboten.

Der Baron Nico Brugin ging die Treppe herunter, den letzten Knopf des sehr eleganten Handschuhs zuknöpfend und mit seinen roten Lippen den Schlußvers eines modernen trivialen Café Chantant-Liedes murmelnd, das er in einer vornehmen Gesellschaft einmal gehört hatte. Brugin war zu einem lustigen Weihnachtsbaum eingeladen und fuhr zu der „netten Frau", die mit solcher Grazie, mit so vortrefflichen Cynismus es verstand, fremdes Geld auszugeben, so daß er selbst und seine Freunde mit Vergnügen bereit waren, ihre Brieftaschen aufzumachen, um nur sehen zu können, wie die rosigen kleinen Finger daraus das Papiergeld herausnahmen, wie die feuchten roten Lippen lachten, wie, anstatt der Worte des Dankes, die dunkeln, langen Wimpern sich hoben und wieder senkten.

„Ja, es giebt Frauen!" rief der Baron in Gedanken aus, dem Diener durch das Heben der Schulter das Zeichen gebend, ihm seinen Pelzmantel überzuwerfen. In demselben Augenblick wurden auf der Treppe schwere, ruhige Schritte hörbar. Brugins Gesicht verfinsterte sich; der schwere Körper eines großen Mannes kam an der Biegung der Treppe zum Vorschein, bevor der Mantel umgenommen war — und vor ihm stand Jacob Stepanowitsch Bukoff, der berühmte Kinderarzt.

„Guten Abend, Herr Doktor, es freut mich sehr, Sie noch getroffen zu haben; ich wußte offen gesagt nicht, daß Sie auch abends Marußja besuchen. Nun, wie geht es mit unserer Kranken?"

Der Arzt kam die letzten Stufen herunter, hob die Brille hoch, sah mit seinen scharfsichtigen, dunkeln Augen den, vom Kopf bis zu Füßen sehr elegant gekleideten Vater seiner kleinen Patientin an und sagte schroff, jedes Wort betonend:

„Sehr schlimm."

Brugin machte eine verlegene Bewegung mit der Hand, in der er seine Pelzmütze hielt.

„Hm, sehr schlimm, sagen Sie!" aber gleichzeitig überlegte er, daß die Ärzte immer übertreiben.

„Nun, Herr Doktor, ich verlasse mich vollständig auf Sie" — und dann rief er dem Schweizer zu: „Vorfahren".

* * *

In der zweiten Etage, aber weit von der Kinderstube entfernt, wo die kleine, fünfjährige Marußja von furchtbarem Husten gequält nach Atem rang, in einem sehr eleganten Boudoir, das ganz mit mattrosa seidenem Stoff, von goldenen Fäden durchzogen, bespannt war, stand vor einem sehr großen Spiegel ohne Rahmen, nur an den Ecken mit vier goldenen Drachen verziert, eine kleine, blonde, zarte, ganz in Weiß gekleidete Frau, die wie eine Puderquaste aussah, die eben aus der Puderbüchse herausgenommen worden ist. Man konnte Zoja Wladimirowna Brugin nach der näheren Betrachtung ihrer unregelmäßigen Gesichtszüge, einer kleinen Stupnase und etwas zu dicken Lippen, nicht hübsch nennen, im allgemeinen aber schien ihr voller, zarter Körper, in den teuren und geschmackvollen Toiletten, ganz reizend und namentlich tadellos elegant. Auch sie fuhr zu einer ihrer Freundinnen zum Weihnachtsbaum für Erwachsene, mit vielen Überraschungen und Geschenken, zwar ohne Tanz, dafür aber mit Flirt und bezaubernder Musik der eingeladenen Künstler. Diese Sophie Touloubjew verstand es so gut, diese Soirées

Digitized by Google

intimes für ihre „Freundinnen" einzurichten. Ihre Wohnung bestand aus „coin" und „recoin", in welchen, hinter verschiedenen kleinen Schirmen, Blumen, japanischen Fächern, kleine, weiche, runde Sofas standen, die ein auf ihnen sitzendes Paar wie umschlungen hielten; dazu spielte an solchen Abenden die Musik so wunderbar zart, gleichsam gedämpft; es war zwar möglich sie nicht zu hören, aber es war nicht möglich, sich nicht mehr sagen zu lassen und mehr zu sagen, als eben nötig war.

„Ja, es giebt Häuser, in denen man sich zu amüsieren versteht!" dachte Zoja Wladimirowna, und, den Kopf bückend, fing sie, mit einer wellenartigen graziösen Bewegung der Schultern den langen Zobelpelz, der ihr vom Stubenmädchen gereicht wurde, auf. Die Treppe heruntergehend, verlangsamte sie zweimal ihre Schritte: „ob ich nicht noch zu Marußja hineingehen soll?" Aber der Verstand sagte ihr, daß es überflüssig sei. Das Kind hat Keuchhusten, und es wird ihm dadurch nicht besser werden, wenn sie auf einen Augenblick zu ihm hineingeht, sie aber riskiert in den Falten ihres Spitzengewandes den abscheulichen Geruch der Medizin, der jetzt in der Kinderstube herrscht, mitzunehmen; schließlich ist es auch etwas sentimental: solch ein mütterlicher Segen vor der Fahrt zu einer soirée intime. Das Kind hat ihre Bonne, den Arzt, die Spielsachen — mit einem Wort alles, was es braucht.

Ein kräftiger, sehr gut aussehender Diener, Peter, rief dem Schweizer zu: „Vorfahren."

Der Schlitten des Barons fuhr von der Einfahrt nach links, das kleine Coupé der Baronin jagte nach rechts, als wenn es vom Schicksal selbst diesem Ehepaar bestimmt gewesen wäre, immer verschiedene Wege zu gehen.

* * *

Vom Boudoir mit blaßrosa Tapeten weit ab, dort, wo der lange Korridor eine Biegung macht, war in der Wohnung der Bruginś eine große, viereckige Stube zur „Nursery" eingerichtet. Ein heller Creton, mit blauen, singenden Vögeln auf den blauen Blumen, war über die Wände gespannt. Die Diele war mit Filz belegt und mit amerikanischem Wachstuch überdeckt. Überall standen gebogene Wiener Möbel, und ein großer, ganz niedriger Tisch nahm die ganze Ecke der Stube ein, ein Tisch, auf dem ein ganzes Puppenleben ausgebreitet war: hier waren winzige Boudoire, Empfangsstuben, eine Küche und mehrere Equipagen. Hier saßen und lagen auch die Bewohnerinnen dieses Kinderparadieses, blauäugige, rotwangige „Babies" und bewegliche, wunderschöne Puppen, die wie Prinzessinnen aussahen. Alles das war in größter Ordnung aufgestellt. Schon lange hatten die kleinen Händchen der Herrin hier nichts angefaßt, schon lange belebte die süße Stimme des Kindes dieses stumme Reich nicht mehr.

Im weißen Bettchen, hinter einem weißen Spitzenvorhang lag der abgemagerte kleine Körper der Marußja, die wächsernen Händchen waren auf der eingefallenen Brust gekreuzt, das Batisthemdchen zeigte durch die durchsichtigen Falten die mageren, ganz spitz gewordenen kleinen Schultern. Die goldigen Wimpern hoben sich, bald fielen sie wieder, wie ermüdet, auf die großen, traurigen Augen. Seit vier Wochen schon liegt die Kleine, und jeden Tag sieht sie das breite Gesicht des Arztes über sich gebückt, und mit trauriger Ergebenheit läßt sie sich von ihm aufheben, umdrehen, beklopfen; mit stiller Angst beobachtet sie sowohl das Thermometer, das man ihr in die Achselhöhle legt, als auch die gräßlichen kleinen Flaschen, an denen, wie Flügel verstümmelter Libellen, ein weißer, langer Streifen Papier, das Rezept, zittert; mit einem tiefen Seufzer schluckt sie die Medizin herunter und flüstert nur hilflos ihrer Bonne zu: „wische bitte ab", ihr die armen blassen, von dem eingenommenen schlechten Zeug feucht gewordenen Lippen hinhaltend.

„Wem ist eigentlich dieses Kind ähnlich?" denkt die Bonne, die ihre Marußja vergöttert. „Was für ein gutes, zartes Herz schlägt in dieser schmalen, kindlichen Brust, niemals ist es eigensinnig, niemals schreien; und stets ist es einmal der Vater oder die Kinderstube hereinkommen."

Der Baron [illegible] immer zu versch[illegible] sind sie aber [illegible] Mutter, [illegible]

Digitized by Google

bückend, küßt lachend, vorsichtig die goldenen Haare des Kindes. Der Vater dagegen kann sich überhaupt nicht bücken, da er riskieren müßte, sein tadelloses, wie aus Marmor gemeißeltes Oberhemd dabei zu zerbrechen; er streckt nur die Hand aus und berührt leise die kleine Nase oder das Kinn Marußjas. Beide sagen einige leere, freundliche Worte, und sichtlich durch das traurige Aussehen des kranken Kindes wie durch den Geruch der Medizin unangenehm berührt, beeilen sie sich fortzugehen. Aber wie verändert sich das Kind während dieser wenigen Minuten des Besuches! Die Händchen suchen den Vater oder die Mutter festzuhalten und hören auf zu zittern; die Augen werden klarer, die Lippen bekommen mehr Farbe, lächeln und das Kind begrüßt, ganz so freundlich wie sonst, seine Eltern. Es verspricht recht verständig zu sein und ruhig zu warten, bis wieder einmal der Papa oder die Mama zu ihr kommen werden, nach ihr zu sehen.

So lange Marußja gesund war, hatte sie mehr Glück: ein- oder zweimal des Tages wurde sie heruntergeführt. Mit gelocktem Haar und ganz parfümiert durfte sie bei der Toilette der Mutter zugegen sein, auch nahm die Baronin sie hin und wieder zwischen fünf und sieben Uhr mit zum Spazierenfahren.

Die übrige Zeit verbrachte Marußja mit der Französin, Mademoiselle Lucienne, die man aus Paris hatte kommen lassen, und mit der russischen Bonne, Nüta. Die Französin ging am liebsten mit Marußja auf dem Newski spazieren, was sie so lange fortgesetzt hatte, bis das Kind sich dabei den Keuchhusten geholt hatte und sie selbst — ein Paar Traber. Das Kindchen legte sich ins Bett, die Französin aber bezog ihre neue, prachtvolle Wohnung. Jetzt war nur Nüta allein bei der [illegible], die mit ihr spielte, sie tröstete, sie in [illegible]men während der Hustenanfälle hielt

Abend ein kurzes, kindliches Gebet [illegible]zusammen sprach, in dem die Namen [illegible]ters und [illegible]ter erwähnt wurden [illegible]nicht selt[illegible] irgend einer zer-

[illegible]

[illegible]yen Marußjas war [illegible]gekommen und strich [illegible]ung [illegible]e bespannte Seide des Bettes, als wenn das Kind eine Stütze suchte um aufzustehen und fiel dann entkräftet wieder zurück; zwei Thränen sammelten sich in den Ecken der Augen und liefen langsam über das abgemagerte Gesichtchen herunter.

„Nüta!"

„Was ist, mein Schatz?" Nüta ließ schnell den Lampenschirm an der Lampe, an der sie arbeitete, herunter, kam an das Bett heran, machte den Spitzenvorhang auseinander, „was willst du, Kleine?"

„Sind Papa und Mama fortgefahren?"

„Ja, mein Liebchen: Papa hatte eine rote Blume im Knopfloch, die Mama aber den Mond aus Brillanten und eine weiße, leichte Feder im Haar."

Marußja lächelte, und ihre blauen Augen leuchteten.

„War es hübsch? fragte sie lauter.

„Sehr hübsch; ich machte absichtlich die Thür auf, um sie vom Korridor aus sehen zu können. Papa und Mama wollten hereinkommen, ich sagte aber, daß du schläfst," log Nüta.

„Sie wollten kommen? Ach, Nüta, warum habe ich geschlafen!" Wieder entstand Schweigen in der Kinderstube; das Kindchen schlief aus Schwäche wieder ein, und die Bonne saß da und wagte nicht sich zu bewegen. Die große Uhr tickte weich und gleichmäßig.

„Nüta", erscholl wieder die schwache Stimme des Kindes. „Wird heute ein Weihnachtsbaum aufgebaut?"

„Ja, wir beide werden unseren eigenen kleinen Baum haben; er wird die ganze Nacht brennen."

Aus dem Bettchen wurde ein leises, freudiges Lachen hörbar.

* * *

Der Baron kam zu der „netten Dame" und traf dort immer dieselbe, ihm wie seine eigene Physiognomie bekannte Gesellschaft und hörte immer dieselben, ihm nicht weniger bekannten Witze und Unterhaltungen. Früher wirkte diese Atmosphäre des Parfüms, der leichte, graziöse Cynismus ermunternd auf ihn, wie ein Glas Champagner, heut aber trug er unbewußt das Echo der Worte des Arztes in

Digitized by Google

sich, und etwas Unfaßliches, Ungreifbares regte sich im Grunde seines Herzens. Im Salon der „netten Dame" stand ein großartiger Baum, der mit Blumen, Sternen und einer Menge origineller und hübscher Bonbonnièren verziert war.

Die Gäste stellten sich alle in eine Reihe. Die „nette Frau" mit ihren Freundinnen wälzten, kreischend und schreiend wie naive Pensionärinnen, mit bis zur Schulter entblößten Armen, die Kugeln, die jeder aufs Geratewohl auffing.

Dem Baron schien es plötzlich, als ob die „nette Dame" ihm ziemlich gleichgiltig für die „Aumonière" aus Plüsch, in der er ihr heute einen Hundertrubelschein geschickt hatte, mit dem Kopfe nickte. Ihr Lächeln, die Pfeile ihrer grünen Katzenaugen waren nur auf George Gouditscheff gerichtet, auf einen langen, unproportioniert gebauten Gecken, der vor kurzem eine sehr große Erbschaft angetreten hatte. George Gouditscheff lag lang auf dem Sofa, die Hände und Füße mit einer solchen Ungeniertheit von sich streckend, als wenn er seine Glieder, nachdem er so reich geworden, garnicht mehr gebrauchte. Die „nette Frau" kam jeden Augenblick an ihn heran, zauste sein Haar und stellte sehr unnötige Fragen, auf die sie abgeschmackte Antworten bekam, über die alle herzlich lachten.

Ein junger Mensch aus dem Lyceum, so dünn wie eine Reitpeitsche, schon ziemlich kahl, mit blassem Gesicht und blauen Rändern unter den Augen wie ein blutarmes Mädchen, setzte sich ans Klavier und fing an einen Walzer zu spielen. Die Paare drehten sich im Zimmer herum; das Lachen wurde lauter, der Anblick der dekolletierten Frauen, mit ihren in Unordnung geratenen Toiletten wurde immer befremdlicher. Brugin empfand plötzlich einen seltsamen Ärger über alles und über alle. An den Baum herantretend, löschte er einige Lichter aus und verfiel plötzlich in Gedanken; er sah mit weit geöffneten, leeren Augen in die grünen Zweige des Baumes. Die Musik, die abgerissenen russischen und französischen Fragen, das Stampfen der Füße — alles schien verschwunden, alles vergessen. Es schien, als wenn der Baum sich von der Erde abhöbe und weit, weit davon schwebte. Er sah sich als Kind, seine Mutter kam ihm in den Sinn, er dachte daran, wie sehr sie ihren Nico geliebt hatte. Und mit einem Mal, als wenn ihm jemand ins Ohr geflüstert hätte, hörte er: „Marußja".

Brugin führte die Hand über die Augen, sie waren feucht.

Er ging ins Vorzimmer hinaus, von dort auf den Treppenabsatz und fuhr nach Hause.

* * *

Er stieg die Treppe herauf, öffnete mit seinem Schlüssel, ohne zu klingeln, die Thür seiner Wohnung, ging in den erleuchteten Korridor hinein, faßte die Klinke der Thür seiner Arbeitsstube und blieb einen Moment stehen, dann drehte er sich schnell um und ging leise auf den Fußspitzen nach der Richtung der entlegenen „Nursery". Hinter der Thür wurde die liebe, einschmeichelnde Stimme Marußjas hörbar und die freundlichen, leisen Antworten der Bonne.

„Ist der Baum bald fertig?" fragte das Kind.

„Gleich, mein Liebchen, mache nur die Augen zu und liege so lange ganz ruhig, bis ich sag: ‚fertig'."

„Wird unser Baum hübsch sein?"

„Sehr hübsch und hell, mit einem Engel auf der Spitze."

„Mit einem Engel!" Das Kind lachte leise. „Aber Papa und Mama, werden sie auch zu meinem Baum kommen?"

„Ich weiß nicht, Marußja. Papa und Mama werden müde heimkommen — und werden gewiß bei sich für ihre kranke Marußja beten und werden sie segnen."

„Beten" und „segnen" — diese Worte verursachten dem hinter der Thür Stehenden ein Kitzeln im Halse, und wieder verdunkelte die ungebetene Feuchtigkeit seine Augen. — „Und mit einem Mal, Nüta, nachdem du sagst, ‚fertig', mache ich die Augen auf und Papa und Mama stehen hier."

Das Kind lachte wieder leise, vergnügt, die Bonne aber antwortete nichts. Durch die schmale Ritze der Thür, hinter der Brugin stand, blitzte ein rötlicher Lichtschimmer auf und zitterte über das Linoleum des Korridors. Noch einen Augenblick, und der Baum war

Digitized by Google

angezündet, er hörte das verabredete ‚fertig'. Ohne sich Rechenschaft zu geben, stieß er die Thür auf und that einen Schritt vorwärts. Marußja schrie erfreut auf und streckte ihre mageren, durchsichtigen Händchen ihm entgegen.

Ein starkes, mächtiges Gefühl des Blutes sprach zum erstenmal in ihm. An das kleine Bett herantretend, nahm er mit zitternden Händen die Haken aus den Ringen heraus, ließ das Seitengitter herunter und ließ sich vorsichtig, ganz leise auf die Kniee nieder, den linken Arm unter das Kopfkissen schiebend, mit der Rechten den kleinen, ganz abgemagerten Körper umarmend.

„Mein liebes, kleines Mädchen, du; meine Marußja," sagte er leise, und große Thränen fielen aus seinen Augen auf die Brust seines Oberhemdes, das mit einem leisen „Krach" brach; die rote Nelke fiel aus dem Knopfloch heraus, ihre Blätter zerstreuten sich über die Diele und die Bettdecke.

Marußja, ganz mager, gebrechlich, wie ein kleiner Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, lehnte sich an die Brust des Vaters und sagte leise etwas Unverständliches, Unzusammenhängendes, aber etwas, was besser als alle Worte das Entzücken ausdrückte, das ihr kleines liebendes Herz schwellte.

Die Bonne stand, auf die Gruppe blickend, neben dem Weihnachtsbaum, ohne zu bemerken, daß auch in ihre guten, braunen Augen die Thränen traten und auf ihre Schürze fielen.

Der winzige Baum aber, der auf dem niedrigen Tische stand, brannte mit freundlichem Glanz; um ihn herum saßen auf den Stühlen und Sofas die eleganten Puppen und sahen mit glitzernden Glasaugen einander an; über dem Baum, mit Gummifäden befestigt, bewegte sich ganz langsam ein Engel aus Wachs, mit lichten, bläulichen Flügeln, mit einer goldenen Trompete in seiner Rechten, und auf der Spitze des Baumes strahlte ein großer, vergoldeter Stern.

„Laß mich, Papa, laß mich los!" sagte plötzlich Marußja mit heiserer Stimme. „Nüta, Nüta!" sie krümmte sich, wurde ganz blau im Gesicht und verfiel in das heisere, erdrückende „Bellen" des Keuchhustens. Der Baron stand bleich neben dem Bett: jeder Laut des Hustens fand ein Echo in seiner eigenen Brust.

Zum erstenmal fühlte er physisch das Band, das ihn an dieses Kind fesselte; Marußja war ein Teil seiner selbst, seines Körpers, seines Blutes. Seine Brust atmete tief, als wenn sie der kindlichen Brust, die dem Ersticken nahe war, helfen wollte. Er machte merkwürdige Bewegungen mit dem Hals und schluckte mit Mühe den Speichel herunter, als wenn der Schleim, der in dem zusammengedrückten Halse seiner Marußja steckte, ihn selbst zu ersticken drohte.

* * *

Die Baronin kam in der sorglosen Stimmung eines Vögelchens nach Hause. Das Stubenmädchen Wera kam ihr unten an der Treppe entgegen, nahm ihr den Fächer und das Bouquet aus den Händen und folgte ihr in achtungsvoller Haltung in das Vorzimmer und schloß die Thür zu.

Dem herbeieilenden Diener den Zobelmantel auf die Arme werfend, machte die Baronin ein paar Schritte auf den Korridor zu und blieb stehen, die Augenbrauen ärgerlich erhebend. Zum erstenmal, trotz der großen Entfernung, wurde ihr der abgerissene, bald heiser und bald hell wie ein Schrei klingende Husten des Kindes vernehmbar.

Zoja Wladimirowna sah Wera mit strengen Augen an.

„In der Kinderstube ist gewiß die Thür offen." Und der Bewegung des Stubenmädchens zuvorkommend, ging sie selbst bis an die Biegung des Korridors. Dort hörte sie noch deutlicher das Pfeifen und die Heiserkeit des Hustens. Die Thür zu der „Nursery" war wirklich hinter dem Baron offen geblieben und das herausströmende Licht legte sich warm auf den Boden des Korridors und fiel auf die entgegengesetzte Wand.

Die Baronin kniff ihre kalten Augeu zusammen und ging, ihren Ärger über die Bonne mit Mühe unterdrückend, weiter und — blieb auf der Schwelle der Kinderstube stehen. Auf den Armen der Bonne lag wie leblos der Körper der kleinen Marußja; neben dem Bett stand der Baron, das Haar in Unordnung, bleich, das Taschentuch an den Mund gepreßt,

Digitized by Google

um die Thränen und das Schluchzen zurückzuhalten; auf dem niedrigen Tische aber brannte hell der Weihnachtsbaum, und über ihm glänzte der große Weihnachtsstern.

Erschreckt durch das plötzliche Schweigen des Kindes und die Thränen des Barons, trat Zoja Wladimirowna instinktiv an die Bonne heran und sah in das blaugewordene, leichenblasse Gesicht der Kleinen. Ihr Herz krampfte sich mit einem Mal zusammen.

„Was ist mit Marußja? Sie lebt doch noch?"

„Gott mit Ihnen, Frau Baronin, es geht ihr viel besser, früher waren es ganz andere Anfälle," antwortete die Bonne leise.

„Geben Sie sie mir", sagte plötzlich mit leiser Stimme die Baronin, die Hände nach dem Kind ausstreckend.

„Frau Baronin!"

„Man sagt Ihnen doch, geben Sie sie her!"

Die Bonne legte vorsichtig die Kleine auf zwei Arme, die mit kostbaren Armbändern geschmückt und deren kleine Hände mit weißen Handschuhen bekleidet waren.

Zoja Wladimirowna schrie beinah auf: der Körper des Kindes war so leicht, daß das Bündel von Spitzen und Batist in ihren Armen leer zu sein schien. Nach und nach fing die ermüdete Brust des Kindes an ruhiger zu atmen, die durch die Thränen des Schmerzes naß gewordenen goldenen Wimpern hoben sich, unter ihnen kamen noch ganz feuchte, dunkelblaue Augen zum Vorschein; nach einer Minute verklärte die wiedergekommene Besinnung Marußjas Gesichtchen, das eine rosige Farbe annahm, die blassen Lippen öffneten sich und mit flüsternder Stimme sagte sie: „Mama, du siehst aus wie ein Engel!"

Nach einer halben Stunde lag Marußja wieder in ihrem Bette, und wieder plapperte sie leise und lustig wie ein durch die Sonne erwärmtes Täubchen. Auf der Diele, neben dem Bett, in die glänzenden weißen Spitzenvolants ganz versunken, saß die Baronin; die Löckchen auf ihrer Stirn hatten sich gelöst und lagen unschön nach allen Seiten.

Der Halbmond aus Brillanten tauchte in den zerzausten Haaren unter. Die Egrette aus weißen Straußfedern hing neben dem Ohr wie eine Trauerfahne. Das Gesicht der Baronin, ungepudert, war rot, der Blick ihrer hellgrauen Augen aber wurde wärmer und sie lachte laut auf, wie sie ihren Mann ansah, dessen Oberhemd lauter Gruben und Falten zeigte, dessen Schnurrbart der Disziplin der Brennschere und der Stangenpomade entwachsen war und sich sehr frei benahm: ein Haarbüschel zeigte nach oben, das andere nach unten. Seine von Thränen geröteten Augen blinzelten lustig, als er mit großem Ernst den Knopf eines Papiermaché-Löwen drückte, der sofort laut brüllte und die Mähne schüttelte.

* * *

Die Lichter auf Marußjas Baum brennen eins nach dem andern aus. Der Stern schimmert geheimnisvoll auf der Spitze des Baumes. Das durch das Glück müde gewordene Kind schläft mit dem Lächeln auf den Lippen ruhig ein. Der Baron Nico Brugin und die Baronin Zoja Wladimirowna sitzen noch immer auf der Erde, sie wagen nicht aufzustehen, aus Furcht, den ersten leisen Schlaf des Kindes zu stören. Sie sehen sich an, und bei dem zitternden Licht sehen sie sich zum ersten Mal als Menschen, ohne Schönheitsmittel, ohne Täuschung der eleganten Toilette, ohne Lüge, ohne die einstudierten Posen und das Lächeln. Sie sind nur Mann und Frau, sie sind ein bedauernswertes Elternpaar, da weder ihr Titel noch ihr Reichtum ihr Kind vor den Qualen und dem Tode retten können. Der Engel aus Wachs mit den bläulichen, glänzenden Flügeln und mit der vergoldeten Trompete in der rechten Hand, der noch immer nicht aufgehört hat sich an den Gummifäden zu bewegen, verliert in ihren Augen, gereinigt durch die Thränen des Schmerzes, das komisch sentimentale Aussehen und erinnert sie an die Engel, die am Weihnachtsabend der Welt verkündeten: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Ganz leise, kaum atmend, erhebt sich die Baronin, auch der Baron steht auf; sie gehen beide auf den Fußspitzen zur Thür und wenden sich auf der Schwelle um, noch einmal das ruhig schlafende Kind zu sehen. Instinktiv, wie eine Stütze suchend, streckt die Baronin ihrem Mann die Hand entgegen; der Baron umarmt sie, drückt sie an seine Brust und

Digitized by Google

beide, auf den Engel über dem Baume sehend, flüstern: „Gott ist gnädig — Marußja wird genesen."

Nüta, gutmütig lächelnd, räumt alles in der „Nursery" ohne Geräusch auf. Mit einem Handbesen fegt sie die von dem Baum abgefallenen Nadeln, bunten Papierschnitzel von den Knallbonbons aus, und mit ihnen in einen Haufen kommt auch eine Adresse, die aus dem Handschuh der Baronin herausgefallen ist, für „Gemeinsame Fahrrad-Lehr-Kurse für Herren und Damen."

Marußja schläft, und vom Himmel scheint in das Fenster hinein, als Symbol der Versöhnung und Verzeihung, der Weihnachtsabendstern.

Vom schwarzen Tod.

Aus alten Sagen.

Von

H. Riethenau.

Nachdruck verboten.

Die Pestfälle in Wien, die so viel Teilnahme und Aufsehen erregten, rufen die Erinnerung an die Zeiten wach, in denen die verheerende Krankheit die Länder Europas durchzog, überall Schrecken und Not verbreitend. Wir finden in alten Chroniken oft ausführliche Schilderungen der Pestzeit, aber auch die Sage hat sich des Stoffes bemächtigt. Im Mittelalter war die Pest fast im ganzen Abendland verbreitet, oft trat sie im Gefolge des Krieges auf, und entvölkerte die Länderstrecken, die der Krieg verschont hatte. Sie war die Geißel der Menschheit im Süden wie im Norden; bekannt ist das ergreifende Gemälde von dem großen Sterben, das Manzoni in seinen „Verlobten" entwirft.

Besonders heftig trat die Pest auch in Norwegen auf; von einem gestrandeten englischen Schiff war sie dahin gebracht worden und verbreitete sich von Bergen aus, wo sie ihren Anfang nahm, mit Blitzesschnelle durchs ganze Land, bis in die einsamsten Hochthäler. Norwegen soll damals zwei Drittel seiner Bewohner verloren haben und in einen Zustand der Erschöpfung gekommen sein, der Jahrhunderte währte. In manchen Gegenden dieses Landes lebt die Erinnerung an jene Zeit denn auch in vielen, zum Teil rührenden und anmutigen Sagen fort. So erzählt die Sage von einem treuen Seelsorger, der — in seinem Hause herrschte bereits die Seuche — die Gemeinde nicht gefährden wollte dadurch, daß er ihr in der Kirche zu nahe kam. Er predigte deshalb auf einem hohen Steinblock, mit lauter Stimme, während die Andächtigen entfernt im Kreise standen. Immer kleiner wurde die Zahl der Predigtbesucher, bis schließlich der alte Pfarrer selbst der Pest erlag. Der Steinblock heißt jetzt noch „des Pfarrers Stein".

Öfters ereignete es sich, daß auf den einsam gelegenen Gutshöfen in den Gebirgsthälern sämtliche Bewohner ausstarben; da weithin alles verödet war, gerieten die Stätten in Vergessenheit, und viel später erst, ja nach hundert Jahren, wurden die ehemaligen Ansiedelungen wieder von Menschen betreten, die sie zufällig endeckten. Die alten Chroniken nennen zahlreiche Orte, die damals ganz ausstarben; zuweilen blieben einzelne Bewohner übrig, die aus der trostlosen Verlassenheit ihrer Wohnstätten den Weg zu anderen Thälern suchten, um wieder unter Menschen zu kommen. Wiederaufgefundene, in späterer Zeit entdeckte Orte nannte man Findland, Findecken, wiederentdeckte Thäler (wie den oberen Teil des Saetersdals) Fundthäler.

Weitere solche Orte sind z. B. bei Lomedalen und Rutedalen im sogenannten Raadebylauget, Engdal und Nessedal in Sogn, wo viele Reste von Gebäulichkeiten

Digitized by Google

gefunden wurden, Songallien zwischen Ringerike und Hallingdal 2c. Aus dem weltentlegenen Justedal stammt die folgende Sage: Als der „schwarze Tod" im Lande seinen Einzug hielt, zogen viele der vermögendsten und angesehensten Familien in das hochgelegene Justedal, mit der Bedingung, daß niemand von ihren Freunden unter den Zurückgebliebenen sie besuchen dürfe, nur schriftliche Mitteilungen über den Stand der Dinge sollte man ihnen zukommen lassen. Die mußten am Eingange des Thals unter einen Stein gelegt werden, der heute noch „der Briefstein" heißt. Aber die Seuche drang doch hinauf, und verheerte das ganze Thal. Von allen Bewohnern blieb nur ein kleines Mädchen übrig, das mit dem waldeinwärts gelaufenen Vieh die öden Stätten verließ. Es wurde ganz verschüchtert und verkümmert aufgefunden, als Leute aus der Umgegend heraufkamen, um nach der Ursache zu sehen, weshalb die Kühe herrenlos herumliefen. Scheu wie ein Waldhuhn floh das Mädchen ins Dickicht, wurde aber von den Fremden eingefangen, mitgenommen und erzogen. Den Namen Rypa, Waldhuhn behielt sie, und noch jetzt führen ihre Nachkommen, die geachtete Leute sind, diesen Namen.

In Valders, nahe bei dem öden Helestrand, raffte damals die Pest alle Einwohner hinweg. Verlassen lag die Stätte, nur eine dunkle Sage ging, nachdem eine lange Zeit darüber verflossen war, der westlichste Teil des Thales sei einmal bewohnt gewesen. Da geriet einmal ein Bärenjäger in die Gegend, der vergebens nach menschlichen Fußtritten, nach aufsteigendem Rauch oder einem Wege in dem Waldesdickicht spähte, das nunmehr meilenweit sich hinzog. Er sandte sein Geschoß nach einem Vogel ab, der auf einem Baume saß, — als ein wundersamer Klang sein Ohr traf. Er eilte hinzu, und erblickte mitten im Dunkel des Waldes eine alte Kirche. Sein Geschoß war gegen eine Glocke geprallt und hatte den Klang verursacht. Die Thür zu dem verlassenen Heiligtum stand offen; wunderliche, uralte Schnitzereien in dürftigem Stil, aber mit unendlichem Fleiß ausgeführt, schmückten die gebräunten Eichenbalken an der Thür. Diese stand halb offen. Am Altar hatte ein riesiger Bär sein Lager, auf dem Boden der Kirche stand eine große Glocke. Den Bären erlegte der Jäger, und sein Fell wird noch in der Kirche gezeigt, die jetzt wieder renoviert und ihrer Bestimmung zurückgegeben ist.

Verlassene Gutshöfe in Vardal entdeckte ebenfalls ein Jäger. Das schöne Königsgut Framstad prangte einst dort, nach dem schwarzen Tod aber lebte kein einziger der Bewohner mehr. Niemand suchte die verödete Stätte auf. Immer näher rückte der Wald; hundertjährige Bäume umgaben die aus festen Eichenbalken gezimmerten Häuser. Nach Jahr und Tag stieß besagter Jäger auf einer Wanderung plötzlich auf diese Ansiedelungen. Stille des Todes ringsum, kein menschliches Wesen zu erblicken. Mit Grauen und Zagen betrat er eins der großen Gebäude. Auf dem Herde stand ein rostzerfressener Kessel, auf den an der Wand hinlaufenden Bänken lagen halbvermoderte Garnknäuel, Fischnetze und dergleichen, die erkennen ließen, daß der Tod die einstigen Bewohner mitten aus der Arbeit abgerufen hatte. Die Wände waren mit altertümlichen Bogen und Jagdgeräten behängt. Endlich wagte sich der Eindringling die morsche Treppe hinauf, sah in den Stuben große, von rohen Balken gezimmerte Bettstellen, die halb in die Wände hinein gesunken waren. Die menschlichen Gebeine, die noch darin lagen, überdeckte ein Mäuseschwarm, der, von dem Nahenden aufgestört, in wilder Flucht an ihm vorbeistürzte. Nachdem der Jäger seine Fassung wieder erlangt hatte, wagte er auch die anderen Häuser zu betreten. Ueberall dasselbe Bild: Überbleibsel menschlicher Thätigkeit, menschlicher Körper. Die massiven Gebäude aber waren wohl erhalten, und der glückliche Finder wurde der Besitzer des stattlichen Guts, dessen Äcker er mit Hilfe seiner Anverwandten wieder urbar machte, nachdem er einen Teil des Waldes ausgerodet hatte. Sein neues Besitztum nannte er in Erinnerung an die Umstände des Fundes „Musstad", und so heißt das Gut noch heute. Ein Teil der alten Gebäude ist noch wohl erhalten, und dem Fremden werden in dem großen Wohngebäude im Oberstock die noch erhaltenen Einsenkungen der riesigen Bettstellen an den Wänden gezeigt.

Im Norden sowohl als auch an einigen Orten der Schweiz finden sich merkwürdig ähnlich lautende Sagen über das erste Auftreten der Pest. Hier wie dort

Digitized by Google

erscheint sie personifiziert, meist in Gestalt eines alten Weibes, das in den bedrohten Orten plötzlich auftaucht und wieder verschwindet. Im Kanton Graubünden soll ein Paar gespenstischer Wesen durch sein Kommen das nahende Unheil angezeigt haben. Zu Pradisla bei Seewis im Prätligau bestellte ein uraltes Ehepaar bei dem Wirt des Ortes ein Mahl für dreißig Personen für den nächstfolgenden Tag. Das Männlein trug eine Schaufel, die Alte einen Besen. Als sie wiederkamen, verzehrten sie alle Gerichte des bestellten Mahles allein, wobei sie immer durchsichtiger und schwächer zu werden schienen. Dem Wirt graute, er merkte, daß es gespenstische Wesen seien, und nahm keine Bezahlung an. Die Alten verhießen ihm und den Seinen eine Belohnung dafür, und wirklich, als gleich hernach die sämtlichen Dörfer ringsumher von der Pest verheert wurden, blieb die Wirtsfamilie zu Pradisla einzig verschont von der Plage. In Deutschland wollte man an manchen Orten die Opfer des schwarzen Todes in einem Zug bei nächtlicher Weile vor ihrem Sterben erblickt haben. Der Koch auf der Ebersteinburg bei Baden sieht in der Neujahrsnacht eine Menge ihm wohlbekannter Personen, darunter sich selbst, miteinander einen Reigen aufführen „gleichwoll ohne ainig Spill". Aber alle, die der Koch beim Tanz gesehen, erliegen in dem Jahre der Pest „wie denn ihme Koch selbst beschehen ist".

Die Sage von der Entdeckung eines Arcanums gegen die Krankheit stammt wieder aus Graubünden. Dort lebten nach dem Volksglauben in den Felsen und Gebirgshöhlen „wilde Mannli", zwerghafte Wesen, die die Nähe der Menschen meist flohen, zuweilen aber auch ihre geheimen Künste einem Menschenkind zu gute kommen ließen. Die schienen von dem großen Sterben nicht betroffen zu werden, und die Leute mutmaßten, daß die „wilden Mannli" ein vorbeugendes Mittel wüßten. Dieses wußte ein schlauer Bauer zu erlangen, der einem solchen Männchen in eine Felsvertiefung neben seiner Höhle starken Veltlinerwein goß. Aus einem Versteck beobachtete er, wie das Männchen den Wein zuerst mißtrauisch betrachtete, dann sacht kostete und vergnügt davon trank. Plötzlich trat der Bauer hervor und fragte das überraschte, weinselige Männchen nach dem Mittel gegen die Pest. „Bibernell und Eberwurz" rief der Kleine, wollte ihm dann jedoch die Namen wieder ausreden. Der pfiffige Bündner aber eilte mit seiner Kunde ins Dorf, das Mittel half überall, und die Plage hatte ein Ende.

Von Frauen und über Frauen.

Mit Recht können manche Weiber sagen, daß sie ihrem Gatten in die Arme sinken. Wohl denen die ihrem Geliebten in die Arme steigen. Novalis. (Werke III, 316.)

*

Niemals wird die Vollblutfrau ein Jota ihrer Empfindungen durch Wissen einbüßen, niemals in den Staub der Arbeit gänzlich untertauchen, niemals die Phantasie, das Gemüt, die Laune aus ihrem Wesen verbannen. Felicie Ewart.

*

Das unfehlbare Mittel, Autorität über die Menschen zu gewinnen, ist, sich ihnen nützlich zu machen.

*

Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit.

*

Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurteil. M. v. Ebner-Eschenbach.

Digitized by Google

Die Frau im Aufsichtsdienst an Gefängnissen.

Von Paula Kaldewey.

Nachdruck verboten.

1. Die Strafanstaltsoberin.

Nachdem man schon seit einer längeren Reihe von Jahren an den Frauengefängnissen Frauen als Dienstaufsichtspersonal verwendet, machte sich mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar, auch im Oberbeamtendienst dieser Anstalten Damen anzustellen, denen die Leitung sowohl der Gefangenen als auch der Aufseherinnen anvertraut werden könnte.

Vor ungefähr zwei Jahren machte man an einem dem Ministerium des Innern unterstehenden Frauengefängnisse den Versuch, eine Dame der gebildeten Stände als Leiterin der Gefangenen anzustellen. Dieser Versuch bewährte sich glänzend. Denn schon nach einer dreimonatlichen Probedienstleistung wurde die Dame mit dem Titel einer „Strafanstaltsoberin" fest angestellt. Bei der am 1. April dieses Jahres erfolgten Eröffnung des neuen Centralgefängnisses zu Breslau wurde dort gleichfalls eine solche Stellung geschaffen. In beiden Fällen gehören die angestellten Frauen den gebildeten Ständen an; die eine ist die Witwe eines Gymnasialoberlehrers, die andere diejenige eines Strafanstaltsdirektors. Erforderlich zu diesem Beruf sind: eine feste Gesundheit, ein reiferes Alter und eine höhere Schulbildung (da die Stellung die selbständige Anfertigung von Berichten u. s. w. an die vorgesetzte Behörde erfordert); ferner die nötige Autorität, um sich Ehrerbietung und Respekt zu verschaffen, und Energie. Zu diesen Eigenschaften muß nun aber vor allen Dingen Lust und Liebe zu dem erwählten Beruf kommen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß dies Amt ein schweres und anstrengendes ist. Wer berufen ist, gefallene Menschen wieder aufzurichten, der muß es verstehen, eine Sprache zu reden, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen dringt. Die Oberin muß sich jeden Augenblick der Würde und Schwere ihres Amtes bewußt bleiben, soll doch ihre hauptsächlichste Aufgabe darin bestehen, die ihr anvertrauten Seelen wieder auf den rechten Weg zu bringen und sie damit der bürgerlichen Gesellschaft wiederzugeben. Dies wird ihr aber nur gelingen durch die Macht ihrer Persönlichkeit und die Lauterkeit ihrer Gesinnung, gepaart mit Humanität und Selbstüberwindung. Die Stellung der Strafanstaltsoberin ist eine sehr selbständige, wenn auch natürlich der Direktor die Oberleitung der ganzen Strafanstalt behält. Die vorgeschriebenen Dienststunden betragen sowohl im Winter wie im Sommer 8. Ein Nachmittag in der Woche ist dienstfrei. Das mit dieser Stellung verbundene Einkommen beträgt 2700 Mark nebst freier Wohnung und Garten. Dazu kommt, wie bei allen preußischen Beamten, nach zehnjähriger Dienstzeit Pensionsberechtigung.

Wenn auch bis zu dem augenblicklichen Zeitpunkt nur für die dem Ministerium des Innern zugeteilten Frauengefängnisse Oberinnenstellen in Aussicht genommen sind, so ist doch zu hoffen, daß auch der Justizminister sich über kurz oder lang zur Einführung dieser segensreichen Einrichtung entschließen wird.

2. Die Wärterin.

Ehe wir im einzelnen von den Erfordernissen für diesen Beruf sprechen, müssen wir darauf hinweisen, daß jede Bewerberin, bevor sie ihr Gesuch um eine Anstellung als Aufseherin einreicht, sich einer ehrlichen Selbstprüfung unterziehen muß. Es muß ihr vollkommen klar sein, daß sie einen Beruf erwählt, der außerordentliche Anforderungen an sie stellt. Zehn Stunden des Tages hinter verschlossenen Thüren seinen Dienst an gefangenen Mitschwestern auszuüben, ist nicht jedermanns Sache. Deshalb wählte man noch vor wenigen Jahren mit Vorliebe zu Aufseherinnen, und besonders Oberaufseherinnen, Diakonissinnen aus, weil man dort die Eigenschaften als selbstverständlich voraussetzte, die zu diesem Beruf geeignet machen.

Heutigen Tages werden an den der Verwaltung des Ministerium des Innern sowohl, wie an den der Justizverwaltung unterstellten Gefängnissen nur noch solche weibliche Personen im Aufsichtsdienste

Digitized by Google

angestellt, die einen Ausbildungskursus durchgemacht haben. Der „Centralausschuß für die innere Mission" hat diese sich vorzüglich bewährende Einrichtung ins Leben gerufen und eine „Kommission zur Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen" mit der Leitung dieser Kurse betraut. An der Spitze dieser Kommission steht der Präsident des Reichsversicherungsamts, Herr Gaebel, Berlin W., Königin Augustastraße Nr. 25/27, an den die Aufnahmegesuche zu richten sind, und der auch die Zulassungsbedingungen auf Wunsch mitteilt. Diese sind vom „Centralausschuß für innere Mission" festgesetzt und lauten folgendermaßen: Erforderlich zu dem Berufe einer Gefängnisaufseherin ist zunächst ein Alter von mindestens 24 und höchstens 38 Jahren. Sodann eine kräftige Gesundheit und volle Rüstigkeit, um den an sie gestellten körperlichen Anforderungen auch völlig gerecht werden zu können. Ein durchaus unbescholtener Lebenswandel, eine christliche Gesinnung, mindestens eine gute Volksschulbildung und schließlich, wie schon einmal erwähnt, der ernstliche Wille, den Dienst an gefangenen Frauen zum Lebensberuf zu machen. Wer diesen Vorbedingungen zu genügen glaubt, muß bei seiner Meldung die folgenden Schriftstücke einreichen: 1. einen selbstverfaßten und eigenhändig geschriebenen Lebenslauf, unter genauer Angabe der bisherigen Thätigkeit oder Berufsstellung, und der Gründe, welche die Bewerberin veranlassen, sich um diese Stellung zu bewerben; 2. den Geburts- oder Taufschein; 3. ein ärztliches Attest über den Gesundheitszustand, das sich auch auf die Angabe der Körpergröße und die Frage erstreckt, ob die Bewerberin frei von äußerlich wahrnehmbaren körperlichen Mängeln und Fehlern ist; 4. ein Unbescholtenheitszeugnis der Polizeibehörde des Ortes, in dem sie zuletzt ihren Wohnsitz gehabt; 5. ein pfarramtliches Zeugnis; 6. etwa vorhandene Zeugnisse über das Verhalten in früheren Berufsstellungen. Alle diese Zeugnisse müssen im Original oder in beglaubigter Abschrift eingeschickt werden.

Wenn nun die Bewerberin diesen Anforderungen genügt, erfolgt gewöhnlich die Einberufung zu dem Ausbildungskursus. Dieser dauert ungefähr 4½ Monat. Er ist nicht nur unentgeltlich, sondern es werden den Teilnehmerinnen während seiner Dauer sogar Verpflegungsgelder eventuell Reisegelder von einem Ausbildungsort zum andern gewährt. In der Regel beginnt der Kursus in einem konfessionell geleiteten Asyl für gefallene Mädchen, wie etwa das Magdalenenasyl in Brandenburg a. H. oder das Kloster vom Guten Hirten in Charlottenburg; er wird sodann im Berliner Polizeigefängnis fortgesetzt und endet schließlich in einer Strafanstalt oder einem größeren Gefängnis, gewöhnlich in Sagan, Cottbus oder Breslau.

Häufig wird nun der Bewerberin nach Beendigung des Ausbildungskursus — vorausgesetzt natürlich, daß sie sich als tauglich erwiesen hat — eine Beschäftigung als Hilfsaufseherin zuerteilt. Während der Dauer derselben bezieht sie Tagegelder, die sich nach den Lohnverhältnissen der jeweiligen Gegend richten und durchschnittlich die Höhe des Mindestgehaltes für fest angestellte Aufseherinnen — aber ohne Mietsentschädigung — erreichen. Immer aber findet vor der definitiven Anstellung eine sechsmonatliche Probedienstzeit statt, während welcher aber überall das volle Mindestgehalt mit Mietsentschädigung gezahlt wird. Das Gehalt einer fest angestellten Aufseherin beginnt mit 700 Mark und steigt in Zwischenräumen von drei zu drei Jahren um je 50 Mark bis zu dem Höchstsatze von 900 Mark. Dazu kommt in den meisten Fällen eine freie Dienstwohnung oder, wo diese nicht vorhanden ist, eine Mietsentschädigung von 90 bis 270 Mark. Die Höhe der letzteren richtet sich nach der Serviceklasse des Anstellungsortes und ist in großen Städten naturgemäß höher als in kleinen. Wie alle preußischen Beamten, hat auch die Gefängnisaufseherin nach zehnjähriger Dienstzeit einen Anspruch auf Pension.

Die täglichen Dienststunden an den Strafanstalten betragen mindestens zehn, mit einer einstündigen Mittagspause; jeder dritte Sonntag ist dienstfrei. In den beiden Wochen, wo auch der Sonntag der Pflicht gewidmet ist, wird als Ersatz ein dienstfreier Vor- oder Nachmittag gewährt.

Falls sich eine Aufseherin nach mehrjähriger Dienstzeit als besonders tüchtig und strebsam in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten gezeigt hat und auch eine gewisse Dispositionsfähigkeit und Selbstständigkeit besitzt, kann sie durch den Direktor des Gefängnisses der vorgesetzten Behörde zur Beförderung als Oberaufseherin, Werkmeisterin oder schließlich Hausmutter vorgeschlagen werden. Während sowohl Oberaufseherin wie Hausmutter im eigentlichen Aufsichtsdienst thätig sind, gehört es zu den Obliegenheiten der Werkmeisterin, die Arbeiten der Gefangenen zu beaufsichtigen, zu begutachten und zu leiten. Das Gehalt der zuletzt genannten Beamtenkategorien beginnt mit 900 Mark und steigt in Zwischenräumen von drei zu drei Jahren zweimal um je 100 Mark und fünfmal um je 80 Mark bis zu dem Höchstsatze von 1500 Mark. Die Mietsentschädigung ist dieselbe wie bei den Aufseherinnen; die Dienstwohnung in der Regel größer.

Wenn es sich nun auch nicht leugnen läßt, daß der Beruf ein schwerer und anstrengender ist, so bietet er doch einerseits der erwerbsuchenden Frau eine gesicherte Zukunft auf Lebenszeit, andrerseits kann er bei treuer Pflichterfüllung auch eine tiefe Befriedigung gewähren.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Berliner Hausfrauenverein** konnte am 23. November d. Js. auf eine 25jährige Wirksamkeit zurückblicken. Sein Name ist eng verknüpft mit dem seiner Vorsitzenden, Frau Lina Morgenstern, die den größten Teil ihrer aufopfernden Thätigkeit dem Verein gewidmet hat. Da die Fertigstellung dieses Hefts leider vor dem Datum der Jubelfeier des Vereins erfolgen mußte, so werden wir erst in der nächsten Nummer über deren Verlauf berichten.

* **In der Victoria-Fortbildungsschule** zu Berlin (unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich) fand am Abend des 7. November eine für die Entwicklung des weiblichen Fortbildungsschulwesens nicht unwichtige Feier statt: die ersten Fortbildungskurse für Lehrerinnen an Fortbildungsschulen wurden eröffnet. Herr Geheimrat Bertram gedachte zunächst in warmen Worten der verewigten Gründerin der Anstalt, Frau Ulrike Henschke, und begrüßte alsdann die Teilnehmerinnen an den Kursen, die ersten Pioniere für eine neue Sache, indem er die Aufgaben dieser Kurse im Zusammenhange mit den Aufgaben der Mädchen-Fortbildungsschule darlegte. Herr Geheimrat Schneider sprach in einem herzlichen Schreiben, das durch die Vorsitzende des Kuratoriums, Frau Geheimrat Feig, verlesen wurde, seine Glückwünsche für das neue Unternehmen aus. Darauf begannen die ersten Vorlesungen über Pädagogik und Nationalökonomie; im Laufe der Woche fanden dann die ersten Unterrichtsstunden in den kaufmännischen und gewerblichen Kursen statt. Die Beteiligung an den einzelnen Kursen ist eine sehr erfreuliche.

* **Der neue Volksschullehrerinnenverein** in Berlin hat dem Kultusminister eine Petition um Zulassung der Frauen zu den Approbationsprüfungen als Ärztinnen eingereicht.

* **Der Verein „Berliner Volksschullehrerinnen"** hat eine Petition an den Magistrat von Berlin gerichtet, in welcher derselbe ersucht wird, in Gemeinschaft mit den Magistraten anderer Städte der Provinz Brandenburg bei dem Justizminister dahin vorstellig zu werden, daß durch gesetzliche Bestimmungen sittlich verwahrloste Kinder künftig aus der Volksschule entfernt und in staatlich beaufsichtigte Zwangserziehung gegeben werden.

* **Königsberg.** Der Unterricht in den Gymnasialkursen für Frauen und Mädchen hat am 20. Oktober begonnen. Am Tage vorher hatten sich die Schülerinnen der neuen Anstalt in der Oberprima des Kneiphöfischen Gymnasiums, woselbst auch der Unterricht stattfindet, versammelt, um den Lehrern vorgestellt und einer Aufnahmeprüfung unterzogen zu werden, von der nur diejenigen befreit waren, die einzelne Fachkurse belegt haben. Herr Professor Dr. Erler, als Vorsitzender der Gymnasialkurse, richtete bei dieser Gelegenheit eine kurze Ansprache an die jungen Mädchen, in der er ihnen die Zwecke und Ziele der Kurse klarlegte. Es sind im ganzen 18 Schülerinnen; von diesen nehmen 8 an dem ganzen Kursus teil.

* **Der Verein Frauenwohl**-Danzig richtete für diesen Winter einen populären Kursus für Rechtskunde ein, der Frauen und Mädchen aus den verschiedensten Berufskreisen Gelegenheit bieten wird, sich über die Stellung der Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch zu informieren. Die verhältnismäßig große Zahl von Anmeldungen zu den Vorträgen, (wöchentlich 1 Stunde, Honorar für das Winterhalbjahr 5 Mark), die von einem gewiegten Juristen gehalten werden, ist ein erfreuliches Zeichen für das stetig wachsende Interesse der Frauen an der Kenntnis der Gesetze.

* **Verwendung von Frauen in Bibliotheken.** Wir erhalten aus Rostock folgende Zuschrift von einer in der dortigen Landesbibliothek angestellten Dame.

„Ich arbeite seit 10 Jahren auf der Landesbibliothek zu Rostock, die mit einem Archiv verbunden ist und habe dort eine angenehme, mich befriedigende und zugleich leicht auszuführende Arbeit gefunden. Es gehören dazu Akkuratesse, Ordnungsliebe, praktische Veanlagung, etwas Dispositionstalent und eine einigermaßen gute Handschrift. Meine Thätigkeit ist eine vielseitige. Sie besteht in Anfertigung von Abschriften, Auszügen von Protokollen über bestimmte Angelegenheiten, zu denen ich dann Randbemerkungen über den Inhalt und das Register anfertige, Ordnung von

Digitized by Google

alten, sehr mühsam zu lesenden Akten, die nach inhaltlichen Gesichtspunkten mit anderen Akten vereinigt werden sollen. Auch gebe ich aus den verschiedenen Abteilungen der Bibliothek die Bücher aus und führe das Leihbuch darüber; ebenso mache ich nach den von mir aufgenommenen Titeln der neu angeschafften Bücher die Eintragungen in die Stand-alphabetischen und systematischen Kataloge, arbeite bei der Neuanfertigung eines Katalogs über die größte Abteilung unserer Bibliothek Mecklenburgica und ordne und reinige mit Hilfe von Dienern die Bücher und Akten. Vorkenntnisse für diese Stellung habe ich nur durch eine gute Schulbildung und durch die Hilfeleistungen gehabt, die ich meinem verstorbenen Vater, einem Rechtsanwalt, gethan habe."

Auch auf dem Polizeiamt zu Rostock ist eine junge Dame in ähnlicher Weise beschäftigt; dieselbe hat dort die stenographischen Arbeiten auszuführen und die Schreibmaschine zu bedienen.

* **Königshütte.** Dem Beispiel der Post folgend, hat auch die hiesige königliche Berginspektion zur Bedienung der Telephone auf den Hauptschachtanlagen Damen eingestellt. So sind z. B. auf dem Bahnschacht der Königsgrube zur Zeit zwei junge Damen als Telephonistinnen thätig.

* **Unter den jüngeren Komponisten** begegnen wir jetzt häufig dem Namen einer Frau, deren frische, reizende Lieder sich schon einen zahlreichen Freundeskreis erworben haben, und ernsterer Beachtung wert sind.

Frau Mary Clement, seit einer Reihe von Jahren in Berlin lebend, zählt zu den nicht gewöhnlichen Talenten, die mit einer überaus glücklichen und reichen musikalischen Erfindungsgabe ein sicheres Beherrschen der Technik und ein äußerst feines Gefühl für die Form verbinden. Man findet in ihren Liedern, bei denen sie P. Heyses Dichtungen sichtlich bevorzugt, ein so völliges Eingehen auf die wechselnden Stimmungen des Dichters, daß Wort und Klang zu einem untrennbaren Ganzen verschmelzen, und ob es heiter neckische oder tiefsinnig ernste Texte sind, fast immer findet Mary Clement in ihren ungesucht hinströmenden Melodien solche echten Herzenstöne, Urtöne der Empfindung, die man als das Produkt einer frischen Schaffenskraft freudig begrüßt.

Auch zahlreiche Klavierstücke und eine umfangreiche Violinsonate kennen wir von Mary Clement, und demnächst wird auch ihre, schon in weiteren Kreisen bekannte, sehr reizvolle Kinder-Symphonie „In der Pußta" im Druck erscheinen, in der sie ein heiteres Zigeunervölkchen in Spiel und Tanz dem Hörer und Beschauer vorführt.

* **Die Universität Breslau** hat den weiblichen Studierenden der Heilkunde günstigere Bedingungen als bisher gewährt. Sie brauchen nicht mehr Halbjahr für Halbjahr von neuem gleich den Gasthörern die Erlaubnis zum Besuch der Universitätsvorlesungen zu erbitten. Die einmal erteilte Erlaubnis gilt fortan für die ganze Studienzeit. Viel wichtiger aber ist, daß den weiblichen Medizinstudierenden die Teilnahme an den anatomischen Präparierübungen gestattet worden ist. Die Erlaubnis dazu ist für die weiblichen Studierenden die erste Vorbedingung für ein gedeihliches Fachstudium. Ohne anatomisches Wissen, wie es durch die Präparierübungen und theoretischen Vorlesungen erworben war, ist das Studium der Heilkunde undenkbar.

Die weiblichen Medizinstudierenden in Berlin werden wohl kaum hoffen dürfen, in absehbarer Zeit eine gleiche Vergünstigung zu erlangen, da der Direktor der Berliner Anatomie, Professor Waldeyer, bekanntlich ein getrenntes Studium für Männer und Frauen für angemessen hält und daher den weiblichen Studierenden die Arbeit in den Präpariersälen der Universität nicht gestattet.

* **Der schwäbische Frauenverein** feierte im Oktober d. J. sein 25jähriges Jubiläum. Der Verein setzte sich bei seiner Gründung das Ziel: „die weibliche Jugend durch gründliche Erziehung zu tüchtiger selbständiger Arbeitsleistung zu führen, um dadurch das sittliche und materielle Wohl der Frauen zu fördern." Eine Anzahl von Unternehmungen, über die schon vielfach in der „Frau" berichtet worden ist, beweisen, mit welchem Erfolge der Verein unter der Leitung seiner beiden Vorsitzenden, Frl. Ammermüller und Frau von Weizsäcker, in der Zeit seines Bestehens sein Ziel verfolgt hat.

* **Die erste Fabrikinspektorin** in den Niederlanden soll nach einer Bestimmung des Ministers für Handel und Industrie im Jahre 1899 zugleich mit zwei neuen Assistenten zur Gewerbeaufsicht angestellt werden.

* **In England** soll noch eine bedeutende Vermehrung der weiblichen Postbeamten stattfinden. Sie sollen von jetzt ab auch in den beiden einzigen Zweigen, die ihnen bisher verschlossen waren, im Postsparkassenwesen und im Geldverkehr, angestellt werden. Man ist mit den Leistungen der weiblichen Postbeamten im allgemeinen sehr zufrieden.

* **Die Frauen Neuseelands,** welche das aktive Wahlrecht schon seit einigen Jahren besitzen, kämpfen nun auch für die Erlangung des passiven Wahlrechtes. Es liegt bereits ein Gesetzentwurf dem Parlament vor, welcher außerdem bestimmt, daß Frauen ebenso wie die Männer alle öffentlichen Ämter bekleiden können.

Digitized by Google

Preußische Ruhegehaltszuschuß- und Unterstützungskasse für mit Ruhegehaltsberechtigung angestellte Lehrerinnen.

Die am 1. Juli des Jahres auf der Generalversammlung beschlossenen Statutenänderungen haben ohne Abänderung die ministerielle Genehmigung erhalten. Dadurch ist die Erweiterung der Berliner Kasse zur Preußischen Ruhegehaltszuschuß- und Unterstützungskasse für mit Ruhegehaltsberechtigung angestellte Lehrerinnen endgiltig vollzogen. Die unter staatlicher Aufsicht stehende Kasse verfolgt den Zweck, gegen einen mäßigen Beitrag den Lehrerinnen, die in den Ruhestand treten oder vorzeitig dienstunfähig werden, einen Zuschuß zu ihrer Pension zu gewähren. Die Kasse verfügt über ein Grundkapital von 34 000 Mark, das alljährlich zunimmt. Ebenso steigt auch der Ruhegehaltszuschuß, der alljährlich auf der Generalversammlung der zahlenden Kassenmitglieder festgesetzt wird, für alle Mitglieder der gleiche ist und jetzt, nach fünfjährigem Bestehen der Kasse, schon 50 Mark beträgt. Der günstige Stand der Kasse und die vorteilhafte Altersfürsorge, welche sie den Lehrerinnen ermöglicht, haben ihr aus allen Teilen der Monarchie Hunderte von Mitgliedern zugeführt, so daß die beständig sich mehrende Mitgliederzahl das zweite Tausend schon überschritten hat. Den Berliner Lehrerinnen bietet sich durch die Erweiterung der Kasse der Vorteil, daß sie ihr ohne Nachzahlung beitreten können. In diesem Kalenderjahre finden alle Lehrerinnen Aufnahme, die das 47. Lebensjahr noch nicht vollendet haben; vom 1. Januar 1899 an gilt das 35. Lebensjahr als Altersgrenze. Anmeldungen sind an die Vorsitzende der Kasse, Frl. Lucy Pippow, Berlin SO., Muskauerstr. 46, zu richten.

Die Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu Nürnberg

(Vorsitzende Frau Helene von Forster) hielt am 2. November ihre 2. Hauptversammlung ab. Die Schriftführerin, Frau Elise Hopf, erstattete Bericht über die Thätigkeit der letzten zwei Jahre. Ein Vortrag von Frau Jeannette Schwerin über weibliche Fabrikinspektoren und der sich daran knüpfende Gedankenaustausch hat die Ortsgruppe zur Gründung einer Kommission veranlaßt, die zunächst, nach dem Vorbilde des bekannten Berliner Buchs, eine Zusammenstellung aller Wohlfahrtseinrichtungen Nürnbergs unternahm, um so den Grund zu einer „Auskunftsstelle" ähnlich der der Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin zu legen, deren Errichtung dem nächsten Vereinsjahr vorbehalten sein soll. Es wurde ferner von der Teilnahme an den Arbeiten des Bundes, von der Sammlung von Unterschriften für die Petition an den Reichstag, von den Aufrufen an die Lehrer im Sinne der Sittlichkeitskommission berichtet und von dem großen Erfolg, den Frau Kommerzienrat Reif mit ihrer Petition — unterstützt von 800 Unterschriften — im Interesse der Ladnerinnen erzielt hat. 135 Geschäfte haben sich bereit erklärt, ihren Angestellten das Sitzen in der freien Zeit zu gestatten, nur 15 verhielten sich ablehnend.

In einem Vortrag trat ferner Frau Dr. Goldschmidt für die Errichtung von Volkskindergärten in warmer Beredtsamkeit ein. Die Schriftführerin wies endlich noch hin auf den Antrag Berg: „Fürsorge für die ehelichen verwahrlosten und unehelichen Ziehkinder" und auf die rege Teilnahme, die er auf der Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Hamburg gefunden hat, über die sie dann schließlich noch berichtet.

An das Referat schloß sich der Kassenbericht von Frau Hofrat Stich, dann die Neuwahl resp. Wiederwahl des Vorstandes an.

Der Frauenbildungsverein zu Kassel

hat im vergangenen Jahr wieder erfreuliche Resultate aufzuweisen gehabt. Die Zahl der Schülerinnen seiner Fachschule betrug 480 (gegen 432 und 363 in den Vorjahren). Die Kochschule wurde i. G. von 223 Schülerinnen besucht. Die Thätigkeit im Kinderhort war die gleiche wie bisher; die Anmeldungen der aufzunehmenden Kinder waren aber so zahlreich und dringend, daß die auf 90 festgesetzte Zahl der Zöglinge erheblich überschritten werden mußte. Im Heim fanden im Laufe des Jahres 42 Mädchen und Frauen Aufnahme. Die Mehrzahl derselben besuchte die Kurse zur Ausbildung von Lehrerinnen, darunter befanden sich 12 Handarbeitslehrerinnen vom Lande. An den Kursen zu beruflicher Ausbildung nahmen teil: a) für technische Lehrerinnen i. G. 90 Schülerinnen; b) die kaufmännische Schule wurde von 22 Schülerinnen besucht; c) an den für Hausbeamtinnen eingerichteten Kursen beteiligten sich 4 junge Mädchen. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Auguste Förster, Schriftführerin Frl. Auguste von Stiernberg.

Digitized by Google

„Der Stechlin“. Roman von Theodor Fontane. Berlin 1898, Verlag von F. Fontane u. Co. (Preis geh. 6 Mark.)

Dieser „Stechlin“, der erst jetzt nach dem Tode des Dichters in unsere Hände kommt, ist vielleicht das Fontaneschste aller Bücher, die Fontane geschrieben. Seine Schlichtheit ward schlichter. All dem, was man Handlung, äußere Spannung, Verwicklung nennt, ist Fontane ganz geflissentlich aus dem Wege gegangen. Er führt in das Schloß des Herrn von Stechlin, am gleichnamigen See gelegen, und man lebt mit dem Hausherrn, der ein Prachtmensch und ein wundervoller Causeur zugleich ist und den Fontane nach seinem eignen Bilde (und ein wenig auch nach dem seines Vaters, versteht sich) geschaffen, und man freut sich mit ihm des Besuchs seines Sohnes, des Rittmeisters von Stechlin von den Garde-Ulanen. Und dann spinnen sich die Fäden mit dem Schicksal dieses Sohnes weiter. Er findet nach scheinbarem, aber eben auch nur scheinbarem Schwanken zwischen zwei Schwestern, die Frau, die sein Lebensschifflein mit sanfter Hand sicher weitersteuern wird, und die Hochzeit, die in Freuden gefeiert wird, wird zugleich Anlaß zum Ausbruch der Todeskrankheit, die des alten Herrn von Stechlin harrt. Der stirbt, nachdem er seinen Frieden gemacht hat, still und sanft, wie der alte Fontane selbst still und sanft vom Tode wie von Freundeshand hinübergeleitet worden ist. Das junge Paar aber, das nunmehr auf Schloß Stechlin einzieht, wird nicht, wie zu fürchten stand, dem guten Alten und Bewährten ein böses Ende bereiten, nein, es wird alles still seinen Gang weitergehen. Und das ist von Wichtigkeit. Denn der „Stechlin“ ist ein politischer Roman, nicht im landläufigen Sinn, doch darin, daß der alte Fontane die neuen Ideen, die umgehen, hat Revue passieren lassen und auf ihren Wert hin geprüft hat. Und das Endurteil lautet: alles ist gut; aber für den märkischen Junker ist's vielleicht am besten, wenn er sich um die Ideen des Tages wenig kümmert und ruhig den Weg fortgeht, den ihm Charakter und Tradition weisen. So wenigstens der alte Fontane in seinem „politischen“ Roman. Und in einer eigenartigen Symbolik hat er die Ideen dieses seines letzten Romans zum Ausdruck gebracht. Der stille Landsee, an dem das Schloß derer von Stechlin gelegen, ist ein seltsamer See. Vulkanische Eruptionen und Erdbeben in der entgegengesetzten Zone der Erde macht er in seiner Weise mit: Wassersäulen steigen dann aus dem stillen Becken, und zuweilen erscheint selbst der „rote Hahn“. Und nicht viel anders ergeht es den Menschen, deren Schicksale sich erschließen: die Ideen, die draußen in der Welt umgehen, müssen sie jeder in seiner Weise mitmachen. Aber es findet sich schließlich doch auch jeder in seiner Weise zurecht. Denn es ist ein Buch des Friedens, das uns der alte Fontane als sein Vermächtnis hinterlassen hat.

„Fenitschka“. „Eine Ausschweifung.“ Zwei Erzählungen von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart 1898. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger. (Preis geh. 2,50 Mark.)

In dem Aufsatz, den wir kürzlich über Frau Lou Andreas-Salomé veröffentlichten, war bereits auf diese beiden Erzählungen, die inzwischen in Buchform erschienen sind, eingehend hingewiesen worden. Hier nur soviel, daß sie für die vornehme Erzählungskunst und psychologische Feinheit der Verfasserin von neuem Zeugnis ablegen. Die Themata, die Frau Lou diesmal behandelt, sind übrigens geeignet, die Frauenwelt vornehmlich zu interessieren.

Wer nicht gedankenlos gedruckte Weihnachtsware nach Kubikinhalt kauft, sondern wirklich nach etwas Erfreuendem sich umschaut, den möchten wir — unter der Voraussetzung, daß er bei seinen Gaben auf Kunstverständnis rechnen darf — auf einige hervorragende Sachen aufmerksam machen. Da ist das **Spemannsche Museum,** dessen dritter Jahrgang, den Vorgängern völlig ebenbürtig, vollendet vorliegt. Wir haben schon häufig in diesen Blättern darauf hingewiesen. Die überaus feinsinnige Auswahl bietet dem Kundigen einen hohen Genuß, dem Laien eine vorzügliche Anleitung, um echte Kunstwerke genießen zu lernen. — Da ist ferner **„Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“,** das hier gleichfalls schon mehrfach Gegenstand der Besprechung war und von dem bis jetzt 18 Lieferungen à 1,50 Mark vorliegen. Eine große Reihe führender Geister unserer Zeit ist darin an uns vorübergezogen. Heft 18 bringt außer einer Reihe von Schillerporträts: John Flaxman, Nelson, Wellington, Rossini und den seltsam grobgeschnittenen und doch von so feinem geistigen Ausdruck belebten Kopf von George Eliot. Der knappe Begleittext von Julius Hart wird ihr nicht überall gerecht, aber er thut mehr, er regt zum Nachdenken an. — Endlich möchten wir noch auf Kürschners **„Frau Musika“** hinweisen, der wir schon im vorigen Jahrgang eine eingehende Besprechung widmeten. Die ganz eigenartige Anlage des Buchs, das schon vielerwärts ein musikalischer Hausfreund geworden ist, die große Stoffmenge, die es bietet, die glückliche Auswahl, bei der ein feiner musikalischer

Digitized by Google

Sinn gewaltet hat, die originelle und elegante Ausstattung endlich machen es zum Geschenkwerk überaus geeignet.

„Schiller." Von Otto Harnack. 28. bis 29. Band des „Geisteshelden." (Berlin, Ernst Hofmann & Co., Preis Mark 4,80.) Eine abgerundete, tüchtige Leistung, die sich den übrigen Bänden der Biographiensammlung würdig an die Seite stellt. Einen leisen Schulmeistergeschmack müssen wir freilich mit in den Kauf nehmen, besonders bei der Analyse der Dramen, wo allzuoft nach der Schablone der dramatischen Technik dem Dichter ein guter Rat erteilt wird. Aber anderes entschädigt dafür. Besonders die eigentlich biographischen Partien vereinigen mit einer wohlthuenden Knappheit des Ausdrucks, dem jede Phrase fehlt, die Anschaulichkeit, die nur der erreicht, der aus dem Vollen schöpft und dem aus der Fülle des Materials die Fähigkeit erwächst, Wichtiges von Unwichtigem zu sondern und die großen Gesichtspunkte herauszufinden, aus denen sich die richtige Gruppierung der Thatsachen erst ergiebt. So darf „der neue Schiller" warm empfohlen werden. Neben den unvollendeten gottlob wieder ein vollständiger.

„Auf dem Königsee." In weichster Plastik, in der wunderbaren sammetartigen Technik, die den Kupferdruck kennzeichnet, hat der Kunstverlag von G. Heuer & Kirmse (Berlin W., Frobenstr. 17) das Bild des bekannten Wiener Malers W. Gause: „Auf dem Königssee" reproduziert. Die schroffen Felsen, die den See umgeben, im Hintergrund der schneebedeckte Watzmann, bilden den natürlichen Rahmen für ein liebliches Idyll, wie es dieser Lieblingssee der Hochzeitsreisenden alle Tage schauen kann: ein Boot, von einem hübschen Dirndl und einem lebenserfahrenen Alten gerudert, fährt ein enganeinandergeschmiegtes Paar an den steilen Wänden vorüber, die schon so manches Opfer gefordert haben und darum den Lebensreiz um so intensiver empfinden lassen. Ein hübscheres Weihnachts- oder Hochzeitsgeschenk kann man nicht wünschen. Der Preis von 20 Mark ist bei einer Gravurefläche von 75 cm Breite zu 51 cm Höhe (Blattgröße = 115 : 90 cm) ein sehr mäßiger. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an andere Veröffentlichungen des Verlags: an Lenbachs berühmtes Bismarck-Porträt (Preis 12 Mark) und Biermanns „Königin Luise mit Prinz Wilhelm" (15 Mark.) Für das Brustbild der Königin Luise (15, 2 und 1 Mark) ist als Pendant das Porträt der Kaiserin Elisabeth von Österreich erschienen.

„Kürschners Welt-Sprachen-Lexikon." (Berlin. Eisenach, Leipzig, Chicago. Hermann Hillger Verlag, Preis 3 Mark.) „Soviel man Sprachen kann, sovielmal ist man Mensch," das Wort Karls V. ist hier als Motto wohl angebracht. Das Buch kommt wirklich dem so oft citierten „allgemeinen Bedürfnis" entgegen. In jedem gebildeten Hause, auch da, wo man Sprachen nicht schulmäßig und mit dem dadurch notwendigen Apparat von Spezialwörterbüchern betreibt, bringt die Tageslektüre oder die Korrespondenz das Bedürfnis, schnell ein Fremdwort, einen fremdsprachlichen Ausdruck zu übersetzen, oder für den deutschen den entsprechenden fremden zu finden. Da greift man zum „Kürschner," der für die gangbarsten Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Latein, alles für den Tagesgebrauch Erforderliche in bequemster Anordnung bietet, und zwar in zwei Teilen: einem deutsch-fremdsprachlichen, bei dem unter einem Stichwort alle vier fremdsprachlichen Bezeichnungen gebracht werden, und einen fremdsprachlich-deutschen, der alle Worte der fremden Sprachen alphabetisch geordnet giebt. Ein Fremdwörterbuch, ein Namenlexikon und sonstige Zugaben machen das Buch noch brauchbarer.

„Der Friesenpastor." Kriminalroman von Dietrich Theden. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, Preis geb. Mark 4,50.) Der Verfasser hat das nicht leichte Problem gelöst, die Spannung des Lesers bis zum Schluß aufrecht zu erhalten, obwohl die Lösung von Anfang an bekannt ist. Das Problem ist ein ungewöhnliches. Ein sittlich verkommener Bauer will sich an dem Prediger seines Dorfes, der ihm die Tochter versagt hat, rächen, indem er einen angeschwemmten Toten in dessen Garten beerdigt und den Verdacht zu erregen weiß, der Prediger habe einen Mord begangen. Die Führung der Ereignisse ist außerordentlich geschickt zu kriminalistischen Effekten benutzt; dennoch liegt darin nicht der eigentliche Reiz des Buches. Er liegt vielmehr in der Lebenstreue, mit der friesische Scenerie und friesische Charaktere wiedergegeben sind. Meer und Marsch, auf diesem weiten, in grauer Ferne sich verlierenden Hintergrund heben sich die Figuren ab; sie haben in der That etwas von den großen Dimensionen, die solcher Hintergrund seiner Staffage giebt.

„Ein Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt", herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) Das Buch verfolgt den Zweck, „das Verständnis für die moderne Frauenbewegung in weitere, heute ihr noch fernstehende Kreise zu tragen. Es enthält eine Reihe von Artikeln über die Frauenbewegung von bekannten Vertreterinnen ihrer verschiedenen Arbeitsgebiete, u. a.: Die Frauenbewegung und ihre Ziele von Helene Lange, die Aufgabe der Mädchengymnasien von Dr. Käthe Windscheid, Frauenarbeit im Kunstgewerbe von Emmy Luthmer, Weibliche Fabrikinspektoren von Jeannette Schwerin, die Bühnenkünstlerin und die Frau als Publikum von Hildegard Obrist-Jenicke. Ferner Skizzen von Gabriele Reuter, E. Bely; Sprüche und Gedichte von Frida Schanz, Hermine von Preuschen u. a. Unter den Bildnissen der Vertreterinnen der Frauenbewegung vermißt man in dem ersten Jahrgang eines Jahrbuches mit der angeführten Tendenz das von Auguste Schmidt. — Im übrigen wird das Jahrbuch durch die Vielseitigkeit seines Inhaltes bei höchst geschmackvoller Ausstattung, die es auch zum Geschenkwerk sehr geeignet macht, seinen Zweck sicherlich erfüllen.

* **„Der deutsche Frauenkalender"**, herausgegeben von Anna Bauer (Elberfeld, Sam. Lucas), hat seinen zweiten Rundgang angetreten, was wir wohl sicher als einen Beweis dafür ansehen dürfen, daß er in der glücklichen Gestalt, die ihm die Verfasserin gegeben hat, den Beifall der deutschen Frauen gefunden hat. Wie im vorigen Jahre bietet er auf seinen 365 Abreißblättern eine Fülle gut gewählter Sprüche, Gedichte und kleiner Skizzen.

Digitized by Google

In dem Verlage von Ernst Wunderlich in Leipzig sind folgende empfehlenswerte Schriften erschienen:

„Die Arbeitskunde in der Volks- und allgemeinen Fortbildungsschule." Ein Vorschlag zur Vereinheitlichung der Naturlehre, Chemie, Mineralogie, Technologie 2c. von R. Seyfert, Schuldirektor. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. (Pr. 3 Mark, geb. 3,60 Mark.) Die menschliche Kulturarbeit soll das leitende Prinzip im Unterricht sein, als Ziel gilt, „den Schüler zu befähigen, den ihm zugewiesenen Teil der menschlichen Arbeit mit Verständnis auszuführen und seine Arbeit sowohl als die anderer im Hinblick auf das Ganze zu würdigen." Wenn die Kinder nach dem Vorschlage des Verfassers wirklich hingeführt werden zum Bäcker, zum Maurer, in die Papierfabrik u. s. f., um sehen und beobachten zu lernen und dann durch den Unterricht die Fragen beantwortet werden, die das Leben stellt, muß ja ihr lebhaftestes Interesse erregt werden. Das Buch bietet in übersichtlicher Anordnung eine reiche Stofffülle.

„Kleine Kirchengeschichte für evangelische Schulen" von Karl Sacher, Hauptlehrer an der evangelischen Schule in Wreschen. (Pr. brosch. 20 Pf.) Dies Heftchen, das nur 19 Seiten umfaßt, giebt in einfacher, jedem Kinde leicht verständlicher Sprache einen zusammenhängenden Überblick über die Geschichte der Kirche und ist wohl geeignet, seinen Zweck zu erreichen „Verständnis und Liebe für unser evangelisches Bekenntnis zu erwecken."

Der Deutschunterricht, III. Abteilung:

Wortkunde im Anschluß an den Sachunterricht. Materialien zu einer elementaren Onomatik und Phraseologie von Gustav Rudolph. (Pr. 2 Mark, geb. 2,50 Mark.) Ein höchst interessantes Buch, das jedem Lehrer dringend zum Studium empfohlen werden kann, da es anregt zum liebevollen Eingehen auf das einzelne Wort, zum Sichversenken in den tieferen Sinn eines Ausdrucks. Hoffentlich wird es dazu beitragen, auch in der Praxis der Volksschule beherzigen zu lehren, daß in der Wissenschaft die Geschichte der Wortbildung und Wortbedeutung als ein so wichtiger Bestandteil der Sprachlehre aner-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Denken Sie sich, aus einem

Pfund Mondamin zu 60 Pfg. lassen sich 10 Flammris für 4 bis 6 Personen herstellen. Möchte der Preis auch etwas hoch erscheinen, so ist doch wiederum der Artikel dermaßen ergiebig, daß sehr wenig zu einem Pudding gehört, außerdem ist der durch Mondamin erlangte reine und köstliche Geschmack unvergleichlich für diese Zwecke. Hausfrauen sollten dessen eingedenk sein, daß es weder Zeit noch Mühe erfordert und die Zuthaten nicht mehr kosten, als wenn Mondamin statt des gewöhnlichen Mehles gebraucht wird. [29

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Eine stehende Figur in unseren Witzblättern

bildet die „höhere Tochter", jener Backfisch mit der unglaublich naiven Vorstellung vom wirklichen, praktischen Leben. Sie würde nicht existieren, wenn man die Ausbildung der Mädchen in Haus und Schule nicht so verflachte. Mit in erster Reihe ist Schuld hieran die Lektüre, die man jungen Mädchen immer wieder auftischt und die sie über ihre Umgebung soweit hinausrückt, daß sie über ihre eigenen Füße stolpert. Hier ist ein anderes Buch, **„ein Buch, wie wir es schon lange gebraucht haben"** (Urteil der „Frau", Nr. 8). Es hat gerade den Zweck, die vorgeschrittene Jugend — und mit ihr die meisten Erwachsenen! — bekannt zu machen mit ihrer nächsten Umgebung, d. i. mit der Herkunft und Entstehung all der Dinge, deren wir täglich bedürfen und uns bedienen, mit allem, was zu unserer Nahrung, Kleidung, zum Hausrat und zu Hause selbst gehört. Ein echtes, eigentliches Hausbuch also von bleibendem Werte. Welches Buch kann, zumal für jede Frau, nützlicher und interessanter sein, als dieses?:

Natur und Menschenhand im Dienste des Hauses.

Unsere wichtigeren Bedarfs- und Gebrauchsgegenstände nach ihrer Entstehung und Herkunft geschildert von **Max Eschner,** mit gegen 250 für das Werk eigens nach der Natur und dem Leben gezeichneten Bildern von **Bruno Héroux.** Zwei schön ausgestattete Bände, deren jeder einzeln käuflich ist. I. Unsere Nahrung. Unsere Kleidung. Geheftet 4 Mark, fein gebunden 5 Mark. II. Unser Hand- und Hausgerät. Unser Haus. Geheftet 6 Mark, fein gebunden 7 Mark. Beide Bände zusammengebunden 11 Mark 50 Pf.

Allen vernünftigen Frauen und Mädchen empfohlen als ein wirklich gutes Buch.

Verlag von **Hobbing & Büchle** in **Stuttgart.**

Textprobenhefte gratis und franko.

Digitized by Google

kannt ist, damit nicht immer noch „die Deklinations-, Konjugations- und Komparationsformen und die kunstgerechte Rubrizierung der Satzteile die Hauptsachen im Sprachunterricht bleiben.“ Wenn man die Kinder hineinschauen läßt in dies interessante Wachsen und Werden und es einem so gelingt, sie mit Ehrfurcht zu erfüllen vor dem Erzeugnis einer Jahrtausende schaffenden und formenden Volkskraft, so dürfte der Erfolg auch für die tägliche Rede nicht ausbleiben.

„Europa“ in natürlichen Landschaftsgebieten aus Karten und Typenbildern dargestellt und unter Berücksichtigung der bewährtesten Grundsätze der Pädagogik bearbeitet von Hermann Prüll, Lehrer in Chemnitz. (Pr. 1,60 Mark, geb. 2 Mark.) Es ist dem Verfasser hauptsächlich darum zu thun, die Schüler zur Selbstthätigkeit anzuregen. Das Buch ist als Hilfsbuch für den Unterricht auf der Oberstufe wohl geeignet.

„Der naturgeschichtliche Unterricht“ in ausgeführten Lektionen. Nach den neuen methodischen Grundsätzen für Behandlung und Anordnung (Lebensgemeinschaften) bearbeitet von Odo Twiehausen (Theodor Krausbauer, Oberlehrer an der Landwirtschaftsschule in Weilburg). 1. Abteilung: Unterstufe. 6 8 Auflage. (Pr. 2,80, geb. 3,40 Mark.) Die Tiere und Pflanzen der Heimat (für das erste Jahr, in dem naturgeschichtlicher Unterricht erteilt wird, ist diese Beschränkung wohl gerechtfertigt) treten hier dem Kinde aus der Wirklichkeit heraus lebendig entgegen. Alles Gegebene entspricht der kindlichen Anschauung und dem kindlichen Interesse.

„Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen.“ Ein methodischer Beitrag zum erziehenden Unterricht von Julius Tischendorf, Schuldirektor in Dohna. II. und III. Teil: Das deutsche Vaterland. (Pr. für Teil II 2 Mark, geb. 2,40 Mark, für Teil III 1,80 Mark, geb. 2,20 Mark.) Der Umstand, daß dies Werk innerhalb dreier Jahre 5 Auflagen erlebt hat, ist wohl der beste Beweis seiner Vorzüglichkeit. Es bezeichnete bei seinem Erscheinen jedenfalls einen großen Fortschritt in der Methodik des Geographieunterrichts. Hier finden wir kein Aufzählen von Namen, Zahlen und Merkwürdigkeiten, sondern es

Hausen's ✱ ✱ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus“** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus“

Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn.

Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Wohin???

„Tosetti“ zum Kaffee holen, ohne „Tosetti“ schmeckt derselbe nicht, hat unsere Mutter gesagt.

„Tosetti?“ Was ist denn „Tosetti?“

Wie, Sie kennen nicht den ausgezeichneten Kaffeezusatz und -Ersatz der **Import-Gesellschaft „Tosetti“, G. m. b. H., Kassel?** Die Hälfte Bohnenkaffee erspart man mit **„Tosetti Mocca-Gewürz“.**

Zu **„Tosetti-Arabi“** braucht man nur ganz wenig Kaffeebohnen. Die Packung ist praktisch. **„Tosetti“** ist nur in kleinen Tabletten in Blechbüchsen erhältlich. Verkaufsstellen: Drogerien und bessere Colonialwaarenhandlungen. Proben und Prospecte gratis und franco.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,

Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

SCHERING'S

pyrophosphorsaures

Eisenwasser

wird nach vorliegenden ärztlichen Berichten, ohne die Verdauung zu stören, mit Erfolg angewendet gegen **Bleichsucht,** für **nervöse** und **schwächliche Personen** etc. sowie in der **Kinderpraxis,** 25 Flaschen 3 M. excl. Flaschen.

Brom-Wasser

Vorzügliches Heil- resp. Linderungsmittel bei allen **Nervenkrankheiten** (Epilepsie, Hysterie, Migräne, nervöse Erregbarkeit, Schlaflosigkeit etc.). Preis: kl. Fl. 25 Pf., gr. Fl. 50 Pf. excl. Flaschen. Bei 20 Fl. p. Fl. 5 Pf. billiger.

Gicht-Wasser

(Piperazin in Sodawasser gelöst) wird neuerdings von den Aerzten gegen **Podagra** und **Gichtleiden** mit **grossem Erfolge** gegeben. Preis: Flasche 75 Pf.

Schering's Grüne Apotheke

Berlin, N., Chausseestr. 19.

Digitized by Google

Der deutsche * * * * * Lehrerinnenverein
in Buenos-Aires
Rep. Argentina. S. A.
vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch
Frl. Meta Warmünde,
I. Vorsitzende.
Casilla Correo 778.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Eine Deutsche, welche sich zum Studieren in Oxford aufhalten will, findet billige Wohnung nebst Familienanschluß und gründlichem Sprachunterricht bei
Miß D. Bell-Dixon,
St. Frideswide's Hall, [4
Bardwell Road, Oxford.
Beste Empfehlungen.

Französ. Schweiz. Familien-Pensionat. Gute Gelegenh. zur gründl. Erlernung der französischen Sprache. Schöne Geg. Mäßiger Pensionspreis. Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel). [11

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beff. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Damen-Loden,
dekatiert und nadelfertig,
ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten für **Reise, Sport** und **Fahrrad** in vielen Farben.
Cheviot, Tuch, Tuch melange, Kropp, Cover-Coat, nur dekatierte, nadelfert. Waare in **schwarz** und allen neuen Farben, das Meter von 1 Mark an, versenden direct an Private Muster frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner,
F. Altenburg. S.-A.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. 2]

Für April 1899 suche ich eine
einfache Stütze od. Fräulein,
die selbstständig kochen kann und auch die laufende Hausarbeit (keine schwere Arbeit) übernimmt. Gutes Gehalt und gute Behandlung.
Frau Krusius-Kupferberg,
Mainz.

Familien-Pension
von
Fr. Frieda Hanow,
Berlin, Genthinerstr. 17, links,
bietet Lehrerinnen und Damen besserer Stände ein behagliches Heim und berechnet das Zimmer mit Frühstück von 1 M. 50 Pfg. an.

wird erstrebt, „daß die Kinder ein gemütvolles Verständnis für die Wechselwirkungen gewinnen, welche zwischen den einzelnen geographischen Elementen (insbesondere zwischen Boden und Bodenbewohnern) bestehen." Eingefügte Gedichte machen Stimmung, lebendige Schilderungen helfen Anschauung gewinnen, historische Anknüpfungen beleben den Unterricht. Mit Bedauern erkennt man, daß aber die Zeit nicht ausreicht, unser liebes Vaterland in der gegebenen Ausführlichkeit zu behandeln. Auch die häufigen Schulspaziergänge, die der Verfasser als durchaus notwendig fordert, werden recht schwer durchzuführen sein, und die vorgeschlagenen Schulreisen werden bei uns wohl leider noch lange zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden müssen.

M. v. W.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Unlauterer Wettbewerb. Schauspiel in 4 Aufzügen von S. Michaelis und L. Zippert. (Verlag des dramaturgischen Instituts. Berlin.)

Frauenrecht. Drama in 3 Akten von G. Fernandes. (Derselbe Verlag.)

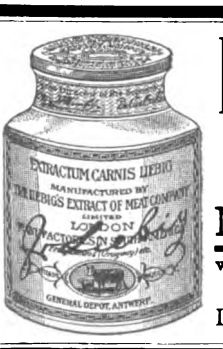
Auf Irrwegen. Lustspiel in 5 Aufzügen von Friedr. Brombacher. (Derselbe Verlag.)

Beiträge zu einer Reform der geburtshilflichen Ordnung im preuß. Staate. (Erwin Staude, Berlin.)

Aus meiner Kinderzeit
von
Helene Adelmann.
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.
II. Auflage.
Oehmigke's Verlag (R. Appelius).
Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. Büttner, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.
Das Ergiebigste, daher das Billigste.

Digitized by Google

Junge Mädchen bei Spiel und Sport von Amalie Barsch. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Elisabeth, Königin von Rumänien. Ein Lebensbild von Dr. Benno Diederich. (R. Bogtländer, Leipzig.)

Die ratende Freundin. 6. Auflage. Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt ins Leben von Marie von Lindemann. (J. P. Bachem, Köln).

Kleine Mitteilungen.

Sollen wir beim Essen trinken? Diese in Ärzte- und Laienkreisen vielfach erörterte Frage wird von Dr. Mendelsohn in dem von Geheimrat v. Leyden herausgegebenen „Handbuch der Ernährungstherapie" auf Grund eingehender Erwägungen entschieden bejaht. Ein gänzliches Verbot des Trinkens beim Essen muß als eine Übertreibung bezeichnet werden. Insbesondere ist die am Beginn der Mahlzeit in der üblichen Menge von etwa 300 Gramm genommene Suppe oder Bouillon ein vortreffliches Anregungsmittel für die Absonderung der Verdauungssäfte und darum — wofern nicht ganz bestimmte Gründe für ein Verbot vorliegen — nicht zu entbehren. Aus den von der genannten wissenschaftlichen Autorität hervorgehobenen Gesichtspunkten erklärt sich auch, weshalb ein Täßchen reiner kräftiger Fleischbrühe, wie man sie aus Liebigs Fleisch-Extrakt rasch und mit wenig Mühe herstellt, von Gesunden wie von Leidenden so gern genommnn wird und ihnen so gut bekommt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Ernst Wunderlich** in Leipzig bei, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das Placierungsbureau
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40
Leipzig. Moritz Schäfer.

Prämiirt mit ersten Preisen. Anerkennungen aus allen Ländern.
Meissner Smyrna-Knüpf-Arbeiten
Hochinteressante, weltberühmte Handarbeit für Damen, zur Selbstherstellung von prachtvollen Teppichen, Vorlegern, Bezüge für Sopha's-, Chaiselongues-, Fauteuils-, Schaukel- und Ruhestühle-, Ofenbänke-, Hocker-, Sessel-, Fuss-, Rücken-, Fenster-Kissen etc.
Man lasse sich Preisliste und Mustervorlagen mit Angabe des Gewünschten kommen.
Jede Arbeit wird gratis angefangen.
F. Louis Beilich, Meissen 24.
Sämmtliche Knüpfarbeiten sind auch fertig und montirt zu haben.
Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 4. Januar 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Neujahr.

Neujahrsnacht, heilige Nacht,
Sag, was hat dich denn heilig gemacht?
Hast du denn mehr als die Brücke geschlagen
Zwischen zwei Tagen?
Und die Mitternacht lacht und spricht:
Weißt du das nicht?
Von den dreihundert, die vor mir waren,
Schlag ich die Brücken heut zwischen zwei Jahren.

Zwischen zwei Jahren? Was ist ein Jahr?
Eine Summe von Tagen, die wird und war.
In den Kalendern, geschmückt und gerändert,
Wird eine winzige Zahl heut geändert.
Und dieser Zahl, dieser Ziffer wegen,
Brausen dir Orgeln und Glocken entgegen,
Und ein Jubeln ist überall
Wie vor Aschermittwoch im Carneval. —

Wenn ein Jahr, ein neues, geboren ward,
Rauscht über der Wiege ein weißer Bart,
Schneekönig führt es an frostiger Hand
Und wirft seinen Mantel weit über das Land.
Und dennoch leuchten und lodern heiß
Die Flammen der Hoffnung aus Schnee und Eis,
Und was uns Jahrzehnte an Segen genommen,
Soll alles mit einmal zur Blüte kommen.

Doch ach, wir können zu besseren Zeiten
In Schneckenschritten nur vorwärts schreiten.
Was wir gehofft, noch dies Jahr zu begrüßen,
Das legt sich dem Enkel erst blühend zu Füßen.
Dem läuten die Glocken einst wirklich ein Jahr,
Das besser ist als das alte war,
Und der wird weiter vertrauen und hoffen,
Bis wieder ein Vorhof zum Himmel offen.

So ist das Neujahr ein Hoffnungsfest,
Das die Thore der Zukunft erklingen läßt.
Harrn wir auch vergebens vor ehernen Thoren,
Das Dröhnen des Schlägers, das ging nicht verloren.
Einst öffnen sie sich, und ein Neues Jahr
Umpurpurt eine spätre Schaar.
Das ist ein Ziel, ein Trost ist das.
Dem neuen Jahr ein neues Glas! . . . .

Georg Palma.

Digitized by Google

Und doch!

Von

Luise Westkirch.

Nachdruck (auch in den Ver. Staaten) verboten.

Auf dem Friedrichsbahnhof hatten sie sich getroffen, und wieder war sie es, die ihn zuerst erkannte.

„Guten Abend, Herr Doktor.“

„Guten Abend, Fräulein Lißmann.“

„Sie reisen heim?“

„Ja, heim. Und Sie?“

„Es ist Christabend.“

Er sah auf die Taschen und Packete, die sie am Arm trug. Ein etwas spöttisches Lächeln verzog seine Lippen.

„Ja so, Krippenbescherungen, Kinderhorte, Nächstenliebe en gros. Und Sie glauben immer noch durch milde Gaben der Menschheit aus ihrer Not helfen zu können, ja?“

„Der Menschheit, nein. Aber einigen Menschen. Die Würmchen, die in unseren warmen Mäntelchen herumlaufen, frieren in diesem Winter nicht. Das ist etwas.“

„Ein Tropfen.“

„Ich hab' ja Zeit, Tropfen zusammenzutragen. Wer freilich wie Sie, einer von den Führern seiner Partei ist —“

„War —“

„War?“ Ihre Augen blitzten überrascht auf. Gern hätte sie der Geschichte des schwerwiegenden Imperfektums nachgeforscht, aber das finstere Gesicht des Mannes ermutigte nicht zur Frage. Das Stoßen und Drängen der Wartenden, das Brausen und Pfeifen der kommenden und gehenden Züge verbot ausführliche Antwort. Sie fuhr fort:

„Was sollte ein einsames, berufloses Mädchen wie ich mit seinem Überschuß an Muße wohl Nützlicheres anfangen?“

Sein Blick streifte düster ihre junonische Gestalt, die königliche Nackenlinie, die der dicke Stoff der Winterjacke nicht ganz verwischte, das ehrliche Gesicht mit den energischen Zügen, ein Gesicht aus dem Vollen geschnitten wie der Körper. Er hätte eine bessere Verwendung für so viel Schönheit und Tüchtigkeit gewußt. Er hätte sie in seine Arme ziehen mögen hier mitten im Menschengedränge und, den Mund an ihrem Ohr, flüstern: „Laß deine Packen voll Tücher und Socken, Mäntel und Hemden. Hier steht einer, dem kannst du mehr Glück geben als deinen Schutzbefohlenen allen zusammengenommen, und einer, der bedürftiger ist als sie alle!“

Er wußte, sie würde sich ihm nicht verweigert haben, und während jetzt ihre und seine Augen einen Augenblick lang in einander ruhten, hatte er das Gefühl, daß sie ein derartiges Wort beinahe erwartete heut am Weihnachtsabend als natürlichen Abschluß einer langen, herzlichen Freundschaft.

Ein Feuerstrom schoß ihm ins Hirn; er biß die Zähne zusammen und ballte unter dem weiten Mantel die linke Hand, krallte sie zusammen, so fest er konnte. Nur nicht schwach sein! Wozu war man als Mensch geboren, wenn man nicht zu leben vermochte nach den Gesetzen seiner Vernunft? Ein Haus gründen — er! Dazu gehört Glauben. Er glaubte an nichts mehr. Er streckte die Rechte ihr entgegen.

„Also fröhliches Fest, Fräulein Angela. Dort fährt mein Zug ein.“

„Fröhliches Fest, Herr Rennbach. Und gute Ausspannung daheim.“

Er nickte. Die Worte waren ein Hohn. Aber das konnte sie nicht wissen. Fröhlich — mit diesem Wirbelsturm im Herzen! Ausspannung? — Ja, für immer.

Er kaufte eine Zeitung und stieg in das Coupé. Seine linke Hand trug noch die schmerzhaften Eindrücke seiner Nägel. Er

Digitized by Google

entfaltete die Zeitung und begann zu lesen. Aber sobald der Zug sich in Bewegung setzte, irritierten ihn die vorüberfliegenden hellen Fenster, die ihren Glanz ihm ins Coupé warfen, während der Zug seinen Weg durch das endlose Häusermeer Berlins wühlte. Christbäume rechts, Christbäume links. In vornehmen Veranden zwischen Marmorfiguren und exotischen Pflanzen blitzten sie auf, sie leuchteten aus Mansarden hoch oben in fünften Stockwerken, aus Kellerwohnungen schimmerten sie herauf. Kerzen, Kerzen überall. Ganz Berlin eingesponnen in ein Netz von Lichtchen, strahlend in einer Festillumination zum Preis der allesbesiegenden Liebe, wie einst nach gewonnenen Schlachten. Das Fest der Liebe! — Er klappte die Zeitung zusammen, aus der ihm in der Eile drei Morde, fünf Übelthaten und ein Dutzend Thorheiten kund geworden waren, und lehnte sich zurück.

Weihnachten! Kein guter Tag für einsame Menschen! Er war immer ein Einsamer gewesen. Aber er hatte mit seinen Hoffnungen zusammengelebt. Hoffnungen sind fröhliche Gefährten. Nun hatten ihn die auch verlassen. Zwar, wer Alois Rennbach oberflächlich kannte, hätte ihn zu den Glücklichen gezählt. Ein Mann von einigen dreißig Jahren, dem eine kleine Maschinen- und Fahrradfabrik, die er gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder besaß, die Mittel zur Unabhängigkeit gewährte, dem sein scharfer Verstand, seine leidenschaftliche Empörung gegen jede Ungerechtigkeit früh schon eine führende Stellung in seiner Partei, in jungen Jahren ein Reichstagsmandat verschafft hatten. Ursprünglich hatte er die technische Hochschule besucht, Maschinenbau und Technik mit Eifer studiert. Aber seit die soziale Frage ihn in ihren Irrgarten gezogen hatte, war er nur noch ein Gast in der väterlichen Fabrik. Wie Marquis Posa träumte er ein Paradies für Millionen und hielt es nicht für Verlust, sein Selbst dran zu setzen, seins und das von Tausenden, um dies Paradies für die Menschheit herabzuzwingen aus der Wolkenhöhe des Ideals. Seit fünfzehn Jahren hatte er gearbeitet. Nun kam der Rückschlag. Denn während er rang und kämpfte und studierte, die Bücher der Weisen und das heiße Leben, war, ihm unbewußt, sein innerer Mensch gewachsen; seines Geistes Augen hatten ihr Gesichtsfeld erweitert, hundert feine Fühlfäden waren seinem Verständnis angeschossen. Und plötzlich verstand er sich mit seinen Parteigenossen nicht mehr. Er stand auf einem Hügel, sie mühten sich im Thal. Und wenn sie Hurrah schrieen über die kleinen Erfolge ihrer Parteipolitik, dann verstummte er verwundert, verletzt. Was war daran gelegen, ob diese Partei siegte oder jene! Die Menschheit, um deretwillen der Kampf tobte, die große Dulderin, litt nach wie vor, nein, ärger als zuvor. Seine verfeinerten, überreizten Nerven krampften sich zusammen vor den Greueln, mit denen das scheidende Jahrhundert seine Kinder überschüttete. Etwas wie die Schauer des jüngsten Gerichts wehten ihn an aus der Geschichte seiner Zeit. Am Himmel Feuerzeichen, auf Erden Blut und Gewalt, unerhörte Frevel, Treubruch und Unterdrückung, der Übermut der Mächtigen und die teuflische Rachsucht der Kleinen.

Da sank sein Mut. Für dies Geschlecht gab es keine Zukunft. Es mußte ersticken in seinen Sünden. Er aber wollte die Heuchelei nicht treiben, ihm widerwärtiger als alle Greuel in ihrer Blüte, weiter zu kämpfen für ein entgöttertes Idol, mit feierlicher Geberde Tausende nach sich zu reißen auf einen Weg, an dessen Ende kein Ziel belohnte. Mit dürren Worten hatte er seiner Partei, die ihn, — ihre, wenn nicht bedeutendste, so doch sicher wärmste und sympathischste Kraft — ungern verlor, heut abgesagt, sein Reichstagsmandat niedergelegt. Und nun war er ein freier Mann, ein ziel- und glaubenloser. Und darum mußte er vorbeigehen auch an seinem persönlichen Glück, an dem Mädchen, das er liebte. Wo eine Welt zusammenbricht, hascht nur die Gemeinheit gierig nach der letzten Blume.

Der Zug hielt an der Jannowitz-Brücke. Rennbach besann sich. Aus der Partei ausscheidend, hatte er es übernommen, einem arbeitslosen Genossen, den der Kassierer vergessen hatte, noch heute seine Unterstützung auszuhändigen. Er stieg aus. Ein langer Weg durch den fernen Osten, und auch hier bis hinaus aufs freie Feld immer noch Christbäume, Tausende von Christbäumen, als stände die alte Welt, die in Konvulsionen ihrem Untergang entgegenging,

Digitized by Google

gläubig und fromm am Eingang des Lebens. Sie machten ihn toll, diese festlich flimmernden Kerzen, diese Scharen Kinder, die mit großen Augen vor den erleuchteten Fenstern der Spielläden standen, ganz Hoffnung, Freude und Leben. Rennbach fühlte sich todmüde. Seinen Auftrag ausführen, heimfahren, und dann sich vergraben im Vaterhaus, schlafen.

Da war die Nummer. Sein Klient wohnte im Hinterhaus. Er durchschritt den Flur des Vorderhauses. An der Hofthür blieb er stehen. Im Licht einer Gasflamme, die das unregelmäßige Viereck erleuchtete, standen zwei Bübchen einander mit zornflammenden Augen gegenüber. Der kleinere drückte einen Tannenzweig, der wohl von einem Baum am Christmarkt abgefallen sein mochte, mit dem linken Ärmchen schützend an die Brust, während er das rechte kampfgierig dem Gegner entgegenstreckte.

„Der Weihnachtsmann kann duhn, wat er will! Er hat mich schon Zuckerkand jebracht. Er bringt mich ooch 'n Samtbarett."

„Weihnachtsmann! Dumme Jöhre! Die Samtbaretter kooft Mutter. Aber nu wird se 't woll bleiben lassen, weil Vatter ja keen Jeld jekriegt hat."

„Der Weihnachtsmann hat Jeld."

„Quatschkopp! Et jiebt ja jar keen Weihnachtsmann."

Der Kleine rang nach Worten, aber die Entrüstung, die seinen ganzen Körper beben machte, lähmte ihm die noch ungelenke Zunge. Er fand nicht, was er sagen wollte. Da warf er Tannenzweig und Düte in den Schmutz des Hofes und fuhr mit beiden Fäusten dem Größeren in die Haare. Der gab rüstig Hieb um Hieb zurück. In der nächsten Sekunde wälzten sich die Balgenden, ineinander verrungen, auf dem zertretenen Tannenreis, einander jämmerlich zerbläuend um die Existenz des Weihnachtsmannes.

Alois Rennbach stand und sah zu mit bitterem Lächeln. In seiner versonnenen, überreizten Stimmung heute Abend drang jeder Vorfall ihm mit symbolischer Bedeutung ins Gemüt.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thür in dem Haus gegenüber. Ein junges Weib trat heraus, riß die Kämpfenden auseinander und las bedachtsam ihre Mützen vom Boden auf.

„Is det en Benehmen! En paar Brüder sich hauen an Heiligabend!"

Aber die beiden hielten auf Austragung ihres Streits.

„Mutter, nich wahr, et jiebt en Weihnachtsmann?" bettelte der Kleine.

Und der Größere trotzte: „Mutter, nich wahr, et jiebt keenen? Ick jloob'r nich an."

„Du jloobst et nich," sagte die Frau, „un Hans jloobt et, un wissen duht ihr alle beede nischt. Dahinjejen, daß du deinen kleinen Bruder 'ne Brusche an'n Kopp jehauen hast, det fühlt en Blinder mit'n Stock. Schämst dich nich?"

Der Große schien betroffen. „Dhut et weh, Hans?" fragte er kleinlaut, woraufhin Hans, der bislang nicht viel von dem Schaden gefühlt hatte, anfing zu heulen.

Aber die Mutter schüttelte ihn energisch aus der Wehleidigkeit auf: „Jleich kriegst dein Zuckerkand her un jiebst Fritz von ab, un du, Fritz, teilst deinen Sechser mit Hans. Lieb haben sollt ihr euch. Det is det erste. Darüber freut sich der Weihnachtsmann, wenn's einen jiebt, un der liebe Gott un Vater un Mutter."

Während die Jungen versöhnt ihre Schätze tauschten, trat Rennbach vor.

„Ich suche den Schlosser Dreier. Sind Sie vielleicht Frau Dreier?"

„Die bin ich, ja. Kommen Sie rein. Aber wenn Sie zu meinem Mann wollen, den finden Sie nich. Der is jetzt noch in 'ner Sitzung."

Sie seufzte dabei leise. Und im Eintreten strich sie ordnend über den Küchentisch, auf dem Fritzens Schiefertafel lag. Es war nicht nötig. Küche und Stube waren reinlich gehalten, schon weihnachtlich aufgeräumt. Die Frau, die Rennbach neugierig betrachtete, schien ihm hübsch und jung.

„Ich habe da eben ein Stückchen Erziehung mit angehört," begann er lächelnd.

Sie nickte. „Ja, sehen Sie, ich kann keinen Unfrieden verdragen, nich bei 'n Jroßen un nich bei 'n Kleinen. Aber bei den Kleinen, da fängt er meist an. Un viel kann unsereins ja nich dagegen machen, aber manchmal haftet doch en bißken von dem im Menschen, was ihn in der Kinderstube injepaukt is." Sie brach ab und sah Rennbach scharf an. „Sie

Digitized by Google

sind woll einer von meinem Mann seinen Jenossen?"

„Warum?"

„Ich meine man. Ich muß mich immer wundern, wie die Mannsleut so viel in ihrem Kopf zusammen halten können. Verstehen Sie mich recht. Sein Handwerk un seine Arbeit un wat dazu jehört, un ob ihm die bezahlt wird nach ihrem Wert, un ob er selbst behandelt wird, wie es ihm zukommt, ja, so wat muß ein Mann selbst wissen, un da muß er sich dreist um kümmern. Aber alles andere, det is schwer, wenn eener verdienen soll für Frau un Kinder un steht zehn Stunden den Dag am Amboß."

„Sie möchten Ihren Mann wohl aus der Partei heraushaben, wie?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Jott, wissen Sie, im Jrund is det immer die nämliche Jeschichte, jrad wie bei meine Jungens: der eene jloobt an den Weihnachtsmann un der andere nich. Un dadrüber jeht denn det Hauen los. Wenn mein Mann en bisken weniger vorweg mit 'n Mundwerk wäre, denn hätte ihn der Herr Kommerzienrat ja woll in seiner Fabrik behalten, wo er den Dag sechs Mark verdiente. Mich wär' das lieber jewesen."

„Sie scheinen es für Thorheit zu halten, daß Ihr Mann für seine Überzeugung eintritt. Aber die Welt muß doch fortschreiten, Frau Dreier, wie?"

„Thut sie doch auch," versicherte die Frau, „immerzu; bloß nich jewaltsam mit 'nem Bums un Ruck, wie mein Mann sich das einbild't. Das kann ich an meine Nelkentöpfe am Fenster merken. Sehen Sie, da wächst jedes Blättchen immer ein bißken; von einem Dag auf den andern merken Sie jar nischt, aber eines Morjens steht der janze Topf in Blüten. Wollt' dagegen einer beijehen un bohren mit der Schere an den Knospen rum, daß sie eher aufspringen sollen, ja, der würd bloß die Blumen verderben und sich die Freude dran."

„Meinen Sie," sagte Rennbach betroffen, „meinen Sie —"

Die Frau antwortete nicht gleich; sie sah auf ihre Jungen, die das mißhandelte Tannenreis in das Loch einer Fußbank eingeklemmt hatten und Hand in Hand bewundernd vor ihrem improvisierten Christbaum standen.

Rennbach zog seine Karte und die übernommene Geldsumme hervor. „Frau Dreier, geben Sie das Ihrem Mann von der Partei. Sagen Sie ihm, ich wär' hier gewesen und laß ihn grüßen. Und — er hätt' eine gescheite Frau; auf die möcht' er hören."

„Aber, Herr —" Die Frau wurde rot, warf einen Blick auf die Karte und schrie auf. „Herr Rennbach! Das sind Sie? Sie? — Von Ihnen redet er doch immer. Sie sind sein drittes Wort. Ja, wenn ich jewußt hätte —"

Rennbach war schon zurückgetaucht in das Dunkel der Straße. Noch füllten Glockenklänge die Luft, noch warfen Christbäume ihren Festglanz in die Nacht. Nur wenige Minuten waren verstrichen, seit er in jenes Thor eingebogen war, aber verwandelt kam er daraus hervor. Der Glanz der Bäume verdroß ihn nicht mehr. Die Glocken erfüllten sein Herz mit einer feierlichen Rührung, wie er sie nicht gekannt hatte, seit er an der Mutter Hand hineingetrippelt war in das geheimnisvolle Halbdunkel der Kirchen bei Orgelbrausen und Glockentönen. So nahe lag die Wahrheit, verborgen dem Hochmut des führenden Geistes, aber offenbar den Augen der Einfachen und Kleinen. Ja, die Welt schritt fort, die Menschheit wuchs, ohne ihn, trotz ihm, nach dem in ihr wohnenden Gesetz. Nicht er, nicht die andern konnten ihr Blühen aufhalten noch beschleunigen, dadurch, daß sie mit der Schneide ihres Verstandes gewaltsam bohrten in den sich entwickelnden Knospen. Denn ach! sie standen nicht außer ihr, schaffenden Göttern gleich, in ihr nur, kleine, mitwachsende Blättchen am Menschheitsbaum. Indem sie wuchsen, machten sie ihn wachsen. Und jeder Stein, den ein Maurer recht einfügte in eine Hauswand, brachte die Menschheit weiter, und jede Verbesserung einer Maschine mehrte ihre Kraft, und jeder gute Gedanke hob ihre Würde.

Abermals traten sie ihm vor die Seele, die Greuel des scheidenden Jahrhunderts, aber er sah ihnen jetzt ruhiger ins Auge. Denn nicht mehr fühlte er sie als Anklage und Mitschuld auf sich lasten. Da er hinabtauchte in das Gewühl der Millionen, ließ er

Digitized by Google

mit dem Stolz des Führers auch die Verantwortlichkeit zurück und die große Furcht. Was Zagheit ihm als Todeskampf der Menschheit gemalt hatte, sah er nun als eine Wachstumskrankheit, deren Fieberschauer sie schüttelten. Denn wahrlich, allzu rasch war sie in die Höhe geschossen in diesem Jahrhundert der Erfindungen nach ihrem langen Verdauungsschlaf seit Amerikas Entdeckung. Aber sie würde die Krankheit überwinden; sie hatte schon andere überwunden. Tief in der Wurzel lebten gesunde Säfte. Heut hatte er mit Augen ihr lautloses, mächtiges Wirken geschaut. Jedes neugeborne Kind war eine neue, lebendige Hoffnung auf Fortschritt. An jedem Christabend streuten, wie diese eine, Millionen Mütter in weiche junge Herzen den Samen der Güte, der aufgehen mußte als ein reiches Feld der Liebe. Ein milderes und durch seine Milde stärkeres Geschlecht würde ausbauen, ordnen, was die Vorfahren in Fieber und Wahnsinn dem Dunkel aller Möglichkeiten abgerungen und in die Wirklichkeit geboren hatten.

Dann dachte er an sich selbst. Sein Weg lag klar vor ihm: er würde arbeiten, arbeiten wie der Letzten einer. In der väterlichen Fabrik war sein Platz. Da würde er sich wieder versenken in die Rätsel der Mechanik, die ihn einst gefesselt und bezaubert hatten, würde sinnen und sich mühen im Schweiß seines Angesichts, ob er ihren ewigen Gesetzen nicht eine neue Verwertung zu Gunsten der Menschheit abgewinnen könnte. Daneben würde er suchen, denen, die mit ihm arbeiteten, das Leben leichter zu machen, im engen Kreise die Grundsätze durch die That zu erproben, die er einst auf Rednertribünen gepredigt hatte. Vielleicht daß ein bescheidenes Beispiel mehr wirkte als Flammenworte. Auch den Schlosser Dreier wollte er berufen. O, er würde zu thun finden! —

Da stand er vor der Station. Er mußte sich besinnen. Lange war er umhergerannt durch die dunkler werdenden Gassen, die Beute hastig jagender Gedanken. Der Zug nach seiner Heimat war längst abgefahren. Und wie er so stand, durchblitzte ihn plötzlich ein Gedanke, vor dem er sein Blut sieden fühlte, der ihn so sehr blendete, daß er einen Augenblick unbeweglich am Thürpfosten lehnen blieb.

Wenn er es aufgab, in Groll und Gram bei Seite zu stehen, weil es ihm nicht gelang, den Weltgeist nach seinem Sinn zu meistern, wenn er sich demütig hingab dem größeren Willen, bescheiden zurücktrat aus der Schar der Halbgötter, ein Mensch in die Reihen gewöhnlicher Menschen, gewann er damit nicht auch sein Recht zurück auf einfaches Menschenglück?

Ein heißes Glücksgefühl durchströmte ihn. Er nickte den leeren Schienen zu, als hätten sie ihm einen Freundesdienst erwiesen.

„Lieb haben sollt ihr euch," sprach er leise die Worte der jungen Mutter nach. „Das ist das erste."

Und er verzichtete darauf, in dieser Nacht nach Hause zu fahren. Mit dem nächsten Zug der Stadtbahn kehrte er nach dem Westen Berlins zurück, trat in einen Blumenladen und kaufte einen Strauß der schönsten, blutroten Rosenknospen.

Die ließ er noch an demselben Abend zu Fräulein Angela Lißmann tragen mit seiner Karte, auf die er die Worte geschrieben hatte: „Darf ich morgen kommen?"

Digitized by Google

Stilleben.

Von

Oskar Bie.

Nachdruck verboten.

Ich möchte an diejenigen Künstlerinnen appellieren (ihre Zahl ist nicht mehr gering), die von ehrlichem Streben erfüllt sind, und zwar will ich nicht von Dingen reden, in denen sie der Kunst unserer Zeit schon folgten, sondern von einem Gebiet, das meiner Ansicht nach gerade in Frauenhände gehört und merkwürdigerweise von unseren Malerinnen nicht genügend in seiner modernen Bedeutung erkannt worden ist.

Gegen Weihnachten pflegen unsere Damen auszustellen, was sie das Jahr über bemalt haben. Dann locken hier und da freundliche Schilder zu den Bazarausstellungen ein, und überall breitet sich dasselbe Bild aus: eine Galerie von Stilleben, dazwischen einige schüchterne Landschaften, von Zeit zu Zeit ein bemalter Stuhl, Vorhänge, bemalt und bestickt, Mappen und Kissen und Kästchen mit Geranienschmuck, Teller mit Päonien, Astern oder Fischen, und mit besonderer Vorliebe Wandschirme. Die große Atelierausstellung, die Klara v. Sivers in der Leipzigerstraße 130 eröffnet hat, mag als ein Beispiel für viele dienen.

Es ist so viel liebevolle und nützliche Arbeit in diesen Bazaren, daß sich etwas Gutes dabei findet, unter den Weihnachtsbaum der Tiergartenstraße nicht minder als unter den der Oranienstraße. Freilich etwas mehr Oranienstraße. Nun ist die Oranienstraße durchaus ehrenwert und gar nichts gegen sie zu sagen. Aber wenn man schon einmal von Kultur redet, muß man sie schließlich nicht gerade in der Nähe der Kürassier- und alten Jakobstraße suchen. Man sieht da noch in den Schaufenstern die falschen Renaissancemöbel mit den überkippenden Aufsätzen. Man wird sie schon beim Tiergarten suchen, wo der Geschmack sich verfeinert und — was eben hier dasselbe ist, verbessert hat.

Gegen diesen modernen Geschmack, den Geschmack auf der Höhe des endlich zu Tode gehetzten 19. Jahrhunderts, ist in der Beschäftigung unserer Damen etwas Fremdes. Ich möchte sagen, es ist Atelierluft in ihren Arbeiten, gegen die Freiluft, die heut durch die Kunst weht. Die Damen sitzen zu wenig vor der Natur, sie sitzen nur vor den Abbildern der Natur.

Ich weiß, daß die Damen vor der Natur Angst haben. Ja, Lichtwark behauptet sogar, daß sie niemals eine rechte Landschaft zu stande bringen werden. Das möchte ich bestreiten. Von Marie v. Keudell habe ich schon sehr feine Naturstimmungen gesehen. Und man soll es überhaupt nicht verschwören: seit Frau Paczka-Wagner so scharfe Menschen gezeichnet und Käthe Kollwitz so Rembrandtsche Weberaufstände radiert hat, darf man Überraschungen erwarten, die die traditionelle Grenze von männlicher und weiblicher Kunst zu einer Illusion machen.

Aber mit der Natur hapert's eben vorläufig. Naturſinn hat doch die Frau, sie hat nur nicht das Auge, sie hat nicht das Auge für die Luft, für das Freie. Daran wird es wohl hängen, sie ist zu lange im Zimmer gewesen. Wenigstens kann man fast auf allen

Digitized by Google

Künstlerinnen-Landschaften, besonders denen der Dilettanten, die stets die Symptome am reinsten zeigen, einen auffallenden Mangel an Licht beobachten. Die Gegenstände sind nicht rund, sie sind bleich, geisterhaft, ohne Schein und Widerschein. Man kann von diesen Landschaften nicht sagen, ob es auf ihnen Mittag oder Abend ist. Sie haben eine absolute Lichtlosigkeit. Höchstens würde man sie auf eine Stunde vor Sonnenaufgang taxieren, eine Tageszeit, die wir Männer aus unserer Studentenperiode vorzüglich im Gedächtnis haben. Da ist alles so schrecklich Schemen, so bedrückend Blei — nur der Reflex des Himmels fällt von den Dingen zurück, noch ist die Sonne nicht erschienen, die das Licht rund um sie herumschlingt.

Reflexkunst. Die Damen sitzen vor den Vorlagen oder Arrangements, die Stillleben in der Art des 17. Jahrhunderts komponieren. Pfirsiche, Hummer, Gläser und Würste in malerischer Gruppierung. Wenn sie dies und ähnliches kopieren, arbeiten sie nicht mit der modernen Seele, sie arbeiten mit einer Reflexseele, sie arbeiten durch das Medium kunstgeschichtlicher Überlieferung. Die Niederländer jener Zeit, die den Begriff Stillleben prägten, nahmen sich die schönen Requisiten der Eß- und Trinkkunst und machten Bilder, abgerundete, komponierte Bilder daraus. Uns heute dürfen dies keine Stillleben mehr sein; wenn wir echt sind, empfinden wir sie nicht mehr als solche, wir empfinden sie als Theater. Schrödter malte einen Don Quixote, um den er die Folianten in einer überaus „malerischen" Weise gruppierte. Würden wir die Bücher heut unter dekorativen Gesichtspunkten ebenso um uns gruppieren, so wäre das Koulissenreißerei, wäre Pose, wäre Donquixoterie.

Die Leute des 17. Jahrhunderts wagten zwar stofflich Neues, aber sie sahen „Bilder". Ein Fortschritt unserer Jahrzehnte liegt darin, daß wir diese Tradition verließen und wieder auf die Natur sahen. Wer heute noch pittoreske Stillleben malt, ist nicht mit der Zeit mitgegangen, noch schlimmer, er hat sich ihrer besten Anregungen beraubt. Er malt mit einer Brille, wo er freien Auges Wunder sehen würde.

Wir Stillleben-sehnsüchtigen Menschen haben Stillleben in Hülle und Fülle um uns. Wir brauchen sie nur zu entdecken. Mit den Hummern und Pfirsichen allein ist's nicht gethan. Schon die Gänge der Mahlzeit haben ja ihre originellen Beleuchtungen; sie haben ihre Frühlingsmorgen, ihre Sommermittage, ihre Herbstabende — man braucht sie nur herauszugreifen. Und dann die Atmosphäre des Schreibens und Lesens: eine Schreibtischecke mit ihren Bildchen, Ständern, Briefbeschwerern, Kalendern; ein Lesetischchen mit dem eigentümlichen Ensemble der bunten Umschläge, halb aufgeschnittener Bücher und dem Falzbein dazu. Die Atmosphäre der dekorativen Liebhabereien: der bewußten in tausend Anordnungen unserer Umgebung, und der unbewußten im charakteristischen Bric à Brac auf den Schränken, in den Bücherbrettern. Und gar die Winkel der Natur, in die unsere Seele zum Stillleben flüchtet: die Bänke, auf denen Erinnerungen lagern; die Seeufer, die von Träumen umwoben sind; ein Asyl im Schilf, in den Gräsern, unter den Libellen, an den Millionen Blumen. Wo ich hinsehe, habe ich ein Plätzchen meiner Seele; und wo ich Natur und Interieur durchschneide, finde ich ein Stillleben, das der Ausdruck einer persönlichen Stimmung ist. Nur ein wenig die Augen öffnen!

Wir verurteilen die Epigonenmaler, die ihre Empfindungen nur in die überkommenen Gestalten vergangener Jahrhunderte zu kleiden wußten. Wir müssen auch eine Malerei verurteilen, die zu einer Zeit, da das Stillleben in allen Herzen wohnt, uns dafür Kompositionen von alten Amsterdamer Künstlern geben will. Zu einer

Digitized by Google

Zeit, wo es fast denkbar wäre, daß die ganze Kunst unter dem Gesichtspunkt „Stillleben“ geschaut werde.

Eine ungeheure Ausdehnung hat die Blumen- und Stilllebenmalerei unter den Frauen. Von den feinsinnigen Sträußen der Olga Wisinger-Florian und den scharfgezeichneten Fruchtstücken der Frau von Hans Thoma bis zu den diskreten und stofflich fortgeschrittensten Stimmungsbildchen der Ernestine Schultze-Naumburg wird jährlich ein Heer von Blumen und Früchten auf die Leinwand und die Seide gebracht. Ein Horror vacui geht durch diese Übungen. Die Gegenstände drängen sich, und von dem Zeichen künstlerischer Souveränität, der richtig gesetzten Pause, ist selten etwas zu merken. Denn es ist das meiste Vorlagenmalerei, das wenigste Empfindung. Wenn ich die fliegenden Blumenhändler am Potsdamer Platz mit den Blumengeschäften vor zehn Jahren vergleiche, so hat sich hier mehr Entwicklung vollzogen, als in den zahllosen Ateliers, in denen die Damen besserer Stände zum Zeitvertreib und Fächerschmuck malen lernen.

Die Frauen sind gewiß geboren, uns die Stillleben künstlerisch nahe zu bringen. Und die Frauen könnten tiefer wirken, wenn sie in unsern Tagen, die nach Stillleben rufen, diese Blumen ins irdische Leben flechten wollten, statt mit alten Kostümen Maskerade zu spielen. Die Dilettanten insbesondere dürfen es jetzt allerorten hören, daß sie berufen sind, im Aufschwung der dekorativen Liebhabereien, der uns bewegt, eine positive und erfüllbare Aufgabe sich zu setzen. Darum bin ich dafür, daß auch die Frauen die Angst vor der Wirklichkeit verlieren; daß ihre Augen die dekorative Welt des Stilllebens sehen, die ihre Hände so oft liebevoll zurechtrückten; daß sie vor die Natur sich setzen, vor die Natur der Landschaft wie des Interieurs. Anfänge sind schon recht gute zu beobachten; Frau v. Sivers, die ein aufmerksames Ohr für diese neuen Dinge hat, wagt hier und da schon das wirkliche Leben sich zu beschauen — aber die Konvention, die blumengruppierende und früchtekomponierende, ist noch Tyrannin, bis einmal die mutige Lehrerin kommen wird, die die Augen öffnet vor der Poesie unseres lebendigen Stilllebens. Die Franzosen nennen es Nature morte. Das eben muß aufhören.

Digitized by Google

Die Kinder in den Arbeitervierteln Londons.

Von

H. Dendy.

Autorisierte Uebersetzung von Ellen Mayer.

Nachdruck verboten.

Eines der ernstesten sozialen Probleme der Gegenwart ist die rasche Bevölkerungszunahme großer Städte, namentlich Londons; man ist vielfach geneigt, dies Wachstum als durchaus nicht wünschenswert und bis zu einem gewissen Grade unnatürlich zu finden. Wenn wir sagen, daß die Bevölkerung Londons jährlich um 50 000 Einwohner wächst, oder um es anschaulicher auszudrücken — eine Stadt von guter mittlerer Größe sich jährlich der Metropole anzweigt, so vergegenwärtigt man sich ein ganzes Heer rüstiger Männer und Frauen, die vom Lande oder Auslande zu einem Wettbewerb mit dem unglücklichen Londoner herzuströmen. Ich fürchte, wir verlieren aber dabei mitunter die Thatsache aus dem Auge, daß das Hauptkontingent dieser jährlichen Bevölkerungszunahme aus kleinen Londonern besteht, die jedenfalls, was Erbansprüche anbelangt, ihren Eltern nicht nachstehen, und deren sogenannter „Wettbewerb um Arbeit" nur als natürlich und wünschenswert angesehen werden kann.

Dr. Longstaff in seinen „Studies in Statistics" überschlägt die Ausdehnung, zu der „Greater London" einerseits durch „natürlichen Zuwachs", andererseits durch die „Differenz zwischen Ein- und Auswanderung" heranwächst, und giebt das Verhältnis auf $7\frac{1}{2}$ zu 4 an, d. h., daß fast $\frac{2}{3}$ der jährlichen Bevölkerungszunahme auf „natürlichem Zuwachs" beruht. Hieraus erhellt wohl zur Genüge, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Problems von der Betrachtung, wie weit Einwanderung vom Lande zu beschränken sei, berührt wird. Eine viel ernstere Frage bildet Physis und Psyche des Zuwachses an jungen Weltbürgern in der noch übrigen Spanne des Jahrhunderts. Es heißt beispielsweise, wir würden neue Hospitäler für mindestens 6 000 Kranke (darunter viele Unheilbare) brauchen; Gefängnisse für 7 000 Verbrecher; Blinden- und Taubstummen-Anstalten für fast 1 000 und Arbeitshäuser für 48 000 Arme.

Betrachtungen, wie die eben angestellten, drängen denen, die in den Arbeitervierteln Londons leben, wohl häufig die Frage auf: Ist es in großen Städten für Kinder möglich, an Geist und Körper gesund heranzuwachsen, oder ist es unvermeidlich, daß das Stadtleben die Geschlechter degeneriert, bis sie in der dritten Generation aus Mangel an Lebenskraft erlöschen? Wir machen den Vorschlag, mit dieser Frage vor Augen, einige der thatsächlich existierenden Bedingungen des Kinderlebens zu prüfen und zuzusehen, wie weit wirksame Verbesserungen möglich wären.

* * *

Die augenfälligste und am leichtesten zu fassende dieser Bedingungen ist natürlich die Schule, aber so wichtig ihr Einfluß auch ist, bleibt er doch, verglichen mit dem der Familie, nur ein Umstand im Leben des Kindes. Die Schule sorgt für seine geistige Ausbildung: sein sittliches Betragen, seine Gewohnheiten, sein Charakter sind die seiner häuslichen Umgebung.

In den Arbeitervierteln Londons ist es schwer, überhaupt Familienleben zu finden. Man zweifelt mitunter, ob es irgend etwas giebt außer der ermüdenden Alternative zwischen Waschfaß und Kehrbesen für die Mutter, dem geschäftigen Hin und Her in den Straßen, der hastig genossenen Mahlzeit in einer Schul- oder Arbeitspause. Aber das ist doch nur der Eindruck eines Außenstehenden, der seine

Digitized by Google

Beobachtungen auf die größeren Nebengäßchen beschränkt, oder offizielle Besuche während der Geschäftsstunden eines Werktages abstattet. Will man Einblick in das wirkliche Leben gewinnen, so bieten eine Gelegenheit hierzu die nach hinten hinaus gelegenen Gärten, wie es deren in vielen Teilen Londons glücklicherweise noch giebt. Hier weiß der Mensch sich unbeobachtet und giebt sich frei. Obgleich der Garten (Hof wäre eine richtigere Bezeichnung) notwendigerweise von Häusern umgeben ist, — sechs bis acht Fenster blicken auf einen jeden — so existiert doch eine Art stillschweigenden Einvernehmens, dem gemäß das Familienleben sich frei und ungezwungen wie in tiefster Einsamkeit abspielt. Nicht etwa, daß das, was vorgeht, durchaus unbeachtet bliebe, aber es wird angenommen, daß man sich außerhalb der Sphäre der Kritik befinde, und Sonnenblumen pflanzen, Sperlinge schießen, sich Sonntags im „Boxen" üben kann, ohne daß jemand das Recht hätte, Bemerkungen zu machen.

Wir sind in der glücklichen Lage, über fünf bis sechs dieser Gärten hinwegsehen zu können — russige, schmutzige Streifen Landes, die aber ihren Eigentümern und deren Nachbarn eine Welt an mannigfachen Interessen bieten. In vier derselben leben Familien mit Kindern, die recht charakteristisch ebensoviel verschiedene Typen veranschaulichen. Die erste Familie besteht aus vier oder fünf kleinen Knaben, einander so ähnlich, daß ihre Zahl sich schwer genau feststellen läßt; es sind so kräftige, gutverpflegte Burschen, als man es nur irgend wünschen kann. Der Vater ist Schutzmann, nimmt Interesse an Menschen und Tieren, und sein Streifen Gartenland bietet ihm mannigfache Gelegenheit zu naturwissenschaftlichen Studien. Jedes Frühjahr erscheint eine Brut junger Enten, und wenn sie allmählich verschwinden, an ihrer Statt Tauben. Hahn und Hennen gehört das ganze Jahr hindurch etwa ein Drittel des Platzes, gerade außerhalb des Bereiches des Kettenhundes. Ich vermute, bin aber nicht sicher, daß der Verschlag am Ende des Gärtchens Kaninchen, Meerschweinchen oder ähnliches Getier beherbergt. Der tägliche Prozeß der Wartung und Fütterung in diesem kleinen Königreich geht mit der größten Regelmäßigkeit vor sich und wird von Vater und Söhnen besorgt. Diese Knaben haben in ihren sauberen Blusen, die außen an der Eingangsthür abgeworfen werden, das Aussehen und die Interessen von Kindern auf dem Lande; betrachtet man ihr fröhliches, naturgemäßes Leben, so fühlt man sich ermutigt zu hoffen, daß eine verständige Leitung hier viele der Uebel des Stadtlebens verhüten wird.

In der zweiten Familie giebt es nur Mädchen, im Alter von vier bis vierzehn; sie stehen, was behaglichen Lebenszuschnitt anbelangt, ohne Zweifel eine Stufe niedriger, obgleich die Mütter miteinander reden, und sich über die schmale Mauer, die sie trennt, Leiden und Unfälle ihrer Kinder mitteilen. Es fehlt hier die phlegmatische Ruhe, die den Schutzmann (wir halten ihn für einen Schotten) auszeichnet und seiner Familie ein gewisses Wohlsein aufprägt. Die Kräfte der Mutter scheinen schon erschöpft, sie schaut sorgenvoll drein; es heißt, es gehe dem Vater geschäftlich gut, aber er trinkt, und seitdem er oben vom Omnibus herabfiel, ist er genötigt, im Wagen nach Hause zu fahren. Gehorsam verschafft man sich hier nur durch lautes Zurechtweisen und rasches Zuschlagen. Die Kinder sieht man häufiger als ihre kleinen Nachbarn auf der Straße, und das älteste hat schon mitunter das laute Lachen und vorlaut plumpe Wesen, das für Londoner Mädchen so charakteristisch ist. Aber noch ist vieles gesund und naturgemäß im Leben dieser Familie, in ihrem Garten spielen sie die echten Kinderspiele, Laden, Puppentheegesellschaft, und was sonst eine gesunde Kinderphantasie ausdenken mag, und letzten Herbst, als die zarteste der Schwestern krank gewesen, sah man die ganze kleine Schar sich in einen Wagen drängen: es ging an die See zu vierzehntägigem Aufenthalt.

Die dritte Familie weist eines aus der bemitleidenswerten Klasse kranker Kinder auf. Vor einigen Monaten noch war sie das reizendste kleine Geschöpf, sprühend von Leben, Frohsinn, guter Laune. Es ist, als zehrten derartige Kinder, wird gut für sie gesorgt, in ihren wenigen gesunden Jahren die Energie, die Lebhaftigkeit eines ganzen Daseins auf. Ihr Verstand ist vorzeitig entwickelt, ihre Lebensgeister sind immer rege, sie nehmen den stärksten Anteil an allem, was um sie her vorgeht; bis die

Digitized by Google

Krankheit sie niederwirft, sind sie Licht und Leben der Ihrigen. Aber sie gehören der dritten Generation an; ihre Eltern sterben früh an Schwindsucht, und erliegen sie nicht den Leiden der Kinderjahre, so gehen sie verkrüppelt und fürs Leben geschädigt daraus hervor.

Das kranke Kind wird sehr exklusiv erzogen, etwas Verkehr unter Aufsicht ist ihm mit den Kindern der zweiten Familie gestattet, aber mit der vierten Familie darf es sich auf keine Weise „gemein machen", und findet man es an der Mauer in kindlich vertraulichem Geplauder, das Puppen und Kätzchen zum Gegenstande hat, so wird es sogleich abgerufen und muß zurück in die Abgeschiedenheit der Küche. Denn die Kinder der vierten Familie stehen gesellschaftlich sehr niedrig, sie bewohnen nicht das ganze Haus, nur das hintere Bodenzimmer, und der kleine Bruder und das Schwesterchen sind im Garten nur geduldet; für sie ist er mehr ein Ort der Verbannung als der Erholung; man schickt sie dorthin oder auf die Straße, wenn Waschtag oder Familienkatastrophen die Anwesenheit der Kinder in dem kleinen Raum nicht wünschenswert machen. Es sind häßliche, halbverhungerte, eigensinnige kleine Dinger, deren einzige Idee von Spielen darin besteht, Gegenstände über die Mauer zu werfen, in der Hoffnung, sie ohne Schlag oder Scheltwort zurückzuerhalten. Es ist leicht, sich ihre Zukunft vorzustellen. Der Fabrikarbeiterin breiter Hut mit überhängenden Federn wird in einigen Jahren des armen Mädchens unschönes Köpfchen bedecken, während der Knabe ein ausschweifendes Leben auf der Straße führen wird und einer Besserungsanstalt oder dem Gefängnis zusteuert. Und doch hätte sich ihr Leben fast ebenso wie das der ersten Familie gestalten können. Ihre Umgebungen sind die gleichen, sie könnten dieselbe Schule besuchen; was ihnen fehlt, ist nur die gesunde häusliche Atmosphäre.

Als wir anfingen die erste Familie zu beobachten, schien uns einer der größten Nachteile städtischer Erziehung das Fernsein von der freien Natur. Wir haben hier nicht die unbestrittene Thatsache im Auge, daß viel frische Landluft und ländliche Kost für Kinder wünschenswert sind, sondern wie sehr „Geboren werden" und „Aufwachsen" in einer großen Stadt die geistige und moralische Entwicklung beeinflußt. Vielleicht können wir uns kaum vergegenwärtigen, was das für unsere kleinen Londoner bedeutet. Nicht nur, daß die Natur ihnen als etwas Häßliches, Armseliges erscheint, sie wird ihnen unter keinem andern Gesichtspunkt, als dem der menschlichen Bedürfnisse zugänglich. Alle Möglichkeit eines uneigennützigen Ausblickes in die Welt, der die Wurzel alles höheren Lebens bedeutet, fehlt. Auf dem Lande hebt der Knabe Vogelnester aus, fängt Tiere aller Art, kehrt alles zu eigenem Vorteil und Vergnügen; aber selbst er in seinem eigennützigen Vorgehen muß empfinden, daß der Natur eine Bedeutung innewohnt, die zu seinen Interessen sich ganz gleichgiltig verhält. Besitzt der Knabe in der Stadt Vorliebe für „Lebendiges", so streicht er um die Bude des Vogelhändlers, und dieses Interesse gipfelt dann in Taubenschießen oder Rattenfang.

Uneigennütziges Interesse muß der Grundton alles höheren Lebens sein, und es ist schwer, solche Bedingungen in einem Stadtleben zu realisieren, wo alles, was in den Gesichtskreis des Kindes tritt, unverkennbar für den Menschen allein geordnet und gestaltet ist.

Einer der Punkte denn, die man in der Erziehung des Stadtkindes zu betonen hätte, wäre Wiedererweckung der rechten Ehrfurcht vor der Natur, sowohl vor den niedern als den höhern Formen des Lebens, denn Herabwürdigung der ersteren zieht immer mangelnde Achtung vor letzteren nach sich. Viel kann nach dieser Richtung gewirkt werden durch Bücher, Museen, öffentliche Gärten; aber all das ist doch schon durchsetzt von dem gleichen Sauerteig, verfälscht durch die Unterordnung unter die kleinen Zwecke des Menschen. Vielleicht hat den größten Schritt in der rechten Richtung die „Gesellschaft für Ferien-Kolonien" gethan („Children's Country Holiday Fund"), und wenn sie ihre Wirksamkeit gerade so lange ausübt, bis sie sich eingebürgert, und aufhört, bevor sie Ansprüche groß gezogen hat, wird sie möglicherweise in der Geschichte des sozialen Lebens den Anfang einer großen sozialen Reform bedeuten.

Digitized by Google

Wo wahrhaftes Familienleben ist, kann übrigens diese Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade überwunden werden, und guter häuslicher Einfluß kann gewiß teilweise entschädigen. Wie weit das Londoner Schulleben sich in der rechten Richtung bewegt, ist schwer zu sagen. Für die am niedrigsten stehende Klasse ist sein Wert ganz unschätzbar, aber seine Bedeutung liegt weniger im Unterricht als in der Disziplin und Ordnung, die sie nachdrücklich fordert. Handelt es sich nun aber um Kinder der bessern Klassen, die ihre moralische Erziehung zu Hause empfangen und die Schule zu geistiger Ausbildung besuchen, so ist die Frage eine andere. Könnte man das Gesetz als etwas Endgiltiges betrachten und Erziehung als etwas Feststehendes, genau innerhalb seiner Grenzen Gegebenes, dann wären unsere Board Schools [1]), was das anbelangt, etwas beinahe Vollkommenes. Auch wie sie im Augenblick sind, zeitigen sie bewunderungswürdige Resultate und rechtfertigen die Erwartung großen Fortschritts, sobald wir nur das Material, mit dem wir zu arbeiten haben, besser kennen werden. Man nehme nur beispielsweise die ärgerliche Frage über Ausbildung in technischen Handfertigkeiten! Unsere Schuljugend besitzt nach dieser Richtung die besten Anlagen, die brach liegen bleiben, weil es ihnen an der nötigen Ausbildung gebricht. Es sind eben die Enkel und Urenkel von Holzschnitzern, Webern, Kupferstechern, Verfertigern künstlicher Blumen, denen als Erbteil eine Geschicklichkeit in den Fingern sitzt, die durch keine Ausbildung, wie sie in den Board Schools üblich ist, erlangt werden kann. Sie sind prächtiges Material für den besten Unterricht; sobald man ihnen die Augen für echte Kunst öffnete, würden sie Vortreffliches leisten; aber dann müßten wir Künstler haben, oder wenigstens solche, die wissen, was Kunst ist, sie zu unterweisen.

Mit dem musikalischen Talent ist es das gleiche, auch hier vortreffliches Material; die Stimmen sind gut, die Kinder übertreffen, was Verständnis und Eifer anbelangt, ihre Altersgenossen derselben Gesellschaftsklasse auf dem Lande. Was ich noch in Bezug auf diese Kinder der bessern Klassen — die Kinder der Handwerker — zu betonen wünschte, ist, daß wir uns ihnen gegenüber des umgekehrten Prozesses, Holz mit dem Rasiermesser zu zerhacken, schuldig machen: wir bemühen uns, feines und wertvolles Material mit grobem Werkzeug zu bearbeiten. Wenn diese obern Schichten unserer Arbeiter erst gelernt haben werden, wie die Fähigkeiten ihrer Kinder richtig zu entwickeln sind, so wird sich vor ihnen eine große Zukunft öffnen.

* * *

Wie steht es nun um die Gesundheit und physische Entwicklung dieser Kinder? In der großen Stadt haben sie gegen viel Hindernisse zu kämpfen. Die Gefahren, denen sie sich in der Schule durch die nahe Gemeinschaft mit Kindern aus der niedrigsten Gesellschaftsklasse aussetzen, sind oft nachdrücklich besprochen worden. So weit eine thatsächliche Berührung stattfindet, ist es auch eine ernste Sache, und man muß sich wundern, daß Privatschulen fast ganz aussterben. Die Erklärung liefert wohl die natürliche Klassifizierung der Schulen eines Stadtteils, die sowohl von den Lehrern als auch von den Eltern vollkommen anerkannt wird. Von den drei Schulen, die ich am besten kenne und die alle nur um einen Steinwurf entfernt von einander liegen, enthält die erste nur auserlesene Kinder — die Elite aus der Handwerkerklasse; die zweite Kinder von derberer Art, aber noch ganz anständige; während die dritte von den Lehrern selbst „Sink of Hoxton“ [2]) genannt wird. Die Nachbarschaft ist ganz und gar die gleiche, aber die Schule, die zuletzt ins Leben trat mit all den neuesten Verbesserungen, hat einen guten Ruf. Es ist immer mehr Nachfrage als berücksichtigt werden kann. Die Lehrer können wählen und wählen natürlich solche, die den guten Namen der Schule aufrechterhalten werden. Auf diese Weise wird das Risiko, das die bessern Kinder laufen, auf ein Minimum reduziert; es ist wohl kaum größer als die Gefahren, denen die Kinder im „Westend“ sich bei einem Gang durch die Straßen aussetzen.

[1]) Board School entspricht etwa unserer Volksschule. D. Ü.

[2]) Stadtteil im Norden von London gelegen („Hefe von Hoxton“). D. Ü.

Digitized by Google

Eine viel ernstere Angelegenheit ist das enge Zusammenleben, das in einer Stadt fast unvermeidlich zu sein scheint. Des Tages ist es von verhältnismäßig geringer Bedeutung, obgleich auch dann ein „Niemalsalleinsein" schlecht auf den Charakter wirkt, aber die erbärmlich ungenügenden Schlafeinrichtungen, wie man sie ausnahmslos unter der Arbeiterbevölkerung Londons antrifft, müssen auf Kinder in hohem Grade schädlich wirken. Es ist ganz alltäglich, daß vier oder fünf ein Bett teilen; ich habe es erlebt, daß man sie in den Rollkasten legte, wo nach Ansicht der Mütter genügend Platz für zwei war. Wenn wir noch hinzufügen, daß derselbe Raum ohne jegliche Ventilation Tag und Nacht bewohnt wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in diesem gedrängten Zusammenleben heranwachsender Kinder die Keime zu mannigfachen und ernsten Übeln zu suchen sind. Auch ist die Frage der Ventilation nicht ganz so einfach, als sie dem Besucher erscheint, der mit erziehlichen Absichten kommt und der Mutter vordemonstriert, wie einfach es sei, Fenster zu öffnen. Häufig sind die Häuser so gebaut, daß was an Luft hereinströmt, schlimmer ist, als was hinausgeht. Zudem wissen alle, die in den ärmeren Stadtteilen gewohnt haben, daß man sich nachts durch ein Aufhalten der Fenster unliebsamen Störungen aussetzt.

Ein weiterer Übelstand des engen Zusammenlebens ist, daß es das späte Zubettegehen begünstigt, wenn nicht thatsächlich veranlaßt. Wenigstens die Hälfte der Kinder kann nicht zu Bett, so lange das Zimmer benutzt wird; sie gewöhnen sich, so lange wie ihre Eltern aufzusitzen, und wenige von ihnen kommen vor zehn oder elf Uhr zur Ruhe.

Auch werden Kinder von den Aufregungen des Stadtlebens stark beeinflußt; schaut man näher zu, so findet man, daß Londoner Kinder fast immer müde aussehen; die dunkeln Ringe unter den Augen sprechen von nervöser Abspannung, die die Gesundheit untergräbt; und gerade ihre Ruhelosigkeit ist die Ruhelosigkeit der Ermüdung und nervösen Erschöpfung. So zeitig schon beginnen sie das Leben ihrer Eltern zu teilen, daß es häufig ist, als hätten sie überhaupt keine Kindheit. Letzteres gilt namentlich von den ältesten Kindern in einer Familie. Die Arbeiterbevölkerung Londons ist ein vergnügungssüchtiges Geschlecht; ihre Abende sind — auf alle Fälle so lange sie jung sind — kaum seltener durch gesellige Veranstaltungen ausgefüllt als bei der Jugend im „Westend". Die jungen Leute treffen sich im Theater, im Concertsaal, oft auf Privatgesellschaften; sie lernen sich im Strudel des geselligen Lebens kennen, und nach der Heirat wird der Kreislauf abendlicher Vergnügungen fortgesetzt. Dann kommt die Zeit, wo die junge Frau zwischen Kind und Mann zu wählen hat. Es ist ein moralisches Dilemma, das man in den höheren Gesellschaftskreisen kaum kennt. Daheim beim Kind bleiben heißt eigentlich seinen stärksten Einfluß auf den Mann aufgeben, bedeutet, seine Mußestunden nicht mit ihm teilen; das Kind allein lassen scheint unmöglich, und doch wäre es dem vorzuziehen, was gewöhnlich geschieht — nämlich daß es mitgenommen und allen Gefahren eines plötzlichen Witterungswechsels, überfüllter Räume, der kalten Nachtluft ausgesetzt wird. „Warum sterben in Shoreditch[1]) so viele Kinder an Bronchitis?" fragten wir eine verständige Frau. „Weil sie abends bei jedem Wetter hinausgebracht werden," antwortete sie sogleich, „und dann unterziehen die Eltern, wenn sie heim kommen, sich nicht der Mühe ein Feuer anzuzünden; das Kind wird im kalten Zimmer entkleidet, in kalten Nachtkleidern in ein kaltes Bettchen gelegt; natürlich sterben sie." Vor nicht langer Zeit zählte ich im Britannia-Theater dreißig bis vierzig Mütter mit Brustkindern, und es werden wohl kaum weniger als hundert anwesend gewesen sein. Die später geborenen Kinder haben es besser; nicht nur, daß man sich leichter entschließt zwei oder drei zusammen zu Hause zu lassen, sondern zunehmende Jahre und wachsende Verantwortung bewirken eine Abnahme der Vergnügungssucht. Des Vaters Gewohnheiten im Guten oder im Bösen haben sich gefestigt, die Mutter bleibt weniger ungern zu Hause. Andererseits schleicht sich mit der Vergrößerung der Familie die üble Gewohnheit, Arbeit und Pflichten andern zuzuschanzen, ein, die sowohl im industriellen als im Familienleben zu manchem

[1]) Nördlicher Stadtteil von London. D. Ü.

Digitized by Google

Mißbrauch Veranlassung giebt. Die Mutter übergiebt den älteren Kindern die Sorge für das jüngste, die älteren wälzen es den jüngeren zu, bis man dann ein dreijähriges mit einem einjährigen ihm Anvertrauten in der Straße umherwackeln sieht, und niemand weiß, wie oft sie um eines Haaresbreite verunglückt wären, und wieviel Mißgeschick sie thatsächlich erleiden.

Eine andere Schwierigkeit, gegen die diese Kinder anzukämpfen haben, ist die unpassende Diät. Auch hier wieder müssen ihre Bedürfnisse sich dem Geschmack ihrer Eltern anpassen; oft hat das die unheilvollsten Folgen. In einer Stadt wird die gesunde, wenn auch monotone Art der Ernährung, wie sie auf dem Lande üblich, durch eine große Mannigfaltigkeit billiger und schmackhafter Kost ersetzt, und auch das jüngste Kind erhält ein bißchen von allem, was konsumiert wird. „Es kann alles essen," sagte uns eine stolze Mutter, indem sie auf ein elendes Geschöpfchen wies. Dieses „alles" umschloß vermutlich eine Auswahl von Dingen, an die die meisten von uns sich nicht wagen würden. Was Getränke anbelangt, so ist es vielleicht von der größten Bedeutung, daß Kinder Milch und Thee fast gleichzeitig zu trinken anfangen, und eine Vorliebe für alkoholische Flüssigkeiten erwerben, bevor sie deutlich sprechen können.

Es muß noch bemerkt werden, daß ärztlicherseits die feuchten Wohnungen in den ärmeren Stadtteilen als die häufigen Erreger von Kinderkrankheiten nachdrücklich betont werden. Allerdings ist alles, was dahin abzielt, die Sterblichkeit in den ärmeren Teilen Londons zu erhöhen, Kindern verhängnisvoller als Erwachsenen. Stellen wir das Prozentverhältnis der Todesfälle unter 5 Jahren und aller übrigen Todesfälle in dem gleichen Stadtteil gegen einander, so ergiebt sich in den fünf schlimmsten eine Schwankung von 44—49 Prozent, während es im ganzen übrigen London nur 36 beträgt. Camberwell [1]) bietet lehrreiche Belege, wie fürchterlich leicht ein Kinderleben die Beute der Verhältnisse sein kann. Nimmt man den Stadtteil als ganzen, so beträgt die Sterblichkeitsziffer für Kinder unter fünf Jahren 44 Prozent aller Todesfälle. Aber dieser Stadtteil wird aus vier kleineren gebildet. In Dulwich ist das Verhältnis nur 19 Prozent, im eigentlichen Camberwell 36, in Peckham 40 und in St. Georges 49.

Die Behauptung, die Zahl derer, die den Übeln unterliegen, sei von geringerer Bedeutung als der Zustand der Überlebenden, ist vielleicht nicht übertrieben. Alle sind den gleichen nachteiligen Einflüssen ausgesetzt, sind durch wirkliche Gebrechen oder eine Einbuße an Kraft fürs Leben gezeichnet. Und doch sind die Mittel zur Abhilfe so einfach: ein nachdrücklicherer Zwang zur Ausübung sanitärer Vorschriften, strengere Aufsicht gegen zu enges „Beieinanderwohnen," und, wichtiger als alles andere: man gebe Knaben und Mädchen eine Erziehung, die sie besser befähigt, dem Leben, das ihrer harrt, gerecht zu werden. Wenig mehr als das ist erforderlich, um Kindern in den armen Stadtteilen Londons ein ebenso gesundes Leben zu ermöglichen als in den reichen.

Das bringt uns zu unserer dritten Klasse — den kranken Kindern. Wie wir schon erwähnten, gehören sie in London meistenteils der dritten Generation an. Aber das aussprechen, heißt viel und wenig sagen. Es bedeutet ein wachsendes und unvermeidliches Übel, an das wir nicht glauben — auch scheint das Verhängnisvolle dieser Beobachtung bei näherer Prüfung etwas zu schwinden. Nehmen wir z. B. das Kind der dritten Familie, dessen wir vorher erwähnten. Es hat ein Brustübel, von dem es vermutlich nie ganz befreit werden wird. Eine oberflächliche Nachfrage scheint zu Gunsten der Theorie der Erblichkeit zu sprechen. Der Vater und viele Glieder aus der Familie der Mutter starben an Schwindsucht, die Mutter selbst ist von zarter Gesundheit. Aber blättern wir etwas zurück in der Familiengeschichte! Der Großvater väterlicherseits ist aus Islington [2]) gebürtig, seines Zeichens Schuhmacher, ein geschickter Arbeiter, gutherzig, willfährig und verschwenderisch, seine Frau eine entschieden gewöhnlichere Natur. Sie haben viele Kinder, ausschweifende und

[1]) Stadtteil von London. D. Ü.
[2]) Stadtteil von London. D. Ü.

Digitized by Google

leichtsinnige junge Leute, alle mit gerade so viel innerem Halt, um es nicht zum äußersten kommen zu lassen, — durch der Mutter zänkisches Wesen und des Vaters sorglose Art verdorben. Ihr „zu Hause" ist der Schauplatz beständiger Aufregungen und Erbitterungen; zumeist treiben sie des Vaters Gewerbe und richten ihr Leben so ein, daß sie während der Hälfte der Woche Tag und Nacht arbeiten und die übrige Zeit dann mit Spiel zubringen. Eine der Schwestern starb im Irrenhause; sie hatte thatsächlich durch die Zwietracht im elterlichen Hause den Verstand verloren. Alle übrigen mit Ausnahme des Vaters des kleinen Mädchens sind am Leben und gesund; er hatte sich seine Krankheit durch Arbeiten in einer verpesteten Atmosphäre erworben; sie beruhte wahrscheinlich in keiner Weise auf Vererbung. Beide Großeltern mütterlicherseits waren Landleute. Der Großvater erkrankte hoffnungslos in verhältnismäßig jungen Jahren, und alle Sorge um die vielen kleinen Kinder fiel der Mutter zu. Sie ging aus auf Arbeit und ließ die Kinderschar unter Obhut des ältesten Knaben zurück, und die Mutter des Kindes, von dem wir sprechen, mußte schon mit zwölf Jahren mitthun und führte dieses harte Leben, bis sie auf einer Abendgesellschaft ihren zukünftigen Mann kennen lernte. Nach dreijähriger Ehe brach er zusammen, und die Frau, die nun zwei Kinder hatte, mußte ihre Arbeit wieder aufnehmen. Sie hatte das Jüngste immer bei sich, und mußte sich, aus Furcht, die Arbeit, die ihnen allen Brod war, zu verlieren, oft mit Steinfußböden als Lagerstatt für das Kind begnügen und es bis zum äußersten vernachlässigen. Das andere Kind ward von der Familie des Vaters adoptiert und ist so gesund, als es bei spätem Zubettegehen und ungesunder Ernährung nur möglich ist; aber das jüngste ward von einem zum andern gestoßen, während die Mutter bei ihrer Arbeit noch die Pflege des sterbenden Mannes versah. Es ist nur natürlich, daß es jetzt an den Folgen früherer Vernachlässigungen leidet; aber in all diesen Zuständen ist nichts, was man als unvermeidliches Ergebnis des Stadtlebens bezeichnen könnte. Wäre für den Vater in seiner Kindheit besser gesorgt worden, hätte die Sanitätspolizei die Werkstatt, in der er arbeitete, gewissenhaft inspiziert, hätten Freunde dem Kinde die gleiche Hilfe wie seiner Schwester angedeihen lassen, so wäre es bewahrt geblieben; es ist unmöglich, sein Schicksal als unvermeidlich anzusehen.

Wir sind der Ansicht, daß das gleiche bei Tausenden kranker Kinder zutrifft, die man jetzt für die notwendigen Opfer des Stadtlebens ansieht. Kein so mächtiger Faktor wie ererbtes Geschick bestimmt ihr Los, wohl aber die sehr gewöhnliche Sorglosigkeit, der gleichgiltige Egoismus ihrer Familie und des Gemeinwesens, dem sie angehören.

* * *

Noch bleibt uns ein sehr schwieriger Teil des Problems. Was soll aus der niedrigsten Klasse der Kinder werden — den Kindern entehrter Eltern, die sich in den Schulen von schlechtestem Ruf in den schlimmsten Straßen zusammenfinden? Es sind ihrer zu viele, um übersehen zu werden, obgleich man sie, beschränkt man seine Beobachtungen auf die Hauptstraßen, leicht übersieht. Wie Mäuse und Ratten und im verborgenen kriechendes Getier scheuen diese kleinen Verworfenen das Tageslicht und haben ihre eigenen Schlupfwinkel, die selten von der übrigen Welt betreten werden. Der verantwortliche Teil der Familie, die Väter und erwachsenen Söhne sind gewöhnlich an der Straßenecke vor der Schenke auf der Lauer, geduldig wartend, ob nicht jemand auftauche, ihnen „ein Glas zu leisten", oder sie vertreiben sich die Zeit mit einer irgendwo aufgegriffenen Nummer der Tit-Bits[1]). Am Ende einer Seitenstraße und hinein in einen Hof, dort findet ihr die Frau und die Kinder in ihrem „zu Hause." Eine Besonderheit dieser Domizile ist, daß die Eingangsthüren immer gastlich weit geöffnet sind. Der eindringende Blick begegnet einem Chaos von Schmutz und Unordnung, und heraus dringt bis in die Straße eine unbeschreibliche Ausdünstung, die sogleich die Klasse der Bewohner kennzeichnet. In jeder Hausthür steht

[1]) Englisches Witzblatt. D. Ü.

Digitized by Google

eine mehr oder minder handfeste Frau, die mit aufgekrämpelten Ärmeln bereit scheint für die Arbeit, die sie niemals verrichtet. Sie streicht sich behaglich die roten Ellenbogen, wartend bis der Gemüse- und Obsthändler, der soeben seinen Ruf oben an der Straße erschallen läßt, seinen Weg herunter bis zu ihr genommen hat. Dann kauft sie wohl für denselben Preis, den sie auf offener Straße für frische Ware gezahlt hätte, halbverfaulten Fisch, verdorbenes Obst und Gemüse. Unzählige schwächliche, schmutzige Kinder klettern die Stufen auf und nieder, oder kauern draußen in der Gasse und bilden einen auffallenden Gegensatz zu der korpulenten, roten Frau, die ihnen zuschaut. Ihr ganzes Leben spielt sich in diesem Gäßchen ab. Es ist ungefährlich, da es hier keinen Wagenverkehr giebt, niemand denkt daran, es als Durchgang zu benutzen, wenige Leute, außer dem Mann, der den Mietzins einfordert, werden durch Geschäfte hierher geführt. Sei es nun naß oder trocken, kalt oder warm, vom frühen Morgen bis zum späten Abend wimmelt es von Kindern; sie essen, trinken, spielen, ja schlafen selbst hier. Man kann sie kaum bekleidet nennen; alte Lumpen sind ihnen nur so umgebunden, Kleidungsstücke von der wunderlichsten Art ohne Rücksicht auf Alter und Gestalt der Träger. Diese Kinder findet man in den Schulen niedrigster Ordnung, und dort erhalten sie die einzige Erziehung und Bildung, die ihnen je zu teil wird. Sie sind immer ungewaschen, zu Hause, weil Waschen nicht in den Rahmen ihrer Familiengewohnheiten gehört, in der Schule, weil dort das Risiko zu groß wäre, es sei denn, man könnte für jedes Kind eine besondere Waschvorrichtung ermöglichen. Sie kauen gewöhnlich irgend welche Süßigkeiten, und sind mit ihren Mahlzeiten immer um eine im Rückstand. Es ist ganz richtig, daß sie meistens ohne gefrühstückt zu haben zur Schule gehen, und das, weil ihre Eltern den Grundsatz „Sufficient unto the day“ [1]) allzu wörtlich befolgen. Jeden Abend wird allen Vorräten im Schrank der Garaus gemacht und am nächsten Morgen müssen sie ihr Frühstück erst verdienen, um es verzehren zu können. Obgleich die Kinder immer verspätet zur Schule kommen, so sind, bevor man sie fortschickt, die Vorgänge im Haushalt doch selten bis zu einer Mahlzeit gediehen. Außerdem hat Erfahrung gelehrt, daß, wenn das Kind ohne Frühstück zur Schule geht, es gewöhnlich mit einer kleinen Anweisung zurückkehrt, die es dem Vater ermöglicht, das Problem des nächsten Tages noch etwas hinauszuschieben.

Ich muß hier wiederholen, daß das, was man diesen Kindern an positiven Kenntnissen beibringt, garnicht in Betracht kommt, verglichen mit der Erziehung zu Ordnung und Gehorsam. Es ist ihre einzige Gelegenheit zu sittlicher Bildung. Vom dritten bis zum zwölften oder dreizehnten Lebensjahr sind sie in guten Händen; es ist vor und nach dieser Periode, daß sie am meisten der Hilfe bedürfen. Der kritische Moment ihres Lebens ist, wenn sie die Schule verlassen; hier habe ich namentlich die Knaben im Auge. Sie sind dann lebhaft, aufgeweckt, dienstbereit. Kämen sie sogleich in ein geordnetes Arbeitsleben, so hätten wir in zwanzig Jahren kaum mehr ein „industrielles Residuum“. Aber die Mütter wünschen, daß sie ihnen daheim bei den jüngeren Geschwistern helfen, die Väter möchten sie immer bereit finden, Botschaften auszutragen. Sucht man ihnen einen Verdienst zuzuführen, so werden sie meist Laufburschen, verlieren die Stelle jedoch, sobald sie heranwachsen. Wir müssen leider bekennen, daß auch besser situierte Eltern so handeln. Der junge Mann wird in der Zeit zwischen Schulaustritt und Eintritt in einen Beruf fürs Leben verdorben. Sechs Monate eines müßigen, zuchtlosen Lebens auf der Straße genügen vollständig, um alle Spuren vorheriger Erziehung auszulöschen; es ist außerordentlich, wie sehr ein müßiges Herumstehen vor der Schenke diese jungen Leute verändert. Wenn sie die Schule verlassen, sind sie aufgeweckt, haben geschärfte Gewissen, etwas frech sind sie allerdings, aber sie sind es frei heraus, ohne Bosheit. Sie sind bereit für jede Arbeit, voll Mut und Lebenskraft; aber nach einem Jahr des Müßiggangs ist nichts mehr mit ihnen anzufangen. Sie sind mürrisch und unzugänglich, sobald man das Wort an sie richtet; kehrt man ihnen den Rücken, so kann man auf einen Steinwurf gefaßt sein. Gilt

[1]) Bezieht sich auf Evangelium Matth. Kap. 6, Vers 34.

Digitized by Google

es Arbeit zurückzuweisen, so ist jede Entschuldigung gut genug, alles und jedes scheint sie im Nichtsthun zu bestärken. Eine weite Perspektive eröffnet sich hier dem unternehmenden Schulvorstand, der sein Augenmerk einer dieser Anstalten zuwenden und sich der Knaben annehmen wollte, sobald sie die Schule verlassen, und die Eltern von der Notwendigkeit überzeugen wollte, sie zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten. Es wäre keine zu schwere Aufgabe, und die Folgen wären ganz unberechenbare.

* * *

Sind Londoner Kinder glücklich? Uns scheint, hier kann an einer bejahenden Antwort nicht gezweifelt werden. Es fehlt ihnen natürlich nicht an Ursache zu mannigfachem Elend. Da steht Krankheit obenan; chronisches Unbehagen, durch den beständigen Genuß schlechten Zuckerwerks hervorgerufen, ist vielleicht nicht minder quälend, dann die Trunksucht der Erwachsenen, obgleich sie durchaus nicht immer Grausamkeit oder Unfreundlichkeit gegen Kinder bedingt. Und ist es der Fall, so hat das echte Kind der verkommenen Straße Mittel, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, bis die Gefahr vorüber ist. Andererseits bietet das Straßenleben mannigfache Vergnügungen; schon auf dem Wege zur Schule begegnet man einer Menge heimlicher Freuden, die, was wirklichen Genuß anbelangt, wohl dem verglichen werden können, was das Kind im Westend in eleganter Kleidung mit sauberen Händen auf seinem täglichen Spaziergang empfindet. Ein Regentag bietet noch mehr des Interessanten als ein sonniger, und die immer wiederholte Klage, es fehle den Kindern an Schuhwerk, scheint an Bedeutung zu verlieren, sieht man sie in Wassertümpeln herumwaten, in jeder Pfütze plätschern, achtlos, ob sie gutes, schlechtes oder gar kein Schuhwerk an den Füßen haben. Auf vierzehn- bis fünfzehnjährige Kinder übt die Straße abends eine gefährliche Anziehungskraft aus: Der Glanz der Gaslaternen, das geschäftige Hin- und Herdrängen, der laute, freie Verkehr Bekannter, der sich auch auf Fremde erstreckt, hat für diese jungen, erregbaren Wesen nach der Monotonie des Tages einen unwiderstehlichen Reiz. Wir haben den Brief eines Mädchens in diesem Alter gelesen, der die Freuden des Tanzes auf der Straße, des Zusammentreffens mit Freunden schilderte, und, obgleich einfach im Ausdruck, durch die Intensität der Empfindung fast leidenschaftlich war, und uns klarer als mancher Mißerfolg die Unmöglichkeit vor Augen führte, diesen jungen Mädchen fern von London ein ruhiges, häusliches Leben zu bereiten. Sind sie häßlich, ungeschickt, in gedrückter Gemütsstimmung oder irgendwie unfähig bei der lärmenden Fröhlichkeit sich selbst zu behaupten, so mag es noch möglich sein, sie zu entfernen, bevor aller sittigende Einfluß der Schule abgestreift ist. Andernfalls aber nicht. Es lebt in uns allen ein leidenschaftliches Verlangen nach Bewegung, das befriedigt werden muß, sobald es die Oberhand gewinnt. Und welchen Ersatz können wir diesen Kindern für das Vergnügen bieten, das wir sie veranlassen aufzugeben? Schutz und Beschränkung. Die Notwendigkeit des einen will ihnen nicht einleuchten, während sie das andere bereits hassen. Es wird uns nicht glücken, bis es uns gelingt, ein Sicherheitsventil zu schaffen, durch das ihr Sensationsbedürfnis sich entladen kann. Ich glaube, viele von uns denken, die Litteratur repräsentiert dieses Sicherheitsventil. Es ist wirklich erstaunlich, daß so wenig dafür geschehen ist, gute Litteratur in den Gesichtskreis dieser ärmsten Gesellschaftsschichten zu bringen. Viele von ihnen lesen, was ihnen gerade zugänglich ist, aber die Zahl der Leser könnte sich verzwölffachen. Außerdem ist ihre Lectüre meist ebenso schädlich wie das Zuckerwerk, das sie kauen. In gewisser Beziehung ist sie freilich harmlos genug, sie enthält nichts, wogegen die strengste Preßcensur Einsprache erheben könnte, aber die krankhafte Gefühlsschwärmerei, die falschen Ideale, die unwahren Lebensbilder, die sie vor den Armen entrollt, gereichen sowohl der Kultur als dem Unternehmungsgeist Englands zur Schande. Warum sorgen Verleger nicht besser für die geistige Verproviantierung dieser Leute? Es war keine Nachfrage nach Sapolio[1]) bevor die

[1]) Eine Art Seife.

Digitized by Google

Reklame das ihrige gethan hatte. Ein Vermögen harrt des unternehmenden Kapitalisten, der eine Ausgabe einiger unserer besten Schriftsteller in wirklich populärer Form veranstalten wollte. Guter Druck, Papierrücken, der Band für einen Pennie, und mit demselben Nachdruck bekannt gemacht, wie die geringfügigste Erfindung auf dem Gebiet von beef-tea und Stiefelwichse. Litteratur leiht sich besser zur Reklame als jede andere Ware. Man sollte spannende Episoden eines Buches, die im kritischen Moment abbrechen, als Probeseiten drucken lassen und überall in den Straßen Vorübergehenden zustecken, dazu die Adresse des nächsten Buchladens. Die erste Auflage wäre in unglaublich rascher Zeit vergriffen, und ist erst die Lust an der Lectüre geweckt, so besorgt sich das Geschäft von selbst.

* * *

Nun möchte ich noch kurz zusammenfassen, in welchen Richtungen reformiert werden müßte, um Einfluß auf das Wohlsein der Londoner Kinder zu gewinnen:

1. Bessere Befolgung hygienischer Vorschriften, strengere Maßregeln gegen ein gedrängtes Zusammenleben.

Bei einem natürlichen Zustand der Dinge ist die Größe einer Stadt bedingt, oder auf alle Fälle begrenzt durch den Wasservorrat. Es lassen sich so viele Menschen nieder, als in bequemer Nähe eines Flusses Platz finden und durch alle Jahreszeiten hindurch versorgt werden können. Wir haben diese Grenze durch künstliche Wasserversorgung verschoben, und sollten uns aus Gründen des gesunden Menschenverstandes gegen die Folgen sicherstellen. Das hieße ebensowenig mit der natürlichen Freiheit collidieren, als ein Vergiften des Flußwassers und Ableiten von Landseen in die Stadt als Substitute.

2. Sollten Arbeitgeber und Fabrikaufseher sich gewissenhafte Pflichterfüllung angelegen sein lassen, damit Arbeit wieder werde, was sie ihrer Natur nach ist, die Hauptquelle für Gesundheit und Genuß.

3. Anerkennung der Thatsache, daß Wartung und Pflege kleiner Kinder ebenso sehr eine Kunst ist wie die von Tieren oder die Anfertigung von Tischen und Stühlen, und daß man junge Mädchen in dieser Kunst unterweisen soll.

4. Sollte von Seiten der Schulobrigkeit energisch zu Werke gegangen werden, damit die Errungenschaften eines zwangsweisen Schulbesuchs sich nicht sogleich nach Austritt aus der Schule verlieren.

5. Eine Ergänzung der Board Schools durch Schulen, in denen der Unterricht nicht unentgeltlich erteilt wird, und die eine höhere, umfassendere Art der Bildung, den Bedürfnissen der besser situierten Arbeiter angepaßt, verbreiten.

6. Gute Litteratur in das Bereich des Volkes bringen.

Beide letztgenannte Punkte werden als rein kaufmännische Unternehmungen über kurz oder lang sicher ins Leben treten. Die andern erfordern ein Umsichgreifen von Bildung, wie es sich nur langsam anbahnen dürfte.

Digitized by Google

Maisa Jons.

Roman

von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 152.)

II.

Es war doch die amüsanteste Zeit des Jahres, diese Zeit vor und nach Weihnachten, wenn sie so saß und angestrengt für die Bälle schneiderte, sodaß sie fast schwindlig wurde und nicht wußte, wo der Tag geblieben war, wenn sie wieder hinaus mußte und wieder heim im Dunkeln. Es ging ja bei jeder einzigen wie auf Leben und Tod, und jede meinte, es käme nur auf ihr Kleid an; so war es ein Arbeiten unter Hochdruck bis spät in den Abend hinein, und aus dem Schlafen wurde nicht viel. Aber die jungen Damen fragten sie auch um Rat und schwatzten und plauderten und vertrauten ihr, wovor ihnen graute, und sagten über alles ihre Meinung, sodaß sie ganz eingeweiht war und sich brennend dafür interessierte, wie oft Marineleutnant Solberg mit Fräulein Mina getanzt hatte, und für Signe Tranem und den Baurat oder Arna und den blonden, lustigen Jakob Schau. Sie vergaß sich selbst völlig über alledem, sie lebte und webte darin und hatte ihr Teil an allem.

Was sie etwa inzwischen an Schwärmerei auf eigne Rechnung hatte, ging beinahe verloren, — der Provisor in der Hirsch-Apotheke, — er hatte jetzt selbst irgendwo eine Apotheke, hatte nach Geld geheiratet und war all die Gedanken nicht wert, mit denen sie sich um seinetwillen gequält hatte . . .

— „Es ist wirklich günstig, daß es heute Abend hier so ruhig ist," meinte die Frau Landgerichtsrat Jürgensen; sie war oben gewesen und hatte ihrem Manne beim Anziehen geholfen; — es käme wohl nicht so darauf an, wenn Maisa auch mal ein bißchen länger säße, da die Arbeit so drängte. Und da nun der Landgerichtsrat und der Student beide aus wären, würden sie für sie selbst und Ludwig und Mina nur im Wohnzimmer ein wenig aufdecken, so brauchten sie Maisa nicht mit dem Abräumen des Eßtisches aufzuhalten.

Später am Abend klingelte es, und Theodora Brandt kam. Sie kam in Dunkelheit und Schneegestöber, um mit Mina ein bißchen über den Ball zu schwatzen und um das Kleid zu sehen; — aber dahinter steckte die Angst, Maisa morgen früh nicht zu bekommen.

Sie schwatzten und flüsterten drinnen im Wohnzimmer und hatten allerlei miteinander, sie waren ja so intime Busenfreundinnen . . .

Aber das Kleid bekam Theodora doch nicht zu sehen, — darüber würde Maisa schon morgen verhört und ausgefragt werden.

Die Nadel ging und ging, während die sich drinnen mit Dora die Zeit vertrieben.

Sie hatten Ludwig mit seinen Büchern hinausspediert zu Maisa; er saß schläfrig und murrte und lernte, die Ellbogen auf dem Tische und beide Fäuste im Haar.

Heute Abend wurde sie wieder vor halb elf nicht fertig; da lag noch die Garnierung, anderthalb mal um den Rock, ungenäht . . . Die Lampenglocke und der schmale Kopf mit einem Teil des blassen, verschwitzten Gesichtes waren in dem schrägen Spiegel über dem Büffett sichtbar, und der Schatten unten an der Wand neben ihr arbeitete schnell und rastlos mit der Hand.

. . . Zwei ganze Tage hier zu gut, — und dann morgen und übermorgen bei Brandts, — das war gerade ein Thaler. Einen Tag hatte sie noch stehen bei Simonsens, wo sie Donnerstag wieder hin sollte und bis Ende

Digitized by Google

der Woche sitzen, — wenn sie da fertig werden und die übrigen vier und einen halben Tag bis zum Heiligabend zu Antonisens gehen könnte . . . Mit der Miete für Frau Dörum mußte sie ins Reine kommen, und der Rest für die Stiefel mußte bezahlt werden. Und dann für den Unterhalt in den Weihnachtstagen . . . Sie mußte sehen, ein bißchen für die Kindtaufe übrig zu behalten, Sonntag zwischen Weihnachten und Neujahr beim Malermeister Jörstadt; — sie wollte ein wirklich feines Kindermützchen machen mit Rosetten und Band von rotem Atlas. Von allen da im Hause hatte man gerade sie zu Gevatter gebeten und Madame Dörum, die das Kind halten sollte. Es sollte hoch hergehen . . . Für die Kirche hatte sie den neuen Winterhut und das Jackett mit der Boa. Und dann wollte sie das schwarze Kleid mit den Wollspitzen herausstaffieren, die sie von Frau Schau bekommen hatte, — wenn sie nachher wieder zum Schneidern ging, mußte sie sie wieder abtrennen. Ein weißer Kragen mit der kleinen goldnen Brosche und feine Manschetten . . . Vielleicht band sie das rote gefranste Shawlchen um den Hals; oder vielleicht war es doch feiner und schlichter ohne das. Sie wollte sich das Haar brennen und es in einem Chignon aufstecken; — o, sie würde pikfein aussehen! Sie redeten davon, einige von den Gesellen einzuladen und den Elling, sodaß sie abends ein bißchen tanzen konnten . . .

Ludwig saß und gähnte, sodaß es schließlich rein ansteckend wurde . . .

. . . „Ins Schwarze Meer: Dniepr und Dniestr, Dniepr und Dniestr, Dniepr und —"

Er drosch und drosch:

„Dniepr und — und —"

„Wenn du nur nicht schließlich ganz und gar stecken bleibst," warf Maisa dazwischen.

Ludwig sah finster nach ihr hin.

. . . „Ins Weiße Meer: die Dwina; in die Ostsee: die Düna — Düna — Duna — Düna . . . in die Ostsee die Dü—n —"

„Ja, es ist gewiß Zeit, daß du in die Dunen kommst", meinte sie.

„Halten Sie 's Maul, — ich bin garnicht schläfrig!" Er schlug das Buch hitzig zu und zog ab nach oben.

Es wurde leer und still; die Lampe bekam einen schwach rötlichen Schein und wurde dunkler. Draußen war gewiß ein richtiges Schneegestöber, und der Wind heulte. Sie nähte und nähte; eine knappe Stunde hatte sie wohl noch zu thun.

Manchmal kam ihr so spät abends ein Anfall von Schläfrigkeit, in dem sie gleichsam alles doppelt sah. Aber das Nähen ging trotzdem ebenso schnell, und wenn sie erwachte, war sie ein großes Stück weiter gekommen.

Es schien ihr, als wäre es früh am Morgen. Sie ging durch vielen, noch nicht beseitigten Neuschnee über den Hof, schwarze Nässe unter jedem Schritt! — und sie traf den Druckerjungen, der immer mit seinen Papierbogen die Treppen zum Studiosus Kielsberg hinauflief.

. . . Kielsberg mußte denken, er hätte eine Art Bekanntschaft mit ihr seit jenem ersten Abend, als er ins Haus kam. Jedesmal, wenn sie sich da draußen trafen, grüßte er und fing eine Unterhaltung an und fragte sie aus, wo sie heute gewesen wäre, und wo sie morgen und übermorgen hin sollte. Er meinte, sie wäre gewiß schrecklich zufrieden mit der Welt und verdiente gräßlich viel Geld, — die Augen blinzelten und glänzten dabei hinter der Brille — sie, die so früh und spät fleißig war. — Ja, gewiß, jetzt würde sie bald steinreich sein! —

Er schien so heiterer Natur zu sein, obgleich es mit dem Gelde wohl nicht zum besten bestellt war bei dem armen Kerl; Frau Thorsen mußte ihn sehr drängen wegen der Miete, das wußte sie von Tilla. Er studierte auf den Doktor und war im Hospital gut bekannt.

Es war ärgerlich, daß sie am Sonnabend unglücklicherweise dazu kam, als die Waschfrau wegen der Rechnung schalt und schrie, daß sie seine lumpigen Hemden nicht länger waschen würde, wenn er nicht bezahlte. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie auf irgend eine Weise hätte verduften können, so nobel, wie er immer gern sein wollte; aber sie konnte doch nicht plötzlich umkehren, da sie mit dem Kleide eben auf dem Wege zu Frau Thorsen war, und so setzte sie eine lustige Miene auf und schlüpfte auf der Treppe

Digitized by Google

mitten zwischen ihnen hindurch. Aber ob er sich wohl seitdem ein einziges Mal hatte sehen lassen! . . .

Die Lampe glimmte mit rötlichem Schein schläfrig ins Dunkel hinein. Die letzten Falten der Garnitur lagen noch auf dem Schoße.

Die Hausfrau machte die Thür auf, um zu sehen, ob sie nicht bald fertig wäre; wegen des Stückchens, das noch übrig war, lohnte es vielleicht nicht, die Lampe noch erst wieder herzurichten? . . . Mina hatte dort im Wohnzimmer schon im voraus ein Schläfchen gehalten.

* * *

In den Weihnachtstagen hatte Maisa einmal ordentlich ausgeschlafen, hatte eingeheizt, Kaffee gekocht, war ein bißchen unten bei Dörums oder drüben bei Kaufmann Sundbys gewesen und war dann wieder hinaufgegangen und hatte sich zu Bett gelegt.

Unten bei Dörums und beim Schuhmacher hatten sie sich auch alle hübsch lange in den Betten gewälzt; Frau Dörum war am ersten Feiertag nur gerade dazu gekommen, in den Abendgottesdienst zu gehen. Am zweiten Festtag abends spielten sie Karten darum, wer Weißbrot spendieren sollte und zwei Flaschen Bier, und dabei gähnten sie wahrhaftig noch alle. So zu liegen am Nachmittag, wenn es schumrig wurde und das Licht des Holzfeuers vor dem Ofen spielte, und zu wissen, daß man erst ganz spät gegen den Abend hin aufzustehen brauchte, — es ließ sich garnicht sagen, wie schön das war. . . ! Man mochte nicht einmal denken, nur ruhen. Aber jetzt wurde es nicht mehr viel mit dem Ausruhen. Am dritten und vierten Feiertag mußte sie die Kleidertaille nähen, die sie Kaufmann Sundbys Mädchen schon so lange versprochen hatte. Und dann die Taufmütze — ihre eignen Sachen noch garnicht einmal gerechnet, die sie doch auch nachsehen und ein bißchen zurechtstutzen mußte.

— — — Der Malermeister hatte am Sonntag Morgen so schön vor seiner Thür gekehrt. Die männlichen Paten waren Andersen, der Verwalter des Bauplatzes, und dann Elling, der in einem neuen Rock ordentlich fein aussah, mit weißem Vorhemd und seidnem Halstuch. Die Kleine sollte Christine heißen nach ihrer Mutter Schwester. Es zog sich so lange hin, und nach dem Gottesdienst waren noch so viele zum Taufen da, daß Maisa froh war, als sie wieder nach Hause kam und ihre Füße auftauen konnte.

Madame Dörum und Maisa mußten mit herein und sehen, wie die Kleine in die Wiege gelegt wurde; sie sollte schlafen, ehe sie ihr den Taufstaat auszogen.

Am Abend wurde es ziemlich voll, — Dörums und Schuhmachers, alle von Verwalters und eine Schwester des Malermeisters, die in der Stadt wohnte; sie war die Wittwe eines Bootsmannes und war auf einem der Fjorddampfer Restauratrice gewesen; ihre Töchter „conditionierten" irgendwo, wie sie sagten; die eine nannte sich „Wirtschaftsfräulein" und war gräßlich aufgeputzt und mit Schleifen besteckt. Sie drängten sich gleich alle drei auf das hölzerne Schlafsofa vor dem Kaffeetisch neben Frau Andersen, die Frau des Verwalters, sodaß Frau Dörum, die doch Gevatter war, und die Schuhmacherfrau mit Holzstühlen fürlieb nehmen mußten. Maisa nötigte den Verwalter Andersen, ihren Stuhl zu nehmen, — eigentlich sollten die Mannsleute weiter ab auf Bänken und Schemeln sitzen und Essen und Trinken hingebracht bekommen; — und da wollte nun Jensine Andersen wieder, daß Maisa ihren Platz nehmen sollte, weil sie Gevatter war.

Dörums ärgerten sich auch recht über die Drei auf dem Schlafsofa. Die saßen und verzogen hochmütig den Mund und drehten hin und her, so oft sie sich mit Kuchen versahen oder ein Butterbrod nahmen, — immer fanden sie heraus, wo die mit Eidamer Käse lagen. Und während sie zulangten, drehte sich das Gespräch die ganze Zeit um die jüngste Tochter Thea, die nächstens Dienstmädchen auf einem Dampfschiff werden sollte und vielleicht Aussicht hatte, Restauratrice auf demselben Schiff zu werden, auf dem Madam Rasmussen früher gewesen war; die Mutter war ja mit dem Kapitän so schrecklich gut bekannt.

Umsonst versuchte eine oder die andre der Frauen, ein Wort über die Taufe oder das Kind einzuwerfen!

Digitized by Google

Der magere, lange Malermeister mit dem kleinen, rothaarigen Kopfe ging so säuberlich umher in Weste und weiten, blauen Hemdsärmeln und bot den Mannsleuten Bier und einen Schnaps an; er hatte ein paar heiße, rote Flecke auf der Stirn und machte Späßchen und nötigte.

Jetzt schrie das Neugetaufte drinnen in dem kleinen Schlafzimmer, und Madam Jörstadt mußte hinein und ihrer ältesten, zwölfjährigen Tochter beistehen.

„Es war vielleicht ganz gut, daß wir mal an das Kind erinnert wurden," sagte Madam Andersen, — dabei sah sie der Witfrau ziemlich scharf in die Augen.

„Ja — äh — ja — wartet man, bis Mutter wieder reinkommt," — fing der Malermeister an. Endlich brachte er mit seiner dünnen Stimme heraus:

„Ja, wenn ich sagen soll, was ich die ganze Zeit gedacht habe, so ist es das, daß meine Frau und ich den Paten danken müssen, weil sie mit unsrer Christine in der Kirche gewesen sind, und auch für alle die guten Gaben, wofür wir jedem einzelnen große Ehre und Dank sagen."

Der Bauplatzaufseher erhob sich, und ehe er das Glas vorstreckte, sprach er die Wünsche und Hoffnungen der Paten für das Wohlergehen der kleinen Christine aus. Und hierauf bot nun der Malermeister den Branntwein auch bei den Frauen herum, und je nachdem sie verheiratet oder unverheiratet waren, mußten sie einen ganzen oder halben Schnaps trinken; aber Frau Rasmussens beide Töchter kicherten und zierten sich, ehe er sie dazu bekam, davon zu kosten, — Bier, ja, das konnten sie allenfalls, aber —

„Paßt auf," sagte Madam Andersen, — „ich glaube, es rutscht schon, wenn er man das Glas stehen läßt."

Jetzt fing die Unterhaltung an, allgemein zu werden; Dörum und der Schuhmacher mischten sich ins Gespräch und der Malermeister auch. Sie saßen in isländischen Wolljacken und schwitzten und rauchten. Dörum hatte seine Porzellanpfeife mit Abguß in der Tasche mitgebracht, und der Aufseher leckte sich mit der Zunge um den Mund und trank, so oft eingeschenkt wurde. Er merkte, daß etwas mit seiner Frau nicht in Ordnung war und gab sich Mühe, sie mit der Gesellschaft auszusöhnen. . . . „Du, du," kraute er sie bisweilen freundlich an der Schulter. — „Du, Maren, trink doch mal, Maren, hier ist Bier . . ."

Der Kupferschmiedegesell und noch ein andrer kamen von draußen herein aus der Kälte. Sie sahen etwas verlegen aus; es schien ihnen wohl nicht sehr nach Tanzen auszusehen hier in der kleinen, überfüllten Stube, so blieben sie an der Thür stehen, bis der Malermeister sagte, sie müßten schon so freundlich sein und sich solange setzen und einen Schnaps trinken, bis noch mehr kämen; er wollte nicht so früh Licht in der Werkstatt machen. Man müßte ja dran denken, daß es lange vorhalten sollte.

„Könnt ihr denn da nich 'n bißchen de Thüren uffmachen!" brach es mit einemmal hinten vom Schlafsofa los, — „ick jloobe, wir braten hier noch;" — Madame Rasmussen war ungeduldig geworden und deutete das durch eine Stimme an, die von der milden beim Kaffee sehr verschieden war.

Da öffnete der Malermeister die Thür und ging hinaus, um in der Werkstatt Licht zu machen.

Die Kälte strömte herein wie ein eisiger Nebel — es war äußerst erfrischend, — und draußen im Mondschein gewahrte Maisa Elling und andere, die da kommen sollten, wie sie wußte; es sah aus, als ob es eine ganze Schar wäre — das sollte ordentlich lustig werden.

Sie begriff wohl, warum Elling sich so dicht an der Thür hielt; er wollte der erste sein, der sie aufforderte. . . . Und im Augenblick, wo sie aufstanden und nach der Werkstatt hinübergehen wollten, war er auch da. . .

„Na ja; aber Sie müssen drin richtig auffordern und nicht hier draußen, mitten im Schnee . . ."

In der Werkstatt war fein aufgeräumt, und ein warmer Luftstrom schlug aus der Thür. Es war immer so heiß beim Malermeister von all dem Frischangestrichenen, das sie im Winter Tag und Nacht zum Trocknen drinnen haben mußten. Malertöpfe und Düten und der Ölstein und allerhand Malerpinsel waren in einen Winkel gesetzt, mit einer liegenden Leiter als Wehr davor, und Hand-

Digitized by Google

schlitten und andere Sachen zum Trocknen steckten auf Stangen zwischen dem Gebälk des Daches, gerade hoch genug, daß man nicht mit dem Kopfe daran stieß.

An den Wänden leuchteten einige eben angezündete Kerzen, die in festgenagelte Holzklammern gesteckt waren, und vom Ecktisch her eine Lampe. Die Musik war der alte Seeberg, „die Maschine;" er spielte die Geige lange hintereinander, wenn nur gut mit Punsch geschmiert wurde, und dazwischen mußte es mit der Harmonika gehen.

Die Fidel begann, und Paar auf Paar schwenkte davon, daß die Röcke Wind machten.

Der Kupferschmiedegeselle hatte, als er in der Stube war, die Gelegenheit benutzt, Jensine zu engagieren, und Larsine hatte drei für einen, — sie bissen ordentlich an den Ohrbommeln und all den Schleifen an.

„Sie müssen mich nicht so mit der Hand oben am Rücken halten, Elling," brach Maisa ungeduldig los, — „und es ist auch wohl nicht so kalt, daß Sie den Hut aufbehalten müssen."

Sie ärgerte sich, daß sie mit den Hacken auf den Boden stapften und trampften, und daß sie die Mützen und Hüte aufhatten; sie rückten sie schief, um flotter auszusehen. Elling hatte ja auch ein weißes gestreiftes Vorhemd, ein seidnes Halstuch und leichte Stiefel.

Da prallten sie gegen ein Paar, das nur stehen geblieben war, um sich anders zu fassen, und es dauerte ewig, bis sie wieder in Tritt kamen.

Hinten am Tisch in der Ecke, wo die Lampe den Dampf aus einem irdenen Kruge mit warmem Wasser durchleuchtete, stand der Malermeister in den weiten, blauen Hemdärmeln und goß den Punschextrakt ein. Einige Biergläser und fünf oder sechs Spitzgläser warteten auf dem Präsentierbrett, daß die Zeit erfüllet würde . . .

„'n hübsches Mädchen, die Maisa," sagte der Verwalter. — „Man sieht, daß sie nicht von Leuten stammt, die hart arbeiten mußten, wer auch ihr Vater gewesen sein mag. — Na, nehmt euch in acht, ich glaube, die treten einem noch auf die Füße." Jetzt legten sie los mit Galopp, sodaß zwei Schlitten von dem Gestell hinter dem Ofen herunterfielen.

Knip, knip, knip, — die Violine knipste nur noch; sie hörte mitten im Tanze auf.

Alles stand still.

„Seeberg will Punsch haben!"

„Man muß die Maschine schmieren," hieß es witzig.

Und immer klang es von Zeit zu Zeit „knip, knip, knip" — und man mußte „die Maschine schmieren."

„Wird hier getanzt?" — Studiosus Kielsberg war es, der durch die offene Thür hereinzugucken versuchte; er war aus der Stadt nach Hause gekommen und neugierig geworden . . . Da war ja auch Maisa; sie tanzte, und zwar so, daß es nur so fegte. —

„Was wollen Sie? . . . Gehören Sie hierher, Sie?" — hieß es rings um ihn.

Da fiel ihm Frau Jörstadt in die Augen, und schnell besonnen fragte er:

„Seeberg ist wohl nicht hier, Madame Jörstadt? ich hätte notwendig mit ihm zu reden, er sollte meine Kaffeemaschine löten."

„Ja gewiß, Herr Student."

„Wenn ich sie nicht bekomme, giebt's morgen früh keinen Kaffee."

„Es wird wohl nicht so leicht sein, ihn jetzt zu kriegen, er ist Spielmann. Aber wollen Sie nicht so gut sein und hereinkommen und ein bißchen warten . . . . Es ist ein Student hier aus dem Hause," erklärte sie den Umstehenden.

„Sie haben hier wohl ein Weihnachtskränzchen?" fragte er, indem er eintrat.

„Kindtaufe, Herr Student."

„Also das war es, was heute Vormittag hier los war."

„Ja, ein kleines Mädchen, Christine heißt sie."

„Das vierte oder fünfte, Madame Jörstadt?"

„Das sechste . . ."

„Ach ja, es sind schon allzuviele," sagte Madam Rasmussen, zu der er sich setzen mußte, auf den einzigen leeren Platz — „allzuviele für diese Familie . . ."

Der Student hatte anderes zu thun, als sich mit der dicken, roten Madam Rasmussen einzulassen, aber er lächelte und nickte, als ob er zuhörte.

. . . Maisa sah nicht nach der Seite, wo er saß. Da lachte sie ein wenig . . Es war

Digitized by Google

so spaßhaft, sich mit ihr zu unterhalten, — sie war so unendlich interessiert für Schaus oder Tranems oder, wie die Leute nun gerade hießen, bei denen sie nähte, gerade als ob sie mit dazu gehörte — für ihre armselige sauerverdiente 1½ Krone den Tag.

Was war denn los mit der verteufelten Schwatzliese, der dicken Madam, war sie zornig über irgend etwas?

„Was — mit wem?" sagte Kielsberg zerstreut .... Diese Maisa Jons war wirklich nicht übel . . . sie hielt sich so hübsch. Der, mit dem sie tanzte, war ein untersetzter, schwarzhaariger Bursche mit etwas Bart unter dem Kinn und einem sehr bleichen Gesicht, das von Schweiß triefte, wahrscheinlich ein Schmiedearbeiter. Sie lehnte ordentlich fein an seinem Arm und hielt sich förmlich von ihm ab; die ganze Zeit sah sie auf ihre Füße nieder . . .

„Knip, knip, knip," — da hielt der Tanz wieder an. „Jetzt müssen Sie sehen, daß Sie ihn abfassen," sagte Frau Jörstadt, indem sie zu Kielsberg trat.

Kielsberg stand auf, ja, da war nun nichts andres zu thun.

„Und mein Kaffeetrichter, Seeberg?" fragte er frech.

„Kaffeetricht — Kaffee — was?" er legte die Violine auf ein blaues Tuch nieder und schielte dabei nach der Stärkung, die kommen sollte.

„Der Herr Student will seinen Kaffeetrichter haben, hören Sie nicht, Seeberg?" flüsterte Madam Jörstadt eifrig; sie wußte wohl, daß Seeberg jetzt nicht recht imstande war, über Bestellungen oder dergleichen Bescheid zu geben, er mußte ordentlich aufgemuntert werden.

Es war Seebergs Gewohnheit, nie die Reparaturen fertig zu haben, und in seinem schmalen, eingefallenen, gelben Gesicht mit dem stark vorgeschobenen Kinn zeigte sich eine Andeutung von dem gewohnten schlechten Gewissen. Er kramte still in seiner Erinnerung und schlug langsam ein Paar kluge Augen zu Kielsberg auf.

„Eine Kaffeemaschine, sagen Sie?"

Hinter ihnen wurde gedrängt und gestoßen, sodaß man schwer seinen Platz behaupten konnte, es war solch ein Gedränge zur Thür hinaus und herein.

„Kaf . . ."

„Ja, die zu morgen früh gelötet sein sollte," erinnerte Madam Jörstadt.

Seeberg schüttelte entschieden den Kopf und streckte die Hand dem ankommenden Punschglase entgegen:

„Ich habe keine Kaffeemaschine gekriegt!"

Er starrte mit den blanken, blauen Augen lange und gedankenvoll auf Kielsberg, während er in verschiedenen Absätzen austrank. Seine Miene verzog sich immer höhnischer: „Also eine Kaffeemaschine — so? — hoh!" lachte er. — „Und da kommen Sie hierher . . ." Der Ausdruck wurde unbehaglich forschend.

„Sie ist doch herübergeschickt worden, soviel ich weiß," brach Kielsberg höchlich geärgert los.

„Sagen Sie nur, wer sie rübergetragen hat, so fällt es ihm schon wieder ein," meinte Madam Jörstadt. „Tilla muß bloß mal mit ihm reden, Tilla!" —

Es war Pech, daß Tilla auch hier sein mußte; so konnte man die Schuld nicht auf sie schieben.

„Ach, lassen Sie nur, Madam Jörstadt, der Kaffee morgen früh ist nun doch mal flöten", stieß er hochmütig hervor ... „So schicke ich sie morgen früh hinüber, Seeberg."

Schneider-Maisa saß gerade ledig, und Kielsberg ging schnell hin und forderte sie auf.

Sie standen zuerst ein wenig zusammen und wiegten mit den Armen und probierten, ehe sie sich in den dichten Kreis mengten, in dem es stampfte und drehte mit krumm hervorgeschobenen Rücken, roten, geschwitzten Gesichtern und gerade ausgestreckten Armen, die Platz machen wollten.

Er hielt sie so gut; ihre Hand nahm er in die Seite, und rundum ging es, oft fast auf demselben Fleck, wenn es nötig war, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

„Ich habe gesessen und zugesehen, wie nett und hübsch Sie tanzten, Mamsell Jons," sagte er, als sie gut im Zuge waren mit dem Schottischen. Es war nicht leicht, sich noch weiter zu unterhalten; sie mußten sich in Acht nehmen, nicht anzuprallen.

Sie sah nur noch ein wenig von seinem Kinn, während sie die Augen die ganze Zeit

Digitized by Google

gerade auf einen Knopf gerichtet hielt, der lose an der Weste hing.

„Und Sie haben ja heut Gevatter gestanden?"

„Ja—a."

Sie sah auf, — ganz richtig, er hatte gewiß seinen Spaß mit ihnen allen. Sie machte sich mit einem Mal ein bißchen steif und schwer, — sie brauchte sich nicht von ihm zum Narren haben zu lassen.

„Na, einen Fehler müssen alle haben; Sie können es nicht lassen, immer auf Ihre Füße niederzusehen."

„Ich?"

„Ja Sie, — ich habe es bemerkt . . ."

Sie mußten sich wieder durch einige enge Windungen frei tanzen.

„Was ist das nun, so einen krummen Rücken zu machen und herunterzusehen wie in einen Brunnen, wenn einer so anständige Augen zum Aufsehen hat . . . Man sieht ja schließlich nur noch den Haarschopf. . ."

„Das hätten Sie sagen können, ehe Sie mich zum Tanzen aufforderten, so hätten Sie vielleicht Antwort bekommen."

„Böse, — böse? . . . Ach, Unsinn. Ehrliche Leute sehen einander in die Augen, soviel ich weiß. — Sonst können Sie ja nur einmal bei Schaus fragen, oder wie die heißen, — so werden Sie hören, daß sie es da alle so machen . . . Sehen Sie nun, — ich wende den Kopf nach Osten und Sie nach Westen, — als ob wir weit weg von einander wären, obgleich wir zusammen tanzen . . . Oder auch Sie herunter auf den Fußboden und ich hinauf zur Decke. Glauben Sie, anständige Leute machen das so?"

„Ich glaube, Sie haben Recht," lachte sie; das war ja wirklich ein ordentlicher Unterricht.

Knip, knip, knip — es hörte auf.

„Schmiert Seeberg! —"

„Ach nein, er will nicht."

„Ja, dies war aber nur ein halber Tanz, Mamsell Jons, — ich muß doch den Rest auch noch bekommen."

Sie beeilte sich, an ihren Platz zu kommen und setzte sich.

„Heraus mit der Harmonika —"

Elling war wie der Wind hin zu Maisa und forderte sie auf.

Daß er ein Schuhmacher war, jener Elling, mit dem sie tanzte und der immer im Wege und um Maisa herum war, wenn er mit ihr schwatzen wollte, merkte Kielsberg nicht nur aus der Manier mit dem Ellbogen. Die schwarze Pechlocke hing schwer auf die Stirn herunter, und die dichte Reihe kleiner Zähne biß gewiß des Alltags Schuhmacherzwirn durch und spuckte Schweinsborsten aus. Übrigens sah er wie ein anständiger Kerl aus.

Er wand sich durch zu Maisa, um den Rest des Tanzes zu bekommen, als der Schuhmacher sie los ließ.

„Den Rest? — ich wußte nicht, daß ich in Ihrer Schuld wäre, Herr Student." Es ging ihr wieder im Kopfe herum, worüber sie sich von Anfang an gewundert hatte, wie er hierher gekommen sein mochte.

„Jetzt, als Sie mit dem Burschen da tanzten, hatten Sie's ebenso wichtig mit den Füßen, — können Sie's denn garnicht bleiben lassen?"

„Das kann ich ja wohl machen, wie ich will!"

„Lassen Sie mal sehen —"

Sie tanzten Polka nach der Harmonika.

Aber sie konnte ihm doch auch nicht so gerade in die Brille sehen; sie versuchte es nach der Stirn hinauf und schräg nach der Seite; und so glitt der Blick hernieder nach dem Halstuch und der Schulter . . . es war gerade kein besonderer Rock, und am Aufschlag mußte etwas genäht werden.

„Nun werde ich Ihnen etwas sagen, Mamsell Jons, was Sie von dem Beinschaden kurieren soll, — denn ich studiere Medizin, wissen Sie . . ."

Sundbys Maren war eben dabei, lang hinzuschlagen, und Kielsberg und Maisa hatten genug zu thun, in Sicherheit zu kommen.

„Ihr Gesicht ist weiter nichts Besonderes, wenn Sie so herunter sehen; — ich muß unwillkürlich an Nähnadel und Faden denken."

Jetzt durchzuckte es sie, und sie sah ganz geärgert auf.

„Aber so, ja, es ist ganz egal, ob Sie böse sind, — nein, wie böse! — sobald nur Ausdruck hinein kommt, so haben Sie ein ganz ungewöhnlich nettes Gesicht, — sehen Sie, das ist gleich eine ganz andere Sache!"

Digitized by Google

„Ach Sie! — keiner kann etwas für sein Gesicht . . .“

Sie richtete sich nach und nach in die Höhe. Es war auch garnicht mehr so schwer, diese warme Stirn über der Brille anzusehen, mit all dem weichen, dunklen Haar. Daß er einer war, der studierte, erkannte man leicht, — und er hielt sie um die Taille und lenkte so geschickt, daß sie die ganze Zeit gut zurecht kamen.

„Mit so einem Laffen von Studenten zu tanzen!“ höhnte Madam Rasmussen hinter ihnen, es war wohl darauf berechnet, gehört zu werden; — „es ist doch klar genug, daß so einer nicht ernste Absichten haben kann . . .“

Maisa fühlte, wie ein fliegender Zorn in ihr aufstieg; aber Kielsberg wandte sich ganz ruhig um und verbeugte sich spöttisch:

„Wollen Sie den nächsten Tanz mit mir tanzen, Madam?“

Madam Rasmussen gaffte ihn mit offnem Munde an, — hatte er sie zum Narren, gerade ins Gesicht hinein?

„Was, — bloß einen kleinen Schwenker? — das lüftet einen aus, wenn man so sitzt und schwitzt.“

Nein, so etwas! dachte Maisa; — er sagte das so treuherzig, daß Frau Rasmussens Augen rein übergingen; das rote Gesicht sah aus, als ob alles darin über den Haufen gekehrt würde; sie strahlte süßer und süßer.

„Was — nur eine kleine Runde?“

„Sehen Sie Herr Student, wenn man schon so bei Jahren ist wie ich —“

„Ja doch, ja doch, legt Schnee auf,“ klang es von der Thür her, — „preßt ihm den Arm zusammen, sag' ich, sonst blutet er sich zu Schanden . . . Andreas ist es, er hat sich geschnitten. Die Flasche ging ihm in der Hand entzwei, grad' als er sie aufzog, und Seebergen traktieren wollte . . . Er merkte es gar nicht, bis das Blut auf'n Schnee lief.“

Der Kupferschmiedegesell kam herein, die Faust um das Handgelenk gepreßt.

„Laßt mich sehen,“ sagte Kielsberg . . . „Helft mir, die Jacke aufkrämpen.“ Er drückte den Daumen auf die Wunde.

„Können Sie nicht mit zugreifen, Elling, — er ist Doktor,“ eiferte Maisa, — „er geht alle Tage aufs Hospital — zum Chirurgen.“ — Maisa wußte noch Bescheid, wie sich's mit den Professoren verhielt.

„Es ist nicht gefährlich,“ beruhigte Kielsberg. „Halten Sie da oben, Madam Rasmussen, — Sie haben gewiß so etwas schon früher gesehen, denke ich.“

Er nahm die Verbandtasche heraus . . . „Ach, nehmen Sie eins von den Lichten herunter, Madame Jörstadt, ich muß besser sehen —“

„Er ist Doktor,“ flüsterte man.

„Springen Sie hinauf auf mein Zimmer, Tilla, da liegt eine Rolle Leinwandbinden mit Nadeln darin, und eine Flasche steht dabei, — gerade in der Ecke auf dem Regal . .“

— Kielsberg fühlte sich jetzt ganz populär.

Er war zu einer Art sicherer Wertschätzung gelangt, die nicht wieder verspielt werden durfte. Er stand im Ueberzieher, zum Gehen bereit, doch ohne noch den Hut aufgesetzt zu haben, und sah väterlich unparteiisch auf die Löwinnen der Gesellschaft; Mamsell Jons bekam nur ein ganz leichtes freundliches Lächeln.

Maisa konnte nicht anders, sie hatte ein leises Gefühl der Zurücksetzung. Sie glaubte ja nicht, daß er um ihretwillen gekommen war; aber sie war es doch, die er zuerst gekannt hatte . . . Er war doch nicht so aufrichtig, wie sie gedacht hatte — wie er da stand, den Stock unter dem Arm, und Jensinen so süß ansah!

Es wogte stärker und stärker in Maisa . .

Sie heftete die ganze Zeit die Augen auf den Boden, schob den Rücken heraus und tanzte immer lebhafter. Aber dann hob sie plötzlich mit einem ärgerlichen Ruck den Kopf und sah ihm gerade ins Gesicht; und sie ward ganz rot vor Freude, — das Nicken und das lustige Blinzeln, dem sie begegnete, als er den Hut aufsetzte, verstand sie mit einem Male; — es fragte, ob sie nicht meinte, daß er sich heute Abend gut aus der Affaire gezogen hätte?

Sie riß Elling herum, sodaß ordentlich Zug in ihn kam. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Recht zu lieben.

Von

J. von Kapff-Essenther.

Nachdruck verboten.

„Das Recht zu lieben!“ Es ist das ein zeitgemäßes Schlagwort, das so zu sagen in der Luft schwebt. Aber sicher versteht jeder Denkende darunter etwas anderes. Es ist ein gefährliches Wort, dessen äußerste Konsequenz die „freie Liebe“ ist, gegen die sich die Führerinnen der deutschen Frauenbewegung mit Fug und Recht, mit Ernst und Würde ausgesprochen haben. Dennoch ist auch in die heißerstrebte wirtschaftliche Emanzipation der Frau das Recht zu lieben mit inbegriffen. Die Frau der Zukunft, das neue Weib, wird sich nicht der „Versorgung“ wegen vermählen und darum mehr und häufiger als bisher der eigenen Neigung folgen können.

Natürlich handelt es sich um ein Frauenrecht, wenn man vom Recht zu lieben spricht. Dem Manne ist dies Recht nach der herrschenden Moral niemals ernstlich verkürzt oder auch nur bestritten worden. Wohl aber hat, seit es eine gesellschaftliche Moral giebt, das Weib nur ausnahmsweise über die Wahl des Gatten selbst entschieden. Auch heute besteht die Freiheit dieser Wahl meist nur zum Schein.

Bei allen orientalischen Völkern entbehrt das Weib bekanntlich der freien Selbstbestimmung ganz; selbst bei den verhältnismäßig vorgeschrittenen Japanern wird die Tochter von den Eltern vergeben, wie das denn auch altjüdischer Brauch ist. Die christlich abendländische Bevölkerung hat darin Wandel geschaffen: dennoch spielt die von Dichtern und Romanschriftstellern so vielbesungene Liebe in der Wirklichkeit eine nur geringe Rolle. Die Frau darf in der Regel nur einmal lieben, und wehe ihr, wenn sie den ihr angetrauten Gatten nicht zu lieben vermag!

Man hat in den eigens für die Frau aufgestellten Moralgesetzen eine Verherrlichung des Weibes sehen wollen, ohne zu bedenken, daß die Gesetze einfach auf alten Traditionen beruhen, aus dunklen Zeiten stammen, als der Mann darum herrschte, weil er der physisch Stärkere war. Ebenso wie die Frauenrechtsbewegung eine logische Folge des großen Kampfes um die allgemeinen Menschenrechte ist, so ist die Ehegesetzgebung, die unter Umständen die Lösung einer Ehe gestattet, nur ein praktischer Ausdruck für das Recht zu lieben. Die Gatten, die sich einmal geirrt haben, dürfen ihr Anrecht auf Liebesglück noch einmal geltend machen.

Sehr richtig sagt ein geistreicher Feuilletonist (von Doczi), das Weib dürfe sich einmal in seiner Liebe irren, aber auch nur einmal. Sonst verliert es unsere Sympathie.

Am weitesten ist Ibsen gegangen in seiner „Frau vom Meere“: der eigene Gatte Ellidas respektiert ihr Recht auf Liebe und erwartet mit ihr den geheimnisvollen Unbekannten, den Gegenstand ihrer Träume. Aber diese Dichtung Ibsens ist bei uns ebenso wenig heimisch geworden, wie der edle König Marke uns verständlich ist, so gewaltig auch Wagners titanische Musikdichtung „Tristan und Isolde“ zu unserem Herzen spricht.

Digitized by Google

Ein kühnes Buch, wie Bebels „Die Frau", welches mit Ernst und Eifer, anscheinend mit logisch-wissenschaftlichen Gründen für die „freie Liebe" eintritt, ist in unzähligen Auflagen verbreitet, dringt in Haus und Familie, gelangt in die Hände junger Mädchen. Es scheint also an der Zeit, diesem Reformgespenst einmal gerade ins Gesicht zu leuchten. Wird doch im Auslande unendlich mannigfacher für freie Liebe agitiert als bei uns. In der „neuen Generation" hat uns Turgenjeff in Neschdanoff und Marianne ein rührendes Beispiel solcher illegitimen Kameradenehe gegeben, von der eine arme Arbeiterfrau sagt: „Es kommt jetzt häufig vor. Viele gehen so zusammen!"

Die deutschen Frauen, welche an der Spitze der deutschen Frauenbewegung stehen, haben nichts gemein mit den Schwärmerinnen für die „freie Liebe". Und das ist aufs höchste zu loben, da es so unendlich viel zu erstreben und zu erarbeiten giebt auf praktischen Gebieten.

Vielleicht ist es auch gar nicht nötig, zu dem „Recht zu lieben" Stellung zu nehmen. Vornehme Naturen werden selbst die Grenze finden, bis zu der dieses Recht reicht. Wie wollte man auch versuchen, auf dem Papier eine Frage zu beantworten, die entweder nie oder in einer märchenhaft fernen Zukunft gelöst werden wird?

Bleiben wir also bei den Frauenrechten im engern Sinne, wie wir sie kennen und verstehen. Aber etwas näher beleuchten läßt sich jene Frage doch, und dieser Versuch dürfte im allgemeinen Interesse liegen.

Vor allem muß man sich wundern, daß große Denker, ernste Reformatoren nur immer mit dem Begriff der Liebe herumarbeiten, ohne sich etwas Präzises, ganz Bestimmtes dabei zu denken. Es giebt gewiß ebenso viel Arten zu lieben, als es liebende Menschen giebt. Ungeheuer verschieden ist die Liebe in den verschiedenen Kulturepochen und Lebensaltern, bei den verschiedenen Völkern und Rassen.

Wie müßte nun die Liebe geartet sein, derenthalben man die bisherige gesellschaftliche Ordnung umgestalten sollte? Die Liebe, die an die Stelle der bisherigen Moral treten sollte! Wie darf, wie wird ein geistig und sittlich emanzipiertes Weib lieben? Welcher Natur ist das Gefühl, das den urewigen Bund zwischen Mann und Weib an sich heiligt?

Ein französischer Psycholog (Maurice de Fleury: „La medicine des Passions") definiert die Liebesleidenschaft pathologisch, nach Symptomen, die einer geistigen Erkrankung verwandt sind, mindestens der Morphiomanie und dem Cocaïnismus. Die Liebe ist ein Gift, an das man sich gewöhnt und das man nicht mehr entbehren kann. Zwei Menschen sind vielleicht unglücklich miteinander, aber sie können nicht ohne einander leben, d. h. nicht ohne den Nervenreiz, den sie aufeinander ausüben.

Das ist so eine Art von „moderner Liebe"!

Wie gering Schopenhauer und Nietzsche von der Liebe denken, ist allbekannt. Aber es giebt auch Gläubige, fromme Priester derselben, wie Michelet, und kühne Vorkämpfer wie Stuart Mill und Bebel. Wie denken sie sich die Liebe?

Wir kennen nur einen einzigen unter den Modernen, der die erotische Leidenschaft mit titanischer Kraft, als urgewaltiges Schicksal erfaßt hat. Das ist Richard Wagner. Aber seine Liebe gehört in eine vorzeitliche Sagenwelt, äußert sich in übermenschlichen Titanengestalten! Niemals wußte man weniger von Liebe als in unseren Tagen, niemals hatte man weniger Zeit und Sinn für sie, niemals wurde sie weniger ernst genommen.

Digitized by Google

Ein großer Dichter und Denker wie Leo Tolstoj erklärt sie für Sünde. August Strindberg bekämpft in ihrem Namen das Weib.

Man behauptet, daß die Ehen, die aus Liebe geschlossen werden, zu den größten Seltenheiten gehören. Die vielen Doppelselbstmorde unreifer Liebespärchen sind als eine Zeitkrankheit zu betrachten, nicht als ein Symptom großer Leidenschaft.

Dennoch ist es nicht im mindesten zu bezweifeln, daß die Liebe zwischen Mann und Weib heute ganz ebenso lebendig und mächtig, ebenso beseligend und herzbezwingend ist, wie zur Zeit der Minnesänger und der romantischen Schule. Jedoch, ehrlich gesagt, wissen wir trotz aller Liebeslitteratur, trotz aller metaphysischen Grübeleien und philosophischen Anathemen sehr wenig von diesem natürlichsten, allermenschlichsten Gefühl. In der Liebe wird jeder nach seiner eigenen Façon selig oder unselig. Vor allem können wir den Einfluß der modernen, ganz verschiedenen Lebensbedingungen nicht abschätzen. Die Liebeshelden und Heldinnen, die uns Goethe, Rousseau, George Sand u. a. vorführen, haben auf der weiten Gotteswelt nichts anderes zu thun als zu lieben. In der neuern Litteratur haben Paul Bourget und Gabriel d'Annunzio solche Typen geschaffen. In der Wirklichkeit aber giebt es nur noch wenige Frauen, die außer der Liebe nicht noch etwas anderes zu thun hätten, wie der Berliner sagt ein „Nebengeschäft". Von den Männern zu schweigen. Man vermeide es also, den Namen der Liebe eitel zu führen. So wie wir sie aus Romanen und Theaterstücken kennen, deckt sie sich nicht mit der Wirklichkeit. In Wirklichkeit ist sie ein unendlich kompliziertes und unendlich mannigfaltig sich äußerndes Gefühl, das sicherlich durch die großen gesellschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit, durch die Kulturzustände „fin de siècle" an elementarer Kraft viel eingebüßt hat. Wenn heute irgend jemand nach freier Liebe schreit, darf man fragen: „Welche Art von Liebe ist es, die so groß und heilig ist, daß man ihr die Banden der Pflicht abnähme?" — Und eine erschöpfende Antwort wird ausbleiben.

Auf die bloße natürliche Anziehung zwischen den beiden Geschlechtern allein läßt sich heute kein Liebesbund von ethischem Wert aufbauen. Es gehört dazu gleichartige Bildung, seelenverwandtes Denken und Streben, undefinierbare Keime der Sympathie, die nicht in der erotischen Natur eines Verhältnisses beruhen, aber es begünstigen. Wem es vergönnt war, eine wirklich glückliche Ehe kennen zu lernen, der wird sicher gefunden haben, daß die „Liebe", die unsere Lyriker besingen, damit wenig zu thun hat.

Also die Liebe bleibe sozusagen eine Privatangelegenheit, bleibe unberührt und unerörtert von der Frauenbewegung und den Frauenrechten.

Wer die Kraft und den Mut hat, sich über die legitime Weihe eines Liebesbundes hinwegzusetzen — ohne äußere Notwendigkeit — der thue es auf eigene Gefahr hin, nicht aber unter dem Schiboleth einer Reformidee!

Wer durch äußere Notwendigkeit gezwungen ist, in diesem Sinne zu handeln, der verdient Mitleid und Teilnahme als Mensch, weiter nichts!

Das Recht zu lieben hat die geistesreife Frau, die sich klar ist über ihre Lebensaufgabe, sich selbst und dem geliebten Manne gegenüber. Kein Recht zu lieben hat die Frau, die ihr Dasein mit verliebtem Getändel ausfüllt; für die der Mann als solcher identisch ist mit dem Kurmacher oder Freier, die Frau, die eben nichts repräsentiert als ihr Geschlecht. Das junge Weib von heute, das weiter nichts versteht als zu lieben und geliebt zu werden, ist zu beklagen. Auch eine Ehe, die

Digitized by Google

unter äußerlich glücklichen Auspizien geschlossen wird, kann einem Weibe dieses Schlages kein beglückendes, wohl angewendetes Leben bringen. Lyrisch gestimmte Gemüter werden behaupten, daß damit die Liebe aus der Welt verbannt werde, daß die Poesie aus der Ehe verjagt, der Schmetterlingsstaub von den Flügeln der Psyche, der Gattin des Eros, gestreift werde. Aber das sind doch nur leere Worte.

Das erotische Gefühl wird bestehen, so lange es Menschen giebt. Aber es giebt nur den Kitt für die Liebe zweier geistesreifer, seelenverwandter Naturen. Jedoch dieser Kitt ist magisch. Man möchte auf das alte Bibelwort zurückkommen, daß Gott dem Adam seine Eva nicht als Weib gab, sondern zur Gefährtin. Nicht die innigste Freundschaft, nicht die treueste Kameradschaft kann im entferntesten mit einer glücklichen Ehe verglichen werden, in der zwei Menschen und ihr Schicksal wirklich in eins verschmelzen. Bevor Tolstoj ein finsterer Asket wurde und die Ehelosigkeit predigte, sprach er in seinem reifsten Dichterwerk „Anna Karenina" das wundervolle Wort über eine glückliche Ehe:

„Man konnte nicht sagen, wo der eine aufhörte, er selbst zu sein, und wo der andere damit anfing!"

Es giebt keine innigere, beseligendere Menschengemeinschaft, als eine gute Kameradenehe. Aber die bloße Liebesleidenschaft, und wenn sie noch so ehrlich ist, noch so individuell verfeinert auftritt, ist und bleibt trügerischer Natur. Nie hat sie das Recht, die Rechte anderer, die bestehende Ordnung zu verletzen, die höchsten Instanzen des Lebens anzurufen, Schuldlose zu kränken!

Für die uralte Romeo-Leidenschaft bedarf es keiner neuen Moral. Sie lebt sich aus, wie eine Flamme ausbrennt.

Das „neue Weib" jedoch hat noch andere Lebensaufgaben als die Liebe. Und das Recht zu lieben in höherem Sinne muß sie sich erst erwerben — sie hat es nur als selbständige, reife Individualität, nicht nur darum, weil die Natur sie begehrenswert erscheinen läßt. Durch die neuen Frauenrechte wird das alte Recht zu lieben anscheinend verkümmert werden.

Von Frauen und über Frauen.

Das Gesetz der Hörigkeit in der Ehe ist ein ungeheuerlicher Widerspruch, ein Hohn gegen alle Grundsätze der modernen Welt wie gegen alle Erfahrungen, durch welche diese Grundsätze langsam und mühsam erworben worden sind. Jetzt, wo die Sklaverei der Neger aufgehoben, ist es der einzig noch bestehende Fall, daß ein menschliches Wesen im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte der Gnade eines andern Menschen überliefert wird in der Hoffnung, dieser werde die ihm eingeräumte Macht lediglich zum Besten des ihm Unterworfenen anwenden. Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die unser Gesetz kennt. Es giebt keine Sklaven mehr, außer den Herrinnen jedes Hauses.

John Stuart Mill. (Übersetzt von Jenny Hirsch.)

*

Wenn die Ehe der Kitt der Gesellschaft sein soll, dann muß die ganze Menschheit nach einerlei Prinzipien erzogen sein, sonst verdient der Verkehr der Geschlechter nicht den Namen einer Gemeinschaft.

Die Frauen werden nie die ihrem Geschlechte eigentümlichen Pflichten erfüllen, solange sie nicht aufgeklärte Bürger sind, solange sie nicht frei sind, ihren Unterhalt selbständig zu verdienen, unabhängig von dem Manne, so wie auch ein Mann es von dem andern ist.

Mary Wollstonecraft. (Übersetzt von P. Berthold.)

Digitized by Google

Eine amerikanische Führerin der Frauenbewegung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Zu der trivialen Wahrheit, daß auch der Mensch ein Naturprodukt ist, ein Kind des mütterlichen Bodens, bietet ein kürzlich erschienenes Buch von Elizabeth Cady Stanton: „Eighty Years and more“ [1]) einen fesselnden Beleg. Nirgends als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika konnte dies Buch geschrieben, dies Leben gelebt werden.

Mrs. Cady Stanton gehört zu den wenigen noch Lebenden aus der großen Epoche, die fast gleichzeitig mit der Antisklavereibewegung die Frauenbewegung werden sah. Ihren achtzigsten Geburtstag hat man vor wenig Jahren (Elizabeth Cady ist am 12. November 1815 geboren) wie den einer Königin gefeiert. Dies Buch zieht die Summe ihrer Existenz. Und das Endurteil des Lesers lautet: dies Leben war wert gelebt zu werden.

Von Kindheit auf „Frauenbewegung“. Dem kleinen Mädchen wird schon frühzeitig klar, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung ist. Wie in Charlotte von Kalbs Kinderleben das harte Wort der in ihren Erwartungen auf einen Enkel getäuschten Großmutter hineinklang: „du solltest nicht da sein!“ so kann auch der Vater von Elizabeth Cady, ein ausgezeichneter Jurist im Staat New-York, nach dem Tode des einzigen Sohnes der elfjährigen, tröstenden Tochter nur sagen: „Ich wollte, du wärest ein Knabe.“ Aber wie verschieden die Wirkung auf die feinnervige deutsche Aristokratin, die ergreifend klagt: „Als Kind habe ich ausgeweint“ — und die energische Amerikanerin, die sich resolut hinsetzt und über die Lösung des Problems der „Knabenschaft“ nachdenkt. Sie kommt zu dem Schluß, daß sie ihr durch das Studium des Griechischen und durch Reitenlernen am nächsten komme. Beides setzt sie sofort in Scene, um nach der ersten im Griechischen erlangten Prämie den gleichen väterlichen Seufzer zu hören: „Ach, du hättest ein Knabe sein sollen!“

Auf dem Büreau des Vaters, wo das Kind unbeachtet aus- und eingeht, hört sie die Klagen Hunderter von Frauen, die als Opfer harter Ehegesetze den Rechtsanwalt vergebens um Hilfe angehen. Die jungen Rechtspraktikanten amüsieren sich damit, sie zu necken; als sie sich in einem hübschen Korallenschmuck zeigt, muß sie sich von einem von ihnen sagen lassen: „Wenn ich dich einmal heiratete, würde mir der Schmuck gehören; ich könnte ihn nehmen und fortschließen und du dürftest ihn nie ohne meine Erlaubnis tragen. Ich könnte ihn sogar gegen eine Kiste Cigarren eintauschen und du dürftest zusehen, wie er in Rauch aufginge.“ So wird der Grundaccord ihres Lebens bestimmt. Aus dem kindischen Entschluß, aus den Rechtsbüchern des Vaters alle die harten auf die Frauen bezüglichen Gesetze herauszuschneiden, erwächst langsam aber stetig jener andere, den Frauen ihr Menschenrecht erkämpfen zu helfen.

[1]) New-York. European Publishing Company 1898.

Digitized by Google

Die fröhliche Jugend mit dem vollen, freien Verkehr zwischen den Geschlechtern, der die neue Welt charakterisiert, mit dem köstlichen Genuß eines uns Europäern völlig fremden Lebens in und mit der Natur, macht ernsteren Pflichten Platz; 25jährig heiratet Elizabeth Cady einen der beredtesten und eifrigsten Führer der Antisklavereibewegung: Henry B. Stanton. Das Wort „gehorche" bleibt auf ihr

Elizabeth Cady Stanton.

entschiedenes Verlangen aus der Trauungsformel fort, da sie nicht gewillt ist, jemand zu gehorchen, mit dem sie eine Verbindung auf gleichem Fuß eingeht. Die Ehe ist in jeder Beziehung eine glückliche gewesen. Sieben Kinder sind herangewachsen und zu ehrenvoller Thätigkeit in der Welt gelangt, trotzdem — oder vielleicht auch weil — die Mutter mit großem Herzen mehr als nur Haus und Familie zu umfassen verstand.

Schon die Hochzeitsreise ist charakteristisch. Ihr Ziel ist London, wo eben (1840) der große Antisklaverei-Kongreß abgehalten wird. Einige der berühmtesten amerikanischen

Digitized by Google

Führerinnen sind dazu herübergekommen; sie müssen erleben, daß ihnen der Zutritt ihres Geschlechts wegen verweigert wird; sie sind genötigt, „den Plattheiten der Männer über die Sphäre der Frau" schweigend zuzuhören. Vergebens treten Stanton und der große William Lloyd Garrison für das Recht der Frauen ein; es bleibt auch ihnen schließlich nur der schweigende Protest übrig. „Nachdem ich so lange für die Freiheit der afrikanischen Sklaven gekämpft habe," sagt Garrison, „kann ich an einem Kongreß nicht teilnehmen, der die Rechte der Frauen mit Füßen tritt." So teilt er, nachdem er dreitausend englische Meilen gereist ist, um über den Gegenstand zu sprechen, der seinem Herzen am nächsten liegt, das erzwungene Schweigen der Frauen. Sie haben es ihm nie vergessen. Dann und dort aber wurde der Same zur amerikanischen Frauenbewegung in die Erde gelegt.

Für einige Zeit nimmt die Mutterschaft die junge Frau ganz in Anspruch. Mit der Gründlichkeit, die sie in allem charakterisiert, studiert sie „babies" und findet, daß menschliche Mißhandlung auch hier die Quelle der meisten Krankheiten und Nöte ist. Sie schafft ihrem Baby Freiheit der Entwicklung, hält Nachdenken für wirksamer als „Mutterinstinkte" und unterläßt nicht, für diese, ihrer „nurse" hochketzerisch erscheinenden Ideen mit gewohnter Lebhaftigkeit Propaganda zu machen.

Von Boston und Chelsea führt sie ihr Geschick nach Seneca Falls in New-York, wo sie 16 Jahre verlebt. Hier beginnt ihre öffentliche Laufbahn. Bei einer Zusammenkunft mit Lucretia Mott, bei der „die allgemeine Unzufriedenheit, die sie mit der Stellung der Frau als Ehefrau, Mutter, Haushälterin, ärztliche und geistige Beraterin" empfand, zu scharfem Ausdruck kam, wurde die Einberufung der ersten „Woman's Rights Convention" (14. Juli 1848) beschlossen. Sie ist für die Frauenbewegung, was der 4. Juli für die Republik ist. In einer Methodistenkirche wurde sie abgehalten; „das Haus war gedrängt voll bei jeder Sitzung, die Reden waren gut, und ein religiöser Ernst heiligte die ganzen Verhandlungen."

Die von solchen ersten Schritten untrennbaren Erfahrungen sollten auch diesen Frauen nicht erspart werden. Die Presse brach in ein allgemeines Geschrei aus; „es schien, als ob jeder Mann, der eine Feder schwingen konnte, sich an eine Predigt über den Wirkenskreis der Frau herangemacht hätte." Aber das Eis ist gebrochen. Die Antisklaverei-Presse bleibt den Frauen getreu; ein Konvent folgt dem andern, Männer wie Garrison, Phillips, Emerson nehmen daran teil. Und eine dieser Versammlungen erregte die Aufmerksamkeit von Mrs. John Stuart Mill, die jenen Artikel über „the Enfranchisement of Woman" in der Westminster Review (Oktober 1852) schrieb, der einen der Ausgangspunkte der englischen Frauenbewegung bildet, eine Thatsache, die, nebenbei erwähnt, die ganze Oberflächlichkeit von Laura Marholm bloßlegt, die die Frauenbewegung auf zwei Männer, Mill und Bebel, zurückführen will.

Kurz darauf tritt in Elizabeth Stantons Leben die Freundin, mit der sie dann ein halbes Jahrhundert lang in wunderbarer gegenseitiger Ergänzung in der Bewegung gearbeitet hat: Susan B. Anthony.

Sie ist eine tief religiöse Natur, ohne irgendwelche dogmatische Überzeugung. Ihr „ist die Arbeit Andacht . . . Im alten Griechenland würde sie den Stoikern angehört haben, zur Reformationszeit den Kalvinisten, zu Karl Stuarts Zeit den Puritanern; im 19. Jahrhundert gehört sie, den Gesetzen ihrer Natur entsprechend, zu den Reformern."

Digitized by Google

Sie ist Quäkerin und hat manchen Konflikt äußerlich und innerlich durchzufechten, ehe sie sich Freiheit erkämpft. Als Lehrerin weiß sie sich Respekt auch bei den lärmendsten Jungen zu verschaffen. Bei ihrem Eintritt in eine Klasse, die durch einen 15jährigen kleinen Barbaren auch den männlichen Lehrern unheimlich ist, erteilt ihm die milde Quäkerin, der er sofort seine Streiche spielen will, in aller Seelenruhe eine kräftige Züchtigung. So dokumentiert sie früh, was ihre spätere öffentliche Karriere auszeichnet: daß sie jeder Lage in der entsprechenden Weise zu begegnen weiß.

An die Stelle des A B C-Buchs und der Leitfäden rücken langsam größere Gegenstände: die Mäßigkeitsfrage, die Antisklavereibewegung und das Frauenstimmrecht bemächtigen sich ihres Denkens. Sie tritt an Mrs. Stantons Seite. Und fünfzig Jahre später kann diese schreiben: „So ganz eins sind wir, daß in all unsren Beziehungen, immer Seite an Seite auf der Rednertribüne, nicht ein einziges Gefühl des Neides oder der Eifersucht je unser Leben beschattet hat. Wir haben uns die freieste gegenseitige Kritik erlaubt, wenn wir allein waren, und heiß gestritten, wenn wir verschiedener Meinung waren, aber unsere jahrelange Freundschaft ist nie auch nur auf eine Stunde gestört worden. Der Welt gegenüber schienen wir stets einig. Wie Mann und Frau haben wir das Gefühl, daß wir der Öffentlichkeit gegenüber keine Meinungsverschiedenheit zeigen müssen."

Große Reisen erweitern Susans Gesichtskreis. Auch Berlin berührt sie dabei in den achtziger Jahren. Als Gast im Hause des Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten, Mr. Sargent, schickt sie ihre Briefe in dem offiziellen Couvert der Stimmrechts-Vereinigung zur Post, das die Aufschrift trägt: „Keine gerechte Regierung kann ohne Zustimmung der Regierten gebildet werden" 2c. Ein Postbeamter bringt ihr einen ganzen Packen dieser Briefe zurück mit den Worten: „Solche Aussprüche dürfen nicht durch das Postamt befördert werden." — — — Sie kehrt dann nicht ungern in die Heimat und zu ihrer Freundin zurück.

Und nun gehen sie an die Arbeit, die hauptsächlich in der Verbreitung ihrer Ideen besteht. Von New-York bis San Francisco werden Reden gehalten, in kleinen und großen Städten, in Kirchen, Schulhäusern, Scheunen, im Freien auf einem Wagen stehend, auf Mississippibooten; ja, eines Tages wird Miß Anthony sogar eingeladen, in einem Irrenhaus zu sprechen — eine kostbare Gelegenheit, meint eine ihrer Gefährtinnen, doch einmal ihres Gleichen anzureden: „Denn ist das Stimmrecht nicht den Idioten, Verbrechern, Wahnsinnigen und Frauen verwehrt?"

In größerem Stil noch werden diese Vortragsreisen betrieben, als das „Lyceum-Bureau" in Boston, New-York und Chicago ins Leben tritt. Es ist eine Art von Redner-Impresariotum. Redner aller Art werden engagiert, um Bildung und Reformideen in die entlegensten Orte des weiten Gebiets der Republik zu tragen. Auch Mrs. Stanton läßt sich hier einschreiben und hat von 1869 ab zwölf Jahre hindurch jährlich acht Monate lang ihre langen, mühsamen Pilgerfahrten von Maine bis Texas unternommen, unermüdlich die Lehre von der wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Befreiung der Frau predigend. Von diesen Vortragsreisen macht sich die Europäerin, die, aus dem bequemen Coupé steigend, von freundlichen Wirten empfangen und in den festlich geschmückten Saal geleitet wird, wohl kaum einen Begriff. Daß Babies, von überbeschäftigten Müttern mitgebracht, die Reden mit gelegentlichem Geschrei begleiten, daß das lecke Dach über der Rednertribüne den Regen durchläßt, daß man stundenlang im Schlitten durch den Schnee fährt, auch wohl darin stecken bleibt, sind

Digitized by Google

Erfahrungen, von denen Mrs. Stanton mit gutem Humor berichtet; hat sie doch auf ihren Vortragsreisen in Kanada sogar gelegentlich kennen gelernt, wie es sich in einem Bett schläft, an dessen Kopfende sich eine Mäusefamilie etabliert hat und das ihr von den Farmern überlassen worden ist, ohne irgend welches „ceremonious changing of bed linen".

Mit besonderem Eifer werden diese Lyceumsreisen im Jahre 1876 betrieben. Die Frauen beschließen, den 4. Juli, den hundertjährigen Geburtstag der Republik, zu einem „Frauentag" zu machen. Eine „Woman's Declaration of Rights" wird vorbereitet, aber die nachgesuchte Gelegenheit zur öffentlichen Verlesung dieser Erklärung bei der Jahrhundertfeier rundweg abgeschlagen. Als aber am Morgen des 4. Juli soeben die Worte der feierlich verlesenen Unabhängigkeitserklärung von 1776 verhallt sind, sieht man einige Frauen unter Führung von Miß Anthony mit ruhiger Entschlossenheit die Reihen der Beamten und der fremden Gäste durchschreiten, die höflich Platz machen: sie überreichen ihre Erklärung dem Vorsitzenden der Versammlung, der sie, durch die Überraschung des Augenblicks verwirrt, entgegennimmt. So wird sie ein historischer Bestandteil des Tages.

Auf die Einzelheiten der weiteren Arbeit im Dienst der Frauensache kommt es nicht an. Sie entstammen alle dem gleichen Geist ruhiger Entschlossenheit, der sich ohne irgendwelche „Radauscenen", ohne falsches Pathos und Pose durchzusetzen weiß. Mit Seelenruhe schreitet Mrs. Stanton auch eines Tages in das Wahllokal; einer der hervorragendsten Bürger der Stadt kündigt sie an: „Meine Herren, hier ist Mrs. Stanton, um ihre Stimme abzugeben. Da sie Steuerzahlerin ist, zurechnungsfähig, und das gesetzliche Alter hat, so sehe ich nicht ein, warum sie dies Bürgerrecht nicht ausüben sollte." Man wird ein wenig an die Scene im Rathaus zu Heilbronn erinnert, die Goethe mit so kernigem Übermut hinwarf, wenn man die knappe Schilderung liest, die Mrs. Stanton von der nun folgenden Verwirrung entwirft; zwei der Männer des Gesetzes ziehen den Hut über die Augen, als sie ihnen ihr gutes Recht auseinandersetzt, „ob aus Scham oder Unwissenheit, weiß ich nicht." Der dritte aber nimmt die Wahlurne in seine Arme und deckt die Hand über ihre Öffnung. Da legt Mrs. Stanton ruhig den Wahlzettel in seine Hand, indem sie ihm die Verantwortung für die Verkürzung ihres Bürgerrechts zuschiebt, und zieht sich zurück. Eine umfangreiche „Geschichte des Frauenstimmrechts," die Mrs. Stanton zusammen mit Mrs. Anthony schreibt, enthält eine Menge wertvollen Materials über diese ersten Stadien der Bewegung, die bekanntlich schließlich in vier Staaten zur vollen Anerkennung der politischen Gleichberechtigung der Frau führte.

Der hervorragendste Zug in Mrs. Stantons Charakter als Führerin ist eine absolute Voraussetzungslosigkeit, wie sie in diesem Grade nur in einem verhältnismäßig so traditionslosen Lande wie Amerika möglich ist, in einem so jungen Bunde von Staatssystemen, wo Grundgesetze täglich entstehen und geändert werden, so daß das Stadium, wo das graue Alter sie zu göttlichen stempelt, schwer erreicht wird. Eben diese Voraussetzungslosigkeit bringt sie für die Betrachtung der Geschlechter und ihrer Aufgaben mit. Und da will es ihr absolut nicht einleuchten, warum der Mann etwas vor der Frau voraushaben, warum er allein den Gang der Dinge auf der beiden gemeinsam gegebenen Erde zu bestimmen haben soll. Sie braucht gelegentlich einmal ein starkes Wort, gewöhnlich aber sieht sie den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit immer bereitem Humor als einen vorübergehenden an, zu dessen Beseitigung sie

Digitized by Google

so viel wie möglich beizutragen sucht, durch Reden, Handeln, Verteilen von Schriften; hierbei wählt sie ihr Publikum sorgfältig: „Ich biete niemals eine Schrift einem Manne an mit kleinem Kopf, hohen Hacken an seinen Stiefeln und dem Kinn in der Luft, weil ich weiß, daß er, der Natur der Sache entsprechend, auf überlegene Frauen eifersüchtig ist; ebenso wenig einer Frau, welche die ‚prunes and prisms' expression[1]) hat, denn ich weiß, sie wird sagen, ‚ich habe alle Rechte, die ich brauche.'" Und in Bezug auf das Wort „gehorche" in der Trauungsformel hat sie noch heute die feste Überzeugung, nach der sie selbst handelte; sie findet darin einen ganz einfachen Bruch „des 13. Amendements der Bundesverfassung, das da sagt, es solle in den Vereinigten Staaten weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstbarkeit bestehen".

Dieselbe Voraussetzungslosigkeit hat zu einem seltsamen Werk geführt, das im alten Europa eine doppelte Unmöglichkeit wäre: „The Woman's Bible." Es liegt ihm der Wunsch zu Grunde, auch denen, die die Autorität der Bibel im Sinne ihrer frauen- und fortschrittsfeindlichen Anschauungen mißbrauchen, den Boden zu entziehen. Zu dem Zweck werden alle Textstellen der Bibel, die sich auf die Stellung der Frau beziehen, der Kritik unterzogen; einer seltsamen und absolut unwissenschaftlichen Kritik allerdings, indem der Text an und für sich keinerlei kritische Begutachtung erfährt, sondern lediglich der Inhalt einer vom modernen Standpunkt aus vorgenommenen Glossierung unterworfen wird. Wissenschaftlich also ein unmögliches Buch, symptomatisch aber in hohem Grade interessant, weil es zeigt, daß die Frau ihre eigene Ansicht über jedes geistige und Lebensproblem zu haben und auszusprechen beginnt. Hier noch mit unleugbarer Naivetät; wenn ein tiefgründiges Wissen, eine gesicherte rechtliche und bürgerliche Stellung der Frau erst die freie Entfaltung ihrer Fähigkeiten gesichert haben werden, wird die Art, wie sie solche Probleme anschaut, nicht bloß zu einem Kuriosum der obenbezeichneten Gattung führen, sondern zu einer bedeutungsvollen Förderung der menschlichen Kulturarbeit. So werden, die nach uns kommen, glücklicher sein als wir; aber man möchte in den Stoßseufzer dieser tapferen, unermüdlichen Führerin unserer Bewegung manchmal mit einstimmen: „Es ist hübsch, zu wissen, daß unsere Nachkommen das Leben genießen werden; aber wenn man nach einem freien Atemzug lechzt, so ist diese Betrachtung doch nicht befriedigend." Vielleicht ist der Greisin, die wohl aussieht, als ob ihr ein weiteres Jahrzehnt und mehr geschenkt werden dürfte, in unsrer schnelllebigen Zeit doch noch mehr als ein Blick vom Nebo in das gelobte Land beschieden.

[1]) Frauen, die durch einen möglichst anmutigen kleinen Mund das günstige Vorurteil „echter Weiblichkeit" für sich zu erwecken wünschen, sagen, so erzählt man sich, beim Photographen oder bei ähnlichen Gelegenheiten die Worte „plums, potatoes, prunes, prisms" wiederholt vor sich hin, was dann die gewünschte zusammenziehende Wirkung ausüben soll.

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Frage der Mädchen-Waisen-Erziehung.

Von

P. Berthold.

Nachdruck verboten.

Es giebt in der Waisenerziehung zwei Systeme, die beide lebhafte Anhänger und Verteidiger haben. Das eine besteht in der Aufnahme der Waisen in eigens zu diesem Zweck eingerichtete Anstalten, das andere System teilt die verwaisten Kinder einzelnen Familien zu, in denen sie gegen Pflegegeld Aufnahme finden.

Wenn man die Vorzüge und Mängel der beiden Systeme nur oberflächlich gegen einander abwägt, sind die Vorzüge des ersteren und die Mängel des letzteren am auffallendsten, denn man sagt sich mit Recht: für ein Kind, das in frühem Alter seine natürlichen Beschützer verloren hat, ist ein Haus, das es sicher birgt, in dem von einer kommunalen oder privaten Verwaltung die Aufsicht geführt wird, vorzuziehen all den Zufälligkeiten und Gefahren, denen es als Pflegling einer fremden Familie ausgesetzt ist. Doch wenn man der Aufgabe, ein Kind zu erziehen, nahe tritt, dann ist einer der maßgebendsten Gesichtspunkte dafür die Frage: welches sind die Verhältnisse, in die der Mensch, wenn seine Erziehung für beendet erklärt werden muß, hineinpassen soll?

Für Kinder, von denen bei einer Waisenpflege allein die Rede sein kann, muß die Erziehung vor allem eine Vorbereitung fürs Leben sein, fürs Leben mit seinen Kämpfen, seinen Sorgen und Gefahren. In Erwägung dieses Kardinalpunktes in der verantwortungsvollen Aufgabe einer rationellen Waisenpflege treten alsbald bezüglich der Anstaltserziehung nicht gering anzuschlagende Bedenken auf.

Ein Waisenhaus ist eine Anstalt, in der Kinder aus den verschiedensten Ständen Aufnahme finden, wenn deren beide Eltern, oder unter Umständen, wenn auch nur Vater oder Mutter verstorben sind. Dort werden sie gekleidet, gepflegt, unterrichtet oder in ihrem Unterricht beaufsichtigt — alles nach einer Schablone und in den Rahmen gepaßt, den die Statuten und die andern Verwaltungsbedingungen vorschreiben. Das Leben in einer richtig geleiteten Anstalt spielt sich mit der größten Regelmäßigkeit ab. Für jedes Ding ist sein angewiesener Platz da, Arbeit, Erholung und Vergnügen sind gerecht abgemessen und verteilt, für Reinlichkeit und Gesundheit wird in ausgedehntestem Maße gesorgt, und doch fehlt ein Hauptfaktor als wichtiges erzieherisches Moment — die Sorge, der Kampf ums Leben, der erst den Menschen fürs Leben tüchtig macht. Diese Worte klingen hart. Wer aber seine Kinder, einerlei ob eigene oder anvertraute, nach irgend einer Richtung hin weichlich erzieht, liebt sie nicht mit der Liebe, die allein stark und gut macht.

Je früher ein Kind verwaist, je früher ihm „das Glück“ zu teil wird, in ein Waisenhaus als Asyl aufgenommen zu werden, desto geringer ist sein Verständnis für das, was die Ursache dieser Aufnahme war, desto ungenügender seine Begriffe vom Leben „draußen“, in das es nach mehrjähriger Zurückgezogenheit wieder eintreten muß. Die absolute Sorglosigkeit ist darum ein großer, wenn auch unvermeidlicher Mangel jeder Anstaltserziehung. Die Haushaltungsmaschine muß ihren geregelten Gang gehen, die Mahlzeiten, wenn auch einfach, werden zubereitet und eingenommen, wie es das Budget erlaubt, für die Kleidung ist eine bestimmte Norm vorgeschrieben, wenn es auch nicht immer Uniform ist — kurz, für alles ist gesorgt, so selbstverständlich und regelmäßig gesorgt, daß den Kindern meist nie mehr der Gedanke kommt, es

Digitized by Google

könnte im Leben ja auch einmal anders sein. So giebt die Anstalt nach dieser Richtung hin gewiß keine Vorbereitung oder Einführung in die Mühsale des wirklichen Lebens.

Ein weiterer Nachteil, unter dem jede Anstaltserziehung leidet, ist die Abgeschlossenheit, mit der sich das Dasein der Zöglinge innerhalb der Anstaltsmauern abwickelt und der absolute Mangel an einem unbefangenen, natürlichen Verkehr der beiden Geschlechter. — Dieser Mangel, der auch in den Schulverhältnissen liegt, macht sich in der Charakterbildung der heranwachsenden Jugend bald sehr fühlbar. Ein junges Mädchen, wenn es nicht eine alles überragende Keckheit besitzt, verläßt eine Anstalt mit so großer Schüchternheit und Unsicherheit des Betragens, daß es sehr bald empfinden wird, wie die Anstaltserziehung ihren Zweck insofern vollständig verfehlte, als sie den Zögling unselbständiger und darum schutzbedürftiger gemacht hat, als wenn das Leben ihr vielleicht rauher aber weiser zum Erzieher geworden wäre.

Ein drittes Bedenken gegen Anstaltserziehung, das mehr moralischer als praktischer Art ist, ist die Entfremdung der Zöglinge ihren Familien gegenüber. Auch hier muß wiederholt werden, daß dies ein unvermeidlicher Mangel ist, denn keine Anstaltsleitung kann durch häufige Besuche von Familien-Angehörigen sich Einspruch in die Hausordnung und eine Beeinflussung der Kinder gefallen lassen; denn was durch gelegentliche Familienbesuche gebracht würde, ist nicht zu verwechseln mit dem, was in normalen, gesunden Verhältnissen das Zusammenleben in einer Familie bedeutet. — Es beginnen nach kurzem Aufenthalt in einer Anstalt die heimischen und Familienangelegenheiten für die Kinder an Interesse zu verlieren; das Abfassen von Briefen an etwaige Angehörige fällt ihnen immer schwerer, und bald fängt die verfeinerte Sitte und die relativ größere Bildung der Anstaltszöglinge an, sich als ein Schatten zwischen die Kinder und „ihre Leute" zu stellen. Diese Überlegenheit wird nur in besonderen Fällen, wo große Herzensgüte oder mangelhafte Intelligenz den Unterschied weniger fühlbar macht, von den Zöglingen nicht betont und hervorgehoben. Dabei nehmen die als Waisenmädchen gestempelten und sich fühlenden Menschenkinder auch „der Gesellschaft" gegenüber eine unvorteilhaft exceptionelle Stellung ein. Von manchen werden sie im Verkehr bedauert, und ein Gegenstand des Mitleids zu sein ist für die Bildung des Charakters ebenso wenig zuträglich, als verächtlich oder höhnisch behandelt zu werden, was „Waisenkinder" auch oft zu ertragen haben — beides auch oft von Menschen, denen ihre behagliche Lebensstellung auch so viel Takt geben sollte, das Zuwenig und Zuviel ihrer Gefühle mindestens zu verbergen.

Ich habe diese drei dunkelsten Seiten einer Anstaltserziehung herausgegriffen, da sich an ihnen am deutlichsten beweisen läßt, daß das Unterbringen der Waisen in Familien, vom erziehlichen Standpunkt aus betrachtet, sehr, sehr große Vorteile bietet. Die Hauptschwierigkeit in der Anwendung dieses Systems liegt aber darin, daß es sehr schwer ist, Familien zu finden, denen man vertrauensvoll die Pflege und Erziehung eines Kindes überlassen kann. In den meisten Fällen ist die Übernahme eines Waisenkindes vor allem ein Geschäft, das möglichst viel Vorteil bringen soll, und dieser Vorteil kann doch nur auf Kosten des Pfleglings erreicht werden. Da nun die Pflegegelder durchschnittlich recht geringe sind, so bewerben sich nur Leute um einen Pflegling, die auch schon mit einem ganz kleinen Verdienst zufrieden sein müssen, Leute, die schon Mühe hätten, ihre eigenen Kinder gut zu erziehen — wenn sie es überhaupt verstünden. Dazu kommt, daß die Aufsicht über die in Familien untergebrachten Kinder meist eine ganz unzureichende ist. Wenn ein gesetzlich bestimmter Vormund sein Mündel in Wochen hie und da einmal sieht, so meint er damit seine Pflicht gethan zu haben. Für einen mit Berufsgeschäften überladenen Mann ist es auch eine zu große, mit vieler Zeitversäumnis verbundene Aufgabe, ein Pflegekind so zu überwachen, wie es nötig wäre, abgesehen davon, daß er die nötige Qualifikation dazu selten besitzen wird.

Wenn eine Kommune nun die Absicht hätte, einer idealen Waisenpflege nahe zu kommen, dann müßte sie vor allem die Pflegegelder so erhöhen, daß eine ganz andere Kategorie von Familien ein pekuniäres Interesse daran hätte, ein Waisenmädchen als Pflegekind in ihr Haus aufzunehmen, als es jetzt der Fall ist. Es wären dies Lehrer-

Digitized by Google

und Beamtenfamilien, deren Bildung und bürgerliche Stellung schon etwas Garantie dafür böte, daß sie das Pflegekind gut behandeln und im Kreise der eigenen Kinder diesen gleich erziehlich beeinflussen wollen. Ebenso wichtig wie die Geldfrage ist aber in diesem Fall die Beaufsichtigung der Pfleglinge. Sie muß Frauen übertragen werden! Frauen müssen das Recht haben, Vormünderinnen zu sein, denn es ist garnicht einzusehen, warum sie das Amt, über ein Kind zu wachen, nicht besser üben könnten als ein Mann, da es doch ihrem, ihnen so oft vorgehaltenen „natürlichen Beruf" vollständig entspricht. Aber nicht genug, daß gebildete weibliche Vertrauenspersonen zur direkten Aufsicht der Pfleglinge herangezogen werden sollten, müßte der Staat auch beruflich angestellte, weibliche Beamte einsetzen, deren Aufgabe es wäre, häufige Inspektionstouren zu machen, mit den Vormünderinnen zu verkehren, Klagen entgegen zu nehmen und eventuell zu intervenieren, kurz, sie hätten die Behörde zu bilden, die allen Parteien Rückhalt und den gesetzlichen Untergrund giebt. Daß, wenn die Waisenpflege auf diese Art geübt würde, das Erziehungsresultat ein besseres wäre als in geschlossenen Anstalten, steht außer Zweifel. Die unnachsichtige Statistik hat ja auch durch Zahlen bewiesen, daß die Moralität der Pfleglinge, die in Familien erzogen waren, eine bessere ist, als die von Anstaltszöglingen.

Bis diese anzustrebende Art der Waisenpflege aber allgemein organisiert ist, wird wohl noch geraume Zeit verstreichen. Bis dahin ist es natürlich nur vorteilhaft und segensreich, Heimstätten für Kinder, Ganz- und Halbwaisen, uneheliche Kinder und Kinder, deren häusliche Verhältnisse nachteiliger sind, als wenn die Eltern tot wären, zu gründen und zu unterstützen. —

Waisenhäuser, aber keine Waisenpaläste!

Leider sind die modernen Waisenhäuser nicht immer Denkmäler des Edelsinns und des Gemeinsinnes ihrer Stifter, sondern oft nur Denkmäler von deren Eitelkeit. Ein Waisenhaus oder Erziehungshaus mit 50, 100 und mehr Betten ist ein Unding. Ein Waisenhaus soll dem Kinde das Elternhaus ersetzen, das kann eine Kaserne nicht. Ein Waisenhaus soll nicht größer sein, als zur Aufnahme von 25—30 Kindern nötig ist, denn mehr kann eine Leiterin des Asyls nicht beaufsichtigen, wenn es sich darum handelt, den Verwaisten mehr zu geben als Dach und Fach. Eine Teilung der Arbeit im Gebiete der Erziehung (nicht des Unterrichts) ist dem Erfolge des Ganzen auch nicht dienlich. Der Nachteil solcher Monstreanstalten liegt darin, daß es unmöglich ist, die einzelnen Kinder so kennen zu lernen, daß man erziehlich auf sie einwirken könnte. Dabei muß in so ausgedehnten Anlagen der ganze Haushaltungsbetrieb ein Großbetrieb sein. Die Mädchen bekommen dadurch von den kleinen ineinandergreifenden Einzelheiten einer häuslichen Thätigkeit, wie das bürgerliche Familienleben sie bringt, keinen Begriff. Sie werden anspruchsvoll, üppig und träge, da keine wirklichen, selbständigen Leistungen von ihnen gefordert werden, da das Gefühl der Verantwortlichkeit und damit der Pflichterfüllung in ihnen nicht geweckt wird.

Waisenhäuser sollen auch nicht in großen Städten gebaut werden, weil diese in den Mädchen Wünsche und Gedanken rege werden lassen, die ihnen nicht dienlich sind, und die nützlichen, fördernden Seiten des Großstadtlebens innerhalb der Anstalt doch keinen Einfluß auf sie haben können.

Wirkliches Land mit Unterricht im Hause oder die Kleinstadt mit guter Schule sind angemessene Plätze für die Errichtung kleiner Waisenhäuser, weil da auch die Möglichkeit bleibt, die Zöglinge im engen Zusammenhang mit der Natur zu lassen oder ihnen, wenn es Stadtkinder sind, Freude an der Natur zu erschließen. Daß sie in ihren Manieren nicht bäuerisch bleiben oder werden, hat mit der ländlichen Lage der Anstalt nichts zu thun. Eine ländliche Lage für ein Waisenhaus bietet auch für den sanitären Teil der Anlage den großen Vorteil, daß Licht, Luft und Raum zur Benutzung sich darbieten, ohne zu Luxus zu werden.

Um zum Schlusse die angedeuteten Gedankenreihen zusammenzufassen: Die Waisenpflege soll nicht nur Aufgabe der Privatwohlthätigkeit sein; es ist die Pflicht des Staates, auf rationellstem Wege einen Teil der Schäden gut zu machen und die Lücken auszufüllen, die die Gesellschaft als solche notwendig hervorbringen muß.

Digitized by Google

Dora.[1]

Von

Helene Lapidoth-Swarth.

Nachdruck verboten.

Als Dora erwachte, stand ihr, noch ehe sie die Augen öffnete, das Datum des Tages deutlich vor der Seele: der erste Januar — ihr war, als ob das ganze neue Jahr mit all seinen endlosen Tagen wie ein schwerer, atembeklemmender Alb auf ihr läge.

Seufzend warf sie die Decke zurück. Und während sie sich in dem ungemütlichen Zimmer, in dem das trübe Winterlicht trostlos über die spärlichen Möbel, die schmutziggraue Tapete und den braungelben, ihre Füße erkältenden Läufer huschte, anzukleiden begann, nahm sie sich einmal selbst vor und las ihrem widerspenstigen Mädchenkopf gehörig den Text.

Wie konnte sie nur so sein? Hatte sie ihre Mama denn nicht lieb? — Ja. Nun, dann müßte sie auch fröhlich und ohne zu murren ihre Pflicht thun. Denn daß sie sich dem lieben, armen, gebrechlichen Mütterchen mit Leib und Seele widmete, war einfach ihre Pflicht und Schuldigkeit.

Was für ein edleres Glück giebt es im Menschenleben, als still und freudig seine Pflicht zu thun? Und ihr ward es noch so viel leichter gemacht als hundert anderen. Die meisten Menschen wissen nicht recht, was sie thun sollen; ihr aber war ihr Weg vorgezeichnet; sie vermochte ihn von Anfang bis Ende zu übersehen. Wie viele junge Mädchen, die zu Hause nicht unentbehrlich waren, suchten nach einem schönen Lebenszweck. Und ihr war ein solcher in den Schoß gefallen. Sobald sie aus der Schule war, fand sie eine ernste Lebensaufgabe vor. Und die hatte sie auch, bebend vor Eifer und erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, auf ihre jungen, starken Schultern genommen. War sie jetzt schon dieser Aufgabe müde? Erlahmte ihre einst so warme Opferfähigkeit bereits? Empfand sie keine Kindesliebe mehr?

Doch von unterdrückten Seufzern und Thränen war ihr der Hals wie zugeschnürt, und die Hoffnungslosigkeit, die in ihrer Brust trauerte, war durch kein Moralisieren zu vertreiben.

„Ach, diese abgespannten, dummen Nerven! Die machen mich so mutlos, so niedergedrückt!"

Und sie plätscherte ordentlich mit Schwamm und Wasser, das so kalt war wie halb geschmolzener Schnee, und rieb und frottierte sich dann so lange, bis ihre zarte Haut rot erglühte.

Als sie fertig war, ging sie ihrer Mutter helfen.

„Schon wieder ein Jahr herum," klagte die alte Frau, während Dora sie gewandt ankleidete, „ach, Kind, wenn's doch mein letztes wäre! Ich bin dir nur zur Last und . . ."

„Aber Mama, sag' doch nicht solch abscheuliche Dinge. Was sollte ich anfangen ohne dich?"

„Ja, das sagst du nur so, ohne mich würdest du's viel besser haben," fuhr die alte Frau seufzend zu klagen fort, „und was hab' ich von meinem Leben, so hilfsbedürftig wie ich bin?"

Und mit leichtem, sich selbst bemitleidendem Kopfschütteln, streckte sie die geschwollenen, zu allem unfähigen Hände aus.

„Aber Mütterchen, halt' den Kopf still, sonst kann ich dein Haar nicht ordentlich frisieren, und du mußt doch hübsch aussehen, denn heute kommt noch viel Besuch."

Als das schneeweiße, noch üppige Haar das rosige Antlitz ihrer Mutter hübsch einrahmte, half Dora der alten Frau vorsichtig, Schritt für Schritt, die ziemlich steile Treppe hinunter. In dem kleinen düsteren, mit

[1] Aus: Helene Lapidoth-Swarth: Van Brouwenlot (Frauenschicksale).

Digitized by Google

massiven altmodischen Möbeln überladenen Gartenzimmer, drückte sie sie in den bequemen, breiten vor dem Frühstückstisch stehenden Lehnstuhl von grünem Damast, fühlte ob das Stovchen[1]) ordentlich warm sei, schürte den Ofen, goß Thee ein, strich ein Brödchen mit Butter und klopfte ein Ei mit viel Zucker. Und durch die behagliche Wärme und die gewohnten kleinen Dienstleistungen in gute Laune versetzt, achtete die alte Frau nicht darauf, daß Dora nichts zu sich nahm als ein Täßchen Thee.

Während ihre Mutter in die Zeitung vertieft war, schlüpfte Dora zum Zimmer hinaus.

Sie blieb im Bereich von Mutters Stimme, der schreienden Stimme, die taube Leute sich anzugewöhnen pflegen. Sie wollte nur einmal nachsehen, ob Käthchen im Salon auch gut abgestäubt habe. Heute Mittag kamen so viel alte Kaffeetanten, die ordentlich aufpaßten, ob es bei andern ebenso sauber war, wie in ihrem eigenen fleckenlosen, symmetrischen Interieur.

Glänzend wie Jet, leuchtete ihr der glatte schwarze, altmodisch geschnitzte Tisch entgegen, über dessen Längsseite sich ein graugelber Tafelläufer mit eingestickten roten Blumen hinzog. In der Mitte, an der massiven, von einem breit vorstehenden Lampenschirm aus hartgrünem Seidenpapier, der einem Kohlkopf glich, umgebenen Hängelampe, hing eine dicke rote Rose über einer silberglänzenden Tischglocke. Die Sessel und das Sofa versteckten sich unter graugelben Hüllen, die mit weißen Bändern um die Füße festgebunden waren. Über einem Theetischchen lag eine Häkelei von roter Wolle, einer Wiegendecke nicht unähnlich, und ein Häufchen roter Prachtbände auf einem kleinen Tischchen wurde durch einen Schleier von roter Seidengaze, mit Gold- und Silberflittern verziert, vor Staub geschützt.

Dora zog die vergoldete Stutzuhr auf und nahm die Hüllen von den Stühlen ab. Gut konserviert, wie blühende stattliche alte Frauchen kamen die roten Plüschmöbel zum Vorschein.

Nun ordnete sie sie um den Tisch herum; ihr war dabei, als sähe sie die Gäste schon darauf sitzen und höre das Durcheinanderschwätzen übers Wetter oder gleichgiltigen Stadtklatsch.

[1]) Die in Holland üblichen Fußwärmer.

Nun mußte Käthchen den kürzlich erst frisch geschwärzten Ofen heizen; es dauerte immer so lange, bis es in dem kalten Salon behaglich warm wurde.

Mit erstarrten Händen kehrte Dora ins Wohnzimmer zurück, um den Frühstückstisch abzuräumen. Sie hielt das für eine ganz überflüssige Arbeit, das Geschirr konnte ganz gut gleich zum Kaffee stehen bleiben, aber Mama wünschte das so, und daher that sie's.

Sie hantierte nervös herum, während ihre Mutter abwechselnd über das dunkle Wetter und das späte Aufstehen des Mädchens klagte.

„Ja, Mama, das ist nun mal um diese Jahreszeit so, aber die dunkelsten Tage sind nun bald vorüber; noch einige Wochen und es ist schon wieder hübsch hell — und warum soll Käthchen so früh bei der Hand sein? Der Tag ist doch schon lang genug."

Ach ja, der Tag war lang genug! Wie unwahr klang Dora der Ton ihrer eigenen, gezwungen heiteren Stimme ins Ohr. Kaum zehn Uhr! Wie war der Tag nur herumzubekommen.

„Hast du auch an einen süßen Liqueur gedacht? Und gieß ja den Sherry vorsichtig in die schöne Karaffe um! Und wirst du auch ein bißchen Kirschkompott anbieten? Das paßt wohl eigentlich nicht so recht, aber so für die Intimsten, weißt du?"

„Ja, Mama, ich werde für alles sorgen."

Warum bekümmerte sich ihre Mutter so um jede Kleinigkeit! Sie wußte doch, daß Dora alles bis aufs Tippelchen und genau nach dem Wunsch und Willen der alten Frau that, die das Haus noch immer regierte und ihrer erwachsenen Tochter hundertmal dieselben Dinge vorpredigte, wie einem dummen Laufmädchen.

„Still, nicht ungeduldig werden!" ermahnte sie sich selbst, aus dem Büffett das lackierte Theebrett, die geschliffenen Karaffen, die feinen Wein- und Liqueurgläser herausnehmend.

Als alles bereit stand und der Ofen brannte, griff Dora nach einer Zeitschrift. Aber die anspruchsvolle Mutter, die beständig beschäftigt werden wollte, ließ sie nicht zum Lesen kommen.

„Ist die Geschichte hübsch?" quälte die Mutter wie ein verzogenes Kindchen.

Digitized by Google

„Das weiß ich noch' nicht, ich hab' eben erst angefangen."

Einen Seufzer unterdrückend, steckte Dora das Journal wieder in die Mappe. Sie hatte ja doch buchstäblich keinen freien Augenblick. Apathisch trommelte sie mit den Fingern auf den Fensterscheiben.

„Aber Dora, was bist du unruhig! Du hast heut' gar kein Sitzfleisch," klagte die alte Frau unfreundlich, „komm, plaudere ein bißchen gemütlich mit mir."

„Soll ich dir eine Neujahrspredigt vorlesen?" fragte Dora.

Das war ein guter Einfall. Wohl war's sehr ermüdend, der alten Frau vorzulesen, aber immerhin doch besser als das erzwungene Plaudern.

Mama fand das recht. Und aus der Bücherreihe mit glänzend roten Einbänden nahm Dora ein dickes, feierlich schwarzes Buch.

Und während sie, dicht neben der scharf aufpassenden alten Frau sitzend, die Erbauungsrede voll hohler Rhetorik vorlas, schrie es in ihrer mutlosen Seele nach Trost und Licht und fröhlich pulsierendem Leben. Wer ermutigte sie, wenn sie unter ihrer schweren Last beinahe erlag? Wer half ihr das Kreuz tragen, an dem sie einst sterben würde?

Im ersten Jahre hatte sie sich tapfer gehalten; hatte der ihr zugefallenen Aufgabe frohgemut ihre frischen, noch nicht auf die Probe gestellten Kräfte geweiht. Ihr reiner Mädchensinn umwob diese große Pflicht mit einem poetischen Nimbus, und ihre edle Auffassung des Lebens verlieh derselben etwas Zarterhabenes. Aber sie war zu schwach, um auf diesem hohen Standpunkt stehen zu bleiben. Die große Pflicht löste sich in eine Unzahl kleiner abspannender Pflichten auf, und Tag für Tag fühlte sie sich aus der heiligen Stimmung herabgezogen in die schwüle Atmosphäre ihrer kleinbürgerlichen Existenz, neben der lästigen, klagenden, ewig unzufriedenen Mutter, der sie ihre Jugend zum Opfer brachte. Wie liebevoll und geduldig sie sich auch mühte, der gebrechlichen alten Frau alles nach ihrem Sinn zu machen, nie war es recht, nie wurden ihre sanften Bemühungen gewürdigt. So flohen all ihre Illusionen vor der Wirklichkeit wie Schwalben vor dem Winter; all ihre, ach so bescheidenen Erwartungen wurden erbarmungslos enttäuscht.

Einfluß auf ihre Mutter — besaß sie nicht, würde ihn auch nicht gewinnen. Sich an die kleinen Quälereien gewöhnen, um einzig und allein das Große, Schöne ihrer Kindespflicht zu sehen, das that sie nicht; im Gegenteil, was ihr anfangs nur zuwider war, wurde nach und nach zur nagenden Pein. Ebenso wie jedes andre echte Weib war Dora fähig sich zu opfern. Mit Heldenmut würde sie für ihre Mutter in den Tod gegangen sein, aber ihr Leben Tag für Tag wie unter feinen Stecknadelstichen verbluten zu fühlen, nein, das ertrug sie auf die Dauer nicht. Ebenso wie ein Kranker, der an einem chronischen Übel leidet, im zweiten Jahre seine Schmerzen nicht weniger spürt als im ersten, lernte auch sie nicht, sich in ihre traurige Existenz ergeben. Das dauerte nun schon sechs Jahre und ihre Widerstandskraft, die durch das Leiden und Leidensehen nicht gestählt, sondern geschwächt war, fing an ihr zu versagen. Deutlich fühlte sie diese Gedanken in ihrem Geist emporsteigen, während sie mechanisch die Phrasen vorlas, die ihre Mutter vielleicht erbauen würden.

Als die Predigt zu Ende war, schlug sie die Augen auf. Das alte Haupt nickte Zustimmung, doch — nicht Erbauung, sondern Schlaf hatte das fromme Buch gebracht.

Die auf den wohlklingenden Tonfall der feierlichen Worte folgende Stille, ließ sie mit einem Ruck aus ihrem Schläfchen auffahren.

„Du dachtest wohl, ich sei eingenickt," sagte die alte Frau zu ihrer Verteidigung, „o nein, ich hab' Wort für Wort gehört. Aber nun mußt du mir zur Abwechslung das Geschichtchen vorlesen, in das du vorhin so vertieft warst; dann haben wir alle beide was davon."

Dora gehorchte und wunderte sich über das Interesse, das die alte Frau an der banalen Erzählung nahm. Es war eine sentimentale, ziemlich nachlässig stilisierte Liebesgeschichte. Wie konnte die Mama so gefesselt zuhören? Ob vielleicht etwas darin sie an ihre eigene Jugend erinnerte?

Dora kam sich neben ihrer Mutter alt vor, hoffnungslos alt, weil sie fast bei jedem Roman kalt blieb. So alt und erst vierundzwanzig Jahre! Sie wußte nicht, was Liebe

Digitized by Google

war, die Liebe, von der die Dichter singen, und das war wohl auch das Beste, dachte sie bitter, denn um Mamas willen war an Heiraten doch nicht zu denken.

Als die Novelle aus war, mußte Dora sich mit dem Kaffee beeilen. Der Hals brannte ihr wie Feuer von dem langen Vorlesen.

Nach dem Tassenspülen ging sie sich ankleiden. Wie schlecht sah sie aus mit der abgegrenzten Röte unter den dunkel umränderten Augen! Aber sie hatte keine Zeit, lange in den Spiegel zu gucken; der erste Besuch kam schon früh. Flink das widerspenstige Haar, das sich immer kräuselte, glatt gestrichen, die Glut der Abspannung von den sonst gewöhnlich bleichen Wangen in dem eiskalten Wasser abgekühlt, das neue, schwarze, selbstgeschneiderte Kleid angezogen.

Hätte sie nur einen Augenblick an die Luft gehen können! Aber das ging natürlich nicht. Einen Moment das Fenster auf, einmal frei Atem schöpfen ... feuchtkalte Nebelluft schlug ihr, sie durchschauernd, entgegen. Nun ging sie hinunter in den Salon, wo sich die Mutter schon installiert hatte.

„Dora, du hast was vergessen, Kind," klagte die Mutter. „Nein, ich sag' dir's nicht, sieh dich nur selber um."

Sich vor Ärger in die Unterlippe beißend, machte Dora ihr Versehen wieder gut. Die Antimacassars auf den Stühlen hatten gefehlt: einer auf die Lehne, einer auf den Sitz, auf jede Seitenlehne ein kleines, weißes, gehäkeltes Läppchen. Aus derselben Schublade des Büffetts kamen rotwollene runde Deckchen zum Vorschein, bestimmt, die polierte Tischfläche vor den feuchten Ringen der Wein- und Liqueurgläser zu schützen.

Als die roten Sessel mit weißen, der schwarze Tisch mit roten Schutzdeckchen verziert waren, ließ Käthchen den ersten Gast ein. Bald waren alle Stühle besetzt. Dora bekam zu thun, mit Anbieten, Einschenken, laut Wiederholen, was die nicht laut genug redenden Damen erzählten. Sobald sie eine hinausgeleitet hatte, kam wieder eine andere herein, und das ging so bis fünf Uhr. Dora war halbtot. Die Mama war eigensinnig und wollte nicht eingestehen, daß all dies Geklatsche sie ermüdet habe. Sie war so aufgeregt, daß Dora während des Mittagsmahles all die alten Geschichten noch einmal anhören und ihr mit den Namen einhelfen mußte, wenn sie ihr nicht gleich einfielen; sagte Dora aber einmal etwas Verkehrtes, so wurde die alte Frau ärgerlich. Mit Mühe überredete Dora die Mama, ihr gewohntes Abendschläfchen nicht zu unterlassen, wenn sie sich durch den vielen Besuch auch noch so aufgemuntert fühlte.

Vorsorglich ordnete sie die Kissen im Lehnsessel, stopfte die weiche, schwarz und rot geflammte Reisedecke dicht um die Kniee, drehte das Gas herunter und setzte sich vor das Feuer.

Trotz ihrer nervösen Überreizung schlummerte die alte Frau bald ein. Durch den regelmäßigen Atem der Schlafenden beruhigt, überließ Dora sich wieder ihren Gedanken.

Im Halbdunkel ihres ihr so durch und durch vertrauten Lieblingseckchens übermannte ein seltsames Gefühl sie mit einem Male. Ihr war, als säße sie in der Eisenbahn, im Kurierzug, und flöge auf nächtlichen Wegen in der Finsternis vorwärts, immer vorwärts, wohin wußte sie selber nicht. Das Summen in ihren Ohren, des Hämmern in ihrem müden, von einer altmodischen Schlummerrolle gestützten Haupt, steigerte diese Illusion. Ach, diese endlose, eintönige Lebensreise! Würde sie denn nie ankommen? Wann würde der dahinrasende Zug plötzlich mit einem Ruck still stehen, und wo würde sie sich dann befinden? Konnte sie denn noch an den lieben, strahlenden Himmelstraum glauben, mit dem sie als kleines sinnendes Mädchen all ihren kindlichen Kummer zur Ruhe brachte? Wie grausam war es von den Männern der Wissenschaft, diesen herrlichen Quell des Mutes und der Hoffnung trocken zu legen! Ach, nicht nur für sie, nein für Tausende und Abertausende war dies irdische Leben nichts weiter als eine freudlose Aufgabe. Gewissenhaft diese Pflicht zu erfüllen, war stoisch und ehrenvoll, aber warum brannte der Durst nach Glück, der auf Erden doch nie gelöscht werden konnte, so beständig in ihr, o mein Gott, warum, warum denn?

Nein, es war nicht wahr, daß Hingebung ihren Lohn in sich trägt, wenigstens bei ihr nicht; der Friede der Seele, nach dem sie schmachtete, blieb ihr versagt. Oder war sie so viel schlechter als andere? War ihre Liebe

Digitized by Google

zu lau, um ihr erstarrtes Herz mit Lebenswärme zu durchströmen? Vor dem erlöschenden Feuer überlief sie's kalt.

Die Mama wurde wach, ächzend wie ein krankes Kind, das vom Spiel geträumt hat.

Dora drehte das Gas auf, schürte das glimmende Feuer, bereitete den Thee, war wieder ganz in ihrer Rolle.

Es klingelte; das geschah am Abend selten. Käthchen war aus, daher ging Dora öffnen.

Noch ein Neujahrsbesuch: Vetter Piet.[1]) Er drückte Dora kräftig die Hand und sagte in geheimnisvollem Flüsterton, als fürchte er, die taube Mutter möchte ihn hören:

„Es freut mich, dich gerade allein zu sprechen, Dora, ich hab' dich was zu fragen."

Er hustete verlegen, während er seinen dicken Überzieher an den Garderobenständer hing.

„So, was denn?" fragte das junge Mädchen gleichgiltig, obgleich sie Piet's Besuch als eine wahre Erlösung betrachtete. Er verstand es so gut die Mama zu amüsieren, und dann konnte sie schweigend dabei sitzen.

„Kann ich dich morgen allein sprechen, Dora?"

„Allein?" fragte sie erstaunt. „Ja, wann bin ich denn frei?"

„So zwischen halb sieben und halb acht, wenn Tante schläft."

„Ja, das geht, hast du mir denn so was Besonderes zu erzählen?"

„Etwas, wovon mein ganzes Lebensglück abhängt," sagte er, ohne sie anzusehen, mit unterdrückter Innigkeit.

Dann begaben sich alle beide hinein und Piet war von nervöser Lustigkeit und erzählte allerlei Schnurren, die die alte Frau in gute Laune versetzten.

Dora saß vor der Theemaschine, auf alles achtend und dann wieder in Gedanken vertieft. Nie hatte sie an Piet als an einen etwaigen Gatten gedacht; er hatte ihr auch nie den Hof gemacht. Und nun schien es, als wolle er um ihre Hand anhalten.

Davon konnte natürlich keine Rede sein. Dora konnte die Mama nicht verlassen, und welcher Mann würde eine kränkelnde Mutter mit in den Kauf nehmen? — Piet vielleicht doch; er war solch ein guter Mensch und verstand es, so lieb und nett mit der ewig nörgelnden alten Frau umzugehen.

Mit ganz anderen Augen betrachtete Dora ihn jetzt. Bisher hatte sie sein Gesicht gewöhnlich, seine Augen zu hell, seine Sprache vulgär, seine Unterhaltung unbedeutend, seine ganze Erscheinung kleinbürgerlich gefunden. Dennoch konnte sie ihn gut leiden, weil er Mama so treu besuchte und amüsierte, und seine Anwesenheit ihr ein angenehmes Gefühl des Geborgenseins gewährte, falls einmal was mit Mama passierte. Nie war es ihr in den Sinn gekommen, daß er um ihretwillen käme. Was sie seiner Herzensgüte zuschrieb, war also nichts weiter als Verliebtheit? — Das bereitete ihr eine kleine Enttäuschung, und doch fühlte sie sich dadurch geschmeichelt. So alt, wie sie sich selber vorkam, sah sie also doch noch nicht aus, und ihr bleiches, geduldiges Gesichtchen war also noch hübsch genug, um einen jungen Mann zu bezaubern. Piet war ehrlich und arbeitsam; die einmal erwählte Frau würde er in Treue und Herzlichkeit liebhaben. Und wie würde sich dann die Zukunft gestalten?

Still, nur jetzt nicht denken — heute Nacht . . .

„Ein angenehmer Gesellschafter, der Piet," sagte die Mama, als Dora sie zu Bett brachte. „Der ist noch einer vom alten Schlag — so freundlich gegen seine Familie."

Als Dora sich endlich allein in ihrem Zimmer befand, that es ihr leid, daß es keine milde Mondnacht war. Jetzt war's zu kalt um aufzubleiben. Fröstelnd zog sie die Decke über den Kopf.

Wenn Piet sie um ihre Hand bat, was sollte sie antworten? Wenn er sich bereit erklärte, die Mama ins Haus zu nehmen — das war natürlich die erste Bedingung — würde sie dann ja sagen und glücklich sein?

Vielleicht würde sie, von seiner Liebe bezwungen, so viel Gegenliebe empfinden, um ihn zu nehmen. Achtung und Dankbarkeit weckten vielleicht — o nein, keine Leidenschaft! Leidenschaft für Piet, das konnte sie sich absolut nicht vorstellen — aber ruhige, dauernde Zuneigung. Wie einem großen Bernhardiner, der sie aus dem Schnee des Verlassenseins errettete, würde sie dem guten Menschen dank-

[1]) Peter.

Digitized by Google

bar sein. Ein gemütliches häusliches Leben, einen netten Kreis gleichaltriger Bekannten, hübsche, gesunde Kinder, die gleich Rosen der Liebe sie umblühten . . . Ach! der ideale Mann existierte nicht, und so lange die Ehe noch die einzige Zuflucht für Mädchen ist, die sich in ihrem Elternhause unbefriedigt fühlen, war es ihnen doch nicht übel zu nehmen, wenn sie ihre Freiheit, die sie doch nicht genießen durften, gegen den Besitz eines eigenen Herdes und die Hoffnung auf Mutterfreuden eintauschten.

Aber Mama . . . würde sie dann ihre Zeit und ihre Kräfte weniger in Anspruch nehmen? Würde Dora, die sich soeben noch zu schwach für die eine Pflicht fühlte, stark genug sein, um eine dreifache Pflicht zu tragen?

Nein, es ging nicht. Wer kann zween Herrn dienen? Die Versuchung ging unter in der vorherigen Mutlosigkeit, und noch bevor sie den Schlummer nahen fühlte, fiel sie in tiefen, schweren Schlaf.

Als sie im grauen Morgenlicht erwachte, fühlte sie sich doch jünger als gestern. Eine unerwartete Aufregung war in ihr eintöniges Leben getreten, und die versprochene Unterredung mit Piet, von der die Mama nichts wußte, gab dem inhaltsleeren Tag den pikanten Vorgeschmack eines romantischen Stelldicheins.

Beim Kaffee bekam sie Herzklopfen. Sie konnte es im Wohnzimmer nicht den ganzen Tag aushalten, sie mußte an die Luft. Und das war immer eine schwierige Sache, weil sie meist zu Hause blieb, da sie die alte Frau an ihre nie geschätzte und doch unentbehrliche Gesellschaft gewöhnt hatte. Nun aber mußte sie eine Stunde hinaus aus dieser beklemmenden Atmosphäre. Sie sagte, sie habe in der Stadt einige Besorgungen zu machen, was die Mama seufzend gut hieß.

Dora machte ihre Einkäufe in der Nähe, die lebhaften Geschäftsstraßen vermeidend, und dann lief sie in den Wald. Begierig sog sie die naßkalte Luft ein, leichtfüßig durch die grauen Pfade zwischen dem wirren, kahlen, schwarzen Buschwerk schreitend. Wo war nun das liebliche Labyrinth grüner Laubgänge voller Frühlingsblumen? Nackt und bloß lag die dürre, tote Schonung da, ohne alles Geheimnisvolle, wie die nüchterne Wirklichkeit eines Lebens, ohne Erinnerung und ohne Hoffnung.

Dazu aber war sie nicht ausgegangen. Und der traurige Eindruck der kahlen Winterlandschaft durfte sie nicht hindern, über die Zukunft nachzudenken.

Noch wenige Stunden, dann würde Piet kommen, um sie zu fragen, ob sie ihn glücklich machen wolle.

Allerhand rührende Redensarten über den wahren Beruf der Frau blitzten ihr durchs Hirn. Sie hatte stets gelesen und gehört — natürlich, das war ja auch die Hauptsache bei der Mädchenerziehung! — daß das wahre Glück der Frau in Selbstverleugnung bestehe, daß sie schon glücklich ist, wenn sie nur glücklich machen kann.

Während sie noch so in Gedanken und Überlegung dahinschritt, sah sie zwischen dem Gewirr der Äste, tief unten am blaßgrauen Firmament, wie einen breiten, roten Blutfleck, die untergehende Sonne.

Schon so spät! Eilig lief sie nach Hause. Sie wollte alles von dem Eindruck abhängen lassen, den seine Frage auf sie machte. Und dann konnte sie sich ja Bedenkzeit erbitten; das macht sich auch besser, denn sonst achtet der Mann das Mädchen nicht so hoch und wirft ihr's später wohl gar vor, wenn er es zuerst auch noch so reizend fand.

Wenn sie Piet nahm, wollte sie ihm ehrlich sagen, daß sie sich nicht so besonders viel aus ihm machte, daß er sein Bestes thun müsse, um ihre Liebe zu gewinnen. Vielleicht würde das der grauen Brautzeit etwas Farbe verleihen.

Am allerwahrscheinlichsten aber war's, daß sie überhaupt keinen Versuch machen würde, ihrem Schicksal zu entrinnen.

Als sie nach Hause kam, trug sie dem Mädchen auf, wenn es nach dem Essen klingeln sollte, Vetter Piet nach oben ins grüne Stübchen zu führen, ohne die Mama zu stören, der Vetter habe sie etwas zu fragen und wünsche sie allein zu sprechen.

Käthchen schien offenbar gar nichts daran zu finden, Dora aber war rot geworden, als sie ins Zimmer trat. Sofort überschüttete die alte Frau sie mit Klagen über ihr langes Ausbleiben. Solch einsamer Tag und keine

Digitized by Google

andre Unterhaltung als die Magd, die von Zeit zu Zeit nach dem Feuer gesehen habe.

Mit Mühe nur bezwang Dora die nervöse Erregung, die sie trieb, immer wieder vom Stuhl aufzuspringen. Um die Mama zu versöhnen, griff sie zu dem alten probaten Mittel: vorlesen. Ihre eigene Stimme klang ihr dabei wie die Stimme einer Fremden, aus weiter Ferne, Worte aussprechend, deren Sinn sie nicht verstand.

Als die Zeit bis zum Mittagessen getötet war, wurde sie so geschäftig, daß die alte Frau ihr verwundert nachschaute. Dies energische am Feuer stehen, das rasche Fleischschneiden, das flinke Treppauf- Treppablaufen, bald um ein Taschentuch, dann wieder um eine Handarbeit zu holen, war sie von ihrer altjüngferlich ruhigen Tochter nicht gewohnt.

„Was ist denn los?" fragte sie einmal neugierig, aber als Dora ganz wie gewöhnlich sagte:

„Wie meinst du das, Mama? Was soll denn los sein?" beruhigte sie sich wieder.

Wie Dora sich auch hastete, das einförmige Mittagsmahl erschien ihr endlos. Ängstlich lauschte sie auf das Ticken der vergoldeten Stutzuhr und blickte auf den Zeiger. Zwei Tauben schnäbelten darüber in einem dicken Rosenkranz. Da fiel es ihr ein, wie sie und Piet sich auf dem roten Sofa im Salon ausnehmen würden, die Verliebten spielend, wie die langweiligen Tauben auf der Uhr — und sie mußte über diesen Einfall lächeln. Und demnoch sehnte sie sich nach der Unterredung mit Piet. Sie wollte ihm all ihre Kümmernisse klagen, und sein Mitleid würde sie trösten. Ein Freundesherz, das für einen schlägt, war für ein einsames Wesen doch ein wahrer Schatz.

Endlich war Mama fertig, der Tisch abgedeckt, die Gasflamme niedrig geschraubt, das Zimmer in Dämmerlicht gehüllt.

Dora schlich sich leise ins grüne Stübchen, wo Käthchen eine Lampe hingestellt hatte.

Es war kalt und ungemütlich, denn das Stübchen diente nur zur Garderobe und als Arbeitsplatz für die Näherin. Dunkelgrüne Vorhänge verhüllten die beiden Gefache; darunter hingen die Kleider Doras und ihrer Mutter; auf den obersten Brettern standen Hüte- und Muffschachteln. Ein grün und schwarz gestreifter Teppich, ein mit schwarzem Wachstuch ausgeschlagener Tisch und ein paar Stühle machten das Stübchen zur Not bewohnbar. Schaudernd dachte Dora hier immer an Blaubarts geheimes Kabinett. Das war kindisch, aber manchmal, wenn sie die Vorhänge bei Seite schob, gruselte es ihr wie vor Frauenleichen, wenn sie all die schlaff herunterhängenden Frauenkleider sah.

„Es ist hier so ungemütlich und kalt," entschuldigte sie sich, als Piet bald darauf eintrat, „aber ich konnte dich nirgends anderswo empfangen."

Das sah er ein; wenn sie sich nur nicht erkältete, ihm war es heiß, als wäre es Juni und nicht Januar.

Sie setzten sich in den gelben Lichtkreis der Lampe.

Dora nahm eine abwartende Haltung ein. Piet zupfte an seinem blonden, herabhängenden Schnurrbart und hüstelte verlegen.

Endlich sagte er, ohne sie anzuschauen:

„Du hast's wohl kommen sehen, nicht?"

„Nein . . . was meinst du?"

„Fandest du's nicht dumm, daß ich so lange damit wartete?" fuhr er fort, als habe er ihre Worte nicht gehört.

„Womit, Piet?" fragte sie wieder, mit ganz gleichgiltiger Miene.

„Bitte, Dora, nicht necken, dazu ist die Sache viel zu ernst. Siehst du, ich hab' dich schon so lange lieb, das hast du doch wohl gemerkt?"

„Nein," sagte sie einfach, „das ahnte ich nicht."

Sie paßte auf, ob sie etwas von Freude oder Liebe empfand. Nein, nichts als eine gewisse Enttäuschung. Aber ruhig hörte sie Piet zu. Er stand auf, lief auf und nieder. Dora mahnte ihn, die Mama nicht in ihrem Schlaf zu stören. Da blieb er hinter seinem Stuhl stehen; sie hörte sein schweres Atmen.

Gedämpft, in leisen Tönen erzählte er, daß eine vorteilhafte Veränderung in seiner Stellung, ihn eben erst in die Lage versetzt habe, um sie werben zu können.

Es reizte ihren Mädchenstolz, daß er an ihrem Jawort gar nicht zu zweifeln schien.

Digitized by Google

hatte er ihre harmlose Freundlichkeit wohl nur für Entgegenkommen gehalten?

„Du scheinst die ganze Zeit dich einer Illusion hingegeben zu haben," sagte sie kühl, obwohl sie ihr Herz klopfen fühlte.

„Ja, einer beseligenden Illusion," versetzte er, ihr die Hand entgegenstreckend, „du willst mich doch wohl nehmen, Dora?"

„Ich kann Mama natürlich nicht verlassen, meine Pflicht fesselt mich hier," sagte sie ausweichend.

„Die Tante zieht zu uns; sie mag mich gut leiden," entgegnete Piet, der sich durch das Aussprechen seines Herzenswunsches sichtlich erleichtert fühlte.

„Du sagst das so siegesgewiß, als ob du meiner ganz sicher wärest."

Piet sah sie an, als glaube er, sie wolle ihn nur aus Koketterie necken.

„Nein Dora, laß mich nicht in Ungewißheit, das kann ich nicht ertragen. Darf ich gleich mit Tante reden? Wir kennen einander so gut, warum sollten wir also lange verlobt bleiben? Wir können so gegen den Herbst heiraten. Nun sag aber auch flink, daß du mein liebes Weibchen werden willst."

„Es thut mir leid, dir eine Enttäuschung bereiten zu müssen," sagte Dora trocken, mit Gewalt die aufsteigenden Thränen zurückdrängend, „du bist ein lieber, guter Mensch, aber deinen Antrag kann ich nicht annehmen."

„Dora, das kann dein Ernst nicht sein," brach er los, „was hast du von dem elenden einsamen Leben? Du brauchst dich doch nicht ganz und gar aufzuopfern! Solch 'ne ausschließliche Hingebung ist übertrieben. Du bist doch jung, du hast doch auch ein Recht auf Glück."

„Glück?"

Nun sein Ton immer wärmer wurde, war es um Doras Selbstbeherrschung geschehen. Er stand ihr so nahe, daß sie die innere Glut, die ihn beseelte, spürte, und ehe sie recht wußte, wie ihr geschah, lag sie in seinen Armen, mit denen er sie leidenschaftlich umschlang.

Thränentrunken, schwindelnd vor Schmerz lag sie an seiner Brust, duldete sie seine heißen Küsse, die auf ihrem gesenkten schluchzenden Gesicht brannten.

„Nein, Liebster, Bester," flüsterte sie, „du darfst mich nicht so mißverstehen; ich kann dein Weib nicht werden, kann dich nicht so lieben, wie ich früher, als ich noch jung war, mir die Liebe dachte, aber das ist alles längst vorbei. Aber ach, ich bin doch innig froh, daß ich ein Herz gefunden, an dem ich mich ausweinen kann; sehr froh bin ich und doch sehr betrübt."

„Dora, mein Kind, mein geliebtes Mädchen, bald mein liebes junges Frauchen, sprich nicht solch seltsames Zeug, das du doch nicht wirklich so meinen kannst."

Er setzte sich und nahm sie auf den Schoß. Sie hielten sich fest umschlungen, krampfhaft, ängstlich, und da er sie nicht verstand, suchte er sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen.

„Still, Miezchen, weine nicht so verzweifelt! Du bist mein Schatz, mein einziger Lebenszweck. Du sollst meine Sonne sein, mein Röschen, das Sternlein, das mich des Abends nach Hause lockt. Du sollst aufleben, warte nur, dein Mann wird dich so hegen und pflegen und küssen, daß du all die langen, trüben Jahre vergissest."

Sanft hob er ihr bleiches, verweintes Gesichtchen auf, und bevor sie es hindern konnte, empfand sie den ersten Liebeskuß.

„Nun bist du doch mein," flüsterte er leidenschaftlich, als sei er nun ihres Besitzes sicher.

„Ich kann nicht," sagte sie mit traurigem Kopfschütteln, sich aus seiner Umarmung befreiend, „aber ich werde nie vergessen, daß ich an dir solch lieben, treuen Freund besitze."

Sie küßte ihn auf die Augen, die um sie Thränen vergießen würden, aber als sie ihn ansah, waren seine Züge starr und hart, und seine Augen blickten zornig.

„Du willst also nicht," sagte er heiser, indem er aufstand, und sie, noch so benommen, schwankte und mußte sich am Tisch festhalten.

„Ich kann nicht, ich sag' dir's ja."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht geben kann, was ich selbst nicht besitze."

„Und das ist . . . Liebe?"

„Nein, Glück."

Digitized by Google

Die Frauen im baltischen Recht.

Von

Helene Höhnk.

Nachdruck verboten.

Die baltischen Frauen sollen lange um sich werben lassen. „Nach dem Sermon", heißt es in einer alten livländischen Chronik, „hat man die jungen Eheleute vor den Altar gebracht, wo der Pastor in einer halben Stunde der Braut schier das Ja nicht abgewinnen konnte." Es ist eine selbstverständliche Folge, daß die Männer diese schwer errungenen Frauen zu schätzen wußten und ihnen eine dem entsprechende würdige Stellung von jeher einräumten. Das spiegelt sich noch im baltischen Familienrecht wieder, obwohl es in der Art, das Weib anzusehen, sich den deutschen Anschauungen anschließt, die wiederum in der Überzeugung der Römer wurzeln, daß die levitas animi das auszeichnende Merkmal des schönen Geschlechtes sei und dieses daher nicht ohne Schutz und Vormundschaft gelassen werden dürfe. Nichtsdestoweniger sind die baltischen Frauen in mancher Hinsicht entschieden besser gestellt als ihre deutschen Schwestern.

Wie nach deutschem Recht wird der Ehemann mit der Trauung der Vormund der Frau und Verwalter ihres eingebrachten Vermögens, dessen Nießbrauch ihm wie bei uns gesetzlich zusteht. Von der ehemännlichen Verwaltung ausgeschlossen ist jedoch das sogenannte abgeteilte Vermögen der Frau, dazu gehört:

1. alles das, was die Frau von dem in die Ehe Gebrachten sich ausdrücklich und namentlich zu eigener Verwaltung und Nutznießung vorbehalten hat; 2. das, was andere ihr unter eben diesen Bedingungen zukommen ließen; 3. das, was sie, mit Wissen und Genehmigung des Gatten, für ihr eigenes Geld, durch Betreibung eines eigenen Gewerbes oder im allgemeinen durch Mühe und Arbeit sich erworben; 4. das, was ihr der Mann an Taschen- oder Nadelgeld zahlt; 5. alle aus den Einkünften von ihrem abgeteilten Vermögen gemachten Ersparnisse; 6. die sogenannte Morgengabe.

Eheverträge auf vollständige Gütertrennung können geschlossen werden und zwar bedarf es dazu nicht einmal einer Inanspruchnahme des Gerichts, sondern sie können in der Stadt vor dem Stadtverordneten, auf dem Lande auf dem Landratsamt geschlossen werden. Aber auch ohne Gütertrennung ist der Mann in Liv- und Esthland nicht befugt, auf den Namen der Ehefrau oder ihrer Erblasser stehende Schuldforderungen ohne ausdrückliche Genehmigung der Frau zu erheben, zu cedieren oder zu verpfänden. Wohl aber hat er das Recht, dergleichen ausstehende Forderungen, wenn deren Sicherheit bedroht ist, oder das Interesse der Ehefrau es aus andern Gründen erheischt, vorläufig zu kündigen und auszuklagen. In Kurland dagegen bedarf der Ehemann sowohl zur Kündigung und zur Cession von Schuldverschreibungen, als auch zur Erhebung von Kapitalien gar keiner besonderen Legitimation, namentlich auch keiner Cession derselben von Seiten der Ehefrau.

Der größten Freiheit in vermögensrechtlicher Hinsicht erfreut sich nach liv- und esthländischem Stadtrecht die Geschäftsfrau. Eine Frau nämlich, die mit Genehmigung ihres Mannes ein eigenes, selbständiges Geschäft betreibt, ist nicht nur berechtigt, alle mit diesem Geschäft in Verbindung stehenden Handlungen und Verfügungen zu treffen, sondern ihr Gatte ist auch verpflichtet, für alle aus jenem Geschäft resultierenden Schuldverbindlichkeiten mit dem ganzen allgemeinen Vermögen einzustehen. Nach den allgemeinen Regeln haftet die Frau mit ihrem abgeteilten Vermögen nicht für die Schulden des Mannes; die Gesamtmasse aber ist für alle Schuldverbindlichkeiten des

Digitized by Google

Mannes haftbar. Für die vor der Ehe gemachten Schulden des Mannes ist die Frau mit ihrem Vermögen nicht verpflichtet, wenn sie sich nicht ausdrücklich dazu verbindlich gemacht hat. Die vor der Ehe von der Frau kontrahierten Schulden sind aus dem Sondergute der Frau zu bezahlen, reicht dasselbe nicht aus, so haftet auch das von ihr in die Ehe Gebrachte.

Bei einer Scheidung hat der Mann nur dann die Verpflichtung, der geschiedenen Frau Alimente zu geben, wenn sie kein Vermögen in die Ehe gebracht hat und er als der allein schuldige Teil erklärt ist. Die Ehescheidung wird nicht vor dem weltlichen Richter, sondern vom Konsistorium ausgesprochen und geschieht meist auf gegenseitiges Übereinkommen.

Wunderbare Bestimmungen enthalten § 138 und 139 in dem Kapitel von den ehelichen Kindern. Die von dem Vater ausdrücklich ausgesprochene oder durch unzweideutige Handlungen bezeugte Anerkennung eines während der Ehe oder nach deren Auflösung geborenen Kindes als des seinigen, hat volle Beweiskraft; (§ 139) das Geständnis der Mutter dagegen, daß ihr Kind nicht von ihrem Ehemann erzeugt sei, schadet der Legitimität des Kindes nicht.

Die Rechte der elterlichen Gewalt stehen den Eltern gemeinschaftlich zu; sind sie verschiedener Meinung, so geht der Wille des Vaters dem der Mutter vor. Der Mutter kann nur durch richterliche Entscheidung die Erziehung der Kinder übertragen werden. Eine großjährige Tochter darf nur mit der Eltern Einwilligung durch abgesonderten Haushalt aus der elterlichen Gewalt treten, ein großjähriger Sohn sich dagegen zu jeder Zeit von der elterlichen Gewalt befreien.

Vater und Mutter sind, wenn der eine von ihnen stirbt, ohne gerichtliche Bestätigung berufen, Vormünder ihrer Kinder zu sein. Der Vater behält die Vormundschaft auch dann, wenn er eine neue Ehe eingeht, die Mutter nur nach estländischem Recht. Nach livländischem und kurländischem Recht werden bei einer zweiten Heirat der Mutter Vormünder über die Kinder bestellt, denen zugleich die elterliche Gewalt obliegt. Allerdings bleibt ihr nach liv- und kurländischem Recht die Befugnis, die Kinder erster Ehe bei sich zu behalten und für ihre Erziehung Sorge zu tragen, wegen der Kosten aber sich mit den Vormündern derselben zu einigen. Der Nießbrauch des Vermögens der Kinder fällt also bei der wiederverheirateten Mutter weg, bei dem Vater unter gleichen Umständen nicht. Dagegen ist der Stiefvater ein für allemal von der väterlichen Gewalt über die Stiefkinder ausgeschlossen, seiner Meinung geht der Wille der leiblichen Mutter vor; eine Verfügung, die das deutsche Recht nicht kennt.

Einer Witwe mit Kindern steht volles Verfügungsrecht und Nießbrauch des ehemännlichen Nachlasses zu, ohne irgend welche Verpflichtung zur Rechenschaftsablegung, so lange sie mit ihren Kindern in ungeteiltem Gute lebt und nicht wieder zur Ehe schreitet. Selbst großjährige Kinder dürfen nicht die Herausgabe ihres Anteils fordern.

Eine unbeerbte Witwe, d. h. eine solche, die bei dem Tode ihres Mannes ohne Kinder, auch ohne Aussicht auf solche, nachgeblieben ist, oder nach dem Tode des Mannes gebar, aber kein lebendes Kind zur Welt brachte, bleibt ein Jahr in ihrem Witwensitz und bezieht sämtliche Einkünfte. Dann ist sie jedoch verpflichtet, das Haupterbteil herauszugeben, wenn nicht testamentarisch anderweitig verfügt ist. Sie bekommt ihr Eingebrachtes und einen Pflichtteil von dem Vermögen ihres Mannes.

Uneheliche Kinder sind von der gesetzlichen Erbfolge und dem Nachlaß des Vaters ausgeschlossen; ihrer Mutter und deren Blutsverwandten succedieren sie mit gleichen Rechten wie eheliche Kinder. Von diesen erhalten die Söhne der doppelten Anteil der Töchter. Auf Erbgütern haben Töchter überhaupt kein Erbrecht nach dem alten Grundsatz: das Gut bleibt bei dem Blut, woher es gekommen.

Da das Deutschtum in den Ostseeprovinzen mehr und mehr der Russifizierung anheimfällt, so kann es wohl nur eine Frage der Zeit sein, daß das „Deutsche Land- und Stadtrecht" von dem Swod Sakonow, dem allgemeinen russischen Reichsgesetz, verdrängt wird. Die baltischen Frauen verlieren in rechtlicher Hinsicht nicht dabei;

Digitized by Google

sie gewinnen vielmehr, denn das russische Reichsgesetz stammt nicht aus alten, hundertjährigen Überlieferungen, es ist nach neuen Rechtsanschauungen gebildet und stellt Mann und Weib ziemlich gleich, besonders in vermögensrechtlicher Beziehung.

Den Reichsgesetzen nach besteht zwischen den beiden Ehegatten eine absolute Gütertrennung. Der Mann kann ohne besondere Bevollmächtigung seitens seiner Frau über ihr Eigentum nicht verfügen, noch daraus Nutzen ziehen. Ein jeder der Ehegatten ist selbständig und unabhängig vom andern, doch können sie untereinander die verschiedensten Kontrakte bezüglich ihres Vermögens abschließen. Diese vermögensrechtliche Selbständigkeit der verheirateten Frau bedingt auch ihre Berechtigung, geschäftliche Verpflichtungen einzugehen, Kontrakte abzuschließen und letztwillige Verfügungen zu gunsten oder ungunsten ihres Mannes zu treffen. Nach baltischem Recht dagegen kann die Ehefrau nur in Kurland und Reval ohne Erlaubnis des Mannes testieren, in Livland und Esthland bedarf es zu einem letztwilligen Vermächtnis zu Gunsten Dritter der Einwilligung des Mannes und zu Gunsten des Mannes kann sie nur unter Assistenz eines besonderen Beirates ein Testament machen.

Trotz dieser ungleich besseren rechtlichen Stellung, die ihnen der Swod Sakonow einräumt, hängen die baltischen Frauen mit Zähigkeit an den Provinzialgesetzen, die ihnen hier, und mit einigem Recht, nicht nur als eine forterbende „ewige Krankheit" erscheinen, da mit dem Provinzial-Landrecht eine neue Stütze des Deutschtums, der deutschen Kultur, fällt.

Abiturientenentlassung in Chicago.

Von

Marie Tamping.

Nachdruck verboten.

Abiturientenentlassung — ein langes und gewichtiges Wort, bei dem Sie an bleiche, überarbeitete Jünglinge und würdevoll befrackte Lehrer denken; denn Abiturientinnen sind ja in Deutschland noch eine Ausnahme.

An den amerikanischen High-Schools [1]) liegen die Verhältnisse anders. Sie finden oft nur ein paar vereinsamte Jünglinge unter vielen Mädchen, und ein eigentliches Abgangsexamen, zu dem „gebüffelt" werden müßte, giebt es nicht, nur monatliche und jährliche Prüfungen, die nicht allein ausschlaggebend sind.

Man hat ein einfaches System, die Erfolge der Schüler festzustellen. Während der ganzen Schulzeit wird für jede Leistung in jedem Fach und ebenso für Betragen eine Nummer, von eins bis hundert gegeben, und nach der Durchschnittszahl dieser Nummern wird der monatliche „report" (Zeugnis) zusammengestellt, z. B.:

English E. (excellent) 90—99,
Latin G. (good) 80—90,
Physics F. (fair) 75—80,
Conduct E. (excellent) 95—99.

Was unter 75 ist, ist ungenügend (poor), wird mit Zahlen, nicht Buchstaben, bezeichnet. Am Ende des Jahres werden dann wieder aus den monatlichen Berichten und den Prüfungsergebnissen die Durchschnittszahlen herausgezogen, und jeder Schüler weiß

[1]) Die Übersetzung durch „Hochschule" ist nicht zutreffend. Die High Schools bereiten für die Universität vor, entsprechen aber nicht ganz den deutschen Gymnasien.

Digitized by Google

ziemlich genau, welchen Platz in der langen Reihe er einnimmt. Der glückliche Besitzer der höchsten Nummer hat am Ende der Schulzeit die Ehre, das „Valedictory", die Abschiedsrede, zu sprechen.

In der North Division High-School, deren „commencement exercises" (warum man hier wie in England den Schluß „commencement" nennt, ist mir nicht klar) ich beiwohnte, reichen die Räume nicht aus, um tausend oder mehr Zuhörer zu fassen, und es wird deshalb alljährlich eine Kirche in der Nähe gemietet; Altar und Kanzel werden daraus entfernt und an ihrer Stelle wird eine Plattform für die abgehenden Schüler errichtet. Einige Schüler und Schülerinnen, die sog. „ushers", empfangen die durch gedruckte Einladungen aufgeforderten Gäste an den Eingängen, überreichen ihnen Programme und weisen ihnen Plätze an.

Zur festgesetzten Zeit öffnen sich die Thüren für die „Graduates", und nach den Klängen eines Marsches, in langsam abgemessenem Schritt, so langsam, daß man jede Einzelheit der Toiletten, die bei dieser Gelegenheit eine große Rolle spielen, studieren kann, durchwandeln sie die Kirche.

Das weibliche Geschlecht ist, wie gesagt, in der Mehrzahl; hier z. B. waren unter hundertundelf Abgehenden nur zehn junge Männer. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in den Vereinigten Staaten nur ein so kleiner Prozentsatz von Knaben, fast nur die, welche später studieren wollen, dagegen eine große Anzahl von Mädchen die Schule durchmacht. Von diesen letzteren wollen die meisten sich dem Lehrfach widmen, und um ein Lehrerseminar (Normal School) besuchen zu können, brauchen sie ein Abgangszeugnis. Wessen Durchschnittsnummer unter neunzig ist, muß sich allerdings zu diesem Zweck noch einem Examen unterwerfen.

Die Graduates sind im Alter von siebzehn bis zu zweiundzwanzig Jahren, und diese zukunftsfrohen Menschenkinder im Festtagsputz, die Mädchen alle in Weiß, sind ein erfrischender Anblick. Es ist Sitte, ihnen zu ihrem Ehrentage Blumen zu senden, und unaufhörlich schleppen die „ushers" ganze Ladungen davon durch die Kirche nach der Tribüne.

Nach einem Chorgesang der Klasse und einigen einleitenden Worten des „principal" (Direktor) beginnen die Vorträge der elf besten Schüler. Die beneidenswerte Sicherheit, mit der die jungen Leute vor die große Versammlung traten, verblüffte mich. Mit weittragender Stimme, — es war vorher in der Kirche geübt worden — behandelten sie die ernstesten Fragen der Menschheit. Hier die von den Mädchen gewählten Themata: „Amerikanischer Journalismus", „Unbewußter Einfluß", „Der moralische und ästhetische Einfluß der Blumen", „Arbeiterwohnungen", „Erziehung der Frauen". — Die Knaben hatten sich weniger hochfliegende Fragen gewählt.

Die Vorträge waren sorgfältig ausgearbeitet und wurden gut zu Gehör gebracht. Amerikaner sind geborene Redner und suchen dies Talent möglichst auszubilden. Es ist etwas Gewöhnliches, daß schon Schulkinder Unterricht in „Elocution" nehmen. Daher war auch der allgemeine Eindruck durchaus günstig. Aber man fragt sich doch: haben diese jugendlichen Redner ihre Reden selbst verfaßt? Möglich. Haben sie sie selbst durchdacht? Nein; es ist wenig Eignes in diesem aus Büchern Zusammengesuchten. Aber die Sitte will es so, und niemand nimmt die Reden der High-School Graduates ernst genug, um sie zu kritisieren.

Die vorletzte Nummer war ein Preisaufsatz über „Die Freuden des Studiums", dessen Verfasser beim Auftreten beklatscht wurde und eine Schulmedaille für seine Arbeit erhielt.

Das Valedictory, wie gesagt das Vorrecht des besten Schülers, war diesmal einer jungen Dame zuerkannt, einem kindlichen Mädchen mit Hängezöpfen, die mit der Ehre zugleich die Vergünstigung einer „Scholarship", das heißt eines einjährigen freien Studiums an der Universität erhält. An das Klassenmotto: Non scholae sed vitae (nicht für die Schule, sondern für das Leben) anknüpfend, sprach sie den Dank der Abgehenden an die Lehrer aus und ein Lebewohl den Mitschülern.

Es ist Gebrauch der abgehenden Klasse, sich einen Denkspruch zu wählen. Warum derselbe meist lateinisch ist, da doch diese Sprache nur fakultativ und also

Digitized by Google

nicht allen verständlich ist, weiß ich nicht. Das Motto wird auf Schmucknadeln, in Emaille gearbeitet, getragen.

Natürlich wurde die Rednerin beim Kommen und Gehen beklatscht. Es folgte noch ein Chorgesang der Klasse, dessen Text eins der Mädchen verfaßt hatte, und eine humoristische Rede des „principal", der die zwei Medaillen, eine für den „prize-essay", eine für den besten Aufsatz über Patriotismus — diese letztere gestiftet, um die patriotischen Gefühle der angehenden Bürger zu steigern — verteilte.

Und nun der echt amerikanische Schluß, der „Yell":

North Division High-School, Hurrah, hurrah,
Roo, rah, roo rah, North Division, roo, rah, rah.

Man muß diese oder ähnliche Laute aus Hunderten von Kehlen zugleich brüllen gehört haben, um zu wissen, daß ein „yell" etwas Schrecklich-Schönes ist. Wenn sich ehemalige Schüler einer High-School oder Studenten einer Universität später zusammenfinden, so werden sie durch das gemeinschaftliche Kriegsgeschrei mehr angeregt, als wenn sie, wie in Deutschland, ein Faß Bier mit einander ausgetrunken hätten.

Die „commencement exercises" sind beendigt, aber am Abend haben die Graduates noch einen Ball, dem schon ein andrer Ball, von der zweiten Klasse für Abgehende veranstaltet, kürzlich vorangegangen ist. Jedes junge Mädchen bringt dazu einen Tänzer, entweder ihren eigenen oder „some other girl's brother" mit; jeder junge Mann führt eine Dame. Mütter sind bei solchen Gelegenheiten eine unbekannte Zuthat.

Es wird flott getanzt und allerlei Scherz getrieben, und der Klassenpoet liest ein Gedicht mit Anspielungen auf jeden Schüler und Prophezeiungen für dessen künftiges Leben vor.

Was von seiner Weisheit das Schicksal wahr macht, erfährt er nicht mehr; der Strom der großen Stadt treibt die Graduates bald auseinander, und für die meisten beginnt nun erst die wirkliche Arbeit.

Erwerbsthätigkeit.

Korbweidenkulturen und deren Verwertung.

Von Hildegard Jacobi.

(Nachdruck verboten.)

Eine ständig wachsende Zunahme der Korbweidenkultur ist in unserem Vaterlande erst seit 25 Jahren zu bemerken. Da die Ausnützung des dazu geeigneten Bodens einen guten Gewinn abwirft, so sind Weidenkulturanlagen als landwirtschaftliche Erwerbsquelle um so mehr zu empfehlen, als die Nachfrage nach guten Korbweiden kaum gedeckt werden kann. Der Bedarf an Körben und anderen Korbmacherwaren steigt von Jahr zu Jahr, seitdem man begonnen hat, die Weide zur Verfertigung mannigfacher Gegenstände zu verwenden, zu denen man früher anderes Material gebraucht hatte. So sollen z. B. neuerdings die Protzkasten der Artillerie von Korbgeflecht hergestellt werden. Wieviel der schützenden Korbgeflechte bedarf ferner der immer mehr aufblühende Radsport, da man sich zum Transportieren der Stahlrosse großer, aus Weidenruten verfertigter Korbgestelle bedient.

Da die Einrichtung und Pflege solcher Weidenkulturen verhältnismäßig wenig körperliche Anstrengung erfordert, so dürften sie Frauen, die in der Landwirtschaft thätig sind, sehr wohl als lohnender Nebenerwerb zu empfehlen sein, zumal wenn sich damit eine Flechtschule verbinden läßt.

Die Korbweide ist eine außerordentlich dankbare Pflanze, da sie fast auf jedem Boden wächst (nur dürrer, steiniger Kiesboden ist ungeeignet) und in jedem Klima — außer den Tropen — gedeiht. Da die Weide am besten auf feuchtem Wiesen- und Weideboden fortkommt, so wurden in letzter Zeit häufig solche Ländereien, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, zu den Anpflanzungen benutzt. Es gilt nun vor allem, edle Weidensorten zu ziehen, die lang und astfrei gewachsen, sehr biegsam und widerstandsfähig sind. Die geeignetsten Arten sind: Korbweide, Purpurweide, Mandelweide und die am besten bezahlte amerikanische Weide, Salix amygdalina. Selbstverständlich hängen die Erträge von dem mehr oder weniger geeigneten Boden ab. Der Reinertrag würde durchschnittlich im ersten Jahre der Anlage pro Morgen 10 bis 15 Mark betragen, schon im zweiten Jahre um mehr als das Doppelte, im

Digitized by Google

dritten und vierten um das Vierfache steigen, so daß, gleichmäßig fortlaufend, ohne besonders ungünstige Zwischenfälle, der Reinertrag bei zehnjährigen Anpflanzungen 70 bis 80 Mark pro Morgen ausmacht. Es ist außerordentlich günstig, daß dieselben Anlagen ohne Erneuerungskosten an zwanzig Jahre ertragsfähig bleiben, und daß, wenn auch nach Ablauf dieser Zeit die Pflanzen selbst wohl verbraucht sind, doch der Boden noch immer nicht erschöpft ist, sondern an derselben Stelle wieder neue Arten Weiden gesetzt werden können. Zur Übersicht möge folgende Berechnung dienen. Die Zahlen sind pro Morgen festgestellt.

Rigolen 180 □ Ruten à 50 Pf.	90,— M.
Grubenwerfen und Einnehmen à Rute 25 Pf.	11,— =
Einebnen der Fläche	5,50 =
Marquieren, Verstechen, Pflanzen	18,— =
Unkosten	2,50 =
52 000 Stück Setzlinge à Mille 1,75 M. .	91,— =
Summa	218,— M.

Bei späteren Anlagen fallen an 90 Mark fort, weil einem dann die Setzlinge selbst zur Verfügung stehen.

Eine genaue Beobachtung muß ergeben, ob die Setzlinge auch angekommen sind, um die fehlenden event. durch neue schnell zu ersetzen; eine Nachpflanzung kommt nie zu spät, weil die Weide bis spät in das Frühjahr hinein wächst. Um möglichst lange, schlanke, astlose Zweige zu erzielen, müssen die Nebenschößlinge ständig verschnitten werden, ferner die Anlagen vor ihren größten Feinden, dem Weidenkäfer, Rosen- und Junikäfer, wie der Wiesenschnecke und Holzwürmern geschützt und geeignete Maßregeln für deren Vernichtung getroffen werden. Kann man sich bis zum Schnitt mit geringen Arbeitskräften behelfen, so sind dann um so zahlreichere Hände erforderlich, um die Anlage nutzbringend zur rechten Zeit zu verwerten. Die Weiden werden im Herbst nach der Kartoffelernte bei frostfreiem Wetter geschnitten, dann in Bündel gebunden und in 10 cm tiefe Teiche gestellt, hierin bleiben sie den Winter über ruhig stehen. Im April und Anfang Mai, wenn der Saft in den Ruten zu steigen beginnt und die Rinden sich lösen, fängt das Schälen an; es geschieht dies mittels dazu geeigneter Instrumente. Alte Frauen und Kinder können hierbei trefflich angestellt werden. Man berechnet sich seinen Bedarf für die Flechtereien, der Überschuß wird dann bundweise nach dem Gewicht, wenn sie völlig getrocknet sind, an die Großhändler der Korbwarenindustrie verkauft. In Hamburg, Dresden, Stettin, Bremen, Lichtenfels (Bayern) u. s. w. sind derartige Gesellschaften. Der Preis schwankt pro Centner je nach der Güte der Ware zwischen 1,50 bis 2 Mark.

Besitzt man das geeignete Land zur Weidenkultur, so sollten unternehmungstüchtige Frauen es sich nicht nehmen lassen, ihre Landwirtschaft mit dieser überaus wertvollen Anlage zu bereichern, die nach den Berichten oft ertragsfähiger, als selbst die Weizenkultur ist — und zugleich eine Flechtschule einrichten, um eine noch einträgliche Hausindustrie damit einzuführen und vielen Frauen und Kindern eine gut bezahlte Thätigkeit zu verschaffen. Schon im grauen Altertum war die Weide als wertvolle Kulturpflanze bekannt und bei den Römern hoch geschätzt. Die Blütezeit der Kultur war in Deutschland die Zeit des 14. bis 16. Jahrhunderts, dann ging die Korbflechterei fast ganz zurück, bis sie in den Niederlanden und Frankreich neu erstand; von dort pflanzte sie sich nach den Rheinlanden fort. Hier werden über 4000 Morgen mit Weiden bebaut und über 45 000 Menschen ein Erwerb damit gesichert. In Heinsberg in der Rheinprovinz befindet sich eine der bedeutendsten Flechtschulen, die tüchtige Kräfte in allen Arten der Flechtkunst ausbildet.

Ein Lehrbuch der rationellen Korbweidenkultur von Krahe ist in 4. Auflage in Aachen erschienen.

Für Haus und Familie.

Praktischer Ratgeber der „Wiener Mode" betitelt sich ein kleines Büchlein, das mit seinen 800 Ratschlägen und Hilfsmitteln für Haus und Wirtschaft ein sehr brauchbares Nachschlagebuch bildet. Sehr reichhaltig ist der Inhalt. Allem, was in den Bereich und die Thätigkeit der Hausfrau fällt, ist Beachtung geschenkt und auf die vielen Fragen, die aufsteigen, ist sachgemäße Antwort gegeben. Von der „Wohnung" zur „Nahrung" zur „Kleidung" und „Wäsche" und dem „Fleckenentfernen" und „Kitten" wird in übersichtlicher Gliederung reichhaltiges und praktisch bewährtes Material geboten. Das Büchlein, das im Verlag der „Wiener Mode" erschienen ist, ist für 1,50 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die nachfolgenden Auszüge geben einen Einblick in das Wesen des Buches:

Eisschrank selbst anzufertigen. Man stellt in eine große Kiste eine zweite, die um so viel kleiner ist, daß sich ringsum zwischen beiden ein leerer Raum von 4 bis 5 Zoll befindet. Diesen füllt man mit schlechten Wärmeleitern, Spreu, Häcksel, Sägespänen, Asche fest aus. Die auf die beiden Kisten passenden Deckel werden so miteinander verbunden, daß sie ein einziges hohles Stück bilden, welches beim Aufsitzen beide Kisten gut verschließt und dessen innerer Raum gleichfalls mit einem der genannten schlechten Wärmeleiter ausgefüllt ist. Ist der kleinere Kasten mit Blech ausgeschlagen, so kann man das Eis direkt hineinpacken. Um dem Schmelzwasser einen Abfluß zu verschaffen, führt man am Boden dieser Kiste eine Röhre durch die Wand der äußeren Kiste, sodaß das Wasser in untergestellte Gefäße abfließen kann. Diese Kiste stellt man unter der Treppe oder in tiefen Wandnischen oder sonst wo an einem Orte auf, wo sie vor den Wirkungen der Sonnenstrahlen oder sonstiger Wärme geschützt ist. Schließt der Deckel

Digitized by Google

sehr gut, so hält sich das Eis 2 bis 4 Tage. Eine solche Kiste vertritt vollständig einen Eisschrank. Um die Speisen oder Getränke, die man aufbewahren will, bequem einstellen zu können, bringt man in der Kiste beliebige Vorrichtungen an.

Brunnenwasser zu untersuchen. Man kocht einen halben Liter des zu untersuchenden Wassers in einer gut glasierten Porzellanschale 10 Minuten lang und beobachtet, ob sich dasselbe beim Erkalten und in der Ruhe nach 20 bis 30 Minuten stark trübt. Ist dieses der Fall, so sind voraussichtlich viele Kalk- und Magnesiasalze darin enthalten, welche das Wasser zum Genusse zwar nicht untauglich, aber sehr hart machen, sodaß es sich zum Kochen von Fleisch und Hülsenfrüchten nicht eignet. Ferner gieße man 50 Gramm Wasser in ein weißes, durchsichtiges Becherglas und füge eine wässerige Lösung von reiner Gerbsäure (Tannin) im Verhältnisse von 1 zu 4 hinzu. Erfolgt binnen 5—6 Stunden keine Trübung, so kann man dasselbe als tauglich bezeichnen; tritt aber schon innerhalb einer Stunde Trübung ein, so enthält es außer Kalk und Magnesia auch organische Substanzen, es ist demnach als unbrauchbar zu beanstanden. Hartes Wasser kann man durch längeres Kochen, wodurch sich die Erdsalze als Kesselstein ausscheiden, oder durch Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron, eine Messerspitze per Liter, verbessern. Gutes Wasser hinterläßt in einer weißen Porzellanschale beim Verdampfen einen weißen Rückstand; ist dieser dagegen aber braun bis schwarz gefärbt, so sind organische Stoffe in größerer Menge darin vorhanden.

Trinkwasser muß klar und farblos sein und weder Geruch noch Geschmack besitzen. Ist dies nicht der Fall oder anderes Wasser nicht aufzutreiben, so muß das Wasser stets sorgfältig filtriert werden. Hierzu empfiehlt sich am besten die gut ausgeglühte Holzkohle oder der sogenannte Kohlenfilter. Man schichtet in einem Gefäße auf Leinwand oder Siebboden gröblich zerkleinerte Kohle und filtriert durch diese oder durch eine Schicht Sand das Wasser. Findet die Reinigung nicht mehr vollständig statt, so glüht man die Kohle oder den Kohlenfilter wieder aus. Durch dieses Filtrieren absorbiert die Kohle die meisten schädlichen Beimischungen im Wasser, wie Gase, Salze, feste Stoffe ꝛc. Wasserfilter aus plastischer Kohle eignen sich nebst der schon früher erwähnten ausgeglühten Kohle dazu. — Desinfektion des Trinkwassers bewirkt man auch durch übermangansaures Kali (es macht verdorbenes, faules, organische Substanzen enthaltendes Wasser wieder genießbar), und zwar einfach dadurch, daß man die violette Lösung desselben solange dem zu reinigenden Wasser langsam zusetzt, bis sie nicht mehr durch die im Wasser enthaltenen organischen Materien entfärbt wird; wenn sich das gebildete braune Manganoxyd abgesetzt hat, ist das Wasser trinkbar. Hat man zufällig zu viel übermangansaures Kali hineingegeben, so schadet es auch nichts, da die Kohlensäure der Luft zersetzend einwirkt und die Mangansäure entfernt. — Auch eine Mischung von 15 Teilen freiem Thon, 5 Teilen schwefelsaurer Thonerde und $^1/_2$ Teil übermangansaurem Kalk auf 10 000 Teile Wasser erzielt sehr gute Resultate. Bei epidemischen Krankheiten genügt aber eine Reinigung mit dieser Thonerde nicht, da ihre chemische Wirkung zu gering ist.

Die Salzsäure im Haushalt. Die Salzsäure ist ein unübertreffliches Reinigungsmittel, und sie sollte daher in keinem Haushalte fehlen; nur muß man sie in besonders gekennzeichneten Fläschchen aufbewahren und überhaupt vorsichtig mit ihr umgehen. Salzsäure, mit etwas Wasser verdünnt, macht Glasflaschen wieder vollständig rein und klar, reinigt Steinkrüge von sonst nicht wegzubringendem Bodensatz, entfernt Flecken aus Porzellan, die wie eingebrannt erscheinen u. s. w. Der unvermeidliche Kesselstein im Wasser- und Theekessel löst sich, wenn man diese Behältnisse mit Wasser, dem Salzsäure zugesetzt ist, auskocht; die graue oder schwärzliche Färbung der ursprünglich schön weißen Emaille der emaillierten Töpfe beseitigt man, indem man Salzsäure in den Topf gießt und sie heiß macht, worauf der Topf mit Sand ausgescheuert wird. Unerläßlich ist es aber, alle diese mit Salzsäure gereinigten Behältnisse vor dem Wiedergebrauch tüchtig und wiederholt mit reinem Wasser auszuspülen.

Pergamentpapier herzustellen. Taucht man ungeleimtes Papier, Druck- oder Fließpapier nur wenige Sekunden lang in gewöhnliche Schwefelsäure oder Vitriolöl, so nimmt es ganz die Eigenschaften des Pergamentes an. Durch Einweichen des trockenen Pergamentpapiers in Wasser wird es ebenso geschmeidig wie die tierische Membran. Man kann dadurch ebenso feste und straffe Verschlüsse erzielen, wie durch Schweinsblase. Und es übertrifft sogar die tierische Blase bei weitem an Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärische und chemische Einflüsse; es fault nämlich nicht wie diese, ist also weit reinlicher.

Luftdicht schließende Korkstöpsel erhält man, wenn man eine Lösung von 15 Gramm Gelatine oder gutem Leim und 25 Gramm Glycerin in 500 Gramm Wasser bereitet, die Lösung auf 44 bis 48 Grad Celsius erwärmt, die Korke hineinlegt und sie etwa 12 Stunden in diesem Bade beläßt.

Wasserrohre aufzutauen. Eine einfache und ohne weitere Vorbereitung in jedem Haushalt anzuwendende Methode besteht darin, daß man das Rohr mit faustgroßen Stücken ungelöschten Kalkes umgiebt und diesen mit Wasser begießt. Durch das Löschen des Kalkes wird eine derartige Wärmemenge frei, daß sie zum Auftauen der Rohre hinreichend ist.

Auftauen zugefrorener Pumpen. Man löst in einem Gefäße mit heißem Wasser zwei Hände voll Kochsalz und gießt von diesem Wasser in die Pumpe, während eine zweite Person den Pumpenhebel zu bewegen sucht. Es wird nur kurze Zeit dauern und die Pumpe ist wieder im Gange.

Um Goldfischen und anderen Wassertieren das Wasser in den Aquarien und Behältern zuträglich zu machen, setzt man auf 100 Gramm frisches Wasser 4 Tropfen einer Lösung von 1 Gramm Salicylsäure auf 300 Gramm Wasser zu. Dasselbe hält sich dann gegen 3 Monate frisch und klar und braucht nicht erneuert zu werden.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Frau Marie Stritt** aus Dresden, Mitglied des Vorstandes des Bundes Deutscher Frauenvereine, sprach am 12. Dezember im Verein Frauenwohl zu Berlin über die Ziele und die Entwicklung des Bundes. In der ihr eigenen klar und scharf begründenden Weise wußte sie ihrem schwierigen Thema gerecht zu werden, schwierig, insofern es galt, den mannigfachen gegen den Bund in letzter Zeit gerichteten ungerechtfertigten Angriffen energisch zu begegnen und zugleich ein objektives Bild der Entwicklung des Bundes seit seiner Entstehung zu geben. Die gespannte Aufmerksamkeit der zahlreich versammelten Zuhörerschaft und der lebhafte Beifall am Schluß bezeugten, daß die Rednerin sich ihrer Aufgabe glänzend entledigt hatte. Den Eindruck vermochten auch gegen Einzelheiten sich richtende Angriffe um so weniger zu zerstören, als sie fast augenblicklich von einer oder der andren der in Hamburg anwesend gewesenen Delegierten zurückgewiesen wurden. Frau Stritt hat jedenfalls der Sache des Bundes und damit der deutschen Frauensache einen wesentlichen Dienst durch diese Klarstellungen geleistet. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

* **Die Jubiläumsfeier des Berliner Hausfrauenvereins** verlief in sehr befriedigender Weise. Am 22. November fand die öffentliche Feier der Prämiierung von fünfzig Frauen und Mädchen für langjährige tüchtige Leistungen im Hausdienst statt. Unter den Prämiierten befanden sich fünf, die dreißig und mehr Jahre in demselben Hause sind. Am Morgen des 23. November wurde die Vorsitzende des Vereins, Frau Lina Morgenstern, durch eine Anzahl von Berliner Vereinen begrüßt und beglückwünscht: den Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau, vertreten durch Frl. Dr. Elvira Castner, den Verein zur Erziehung schulentlassener armer Mädchen für Haus- und Landwirtschaft, vertreten durch Fr. Dr. Tiburtius, den Verein Frauenwohl, vertreten durch Frau Cauer, und den Berliner Frauenverein, vertreten durch Frau Professor Lange, die zugleich mit den Wünschen des Vereins auch die Ernennung zum Ehrenmitglied desselben überbrachte, und den Letteverein (Vorsitzende Frau Elisabeth Kaselowsky). Zu den von reichen Blumenspenden begleiteten Glückwünschen dieser Vereine kamen noch zahlreiche Schreiben und Depeschen auswärtiger Vereine. Am Abend fand ein großes Bankett im Kaiserhof statt, an welchem über 350 Personen teilnahmen. In zahlreichen Toasten und Reden wurde die fünfundzwanzigjährige Thätigkeit des Berliner Hausfrauenvereins und die weit über diese Zahl von Jahren hinausgehende Thätigkeit von Fr. Lina Morgenstern im Dienst der öffentlichen Wohlfahrt gefeiert. Zu größter Genugthuung mußte es der Jubilarin gereichen, daß durch den Vorstand des Vereins ein Fonds gesammelt worden ist, zum Besten arbeitsunfähiger, durch den Verein prämiierter Dienstboten, der den Namen „Lina Morgenstern-Stiftung" führen soll. Das Fest fand dadurch für sie seinen schönsten Abschluß.

* **Das von Frau Marie Stritt verfaßte Flugblatt,** das auf der Generalversammlung einstimmig vom Bunde angenommen wurde: „Was die Frauenbewegung für die Frauen will," hat gleich bei seinem Erscheinen den lebhaftesten Beifall gefunden, so daß bereits die ursprünglich geplante Auflage von 20 000 Exemplaren auf 25 000 erhöht werden konnte.

* **Die Weihnachtsmesse des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin** wurde auch diesmal wieder mit feinem Geschmack und praktischem Sinn von der bewährten Leiterin, Frl. Helene Lobedan, eingerichtet. Sowohl modernster als auch älterer Stil war in den kunstgewerblichen Erzeugnissen vertreten. Marie von Olfers, die Seniorin aller weiblichen Kunstbestrebungen, hatte ihre beliebten, kolorierten Kinderbilder, Lichtschirme und Majolikateller beigesteuert. Marie Kirschner sandte kostbare Nadelmalereien, Clara Lobedan höchst wirkungsvolle Ofenschirme aus Tiffany-Glas nebst mehreren

Digitized by Google

zierlichen Luxusmöbeln. Ilse von Cotta stellte reizvolle Spiegel und Truhen aus, die originelle künstlerische Empfindung bezeugten.

Als durchaus neue Leistungen sind die gemeinsam ausgeführten Töpferarbeiten von Clara Lobedan und Hildegard Lehnert anzusehen, bisher haben sich weibliche Hände noch nicht keramisch bethätigt. Der Erfolg übertraf die Erwartungen. Ein Schreibschrank der letztgenannten Künstlerin ging in den Besitz des Kaisers über, ebenso eine Metalltruhe von Hedwig von der Gröben und eine Bildhauerarbeit von L. Wislicenus. Viel Nachfrage und Absatz fanden die vortrefflich radierten Tischkarten und Blocks von Emma Lobedan. Ferner seien noch lobend hervorgehoben die Arbeiten von M. von Brocken, E. Foß, L. Krause, E. Luthmer.

* **Eine Anzahl von Berliner Frauenvereinen** hat dem Reichskanzler nachfolgende Petition eingereicht:

„Die Mitglieder der unterzeichneten Frauenvereine haben in ihren eigenen Hausständen die Erfahrung machen müssen, wie schwer es bei den auf eine bisher ungekannte Höhe gestiegenen Fleischpreisen selbst Familien in sonst geordneten Verhältnissen wird, eine angemessene Lebenshaltung zu ermöglichen.

Andererseits haben sie in ihrer über ganz Berlin ausgedehnten privaten Fürsorge für Kranke und Arme vielfach Gelegenheit zu beobachten, welch schwerer Schaden allen Volkskreisen durch diese Teurung an ihrer Gesundheit erwächst.

Sie bitten daher Ew. Durchlaucht, Hochdieselben mögen:

> die sofortige Aufhebung der jetzt bestehenden Einfuhrverbote für Schlachtvieh aller Art verfügen und zugleich anordnen, daß nach Viehhöfen mit direkten Bahnanschlüssen die Einfuhr von Schlachttieren mit der Verpflichtung alsbaldiger Abschlachtung gestattet sei."

Die Petition wurde beschlossen infolge eines im Berliner Frauenverein durch den Stadtverordneten Kaufmann gehaltenen Vortrages, der die bestehenden Unzuträglichkeiten klar beleuchtete und die Notwendigkeit einer baldigen Abhilfe den Anwesenden zum Bewußtsein brachte.

* **Die erste Doktorin an der Berliner Universität** ist am 15. Dezember und zwar „cum laude" promoviert worden: Frl. Elsa Neumann. Frl. Neumann hat ihre Vorbildung für das Universitätsstudium zum Teil durch Privatunterricht, zum Teil in den Gymnasialkursen für Frauen zu Berlin empfangen; sie hat dann in Göttingen und in Berlin studiert, lange in physikalischen Laboratorien gearbeitet und das Resultat ihrer Forschungen über Elektrizität in einer Inauguraldissertation vorgelegt. Die philosophische Fakultät hatte sich nicht für berechtigt gehalten, auf Grund ihrer Statuten die Zulassung selbst auszusprechen, aber einstimmig bei dem Unterrichtsminister die Zulassung beantragt. Dem Gesuch wurde folge gegeben, und am 15. Dezember fand die mündliche Prüfung statt. An dieser nahmen teil die Professoren Fuchs (Funktionentheorie), Warburg (Experimentalphysik), Landolt (Chemie), Dilthey (Philosophie). Die Mitglieder der Fakultät waren fast vollzählig zur Stelle. Die Kandidatin erhielt als Prädikat: Cum laude der Gelehrsamkeit, und dem Fleiße der Dissertation wurde gleichfalls ein ehrendes Urteil zu teil. Im Januar wird die öffentliche Promotion stattfinden.

In der Comeniusgesellschaft, die, eingedenk des großen Mannes, der schon vor mehr als zweihundert Jahren der gleichen und gemeinsamen Ausbildung beider Geschlechter das Wort redete, auch die Förderung der weiblichen Erziehung zur Berufsthätigkeit in ihr Programm aufgenommen, sprach vor kurzem in Berlin Professor D. Zimmer „Über die Erziehungsarbeit an der weiblichen Jugend." Er führte an der Hand von Leitsätzen aus, daß der Schwerpunkt dieser Erziehungsarbeit in das nachschulpflichtige Alter zu legen sei und daß ein Resultat nur durch Fachschulen erzielt werden könne. Als Versuche dieser Art hat der Diakonieverein die Töchterheime ins Leben gerufen, wo die Töchter der besitzenden und gebildeten Stände für den spezifischen Frauenberuf als Gattin und Mutter vorgebildet werden, während die Krankenhäuser und Diakoniesseminare zum Pflegeberuf tüchtig machen und unverheiratete Mädchen damit in einen Wirkungskreis führen. Ein Äquivalent zu den Töchterheimen bildet für die Mädchen der unteren Stände die neueste Schöpfung des Vereins, das Mädchenheim zu Dieringshausen in der Rheinprovinz, das am 1. Januar 1899 eröffnet wird. Es ist bestimmt, Fabrikmädchen aufzunehmen und diesen nach der Tagesarbeit nebst einem gesunden, wohnlichen Unterkommen die Gelegenheit zu hauswirtschaftlicher Ausbildung zu bieten. Die Leitung des Heims liegt in den Händen von Schwestern des Diakonievereins. Aufnahmefähig sind konfirmierte Mädchen mit guter Volksschulbildung von 14 Jahre an. Der Preis beträgt für Wohnung, volle Beköstigung und Unterricht etwa 65 Pf. für den Tag. Der Unterrichtskursus dauert drei Jahre und umfaßt: 1. Religionsunterricht in Lebensbildern aus Geschichte und Natur; 2. Chorgesang mit spezieller Ausbildung für den Kirchenchor; 3. Hauswirtschaftliches Rechnen, Buchführen und Briefschreiben, das Nötigste aus der Gesundheitslehre und der Krankenpflege; 4. Instandhaltung des Hauses, des Mobiliars und der Wäsche (Waschen und Bügeln); 5. Weibliche Handarbeiten: Stricken, Stopfen, Flicken, Hand- und Maschinennähen, Wäschezuschneiden, An-

Digitized by Google

fertigung von Hauskleidern; 6. Kochen von Hausmannskost, Backen, Schlachten, Einmachen. Die Unterrichtsstunden finden abends statt, die Sonntage sollen der Erholung gewidmet sein. Nach einer lebhaften Debatte, die außer einigen Meinungsverschiedenheiten über die praktische Durchführung des Programms der Abendschule, hauptsächlich die Berufsbildung und erweiterte Erwerbsmöglichkeit der Frau berührte, für welche die anwesenden Herren, besonders der Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Archivrat Keller, mit Ernst und Nachdruck eintraten, sprach noch Herr Oberbibliothekar Dr. Gleiniger-Steglitz: „Über Lesevereine als Vorstufen der Bücherhallen" und wies dabei auf den Beruf einer Bibliothekarin an Volksbibliotheken als neuen Erwerbs- und Berufszweig für Frauen hin.

* **Die Abteilung Baden-Baden** des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium" veranstaltete vor kurzem einen Vortragsabend, in dem Frl. von Bistram über „Ibsens Nora und die wahre Emanzipation der Frau" sprach. Ihr Vortrag wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Die Abteilung hat schon zwei Gymnasialklassen für Mädchen eingerichtet, welche den Namen führen: Vorbereitungskurse zum Eintritt in höhere Klassen des Karlsruher Mädchengymnasiums. Sie sind zur Zeit von 16 Schülerinnen besucht. Die vor kurzem stattgehabte Prüfung des 1. Kursus zeigte ein sehr erfreuliches Resultat.

* **Die Vorsitzende des Kieler Frauenbildungsvereins,** Frau Geheimrat Steffenhagen, sprach am 30. November auf dem 57. Volksunterhaltungsabend über „Frauenbeweguug und Frauenfrage." Mit großem Takt verstand sie es, klar und scharf die Ursachen der heutigen Frauenbewegung und die Ziele, die sie erstrebt, zu schildern, dabei aber doch in ihren Ausführungen den Geist versöhnender Milde walten zu lassen. Die aus etwa 2000 Personen bestehende Zuhörerschaft folgte ihnen in lautloser Stille und lohnte der Rednerin zum Schluß mit lebhaftem Beifall. Auch die maßgebenden Kieler Zeitungen sprechen sich sehr anerkennend über den Vortrag aus, den sie in ausführlichen Berichten ihren Lesern mitgeteilt haben.

* **Die medizinische Hochschule für Frauen** in London zählt in diesem Jahre 195 Studierende.

* **J. M. die Kaiserin Friedrich** machte vor kurzem dem Daheim des deutschen Lehrerinnenvereins, 16 Wyndham Place, London W, einen längern Besuch. Sie wurde vom Vorstande empfangen; eine große Anzahl Mitglieder waren in den Gesellschaftsräumen versammelt. Die Kaiserin besichtigte das ganze Haus, freute sich sichtlich über das Gedeihen des blühenden Vereins und unterhielt sich eingehend mit der Begründerin, Frl. Helene Adelmann, und anderen Vorstandsmitgliedern. Sie ließ sich die Mitglieder einzeln vorstellen und nahm einen prachtvollen Blumenkorb von ihnen entgegen. Das Haus war festlich und geschmackvoll mit Blumen, Pflanzen, deutschen und englischen Flaggen geschmückt.

* **Eine sehr interessante Ausstellung** künstlerischer Bucheinbände wurde vor kurzem in London (Charing-cross-road 61) eröffnet. Die Arbeiten waren durch Mitglieder der Buchbinderinnengilde ausgeführt und sowohl durch Schönheit und Eleganz als durch große Originalität ausgezeichnet. Die Entwürfe sind ganz neu und ausdrücklich mit Beziehung auf den bestimmten Charakter und den Inhalt des betreffenden Buches ausgesonnen. Zu den schönsten Bänden gehören die in mittelalterlichem Stil. Außerdem befindet sich in der Ausstellung eine Anzahl mit der Hand kolorierter Illustrationen von Miß Gloria Cardew, die von großem Interesse sind.

* **Die Sittlichkeitsbewegung** der Frauen hat einen bedeutenden Erfolg im Staat Kolumbia zu verzeichnen, insofern das Schutzalter der Mädchen gegen Verführung auf 18 Jahre festgesetzt worden ist. Auch hat der Einwand des Verführers, er habe das Alter der Verführten nicht gekannt, in Zukunft keine Giltigkeit mehr.

* **Amerikanische Frauen** treten von Jahr zu Jahr zahlreicher in das Kunst- und Erwerbsleben ein. Im Jahre 1870 gab es in den Vereinigten Staaten nur 692 Schauspielerinnen, heute zählt man deren nahe an 4000. Nur einen einzigen weiblichen Architekten gab es 1870 in Amerika, heute haben wir 53. Die Zahl der Malerinnen belief sich damals auf 412, heute sind ihrer 16 000. An schriftstellernden Frauen besaß Amerika nur 159 und jetzt sind es 3161. Die weiblichen Pastoren sind von 67 auf 1522 gestiegen, die Zahnärztinnen von 24 auf 417. An Journalistinnen gab es einst 35, Ärztinnen 527 — jetzt sind es 471 resp. 6882. Auch von Theaterdirektorinnen giebt es jetzt bereits jenseits des Ozeans 943, während man vor etwa 25 Jahren kaum 100 kannte. Im ganzen stellten sich schon 1890 die Berufszweige wie folgt:

	1870	1890
Industriearbeiterinnen	329 313	995 188
Angestellte im Handel und Verkehr	10 822	193 238
Häusliche Dienst- und Landarbeiterinnen	1 172 869	1 907 279
Höhere Berufe	91 914	311 241

Digitized by Google

„Julius Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei." (Verlag von J. F. Lehmann, München.) Dies neue Unternehmen, auf das wir die lebhafte Aufmerksamkeit unserer Leser richten möchten, erscheint soeben — leider zu spät für unsere Weihnachtsnummer — mit seinen ersten fünf Bänden auf dem Büchermarkt. Julius Lohmeyer ist auf dem Gebiet der Kinderlitteratur viel zu bekannt, als daß wir noch darauf hinzuweisen brauchten, welche Garantie sein Name an der Spitze des Unternehmens bietet. Die bis jetzt herausgekommenen Bände sprechen aber auch vollständig für sich selbst. Gegenüber der seichten, oberflächlichen Litteratur, die das Wort vom „Elend unsrer Jugendlitteratur" zu einem geflügelten gemacht hat, soll hier ein großer und edler Stoff geboten werden in Meistererzählungen der besten Dichter und Jugendschriftsteller, ein Stoff, an dem vor allem auch die nationale Gesinnung erstarken kann. Es liegen zunächst vor: 1) „Johann von Renys", eine Geschichte aus der Zeit des deutschen Ordens in Preußen von Johann von Wildenradt (Pr. geb. 1,60 M.), 2) „Der Raub Straßburgs" von Fritz Lienhard (Pr. geb. 1 M.), 3) „Aus Tagen deutscher Not" von Anton Ohorn (Pr. geb. 1 M.), 4) „Der Löwe von Vlaandern" von Hendrik Conscience (Pr. geb. 4 M.), 5) Deutsche Charakterköpfe (E. M. Arndt, J. G. Fichte, Königin Luise, J. H. von Ziethen, Friedrich Wilhelm als Kronprinz) von Werner Hahn (Pr. geb. 2,40 M.). Sämtliche Bücher sind mit guten Illustrationen geziert, nicht im üblichen rohen Buntdruck, sondern mit künstlerisch ausgeführten Holzschnitten in reinen, festen Konturen, wie sie das Auge der Jugend braucht und will. Auch die sonstige Ausstattung macht dem Verlag alle Ehre. Das neue Jahr wird uns eine Reihe weiterer Veröffentlichungen bringen, auf die jetzt schon hingewiesen sein soll.

„Memoiren der Königlich preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen." Vom Jahre 1709 bis 1742. Von ihr selbst geschrieben. Zehnte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758. Mit dem Porträt der Markgräfin. (Leipzig, H. Barsdorf.) Die Memoiren der genialen Schwester Friedrichs des Großen waren früher nur dem kleinen Kreise von Fachleuten eingehend bekannt; die nunmehr vorliegende zehnte Auflage beweist, daß sie anfangen Gemeingut der litterarisch Gebildeten zu werden. Mit Recht verwahrt sich der Herausgeber, A. v. d. Linden, gegen die seitens verschiedener Kritiker gestellte Zumutung, die oft recht derbe Aufrichtigkeit der Prinzessin zu mildern; würde doch damit einfach der Quellenwert der Biographie vernichtet werden. So giebt denn die Übersetzung das französische Original möglichst getreu wieder, und so gewinnen wir einen Einblick in das intimste Leben jener Zeit, umsomehr als die Memoiren ursprünglich garnicht für den Druck bestimmt, sondern eigentlich nur zur Herzenserleichterung der Verfasserin niedergeschrieben waren. Die neue Auflage enthält wertvolle Ergänzungen zu den Memoiren, die mit dem Jahre 1742 abbrechen. Das Leben der Markgräfin ist in seinen Hauptzügen bis zu ihrem Tode fortgeführt. Faßt man das Verhältnis der hochbedeutenden Frau zu ihrem Bruder ins Auge, so bestätigt ihr Leben, so hart und herzlos ihr Urteil manchmal klingt, wenn sie auf die unerträglichen Verhältnisse im Vaterhause zu sprechen kommt, die von Voltaire ihr gewidmeten Gedenkverse:

„Mich bedrückt des Alters Schwäche,
Daß ich bebend, was ich spreche,
Auszudrücken kaum vermag.
Zitternd hab' ich nur geschrieben:
‚Die hier ruht, verstand zu lieben!'
Dir auf deinen Sarkophag."

„Illustrierte Kinderzeitung", herausgegeben von Julius Lohmeyer. (Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co., Preis jeder Nummer 10 Pf., vierteljährlich 1,25 M.) Seit die „Deutsche Jugend" einging, hat es an einer Zeitschrift gefehlt, die den Kindern eine durchaus edle und gesunde Lektüre bot. Der billige Preis von 10 Pf. für die Wochennummer ermöglicht es jedem Hause, diese neue Zeitschrift, die in jeder Beziehung hält, was man sich vom Herausgeber der „Deutschen Jugend" versprechen durfte, seinen Kindern in die Hand zu geben. Dringend wäre aber zu wünschen, daß der Verleger auf die Verbindung der Zeitschrift mit der Beilage „Illustrierte Kindermode" verzichtete. Er will den Müttern etwas damit bringen, und gerade die Mütter sollten dagegen protestieren, daß ihre Kinder in dem gleichen Heft, in dem sie Illustrationen edelster Art finden, sich selbst als geputzte und verzierte Äffchen erblicken.

„Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland." Moralhistorische Studien v. Wilhelm Rudeck. Mit 33 historischen Illustr. (Jena, Hermann Costenoble, Mark 10.) „Einem Philosophen darf nichts heilig sein als die Wahrheit" — mit diesem Ausspruch rückt der Verfasser sein Buch von vornherein in das rechte Licht. Es behandelt die

Digitized by Google

Regelung des sexualen Lebens innerhalb der Öffentlichkeit. Wer nicht mit der Überzeugung an die Lektüre herantritt, auch, und erst recht, der historischen Kenntnis der Entwicklung der Begriffe der öffentlichen Sittlichkeit zu bedürfen, um diese heikle Materie zu behandeln, und vor allem in der Öffentlichkeit für eine Hebung der sittlichen Zustände eintreten zu können, für den ist das Buch nicht geschrieben. Es sagt rücksichtslos die Wahrheit, auch wenn sie die Ohren beleidigt. Unzweifelhaft beruht es auf tiefgründigen Studien. Die öffentliche Sittlichkeit im gewöhnlichen Verkehr, bei Festen, im Recht, in der Kirche, in Kunst und Litteratur — das ist der Rahmen, innerhalb dessen eine Fülle historischer Details zur Darstellung gelangt, zu der nur zum kleinsten Teil Vorarbeiten vorlagen. Diese Kapitel reden eine sehr eindringliche Sprache. Auch wer die im Schlußwort des Verfassers erörterten Ansichten nicht teilt, sondern auf Grund des mitgeteilten Materials zu andren Schlüssen gelangt, wird für die überaus schwierige grundlegende Arbeit dankbar sein müssen, die hier geleistet worden ist.

„Novellen aus Österreich" Von Ferdinand von Saar. Zwei Bände. (Heidelberg, Georg Weiß.) Von einer eigentlichen Erzählungskunst ist bei vielen Erzeugnissen der Neuzeit garnicht mehr die Rede. Man sucht vielmehr absichtlich die „Komposition" zu vermeiden und giebt mit Vorliebe nur Stoffliches, das bei Künstlern älteren Stils nur als Rohmaterial betrachtet worden wäre, an dem erst die schöpferische Hand ihre Fähigkeit zu erweisen haben würde. Wer diese vornehmere Kunst liebt, wird bei Ferdinand von Saar seine Rechnung finden. Es sind feine, stimmungsvolle aber entschieden „durchkomponierte" Bilder, die er darstellt, keine Fresken, eher Miniaturmalerei, aber von entschiedenem ästhetischem Reiz. „Das Haus Reichegg," „der Excellenzherr," „Tambi," dürften zu den besten darunter gehören.

„Märchen, Geschichten und Erzählungen" von Elisabeth Vogeler. (Berlin, Gustav Hempel.) Die Verfasserin bietet der Kinderwelt hier eine Anzahl kleiner Erzählungen und Märchen, für die sie empfängliche Herzen finden wird, da sie den Ton zu treffen versteht, den Kinder gern haben. Dagegen möchten wir lebhaft bezweifeln, daß die beigegebenen farbigen Illustrationen in der Kinderstube irgend welche Befriedigung hervorrufen; es scheint doch etwas reichlich früh, schon hier die „neuere Richtung" zur Geltung bringen zu wollen.

„Stillleben." Von Adalbert Meinhardt (Berlin, Gebr. Paetel, Preis 2 Mark) „Stillleben" für den Anfänger und Romane größten Stils für den Meister — so denken viele. Und es scheint sehr plausibel, es scheint sich diese Anschauung sogar bei der Lektüre von Anfänger-Stillleben zu bestätigen. Aber doch nur, weil Verzeichnungen auf kleinen Bildern weniger auffallen als auf großen. Dem geübteren Blick aber thut die inkorrekte Zeichnung eben so weh, als die volle Naturtreue im Bilde des Meisters wohl. A. Meinhardt hat sie zu erreichen verstanden. Wenn ein klein wenig Tendenz mit unterläuft — zu Gunsten der zufriedenen, eng begrenzten Existenz — so zeigt im ganzen das Leben dieselbe Tendenz.

„Vom Baume der Erkenntnis." Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki. 2. Auflage. (Berlin, Ferd. Dümmler, Preis Mark 7,50.) Wir haben dem vorliegenden Bande bereits in der ersten Auflage eine eingehende Besprechung gewidmet. Das Buch hat sich weniger an die eigentlichen Fachgelehrten als an das große Publikum der Gebildeten gewendet. Daß diesen die immerhin nicht leichte Kost so gemundet hat, daß nach knapp drei Jahren eine neue Auflage nötig wurde, ist kein schlechtes Zeichen für unsere Zeit. Glauben und Forschen, Wunder und Gesetz, Optimismus und Pessimismus, volkstümliche Moralanschauungen, theologische und philosophische Moralanschauungen, Monotheismus, Pantheismus, Atheismus, Willensfreiheit und Determinismus, der Tod, Jenseits — das sind die wesentlichsten Abschnitte des Buchs, innerhalb deren sich ein reichhaltiges einschlägiges Material gesammelt findet. Es steckt doch noch ein gut Teil Ernst in unserm Volk am Jahrhundertende, daß diese Probleme solchem Interesse begegnen. Möge dem wertvollen Buch auch in der neuen, übrigens kaum veränderten Gestalt eine freundliche Aufnahme beschieden sein.

„Rousseau und seine Philosophie." Von Harald Höffding, Professor der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen. (Stuttgart, Fr. Frommann, E. Hauff. Pr. 1,75 Mark.) Rousseau ist eine höchst unsympathische Erscheinung, wenn man nicht tief genug dringt, um auf die versöhnenden Seiten seines Wesens zu stoßen, seinen Enthusiasmus Natur und Leben gegenüber, seine Ehrfurcht vor ihren Problemen. Diese Seite weiß Höffding immer wieder aufzuweisen. „Was doch immer wieder mit ihm versöhnt, ist der große und tiefe Drang nach dem Reinen und Großen, — das Excelsior! das in seiner Seele klang, und das er — aller seiner Erbärmlichkeit zum Trotz — auch für die Nachwelt klingen zu lassen vermocht hat." Rousseau hat bei uns vorzugsweise die Erzieher beschäftigt, so daß wir fast überall das pädagogische Problem in den Vordergrund treten sehen. Höffding faßt es richtig als Unterproblem in der Rousseauschen Philosophie auf, die er in außerordentlich klarer Darstellung folgendermaßen gliedert: Die Hauptbegriffe R.'s und der Typus seines Denkens. Das religiöse Problem. Das politisch-soziale Problem. Das pädagogische Problem. Wir möchten das Buch angelegentlich empfehlen.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) Berlin SW. giebt unter anderen gut gewählten Neuheiten ihrer Schulbibliothek französischer und englicher Klassiker, von denen ein Verzeichnis vom Verlag gern zugestellt wird, ein für Mädchenschulen ganz besonders zu empfehlendes Werkchen: **Great Englishwomen.** Es enthält die Lebensbeschreibungen von: Königin Elisabeth, Grace Darling, Florence Nightingale, Elizabeth Barrett Browning und Mary Somerville. Es darf als ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, Prof. Dr. Wershoven, bezeichnet werden, diese fünf Porträts von Frauen, die sich auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit: als Herrscherin, Lebensretterin, Krankenpflegerin, Dichterin und Gelehrte hervorgethan haben, der Jugend zugänglich zu machen.

Digitized by Google

„Deutscher Kalender für Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger" auf das Jahr 1899. Herausgegeben von Dr. med. George Meyer in Berlin, mit Geleitwort von E. von Leyden. Frankfurt a. M. J. Rosenheim, Verlag 1898. Mit 2 Temperaturtafeln und Bleistift. 243 Seiten. Preis (eleg. geb.) 1,20 Mark; in Partien billiger.

Unter den vielen für alle Berufskreise berechneten Kalendern fehlte bisher ein solcher für die fachlich ausgebildeten Krankenpflegerinnen und -Pfleger. Er wird hier in sehr guter Ausstattung geboten. Abhandlungen über die innerliche und äußerliche Anwendung von Heilmitteln, über Krankenkomfort und Krankenernährung 2c. sind beigegeben. Als besonders nutzbringend dürfte die Abhandlung über Antisepsis und Asepsis von Dr. Friedr. von Esmarch (Kiel) bezeichnet werden.

„Die im kindlichen Alter auftretende Schwerhörigkeit und ihre pädagogische Würdigung," nebst einem Anhang „Das ertaubte Kind" von Carl Brauckmann (Leipzig, Herm. Haacke). Der Verfasser hat als Vorsteher der Lehr- und Erziehungsanstalt für Schwerhörige und Ertaubte zu W.-Jena reiche Gelegenheit zu Erfahrungen auf dem hier behandelten Gebiet. Wie außerordentlich verbreitet die Schwerhörigkeit schon unter der Schuljugend ist, beweisen Untersuchungen seitens der Ohrenärzte, die einen hohen Prozentsatz (zwischen 10 und 40 pCt.) ergeben. Daraus ergiebt sich ohne weiteres, welche Bedeutung die vorliegende Schrift für Schule und Familie hat. Der Verfasser giebt eingehende Mitteilungen über Ursache und Folgen der Schwerhörigkeit und die Behandlung schwerhöriger Kinder.

„La Condition légale des Étrangers et particulièrement des Allemands en France" par Ch. Lescoeur, professeur à la faculté libre de droit de Paris. Marburg in Hessen 1898. N. G. Elwert, Librairie Universitaire. (Preis 3,20 Mark). Diese vortrefflich orientierenden Ausführungen über die rechtliche Stellung der Deutschen in Frankreich sind aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser an der Universität Marburg gehalten hat. Sie können all den Frauen, die

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Unsere Lieblinge essen es gern.

Ein nahrhaftes und liebliches Gericht läßt sich leicht durch einfaches Kochen der Milch mit Mondamin bereiten. Eine solche Nahrung ist leicht verdaulich und reizt durch den eigenen Wohlgeschmack des Mondamin Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Es ist so ergiebig, daß nur wenig Mondamin zu nehmen ist und stellt sich daher nicht teurer als gewöhnliches Mehl. Bei Nahrung für Kinder und Kranke ist dieser Vorteil besonders gut angebracht. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. [29

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft ertheilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. Büttner, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Gesang-Unterricht

Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Digitized by Google

nach Frankreich gehen, um sich dort eine selbständige Stellung zu schaffen, aber auch denen, die in einer französischen Familie eine Stellung einnehmen, warm empfohlen werden.

„Der christliche Hausfreund," der bekannte, vom Neukirchener Erziehungsverein herausgegebene Abreißkalender mit biblischen Betrachtungen für jeden Tag, Erzählungen und Gedichten ist auch für das Jahr 1899 wieder erschienen. (Neukirchen bei Mörs, Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins.)

„Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart" und die Anschauungen der Ärzte, Naturforscher und Philosophen darüber. Von Gerhard von Welsenburg, Frauenarzt. Mit 10 Abbildungen. (Leipzig, H. Barsdorf.) Die noch nie vollständig berücksichtigte Litteratur über diesen Gegenstand ist hier zu einer vollständigen geschichtlichen Entwickelung der Lehre vom Versehen benutzt worden. Ein kritisches Schlußwort bringt noch manche gute Bemerkung über die praktische, besonders die psychische Diätetik. Das Buch bringt zum Teil höchst interessante Details.

„Das Mädchengymnasium im preußischen Abgeordnetenhause." Rede gehalten in der Protestversammlung des Vereins Frauenstudium am 18. Mai 1898 von Helene Stöcker ist im Verlag der „Frauenkorrespondenz" (Dr. phil. Anna Gebser) Berlin W., Kurfürstenstr. 148, erschienen. Der Ertrag ist zur Gründung eines Stipendiumfonds für „studierende Frauen" bestimmt.

Kleine Mitteilungen.

Wir möchten unserem Leserkreise in Berlin und Umgegend bei etwaigem Bedarf warm einen **blinden Klavierstimmer** Lucyan von Siemiatkowski (Berlin C., Keibelstraße 10, Seitenflügel parterre) empfehlen. Er ist in der städtischen Blindenanstalt zu Berlin (Leitung Direktor Kull) ausgebildet worden und ist infolge seiner Erblindung mehr noch als andere auf Empfehlung und Unterstützung in seinem Beruf angewiesen.

Hausen's ✳ ✳ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"
Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn. Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Wohin???

„Tosetti" zum Kaffee holen, ohne „Tosetti" schmeckt derselbe nicht, hat unsere Mutter gesagt.

„Tosetti?" Was ist denn „Tosetti?"

Wie, Sie kennen nicht den ausgezeichneten Kaffeezusatz und -Ersatz der **Import-Gesellschaft „Tosetti", G. m. b. H., Kassel?** Die Hälfte Bohnenkaffee erspart man mit **„Tosetti Mocca-Gewürz".**

Zu **„Tosetti - Arabi"** braucht man nur ganz wenig Kaffeebohnen. Die Packung ist praktisch. **„Tosetti"** ist nur in kleinen Tabletten in Blechbüchsen erhältlich. Verkaufsstellen: Drogerien und bessere Colonialwaarenhandlungen. Proben und Prospecte gratis und franco.

Placierungs-Bureau. Educational Agency. Agence Classique.
Frau Bertha Klöpper,
staatl. conc. Lehrerin,
Potsdamerstrasse 26B, Berlin.

SCHERING'S
pyrophosphorsaures
Eisenwasser
wird nach vorliegenden ärztlichen Berichten, ohne die Verdauung zu stören, mit Erfolg angewendet gegen **Bleichsucht**, für **nervöse** und **schwächliche Personen** etc. sowie in der **Kinderpraxis**, 25 Flaschen 3 M. excl. Flaschen.

Brom-Wasser
Vorzügliches Heil- resp. Linderungsmittel bei allen **Nervenkrankheiten** (Epilepsie, Hysterie, Migräne, nervöse Erregbarkeit, Schlaflosigkeit etc.). Preis: kl. Fl. 25 Pf., gr. Fl. 50 Pf. excl. Flaschen. Bei 20 Fl. p. Fl. 5 Pf. billiger.

Gicht-Wasser
(Piperazin in Sodawasser gelöst) wird neuerdings von den Aerzten gegen **Podagra** und **Gichtleiden** mit grossem Erfolge gegeben. Preis: Flasche 75 Pf.

Schering's Grüne Apotheke
Berlin, N., Chausseestr. 19.

Digitized by Google

Über den Beitritt der Lehrerinnen zur Reichs Invaliditäts- und Altersversorgung ist in letzter Zeit eine lebhafte Kontroverse geführt worden. Der Berliner Lehrerinnenverein hat seiner Stellungnahme gegen den Anschluß an die Reichsversicherung, der einerseits keine ausreichende Versorgung bieten würde, andererseits geeignet ist, die soziale Stellung der Lehrerinnen zu beeinträchtigen, in einer Petition an Bundesrat und Reichstag Ausdruck verliehen.

Wie uns eben mitgeteilt wird, bereitet die Lebens-, Pensions- und Invaliditäts-Versicherungs-Aktiengesellschaft „Deutscher Anker" (Kochstraße 75 in Berlin) — (Grundkapital 8 000 000 Mark — einen besonderen Prospekt für Invaliditäts-, Pensions- und Krankenversicherung der Lehrerinnen vor. Diese Versicherung bezweckt Sicherstellung der Mitglieder für die obengenannten Fälle unter besonderer Berücksichtigung der speziellen Berufsinvalidität. Die genannte Gesellschaft ist unter anderem auch bereit, in besonderen Fällen den Lehrerinnen weibliche Vertrauensärzte zur Verfügung zu stellen — ein Fortschritt, der verdient, freudig begrüßt zu werden.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage von Else Hasse. (Richard Sattler, Braunschweig.)

Das Buckelchen und andere Skizzen von J. E. Poritzky. (R. Boll, Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Große Kinder. Novellen von Fritz Stier-Somlo. (Verlag der Märkischen Buchhandlung, Berlin.)

Deutsche Jugend. Geleitet von Franz Rudolf, Bürgerschuldirektor. (Verlag: Georg Nauck, Berlin. Halbjährl. 2 Mark.)

Deutscher Kalender für Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen pro 1899. Herausgegeben von Dr. med. G. Meyer, mit Geleitwort von E. von Leyden. (J. Rosenheim, Verlag, Frankfurt a. M. Eleg. gebd. 1,20 Mark.)

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheстraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beff. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Damen-Loden,
dekatiert und nadelfertig,
ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten für **Reise, Sport** und **Fahrrad** in vielen Farben.
Cheviot, Tuch, Tuch melange, Kropp, Cover-Coat, nur dekatierte, nadelfert. Waare in **schwarz** und allen neuen Farben, das Meter von 1 Mark an, versenden direct an Private Muster frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner,
F. Altenburg, S.-A.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 8—1/2 4. 2]

Der deutsche * * * * * Lehrerinnenverein
in Buenos-Aires
Rep. Argentina. S. A.
vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch
Frl. Meta Warmünde,
I. Vorsitzende.
Casilla Correo 778.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Aus meiner Kinderzeit
von
Helene Adelmann.
Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.
II. Auflage.
Oehmigke's Verlag (R. Appelius).
Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Zu **Geschenken** empfehlen
Lina Morgenstern's preisgekrönte Schriften:

Bunter
Märchenkranz
für **Mädchen und Knaben.**
Originalmärchen mit 5 Bildern
von **A. de Witt.**
2 Auflage, eleg. gebunden M. 2,50.

Für junge Mädchen
nach **vollendeter Schulzeit.**
Gedichte, Erzählungen, Biographien, Kunstarbeiten,
eleg. geb. Preis M. 2,50.

Das Paradies der Kindheit.
Anleitung für **Mütter und Erzieherinnen** zur Kinderpflege in den ersten 6 Jahren und zur praktischen Anwendung von
Friedrich Fröbels Spielbeschäftigungen in Haus und Kindergarten.
Mit 2 Vollbildern und 150 Holzschnitten.
5. umgearbeitete und erweiterte Auflage,
eleg. geb. M. 5.

D. Schlüssel z. häusl. Glück.
Tage-, Kassa- und Haushaltungsbuch.
Ein Unikum an reichhaltigem Inhalt,
eleg. geb. Preis M. 3.

Die Frauen des 19. Jahrh.
200 biographische und kulturhistor. Zeit- und Charaktergemälde.
Drei Prachtbände mit 21 Porträts.
Das ganze Werk M. 24, jeder Band M. 8.
Die **4. Folge** erscheint 1899, auf Subscription in Heften à 50 Pf.

Universal-Kochbuch
für **Gesunde und Kranke.**
Seit 20 Jahren Lehrbuch der Kochschule des Berliner Hausfrauenvereins.
5. Auflage, eleg. geb. M. 6.

Was kochen wir heute?
730 Speisezettel f. Hausmannskost u. reiche Küche, Wochensprüche, Küchen-Wörterbuch,
eleg. geb. Preis 75 Pf.

Der häusliche Beruf
und **wirtschaftliche Erfahrungen.**
5. sehr erweiterte Auflage.
Wertvolles Geschenk für Frauen und Jungfrauen,
eleg. geb. Preis M. 3,50.

Ernährungslehre.
Grundlage zur Gesundheitspflege,
eleg. geb. M. 3.

Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung,
Berlin W., Potsdamerstraße 92.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, oder direkt durch obigen Verlag.

Digitized by Google

Unterhaltungsbibliothek **Unterwegs und Daheim.** (Verlag: Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer, Breslau.) Neue Bände à Band eleg. gebd. 1 Mark:

„Aus allen Kreisen" von H. Oehmke,
„Frauenliebe" von Dietrich Theden,
„Allegro, ma non troppo" von Lothar Schmidt,
„Maienfrost" von H. Oehmke.

Neue Gedichte von Arthur Pfungst. 2. Auflage. (Verlag: Ferd. Dümmler, Berlin. Geh. 2 Mark, eleg. gebd. 3 Mark.)

Wir nehmen hiermit abermals Veranlassung, auf das im Verlage von Hausen & Co., Kassel, erscheinende **Naturgeschichtswerk „Hausens Vogelwerk"** — bestehend aus 10 Serien von je 12 Täfelchen = 120 Vogelbildern, die nun alle zur Ausgabe gelangt sind — hinzuweisen. Die einzelnen Vogelbilder sind von vorzüglich colorierter und naturgetreuer Ausführung und Färbung und die als Beschreibung dazugehörigen Texte wissenschaftlich geschrieben. Im Verein mit dem reizenden Album ist Hausens Vogelwerk ein prachtvolles, billiges und nützliches Geschenk; für die Jugend belehrend, für die Älteren zur Unterhaltung.

„Hausens Vogelwerk"
ist z. mässigem Preise z. beziehen von:
F. Dreser, Hamburg, Poststrasse 5 I.
Hans Lehsten, Hamburg, Poststr. 11.
J. G. Sachs, München, Ledererstr. 23.
Baumann & Co., Kassel. Königstr. 63.
A. Peglow, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 25.
H. J. Dauth, Frankfurt a. M., Vilbelerstrasse 29 I.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Otto Liebmann, Berlin W. 35,** betr. **neuere sozialpolitische Erscheinungen** bei, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Soeben erschien:
Die Frau in der * * * modernen Litteratur.
Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle
von
Dr. **Ella Mensch.**
Preis 2 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagshandlung **Carl Duncker, Berlin W. 35.**

Ein seit dem Jahre 1889 hier bestehendes, gut eingeführtes
Papier- & Schreibwarengeschäft,
verbunden mit fein sortierten Leder- und Luxuswaren, ist wegen andauernder Krankheit der Eigentümerin zu verkaufen. Preis 4000 Mark. Nur bessere und sichere Kundschaft. Das Geschäft eignet sich vorzüglich für eine Dame, die sich durch Ankauf desselben eine gesicherte und angenehme Lebensstellung schaffen kann. Offerten erbittet und jede nähere Auskunft erteilt bereitwilligst und umgehend der Vormund **L. le Fort-Neidenburg O./Pr.**

Frankmann's Lehr- u. Erziehungsanstalt für **schwerhörige** und **taubgewordene Knaben** u. **Mädchen**
W.-Jena i. Thür.
Aufs beste empfohlen von Eltern der Zöglinge. Alles Nähere durch Prospekt.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewig,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von **Auguste Schmidt.**
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 5. Februar 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Ein Wiedersehn.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Nachdruck verboten.

Im stets besetzten Hotel am Stephansplatz in Wien ging es lebhaft zu; es war schon stark gegen Spätherbst, und der Fremdendurchzug nach Rußland oder Italien, in die Schweiz oder die Reichsprovinzen nahm noch immer kein Ende. Beide behaglichen Speiseräume im Hochparterre, deren altmodische Halbbogenfenster nach der schmalen Singerstraße hinaus lagen, waren um diese Mittagsstunde gedrängt voll, und diensteifrig wand sich der tadellose lange Zahlkellner, gefolgt vom neu eingestellten Piccolo, zwischen den schmausenden und diskret plaudernden Gästen hindurch.

An der breiten Glasthür, die von der Vorhalle und dem Treppenraum hineinführte, stand, sichtlich zaudernd, eine schmalschultrige Frau im dunkeln Reisekleid. Sie ließ ihre Blicke mit unruhigem Suchen über das Menschengewimmel drinnen gleiten, ehe sie sich entschloß, die Thür zu öffnen.

Während sie an den besetzten Tischen langsam entlang schritt, bückte sie den Kopf ein wenig, sie schritt immer weiter, nur aus lauter Verlegenheit, obgleich der Zahlkellner schon mit leutseliger Miene hinzugetreten war, um ihr einen leeren Platz zu weisen. Im zweiten Speisesaal, am letzten Tischchen, das innerhalb der erhöhten Fensternische stand, ließ sie sich endlich nieder und bestellte mit leiser Stimme etwas Rotwein und ein Fleischgericht.

Als jedoch das Bestellte kam, schien sie gar nicht mehr daran zu denken, daß sie hatte essen wollen. Die rechte Hand stützte sie müde auf; die linke nestelte mechanisch am ledernen Geldtäschchen, dessen Riemen ihr über die Schultern zur schmächtigen Hüfte niederhing. Denn nun hatte ihr Blick sein Ziel gefunden. Unter halbgesenkten Augenlidern fixierte sie einen der größeren runden Tische unweit der geöffneten Flügelthüren zum ersten Eßsaal, wo eine Gruppe von fünf Herren in heiter angeregter Unterhaltung beisammen saß. An der Art, wie die Herren mit einer gewissen intimen Beflissenheit bedient wurden, erkannte man

Digitized by Google

unschwer die altvertrauten Stammgäste an fest reservierter Tafel.

Einmal kam die blutjunge, bildhübsche Wirtin an ihnen vorüber, blieb stehen und redete den ihr zunächst Sitzenden, einen beginnenden Vierziger mit bartlosem, intelligentem Gesicht und goldenem Kneifer französisch an. Sofort begann das Gespräch scherzender, lauter zu werden. Man rückte einen Stuhl heran, und für wenige Minuten ließ die Wirtin sich nieder und kostete von den guten Weinmarken, die ihr eifrig kredenzt wurden.

Da schaute der Mann mit dem Kneifer auf der slavisch stumpfen Nase auf und bemerkte hinten am letzten Tischchen in der Fensternische die Dame im dunkeln Reisekleid.

Sobald er ihrer überhaupt ansichtig geworden, mußten ihm diese unaussprechlich beredten grauen Augen auffallen, die so menschenentrückt und weltvergessen, wie hypnotisiert, an ihm hingen.

Er stockte mitten im Wort. Ein wunderlicher Ausdruck von ungläubiger Verblüffung flog über sein Gesicht. Seine Augen weiteten sich, staunten, fragten, — und plötzlich erhob er sich hastig.

„Eine Dame, — ich glaube, eine Bekannte wiederzuerkennen, — bitte, entschuldigen Sie mich," bemerkte er mit einer abschiednehmenden Verbeugung vor der jungen Wirtin.

Diese drehte sich, nicht besonders vornehm in den Gesten, unwillkürlich auf ihrem Stuhl herum und sah ihm nach. Ein tiefes Stillschweigen herrschte auf einmal an der kleinen Tafel. Ein jeder folgte mehr oder minder auffällig der großgewachsenen, hageren Gestalt mit den Blicken.

„Eine Russin, — ich möchte wetten!" murmelte einer von ihnen, „man sieht es am ganzen Habitus, nicht wahr? Wer weiß, was für alte Beziehungen der Saitzew da erneut. Er scheint doch so gern in Österreich, in Italien zu leben; indessen ‚on revient toujours ꝛc.'" — —

Die Dame in der Fensternische war dunkel errötet, als Saitzew raschen Schrittes auf sie zukam, — mit ausgestreckter Hand und einer Ungezwungenheit der Haltung, wie wenn die umsitzenden Menschen nur zu einer von ihm bestellten Dekoration gehörten.

„Marsa Matwejewna! Daß es solche Zufälle überhaupt giebt! wird die Welt nicht schöner dadurch? Und daß wir — wir uns plötzlich, nach so langem, in irgend einem Hotel zusammenfinden müssen!" rief er ihr in russischer Sprache entgegen.

Sie legte ihre beiden Hände in die ihr voll drängender Herzlichkeit hingehaltenen. Das verwirrte Erröten gab ihren zarten blassen Zügen, die nicht mehr ganz jugendlich, aber von großem Liebreiz waren, eine warme, mädchenhafte Schönheit.

„Kein Zufall," unterbrach sie Saitzew mit verhaltener Stimme; „ich wußte, daß Sie hier seien, ich erfuhr es durch Sfasonows Vermittlung, hörte, wo Sie absteigen, — und der Portier wies mich soeben in den Speisesaal, — das sei Ihre Essensstunde, sagte er."

„Wenn es also kein Zufall ist, dann danke ich Ihnen! ich danke Ihnen, Marsa!" fiel er ernst ein und behielt ihre Hand einen Augenblick in den seinen, ehe er sich ihr gegenüber setzte. „Hätten Sie mir doch vorher schon geschrieben, ich hätte Sie von der Bahn holen, für Sie sorgen können. — Seit wann sind Sie hier?"

„Seit heute morgen. Auch reise ich gleich weiter. Ich bin bei einer Kollegin, früheren Studiengenossin, abgestiegen, die jetzt hier als Ärztin thätig ist. — — Ich eile zurück nach Ostrußland."

„Ärztin!" wiederholte er langsam und sah sie voll Interesse und Anteilnahme an, „richtig, Ärztin! Jetzt weiß ich's erst wieder: Sie sind also wahrhaftig Ärztin geworden, und noch dazu dort in diesen an Ärzten, an Kultur, an Komfort, — ja, mein Gott, an allem und jedem so armen Steppengegenden. — Also wahrhaftig, — und das schon jahrelang!"

Ihr ganzes Gesicht leuchtete auf. Sie nickte ernst.

„Mehr als eine Frau geht jetzt dorthin!" bemerkte sie leise, „wissen Sie, gerade die Frauen. O, wie recht hatten Sie damals mit Ihren Vorträgen! Ich glaube, von alledem, was Sie Schönes und Herrliches sagten, und was doch auch die Frauen oft mit anhörten, wenn Sie so von Stadt zu Stadt reisten, — von alledem war dies das Schönste! Dieser Auf-

Digitized by Google

ruf an uns Frauen, uns auch zu beteiligen an der Volkserziehung und den Kulturaufgaben mitten im Volk. Wie Sie uns zuriefen: ‚auch das ist Frauensache!!‘ — — Ja! es ist Frauensache!“

Sie hatte ihre anfängliche Verwirrung überwunden, sie sprach lebhaft, begeistert. Ihre Augen schimmerten.

Saitzew lehnte sich ein wenig zurück und umfaßte mit dem Arm seinen Stuhlrücken. Er hörte sehr aufmerksam zu und sah nachdenklich und tiefbeschäftigt aus, als wenn er eifrig bemüht sei, sich in den Gedankenkreis jener Zeit wieder zurückzuversetzen.

„Jawohl, ja gewiß!“ stimmte er bei, „ich kann mir das sehr gut vorstellen. Selten, fast nie, gehen die jungen Ärzte dorthin, — die Männer bleiben immer in den paar Städten stecken, so schwierig es auch allmählich wird, sich dort in der Konkurrenz zu behaupten. Natürlich! Denn bei uns sich in die unwirtlichste, tiefste Provinz aufs Steppenland setzen, das bedeutet ja den Verzicht auf alles, woran den Menschen etwas liegt. Dort heißt es: Arzt, Priester, Lehrer, Mutter, — kurz alles auf einmal sein, und nichts für sich. — Ach, ich weiß!“

„Ja, Sie wissen!“ unterbrach sie ihn mit einem Lächeln voll Bewunderung, „wenn Sie ein Arzt wären, würden Sie sich auch nicht gerade die bequemeren Städte ausgesucht haben. O, wie schwer muß es Ihnen doch damals gewesen sein, Ihr russisches Land zu verlassen! Wo Ihre Worte so zündeten! und wo Sie selbst so voll waren des idealen Glaubens an ein Besserwerden in allen unseren Zuständen. Und manches ist jetzt besser — — Ich muß Ihnen viel erzählen, später. Jetzt könnten Sie noch ganz anders helfen und wirken unter uns andern.“

Saitzew rückte etwas ungeduldig auf seinem Stuhl, als sie sich in ihr Thema so sehr vertiefte. Er bemerkte etwas hastig:

„Ins Ausland hätte ich ohnehin bald übersiedeln müssen meiner kranken Tochter wegen. Ihretwegen blieb ich damals ziemlich lange in der Südschweiz und Italien. Hörten Sie noch davon? — Seit jener Zeit ist mir der Süden lieb geblieben. Ich reise fast jährlich nach Italien.“

„Ihrer Tochter geht es jetzt gut, nicht wahr?“ fragte Marfa zerstreut.

„Ja, ich danke Ihnen. Sie ist gänzlich hergestellt, wenn auch schwächlich. In Rom hat sie sich verheiratet, wie Sie wohl wissen? Meine Frau hat dies gerade noch erleben dürfen. — — Ein paar Jahre habe ich, ehe sie, uns allen so unerwartet, starb, mit ihr öfters den Wohnort wechseln müssen; zuletzt waren wir in Wiesbaden. — — So wird man zum Kosmopoliten,“ sagte er abgebrochen.

Eine Pause trat ein. Saitzews Blick, der während des Sprechens auf Marfas schmalem, blassem Gesicht geruht hatte wie eine leise Liebkosung, glitt unwillkürlich auf ihre Gestalt ab und umfaßte dieselbe mit einem einzigen, langen, alles einzelne in sich aufnehmenden Ausdruck.

Als sie das wahrnahm, errötete sie von neuem. Saitzew bemerkte mit einem Lächeln:

„Wissen Sie etwas Wunderschönes, Marfa? Sie sagten da soeben, Sie seien jahrelang Ärztin in Ostrußland. Nun ja. Aber wie Sie so dasitzen, sehen Sie durchaus nicht so aus. Ganz und gar nicht. Schüchtern sehen Sie aus. Als ob Sie sich dort in die Ecke geflüchtet hätten, wie ein kleines Mädchen, das absolut nicht seine Ellbogen zu gebrauchen versteht. Ja, ja, wirklich.“

Sie nickte zögernd.

„Hier bin ich auch verschüchtert. Dies bunte, heitere, lebhafte Gewimmel! Und das ganze ausländische Stadtleben! Alles hastig und nervös. Man muß sich erst gut auskennen. Ich bin so fremd. Fürchte mich, über die Straße zu gehen, in den Läden was zu kaufen. — — Bei uns, da fürchte ich nichts! Niemanden und nichts! Ich weiß die Menschen zu nehmen, und die Menschen, die glauben an meine Macht. — Wie recht hatten Sie, mich dorthin zu locken. Und Sie selbst —“

„Wissen Sie, Marfa, lassen Sie uns aufbrechen,“ fiel er ein, „ist es denn nicht unerträglich, länger so zu sitzen? Ich habe meine feste Winterwohnung hier im Hotel, — das ist mir nämlich am bequemsten, wenn ich hier bin. Wir wollen zu mir hineingehen, ja?“

„Ja, gewiß, — wenn Sie schon fertig gespeist haben, — störte ich Sie nicht gerade

Digitized by Google

dabei?" sagte Marsa und winkte dem Zahlkellner.

„Wir waren alle schon fertig, plauderten nur noch; Sie sehen, am Tisch drüben sitzt bereits nur noch ein letzter Nachzügler, hingegen Sie —" Saitzew beugte sich über die fast unberührten Schüsseln, die noch vor Marsa herumstanden, welche soeben bezahlte, „— ich glaube, Sie dürfen nicht so allein dasitzen beim Essen, sonst werden Sie immer so schmal und blaß bleiben."

Er nahm dem Kellner den kurzen, dunklen Herbstmantel aus der Hand, den sie beim Eintreten abgelegt hatte, und hing ihn ihr um die Schultern. Dann schritten sie langsam die Tischreihe entlang zur Glasthür am Ausgang. Marsa trug den Kopf nicht mehr gebückt, ihre Augen blickten offen und strahlend vor sich her, aber sie unterschieden eben so wenig von ihrer Umgebung wie beim Kommen, — sie blickten in irgend eine glückliche Welt, die ihr leise aufgegangen war.

Saitzew geleitete sie im Treppenraum wenige Stufen hinauf in seine Gemächer, die in der Ecke eines großen Korridors ganz für sich nach dem „Graben" zu lagen. Kaum konnte sie begreifen, daß diese drei behaglichen, mit einem feinen, individuellen Luxus eingerichteten Räume einem Hotel zugehören sollten. Ihr schienen sie das Traulichste zu sein, was sie je gesehen.

Noch stand sie mitten auf dem breiten alten persischen Teppich — eine Heimaterinnerung — der die Mitte des Wohnzimmers einnahm, und schaute schweigend um sich, als Saitzew mit seinem raschen, durch den Teppich gedämpften Schritt auf sie zutrat, seinen Arm um ihre Schulter legte und unvermittelt fragte:

„Übrigens sag' mir: während du da für andere fanatisch sorgst und dich abquälst, — wer sorgt für dich? Warum bist du so bleich und mager geworden? Warum?"

Sie schrak auf.

„Ich — ich sorge schon für mich," stotterte sie außer Fassung gebracht, „— ich komme ja sogar von einer Badereise."

Er beugte sich vor und ergriff sie am Handgelenk.

„Badereise? Also bist du leidend? Du bist leidend —?"

„Ach nein. Doch nicht. Nur ein wenig übermüdet."

„Aufgebraucht!" sagte er halblaut, wie für sich selbst, und dann stampfte er leicht mit dem Fuß auf.

„Ein Blödsinn das! Du gehörst ja garnicht dorthin! Wieso bist du denn ein Arzt? Nein, wenn du schon zu etwas die Anlage hattest, damals, — so war es noch eher zum Dichten, oder so was ähnliches. Jemand, der sich das Leben so dichtet, wie es seiner lyrischen Meinung nach etwa sein soll. — — Ich glaube, schließlich war es auch dies Lyrische in dir, was dich übertölpelt und ins Menschenbeglücken hinausgetrieben hat."

Sie schaute ihn verständnislos und tief erstaunt an. Wie ein staunendes Kind sah sie jetzt eben aus, mit ihren schmalen Wangen und gläubigen Augen.

„Ach nein, — das haben ja Sie selbst gethan!" sagte sie langsam, — „Sie ganz allein. Von der ersten Idee an, bis zum letzten Entschluß."

Er murmelte etwas, was sie nicht verstand. Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Marsa verhielt sich ganz still. Als er sich ihr wieder zuwandte, hatte sie sich an den Rand eines Sessels gesetzt.

„Trage ich wirklich die Schuld?" fragte er mit gedämpfter Stimme und blieb dicht vor ihr stehen.

„Die Schuld?!" Sie lächelte ihn an. „Sie haben das Verdienst, — das Verdienst an allem, was ich je that. Denn ich allein wäre später wohl zu schwach gewesen, dabei zu bleiben. Wissen Sie es nicht? Damals, als Sie ins Ausland gingen, und es mir so schwer — so entsetzlich schwer fiel, zurückzubleiben. Nur Sie, nur Ihre Überzeugungskraft gab auch mir die Kraft dazu, — um unserer Sache willen."

Saitzew blickte ihr fest in die Augen.

„— Wirklich ‚um der Sache' willen? Aus keinem andern Grunde?" fragte er.

Sie starrte ihn schweigend an.

Da fügte er langsam, ohne den Blick von ihr abzuwenden, hinzu:

„Ich wenigstens, ich redete nicht zu rein um der Sache willen. Ich sprach aus sehr

Digitized by Google

persönlichen Gründen, Marfa. Um meiner Frau und um meiner kranken Tochter willen, — ja namentlich wegen dieser Tochter, die so leidend und wachsam und eifersüchtig neben uns hinlebte, wie es nur solche kranken Menschen zu stande bringen. Um dieser beiden willen — durften wir nicht zusammenbleiben. Durftest du nicht mit ins Ausland gehen. Das weißt du so gut wie ich."

Marfa war erblaßt. Sie machte eine unschlüssige, suchende Bewegung mit der rechten Hand und erhob sich unwillkürlich vom Stuhl. Ihr Blick irrte durch das Zimmer, ohne an irgend etwas Bestimmtem haften zu bleiben. Fast machte es den Eindruck, als ob sie fliehen wolle.

Aber Saitzew, der noch dicht vor ihr stand, breitete nur schweigend seine Arme aus. Und ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie es zu, daß seine Arme sich um sie schlossen und sie an seine Brust zogen.

Er hob ihr Gesicht zu sich empor und küßte sie auf den Mund.

„Wie du zitterst!" murmelte er weich, und dann sehr leise:

„Ich möchte dich etwas fragen, hörst du? Sage mir: kamst du dazu her? — ja? — Kamst du her, um dir mich zu holen —?"

Es durchfuhr sie förmlich. Bestürzt, fast erschrocken sah sie zu ihm auf.

„Wie — o nein, großer Gott, wie kannst du das wissen? — Ja! ich kam dazu her. — Ich kam nur dazu, um dich zu holen."

Er schloß sie fester an sich.

„Seelchen! Täubchen, mein geliebtes! Sagte ich dir nicht, du bist kein Arzt, — nein, Gott bewahre, ein Dichter bist du. So alte Liebe nähren und erhalten! So fernem Glück vertrauen. So fest glauben nur Dichter an die Zwei, die schließlich doch zusammenkommen."

„Glück! Liebe! Zusammenkommen!" wiederholte Marfa, und wie erwachend strich sie sich mit der Hand über die Stirn, als müsse sie sich mühsam besinnen. — „Wie meinst du das? nein, o nein, an so etwas konnte ich ja nicht denken. — Ich kam ja nur, um dich zu uns zu holen, — das heißt einfach: nach Rußland."

Er ließ sie brüsk los.

„Nach Rußland?! Mich? Ja, wieso?"

Sie faßte zaghaft nach seiner Hand.

„Dorthin natürlich, Vitalii. Wohin denn sonst? Ich sagte dir ja schon, jetzt könntest du dort noch viel tausendmal mehr wirken. Und ich — ich weiß jetzt so viel besser Bescheid damit, habe manche Vorarbeit gethan, — stehe mitten drin. Und immer that ich's im Gedanken an dich. — — Daran wollt' ich ja nicht glauben: daß du fortfahren könntest, dich nach mir zu sehnen, — aber: heimlich nach Rußland und deinem Wirken dort mußtest du dich sehnen."

Sie sprach überredend, eindringlich. Auf ihren Wangen erschienen blaßrote Flecken der Erregung. Aber je länger sie seinem auf sie gerichteten Blick begegnete, desto unsicherer wurde ihr Ton, und bei den letzten Worten sank ihr die Stimme.

Er streckte die Hand aus und strich ihr sanft übers Haar. Mit einer nachsichtigen Geberde.

„Du bist ein thörichtes Kind!" bemerkte er, „in die Welt, von der du da redest, passe ich überhaupt nicht mehr hinein. Ich habe doch nicht diese — bald zehn Jahre hier gesessen und darauf gewartet, daß du mich holst, Marfa! Ich habe sie gelebt und mich in ihnen auf ganz anderm Lebensboden weiter entwickelt. Ich denke und fühle nicht mehr wie damals."

Marfa stand starr und still. Langsam lösten ihre Hände sich von der seinen, nach der sie beschwörend gegriffen hatten und glitten an ihr nieder.

„Aber dann — ja dann — haben wir uns ja garnicht wiedergefunden!" sagte sie tonlos.

„Wir nicht? wir doch wohl!" fiel er rasch und bestimmt ein, und indem er sich zu ihr beugte, fügte er lächelnd hinzu:

„Bin ich wohl noch der junge Mensch mit dem mageren, bärtigen Apostelgesicht und den langen Haaren am Nacken? noch so unsäglich bedürfnislos dem Leben gegenüber und andererseits so größenwahnsinnig anspruchsvoll? Ich verlange jetzt viel weniger vom Leben. Aber ich verlange dich. Ich habe dich lieb, Marfa. Du bleibst also hier, bei mir, als meine Frau."

„Ich kann ja nicht!" rief sie außer sich, „ich kann ja garnicht! sie erwarten mich dort,

Digitized by Google

sie brauchen mich, haben mich mit heiligsten Pflichten gebunden, — du selbst hast mich gebunden —" sie brach ab, und mit plötzlicher, glühender Hoffnung klammerte sie sich an ihn; „— o, du kommst mit! es kann ja garnicht anders sein, — du folgst mir!"

Er sah schweigend auf sie nieder.

„— Ich — dir?" fragte er mit leichter Betonung.

Sie wurde dunkelrot.

„Nicht mir! Aber der Sache!" sagte sie stockend.

„Diese Sache wies ich dir einst an, — ich wies dir dies Gebiet an, das ist wahr," versetzte er ruhig, „aber heute wärst du dort mein Wegweiser und Meister, ich hingegen der Lehrling, der Neuling, du würdest sie mir anweisen."

Marsa schüttelte heftig den Kopf.

„Nein! o nein! ich würde alles thun, was du willst!" rief sie leidenschaftlich, „tausendfach segnen würde ich dich jeden einzigen Tag, — nicht weniger, nein tausendmal mehr lieben —"

„Ich jedoch würde aufhören, dich zu lieben!" bemerkte Saitzew kalt und trat von ihr zurück.

Marsa drückte ihre Hände vor die Augen. Sie wollte die Thränen verbergen, aufhalten, aber ein erstickender Schmerz quoll in ihr auf, und sie begann zu weinen.

Saitzew blieb einige Sekunden lang mit gesenktem Kopf neben ihr stehen. Seine Augen waren leicht gerötet, und den Adern an seinen Schläfen hätte man leicht ansehen können, daß er stark erregt war.

Ein paarmal durchschritt er das Zimmer, dann trat er ans breite Fenster und schaute hinaus. Herbstlich grau ruhte das Nachmittagslicht auf dem vornehmen Straßenbild draußen; schon begann es leise in der Stube zu dämmern.

Langsam dröhnend schlug es vom alten Stephansturm fünf.

Die beklommene Stille wurde dadurch unterbrochen, daß der Zimmerkellner diskret pochte und Besuch anmeldete.

Marsa erwachte wie aus einem schweren, drückenden Traum. „Ja, es ist gewiß am besten, wenn ich jetzt gehe," dachte sie.

Aber Saitzew bemerkte soeben dem auf Bescheid harrenden Kellner, er möge heute keinerlei Besuch annehmen. Und dann bestellte er den Thee und das Nachtmahl für zwei Personen um acht Uhr, doch möchte er es im Nebenzimmer auftragen und erst melden, wenn serviert sei.

Als der Kellner gegangen war, wandte Saitzew sich zu Marsa, die schweigend da saß und verwundert zugehört hatte.

„Ist es dir auch recht so? möchtest du auch nicht lieber früher speisen? oder möchtest du den Thee lieber vorher nehmen?"

Sie schüttelte den Kopf. Er sprach so harmlos. War denn nichts geschehen? Waren sie sich nicht fremd im Innersten? Er widerlegte das auch garnicht, er schien es einfach zu ignorieren.

Inzwischen trug Saitzew ein paar schöne Ledermappen mit großen Photographieen herbei und breitete sie vor ihr aus.

„Willst du nicht etwas von all den Gegenden sehen, in denen ich seither war? Von all den Kunstwerken, die ich seither sah?" fragte er aufmunternd. „Was für thörichte Menschen sind wir, daß wir da zu diskutieren anfangen, während wir so viel miteinander zu teilen haben."

Und während er die Bilder vorsichtig in die beste Beleuchtung schob, und Marsa sich zerstreut zu ihnen beugte, fügte er hinzu:

„Ich habe dir ja doch eine ganze Welt zu zeigen, die du noch nicht kennst, also noch nicht richtig abschätzen kannst. Dich in eine ganz neue Welt einzuführen. Wie herrlich wird es sein, sie so um dich herum aufzustellen, bis du heimisch in ihr bist. Dich von Genuß zu Genuß, von Verständnis zu Verständnis zu leiten."

Marsa dachte im stillen:

„Bis ich mich selbst in diesem Luxusleben verachte! in dergleichen also würde er unthätig aufgehn."

Aber dabei folgte sie mechanisch seinen Worten und Schilderungen, sie sah die lebhafte Energie seiner Geberden dabei, und unwillkürlich umfing sie das mit dem Zauber der alten Zeit. Die Stimme sprach andere Worte als damals, aber sprach sie sie nicht mit demselben Klang —?

Als Marsa einen Augenblick lang ihre Hand an eine der Photographieen hielt, um

Digitized by Google

dieselbe besser festzuhalten, griff Saitzew nach ihrer Hand und betrachtete dieselbe aufmerksam.

Marsa suchte sie ihm zu entziehen, ihr wurde heiß und befangen.

„Daran ist nichts zu sehen!" wehrte sie stockend.

„Nichts? alles ist daran zu sehen! alles was du mir nur irgend von dir erzählen könntest. An dieser Hand, die von Natur so schmal und fein war, — und der man jetzt ansieht, wie sie gelernt hat, überall mit anzufassen, keinerlei Arbeit zu scheuen. Das war sehr tapfer von der armen kleinen Hand! Aber sie soll wieder schmal und fein werden, meinst du nicht? sie soll schön werden, nicht wahr?"

Marsa wollte aufschreien: „Nein! nein, das soll sie nicht! Fremd bleiben sie sich immer und ewig, deine gepflegte Hand und meine grobgewordene!"

Aber sie schwieg, ihr Herz klopfte schmerzhaft gegen die Brust, und in ihren Augen blinkten Thränen. Von seiner Hand, die sie zurückstoßen wollte, ging ein warmer, lähmender Strom in ihre Glieder über, als würden sie gefesselt — —

Da umfaßte Saitzew sie mit beiden Armen und drückte sie an sich.

„Ich hätte ja das selbst nicht gedacht, — ich traute mir's garnicht zu!" murmelte er, „daß ich noch so lieben könnte, — stolz bin ich darauf! Wer von meinen Freunden allen würde es mir wohl zutrauen! Als ob gar keine Zeit läge zwischen damals und jetzt, — ist es nicht so?"

Sie suchte sich unter seinen Armen aufzurichten, eine fremde Bangigkeit und Unsicherheit überfiel sie. Worauf er so stolz war, — das war ja nichts, um stolz zu sein, — das Allzumenschliche war es, — über das sie beide einst gesiegt hatten mit Hilfe großer Ideale.

„— Fremd — o wie fremd!" dachte sie wieder und wieder, aber immer dunkler und nebelhafter glitt es durch ihr Bewußtsein, als flüstere es nur noch aus ferner Tiefe, — fern von ihr selbst.

Saitzew hatte sie aus den Armen gelassen. Seine Züge waren gespannt und erregt.

Sie starrte in sein Gesicht.

„— Wer weiß — wie oft er schon so —" versuchte sie noch zu denken, aber sie dachte nicht weiter. Alles versank in der nebelverschleierten Tiefe.

* * *

Der gestrige Nachmittag war nicht klar und nicht bedeckt, nicht warm und nicht kalt gewesen, so indifferent und unbestimmt in der Witterung, daß er fast jeder Jahreszeit hätte angehören können. Heute merkte man den Spätherbst. Die schweren Nachtnebel lichteten sich nur, um schlüpfrige Nässe auf den Straßen zu hinterlassen, durch die ein feuchter Westwind fegte, und kompakte Wolkenmassen hingen tief über der Stadt.

Saitzew schritt die Singerstraße hinunter, die Hände in den Taschen seines Überziehers, und kehrte langsamen Schrittes ein paarmal wieder um.

Er hatte Marsa versprochen, ihren Besuch heute Morgen abzuwarten, anstatt sie bei der fremden Ärztin, bei der sie logierte, aufzusuchen. Aber elf Uhr rückte heran, und Marsa war nicht erschienen. Eine starke Unruhe trieb Saitzew früh aus dem Haus; er wollte ihr entgegengehn.

Sie konnte ganz gut leidend geworden sein. Widerstandslos, geschwächt war sie ohnehin. Pflegen mußte er sie zunächst.

Ja, pflegen, aufblühen lassen —.

Sein Blick fixierte ein allerliebstes Mädchen, das eben quer über den Damm schritt, wobei unter dem sorgsam hochgenommenen Rocksaum ein paar graziöse Stiefeletten sichtbar wurden. Er mußte über seine fast kindische Ungeduld lächeln, Marsa mit all diesem anzuthun, — bis auch sie ganz allerliebst sei, — sie aus ihrer herben Schale herauszuthun.

Aber Marsa kam nicht.

Nein, länger wollte er nicht warten in dieser trostlosen Herbstkühle. Es drückte ihn nieder, machte ihn völlig nervös.

Und wieder lenkte er seine Schritte die stille Singerstraße hinunter, und ging, ohne sich aufzuhalten, bis an das unweit gelegene vielstöckige Mietshaus, wo sie wohnen sollte. Ein kleiner weißer Terrier lief eine Strecke weit mit ihm, als suche er in ihm seinen Herrn. Dann fing feiner Regen an niederzurieseln.

Digitized by Google

Aus dem Thorbogen des Hauses scholl ihm ein betäubender Lärm entgegen. Im Hof befand sich eine Schlosserwerkstatt; lange Eisenschienen wurden eben abgeladen und stürzten dröhnend übereinander. Saitzew stieg eine Treppe hoch, dann fand er an der Wohnungsthür auf blankem Schild den Namen, den er suchte.

Ein Diener öffnete auf sein Läuten.

Auf seine Frage nach Marsa vernahm er, daß sie vor einer Stunde abgereist sei. Wohin? Das wußte der Diener nicht. Er vermutete, nach Rußland. Sie hatte einen Brief hinterlassen, und der sei auch nach ihrer Abreise sofort durch den Dienstmann an der Ecke in das Hotel am Stephansplatz getragen worden.

Dort lag also der Brief.

Ja, dort lag er wohl, aber Saitzew hatte keine Eile ihn zu lesen.

Wie die Thür sich vor ihm schloß, stieg er ein paar Stufen hinunter uud blieb dann stehen.

Ja, wozu ihn lesen? In diese letzten, wirren Zeilen hatte Marsa wohl keine besonders klare Erklärung hineingebracht. Sie war geflohen. Damit wußte er genug.

Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf: „Wie dumm, wie lächerlich ist das im Grunde alles! Ihr Dasein, ihr ganzes Dasein führte sie doch nur auf meine Suggestion hin, weil ich es so wollte. Weil wir uns nicht angehören konnten. Und nun steht mir nichts im Wege als meine eigene Suggestion.“

Saitzew beugte sich über die Treppenbrüstung. Der Lärm vom Hof scholl dumpf gellend herauf, und es that ihm förmlich wohl, diesem brutalen Lärm zuzuhören. Seine Hand ballte sich ihm unwillkürlich zur Faust. Alles was in ihm selbst brutale Kraft war, litt ohnmächtig.

An die Brüstung gelehnt stand er lange und horchte, ohne es selbst zu wissen, mit Wollust auf die harten schrillen Hammerschläge, unter denen das Eisen vibrierte und sich bog, — sich zitternd und glühend gehorsam bog, — er horchte, als redeten die Schläge für ihn.

Er selbst schwieg still.

Mädchen- und Frauenleben im italienischen Mittelstand.

Von

Ada Deinß.

Nachdruck verboten.

„Tutto il mondo è paese“, heißt es in einem oft gebrauchten italienischen Sprichwort. Es läßt sich nur schwer übersetzen, denn daß die Menschen überall in der ganzen Welt doch schließlich dieselben bleiben, giebt es nicht ganz wieder. Und es ist auch nur bis zu einem gewissen Grad wahr. Ich wette, daß man auch aus dem bildsamsten deutschen Mädchen, und versetzte man es noch so früh auf südlichen Boden, niemals eine korrekte „Signorina per bene“ nach dem Sinne eines Italieners formen würde; dazu gehören ganze Generationen. Im Lande selbst sind die Verschiedenheiten noch groß genug, größer als es der Fremde ahnt, dem bei seinem Blick aus der Vogelperspektive die Nuancen entgehen, und dem zuerst nur auffällt, was von dem bei ihm zu Haus Gewohnten abweicht. Das sich in jedem Lande geltend machende Gefühl der Überlegenheit des Nordens über den Süden, ist in Italien besonders stark; ein Toskaner wird mit unverhehlter Geringschätzung sagen, daß man in Sizilien anders geboren wird, anders lebt und anders stirbt als in seiner Provinz; aber begnügen wir uns mit den Unterschieden im großen und ganzen, sie sind im Frauenleben besonders tiefgehend.

Was man im Süden beliebt, die Erziehung à l'anglaise zu nennen, ist eine recht unglückliche, auf lauter Mißverständnissen beruhende Mischung von Äußerlichkeiten,

Digitized by Google

die den Kern des italienischen Prinzips ganz unberührt lassen. Man giebt damit dem Mädchen eine gewisse Freiheit, sehr oberflächlicher Natur übrigens, und bereitet sie keineswegs zu einer vernünftigen Ausnützung derselben vor, so daß man sich nicht wundern kann, wenn die Resultate ziemlich ungünstig ausfallen, und man den Leuten nicht Unrecht geben kann, die davon nichts wissen wollen und an den alten Grundsätzen festhalten.

Um mit der Wiege anzufangen, in der die italienischen Kinder, wie die Mumien in unendliche Binden steif eingewickelt, in wenig beneidenswerter Regungslosigkeit liegen, — so wird die erste Ernährung von der Mutter des Mittelstandes fast immer der Amme anvertraut, vom Aufziehen mit sterilisierter Milch ist nicht die Rede. Diese Ammen sind durchweg verheiratete Frauen, und zwar Bäuerinnen. Nun ist es ja gewiß sehr wünschenswert, daß man nicht wie bei uns gezwungen ist, sie unter den gefallenen Mädchen wählen zu müssen; es ist aber auch ein trauriger Beweis der überall im Süden hervortretenden Unfähigkeit des Mannes der unteren Volksklassen, und besonders des Bauernstandes, für die von ihm gegründete Familie zu sorgen, daß die Frau sich so oft genötigt sieht, ihr eignes Kind zu verlassen, um ein fremdes zu nähren. Meist hängen diese Ammen mit großer Liebe an dem ihnen anvertrauten Säugling und seiner ganzen Familie; daß sie hygienische Vorschriften dagegen jemals gewissenhaft befolgten, ist wohl so ziemlich ausgeschlossen; viel wird in dieser Richtung ihnen auch nicht zugemutet, die Mütter selbst sind darin von der gründlichsten Unwissenheit. Der Mangel an Disziplin, an Zucht, der ja überhaupt anfängt, den Völkern Südeuropas so gefährlich zu werden, äußert sich in der ganzen Kindererziehung auffallend genug. Daß man den Kleinen zu ihrem eignen Besten gelegentlich einen Wunsch versagen muß, will den Italienern schlechterdings nicht einleuchten; darin sind Gebildete und Ungebildete sich vollkommen einig, und die Väter ebenso schwach wie die Mütter. Eine Kinderstube in unserem Sinne giebt es nicht, die Kinder unterbrechen daher die Erwachsenen bei jeder Thätigkeit, und leiden schließlich selbst darunter, da sie am eigentlichen Spielen verhindert werden. Ihre große Leidenschaft ist das Sichmaskieren und Verkleiden; daß sie dagegen hinter den Büchern her wären, wie unsere deutsche Jugend, habe ich niemals beobachtet. Wie arm ist aber auch die italienische Kinderlitteratur! Was sie überhaupt Gutes aufzuweisen hat, besteht aus Übersetzungen aus dem Deutschen und Englischen, und die Märchen spielen im Kinderleben des Südens keine Rolle; erzählt man den Kleinen wirklich einmal von Feen und Zwergen, wird ihnen sicher dabei auch gleich die Warnung zuteil, die Geschichte ja nicht für wahr zu nehmen; für so gefährlich oder zum mindesten unnütz hält man jede Anregung der Phantasie. Einzig und allein die Kirche sorgt für ein Hineinspielen des übernatürlichen Elements in das Alltagsleben, und so kann man wirklich sagen, daß Madonna, Jesuskind und Heiligenkultus das einzige an Poesie liefern, die den kleinen Realisten sonst gänzlich fehlen würde. Allzu ernst wird es aber auch damit nicht genommen. Die modernen Italiener sind nicht ohne einen gewissen Mystizismus, aber mit der christlichen Sittenlehre hat diese Richtung nichts zu thun. Sie bezieht sich auf die Formen der Kirche, auf ihren Pomp; und sie sind aufrichtig erstaunt zu sehen, wie die Angehörigen anderer Nationen sich mit Glaubenszweifeln plagen. Sie haben dergleichen Anfechtungen nicht zu befürchten, da ihnen ihr Dogma viel zu gleichgiltig ist, als daß sie ein Gedanke über seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit quälen könnte. Ich kenne überhaupt kein unkritischer veranlagtes Volk; daß Kritik nicht gleichbedeutend mit Tadel ist, daß sie mit Liebe ausgeübt werden kann, und oft grade ein Beweis für tiefe, bewundernde Anerkennung ist, verstehen sie nicht. — Das italienische kleine Mädchen hat seine „Madonnina" mit dem Lämpchen davor, aber von der biblischen Geschichte weiß es erheblich weniger als seine deutsche Altersgenossin.

* * *

In den großen Städten teilen sich Staat und Kirche so ziemlich in die Erziehung. Die Mädchen, die später einmal in irgend einer Weise sich selbst das Brod verdienen sollen, besuchen zumeist die öffentlichen Schulen, die anderen den Unterricht

Digitized by Google

der Nonnen, seltner Privatanstalten unter weltlicher Führung. Aber wenn es die Mittel irgendwie erlauben, wird das junge Mädchen des Mittelstandes ausschließlich im eigenen Hause durch Privatlehrer ausgebildet. Diese Art der Erziehung ist natürlich sehr kostspielig; unverhältnismäßig teuer, wenn man das Ergebnis sieht. Die Weckung des Ehrgeizes fehlt auf diese Weise, und sie wäre bei den wohl intelligenten aber durchaus nicht lerneifrigen Mädchen sehr nötig. Die Anregung, die gemeinsames Lernen mit sich bringt, wird auch durch die Eltern nicht ersetzt, da im Familienkreis selten von etwas anderem als den täglichen Lebensereignissen die Rede ist. Daß mit dem Schulweg der tägliche Ausgang ausfällt und an seine Stelle auch keine größeren Spaziergänge treten, ist schon ein fernerer Schaden. Selbst in dem Fall wo eine öffentliche Lehranstalt besucht wird, holen eigene Omnibusse die Schülerinnen dahin ab; das Alleingehen ist ja ausgeschlossen, sogar die Knaben werden von einer gewissenhaften Mutter bis zum 14. Jahr nicht allein auf die Straße geschickt, geschweige denn die Mädchen. Aber wie gesagt, womöglich läßt man sie überhaupt ganz im Hause unterrichten. Man hat eine zu große Angst vor unerwünschten Einflüssen, um sie in einen größeren Kreis willkürlich zusammengekommener Altersgenossinnen zu schicken. Snobbismus, wie bei uns zuweilen, liegt dieser Scheu nicht zu Grunde, kein Fehler ist dem italienischen Charakter weniger vorzuwerfen als gerade dieser; in keinem andern Lande mag es auch so wenig Klassenhaß geben wie hier, und daß die sozialistischen Bestrebungen sich trotz des guten Einvernehmens unter den verschiedenen Ständen doch Bahn brechen, liegt an den elenden Erwerbsverhältnissen des niederen Volkes. Aber der Ruf eines Mädchens ist eine so kostbare Sache, daß man die künftige demoiselle à marier von vornherein garnicht ängstlich genug vor jeder noch so flüchtigen Berührung mit Töchtern aus nicht ganz tadellosen Familien hüten möchte. Das heißt, diese Ängstlichkeit bezieht sich nur auf den Lebenswandel der Mutter. Man scheint anzunehmen, daß nur ihr Beispiel Schaden bringt und das der Herren Väter nicht mitzählt, wie sie auch nie unerfreuliche Eigenschaften vererben zu können scheinen.

An Lernstoff wird in den öffentlichen Schulen wohl eigentlich mehr geboten als bei den andern Formen des Unterrichts, wenn auch das Gebotene viel zu viel Gedächtniskram bleibt und garnicht verarbeitet wird. So kann es vorkommen, daß die Zöglinge einer großen Volksschule in Rom sich nie darüber klar geworden waren, daß die römische Geschichte, mit der man sie plagte, sich wirklich einmal in ihrer eigenen Vaterstadt zugetragen hatte. Und als man darauf, nota bene von Ausländern angeregt, die Kinder nach dem Forum romanum und anderen Ruinen des klassischen Altertums bringen wollte, um die für sie so tot gebliebene Vergangenheit an Ort und Stelle selbst Leben gewinnen zu lassen, fand sich, daß man damit besser beim Lehrpersonal den Anfang machte; es erwies sich als nicht viel weniger unwissend. Man kann eine römische Signorina di moltissima coltura sein und vom Forum nicht einmal den Namen kennen, sondern es etwas vage als „der Platz, wo all die alten Säulen stehn" bezeichnen.

Bei den Nonnen werden vorzugsweise die mühsamsten Handarbeiten gelehrt, aber trotz der wirklich schönen Spitzen und Weißstickereien, die man unter ihrer Leitung anfertigt, fehlt ihnen jeder künstlerische Zug und mehr noch jede praktische Richtung. Es ist unfaßlich wie in Städten, so übervoll von Schönheit, so überreich an Kunstwerken, wie sie sich in Italien selbst in seinen entlegensten Winkeln finden, die Bewohner sich mit einer Häuslichkeit begnügen mögen, die, was den Geschmack oder vielmehr den Mangel an Geschmack in ihrer Ausstattung anbetrifft, ebenso gut in Kansas oder Illinois wie im Vaterlande Donatellos und Gian Bolognas liegen könnte. Man hat es mit dem Umstande zu erklären versucht, daß das Leben im Süden sich bei dem besseren Klima mehr auf der Straße als im Hause abspielt; aber das ist nur für das Volk wahr; die Frauen der höheren Stände verbringen weit mehr Zeit in ihren Zimmern, als es bei uns zu Lande üblich ist, und wenn sie in den größeren Städten gegen die sie umgebenden Kunstschätze teilnahmslos bleiben, so verbindet sich an den kleineren Orten mit dem stärkeren Heimatsgefühl oft doch auch eine große Liebe zu ihren herrlichen alten Kirchen, Palästen und Brunnen, zu den

Digitized by Google

Gemälden und Statuen ihrer Museen. Aber dabei sieht man in ihren Salons keinen guten Stich, keine leidliche Photographie; besonders der Schmuck der Wände ist geradezu barbarisch. In den Häusern wohlhabender, und wenn man so will, gebildeter Leute, kann man sie mit bunten Reklamebildern und schauderhaften Karrikaturen bedeckt finden; ein Öldruck würde schon einen Schritt vorwärts bedeuten, und ebenso kindisch sind die Bibelots — Papierblumen unter Glasglocken, Kanarienvögel aus Seife, dazu auf den Möbeln eine ganze gestickte Menagerie. Und das alles nicht etwa in der „guten Stube" eines braven Schusters oder Schneiders, sondern in den Wohnungen der gut gestellten Ärzte und Advokaten. Die Klöster dürfen sich sicher nicht mehr rühmen, Heimstätten des guten Geschmacks und edlen Stils für weibliche Kunstfertigkeit zu sein, wie sie es so unzweifelhaft einst waren; und wenn man einen Blick auf die modernen Kirchen und Altäre wirft, leider auch, wenn man sieht, wie die in den alten Domen enthaltenen Kunstschätze durch neues Beiwerk entstellt sind, muß man der Kirche überhaupt das Recht absprechen, sich noch immer als Beschützerin der „belle arti" zu fühlen.

Zugleich mit der Anregung des gemeinsamen Lernens in der Schule fehlt dem lediglich im Hause unterrichteten Mädchen auch die Schulfreundin. Mädchenfreundschaften sind dadurch selten, die Beziehungen bleiben wenigstens sehr locker, und die Verhältnisse können ihre Entwicklung auch nicht begünstigen, da man bis zur Verheiratung ja alle Besuche in Begleitung der Mutter macht und annimmt. Also keine Spaziergänge mit den Altersgenossinnen, keine Plauderstunden im „Kränzchen", überhaupt kein Zusammenkommen ohne die Überwachung Erwachsener, sei es auch zum Zweck der Übung in fremden Sprachen. Es ist jetzt freilich durchaus Brauch, daß die jungen Italienerinnen Französisch und Englisch, neuerdings auch vielfach Deutsch treiben; aber haben sie nicht eine ausländische Erzieherin im Hause, — was doch fast nur bei der Aristokratie der Fall ist, — so fehlt es an jeder praktischen Übung und bleibt bei dem während der Lektion Gebotenen. Ähnlich ist es mit der Malerei; sie wird viel und mit Talent betrieben, aber auch ihre Ausführung beschränkt sich zu sehr auf die mechanische Fertigkeit, ohne anscheinend den Geschmack zu verfeinern oder ein allgemeineres Interesse für Kunstgeschichte zu befördern. Ein junges Mädchen kann so eine ganz leidliche Kopie eines guten Gemäldes liefern, ohne sich je darum zu kümmern, welchem Meister sie das Original zu verdanken hat. Auf die Art trägt das Erlernen der Künste herzlich wenig zur Kultur im großen und ganzen bei. Klavierspiel und Gesang wird viel seltener als bei uns gelehrt; man wartet sehr verständiger Weise mit dem Beginn dieses Unterrichts, bis sich musikalische Begabung unzweideutig gezeigt hat, und der hohe Preis eines Pianinos mag mit der größeren Seltenheit dieses Studiums auch zu thun haben; Thatsache ist, daß in Italien nicht wie bei uns das Klavier beinahe zur Hauseinrichtung gehört.

* * *

Mit dem Lesen hat es meist gute Wege. Man giebt der Signorina ungern ein Buch in die Hand, das nicht vorher entweder von der Mutter oder einer verheirateten Freundin (dieselbe darf auch ruhig erheblich jünger sein als das Mädchen selbst, das thut ihrer Weisheit und der Richtigkeit der Censur keinen Abbruch) gelesen und gebilligt worden wäre. Da nun die Mutter selbst gewöhnlich gar nichts liest, — so ganz sicher ist es auf dem Lande auch gar nicht, daß Frauen der älteren Generation überhaupt Lesen und Schreiben gelernt haben, — ist die Auswahl sehr gering und willkürlich. Daß man eine Sprache erlernt, um sich durch Kenntnis ihrer Litteratur dann auch den Gesichtskreis zu erweitern und sich einen Begriff von fremden Ländern und Leuten zu bilden, darauf verfällt man nicht. Im Budget einer Familie des Mittelstandes nimmt die Ausgabe für Bücher gar keinen Platz ein; Leihbibliotheken giebt es selbst in Städten von 20—30 000 Einwohnern nicht. In bürgerlichen Kreisen findet man im Hause kaum den Dante und Petrarca, von neueren Werken gar nicht zu reden.

Digitized by Google

In sonderbarem Gegensatz zu der Angst vor zu vieler und unrichtig gewählter Lektüre steht die Unsitte, in Gegenwart junger Mädchen alle Skandalgeschichten zu erörtern. Die Italiener pflegen die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit werden in ihrem Beisein die unversieglichen Themata des Ehebruchs behandelt. Setzt der Familienvater nach der Heirat und in einem Alter, wo er sich eigentlich nach unseren Begriffen allmählich die Hörner abgelaufen haben dürfte, die Abenteuer seines Junggesellenlebens noch fort, so werden die Töchter auch davon sicher ebenso genau unterrichtet sein wie ihre Mutter, die mit einer nur durch die Häufigkeit ihres Schicksals erklärlichen Ergebung davon spricht. So wächst das italienische junge Mädchen trotz aller Abgeschlossenheit von der Welt und übertriebenen Überwachung des ihm gebotenen Lesestoffs viel weniger naiv auf als die junge Deutsche, die ihre aus Büchern allenfalls erworbene Lebenskenntnis herzlich wenig auf ihre Umgebung anwenden lernt und, voll von Träumen und Illusionen, manche Enttäuschung erleben muß, vor der die Südländerin durch ihre Illusionslosigkeit geschützt ist.

Mit überraschender Liberalität steht der Besuch aller Vorträge an italienischen Universitäten jedermann, auch den Frauen offen; für die bloßen Zuhörer sind weder irgend welche Formalitäten zu erfüllen, noch ist Bezahlung zu leisten. Aber diese Einrichtung wird bis jetzt eigentlich nur von Ausländerinnen benutzt, und die wenigen einheimischen Mädchen, die davon Gebrauch machen, finden ihren Weg nicht mit Rosen bestreut, denn — wie der klassische Ausspruch eines ihrer jungen Landsleute lautete — „die Frauen sollen Sinn für Kultur, aber nicht die Kultur selbst haben." Eine arme bleichsüchtige junge Sicilianerin, Studentin der Philosophie in Rom, der man den Rat gab, die Abende anstatt in ihrem kalten Nordzimmerchen in einer der gut geheizten und beleuchteten öffentlichen Bibliotheken zu verbringen, sprach die Überzeugung aus, daß nach solchen abendlichen Ausgängen ohne Begleitung keine anständige Familie sie mehr als Mieterin oder Pensionärin dulden würde. Unter solchen erschwerenden Umständen ist es mit der Lernfreiheit in Wirklichkeit also noch nicht weit her.

Was an Freundschaft dem Mädchenleben im Süden vielleicht fehlt, ersetzt in den meisten Fällen eine geradezu leidenschaftliche Liebe der Familienglieder zu einander. Man sollte meinen, die nach unserer Auffassung so kühl und berechnend für die äußeren Verhältnisse, so ohne Rücksicht auf das Innenleben geschlossenen Ehen könnten kein allzufestes Band bilden. Zwischen den Gatten selbst mag das auch zutreffen, aber die Liebe zu den Kindern, die der Geschwister unter einander, und andererseits die Achtung vor der elterlichen Autorität sind ungemein groß. Die Außenwelt in all ihren Formen hat der italienischen Frau des Mittelstandes so wenig zu bieten. Das Zusammenleben mit dem Mann, dessen Interessen (sofern er selbst über den täglichen Broderwerb hinaus überhaupt irgend welche hat) sie nicht teilt, beschäftigt sie kaum. Die Gesellschaft bringt ihr nur Gefahren, also geht sie, falls sie ehrenhaft bleiben will, ganz in leidenschaftlicher Liebe zu ihren Kindern auf, und manche Mutter kann ohne Übertreibung sagen, daß sie sich bis zur Verheiratung der Tochter nie auch nur eine Stunde von ihr getrennt hat. Man kann leicht ermessen, welche Tragödie unter solchen Umständen der Tod eines Kindes sein muß. Wo alle Individualität aufgeopfert wird zum Besten der nächsten Generation, die mit ihrem Leben dann auch wieder nichts Besseres anzufangen weiß, als es ebenso zu machen, da stirbt mit dem Kinde die Mutter selbst, in ganz andrem Grade als in andren Ländern, wo man nicht sein Alles, sein Selbst, auf diese eine Karte setzt. Und ähnlich furchtbar wird die Trennung von der Tochter durch deren Verheiratung empfunden, besonders, da sie fast immer im Gegensatz zum Sohne das elterliche Haus mit dem Gatten verläßt, selbst wenn sie das einzige Kind sein sollte. Unsere unsterblichen Witze über Schwiegermütter sind in Italien beinahe unbekannt und würden für ebenso geschmack- wie pietätlos gelten. Mit einer geradezu bewunderungswürdigen Duldsamkeit ertragen die Familienmitglieder die gegenseitigen Eigenheiten und Schwächen. Der Mangel an individueller Entwicklung hilft ihnen sicher dabei, aber es bleibt doch ein Rest von liebens-

Digitized by Google

würdiger Schonung, Rücksicht und feinem Takt, von dem wir Nordländer in unserer Schroffheit viel lernen könnten.

* * *

Was die Art der Eheschließung im Süden anlangt, so ist man bei uns geneigt, sie gänzlich zu verurteilen, wie man ja überhaupt in Deutschland, wohl mit mehr oder weniger Heuchelei, überhaupt den Stab über die Konvenienzheirat bricht, grade wie man in Italien eine hauptsächlich auf Neigung gegründete Verbindung als wenig glückverheißend, und als nicht comme il faut auffaßt. Sicher ist, daß, solange man in Italien die beiden Geschlechter, nach verschiedenen Grundsätzen erzogen, völlig getrennt von einander aufwachsen läßt, und so lange die italienische Gesellschaft bleibt wie sie ist, auch die Eheschließung besser beim Alten bleibt. Sie ist völlig logisch; daß sie dabei aber auch barbarisch ist, und sehr der Verbesserung bedarf, ist ebenso sicher; nur muß man nicht beim verkehrten Ende anfangen wollen. Die einleitenden Schritte thut man meist durch Vermittlung eines unbeteiligten Dritten, häufig beschäftigt sich ein Geistlicher damit, sei es, daß ihm der Gedanke an eine gute „combinazione" von selbst kommt, oder daß die Familie des jungen Mannes, oder auch des jungen Mädchens, sich deshalb an ihn wendet; denn es gilt für die Eltern der Braut durchaus nicht für eine Schande, die ersten Avancen zu machen. Sind sie vermögend, wird es freilich meist nicht nötig sein. Die beiden Hauptbeteiligten haben in den seltensten Fällen jemals ein Wort mit einander gewechselt, sich höchstens von weitem auf der Straße oder im Theater gesehen. Aber einer Italienerin ist der Gedanke, einen ihr bis dahin völlig unbekannt gebliebenen Mann plötzlich als ihren Verlobten vor sich zu sehen, nicht so abstoßend, wie er einer Deutschen mit ihrer stark ausgebildeten Eigenart sein würde. Das Alter, in dem sie sich zur Heirat entschließt, ist, sofern sie über eine ansehnliche Mitgift verfügt und nicht aus Armut gezwungen war, die erste beste Combinazione zu ergreifen, in der letzten Zeit viel weiter hinausgerückt worden; etwa bis zum 25. oder gar 30. Jahre. Sie ist von Jugend auf daran gewöhnt worden, das Thema ihrer einstigen Verheiratung mit aller Nüchternheit erörtert zu hören; es war nie ein stummer und darum um so lebhafterer Wunsch, wie in deutschen Häusern. Andre Wege zu verhältnismäßiger Selbständigkeit giebt es für sie nicht.

Die Lehrerinnen werden jammervoll bezahlt, und müssen ebenfalls, wenn sie einigermaßen freiheitslustig sind, heiraten. Ihre Stellung an sich macht sie höchstens pekuniär, nicht gesellschaftlich unabhängig. Krankenpflegerinnen verlieren — falls sie nicht einem der sehr strengen Nonnenorden beitreten, und religiöser Fanatismus liegt dem italienischen Mittelstande viel zu fern, als daß dieser Ausweg oft in Betracht käme — mit dem Eintritt in ein Hospital zugleich auch ihren guten Namen; so denkt ein Mädchen aus den bessern Ständen nicht an das Ergreifen dieses Berufs. Also bleibt selbst der vermögenden jungen Dame nur die Heirat, falls sie je Gelegenheit haben will, ihre Mittel einigermaßen nach eigenem Gutdünken zu genießen. Über die Treue ihres späteren Gatten giebt sie sich nicht zu viel Hoffnungen hin. Über sein Vorleben macht sie sich keine Illusionen; daß die Forderung sittlicher Reinheit auch an den Mann *mehr* als Geschmackssache und übertriebener Idealismus sein kann, diese Überzeugung habe ich noch bei keiner Italienerin gefunden. Die Ansicht, die sich bei uns doch zu überleben anfängt, der Ehemann sei desto besser, je wilder sein Junggesellentreiben war, herrscht hier noch allgemein. Das Gefühl der Solidarität auch für die Frauen ist noch ganz tot, eine gewissenhafte Mutter tritt für die Reinheit ihrer Tochter mit dem Leben ein, ihrem Sohne würde sie ohne viel Bedenken selbst dazu helfen, das Glück und die Ruhe anderer Familien zu untergraben. Immerhin sorgen die Eltern durch eingehende Erkundigungen dafür, zu erfahren, daß sich nicht noch nachträglich aus der Vergangenheit ihres künftigen Schwiegersohnes unliebsame Verwicklungen ergeben; wie immer nur mit halbem Erfolge. Und diese Nachforschungen beschränken sich natürlich auf die äußeren Verhältnisse, erstrecken sich nicht auf die Charaktereigenschaften des Bewerbers, aber das Mädchen ist ja auch nur für die

Digitized by Google

Familie erzogen, nicht für den Mann, und wünscht von ihm so wenig Eingehen auf ihre Denkweise, wie sie es für die seine hat. Wenn die Ehen nun später oft so traurig enden, die Klage auf Trennung so unverhältnismäßig oft erhoben und die Unmöglichkeit der gänzlichen Scheidung so bitter empfunden wird, so liegt sicher der Grund aller dieser Übelstände tiefer als man bei uns denken mag. Italienische Eltern haben garnicht so Unrecht, einer Neigungsheirat bei ihren Kindern feindlich oder wenigstens sehr mißtrauisch gegenüber zu stehen. Denn diese Neigung bedeutet im Süden fast immer nur Leidenschaft; wie kann bei einem geistig völlig unreifen Mädchen von einer auf Harmonie der Lebensanschauung gegründeten Sympathie oder gar von gemeinsamem Streben die Rede sein, wenn seine Gedanken nie über das Alltäglichste hinausgeirrt sind und es vermutlich auch nie thun werden?

Natürlich kostet auch in Italien die Erziehung der Söhne bedeutend mehr als die der Töchter; dafür sind die Brüder aber auch moralisch verpflichtet, für die Schwestern zu sorgen, falls das Studium mehr Mittel verschlungen hat, als sich bei dem Vermögensstand der Familie eigentlich verantworten ließ. Man erwartet stillschweigend von ihnen, und zwar nicht nur die Angehörigen, sondern, was schwerer wiegt, die Gesellschaft im allgemeinen, daß sie selbst nicht an eine Heirat denken, ehe sie den Schwestern nicht wenigstens eine kleine Mitgift erworben haben. Schlimmsten Falls bleibt sie ohne weiteres in seiner Familie, gewiß kein beneidenswertes Los für das nun ewig unmündig bleibende Wesen, aber immerhin bei der Großherzigkeit in der Auffassung der Verwandtschaftsbeziehungen keinenfalls so hart wie bei uns.

Die Mitgift wird nicht ohne vieles Handeln und Schachern festgesetzt, aber alles auf sie bezügliche wird wenigstens ohne Heuchelei mit größter Offenheit beraten und vor der Verlobung geordnet. Das Mädchen selbst wird genau von seinen Rechten in Kenntnis gesetzt und weiß recht gut, wie wünschenswert es ist, daß ihm ansehnliche „Stradotali" bleiben, da die Mitgift mit dem Tage der Heirat in die Verwaltung des Mannes übergeht. Im allgemeinen findet man bei den italienischen Frauen viel weniger Unwissenheit auf dem Gebiet der eigenen Geldangelegenheiten und der Geschäfte überhaupt als bei uns, und über ihre Stellung vor dem Gesetz pflegen sie ganz gut unterrichtet zu sein. Die Verlobungszeit ist durchweg sehr kurz. Die Braut hat nur für die Leibwäsche zu sorgen, der Bräutigam für alles übrige zum Hausstand Gehörige. Der ganze Leinenvorrat ist meist schon in ganz patriarchalischer Weise seit Jahren in Bereitschaft gehalten; so genügen wenige Wochen, das Fehlende zu ergänzen. Auch während dieser Zeit sehen die Verlobten sich nur in Gegenwart der Eltern, und wenn alles hübsch korrekt zugeht, steht ihr Briefwechsel ebenfalls unter deren Aufsicht. Wie weit die Beobachtung der Form geht, mag der Umstand beweisen, daß eine wohlerzogene Signorina sich wohl hüten wird, eigenhändig bei einem Ausgang einen Brief in den Postkasten zu stecken, da es dadurch ja den Anschein haben könnte, als hätte sie eine Korrespondenz hinter dem Rücken der Familie. Nun, „the lord fits the back to the burden" kann man in diesem Fall wohl mit Recht sagen. Die Mädchen empfinden die Beschränkung ihrer Freiheit nicht als Druck. Sie ertragen die Einförmigkeit eines Daseins, vor dem die Frauen anderer Länder zurückschaudern würden, mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und heiteren Sinnes. Geselliges Leben in unserem Sinn mit Einladung und Bewirtung giebt es in den großen Städten kaum, in der Provinz fehlt es gänzlich. Man sieht nie Gäste zu Tisch bei sich, man verschwatzt lange Stunden zusammen mit anderen besuchenden Damen, ohne daß auch nur eine Tasse Kaffee, ein Glas Wein oder ein Zwieback gereicht würde. Die Vorzüge der Unterhaltung selbst sind ziemlich negativer Art, kaum jemals hört man bösartigen Klatsch, aber noch seltener ein vernünftiges Wort. Die unvermeidlichen Eheskandale werden mit großer Sachlichkeit und Nüchternheit verhandelt, die Betreffenden erzählen sie übrigens mit Vorliebe selbst, und zwar mit epischer Breite. Das Bemühen der Nordländer, sich mit einem ihnen widerfahrenen Unglück vor den Menschen zu verstecken und Unliebsames totzuschweigen, kennt man in Italien nicht, und die naive Offenheit, mit der man jeden Kummer, selbst vieles, was wir als Schande betrachten würden, bespricht, mag nicht wenig zum rascheren Verschmerzen beitragen. Aber Konversation,

Digitized by Google

auch in der bescheidensten Form, giebt es in Frauenkreisen nicht; da läßt es sich denken, welch ein Strom von Langeweile von den seltenen Festen, die sie feiern, z. B. den Hochzeiten, ausgeht. Es ist wirklich schwer zu glauben, daß sich irgend jemand, auch das anspruchsloseste Gemüt, dabei amüsieren kann. An den der Eheschließung vorangehenden Tagen werden die Geschenke und die Wäschegegenstände der Braut, im Durchschnitt giebt es allein schon 60 überreich mit Spitzen garnierte Hemden, ausgestellt. Dieselben Menschen wandeln ungezählte Stunden mit derselben kindlichen Bewunderung dazwischen herum, und die Männer entwickeln dabei ebensoviel Ausdauer wie die Frauen. Die Damen des Hauses, auch die Braut, zeichnen sich bei diesen Empfängen keineswegs immer durch glänzende Toilette und geordnete Frisur aus. Im Drang der Ereignisse wird die famose „Pettinatura" wohl einmal ein paar Tage lang ganz vergessen, und im eigenen Hause tragen sie im Sommer überhaupt anstatt der Taille lose weiße Jacken, die für unsere Augen eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den Nachtjacken alten Stils haben, in Italien aber für ganz salonfähig gelten und im heißen Sommer auch ihre Berechtigung haben.

An feste Mahlzeiten wird jetzt schon nicht mehr gedacht. Ich glaube, es würde für gefühllos gehalten werden, in solchen Momenten nicht mit allen sonstigen Gewohnheiten des Lebens zu brechen. Höchstens alle 24 Stunden setzt man sich noch einmal zu Tisch; im übrigen begnügt man sich damit, im Stehen einen biscottino oder ein Gläschen Wermut zu sich zu nehmen. Um aber gerecht zu sein, für gewöhnlich ziehe ich den glatteren Gang der italienischen Haushaltungsmaschine eigentlich dem reichlich geräuschvollen deutschen vor. Und zur Beruhigung aller Frau Buchholzen sei es gesagt, daß die padrona di casa auch in Italien mit ihrem Herzen nicht wenig an den Schätzen des Leinenschranks hängt. Die Begriffe von großem Reinemachen und Hausputz sind etwas andere als die bei uns geltenden, aber so ganz barbarisch, wie man bei uns annimmt, sind sie doch auch nicht.

Unter den Hochzeitsgeschenken befinden sich gewöhnlich auch ganze Stöße gedruckter Heftchen, zur beliebigen Verteilung unter die Freunde bestimmt. Ganz ist das Hochzeitskarmen hier noch nicht abgethan; ein oder zwei blumenreiche Sonette fehlen selten. Diese Rhetorik, die in den größeren Städten Italiens viel mehr als in Frankreich z. B. bespöttelt wird, hat in der Provinz noch ihr dankbares Publikum. Neben diesen eigens für den Zweck verfaßten Gedichten hat man aber noch die Gewohnheit, vergriffen gewesene Brochuren, mit einer kurzen Widmung an das Brautpaar versehen, für diese Gelegenheiten neu drucken zu lassen. Der Inhalt steht womöglich in einiger, wenn auch nur loser Beziehung zu den Brautleuten. Er handelt, wenn die Familie zu den historischen gehört, von der Geschichte dieser selbst, oder bringt den Briefwechsel eines ihrer Mitglieder mit irgend welchen bekannten Persönlichkeiten, Verse eines Tre- oder Quattrocentisten zum Lobe der Frauen ꝛc. Oft fehlt aber auch jeder persönliche Bezug, und ich bezweifle stark, daß die jungen Leute einen ihnen beispielsweise dedicierten Auszug aus der Geschichte des Fürstentums Monaco später jemals lesen werden. Aber bringen diese Widmungen auch nicht weiter viel Gewinn, so sind sie doch ehrenvoll und der Verfasser macht „figura"; sie werden mit den Anzeigen zusammen in alle Welt verschickt, zugleich mit den vielleicht mehr willkommen geheißenen „confetti", die je nach dem Grade der Freundschaft entweder in Schachteln oder Atlasbeutelchen, mit Orangenblüten verziert, verpackt sind und eine recht bedeutende Ausgabe bilden. Am Tage der Civiltrauung schicken die Freunde eine unendliche Menge von Blumen in das Hochzeitshaus, aber in diesen Arrangements sind die italienischen Gärtnereien noch weit hinter den unsrigen zurückgeblieben; sie bringen wahre Ungeheuerlichkeiten zu stande; Sträuße, wie man sie in Deutschland vor 30 Jahren auch wohl band, jetzt aber vergeblich suchen würde.

Gegen Abend begeben sich die beiden Familien mit den Trauzeugen nach dem Municipio, wo der mit der dreifarbigen Schärpe umgürtete Sindaco die Ceremonie vollstreckt, ohne daß dabei ein Versuch gemacht würde, den Akt feierlich zu gestalten. Vorher hat im Hause der Braut die „Scritta" stattgefunden, das Unterzeichnen des Heiratskontraktes. Nach der Rückkehr vom Municipio ist Empfang im Hochzeitshause;

Digitized by Google

der Sindaco überreicht, falls es sich um am Orte angesehene Familien handelt, dem jungen Paar als Andenken die goldene Feder, mit der sie auf dem Municipio das Dokument ihrer Eheschließung unterschrieben haben, und das endlose Umherstehen und Bewundern fängt von neuem an. Da es sich nun nicht mehr um die Geschenke handelt, konzentriert sich die allgemeine Begeisterung ganz auf die jungen Eheleute. Als einziges Labsal wird dabei etwas Gefrorenes gereicht, biscotti, Wein und Liköre. Dem materiellen Deutschen wird es wohl unfaßlich bleiben, mit welcher Bescheidenheit man den an sich schon bescheidenen Genüssen zuspricht, besonders da die letzte Mahlzeit solideren Charakters sicher schon wieder in nebelhafter Ferne liegt. Dabei rauchen auch die Damen, jung und alt. Eine Italienerin von garantiert sanfter Weiblichkeit teilt eine lange schwarze Toscanazigarre gern mit ihrem Herrn und Gatten, geht, mit dem Gewehr kühn über die Schulter gehängt, auf die Jagd, sei es auch nur, um den armen kleinen Singvögeln nachzustellen, macht keine auch nur eine Stunde lang dauernde Eisenbahnfahrt allein und ist empört über die emanzipierten Manieren einer ehrbaren deutschen Matrone, die ihrerseits nicht davor zurückschreckt, eine weite Reise allein zu machen, die Jagd und das Rauchen aber für Vergnügungen hält, die unser Herrgott nur dem männlichen Geschlecht allenfalls gestatten kann. Und da wagt man noch zu behaupten, tutto il mondo è paese!

Am Tage nach der Civiltrauung findet in aller Frühe die kirchliche Feier statt. Die Braut, nicht mit der bei uns üblichen Myrte, sondern mit dem Orangenblütenkranz geschmückt, wird dabei nicht von ihren unverheirateten Freundinnen begleitet, wenigstens nicht offiziell. Nur junge Frauen haben das Recht, sie zum Altar zu führen. Von der Feierlichkeit selbst läßt sich nicht viel Gutes sagen; sonderbar, daß die katholische Kirche, die so viel auf Formen hält, es jetzt nicht mehr darauf anlegt, die in das Leben so tief eingreifenden Funktionen der Trauung und der Taufe eindrucksvoller zu gestalten. Sie machen einen schlecht vorbereiteten, überhasteten Eindruck, und die sie begleitende Orgelmusik ist von geradezu empörender Trivialität.

Nach Hause zurückgekehrt, wird ein Frühstück serviert, — vorher hat man es höchstens zu einem Café nero gebracht, — aber über die unvermeidlichen biscottini und allenfalls etwas Milchchokolade geht man jetzt auch nicht hinaus, und dem jungen Ehepaar ist die nun endlich erfolgende Abreise von Herzen zu gönnen, schon damit sie unterwegs Gelegenheit finden, ihren gesunkenen Lebensgeistern mit etwas soliderer Speise aufzuhelfen. Mein erster Rat aber an Ausländer, die etwa einer italienischen Hochzeit beiwohnen wollen, oder sagen wir lieber müssen, wäre der, sich eine derbe Salamiwurst oder sonstige Nahrungsmittel in ihre Koffer zu packen, und alle Gedanken an homerische Schwelgereien, wie Familienfeste sie bei uns mit sich zu bringen pflegen, daheim zu lassen; denn auf die Appetitlosigkeit, die der Aufenthalt im Süden für uns zur Folge haben soll, thut man gut, nicht zu fest zu bauen. Es bedarf zu ihrer Entwicklung wohl mehrerer Generationen, so gut wie für die Ausbildung der Gefühle einer tadellosen Signorina.

* * *

Was das Los der italienischen Frauen betrifft, — nun, ich denke, wir können es ohne Neid sehen. Wohl weht ein Luftzug modernen Geistes auch bei ihnen, und er muß ihnen wohl angeboren und wirklich ein Zeichen des Zeitgeistes sein, denn sie lesen viel zu wenig, um eine Ahnung davon zu haben, was in andren Ländern schon von den Frauen gedacht und für die Frauen gethan wird. Vor ein paar Jahren fand sich sogar in Rom schon eine Associazione femminile zusammen, mit einem recht unbestimmten Programm, um nach kurzer Zeit wieder sanft zu entschlafen. Alle diese Vorkämpferinnen der Freiheit für ihr Geschlecht fanden nach ihren aufrührerischen Reden, beim Verlassen der Versammlung im Vorzimmer ihre respektiven Männer, Väter, Brüder oder alten Weiblein und wanderten sittsam unter Geleit dieser Schutzengel nach Hause; durch dieselben Straßen, durch welche die unerschrockne Forestiera, (und sei sie noch so blond, was in Italien entschieden ein erschwerender Umstand ist) unangefochten oder doch jedenfalls mit voller Wahrung ihrer Selbständigkeit allein

Digitized by Google

ihres Weges zieht. Aber die italienische Mittelklasse wird es nicht sein, die mit der Abschaffung dieser und vieler andrer Unsitten des Landes den Anfang macht; sie steckt am tiefsten im Bann der Konvention. Die Frauen der Aristokratie legen dagegen durch mehr Lektüre und durch Verkehr mit Ausländerinnen, nicht zum geringsten durch den guten Einfluß deutscher und englischer Erzieherinnen, allmählich manches alte Vorurteil ab. Und die Frauen des Volkes sind durch Hunger und Elend schon lange gezwungen worden, sich ihre Straße selbst zu bahnen; aus diesen beiden Kreisen wird, halb vom Verständnis, halb von bittrer Notwendigkeit getrieben, der Anstoß zum gründlichen Bruch mit dem ancien régime hervorgehen, und die Vorteile dieses Fortschritts werden dann auch der Mittelklasse zu gute kommen.

Flüssige Luft.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

In diesen Tagen hat man bei uns Versuche gemacht, Milch in gefrorenem Zustande zu versenden, Versuche, die in Frankreich und Dänemark schon vor einiger Zeit mit Erfolg angestellt worden sind und die man dort wiederum den sibirischen Bauern abgesehen hat: der sibirische Milchmann verkauft in der Regel gefrorene Milch statt flüssiger; er läßt sie um einen Stock gefrieren und giebt dann einfach seinen Kunden so einen Stock Milcheis ab, das ist bequemer als die flüssige Milch in Kübeln und Kannen transportieren zu müssen. Will man die Milch dann verwenden, so ist es nur nötig, die Eisklumpen langsam über Feuer auftauen zu lassen. Das Verfahren hat überdies den außerordentlichen Vorteil, daß sich die Milch dabei über einen Monat lang vollkommen frisch erhält, und Querin hat nachgewiesen, daß sie durch das Gefrieren weder an Nährstoffen noch an Fett auch nur die geringste Einbuße erleidet und sich zu Butter und Käse genau so gut verarbeiten läßt wie frische Milch. Die moderne Kühltechnik hat namentlich durch Professor Linde in München große Vervollkommnung erfahren, und seine Eismaschinen werden gegenwärtig von großen Aktiengesellschaften massenhaft gebaut und überall verwendet, wo es sich um Kühl- und Gefrieranstalten für Fleisch, Transporteinrichtungen für gefrorenes Fleisch in Schiffen u. s. w. handelt, das z. B. aus Australien, Neuseeland und Argentinien zu Tausenden von Tonnen jetzt alljährlich nach England eingeführt wird — kürzlich hat die Firma Tabor in London sogar von Neuseeland 65000 Stück Austern in tadellosem Zustande erhalten, sie kamen gefroren in Blocks von je hundert. Die Eismaschinen, deren 3500ste unlängst aus den Werkstätten der Wiesbadener Zentrale der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen in die Welt ging, haben auch diese heikle Probe bestanden.

Und doch ist das letzte Wort hinsichtlich der Gefriertechnik für Nahrungsmittel-Transport und -Versorgung gewiß noch nicht gesprochen. Derselbe Professor Linde, mit dessen Eismaschinen in Wien z. B. täglich 15 000 Meterzentner Eis hergestellt

Digitized by Google

werden, hat vor zwei Jahren einen Apparat konstruiert, der die fünffache Kälte jener erzeugt: in den Eismaschinen wird durch Verdunstung flüssigen Ammoniaks die immerhin schon recht stattliche Kälte von —40° hervorgebracht, in dem neuen Apparat eine solche von über 200. Der Apparat wurde konstruiert zur Verflüssigung der Luft.

Die Luft ist bekanntlich ein Gas wie Ammoniak oder Kohlensäure oder Leuchtgas. Da wir flüssige Substanzen wie das gewöhnliche Wasser durch Erhitzen zum Verdunsten bringen, d. h. in den gasförmigen Zustand überführen können, so muß es uns auch gelingen, umgekehrt gasförmige Körper wie die Luft oder die Kohlensäure durch das dem Erhitzen entgegengesetzte Verfahren, also durch Abkühlen, in den flüssigen Zustand zu versetzen. Daß dies mit dem Wasserdampf geschieht, sehn wir täglich. Bei heißer Zimmer- und kalter Außentemperatur beschlagen die Fensterscheiben; das ist nichts anderes, als daß sich der in der Zimmerluft befindliche gasförmige Wasserdampf zu feinen Flüssigkeitströpfchen an der kalten Scheibe verdichtet. Daß das Verflüssigen eines Gases zugleich ein Verdichten ist, liegt auf der Hand. Wenn wir also ein Gas nicht nur stark abkühlen, sondern obendrein noch zusammenpressen, so ist anzunehmen, daß es endlich in den flüssigen Zustand übergehen muß. Und bei Gasen wie Ammoniak, Chlor, Chlorwasserstoff, Kohlensäure, schwefliger Säure und einigen anderen gelang die Verdichtung zur Flüssigkeit auch bereits dem berühmten Faraday im Jahre 1823, allein durch Anwendung sehr hohen Drucks. Aber eine Reihe anderer Gase widerstand jedem noch so hohen Druck, solange man nicht gleichzeitig eine enorme Abkühlung herbeizuführen vermochte, die für jedes Gas einen ganz bestimmten tiefen Grad erreichen mußte, die sogenannte „kritische Temperatur". Erst wenn Sauerstoff z. B. auf —118,8° Kälte gebracht wird, läßt er sich, unter gleichzeitiger Anwendung eines gewaltigen Drucks verflüssigen. Beim Stickstoff, dem andern Bestandteil der Luft neben dem Sauerstoff, liegt diese „kritische Temperatur" sogar erst bei —146°, bei der Luft selbst aber erst bei —192°, und nur noch beim Wasserstoff ist sie tiefer, nämlich —234,5°. Dagegen ist die kritische Temperatur der meisten anderen Gase hoch über Null, bei Kohlensäure z. B. +31°, bei Ammoniak gar +131° und bei der schwefligen Säure +156°. Deshalb ist es ohne weiteres klar, daß für die Verflüssigung dieser letzten drei Gase hoher Druck allein genügt und Abkühlung nicht erforderlich ist.

Nun gelang es bereits Ende des Jahres 1877 den bekannten Kältechemikern Cailletet und Pictet, diesen erfolgreichsten Erforschern des „Polargebiets der Naturwissenschaft", jene unerhörten Kältegrade zu erzielen. Pictet verfuhr dabei stufenweise, indem er erst durch Anwendung von einigen siebzig Atmosphären Druck bei gewöhnlicher Temperatur ein Gemisch von gasförmiger Kohlensäure und schwefliger Säure zu der sogenannten liquide Pictet verflüssigte. Das mußte ohne weiteres gelingen, da jene ja erst bei 31° Wärme, diese gar erst bei 156° Wärme unverflüssigbar bleibt. Ließ er nun von der so kondensierten Flüssigkeit den Druck plötzlich los, so trat eine lebhafte Verdunstung ein, die eine heftige Abkühlung, bis zu —80°, zur Folge hatte. Diese Abkühlung aber war wieder groß genug, um unter gleichzeitiger erneuter Anwendung von starkem Druck ein anderes, bereits schwerer als Kohlensäure kondensierbares Gas zu verflüssigen, etwa Äthylen, das seinerseits wiederum nach plötzlicher Druckentlastung eine fast doppelt so große Kälte erzeugte, nämlich —130°. Und da Sauerstoff, wie oben erwähnt, bereits bei —118,8° kondensierbar ist, so mußte er bei der Temperatur von —130° sich vollends verflüssigen lassen, immer vorausgesetzt,

Digitized by Google

daß ein entsprechender Druck gleichzeitig wirkte, in diesem Falle ein solcher von 150 bis 200 Atmosphären. Wurde aber die so erzeugte Sauerstoffflüssigkeit plötzlich von diesem recht gewaltigen Druck entlastet, so gab das eine Verdunstungskälte von reichlich —192°, und bei dieser Temperatur wird die Luft flüssig.

Dieses umständliche Verfahren blieb ein interessanter Laboratoriumsversuch, der nur bewies, daß es kein Gas gäbe, das sich nicht schließlich doch verflüssigen ließe. Selbst die Verflüssigung des Wasserstoffs, die erst bei —213° stattfindet, glückte Pictet; die frühere Lehre von den sogenannten „permanenten" Gasen, d. h. solchen, die durch kein Mittel verflüssigt werden können, unter allen Umständen gasförmig bleiben, mußte demnach fallen gelassen werden. Erst Lindes neues Verfahren indes ermöglicht es, flüssige Luft in beliebigen Mengen herzustellen. Er verwendet dazu einen sogenannten „Gegenstromapparat": ein Luftstrom wird mittelst eines gewaltigen Kompressors in ein sehr langes Rohr gepreßt und dann plötzlich vom Druck befreit, flugs dehnt sich die Luft aus und kühlt sich ab; die abgekühlte Luft entweicht in ein zweites Rohr, welches das erste wie ein Mantel umgiebt, während in das erste neue Luft gepreßt wird, die aber nun schon bedeutend vorgekühlt ist, da sie ja jetzt ein Mantel kalter Luft einhüllt. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, bis die in den Röhren zirkulierende Luft unter die kritische Temperatur gesunken ist und nunmehr sich zu verflüssigen beginnt. Bei guter Vorkühlung mittelst flüssiger Kohlensäure tritt das schon nach einer Stunde ein.

Die flüssige Luft sieht zunächst trübe und milchig aus, weil sie noch festgewordene Kohlensäure enthält. Nachdem diese aber abfiltriert ist, stellt sich eine wasserklare Flüssigkeit mit einem leichten Anflug von Blau dar, der vom flüssigen Sauerstoff herrührt; denn da der Stickstoff flüchtigerer Natur ist als der Sauerstoff, so entweicht jener zum Teil, und eine Flüssigkeit bleibt zurück, die doppelt so viel Sauerstoff wie Stickstoff enthält, während in der gasförmigen Luft bekanntlich viermal weniger Sauerstoff als Stickstoff vorhanden ist. Dieser Sauerstoffreichtum der flüssigen Luft bringt das wunderbare Phänomen zustande, daß ein glimmendes Hölzchen oder ein glühender Eisendraht in dieser Flüssigkeit von fünfzigfacher Eiseskälte mit intensiv weißer Flamme auflodern.

Die flüssige Luft nun mit ihrer märchenhaften Kälte von annähernd 200° wird sich vielleicht einmal als ein rationelleres Mittel zur Vereisung von Lebensmitteln bewähren, als es alle bisherigen Eismaschinen sind. Man kann da jetzt schon allerlei hübsche Experimente machen. Wurde eine Auster in die Luftflüssigkeit nur einen ganz kurzen Moment getaucht, so wurde sie so kalt, als ob sie stundenlang im Kühlraum gehalten worden wäre. Ließ man sie aber mehr als nur einen Augenblick in der flüssigen Luft, so wurde sie so fest und hart wie die Schale, aus der sie genommen wurde. Fleisch, Eier, Butter, Früchte froren, daß sie wie Glockenmetall erklangen und sich mit dem Hammer zu trockenem Staub zerschlagen ließen. Die weichen Metalle, wie Blei, Zinn, Silber, Kupfer, Gold, wurden hart und wie Stahl so elastisch, die harten aber, Eisen und Stahl, womöglich noch härter, spröde wie Glas. Quecksilber und Gummi bekamen ebenfalls Glashärte.

Noch hat ja die flüssige Luft manche Übelstände. Abgesehen davon, daß ihre Herstellung noch recht kostspielig ist, ist sie auch ein ganz gefährliches Präparat, das nur mit äußerster Vorsicht zu handhaben ist. Man kann sich nämlich sehr schmerzhaft an ihr — verbrennen. Das haben diese unheimlichen Kältegrade mit den entsprechenden

Digitized by Google

Hitzegraden gemein, daß sie gleichfalls Brandwunden erzeugen, und sogar solche, die schwerer heilen als die durch Feuersglut hervorgerufenen. Man hat aber schon daran gedacht, auch diese Eigentümlichkeit sich nutzbar zu machen, indem man die flüssige Luft als äußerst wirksames Beizmittel etwa bei Krebswucherungen anwendet. — In verschlossenen Gefäßen darf die Luftflüssigkeit natürlich nicht gehalten werden, da sie bei dem heftigen Bestreben, zu verdunsten, jedes geschlossene Gefäß sprengen würde. Man hält sie bis zu 36 Stunden lang in den vom englischen Chemiker Dewar konstruierten Flaschen mit doppelten Glaswänden, aus deren Zwischenraum die Luft ausgepumpt wurde: der luftleere Raum hält jede Wärme von der Flüssigkeit ab. Professor Dewar hat auf diese Weise sogar ein Stück fester Luft eine halbe Stunde lang aufbewahrt.

Auch aus der Eigenschaft des rapiden Verdunstens denkt man Nutzen zu ziehen, man will die flüssige Luft als Sprengmittel verwenden. Außerdem müßte sich die treibende Kraft, die in ihr steckt vermöge ihres Bestrebens, sich wieder in gasförmige Luft zu verwandeln, dazu ausnutzen lassen, Maschinen zu treiben, wie jetzt die Kraft des Wasserdampfes. Und da eine Dampfmaschine, die mit flüssiger Luft betrieben würde, nicht aus Stahl und Eisen zu bestehen brauchte, sondern aus dem leichtesten aller Metalle, dem papierleichten Aluminium, so wären wir damit der Möglichkeit des lenkbaren Luftschiffs um einen bedeutenden, vielleicht den letzten Schritt näher gerückt, das Problem der lenkbaren Flugmaschine, durch die Lüfte getragen von dem mit flüssiger Luft betriebenen Aluminium-Motor, wäre gelöst.

Eine weitere Perspektive, die sich mit der Nutzbarmachung der flüssigen Luft eröffnet, — und warum sollte sie nicht schon in nächster Zukunft glücken, wo jede Woche fast ein neues technisches Wunder bringt? — wäre die vollkommene Regelung der Zimmertemperatur. Mit ihrer Hilfe dürfte es keine schlechte Luft mehr in geschlossenen Räumlichkeiten geben. Und gar in den Tropen könnte man sein kühles, auf Wunsch sogar eiskaltes Zimmer haben. Wenn dann draußen die Äquatorsonne noch so sehr glühte, der Europäer säße behaglich in seinem Kühlzimmer, in welchem eine Schale mit flüssiger Luft eine angenehme nordische Temperatur erzeugt, und schlürfte dazu Eiswasser, das ihm ebenfalls die Wunderflüssigkeit bereitet hat. Die Eroberung der Tropen für die Völker der gemäßigten Zonen wäre in eine nahe Zukunft gerückt, der ganze Erdball gehörte endlich wirklich den Kulturnationen.

Digitized by Google

Lady Blennerhassett.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Auf intellektuellem Gebiete kann man für die vielen immer nur erkämpfen, was einzelne für sich bereits erſiegt haben. Dies gilt auch für die Frauenbewegung unſerer Tage.

Was will man denn erreichen? Eine Sehnſucht iſt entſtanden nach einem Mehrmaß und einer Vertiefung der Bildung und andererſeits nach wirtſchaftlicher und perſönlicher Selbſtändigkeit, und in dieſer Sehnſucht ſind die Herzen ſtark geworden. Und es haben ſich Vorkämpferinnen gefunden, den Wünſchen vieler einen Mund zu leihen und der Sehnſucht ein beſtimmtes Ziel zu ſetzen und auch die Wege dahin zu ebnen. Jahrhunderte aber ſind vergangen, und dieſe Sehnſucht beſtand nicht. Sie wurde erſt, als einzelne Bevorzugte aus individuellem Wollen und Können heraus eigene Wege zu eigenen Siegen gingen. Vorſiegerinnen könnte man ſie nennen, dieſe Schöpferinnen einer lebendig wirkenden Sehnſucht. Freilich, das Wort iſt nicht glücklich gebildet. Aber ich finde kein beſſeres, da ich die Perſönlichkeit Lady Blennerhaſſetts mir vergegenwärtige.

Sie iſt immer ſtill ihren Weg gegangen, unbekümmert um andere. Hat ihrem Stern vertraut und iſt im Fortſchreiten geworden. Sie hat ihr Leben und ihre Arbeit in den Dienſt der Ideen geſtellt, die ſie beſeelten. Sie hat aus ihnen ihre Kraft geſchöpft. Und in alldem iſt ihr ein Vollmaß an Bildung zu teil geworden.

Sie hat nie den Wunſch geſpürt, ein Doctorexamen abzulegen, um ihren Bildungsgrad auf die Viſitenkarte ſetzen zu dürfen. Die Bildung war ihr nicht Zweck, ſondern ein Mittel des Werdens ihrer Perſönlichkeit, des Dienſtes an ihren Ideen. Nun iſt ſie, die nie eine Auszeichnung ſuchte, zum Ehrendoctor der philoſophiſchen Fakultät Section I der Univerſität München ernannt worden.

Man kann, glaube ich, die untere Grenzlinie der Bildung nicht tief genug anſetzen. Es iſt oft darüber geſtritten worden, was man zum mindeſten geleſen haben müſſe, um noch als gebildet zu gelten. Aber die Frage iſt wohl falſch geſtellt. Nicht das Geleſenhaben entſcheidet. Man kann mit ganz wenigem Wiſſen gebildet ſein, wofern das Wenige nur für die Perſönlichkeit verwertet iſt. Auf der Wechſelwirkung zwiſchen Wiſſen und Perſönlichkeit beruht der Begriff der Bildung. Sie kann ſich in allerengſtem Bereich am wohlthätigſten erweiſen. Und ihre Schwierigkeiten wachſen ſogar mit dem Wiſſensquantum. Eine häufige Erſcheinung, daß ſehr gelehrte Menſchen ſehr ungebildet ſind. Für ſie iſt das Wiſſen tot, oder ſie tragen's wie in einem Sack auf dem Rücken. Und nicht darum ſprach ich von einem Höchſtmaß der Bildung, das Lady Blennerhaſſett ſich zu eigen gemacht hat, weil ſie in das hiſtoriſche Quellenſtudium tief eingedrungen iſt und litterariſche Erſcheinungen, die ihr wert waren, ſcheinbar mühelos nicht nur in der Litteratur ihres Vaterlandes und ihrer andern

Digitized by Google

Heimat England sowie Frankreichs, in dessen Hauptstadt sie öfters weilte, sondern auch in der russischen, italienischen, spanischen Litteratur ergründet hat, nicht deshalb, weil sie auch die andere glückliche Gabe besitzt, ihr umfangreiches Wissen immer gegenwärtig zu haben und somit Verbindungen sieht, die anderen entgehen — all das ist hier nicht das Entscheidende: sie hat ihr Wissen persönlich gestaltet und es ihren Ideen dienstbar gemacht, ihre gelehrten Bücher sind auch persönliche Bücher, und ihre schriftstellerische Persönlichkeit ist durch die Fülle des Stoffes nicht belastet, sondern bereichert worden. Und darum ist ihr Wissen Bildung.

Lady Blennerhassett ist eine unserer ersten Essayisten. Weite des Blickes und Persönlichkeitsdurchdringung eint sie der Kunst der Darstellung. Dabei hat die streng historische Schulung, die sie sich selbst erworben, sie immer vor persönlicher Willkür bewahrt. Ihre Bildung hat sie gerecht gemacht. Wer befähigt ist wie sie, im Gewordenen zugleich das Werdende zu sehen, der ist vor der Flüchtigkeit des Eintagurteils geschützt, der verliert sich auch nicht in falschen Haß und falsche Liebe. Und vom Essay ist Lady Blennerhassett zu großen historischen Darstellungen weitergegangen, natürlich, um immer wieder zum Essay zurückzukehren. Wir besitzen von ihr ein Buch in drei Bänden über Frau von Staël und eine Studie über Talleyrand. Und beide Werke bedeuten unendlich mehr als ihr Titel besagt. In „Frau von Staël" zumal hat Lady Blennerhassett neben dem fein gezeichneten Bild der Frau, deren Namen das Buch trägt, die Zeitgeschichte in den Ideen, die sie bewegten, und in den Persönlichkeiten, die sie mitbestimmten, zur Darstellung gebracht. Was sie damit für die Wissenschaft geleistet hat, das gehört nicht hierher. Genug, daß es ein Buch ist, das seinen Leser bereichert. Und Frauen mögen noch mehr darin finden: Ermutigung zu wissenschaftlicher Arbeit und Kraft zur Durchführung.

Historische Aufsätze und Essays über die verschiedenartigsten Erscheinungen der verschiedenen Litteraturen, ein Buch über Frau von Staël und ein anderes über Talleyrand — man könnte danach meinen, daß Lady Blennerhassett nach möglichst vielseitiger Bethätigung Verlangen getragen habe. Es wäre das sicherlich kein Vorwurf, aber es trifft nicht zu. Ihr Werk ist durchaus einheitlich. Sie hat sich rückhaltlos und voll edler Aufopferung in den Dienst der Ideen gestellt, die ihr Geist und Herz erfüllten. Sie hat sich von ihnen leiten lassen und ist nicht willkürliche Querwege gegangen. Ihre Schriften in ihrer Gesamtheit legen von diesen Ideen Zeugnis ab und leben in ihnen.

Es sind ethische Anschauungen, denen Lady Blennerhassett ihre wissenschaftliche Arbeit dienstbar gemacht hat. Die Geschichte der Menschheit ist ihr nicht das ewige Einerlei, noch der Kreislauf, der immer von neuem ansetzt, um zu dem gleichen Punkt zurückzukehren. In dem scheinbar zwecklosen Auf und Nieder sieht sie Entwicklung. Der Menschheit ist ein Ziel gesetzt, und das heißt Vervollkommnung. Nicht als ob die Geschichte nun ein gerader Weg wäre, der auf dieses Ziel führt. Die Geschichte des menschlichen Geistes ist nach ihrer Anschauung gleichzeitig ein stetes Abirren, gleichzeitig ein Vorwärtsdringen zur Wahrheit. Der Weg durch den Irrtum kann förderlamer sein als der gerade, wie Lessing einmal in ähnlicher Beziehung gesagt hat: es ist nicht wahr, daß die gerade Linie immer der nächste Weg zwischen zwei Punkten ist. Das Verglimmen und dann wieder das plötzliche und hellere Aufleuchten der Wahrheit, ihrer Wahrheit, hat Lady Blennerhassett in ihren Schriften oft und mit liebevoller Anteilnahme nachgewiesen. Man fühlt, das ist ihr Herzenssache. Und es ist

Digitized by Google

eine ethische Vervollkommnung, die ihr vorschwebt, und darum ein ethischer Maßstab, den sie anlegt. Nicht in Intoleranz, sondern in Liebe. Sie hält daran fest, daß das Schuldbewußtsein im Menschen zu allen Zeiten und auf allen Bildungsstufen der einzige Grund ist, auf den sich innere Vervollkommnung aufbauen kann, und sie setzt

Lady Blennerhassett.

Aus dem Atelier von Ad. Baumann, K. Hofphotograph, München.

sich der modernen Doctrin von der Willensunfreiheit mit der Kraft ihrer ganzen Überzeugung entgegen. Nur wenn der Mensch sich seiner Sünden bewußt und sich vor sich selbst dafür verantwortlich ist, kann er Wege finden, die aufwärts führen. Und wie der Einzelne, so die Menschheit. In diesem Sinne schreibt Lady Blennerhassett Geschichte.

Und in diesem Sinne ist ihr Werk ganz einheitlich, da sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit hinter allem steht, was sie geschrieben hat. Nicht Wissen wollte sie überliefern, sondern Bildung.

Digitized by Google

Wie alle Frauen, die in unserer Zeit in Deutschland auf wissenschaftlichem Gebiet Leistungen aufzuweisen haben, hat auch Lady Blennerhassett sich die Wege selbst bereiten müssen. Und wie sich die Geschichte ihres Lebens ganz schlicht liest, ohne alle äußeren Verwicklungen und Beeinträchtigungen, so weiß man doch, wie viel innere Kämpfe diese Siegeslaufbahn bezeichnen mag. Talent und Glück sind ihr zuteil geworden, und unter besonders günstigen Umständen ist sie gereift. Aber von all den gütigen Gaben mag doch auch bei ihr der gute Wille und der Wille zum Guten die beste gewesen sein.

Lady Blennerhassett (geb. Gräfin Leyden), ist am 19. Februar 1843 in München geboren worden. Den ersten Schulunterricht erhielt sie in ihrer Vaterstadt, und frühzeitig waren es historische Werke, die sie anzogen. Zwölfjährig kam sie zu weiterer Erziehung in das Kloster Blumenthal bei Aachen, und hier trat ihr eine Persönlichkeit entgegen, die Einfluß auf sie gewann. Eine der Lehrerinnen, eine Rheinländerin, nahm sich des begabten Kindes mit Liebe an, und gab ihr aus ihrem eigenen tüchtigen Wissen mehr als der Lektionsplan eben vorschrieb. Aber das allein war nicht das Entscheidende. Die Persönlichkeit der Lehrerin selbst in ihrer Aufopferung, tiefen Frömmigkeit und Bescheidenheit, dem Sein ohne Geltenwollen, gewann das Herz des Kindes und wirkte vorbildlich. Und weiter war es ein glücklicher Umstand, daß die meisten der Lehrerinnen Französinnen und Italienerinnen waren, und die junge Gräfin somit Gelegenheit fand, den Grund zu ihren vielseitigen Sprachkenntnissen zu legen. Nach dreijährigem Aufenthalt im Kloster kehrte sie zu ihren Eltern zurück, und ein stilles Leben hub für sie an auf einem Schloß in Oberbayern, das nur kurze Reisen nach München oder in die Umgegend unterbrachen. Sie war auf sich selbst angewiesen, aber der Trieb zu wissenschaftlicher Bethätigung war einmal erwacht, und sie half sich vorwärts. Vielleicht mag ihr in solchen einsamen Stunden tastender und suchender Arbeit das Bild der geliebten Lehrerin ein Trost und eine Hilfe gewesen sein.

Bedeutsam wurde für ihre geistige Fortentwicklung ihre Bekanntschaft mit Döllinger, die in das Jahr 1864 fällt. Schon der Name Döllingers, des Begründers des Altkatholizismus, bedeutet eine Welt für sich. Wie viel mehr für sie, deren er sich liebevoll annahm. Der große Gelehrte stellte ihr seine Bibliothek zur Verfügung, las mit ihr lateinische Klassiker und beriet sie in ihren wissenschaftlichen Interessen. Die Methodik wissenschaftlicher Arbeit mag sie von ihm direkt oder indirekt erlernt haben. Und es war ein junger Freund Döllingers, dem sie ihre Hand zur Ehe reichte.

Nach den Jahren stiller Selbsteinkehr und wissenschaftlicher Weiterbildung Jahre des Lebens in der großen Welt. Zwanzig Jahre hindurch hat ihr Gemahl einen irischen Wahlkreis im englischen Parlament vertreten, mit allen führenden Persönlichkeiten kam sie in Berührung, mit manchen verband sie Freundschaft. Ein Stück Zeitgeschichte sah sie gleichsam in den bestimmenden Männern vor Augen. Und neben den großen Politikern und Staatsmännern, die Vertreter der Wissenschaft und Kunst. Und dann wieder Reisen, die sie mit neuen bedeutenden Menschen in Verbindung brachten. In Paris, wo sie länger weilte, ein reger Verkehr mit den Mitarbeitern des „Correspondent", und dann Belgien und dann wieder Rom. Kaum einer, der in der Geschichte der letzten Jahrzehnte eine entscheidende Rolle spielte, den sie nicht persönlich kennen gelernt hätte. Was sie bisher in geschichtlichen Werken gelesen, das sah sie jetzt gleichsam verwirklicht vor sich. So war es ihr gegeben, ihre Wissenschaft auch nach dem Leben zu studieren.

In den führenden englischen Zeitschriften trat sie zuerst als Essayistin hervor.

Digitized by Google

Nineteenth Century und Fortnightly Review und Spectator haben ihre ersten Arbeiten veröffentlicht. Später erst wurde sie Mitarbeiterin der Deutschen Rundschau und als solche in ihrer Heimat als Schriftstellerin bekannt. Zwölf Jahre hindurch hat sie an ihrem großen Werk über Frau von Staël gearbeitet — kein Wunder, wenn man ermißt, wie weit und tief sie ihren Plan angelegt hat. 1887—88 dann ist es im Druck erschienen. (Berlin, Gebr. Paetel. 3 Bde.) Im Herbst 1894 folgte ihre Studie über Talleyrand.

Neben diesen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Erfolgen, innerlicher wie äußerer Art, sind ihr Mutterfreuden nicht versagt geblieben. Sie hat vier Kindern das Leben geschenkt, und hat es in treuer Pflichterfüllung nie zu gering geachtet, sich allen Pflichten der Hausfrau und Mutter zu unterziehen. Sie hat die Nächte daran gesetzt, neben der Arbeit des Tages ihrer Wissenschaft leben zu können. Daß sie sich im Dienste ewiger Ideen wußte, hat ihr die Kraft dazu verliehen.

Diese Siegeslaufbahn bedeutet ein Leben der Selbstaufopferung und des schweren Dienstes.

Die ethische Mission, die sie getragen hat, macht sie in unserer Zeit zu einer einzigartigen und teueren Erscheinung. In einer Zeit des Kampfes wirkt ihre menschliche Persönlichkeit in ihrer liebenswerten Bescheidenheit und starken Selbsthingabe versöhnlich wie der Sieg.

Von Frauen und über Frauen.

Das menschliche Ideal ist nichts in seiner Form unabänderlich Feststehendes; es ist den Gesetzen einer fortschreitenden Entwicklung unterworfen, der sich nichts in der Welt entziehen kann.

Und mit dieser Entwicklung wechseln auch die Prinzipien, nach denen die Handlungen der Menschen gemessen werden.

Daher spielt nicht nur der Einfluß äußerer Ursachen in allem menschlichen Thun eine große Rolle; auch die Lebensvorstellung, wie sie der Mensch nur langsam in sich ausarbeitet, bewirkt, daß er alle Handlungen von einem konventionellen und stets wechselnden Standpunkt aus beurteilt.

Sicher werden wir das Ideal, dem die Mehrzahl des männlichen Geschlechts noch mit einer Art hochmütiger Genugthuung huldigt, einst als absurd erkennen, wenn die Civilisation durch die freie und natürliche Entwicklung des Menschen*paares* ihre gewaltigsten Fortschritte machen wird.

Doch auch viele Männer denken bereits freier. Sie beginnen, an die Möglichkeit eines intensiveren, mannigfaltigeren Daseins zu glauben. Sie fühlen, daß die Menschheit weit glücklicher sein und eine höhere Stufe moralischer Vervollkommnung erreichen könnte, wenn man der Frau alle Schranken öffnen würde, damit sie ihre Befähigung auf die verschiedenartigste Weise bethätige. Sie soll nicht mehr die folgsame Sklavin sein, die sich in geistiger Unthätigkeit nur der Denkweise und dem Willen des Mannes anpaßt, sie soll selbst ihrem Geschlecht eigentümliche, orginelle Geisteseigenschaften erwerben und durch die innigste Verbindung mit der Energie des Mannes neue, ungeahnte intellektuelle Hilfsquellen schaffen, die ohne diese Vereinigung der Gegensätze unmöglich wären. Und je mehr sich die Besonderheit jedes der beiden Geschlechter festigen wird, d. h. je mehr sich Mann und Frau in völliger Freiheit, nach den einem jeden eigenen, tiefbegründeten Gesetzen entwickeln werden, desto stärker werden sich auch die fortschreitenden Variationen der menschlichen Gattung in physischer, intellektueller und moralischer Hinsicht vermehren.

Jacques Lourbet.

(Die Frau vor der Wissenschaft. — Übersetzt von Dora Landé.)

Digitized by Google

Maisa Jons.

Roman

von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 219.)

III.

Maisa kam am Abend heim von Kaufmann Birkes in der Grenzstraße. Die Gaslaternen schimmerten rot durch den kalten Nebel mit dem matten Sternenhimmel darüber.

Sie ging rasch und mußte immer wieder die Ohren mit den Händen warm reiben; die Boa that gut bei dem treibenden, kalten Winde. In dem schneidenden Windstoß auf der Vaterlandsbrücke fror sie so, daß sie ordentlich laufen mußte, den Muff vors Gesicht gedrückt.

Eine oder die andere Gestalt strich auf dem Trottoir an ihr vorbei, und auf dem Damm läuteten die Schlittenglocken, und ein Schlitten mit ein paar Bauern, die aus der Stadt heimfuhren, knirschte vorüber.

Hinter ihr, an einer Gaslaterne, rührte sich etwas.

Sie setzte ihren Weg fort, ohne sich umzusehen.

— Nein, er war es nicht, sie hatte es längst an den Schritten gehört. Es traf sich in letzter Zeit nicht selten, daß Student Kielsberg auch um die Zeit, zwischen acht und neun, nach Hause kam und sie einholte und mit ihr schwatzte, und sie zusammen gingen, bis sie sich an der Hausthür trennten.

Sie fühlte, daß ihr jetzt ganz warm geworden war — außer an den Füßen — und ging langsamer.

Jetzt erkannte sie schon undeutlich die Laterne vor Elleffens Thür.

Nein, wie es wehte! — Sie hielt die Hände an die Ohren und setzte sich wieder in Trab.

Aber da aus der Ladenthür bei Sundby kam wahrhaftig niemand anders als Student Kielsberg, und plötzlich war er neben ihr:

„Gehören Sie zu denen, die zu gleicher Zeit lachen und weinen können, Mamsell Jons?“ fragte er und schob die bebrillten Augen dicht heran, als ob er gleichsam sehen wollte, was sie antwortete; er wechselte in einem fort seine langen Schritte, um sie ihren schnellen anzupassen.

„Meinen Sie zu denen, die zwei Zungen im Munde haben? Nein, wirklich nicht!“

„Nein, nein; aber am Sonntag spielen sie im Theater ein Stück, es ist wirklich schade, wenn Sie das nicht sehen.“

„Ach!“ —

„Ich versichre Ihnen, sie halten an jeder Seite eine Ausgangsthür offen, während gespielt wird, und die, die Weinkrämpfe bekommen, tragen sie zu einer Thür hinaus, und die in Gefahr sind, sich totzulachen, zur andern. Ich wäre so neugierig zu wissen, ob Sie weinen oder lachen würden, Mamsell Jons.“

„Es wird wohl nicht so gefährlich sein? Sie sind ja auch heil herausgekommen.“

„Ja ich, der ich für die Zeitungen schreibe und die Stücke kritisiere; wenn einer das thut, so lacht er selber nie mehr. Wir müssen es an unparteiischen und unverdorbenen Herzen ausprobieren, sehen Sie . . .

Jetzt hören Sie einmal, Mamsell Jons; ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich durch die Zeitung immer zwei Billets zur Verfügung habe, — nun seien Sie einmal nicht so widerspenstig, — darf ich Ihnen denn nicht eins anbieten . . . Ich wette meinen Hals, daß Sie schließlich doch weinen.“

Digitized by Google

Er hatte ihr schon mehrmals Theaterbillets angeboten, aber darauf konnte sie sich nicht einlassen.

„Sie wissen doch recht gut, daß ich nicht auf Ihre feinen Plätze gehen kann und mich neben all die Damen setzen, bei denen ich nähe."

„Wir gehen natürlich auf den dritten Rang, die Billets gelten da auch, — auf die Galerie, wenn Sie wollen. Aber diesmal gehen Sie mit mir, Mamsell Jons, — wir treffen uns Schlag sieben an der Eingangsthür —"

Sie waren dicht vor Ellefsens Thür.

„Gute Nacht, es bleibt dabei," sagte er; — er war immer so vorsichtig und begleitete sie nicht über den Hof.

Sie wurde nachdenklich. Man konnte nicht wissen, was für Gedanken er fassen könnte; — sie wußte nicht recht, ob sie es bereuen sollte oder nicht. Aber er hatte doch gewiß vom ersten Abend an begreifen können, daß sie ein solides, ordentliches Mädchen war, — und sie hatte ja auch noch diese zwei, drei Tage, um sich zu bedenken.

— — — — — — — — — — —

Ach, sie konnte es nicht ändern, es kam solch eine Ungewißheit über sie am Morgen; gestern Abend war sie ganz entschieden . . .

Aber während sie so mitten in der Schneiderei war, da in den Häusern, fühlte sie so gut, daß es nicht nett wäre, wenn sie dort oben zwischen den Studenten gesehen würde. Gefahr war ja weiter nicht dabei; was das betraf, so —

Aber sie hatte ja auch niemals ein Vergnügen . . .

Da sitzen und nähen und nähen und sticheln und sticheln.

Nun wollte sie sich gerade an garnichts kehren — sondern einfach gehen!—

Maisa kam ein bißchen spät zum Theater am Sonntag Abend, und Kielsberg stand schon da und winkte ihr; sie mußte sich beeilen.

Die, welche zu den obersten, unnumerierten Plätzen hinauf wollten, drängten sich in dichtem Haufen vor der Eingangsthür, — die vordersten oben auf der Stufe, mit der Hand an der Klinke, um zuerst die Treppen hinaufzustürmen, wenn aufgemacht würde. Und beständig kamen neue; sie kauften noch im letzten Augenblick Billets und drängten drauf los.

Kielsberg nahm die Sache ruhig, kam aber gleichwohl vorwärts.

„Nein Sie da, — aber nee, Sie!" klang es hin und wieder trocken oder hitzig; der eine machte den Rücken krumm, ein andrer stemmte unwillig mit der Schulter. Er lachte und warf ein Wort hin, und so ging es vorwärts, während er sie immer hinter sich her zog. Nein, wie sie vorwärts stürmten, als geöffnet wurde!

„Halten Sie sich nahe an mich, Mamsell Jons . . ." Die Leute drückten und kämpften sich vorwärts, Stufe für Stufe. Kielsberg drehte die Schmalseite nach vorn; er drängte weder, noch brauchte er Gewalt, er sah nur so sanft und höflich aus, daß er Schritt für Schritt Platz bekam und sie ihn beständig hindurchgleiten ließen.

So gemütlich, wie er 's trieb! — sie hatte ihren Spaß daran.

„Ach, Sie, — Sie thun besser, mich loszulassen," wendete er sich so freundlich und lächelnd um zu einem weiter unten auf der Treppe, der seinen Rock gepackt hatte; er hatte wohl erkannt, daß das eine recht günstige Manier sein möchte, vorwärts zu kommen.

„Ja, ich schlage sonst aus," kam es ebenso sanft. Maisa sah in den grauen Augen, daß der Bursche gut daran that, die Hand zurückzuziehen; es war etwas Hartes in ihnen, wenn es ihm darauf ankam, seinen Willen durchzusetzen.

Oben in dem obersten Gang zog er sie hastig hinter sich her. Es galt einen der guten Plätze zu erreichen, wo man etwas sehen konnte, und in einem Augenblick waren sie richtig unter den vordersten, sie freilich mit verschobenem Hute. Aber das machte nichts, es war noch beinahe dunkel im ganzen Theater.

Es polterte und donnerte auf den Treppen und in den Gängen unter dem ersten Ansturm des Publikums, und die Logenthüren flogen überall schallend auf und wieder zu.

Er setzte sich dicht hinter sie, und es fiel ihr gleich ein, wie scharfsichtig er war, — so wurden sie von unten nicht zusammen gesehen, und sie hatte auch einen guten Platz da an der Säule.

Digitized by Google

Sie sah sich um und empfand es mit Erleichterung, daß sie keine feinen Leute und auch keine Studentenmützen in ihrer nächsten Nähe sah; weiterhin waren ihrer genug und auch Dienstmädchen und Commis. Zwei oder drei aufgeputzte Frauenzimmer ließen sich in einiger Entfernung von einander auf der ersten Bank nieder und machten sich breit, und ein Teil Straßenjungen sorgten für Spektakel.

Jetzt wurde es endlich hell, und sie stimmten die Violinen. Im Parkett wurden Sitze auf- und niedergeklappt.

Die Musik begann. Sie sah sich nach Kielsberg um.

„Schöne Musik," nickte er — „bereitet die Herzen vor, sage ich Ihnen."

Und nun ging der Vorhang auf.

Das Stück hieß: „Eine Heiratsgeschichte." Die Scenerie war ländlich, ein Bauernhaus mit Viehwirtschaft und dergleichen, und ein kecker Bauernbursch lauerte der Tochter des Hauses auf, ging umher und spreizte die Beine, als ob er Halling*) tanzen wollte.

Die Tochter kam angeschlichen und machte Geberden und Zeichen; er durfte sich nicht sehen lassen, — es war irgend etwas Besonderes los. Ach so, — ein Postdiebstahl war begangen worden, — und sie hatten ihn, den Liebsten, der in jener Nacht auf Jagd gewesen war, in Verdacht . . . Aber er wollte doch gern mit der Dirne reden. Jetzt sprang er auf das Dach des hölzernen Rundganges, um zu hören, was sie drinnen sagten, er schnaubte vor Wut . . . Aber, prost Mahlzeit! das Dach stürzte ein, und da stand er mitten zwischen ihnen, Mutter, Vater, Tochter, Schulze, alle um ihn her, und das ganze Theater klatschte und lachte.

Es war nicht das erste Mal, daß Maisa im Theater war, und rings in den Häusern hatte sie doch auch so manches reden hören, so verstand sie wohl, daß dies seichtes Zeug war. Und wie sie sich jetzt zu Kielsberg umwandte, — sie wußte genau, daß er darauf wartete, wie sie sich äußern würde — lächelte sie auch in der Weise.

„Das war doch Unsinn, daß er auf das wacklige Dach kletterte!"

„Von ihm ja; — aber der das Stück gemacht hat, sehen Sie, der brauchte so einen wackligen Schuppen."

Sie lehnte sich wieder über das Geländer, um zu sehen, wie er sich aus der Verlegenheit zog. — Nein, wie er dem Schulzen antwortete und ihn zum besten hatte, so daß der zum Schluß weder aus noch ein wußte; er riß Possen, daß die Leute klatschten, als ob sie verrückt wären.

Maisa mußte doch auch lachen, und um sie her wurde getrampelt und geschrieen.

„Nun, sagte ich Ihnen nicht, daß es amüsant wäre?"

„Was für dummes Zeug!"

„Die Sache ist, daß der Endre, der Liebste, doch ein schlauer Kopf ist."

„Nein wahrhaftig, darüber zu weinen, werde ich wohl nicht fertig bringen," lachte sie — „aus der Thür brauchen Sie mich nicht hinaus zu bringen."

„Es ist noch nicht zu Ende, Mamsell Jons."

So schien es, denn nun wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden, und er wurde fortgeführt.

Sie sah hinunter, ob sie einen oder den andern im Theater kannte. Das Parkett und die unterste Logenreihe war heute am Sonntag Abend ziemlich leer, aber alle die übrigen Plätze waren dicht besetzt. Da unten sah sie Torkild Heiberg und dort auf der andern Seite Arnas flotten Studiosus Schau; er stand mit einer Hand in der Tasche und das Opernglas vor dem Auge und sah sich im Theater um. Sie zog das Gesicht vorsichtig wieder hinter die Säule.

„Eine Apfelsine gefällig?" fragte Kielsberg; er war unten in der Restauration gewesen, und die Leute strömten lärmend wieder auf ihre Plätze zurück.

Sie fingen wieder an zu spielen, und er reckte sich etwas höher auf der Bank hinter ihr; — er saß ziemlich unbequem und eng auf seinem Überzieher und mußte sich die ganze Zeit in acht nehmen, ihr nicht zu nahe auf den Rücken zu kommen.

Aber jetzt zeigte das Mädchen, daß sie an Endre glaubte und durch dick und dünn gehen würde, um ihn zu kriegen . . .

*) ländlicher norwegischer Tanz.

Digitized by Google

Der Vater redete auf sie ein, daß sie den reichen Tronsen auf Großwiese nehmen sollte; und da kam des Vaters Bruder, der Küster, und gab seinen Senf dazu, — und die Mutter nahm sie unter vier Augen vor; — aber sie hatte nichts andres im Kopf, als wie sie den rechten Thäter herausfinden und Endre frei bekommen könnte . . .

„Lassen Sie uns auf das Schicksal hoffen, Mamsell Jons."

Und richtig, da fand sich denn auch ein Fetzen von einem Geldbrief in der Nähe des Hauses, wo der Schreiber des Schulzen wohnte. Nein, wie froh sie war!

„Ja, damit kann sie auch nicht viel machen," sagte Kielsberg; „ich habe sogar in der Zeitung geschrieben, daß ich dächte, das wäre allzu wenig; — solche Lappen können viele auf der Landstraße umherwehen."

Maisa erwartete mit sichtbarer Spannung die Aufklärung; Gunlaug, die Dirne, hatte nun ihren eignen Verdacht gefaßt; der Schreiber des Schulzen wollte plötzlich im Frühling nach Amerika reisen.

„Er hat es gethan," sagte sie mit Überzeugung zu Kielsberg, — „der lange, schlüpfrige Kerl. Wenn sie ihn bloß fangen könnte!"

Aber jetzt ging es ganz toll . . . Der Schreiber verlangte neue Hausſuchung, und da fanden sie das andre Stück des Briefes mit zwei von den Siegeln in Endres Lade, — und den ganzen Postsack dazu!

„Dieser Schreiber, den sollte man" — Maisa war ganz ergriffen; es war, als sollte nun im letzten Akt die ganze Welt über ihnen zusammenstürzen. Und als nun die beiden da im Gefängnis einander Lebewohl sagen sollten, — er war zum Zuchthaus verurteilt, — da weinte Maisa, daß die Thränen rollten. Sie schnaubte und trocknete die Augen und konnte die da unten kaum sehen. Sie dachte nicht einmal daran, was Kielsberg sagen würde, — da öffnete sich mit einem Male die Thür des Gefängnisses.

„Na, das war nur ein Glück," wandte sie sich eifrig zu Kielsberg und atmete erleichtert auf.

Der Richter und die Eltern und alle kamen herein und füllten die Bühne, — und der Schreiber stand gebunden da und sah scheel, — und der Ziegenjunge blies auf einem Bockshorn; er hatte den Schreiber bei Nacht mit dem Postsack nach Endres Haus schleichen sehen!

„Nun sind sie gewiß schon lange verheiratet," scherzte Kielsberg, — „und gräßlich glücklich!"

Maisa warf den Kopf auf; sie liebte es nicht, geneckt zu werden.

„Ja, ja, da sehen Sie, Mamsell Jons, Sie kamen trotz alledem aus der Thür, von der Sie es nicht erwartet hatten."

Oh, sie hatte doch wohl auch früher schon ein Theaterstück gesehen, bemerkte sie, etwas kurz im Ton.

„Ja, ich für mein Teil hätte wahrhaftig was drum gegeben, wenn ich aus einer der beiden Thüren hätte herauskommen können!"

Sie verzog den Mund ein wenig. Er meinte wohl, für sie hätte es gerade gepaßt.

„Aber Sie haben sich doch amüsiert?" fragte er eindringlich.

„Ja gewiß, — und schönen Dank für das Billet . . . Aber jetzt muß ich Gute Nacht sagen; ich muß mich beeilen, — morgen muß ich zeitig zu Tranems."

„So viel ich weiß, haben wir doch denselben Weg?"

„Nein, danke sehr, aber ich muß noch zu Birkes heran, in die Küche, und das Modejournal für morgen holen."

„Ach so — gekränkt? . ." Er stand noch ein wenig. — „Vorsicht ist eine große Tugend, aber nichts weniger als amüsant. — Ja, ich muß noch in die Zeitungsredaktion und etwas über das Stück schreiben. — Guten Abend, Mamsell Jons!"

— Das endete nicht gerade sehr erbaulich . . .

Sie folgte ihm mit den Augen, bis er die Treppe hinunter war — ja, wenn man nur nicht immer so auf sich halten müßte . . .

Es war doch sehr hübsch von ihm, daß er ihr hier oben im Korridor adieu sagte, damit es nicht aussähe, als ob sie sich nach Hause begleiten ließe . . .

* * *

Bei Kaufmann Tranems war am nächsten Morgen draußen im Vorzimmer bei Maisa

Digitized by Google

große Beratung. Auf dem Klapptisch lagen Proben ausgebreitet in allerhand karrierten schottischen Mustern. Signe und Arna und Grete sollten Alltagskleider bekommen, nun überlegten und erwogen sie.

Wenn sie Galaplaidstoff nahmen, mußte es in ganz verschiedenen Farben sein.

Für Grete paßte der nun eigentlich nicht. Sie mußte lieber etwas haben, was sie weniger stark erscheinen ließ; sie brauchte sich doch nicht gerade so auszubreiten mit all den Karos.

Grete stand groß und stumm und ungewiß und hörte die verschiedenen Für und Wider der Familie an; ab und zu kam nur ein: „hm — so —" Sie hatte trotz alledem Lust darauf.

„Aber — meint ihr nicht, daß Signe nun, da sie verlobt ist, lieber etwas anderes nehmen sollte," wendete sie endlich ein.

„Etwas Einfarbiges," unterstützte sie Arna.

„Oh, ich merke schon, Arna hat Angst, daß wir zu schwesterlich gekleidet sein werden; sie möchte jetzt allein eine Rolle spielen," sagte Signe.

„Ja, ich will es auf jeden Fall haben, — nicht wahr, Mutter?" eiferte Arna. „Das ist ganz modern. Julie Norum bekommt auch ein groß karriertes Galaplaidkleid."

„Wenn wir es nun für Signe und Arna nähmen, — nur fürs erste, — wieviel Ellen glauben Sie, daß jede haben müßte, Maisa?" erkundigte sich Frau Tranem bedenklich. — — „Ach Arna, kannst du nicht die Schere in Ruh lassen; es quält mich so."

„Jetzt werden sie ja nicht so weit getragen," äußerte sich Maisa.

„Sollten Sie sich nicht mit vierzehn Ellen für jede behelfen können, was meinen Sie?"

„Fünfzehn, Mutter!"

„Schweig still, Arna! — Was — wenn wir vierzehn und eine halbe nähmen, Maisa?"

„Man kann ja in den Karos anstücken, wenn man jedes Stück richtig ausnützt."

„Nein, ich will aber keine Stückelei haben; möchtest du das, Signe?"

„Ich denke auch, Mutter, wir sollten nicht zu knapp kaufen," gab Signe zu.

„Wenn wir vierzehn für Arna und fünfzehn für Signe nähmen, Maisa? — Das muß reichen. — — Ja, so müssen wir also die Muster bestimmen."

Frau Tranem las die Proben zusammen und ging ins Eßzimmer.

— — Die Nähmaschine war heute nicht gnädig; Maisa mußte alles abschrauben und sie reinigen. Die Nadel saß erst zu hoch, daß sie nicht faßte, und nun war sie wieder zu tief. — Knick, knack, da brach auch diese . . . Und da brachte man schon ihr Mittagessen . . . der ganze Vormittag war hingegangen, ohne daß etwas Rechtes geschafft war.

— Nach Tisch fing die Maschine endlich an, einigermaßen zu nähen — bei vorsichtiger Behandlung. Die alte, erkältete Schlaguhr ging schon auf drei, aber sie ging wohl vor, denn der Sonnenstreifen oben auf dem Dache des Hintergebäudes war ja noch nicht fort . . .

„Ach so, die Schneiderin heute," sagte Anton; er sah herein, als er nach dem Kontor ging.

Der große weiße Kachelofen im Eßzimmer wärmte bis hierher, nun da sie gegessen und die Thür wieder aufgemacht hatten.

Und wahrhaftig! da nahm Frau Tranem noch einmal die Proben vor; aber geändert wurde jetzt nicht noch einmal, das wußte Maisa ganz genau.

„Ja, ich bekomme nun endgiltig dies," sagte Arna, als sie zu ihr herauskam. „Ich freue mich, daß Sie es machen sollen, denn so krieg' ich es, wie ich will. — Ja, ich bin wirklich froh. — Es muß so recht, recht flott werden, hören Sie. Meinetwegen etwas kurz; finden Sie nur ja etwas heraus, was recht ungewöhnlich ist. Es soll ja gleichsam Bergschottentracht sein, drum darf es nicht aussehen, als ob man ein langweiliges, schweres Alltagskleid mit sich schleppt. — Deshalb dachte ich auch, es paßte nicht recht für Signe," vertraute sie Maisa an.

Frau Tranem war nun nahe daran, auf ihre erste Ansicht zurückzukommen; — „das ganz klein Karrierte hat wirklich etwas so Nettes und Frisches. Ich denke, wir nehmen das, Maisa; — ja, wir müssen wohl noch ein wenig warten, bis Signe kommt . . ."

„Aber mein Kleid muß bestimmt bis Sonntag fertig werden," flüsterte Arna. — „Es muß, es muß, hören Sie?"

Digitized by Google

„Wenn nur nicht Ihre Mutter will, daß ich Fräulein Signes zuerst vornehme."

„Sehen Sie, daß Sie es dahin bringen, daß meins zuerst an die Reihe kommt. Ich sage Ihnen, es muß, Maisa . . . Trine und ich und Jakob Schau wollen am Sonntag nach der Ladegaards-Insel schlittschuhlaufen. Aber Sie sagen es niemand, — hören Sie!"

Maisas stark interessierte Miene zeigte, daß sie verstand.

Wunderbar! Sie wurde die Liebe heute nicht los. Das Stück von gestern Abend saß ihr im Kopf, und eins nach dem andern tauchte auf. Sie hatte Verlangen sich mitzuteilen: —

„Fräulein Arna, ich war gestern Abend im Theater," erzählte sie, „und sah ‚Eine Heiratsgeschichte'.

„Gunlaug, ja!" nickte Arna, — „wir haben es Freitag gesehen."

„Ja, Gunlaug. — Im Anfang schien es, als ob es Unsinn wäre; aber es wurde wahrhaftiger Ernst."

„Ich weinte tüchtig, als sie im Gefängnis Abschied nahmen," gestand Arna.

„Es kann gewiß irgendwo so zugegangen sein."

„So zugegangen? Ja, das sollt' ich meinen. Ich zum Beispiel, wenn ich —"

„Mutter," lachte Signe drinnen im Eßzimmer, „jetzt sitzen die da draußen und sind einig über ‚Eine Heiratsgeschichte'; es ist so rührend."

„Ja wahrhaftig du, es ist das interessanteste Stück, das ich diesen Winter gesehen habe."

„Anton nannte es ein simples Spektakelstück, für die auf dem obersten Rang; — und das ist es auch wirklich."

„Ja, sie hätte wohl hingehen sollen und den reichen Tronsen nehmen, dann wäre es nach deiner Meinung gut gewesen."

„Dem Stück fehlt es sowohl an Originalität als an Tiefe; auch leidet es an großen Fehlern in der Komposition, meine liebe Arna."

„Ach so — er hat es gesagt, der Baurat . . . Ja, dann müssen wir uns wohl fügen . . . Grete, hörst du? Das Stück leidet an — ja, was war es doch —"

„Es ist kindisch von dir, noch weiter darüber zu disputieren, Arna," sagte Frau Tranem. „Es ist ja ganz natürlich, daß du ein wenig gerührt wurdest; aber über den Wert des Stückes zu urteilen, darauf mußt du dich nicht einlassen."

„Es ist ein simples Drittenrang-Stück; darüber sind die Zeitungen und alle einig, — geradezu für ein einfältiges, naives Bretterbuden-Publikum."

„Passend für dich und die auf der Galerie," fügte Signe hinzu.

— — Uf — diese Nähmaschine! die war heute ganz verdreht; eine Weile ging sie, dann saß sie fest, ging wieder und saß wieder fest. Es war doch die richtige Nummer, sowohl das Garn, als die Nadel; — aber es war, als ob sie verhext wäre.

— — — Maisa war nicht in rosiger Stimmung, als sie am Abend nachhause wanderte, — es war heute bei Tranems so recht zum Ärgern gewesen . . .

„Na, wie Sie 's eilig haben, Mamsell Jons, — guten Abend!" grüßte Kielsberg, — da war er wieder.

„Guten Abend."

„Es scheint, Sie lassen den Kopf hängen, — hat die Welt etwas Widerwärtiges gebracht? Ist sie schwarz — wie Tinte?"

Sie lachte ein wenig mit dem einen Auge; aber ihr war ärgerlich zu Mut.

„Aber, Liebe, steht es denn gar so verteufelt schlecht? — Haben Sie etwas ganz und gar verschnitten, — Frau Tranems Kleid?"

„Ach Sie," zürnte sie. — „Aber ich bin so ärgerlich, so ärgerlich, — jetzt ist das so ein elendes Stück gewesen, das wir gestern Abend gesehen haben, — bloß für simple Leute und für den dritten Rang, sagten sie bei Tranems . . ."

„So, also das sagten sie?"

„Spektakelstück für den dritten Rang, ja! — und noch viel andres Schönes. Man könnte sich rein die Seele aus dem Leibe ärgern, wie die reden . . . Und dasselbe meint die ganze Stadt, sagten sie, — und es steht in allen Zeitungen."

„So, das steht also in allen Zeitungen, — so, so, so . . . das steht in allen." — Er folgte nachdenklich der Stockspitze, mit der er hin und her wippte und allerhand Figuren beschrieb . . . „Also die sind so furchtbar fein

Digitized by Google

da? — und haben so einen prima Geschmack? ... Vielleicht könnten wir die Frau ein bißchen ärgern."

„Suchen Sie zu erfahren, ob an einem der nächsten Tage vielleicht etwas über das Stück in ihrer Morgenzeitung steht, Mamsell Jons."

— — — — — — — — — — — —

— Es machte Spaß, Arnas Kleid zu schneidern und sich so ins Zeug zu legen, um etwas Neues ausfindig zu machen. Und Maisa glaubte nun, daß sie den richtigen Schnitt gefunden hätte, so schwierig es gewesen war, sich bei dem großkarrierten Zeug nicht zu verschneiden. Sie sollte so keck und flott aussehen da auf dem Eise, der Rock eng und kurz, nur bis zu den hohen Knöpfstiefeln.

Und jetzt, Mittwoch morgen, war es zugeschnitten und geheftet, sodaß es nun auf der Maschine wie der Wind gehen konnte.

„Maisa, Maisa!" kam Arna, die Zeitung schwenkend, herein ... „Denken Sie nur, hier steht etwas über „Eine Heiratsgeschichte." — „„Es scheint eine Partei in der Stadt zu sein,"" las sie, — „„die absolut den Maßstab feierlichen Ernstes an dieses unschuldige Volksstück legen will. Wir können diese Besorgten damit beruhigen, daß der Teil unsres besseren Publikums, der schon etwas länger im Sattel sitzt und nicht den empfindlichen Gefühlen der Parvenüs unterworfen ist, mit Ruhe und einer gewissen Befriedigung auf einen solchen Anfang zum Volksstück bei uns blickt, das — mag es auch schwach sein — doch gesunde und breite Seiten genug zeigt, um ein natürliches Gefühl zu ergreifen. —""

Maisa schlug die Hände zusammen und wurde glühendrot.

„Übrigens ist es schrecklich boshaft geschrieben," — meinte Arna, — „wirklich schrecklich — aber sonst — Anton soll es nun haben und Signe und der Baurat dazu — —"

Sie fegte wieder hinaus.

Nein, in der großen Zeitung! — Es konnte doch nicht herauskommen, daß sie etwas damit zu thun hatte? ...

* * *

Maisa hatte das Gefühl von etwas Unbestimmtem, dessen Tragweite sie nicht übersehen konnte ... ein Skandal, der sich über die ganze Stadt erstreckte. Sie war nur froh, daß Frau Tranem sie für die Woche abfertigte und sie nachhause konnte. Und da war ja wirklich Kielsberg leibhaftig, als sie um die Straßenecke bog; er mußte geradezu gestanden und auf sie gewartet haben.

„ ... Sie haben es doch wenigstens gekriegt. Denn getroffen habe ich, das sehen Sie; — und da im Hause, wo Sie nähen, schlug ich alle neune ... Die weideten sich gewiß auch heute Abend, was? Die gnädige Frau? Fand sie nicht, daß der Artikel schauerlich gut war? ..."

Es kochte so heiß in ihm, das hörte sie gut; er ging die meiste Zeit, als ob er mit sich selbst spräche.

„Ich muß mich damit trösten, daß ich für eine Dame eine Lanze gebrochen habe" ... lachte er. „Außerdem ist es gut, ein wenig Abwechslung in die Sorgen zu bekommen, sage ich Ihnen, — zuviel von einer einzigen Sorte taugt nicht."

„Ach, Sie haben wohl nicht soviele, Sie sind ja immer so munter."

„Nein, augenblicklich weiter nichts, als daß ich die Wahl habe, mich aufzuhängen oder wieder als Hauslehrer hinauszuziehen ..."

Lieber Gott, hatte er es wirklich auch so schwer? ... Maisa trat ihm etwas näher; sie begriff, daß er jetzt ernsthaft redete.

„Das will dasselbe sagen wie mehrere Jahre verlieren ... und ich hätte mir nun vielleicht in zwei, drei Jahren durchhelfen können. — Ich kriegte neulich so guten Trost von einem Manne, der Zahnschmerzen hatte, der sagte in einem fort: bloß aushalten, bloß aushalten! — — Lachen Sie, Fräulein?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich weinen oder lachen soll." — Maisa war ganz in Aufruhr gekommen. — „Sie meinen doch wohl weiter nichts mit diesen häßlichen Reden?"

„Nein, seien Sie ruhig. Sehen Sie, jeder hat seine Frömmigkeit; und ich meine nun, daß ich vom Himmel ganz speziell eingesetzt bin, dafür zu sorgen, daß auf jeden Fall ein Mann in der Welt vorwärts kommt, und der heißt Baard Kielsberg — Und so muß man fechten und schuften und es von der spaßigsten Seite nehmen ..."

Digitized by Google

Sie fühlte, daß gleichsam das Fahrzeug auf den Grund schrammte; — es war solche häßliche Lustigkeit.

„Sagen Sie, Mamsell Jons, fanden Sie es nicht ganz gut, daß die da bei Tranems Prügel kriegten?"

„Ja—a."

„Halten Sie sich an die Hauptsache. Wir müssen alle beide genügsam sein."

Nein, jetzt konnte sie nicht antworten, denn sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Sie finden das rührend? Sie sind nun einmal dazu bestimmt, bei andern Leuten zu schneidern, — — andrer Leute Kleider, andrer Leute Sorgen, — ja, ja, so vergißt man, für eigne Rechnung zu sorgen. —"

Er sagte hastig „Gute Nacht."

. . . Das war viel gewesen heute, — es kam so über sie, als sie auf ihrem Zimmer war, — sie mußte sich ordentlich ausweinen.

Aber es war auch wieder nicht nur Trauriges gewesen . . .

IV.

Es war so hell jetzt zur Frühlingszeit, daß man alles deutlich sah, — und es war wirklich eine Schande, wie Kielsberg einherging mit dem blauen, abgetragenen Überrock, den er selbst an der Seitentasche ausgebessert hatte, was man sowohl an der Näherei als am Zwirn sah.

Sie hatte jetzt seit länger als einer Woche nicht mit ihm gesprochen, sondern ihn nur immer von ferne gesehen; er ging scheinbar so bedrückt, den Kragen hochgekrämpt und den Stock mit der Krücke in die Rocktasche gehängt. Von der Verkäuferin bei Sundby wußte sie, daß ihm wegen der dortigen Rechnung mit dem Gerichtsvollzieher gedroht worden war, — wenn nur Frau Thorsen das nicht zu hören bekam, sonst geriet sie wieder außer sich wegen der Miete! — — Sie hätte ihm gar zu gern den Rock neu eingefaßt. Aber es ihm gelegentlich wie im Spaß anzubieten, das war schwer, — denn er hätte wohl nicht gern eingestanden, daß es so schlecht um seine Sachen bestellt war. Und die Knopflöcher — ja, denen that es auch not, daß sie einmal nachgesehen wurden.

Sie hatte daran gedacht, ob sie Tilla von drüben bitten sollte, ihm einmal ganz wie aus sich selbst zu sagen, daß sie wüßte, Mamsell Jons nähme gern kleine Reparaturen an Kleidungsstücken an und mache es billig. Aber — dann glaubte er vielleicht, sie thäte das auch für all die Gesellen dort im Hause. Und dann würde es ihr auch wieder nicht passen, bei einer Begegnung mit ihm um das lumpige bißchen Bezahlung zu handeln.

Eines Abends traf sie ihn wieder, gerade im Laden bei Sundbys; er stand und wartete, während sie ihm einen Käse einwickelten, und es sah aus, als ob er hier ganz gut bekannt wäre.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Mamsell Jons," sagte er, als sie draußen waren, — „es ist ein ganz wunderliches Gefühl, mit seinem Gläubiger wieder auf Unterhandlungsfuß gekommen zu sein. Wollen Sie sehen, wie ich hier die letzten Tage vorbei gegangen bin? Da, an der Hausmauer entlang," — er zeigte mit dem Stock — „und ganz dicht unter den Fenstern, um mich vorbeizustehlen . . . Und jetzt — soll ich ihren beiden Jungen zweimal die Woche Aufsatzstunde geben! Ich keile Weisheit in sie hinein und sie Butter und Käse und Kaffee und Tabak und Stearinlichte und allerhand kostbare Sachen in mich . . . muß natürlich mit Bescheidenheit benutzt werden. — Aber Zufriedenheit auf beiden Seiten, sehen Sie . . ." Er schwatzte und schwatzte.

„Ich bin überzeugt, ich würde zum Finanzminister taugen, in einem Staate irgendwo, wo sie gar kein Geld hätten. — Denn was wär's für eine Kunst, wenn sie welches hätten; — ich, ich kann Auswege schaffen, sehen Sie . . ."

Er war so vergnügt wie ein Junge und ordentlich erleichtert, daß er mit Sundby ins reine gekommen war!

Es war jetzt so hell des Abends, daß ihr nicht gerade etwas daran lag, zu lange da zu stehen und mit ihm zu schwatzen, und so lachte sie plötzlich auf:

„Ja, wenn Sie so reich geworden sind, so wäre es wohl auch gut, Sie schickten Tilla mit Ihrem Überzieher ein bißchen zu mir herüber; — das ist nichts für einen

Digitized by Google

Schneider, so etwas müssen die Mannsleute im Hause gemacht bekommen."

Er sah etwas verlegen an sich herunter.

„Dieser Überzieher? — Ja, der leidet an furchtbar vielen Schäden ... Ein ordentlicher Schneiderdoktor würde den Kopf darüber schütteln. Die Diagnose ist schlimm ..."

„Ja, ja, so können Sie sich ja mit 'nem bißchen Quacksalberei von mir begnügen, — der sollte schon noch fein werden," lachte sie wieder.

„Sie wollen doch wohl nicht das Theaterbillet auf diese Weise bezahlen, Mamsell Jons," rief er plötzlich stutzig und hochfahrend.

So, — da war sie also reingefallen! — „Ich nehme meinetwegen noch gern mehr an," antwortete sie forciert lustig.

„Sie sind doch das gemütlichste Frauenzimmer, dem ich bis jetzt begegnet bin, Maisa! — — Und wie Sie die Leute ansehen können ... Es giebt etwas, das heißt latenter Geist, — ja, das ist dasselbe — dasselbe wie — wie der Teufel in einer Kokusnuß ... Ja, das ist es," er ging noch immer neben ihr, während sie sich beeilte und in die Thür zu entschlüpfen suchte ... „aber Sie haben auch etwas von einer Kokusnuß, da aus dem heißen Süden, — sie ist nur in der See ein wenig gebleicht ..."

Sie war bis über die Ohren rot geworden, denn sie wußte nicht mehr recht, wie sie mit ihm daran war.

Sie merkte, daß sie doch vorsichtig sein mußte ... Aber nett war es doch, ihn einmal wieder zu treffen, nachdem sie ihn so lange nicht gesehen hatte. Er war so eigenartig, daß er ihr beständig in den Sinn kam, — und oft war er gerade wie ein Kind.

Prächtiger Junge! — wie verstand und durchschaute er die Menschen durch und durch —

— — — — — — — — — — — — —

Das war es auch, worüber sie am nächsten Tage brütete und grübelte mitten in all der Unruhe bei Regierungsrat Kalnäs auf dem Graf Wedels-Platz. Frau und Tochter zogen Schubladen auf und stießen sie wieder zu, rückten das Büffett ab und sahen hinter alle Möbel, drehten die Decken um und wühlten im Pferdehaarsofa, suchten und suchten, und keiner wollte recht damit heraus, was sie eigentlich suchten.

Maisa gab sich nicht die Mühe, danach zu fragen, ehe einer von ihnen nicht selbst darüber sprach; — sie bekam es schon noch zu hören, — erst wollten sie wohl sicher sein, daß es diesmal auch wirklich fort war. Denn wie sie in diesem Hause alles versteckten und vergaßen und wegbrachten! — —

Sie saß und horchte darauf, wie dort unten an der Brücke ein Dampfschiff nach dem andern heulte. Der Verkehr hatte nun wieder begonnen, das Eis war im Brechen, und es war wieder lebendig geworden in der Gegend drunten —

Sie mußte wieder und wieder ihren Platz neben der Gardine wechseln; dieser helle Schein in der Luft that den Augen ordentlich weh ...

... Es war so verwunderlich geworden mit ihr und Kielsberg; — er fing ja an, ihr beinahe alles zu sagen ...

Es waren gleichsam so viele verschiedene Seiten in ihm. Ja, es lag noch so manches dahinter, — aber sie mußte sich hüten, daß sie sich nicht selbst betrog, — — und ihn auch so halten, daß er nicht eine falsche Meinung bekam ... So einer hatte keine ernsten Absichten, das hatte ja schon Madam Rasmussen gesagt — und das war sehr wahr —

Aber wie es jetzt war, so konnte es doch wohl bleiben, — sie konnte ihm doch ein wenig die Sachen in Stand halten und in aller Ehrbarkeit sich mit ihm unterhalten ...

„Nein, es nützt nichts, noch länger danach zu suchen!" sagte Frau Kalnäs, als sie eintrat, — sie ging noch in der Nachtjacke umher; sie und das Mädchen und Ovidia hatten schließlich den Schrank draußen im Korridor abgerückt, — „die sechste von unsern echten, silbernen Gabeln ist weg, — ist dir je so etwas Unangenehmes vorgekommen, Ovidia? — — Und es ist obendrein merkwürdig."

Maisa sah auf, — es war das Wort „merkwürdig"; aber es kam nichts weiter.

Frau Kalnäs fing an, die Kreidestriche auf dem Samt zu Ovidias Frühlingsmantel zu studieren; sie war ziemlich steif. — „Ich denke, wir nehmen so einen Kragen, Mamsell

Digitized by Google

Jons, — nach Nummer drei da im Modejournal, — und die Taschen schräg mit dicken Schnüren — wie da . . . Hast du auch die andre Schublade vom Büffett ganz herausgezogen, Ovidia? — sie könnte hinter die Servietten gekommen sein."

Maisa hatte gestern hier im Eßzimmer gesessen und sich noch über die halb aufgezogene Silberschublade geärgert, — sie hatten ja auch so viel anderes darin, Garn für Kanevasstickerei und Häkelsachen — alles zusammen in einem Wust —

„Es ist wirklich ziemlich unbegreiflich," — stieß Frau Kalnäs hervor — „und Fina hatte sie doch alle, als sie gestern abwusch!"

Maisa fühlte, daß es nun auf sie ging. Es war, als ob Ovidias langes Rattenbeißergesicht sich in ihre Tasche hinunterbohren wollte, um zu suchen. Sie versuchte eine Miene zu machen, als ob nichts wäre; aber sie fühlte selbst, daß ihr Gesicht rot und straff wurde. Kam diese silberne Gabel nicht zum Vorschein, so —

„Sie kann ja irgendwie verlegt sein und wieder vorkommen, wenn wir aufgehört haben zu suchen," — meinte Frau Kalnäs.

Und Maisa verstand auch, was sie meinte; — hatte sie sie genommen, so sollte ihr ein Ausweg gelassen werden, sie wieder abzuliefern.

„Ja, ich will sogar Kalnäs gegenüber nichts davon erwähnen, ehe wir sehen, ob sie sich nicht findet."

Da kam Lizzy aus der Schule nach Hause. Sie mußte noch etwas Butterbrot und Milch haben, denn es wurde erst um drei Uhr zu Mittag gegessen, wenn der Vater aus dem Ministerium nach Hause kam.

„Na, wie ist es dir gegangen?" fragte Ovidia.

Lizzy war schon hin zu dem samtnen Frühjahrsmantel . . . „Wie hübsch, — das wird fein —

„— Mir gegangen? — Ich bekam natürlich eine Vier im Deutschen; wenn du mir nicht helfen willst — —"

„Ich war ja gestern Abend aus."

„Ach, das macht nichts . . . nein, wie fein" — sie streichelte den Samt . . . „Mutter, ich könnte doch gut einen Samtkragen bekommen von dem, was übrig bleibt?"

„Ja, den wirst du gewiß bekommen können, Kind!"

„Sie versteht, was gut aussieht, die Kleine," sagte Ovidia, den andern zublinzelnd.

„Und wohl auch noch etwas zu Taschen und Aufschlägen?"

„Gewiß wirst du das haben können, Kind."

Lizzy stand auf und trällerte vor sich hin; sie probierte den Samt — zuerst am Ärmel, — dann zog sie ihn hinauf; sie war in ihren Gedanken mit etwas beschäftigt. —

„Es ist dumm, daß der billige Patentsamt fast ebenso fein aussieht —"

„Das ist wohl im Gegenteil eher gut," meinte Maisa.

„Nein, so können ihn ja alle Leute haben. — Denke dir Maisa in Samt!" rief sie zu Ovidia hinein.

„Wenn ich nur nicht deine Butterbrotfinger auf den Samt bekomme, — du murkelst so damit!"

„Du? — Du? —" es folgte ein wegwerfendes Zungenschnalzen, — „in anderthalb Jahren werde ich konfirmiert, — am achten bin ich dreizehn geworden, die meisten sagen schon jetzt Sie zu mir." Sie trocknete insgeheim die Finger hinten am Rock ab.

„Nein, nein, Verzeihung! — ich dachte nicht, daß es schon so lange her wäre, daß Fräulein immer so schrie, wenn sie am Sonnabend in die Badewanne sollte."

„Ja, du sollst nicht für mich schneidern, wenn ich erwachsen bin, Maisa! — Du wirst überall so verwöhnt, das sagen alle — und dann müssen sie oft unter deiner schlechten Laune leiden —"

„Und wenn Sie nun selbst einmal so sitzen müßten und schneidern, Fräulein Lizzy?"

„Ich, haha, — mein Vater ist angestellter königlicher Regierungsrat. — — Außerdem" — sie schüttelte vertrauensvoll ihre reichen blonden Locken — — „warum hast du dich nicht verheiratet, Maisa? — du bist doch nicht gerade so ganz häßlich —"

„Ach, ein armes Mädchen will keiner haben . . ."

„Er müßte ja natürlich reich sein . . . Hat niemals jemand um dich angehalten, du?"

Digitized by Google

Maisa lachte. — „O nein, jedenfalls keiner, den ich haben wollte —"

„Was sagte er, du? — Kniete er nieder? — Ach, sag's mir, Maisa!"

„Das bekommen Sie schon noch zu hören, — wenn Sie erst glücklich durch die Konfirmation sind."

„Pah" — sie warf den Kopf in den Nacken, und es kam ein ausdrucksvoller Zug in das lange, feine Gesicht — „denkst du nicht, daß ich auch manches weiß, du!"

„Ist das Kinderzimmer noch nicht reingemacht, Fina?" klang es mürrisch in der Thür, als Frau Kalnäs wieder hereinkam, — „du weißt doch, Maisa muß doch irgend wohin, wenn gedeckt werden soll. — Sie müssen schon das Nähzeug zusammenpacken und sich hineinsetzen, wie es da ist, Maisa; der Regierungsrat wird bald da sein . . . Es ist so schwierig mit dem Platz" — — —

Na, da saß sie also am Nachmittag!

Sie rückte den Tisch im Schlafzimmer an das Fenster und machte sich Platz; — es mußte wirklich sauber und staubfrei sein für so feine Sachen . . . Vor dem Spiegel auf dem Ecktisch lag ein silberner Pfeil zwischen vielen anderen Sachen, und Maisa hätte wohl Lust gehabt, ihn einmal ins Haar zu stecken, er war wie für ihre Frisur geschaffen und ganz modern; — aber es war schon am besten, da mit keinem Finger etwas anzurühren . . .

— — — Es war vielleicht dumm, was sie gestern wegen der Theaterbillets gesagt hatte, — er konnte doch wohl nicht glauben, daß sie darauf gezielt hatte, morgen mit ihm hinzugehen, — er wußte, daß sie nicht anders konnte als am Sonntag . . .

Und wenn er ihr nun heute Abend begegnete? —

Ach nein, sie hatte gar keine Lust, auf diese Weise mitzugehen!

Aber es würde auch komisch aussehen, nun wieder nein zu sagen, — es wäre fast besser, ihn heute Abend gar nicht zu treffen.

Sie konnte ja gut nach Hammersburg zu Martha Mo herangehen und ihre Wäsche holen und ein bißchen von alten Zeiten reden, so war sie ganz sicher; — er hatte stets gesehen, daß sie nicht später als halb neun kam.

Aber wenn er nun mit dem Theaterbillet umherginge und auf sie wartete?

Es war ja das Amüsanteste, was sie sich nur denken konnte. — Lust hatte sie mehr als genug, das stand fest . . .

Es kam darauf an, was er von ihr denken würde, wenn sie nun so schnell bereit wäre, mitzugehen. — Er war furchtbar mißtrauisch; es war geradezu, als ob er die Leute alle durchschaute.

Fina kam in die Thür, eine saucige, silberne Gabel emporhaltend.

„Die Gabel!" klang es dreifältig.

„Da fand ich sie mitten in der steifen Sauce im Kalbsfrikassee, das ich zu morgen aufkochen sollte!"

„Nein, so etwas Komisches!" . . .

„Die lag da in aller Ruhe in der Sauce, während wir suchten und suchten."

„Ich wußte ja, daß sie wieder zum Vorschein kommen würde," sagte Frau Kalnäs mit Überzeugung.

„Pah, — ich denke, Fina selbst hat sich ein Stück herausgenommen und sie dann darin vergessen! — denn bei Tisch hatten wir doch einen Löffel drin" — bemerkte Lizzy.

Maisa fand die Sache auch amüsant. — Man thäte am besten, sich wirklich ordentlich mit Stoff und Futter, Garn und Seide zu versorgen — zugetraut wurde es einem doch! . . . Als sie im Winter hier nähte, handelte es sich um die große Rolle mit Seide, die Ovidia so fest behauptete neben sich auf den Tisch gestellt zu haben, und nachher fand sie sie in der Tasche des andern Kleides, das sie gewechselt und in den Schrank gehängt hatte. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Am Sonntag Morgen ruhte sich Maisa aus, bis die Bäckerfrau dagewesen war und Madam Dörum die taubstumme Dorothea mit den Roggenkuchen heraufgeschickt hatte. Sie kochte den Kaffee im Ofen, während sie sich wusch und anzog und ihr und Dorotheas Haar kämmte und aufsteckte.

Die Stumme freute sich, wenn sie des Sonntagmorgens ein wenig bei ihr oben sein und ihr irgend etwas helfen durfte, den

Digitized by Google

Kleidersaum und die Schuhe bürsten und abreiben, für sie ausfegen, wenn reingemacht werden mußte, oder zusehen, wenn Maisa stopfte und ausbesserte, — sie hatte immer einen Überfluß von dergleichen Arbeiten für den Sonntag liegen.

. . . Martha Mo wusch nicht gerade besonders gut . . .

Maisa stand und sah die Wäsche durch.

Hätte sie sie nicht von der Zeit her, wo sie auf Hammersburg wohnten, so gut gekannt, so würde sie ja zu Mutter Jensen hier in der Nähe gegangen sein. — —

Es hätte vielleicht nichts ausgemacht, wenn sie gestern Abend direkt nach Hause gegangen wäre, — sie hätte gewiß niemand getroffen . . .

Sie hätte so gern gewußt, ob er da gewesen war . . . Liebe Güte, was für ein Spaß, wenn sie heute Abend hätte ins Theater gehen können!

Sie wollte doch heute einmal ausgehen und am Plakat sehen, was gespielt wurde; — er wird gewiß hingehen, Kielsberg . . .

Ja, sich anziehen und ausgehen wollte sie heute Nachmittag auf jeden Fall — —

— Während sie nach Tisch bei Dörums saß, kam Elling herein, — er hatte ja Hoffnung auf eine Werkstatt und saß und salbaderte und beratschlagte mit dem alten Dörum; — aber Maisa verstand wohl, daß er es auch ein bißchen auf sie abgesehen hatte! Es war gerade, als ob die immer etwas Heimliches mit einander hätten, Dörum und seine Frau und er. — Sie bestärkte ihn wahrhaftig nicht drin, mochte er auch ein noch so reeller und braver Kerl sein, — und auch nicht häßlich. Aber es drehte sich auch um nichts als das ewige Leder und Leder. —

Und wenn er mit ihr scherzen wollte, so war auch nicht gerade viel Spaß dabei.

„Ob sie am Nachmittag einen Spaziergang machen wollte, um das Eis im Hafen anzusehen, das im Brechen war?"

„Nein, danke," sie hatte das Eis gestern den ganzen Tag vor Augen gehabt unten vom Graf Wedels-Platz aus.

Er saß und sah sie beständig an mit den schwarzen, sanften Augen, so daß sie sich schließlich belästigt und gelangweilt fühlte, ziemlich kurz antwortete und hinging und sich ans Fenster setzte . . . Es konnte bald die Zeit sein, wo Kielsberg nach Hause zu kommen pflegte . . .

. . „Kein Sohlenleder zu bekommen, das was taugt, außer eingeführtem, — und sehen Sie, dann wird es teuer —"

„Nein, solche Tiere giebt es in Norwegen nicht," — ging es dahinten weiter —

„Wirklich der beste Platz in der ganzen Straße dort an der Ecke, wenn einer an 'ne eigene Werkstatt dächte, — und zwei hübsche Stuben . . ."

Sie fühlte, das war etwas, was sie hören sollte, gab dem Stuhl einen Ruck und wandte sich nach dem Fenster.

Da kam er . . . Er kam doch aus dem Hospital, denn er hatte Bücher unter dem Arm, und Papiere und Zeitungen ragten aus der Seitentasche. Er hatte gewiß am Nachmittag zu schreiben, vielleicht bis er ins Theater ging.

Wie er sich beeilte! Die Planken im Hofe kannte er jetzt . . . Seine Gedanken waren gewiß von irgend etwas eingenommen . . . eins, zwei, drei, die Treppen hinauf . . .

Da steckte der Malermeister seinen kahlen Schädel zur Thür herein.

„Ja, komm herein, und spiel 'ne Partie Karten," sagte Dörum, der am Tische saß und die Pfeife hervorzog, ohne aufzustehen.

„Es ist noch Glut draußen, daß ich den Kaffeekessel aufsetzen kann, Jörstadt," meinte Madam Dörum.

Dörum erhob sich und suchte das Kartenspiel aus dem Schranke hervor. Er blätterte es mit dem dicken Daumen langsam auf den Tisch hin, — ja, es war richtig, zweiundfünfzig.

„Wie geht es meinem Patenkinde, Malermeister?" erkundigte sich Maisa, — sie war höchlich aufgelebt dort am Fenster.

„Oh, sie hat's jetzt gut tagsüber, wo wir sie an die Mauer in die Sonne setzen können."

„Jetzt wird's bald trocken auf der Straße und auch auf dem Hofe," sagte Dörum. —

„Es wäre gut, wenn der Frühling sich endlich einfände."

Das Kartenspiel kam in Gang auf dem rotgestrichenen Tisch, und Dorothea stand

Digitized by Google

dabei und folgte ihm mit aufmerksamen Augen.

„Hundert und eins!" sagte Dörum.

„Hundert und eins!" trumpfte der Malermeister beim nächsten Gang und legte die Pfeife auf den Tisch.

„Ja, wo bleibt nun bei Ihnen Hundert und eins, Elling!" scherzte Maisa, sie war ganz mobil geworden. — „Nur nicht verzagt —"

Es leuchtete auf in Ellings Augen, — er gehörte nicht zu denen, die gleich die Flinte ins Korn werfen . . .

Dörums Daumen schob mühsam Blatt für Blatt von dem verfetteten Kartenspiel los. — „Muß mal 'n bißchen was mit ihnen vornehmen," — er ging hin und nahm eine Prise Asche aus dem Ofen und streute sie dazwischen . . . „So, nu geht's —"

Die Fäuste donnerten auf den Tisch. — „Trumpf!" . . . „Piquebube, fertig! . . . Hundert und eins!"

Es wurde mit bedenklicher Leidenschaft gespielt.

„Zwei Meister gegen einen Gesellen!" neckte Maisa Elling.

„'s ist nicht mehr weit bis zum Meister," kam die Antwort von Frau Dörum; sie kam mit dem Kaffee herein.

Gegen fünf Uhr brach Maisa auf; sie wollte hinaus und sich ein bißchen Bewegung machen; — sie war nun sicher vor Elling, der bei seinem Kartenspiel fest saß. — —

— Na, die Sonne hatte heute ordentlich gewirkt draußen auf der Straße; lange Strecken Trottoir und Straßenpflaster waren trocken.

Da hinten an jenem Hause war das Theaterplakat; aber sie hatte keine Lust dazustehen und es anzusehen gerade unter den Augen von Bäcker Bergs und Sundbys — Kielsberg konnte auch aus der Thür kommen, wenn es der Zufall wollte.

Sie mußte es machen wie er, sich unter den Fenstern vorbeizuschleichen suchen, damit nicht Mamsell Tönset bei Sundby auf den Einfall käme, mit ihr spazieren zu gehen.

Auf der Brücke standen ein gut Teil Leute, die wohl nicht wußten, was sie am Sonntag Nachmittag mit sich anfangen sollten; sie standen und sahen dem Eise zu, das den Fluß hinunter schwamm. Rings um die Kohlenkähne war das Wasser ganz frei, und die Eisschollen sahen aus wie nasse Zuckerstücke.

Da an der Ecke! . . . sie wußte, das Plakat mußte dort sein . . . Sie sah sich erst gut um —

Wie das Stück hieß, las sie schon von ferne; aber sie mußte studieren und ordentlich nachsehen, um zu erfahren, ob die beiden, die Gunlaug und Endree gespielt hatten, heute Abend auch mitwirken würden.

Sie wollte ein wenig zur Stadt hinein und sich die Leute ansehen, die ins Theater gingen . . .

Nach der Festung hinunter und die Oststraße hinauf waren die Trottoirs voll, — Leute, die draußen gewesen waren, um das schöne Wetter zu genießen, und die nun mit ihren Familien wieder heimkehrten . . . die allerfeinsten waren ja des Sonntags nicht aus, die saßen zu Hause und hatten meist Verwandte bei sich.

Auf dem Straßendamm fing es nun gegen Abend an, leicht überzufrieren.

Sie konnte noch gut die Straße hinuntergehen, so kam sie, wenn sie umkehrte, gerade gegen den Strom, der ins Theater wollte.

Es war seltsam, den Graf Wedels-Platz so am Sonntag zu sehen, wenn man nichts anderes da zu thun hatte, als gemächlich daran vorbeizuspazieren; — morgen früh mußte sie wieder dahin zu Kalnäs' und Ovidias Mantel fertig nähen.

Sie nahm den Weg rund um die Festung und wollte am Theater vorbei nach Hause gehen.

Es war schummrig, und sie hatten schon angefangen, die Gaslaternen anzuzünden, als sie wieder in die Nähe des Theaters kam; sie konnte gut da entlang gehen, ohne gesehen zu werden. —

Sie ging quer über den Bankplatz nach dem Waisenhaus und dann wieder zurück; sie wollte nicht so nahe herangehen, während sich die Leute da drängten, ehe aufgemacht wurde, aber sie mußte an letzthin denken . . .

Während sie dann langsam die Straße hinaufging, schaute sie scharf aus, sodaß sie jederzeit dem kurzsichtigen Studiosus Kielsberg

Digitized by Google

ausweichen und sich aus dem Staube machen konnte, wenn sie ihn sehen sollte. Schwatzend und hastig stürmten sie an ihr vorüber, manche in Theatermänteln, — und ein oder der andere Wagen in der Straße nahm wohl auch denselben Weg. —

Dünner und dünner wurde der Strom, je weiter sie kam . . .

Sie blieb ein wenig unsicher stehen und sah sich um, ehe sie nun heimging, als plötzlich jemand hinter ihr sagte:

„Guten Abend, Mamsell, — gehen Sie spazieren?"

Es war Anton Tranem. Aber der Ton war so merkwürdig, daß sie stutzig grüßte und forteilte.

Kurz nachher ging sie auf die andere Straßenseite hinüber; — seine Manier war derart gewesen, daß es sie wirklich ärgerte . . .

Sie eilte vorwärts. Es war das Beste, nach Hause zu kommen und sich schlafen zu legen. —

Sie pflegte sich immer auf den Sonntag zu freuen; — aber nein wirklich, hatte sie wohl jemals ein wenig Vergnügen oder Freude; sie hatte es fast des Alltags besser, wie sehr sie sich auch mühen und abhetzen mußte!

Aber sie hätte vielleicht heute Abend im Theater sein können . . . ja, wenn sie gewollt hätte . . .

— Es war nur gut, daß Elling fort war, als sie nach Hause kam; — Dörums saßen jetzt allein und aßen bei Licht Abendbrot.

Sie wollte gerade den Kopf hineinstecken, um zu sagen, daß sie heimgekommen wäre, als Frau Dörum ihr entgegenkam mit einem Kleidungsstück über dem Arm. Tilla drüben von Frau Thorsen war vor etwa einer Stunde dagewesen mit diesem Überzieher, — und sie sollte so recht schön anfragen vom Studenten drüben, ob nicht das Schneiderfräulein ihm helfen könnte, ihn wieder ein bißchen in Stand zu bringen? — Aber er mußte ihn wieder haben, ehe er morgen ins Hospital ging, — ob Tilla ihn also bei Zeiten abholen könnte. — Es war Tilla eingeschärft, recht schön zu bitten; er wüßte ja, daß Mamsell Jons an derartige Sachen nicht gewöhnt sei, aber er wäre damit heute Abend so in Verlegenheit . . .

„Ja, die Herren, die so hier in der Stadt herum allein wohnen, vertragen wohl ihre Sachen, — sie haben keinen, der da mal nachsieht, die Armen!" redete Frau Dörum verständig zu. „Zu Hause sind sie's wohl anders gewöhnt gewesen."

Maisa hielt den Überzieher in der Hand und wendete ihn bedenklich nach dem Licht der Thür; — sie that ihr Bestes, damit Madam Dörum nicht merken sollte, wie sie sich freute.

„Wenn's weiter nichts ist als das Futter und ein bißchen an den Knöpfen, — so —"

Frau Dörum machte Anstalt auf nähere Erwägung einzugehen und wollte den Rock zu genauerer Durchsicht hineinnehmen, aber Maisa wollte ihn nicht hergeben.

„Es ist am besten, ich gehe schnell daran, desto eher wird er fertig."

Sie hätte laut auflachen mögen, während sie die Treppe hinauflief und die Lampe anzündete, — sie war so über die Maßen vergnügt. — — Nein, wie schlau er war!

Eine gute Zeit verging, und eine weitläufige, interessierte und mitfühlende Untersuchung des Rockes erfolgte, ehe sie wirklich dazu kam, sich daran zu setzen . . . Die Knopflöcher sollten schon schön werden, — in dem obersten, zerrissenen guckte wahrhaftig die bloße, helle Wergleinwand durch; sie hatte es so oft offenstehen sehen über dem flachen, knöchernen Knopf, der baumelnd am Faden hing. — Ja, der sollte nun festgenäht werden . . .

Und das Futter an den Schößen . . die Taschen aufgetrennt, — und Löcher in beiden!

Sie riß alle Schübe der Kommode auf, um Futterstücke zusammenzusuchen. — Hätte sie nur ihre Zuflucht zu Mamsell Jensens Laden nehmen können! . . .

Aber sie würde alles einsetzen, was sie fand . . . Madam Dörum hatte recht, niemand half ihm oder sorgte für ihn. — Und zu Hause, oben im Nordland, hatte er auch keinen mehr, nach dem, was er ihr erzählt hatte . . . Es war ihm ja einmal entfahren, daß die fünfhundert Thaler, die ihm sein Vater hinterlassen hatte — er war auch Doktor gewesen dort oben — längst ihren Weg gegangen waren — —

Digitized by Google

Aber es war ein sehr guter, solider Stoff. —

Wenn sie nur Knöpfe gehabt hätte und Einfaßborte auch!

Er mußte ihn noch ein andermal wieder herüberschicken — und ebenso höflich bitten. Nein, was war er doch für ein Schelm . : .

Sie schüttelte und wendete den Rock; da war allerhand Abfall und Tabak, der heraus mußte.

Sie saß den ganzen Abend daran bei der kleinen Paraffinlampe und trennte auf und nähte an den Futterstücken.

Man merkte, daß er rauchte; — sie saß und sog den Tabaksgeruch ein . . . Lesen und schreiben und rauchen, so ging es wohl den ganzen Tag.

Ja, wer nun etwas feinen Samt zum Kragen gehabt hätte! — Ovidia Kalnäs würde mir wohl auf die Finger gesehen haben, wenn sie gedacht hätte, daß ich danach Verlangen trüge! — Und die Gabel im Frikassee, lachte sie! Ja, bei denen ist alles miteinander in einem Frikassee — Fina und die ganze Wirtschaft . . .

Sie überlegte, ob sie jetzt, ehe Madam Dörum zu Bett ginge, hinuntergehen und sich das Plätteisen leihen sollte, um ihn auch ein bißchen aufzubügeln. —

Sie wußte, es stand da so verrostet; — aber —

Sie machte die Thür zum Boden auf, um sich zu leuchten und lief hinunter.

Ja, gewiß, das ließ sich machen; Frau Dörum wollte gleich das Eisen abscheuern; sie war auch ganz erpicht darauf, daß er seinen Rock in Stand bekommen sollte.

Während Frau Dörum das Eisen putzte, legte sich Maisa ein wenig ins Fenster; sein eines Eckfenster drüben konnte man noch gerade sehen . . .

Hinter dem Rouleau war Licht . . . und einen Augenblick zeigte sich etwas wie ein flüchtiger Streifen an der Gardine und der Schein eines Schattens, der vorüberglitt. Sie malte es sich aus, daß es Kielsberg sein müßte, der aufstand, um die Pfeife zu stopfen.

„Es ist wirklich nett von Ihnen, daß Sie sich all die Mühe machen, Maisa," sagte Madam Dörum, als sie das Plätteisen ablieferte; „aber er gehört auch gewiß nicht zu denen, die bei der Bezahlung knapsen." —

— Maisa feuerte für den Bolzen; sie war schon fertig mit den Knopflöchern und den Taschen und hatte nur noch etwas am Futter zu thun.

Hin und wieder leuchtete es auf wie ein Lächeln, — er saß jetzt wirklich den ganzen Abend drüben zu Hause, weil sie sich gestern mit dem Rock angeboten hatte . . . und er kam auch nicht ins Theater.

Sie sah ihn so leibhaftig vor sich von jenem Abend her, wo sie zusammen da waren, all das dunkle, weiche Haar, das er wegstrich, wenn er sich vornüberbog, — und die breiten Kinnladen . . . der Mund, — der war ziemlich groß, er konnte wahrhaftig sowohl lachen als beißen.

Es bullerte und knackte in dem dünnen Ofenrohr, währen das Plätteisen über Eck auf die Platte gesetzt war und die Naht rings um den letzten Flick im Futter äußerst sorgfältig und langsam von statten ging.

. . . Da fühlte sie etwas im Zipfel des Rockschoßes, — etwas Dickes, Hartes. Sie mußte ein wenig auftrennen . . .

Nein, da lag wahrhaftig ein Zwölfschillingstück in dem Mulm! — es war durch die zerrissene Tasche in das Futter hinuntergeglitten.

Nun, das sollte er hübsch in Papier gewickelt in der Brusttasche wiederfinden; so würde er sich wundern, was das bedeuten sollte . . .

Der Faden wurde befestigt. Und nun kam das Letzte; sie wollte versuchen, die Wolle mit dem Eisen ein wenig aufzudampfen.

Sie nahm das Plättbrett hervor und rückte die Lampe so, daß sie sehen konnte, während sie Schneiderkünste trieb und das Eisen über den Rock fahren ließ, nachdem sie ein feuchtes Tuch dazwischen gelegt hatte.

Es gehörte Gewandtheit dazu. — Aber es ging wirklich. —

Sie hielt Stück für Stück gegen die Lampe, — das Tuch wurde rein wie neu! — Er sollte ihn nicht wieder erkennen.

Sie befeuchtete das Tuch unabläßig, je nachdem es trocknete, — all das Schwierige

Digitized by Google

oben am Kragen und an den Armlöchern war gethan, und so ging es leicht und schnell an den glatten Schößen.

Nun folgte eine Übersicht über das, was sie ausgerichtet hatte — — Jetzt konnte er das Tageslicht vertragen! — Und solche glatten, soliden Knochenknöpfe . . .

Es würde doch nett sein, ihn damit gehen zu sehen!

Die Wanduhr unten bei Dörums schlug zwölf, als sie endlich fertig war und ihn vorsichtig an den Haken hängte.

— Ja, war es nicht trotz alledem noch ein netter Sonntag geworden?

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Kunstwebschule des Lette-Vereins.

Von

Maria Brinckmann.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Der Lette-Verein in Berlin steht im Begriff seine erfolgreiche Thätigkeit für das Erwerbsleben der Frauen auf ein neues gewerbliches Arbeitsgebiet zu erstrecken. Er wird zu Ostern dieses Jahres eine Webschule eröffnen, das ist nicht eine solche, aus der Fabrikarbeiterinnen oder technische Beamtinnen der Textilindustrie oder Dilettantinnen hervorgehen sollen, sondern eine Webschule für Frauen und Mädchen, die eine lohnende Beschäftigung in ihrem Hause suchen. Einer Hausindustrie soll die Webschule des Lette-Vereins vorarbeiten.

Es soll nur das Weben auf aufrechtem Webstuhl gelehrt werden, in den durch die Verschiedenheit des Musters bedingten Techniken des Schicht- und Bildwebens. Schichtweben hat man das Weben geometrischer Muster auf quadratischer Grundlage genannt, die Wiedergabe bildmäßiger Muster mit frei geschwungenen Linien Bildweben, Gobelin.

Trotz solcher Beschränkung auf diese beiden Techniken hat der Lette-Verein für notwendig erachtet, die Lehrzeit in seiner Webschule auf ein halbes Jahr zu bemessen, weil sie zur berufsmäßigen Fertigkeit führen soll, es auch etwas anderes ist, ob die Schülerinnen nach ihrer Ausbildung unter Aufsicht in einer Werkstatt oder im eigenen Hause arbeiten.

Neben der Unterweisung im Weben soll ein Zeichenunterricht erteilt werden. Denn den höchsten Anforderungen des Bildwebens gerecht zu werden, ist nur die Weberin befähigt, welche Formengefühl und Augenmaß besitzt. Man hat sich das Bildweben vorzustellen wie eine reproduzierende Kunst. Die hinter der Kette befestigte Zeichnung wird von der vor der Kette sitzenden Weberin nach Augenmaß nachgewebt, was nur möglich ist, indem jede Form einzeln gewebt wird.

Geübt worden ist diese Technik vielleicht seit vorgeschichtlichen Zeiten. Das Gewand, das Penelope webte und heimlich wieder trennte, hat man sich in dieser Technik gewebt zu denken. Der Gewandschmuck, den man in koptischen Gräbern fand, ist, wenn nicht mit der Nadel, in dieser Technik hergestellt.

In den Kirchen wurden Bildgewebe seit dem 13. Jahrhundert vielfach verwendet. Solange die Wohnungseinrichtungen durch die Wandvertäfelungen und Bänke stabilen Charakter hatten und bei festlichen Gelegenheiten einer stofflichen Bekleidung bedurften; als die Polsterstühle hoch und gradlehnig waren, die Vorhänge nicht drapiert wurden, waren die festen Gewebe des aufrechten Webstuhls mit ihren dekorativ in sich abgeschlossenen Mustern ein Bedarfsartikel des vornehmen bürgerlichen

Digitized by Google

Hauses. Als Ludwig XIV. seine Schlösser baute, und die Fürsten Europas ihm seine Hofhaltung nachahmten, wurden sie ein vornehmer und anspruchsvoller Schmuck fürstlicher Säle. Dann hatte es lange an Aufträgen für die schöne Technik gefehlt. Man gedachte ihrer noch unter dem Namen der Gobelins, der eigentlich ein Eigenname der französischen Manufaktur ist.

Manche Techniken vergangener Tage hat man in den letzten Jahren mit Erfolg wieder aufgenommen. Es sei nur an das Punzen erinnert. Geschickte Arbeitsteilung, Verbesserung des Geräts oder aber künstlerisch einfachere Anwendungen und Ausdrucksweisen ermöglichten solche Versuche.

Unsere Zeit verlangt schnelle Arbeit. Aber sie hat erkannt, daß sie durch die mechanischen Arbeitsweisen allein nicht alle Bedürfnisse befriedigen kann.

So nimmt man auch in der Webtechnik die Handarbeit jetzt vertrauensvoll wieder auf, nicht um sie mit der mechanischen Weberei konkurrieren, sondern um sie da ergänzend eintreten zu lassen, wo die mechanischen Webtechniken für das künstlerische Bedürfnis nicht mehr ausreichen, wo eine dekorative Abrundung der Muster, stoffliche Schwere und Einfachheit bei unbeschränkter Freiheit der Farbenwahl und der Linienführung auf mechanischem Wege nicht mehr herstellbar sind.

Einfach im Vergleich zu dem früheren muß das moderne Bildweben sein.

In primitiver Anwendung für die Bedürfnisse des eigenen Hauses hatte es sich in Norwegen auf dem Lande noch erhalten. Dort ist es auch zuerst und mit Erfolg von Künstlern und von Hausfleißvereinen wieder aufgenommen worden. Sein Ausbreitungsgebiet wächst stetig.

Die moderne, elegante Wohnungseinrichtung, die wieder auf größere Einheitlichkeit des Raumes sieht und den Beirat von Künstlern einholt, die ein starkes Bedürfnis nach wirklich guten, künstlerischen Mustern für Flächendekorationen hat, stellt dem Bildweben wieder neue Aufgaben. Die modernen Künstler erfinden wieder praktische Muster und denken wieder dekorativ.

Die Anregung und das Bedürfnis sind vorhanden, aber eines fehlte der Bildweberei noch, die Anlehnung an einen industriellen Betrieb. Ohne die Energie eines solchen kann keine Neuerung mehr erfolgreich eingeführt werden. Deshalb hat der Lette-Verein ein Abkommen mit der „nordischen Kunstweberei G. m. b. H." getroffen. Dieselbe verpflichtet sich, alle in der Webschule des Lette-Vereins ausgebildeten Schülerinnen, sofern sie in der Lehrzeit schon eine genügende Fertigkeit erlangt haben, ein Jahr lang nach Beendigung derselben zu beschäftigen.

Die Nordische Kunstweberei G. m. b. H. arbeitet seit drei Jahren in Berlin erfolgreich mit anderen Handwebtechniken, die nicht für einen Haus-, sondern nur für den Fabrikbetrieb geeignet sind. Sie will jetzt die Bildgewebe als vornehmste Erzeugnisse der Handweberei durch die Webschule des Lette-Vereins ihren Techniken anreihen und hofft, auch ihr wie jenen anderen Handwebtechniken ein Absatzgebiet zu erringen.

Da der Wunsch nach Berufsarten, die in der eigenen Häuslichkeit geübt werden können, ein sehr großer ist, glaubt der Lette-Verein mit der Einrichtung seiner Webschule und ihrer Anlehnung an ein im großen arbeitendes Unternehmen einem thatsächlichen Bedürfnis entgegenzukommen.

Es ist dem Lette-Verein erwünscht, wenn die Anmeldungen für den am 6. April beginnenden Unterricht möglichst bald erfolgen. Die näheren Bedingungen sind in der Registratur des Lette-Vereins, Berlin, Königgrätzerstraße 90, zu erfahren, woselbst jede Auskunft gern erteilt wird und auch die Anmeldungen entgegengenommen werden.

Digitized by Google

Eine Eingekerkerte.

Die Erziehung einer taubstummen Blinden.

Von

Ernst Tissot.

Autorisierte Uebersetzung von R. Speyer.

Nachdruck verboten.

Es hat mich schon oft in Erstaunen gesetzt, daß unsere heutigen Romanschriftsteller und Sittenmaler sich das Studium der Gewohnheiten und der Individualität der Blinden so selten zum Gegenstand ihrer Schilderungen erwählen. Ich bin der Ansicht, daß das Studium dieser, zu ewiger Nacht Verdammten, mindestens ebensoviel Interesse bietet, wie der enge Gesichtskreis einer kleinen Marquise, die nur die eine Sorge hat ihre Liebhaber zu wechseln, oder der noch beschränktere irgend eines mit Monocle versehenen Don Juans, der sich die größte Mühe giebt, eine Emmy Bovary ihrem Zigeuner zu entführen.

Von Arbeiten dieser Art kann ich nur eine Studie von Edouard Rod und einen Roman von Descaves anführen. Mit ganz verschiedenen Mitteln haben der scharfsinnige Psychologe und der beharrliche Naturalist versucht uns einen Einblick in das innere und äußere Leben der Blinden zu verschaffen.

Rods und Descaves' Werke haben aber nicht das Interesse weiterer Kreise erwecken können, da ihre Berichte langweilig abgefaßt waren, und so kam es wohl, daß das Publikum den Nachrichten amerikanischer Zeitungen über Miß Helen Keller anfangs skeptisch gegenüberstand; das schienen Hirngespinste zu sein, und dennoch handelte es sich hier nicht um Erfindungen, sondern um Thatsachen. Der „Fall" erregte die Aufmerksamkeit der anthropologischen Gesellschaft in Chicago, und man kam zu der Überzeugung, daß Helen Keller in der Geschichte der Blinden eine der seltensten eigenartigsten Erscheinungen ist. Die Wirklichkeit zeigte sich wieder einmal erfinderischer als die Phantasie der Dichter.

An der Hand gewissermaßen offizieller Dokumente will ich ein Bild dieser phänomenalen, jungen Person entwerfen.

* * *

In der malerisch gelegenen Stadt Alabama in Tuscomb wurde vor achtzehn Jahren ein Mädchen mit rosigen Wangen und großen, blauen Augen geboren, das zur Freude der Eltern, deren einziges Kind es war, heranwuchs. Die Mutter meinte, es gäbe gar kein klügeres Geschöpf als ihr Töchterchen, und wenn der Vater abends nach Hause kam und der kleine Blondkopf ihm entgegenlief, hob er das Kind in die Höhe und rief als echter Amerikaner ein jubelndes: Hurrah! Dann bedeckte er seinen Liebling mit Küssen und fragte scherzend: „was hat mein kleines Frauchen heute denn gethan?" Und das kleine Frauchen, das soeben zu plappern anfing, erzählte dann, daß es den ganzen Tag über mit den schönen Blumen und den tanzenden Schmetterlingen im Garten gespielt hätte.

Kurzum, die brave, biedere, dem Norden Amerikas entstammende Familie Keller war so beglückt über das langersehnte Kind, daß die junge Mutter das Baby „Helene" d. h. „die Strahlende" nannte. War dies Kind nicht der Lichtstrahl ihres Glückes, und würde es nicht immer so bleiben?

Aber auf den schönen Sommer folgte ein böser Winter. Helen ertrug ihn nur schwer, und als sie kaum anderthalb Jahre alt war, erkrankte sie heftig. Die Angst

Digitized by Google

der beiden Eltern war grenzenlos. Die Ärzte ließen nur wenig Hoffnung. Das Fieber steigerte sich mit jedem Tage. Aber Dank der ruhelosen Sorgfalt der Mutter vollzog sich das Wunder (das nur Mütter für ihre Kinder zu vollbringen im stande sind), Helen wurde ihrer Familie erhalten! Als das Kind aber zu genesen begann, mußten die Ärzte einsehen, daß es für immer des Gehörs und des Gesichts beraubt war. Es war also — so schien es wenigstens — eine Einkerkerung fern von allem Leben, fern von Allem, in ewiger Nacht und ewigem Schweigen. Der Tod wäre hier, wo eine solche Gebrechlichkeit für's Leben bedingt schien, eine Erlösung gewesen. Das Kind selbst, das schließlich dahin gekommen ist, seine Autobiographie zu schreiben, sagt als es von dieser schrecklichen Krise spricht: „Ich war damals noch zu jung, um die ganze Tragweite dessen zu ermessen, was mir geschehen war. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an das Schweigen und die Dunkelheit und wußte schließlich nicht mehr, daß es auch für mich einmal Tag gewesen sei. Bald, als ich keinen Laut mehr vernahm, verstummte auch meine Kinderstimme. Ich vergaß fast alles; nur etwas haftete dauernd in meiner Erinnerung: die zärtliche Liebe meiner Mutter."

Hilflos und zart, verbrachte das Kind, dem jede Beziehung zur Außenwelt abgeschnitten war, seine Tage auf den Knieen der Mutter. Es ließ sich gern umarmen und küssen, es brauchte Zärtlichkeit. Es war Helens liebste Zerstreuung ihre Händchen auf den Mund der Person zu legen, die sie trug. Die Bewegung der Lippen machte ihr Spaß. Es war dies ihre erste instinktive Bewegung, sobald sie geliebkost wurde. Wenn sie auch den Mund der andern nicht sehen noch ihre Worte hören konnte, so mußte man doch annehmen, daß ein geheimer Instinkt sie ahnen ließ, daß die Menschen sich dieses Organes zur Verständigung mit einander bedienen.

Aber trotz dieser schweren Hindernisse stellten sich durch Helens ungeschwächte geistige Fähigkeiten zwischen Mutter und Tochter bald gewisse Beziehungen her. Es handelte sich dabei natürlich nur um das Elementarste, um das unumgänglich Notwendige des täglichen Lebens. Aber mit den Jahren wurde dieses praktisch Erlernte immer unzureichender. Je mehr ihr Denkvermögen sich stärkte, desto weniger war sie im stande sich verständlich zu machen und aus Ärger darüber bekam das unglückselige Kind oft förmliche Wutanfälle. Um diesem Zustand, der sich immer mehr zu verschlimmern schien, ein Ende zu machen, um ihr Mittel und Wege zur Verständigung an die Hand zu geben und ihren Verstand aus dieser tiefen Nacht zu erwecken, ließ Major Keller aus dem Institut Perkins aus Boston eine Lehrerin für das arme Wesen kommen, die sich durch ihren Umgang mit Blinden eine gewisse Methode angeeignet hatte.

Im Frühjahr 1887 reiste Miß Sullivan nach Tuscombia. Da sie selbst blind gewesen war, wußte sie, welche große Geduld dazu gehörte um einem Wesen, das nicht im Besitz seiner fünf Sinne ist, etwas beizubringen. Aber im vorliegenden Fall schien das Problem unlösbar. Helen konnte sich nur des Tastsinns bedienen. Und dennoch verzweifelte Miß Sullivan nicht. Sie folgte ihrer ersten Empfindung, schloß das Kind in ihre Arme und bedeckte es mit Küssen. Wunderbarerweise widersetzte sich die Kleine dem nicht und erforschte neugierig mit ihren Händchen das Gesicht der Neuangekommenen. Das war ihre einzige Art des Willkommensgrußes. Das Eis war gebrochen. Helen hatte eine Freundin. Diese Sympathie, die so plötzlich durch einen Zufall entstand, erleichterte die erste Einführung wesentlich. Etwas Zärtlichkeit genügt oft da, wo die Wissenschaft der ganzen Welt scheitert. Gut thun wir nur das, was wir aus Liebe thun.

Am folgenden Tage (unter diesen außergewöhnlichen Verhältnissen konnte von einem Unterricht natürlich keine Rede sein) gab Miß Sullivan ihrer Schülerin eine schöne Puppe mit beweglichen Augen und vorspringenden Lippen; Helen schien entzückt. Darauf erfaßte Miß Sullivan ihre Hand und ließ sie die drei Buchstaben des Wortes „doll" buchstabieren. Dann gab sie ihr die Puppe in die eine Hand, und ließ sie mit der andern mehrmals die Bewegung mit den Fingern machen. Das kleine Mädchen amüsierte sich darüber. Und auf diese Weise lernte es in zehn Tagen einige zwanzig Worte, ohne jedoch die Beziehung zwischen den von ihm berührten Gegenständen und den Zeichen, die es ausführen mußte, begreifen zu können.

Digitized by Google

Endlich, eines Tages, als Miß Sullivan sich vergeblich mühte, ihr den Unterschied zwischen einem „Topf“ und dessen Inhalt „Milch“ klar zu machen, führte sie ihre Schülerin in den Garten, ohne weiter in sie zu dringen. Das Kind trug den „Topf“, den es mit beharrlichem Eigensinn mit „Milch“ bezeichnete. Sie kamen an einem Brunnen vorbei, aus dem ein Dienstmädchen Wasser pumpte. Da fiel es der Lehrerin plötzlich ein, den Topf mit frischem Wasser zu füllen und sie zu gleicher Zeit das Wort: „Water“ (Wasser) buchstabieren zu lassen. In ihrer Autobiographie sagt Helen: „Das Wort wirkte auf meinen Verstand. Bis zu jenem Augenblick war mein Geist wie ein dunkles Gemach, in das die Worte dringen mußten, um es zu erhellen. Und plötzlich erwachte in mir das Verlangen mehr zu erlernen.“

Die erste Stufe war erstiegen. Das Alphabet erlernte Helene sehr rasch, dann folgte der Begriff der notwendigsten Gegenstände und darauf die Hilfsverben. Hiernach war kein Fortschritt mehr zu merken. Nachdem Miß Sullivan sich anfangs darauf beschränkt hatte, nur die Ausdrücke zu wählen, von denen Helen sich eine klare Vorstellung machen konnte, fing sie nun an, ihre Ausdrucksweise so zu erweitern und auszuschmücken, daß der Zusammenhang alles erklärte. Das Verfahren ergab glänzende Resultate, und bald versetzte die Fingersprache die kleine taubstumme Blinde in die Lage, sich ihrer Umgebung verständlich zu machen. Die Lehrerin, die Aufzeichnungen über ihre gesammelten Erfahrungen herausgegeben hat, berichtet: „Ich verständigte mich mit Helen durch die Fingersprache ebenso schnell, als ich es mit einem normalen Kind durch die Stimme hätte thun können. Weil sie vollständig, nach jeder Richtung hin, von mir abhängig war, stockte unsere Unterhaltung fast nie.“

Jetzt, nachdem dem Lichte die Pforte geöffnet war, mehrten sich die Strahlen der Intelligenz in diesem kleinen, unaufhörlich arbeitenden Köpfchen zusehends. Helens Unterricht ging rapide vorwärts; in wenigen Monaten hatte sie das Versäumte nachgeholt. Das Lesen erhabener Buchstaben lernte sie erstaunlich leicht und bildete bald, mit Hilfe von Worten, die auf Papierstreifen gedruckt waren, ganze Sätze. Dann legte Miß Sullivan ihr einen Bleistift in die Hand, und die zögernden Finger lenkend, lehrte sie die kleine Blinde auf diese Weise schreiben. Vier Wochen später war Helen im stande einen vollständig fehlerfreien Brief selbständig zu verfassen. Nicht viele Mädchen von sieben Jahren, die ihre beiden Augen und Ohren haben, hätten so schreiben können.

Man erkundigte sich bei der Lehrerin nach den Gründen dieses außergewöhnlichen Erfolges, der sich übrigens von nun an immer mehr steigerte. Sie antwortete, daß Helen das ihrer Meinung nach weniger ihrer natürlichen Begabung, die zwar nicht fortzuleugnen sei, als vielmehr ihrem andauernden Fleiß und ihrer Leidenschaft — das Wort sei durchaus nicht übertrieben — für jede Art von Lektüre zu verdanken habe. Sobald sie anfing etwas entziffern zu können, waren die Reliefbücher ihren Händen nicht mehr zu entreißen. Bald lernte sie sich auch des Systems Braille bedienen, des Systems der gravierten Buchstaben, das in Europa allgemein verbreitet ist, und nach dem Tausende von Büchern gedruckt sind. So erweiterte sich das Feld ihrer Forschungen immer mehr.

Von ihrer Lehrerin, ihrer Mutter, ihrem Vater erbat sie sich beständig, mit nie ermüdendem Eifer, neue Lektüre. Wenn ich Lektüre sage, so ist das nur eine Redensart, denn sie konnte sich nur ihrer zarten Hand bedienen und aufmerksam das Spiel der Finger verfolgen, die ihr reizende Geschichten, die schönen Entdeckungen der Wissenschaft und die Sprache der Dichter übermittelten. Ach! die Dichter! Obgleich Helen den Rhythmus eines Verses niemals hören konnte, erriet sie dennoch seine zarte Musik, — und es läßt sich wohl denken, daß ihr in dem dunkeln Gemach ihrer Phantasie die Bilder weit schöner erschienen, als denen, die Augen und Ohren haben. Longfellow hatte keine größere Verehrerin als diese Blinde. Bald wird sie seine wunderbaren Werke auswendig hersagen können. Die edle Träumerei dieses christlichen Dichters erfüllte die gefesselte Seele der Blinden mit Ruhe und Frieden.

* * *

Digitized by Google

Mit dem zehnten Lebensjahr erwachte in Helen der Ehrgeiz sprechen zu lernen. Bis jetzt hatte der Instinkt sie dazu getrieben, Töne auszustoßen. Aber Miß Sullivan suchte das aus Furcht, es könne ihrer Kehle schaden, stets zu verhindern. Es schien auch ganz ausgeschlossen, daß das Kind sich jemals auf diese Weise verständlich machen könnte, denn selbst wenn es ihr gelungen wäre, so war doch ihre Blindheit, die ihr die Beobachtung der Lippen benahm, ein unüberbrückbares Hindernis, die Mitteilungen anderer in sich aufzunehmen. Seitdem aber eine Dame ihr erzählt hatte, sie kenne eine taubstumme Blinde, ein Fräulein Ragnild Kaata, eine Norwegerin, die das Sprechen dadurch erlernt habe, daß sie den sprechenden Personen die Finger auf die Lippen legte, ließ Helen Keller ihren Eltern nicht früher Ruhe, bis sie sie zu einem Spezialisten führten.

Ich weiß nicht, ob das ganz zutreffend ist, aber meiner Meinung nach vollbrachte Miß Fuller, die Vorsteherin des Instituts zur Erziehung der Blinden in Boston, ein noch größeres Wunder als das eben beschriebene, denn sie lehrte das junge Mädchen in zehn Unterrichtsstunden sprechen. Wenn man die Schwierigkeiten des Unterrichts in Erwägung zieht, muß man das überraschende Resultat anstaunen. Und wenn die Schülerin schon hervorragend war, war die Lehrerin gewiß etwas ganz Außergewöhnliches. Sie verfuhr folgendermaßen:

Vermittels der Fingersprache fing sie an, Helen die Stellung und das Verhältnis der verschiedenen Teile des Kehlkopfes und des Mundes verständlich zu machen. Beim Aussprechen des Vokals „i" legte Miß Fuller die eine Hand der Blinden auf ihren Kehlkopf, die andere in ihren Mund. So fühlte Helen die Stellung der Zunge und die Bewegungen der Stimmbänder, die erforderlich sind, um den Laut „i" hervorzubringen. Das junge Mädchen mußte nun dieselbe Übung wiederholen um ihrerseits den Ton hervorzubringen, den sie nicht hören konnte. Durch stärkeren oder geringeren Druck der Finger und durch Richtigstellung der Zunge korrigierte Miß Fuller die Blinde, bis der Ton richtig wurde [1]), was ihr schon nach einigen Augenblicken gelang. Dann ging man zu andern Vokalen und schließlich zu den Konsonanten über. So kam es bald zu Worten, und nach Verlauf einer Stunde konnte Helen die Worte „Papa" und „Mama" aussprechen. Kurzum, nachdem sie ihre Übungen am 26. Februar angefangen hatte, war das junge Mädchen schon im März so weit, daß sie ohne zu stocken eine Erzählung von 200 Worten vortragen konnte.

Als sie an jenem Tage nach Hause kam, sagte sie mit ihrer neuen Stimme: „Jetzt bin ich nicht mehr blind." Und wenige Tage darauf schrieb sie an Miß Fuller: „Ich bin froh und glücklich wie ein junges Vögelchen, denn ich kann sprechen. Wie froh wird meine Mutter sein! Ich kann den Monat Juni kaum erwarten. Ich freue mich so sehr darauf mit ihr sprechen zu können wie meine kleine Schwester. Milred verstand mich niemals, wenn ich mit den Fingern buchstabierte, aber jetzt kann ich sie auf meinen Schoß nehmen und ihr eine Menge Dinge erzählen, die ihr Spaß machen werden. Wie froh und glücklich werden wir sein! Sind Sie nicht zufrieden, liebe Miß Fuller, das Glück so vieler Menschen geschaffen zu haben?"

Auch hier ergab der zweite Teil des Unterrichts nicht dieselben hervorragenden Resultate wie der erste. Helen kann ihre Freundinnen durch Auflegen der Hand auf die Lippen nur selten verstehen. Der Fall der jungen Norwegerin schien zu beweisen, daß man, will man sich dieses Mittels der Verständigung bedienen, ein Idiom mit einer sehr klar accentuierten Aussprache, wie das Dänische, wählen muß, bei dem man jeden Moment die Lippen, die Zunge und alle Teile des Kehlkopfes gebraucht, während die Zischlaute der englischen Sprache, das häufige Weglassen der Endbuchstaben, die stummen, fast mehr gemurmelten als durch Lippenbewegung artikulierten Laute sich fast vollständig der Prüfung des Tastsinns entziehen.

---

[1]) Nach demselben System ist es geschickten Dresseuren schon mehr oder weniger gelungen, Tiere zum Sprechen zu bringen. So habe ich im vergangenen Jahr einen gelehrigen Hund gesehen, der einen Laut hervorbrachte, während sein Herr [illegible] spielte wie auf einer Klaviatur. Auf diese Weise gelang es dem Hund wirklich [illegible], die freilich — das will ich nicht unterlassen zu bemerken — durchaus [illegible]

Digitized by Google

Wie dem auch sei, abgesehen davon nahm Helen Kellers Entwicklung den normalen Verlauf; die Hindernisse der übelwollenden Natur hielten sie in keiner Weise auf und wurden von ihr spielend überwunden. Die taubstumme Blinde, der es gelungen war, das was die Natur ihr vorenthalten durch anderes zu ersetzen, wurde eine hervorragende Schülerin. Sie lernte Lateinisch, Geschichte, englische Litteratur, Arithmetik, Französisch und Deutsch. Den neuesten Berichten zufolge gelang es ihr sogar im Kolleg von Radcliffe, das zur Universität Harvard gehört, ihr Examen abzulegen, wodurch sie die Berechtigung zum Universitätsbesuch erlangte.

Sie, die einmal schrieb: „ich bin so glücklich, daß ich immer leben möchte, denn es giebt eine solche Menge schöner Dinge zu erlernen", — ist im Begriff das sich selbst gegebene Wort einzulösen. Sie, die einst zu den am meisten Enterbten und Verurteilten gehörte, die zu ewiger Unwissenheit verdammt schien, zählt schon jetzt zu den Gebildetsten, — und obgleich sie nur einen Sinn hatte, erreichte sie jenen höhern Grad, den so viel andere mit ihren fünf Sinnen und all ihren Bemühungen niemals erreichen. Ernst Naville sagt ganz richtig: „Diese Geschichte ist für Psychologen und Erziehungstheoretiker außerordentlich lehrreich. Sie beweist, daß die geistigen Fähigkeiten stets ihre Macht offenbaren, und auch unter Verhältnissen, die den gewöhnlichen Bedingungen entgegenstehen, zur vollsten Entwicklung gelangen können. Sie würde, wenn es nötig wäre, ein düsteres Vorurteil widerlegen, das man im Altertum hegte und das nach dem Ausspruch des Dichters Lucrez dahin lautet: „Der Verstand eines Taubstummen kann keine menschliche Wissenschaft erfassen."

* * *

Man muß bedenken, daß ihre geistige Entwicklung fast einzig und allein auf der Mnemotechnik beruht, denn das, was Helen sich selbst angeeignet hat, hat sie nur den Versuchen des Tastsinns, des Geschmacks und des Geruchs zu verdanken. Was sie von der Natur, vom Leben und den Seelen der Andern weiß, ist in ihrem Gedächtnis aus unzähligen Büchern haften geblieben. Das Gebiet dieser Wahrnehmungen ist zu beschränkt, als daß sie daraus viel Originelles für sich erhoffen dürfte. In den Blättern ihrer Autobiographie habe ich vergebens nach persönlichem Empfinden auf dem Gebiet des Geruchs und Geschmacks gesucht. Dafür aber habe ich eine Anzahl graziöser Redewendungen über das Licht des Mondes oder die tausend Töne des Lebens gefunden, die selbstredend nur Wiederholungen aus Büchern sein können.

So beschrieb sie ohne Zögern einen Besuch in der Chicagoer Ausstellung: „Nachmittags bestiegen wir eine Gondel, um auf den Lagunen umherzufahren. Während die Sonne sich in ihrem goldenen Wagen dem Untergange neigte, sandte sie noch ein mildes, rosiges Licht über die weißen Häuser, ihnen mehr und mehr das Aussehen einer bezauberten Stadt verleihend." Einzelheiten, die sie selbst niemals beobachten konnte, die Miß Sullivan ihr aber übermittelte und die sie als gelehriger Papagei nachschwatzte. Das interessiert uns weniger, hingegen wäre es interessant gewesen, wenn sie geschrieben hätte: „Die frische Kühle des Abendwindes streifte meine Wangen und bewies mir, daß der Tag sich seinem Ende näherte. Blumenduft erfüllte die Luft. Ich tauchte meine Hand in das Wasser des Sees, es war lau; der Tag mußte also wohl schön gewesen sein!" . . .

Die einzigen persönlichen Empfindungen, die Helen Keller zuweilen äußert, beruhen auf dem Tastsinn. So sagt sie von der Chicagoer Ausstellung: „Ein Franzose zeigte mir die herrlichen, seinem Lande entstammenden Bronzen. Ich glaube daß sie mir am besten gefallen haben, denn diese Bronzen fühlten sich so schön und lebendig an . . ." Doch Äußerungen dieser Art sind sehr selten. Beim Lesen ihrer hübschen Schilderungen von Landschaften könnte man nie auf den Gedanken kommen, daß die, die sie machte, nicht im Besitz ihres Sehvermögens sei. Nur weil sie nicht das Resultat eigener Beobachtungen sein konnten, bleiben diese poetischen Stellen einfache Gedächtnisproben, eine Wiederholung der Worte ihrer Führerin.

Miß Sullivan geleitete ihre junge Schülerin an einem Wintermorgen in den sanft niederwallenden Schnee, und versuchte, ihr die Natur und die Wirkung dieses

Digitized by Google

Phänomens klar zu machen. Man glaubt vielleicht, Helen hätte sich darin gefallen den eigenartigen Eindruck zu schildern, den das Schmelzen dieser zarten Flocken auf ihren Fingern hervorrief? Fehlgeschlagen, sie antwortete mit ein paar so poetischen Phrasen, daß die Lehrerin die Frage: „wo hast du das gelesen?“ nicht unterdrücken konnte. „Nirgends,“ entgegnete Helen. Miß Sullivan aber beruhigte sich noch nicht, forschte in den Büchern, die das junge Mädchen kürzlich gelesen und fand die schöne Antwort fast wörtlich in dem Longfellow'schen Gedicht über die Schneeflocken wieder.

Ähnliches wiederholte sich öfters. Helen Kellers Hirn ist vollgepfropft mit fertigen Phrasen, haften gebliebenen Bildern, deren Wahrheitstreue sie nie selbst zu beurteilen vermochte, und die durch ein paar zufällig ausgesprochene Worte stets von neuem in die schwarze Tafel ihres Gedächtnisses eingetragen werden. So ist ein Märchen: „Der König des Reifes“, das sie niedergeschrieben und zu dem sie vierzehn Tage lang gebraucht hat, nichts als die genau detaillierte Wiedergabe einer Erzählung, die sie vor drei Jahren von Miß Camby hörte. Und so finden wir Descaves' Theorie bestätigt: „daß die Blinden die größten Schwierigkeiten haben, ihre persönlichen Empfindungen aufrichtig und getreu auszudrücken.“

Wie dem auch sei, — denn diese psychologischen Bemerkungen rauben dem „Fall“ nichts von seinem Interesse, — dieses junge Mädchen, das solche Prüfungen durchzumachen hat und einen hohen moralischen Mut und andauernden Fleiß beweist, ist durchaus kein vergrämtes, schweigsames und kränkliches Wesen, wie man es sich vielleicht vorstellt. Sehr anmutig, von vornehmer Haltung, einem eigenartigen, von dunkelbraunen Locken poetisch umschatteten Köpfchen, — so schreibt eine amerikanische Journalistin — ist Helen Keller eine reizende junge Dame, deren ganzes Wesen Freude atmet. Ihre Hände sind wunderbar geschickt, und voraussichtlich wird sie sie bald zum Klavierspielen benutzen. Sie tanzt sehr anmutig, sagt gern in Versen geschriebene Stücke her, und ihre Wärme und Herzensgüte sind unerschütterlich. Miß Keller trägt die schwere, ihr von Gott auferlegte Prüfung als fromme, orthodoxe Protestantin. Ihr Gebrechen bringt sie nie mehr zur Verzweiflung. „Ich will damit nicht sagen,“ setzt sie in ihrer Autobiographie hinzu, „daß ich niemals traurig bin; aber ich denke mir, es hat hier auf Erden jeder seinen Kummer. Wie sagt unser Dichter: „In das Leben eines jeden muß etwas Regen fallen“ — und ich bin der Überzeugung, daß er uns ebenso nützlich ist wie den Blumen.“ Wer von uns hätte in Miß Kellers Lage nicht behauptet, daß ein beispielloses Unglück sein ganzes Leben vernichtet? Es liegt Heroismus in der Heiterkeit dieses sanften jungen Mädchens.

Digitized by Google

Aus einer stillen Welt.

Skizze

von

Wilhelm Lobsien.

Nachdruck verboten.

Die Apfelbäume blühten weiß und rosig. Wenn ein leiser Windhauch durch die Zweige strich, dann rieselte ein schimmernder, flimmernder Blütenschnee auf die schwarze Erde und gleißte und glitzerte auf dem Dunkel wie Tautropfen im Morgensonnenschein. Der ganze Hof vor dem niedrigen strohgedeckten Schulhaus war mit den herabgewehten Blütenblättern bestreut. Vor der Thür aber blühten Syringen, weiß und blau, und aus ihrem morgenfrischen Grün nickten verschlafen die gelben Blütentrauben des Goldregens. In ihren Zweigen nisteten die Sperlinge und unter dem Dach friedlich die Schwalben und lugten zwitschernd in den Garten hinaus. Der starke Duft der Syringen mischte sich mit dem würzigen Hauch, der in großen Wellen in das Dorf atmete. Die Sonnenstrahlen rieselten über die grüne Hügelkette im Osten des Dorfes und zogen durch die stillen, träumenden Dorfstraßen, und wie der Nebel von den Bäumen und Blüten sich hob und vor den Sonnenstrahlen floh, hoben die Blüten die Köpfe und blickten in das flammende Gold, das auf dem Hügel thronte.

Auf einer Bank vor dem Schulhause sitzt der Küster. Die Sonnenstrahlen huschen durch die Zweige und spielen auf seinen weißen Haaren. Er hat die Hände gefaltet und blickt die flimmernde Dorfstraße entlang und weiter, weit, weit hinaus in unendliche Fernen.

Seine Frau tritt aus der Thür und setzt sich zu ihm auf die Bank. Eine Weile sitzt sie schweigend neben ihm, dann steht sie wieder auf, räumt die Tassen und Teller vom Tisch und trägt sie in das Haus. Dann kommt sie wieder. Sie trägt eine Pfeife in der Hand und Streichhölzer. Sie will eins anzünden und ihrem Manne zugleich mit der Pfeife reichen; aber als sie ihn anschaut, unterläßt sie es und lehnt sie an den Tisch nahe seiner Hand. Schweigend setzt sie sich wieder, legt die Hände in den Schoß und blickt mit großen, traurigen Augen in den blauen Morgen hinaus.

Nach einer Weile sagt sie: „Du, ich hab' dir deine Pfeife gebracht."

Er nickt.

Dann wieder: „Willst du nicht rauchen?"

Leise bewegt er den Kopf hin und her.

Dann ist es wieder still auf der kleinen Bank vor dem Hause. Nur ein schrilles Zwitschern aus den Zweigen unterbricht hin und wieder die tiefe Stille. —

Leise, ganz leise knistert es in den Zweigen; ein Häuflein weißer Blütenblätter fällt der Frau auf die schwarze Schürze. Sie streicht mit der Hand darüber hin und schüttelt die Blätter auf die Erde. Dann, während ihre Augen über den blütenbestreuten Hof schweifen, steht sie auf, geht ins Haus, holt einen Besen und beginnt den Hof zu fegen. Die Blätter stäuben auf, wirbeln im Kreise herum und sinken wieder nieder; die dunkle Erde vermischt sich mit dem schimmernden Weiß zu einem häßlichen Einerlei. Da sagt der Küster: „Du, Maria, laß das, bitte. Laß die Blumen liegen, heute noch. Der Apfelbaum hat so oft zu unserer Freude seine Blüten gestreut, laß ihn nun auch zu unserem Leid."

Dann schüttelt der Alte seinen müden Kopf und wie verhaltenes Schluchzen quält es sich aus seiner Brust: „Das sind seine Thränen, Maria. Die laß! Die darfst du nicht fortwischen!" — —

Zwei Knaben in derben Holzschuhen klappern durch die heiße Stille über die Dorfstraße. In geringer Entfernung vom

Digitized by Google

Schulhause bleiben sie stehen; die Sonnenstrahlen fallen voll auf die dunkelbraunen Gesichter und spiegeln sich in den klaren blauen Augen.

„Herr Küster, dürfen wir den Turmschlüssel? Wir müssen bald mit'm Läuten beginnen!"

„Nein, heute läute ich selbst!"

Die beiden Jungen schauen ihn verdutzt an. Das ist noch nie gewesen, daß der Küster geläutet hat! Sie wissen nicht anders, als daß es das Amt zweier Knaben, der stärksten im Dorf ist, und nun soll es plötzlich anders sein? —

„Herr Küster," kommt es zaghaft und ungläubig über ihre Lippen.

„Nein, ich läute heute selber. Aber geht auf die Hirschwiese, und wenn sie kommen, dann sagt mir Bescheid oder schwenkt euren Hut. Ich kann sie nicht kommen sehen, meine Augen wollen nicht recht mehr."

„Ja, ja. Guten Morgen!"

Dann laufen sie schnell davon. An der Ecke blicken sie sich um, und als sie sich unbeobachtet wissen, stecken sie die Köpfe zusammen und tuscheln.

Langsam schlendern sie dann weiter bis zur Hirschwiese, legen sich dort ins tiefe, duftende Gras und blinzeln in die flimmernde Luft. Hoch droben schwimmt eine Lerche und trillert jubelnd in den Himmel hinein, gellend vor Jauchzen und Lust.

„Du, glaubst du, daß Peter der Erste geworden wäre zu Ostern?"

„Wie? — m ja!"

„Er war doch garnich so fix."

„O ja! Und malen konnt' er, du, fein! Das Bild vom alten Küster, weißt du, das war fein! Und denn wollt' er noch eins machen mit Farbe, wo der Rock schwarz ist, und denn mit dem braunen Hut und das weiße Haar und die roten Backen. Und die Frau Küstern wollt' er auch malen im blauen Kleid mit roten Schleifen, beide im Garten auf der Bank, wo die Sirenen sind."

„Na, denn wird er nu doch nich der Oberste, nu wird das ein andrer. Das is man gut."

„So, was denn?"

„Nichts, garnichts."

„Und denn konnt' er auch schon spielen. Du, das hab' ich gehört, auf Küsters Harmonium, was hinten in der feinen Stube steht, weißt du, die da hinten nach der Wiese zu liegt. In der Kirche durfte er noch nicht, sagte der Küster; aber er konnte schon fein."

„Ach wat, wird was Schön's gewesen sein. Und überhaupt — was hatte der Küster immer mit ihm?"

„Du, da schweig man still — du kannst das man nicht haben." —

Dann schweigen sie beide und schauen in die blaue Luft. Dann und wann hebt sich der eine und blickt die Straße entlang nach dem Walde, von wo sie kommen sollen . . .

Und die Lerchen trillern weiter hoch oben in der Luft und die Bienen und Mücken surren und summen; im Gras piepst und raschelt es leise, wenn ein Käfer hindurchhuscht.

Ein großer glänzender Schmetterling schwebt langsam von Blume zu Blume. Als er gerade über den Knaben fliegt, hascht der eine nach ihm, aber ängstlich flatternd surrt er in die Luft hinauf. Der Knabe läßt die Hand wieder träge ins Gras klatschen und kaut gleichmütig an einem Grashalm, der ihm in den Mund hängt.

Eine feierliche Stille ringsum, und langsam wandert ein heimliches Schweigen über das träumende Land.

* * *

Aus dem Schallloch guckt der Küster. Die Linke hat lässig den Glockenstrang gefaßt, die Rechte stützt den Kopf. Ein kurzes, aber ihm doppelt teures Leben zieht an seinem Geist vorüber. Er selbst hat keine Kinder, und doppelt lieb sind ihm daher alle Schüler, von dem jüngsten an, der mühsam auf den ersten Seiten der Fibel liest, bis zum ältesten, der schon der Jugendzeit den Rücken gewandt hat und den Blick auf das Ende richtet. Ein ganzes Dorf, Väter, Mütter, deren Kinder, ja wohl gar einige Enkelkinder, alle von ihrer Kindheit an zu ihm in innigem Verhältnis stehend. Aber der Peter! So lieb war ihm noch keiner gewesen, so lieb nicht. Der Peter, das kränkliche Kind aus der armseligen Hütte des Feldhüters drüben hinter dem Walde. So reichen, tiefen, empfänglichen

Digitized by Google

Geistes. O, aus dem hätte er etwas machen wollen, für ihn sorgen wie ein Vater, er sollte der Stolz und die Freude seines Alters werden. Und nun — und nun — —

Auf der Hirschwiese schwenken die beiden Knaben die Hüte. Die helle Stimme des einen gellt laut herüber: „Sie kommen! Sie kommen!“

Der Alte zuckt zusammen. Dann fassen die Hände das Tau, erst zaghaft, leise, und als ein weher, jammernder Ton aus dem Metall quillt und klagend durch das Glockenhaus irrt, da fährt der Alte zusammen und wischt sich mit der Hand über die Augen. Und dann braust es: bim! bam! Dann schluchzt es, schreit es gellend zum Schallloch hinaus: Bim! Bam! Bim! Tot! Tot! Sie kommen! Sie kommen! — —

Weibliche Prediger in England.

Von

Else Neuhaus-Child.

Nachdruck verboten.

Ein Weib auf der Kanzel — die Vorstellung entlockt heute noch manchen Lippen ein Lächeln. Es giebt aber einige Frauen, die das Lächeln des Unverstands in energische Teilnahme verwandelt haben, solche, die unbeirrt dem Drange ihres Herzens gefolgt sind und durch ihren tiefen Ernst und ihre Hingabe ebensoviel erreicht haben wie der Durchschnitt ihrer männlichen Kollegen mit dem Vorteil der Universitätsbildung, und weit mehr als die Eloquenz des Modepredigers in aristokratischen Vierteln. Bei uns dürfte es noch eine Weile dauern, ehe wir Frauen als Prediger sehen; im britischen Inselreich hingegen und in Amerika haben sie längst mit Erfolg im geistlichen Stande gewirkt. In England hat sich ihre Thätigkeit auf Dissidenten-Gemeinden und auf Privatversammlungen beschränken müssen, da das Gesetz der englischen Hochkirche einem weiblichen Kanzelredner ein öffentliches Predigen in ihren Kirchen untersagt. Nichtsdestoweniger ist der Ruf dieser Frauen in weitesten Kreisen verbreitet, denn in einem Lande, wo Fähigkeit und Energie mehr gelten als der Geburtsadel, hängt auch der Erfolg einer Frau im öffentlichen Leben in erster Linie von ihrer individuellen Befähigung ab.

Hervorragend unter ihren Berufsgenossinnen ist Mrs. Ormiston-Chant, die Gattin eines bekannten Londoner Arztes. Die Vorzüge einer gesellschaftlichen Stellung und einer gesicherten pekuniären Lage haben sie nicht davon zurückgehalten, sich in den Dienst des Evangeliums zu stellen, obgleich sie sich keineswegs zu den Duckmäusern hält und die harmlosen intellektuellen Freuden ihrer Existenz mit guten Freunden genießt.

Sie wurde zuerst bekannt durch ihre mutige und energische Demonstration gegen eines der giftigsten Großstadtübel — das unmoralische Treiben der Flaneure auf den Couloirs der Varietäten-Theater. Die Bewegung, die von ihr ausging und durch sie geleitet wurde, richtete sich zumeist gegen das pompös ausgestattete Empire-Theater, in dessen Gängen sich allabendlich ein schamloses Treiben ungeniert entfaltete, ungehindert und mehr als geduldet durch die Direktion. Mrs. Ormiston-Chant verlangte öffentlich, daß die oberste Stadtbehörde, welche die Licenz der Musikhallen zu vergeben hat, sie dem Empire-Theater entzöge, wenn sich die Direktion nicht zu einer völligen Abschaffung des Mißbrauchs verstehen wolle.

Ebensoviel Freunde als Gegner erstanden der Sache. Zwar war der Versuch nicht von dem Erfolg begleitet, den man sich von der Bewegung versprochen hatte, aber das mutige Vorgehen diente dazu, die Bemühungen um Abhilfe ähnlicher

Digitized by Google

Übelstände zu kräftigen und die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine der fähigsten Predigerinnen zu lenken.

Infolge der Empire-Demonstration ist Mrs. Chant Gegenstand erbitterter Angriffe von Seiten der prostitutionsfreundlichen Presse geworden. In Wort und Bild hat man ihre Person und ihr Vorgehen karikiert und mit ebenso unlogischem als ungerechtem Spott überhäuft. Auch an dem Vorwurf der Prüderie fehlte es natürlich nicht, ein Vorwurf, der wohl am schlagendsten durch ihr öffentliches Auftreten in einer solchen Sache widerlegt wird.

An Tagen, wo Mrs. Ormiston-Chant die Leitung des Gottesdienstes in einer von der englischen Hochkirche unabhängigen Kirche übernimmt, besteigt sie statt des Predigers die Kanzel. Sie ist in dunkle, unauffällige Stoffe gekleidet, dem Ernst der heiligen Handlung angemessen. Von der Kanzel herab giebt sie die Nummer und den Anfang des einleitenden Gesanges aus. Dann wird das Gebet gesprochen, das nicht vorgeschrieben, sondern dem eigenen Ermessen des Predigenden überlassen ist. Alle Kanzelredner suchen diesen Teil ihrer Amtshandlung, in dem sie mit völliger Freiheit ihre Individualität entfalten können, recht eindringlich zu gestalten, und Mrs. Ormistons kurze, knappe, aber vielsagende Art ist dabei höchst charakteristisch. Auch der Text steht in ihrer eigenen Wahl. Sie predigt „Christus", wie der Engländer sagt, d. h. über neutestamentliche Bibelstellen. Ihre Predigten sind nicht Milch für Säuglinge, sondern kräftige Kost für Erzogene und Erziehungsfähige.

Außerhalb ihres Berufes ist Mrs. Ormiston-Chant der Typus einer intelligenten, vorzüglich gebildeten Brittin, die Seele im Hause ihres Gatten, und infolge ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und ihres guten Humors der Mittelpunkt eines großen geselligen Kreises.

Nicht ganz so hervorragend ist Miß Marianne Farningham, sehr bekannt in kirchlichen Kreisen und sehr beliebt in „kleinen" Kreisen, bei allen Kindern und Kinderfreunden. Sie predigt nicht so häufig wie Mrs. Ormiston-Chant, aber füllt gelegentlich ihren Platz auf der Kanzel mit großem Erfolg. Als langjährige Mitarbeiterin der „Christian World", einer der freiesten religiösen Wochenschriften hat sie sich auch durch die Feder bekannt gemacht. Miß Farningham hat besonders die glückliche Gabe, Kinder durch ihre Ansprachen zu fesseln. Sie predigt vorzugsweise in den Kinder-Gottesdiensten, wo ihre mütterliche Art ihr alle Herzen gewinnt. Ihre Ausführungen sind im höchsten Grade einfach, man möchte sagen einfältig, wenn dieser Ausdruck nicht mißverstanden würde. Miß Farninghams Haupttätigkeit besteht in ihrem ersprießlichen Wirken für die Sonntags-Schul-Vereinigung, deren Interessen sie unermüdlich vertritt. Außerhalb des Vereins spricht Miß Farningham in verschiedenen Kirchen in allen Teilen Englands über frei gewählte neutestamentliche Texte oder Hymnen. Ihre kleine, wenig anziehende Erscheinung paßt ganz in den Rahmen großväterlicher Zeit; ganz im Gegensatz zu den glänzenden öffentlichen Rednerinnen unsrer Tage geht ein eigner Hauch altmodischer Gemütlichkeit und Naivetät von ihr aus. Schon die Frau „alten Stils" vertrat ja in England Interessen, die einem civilisierten Deutschland neuesten Datums noch unerreichbar scheinen.

Miß Marsh, eine andere Vertreterin der „geistlichen" Frauen, war die Tochter des berühmten Vikars in Beddington, einem Dorfe in der Nähe Londons. Dr. Marsh hatte sich in hervorragendem Maß die Hochachtung aller erworben, die mit ihm in Berührung kamen, und war viele Jahre hindurch ein Licht der ecclesiastischen Welt. In seiner Arbeit wurde er früh von seiner Tochter unterstützt, die sich im stillen der Pfarrkinder annahm, bis der Aufschwung der Eisenbahnbautechnik ihr Leben in öffentliche Bahnen drängte. Als Schienenstränge in allen Richtungen das Land zu durchkreuzen begannen, und große Mengen von Tagarbeitern zum Aufwerfen der Dämme und zur Befestigung der Schienen herangezogen wurden, schloß sich Miß Marsh dieser rauhen Kolonne an und übernahm das Amt des Seelsorgers in ihrer Mitte. Sie betrat nie eine Kanzel. War das Tagewerk beendet, so versammelte sie die Arbeiter und predigte ihnen Gottes Wort unter freiem Himmel, an der Stätte ihrer täglichen Wirksamkeit. War das Wetter ungünstig, so wurden die Versammlungen in

Digitized by Google

einer Scheune oder unter irgend einer primitiven Bedachung abgehalten. Mit welchem Mißtrauen man ihr auch anfangs entgegengekommen, sie fand doch endlich einige Aufmerksame, die sich ihr häufig näherten, und die wenigen wuchsen zuletzt zu einer stattlichen Anzahl heran. Aus der Besprechung einzelner Sprüche, Lieder, Verse wurden längere Predigten und endlich auch regelmäßige Sonntagsgottesdienste. Jegliches Vermeiden pomphafter Phrasen und Bilder charakterisierte ihre Ansprachen. Kurz, abgemessen, die Sphäre ihrer Thätigkeit zu Nutzen aller Beteiligten beleuchtend, redete sie als Kamerad zu ihresgleichen. Sie kannte die speziellen Enttäuschungen eines jeden unter ihren Pflegebefohlenen und konnte sie durch Eingreifen in ihre oft schädlichen Gewohnheiten zur Besinnung bringen. Auch scheute sie sich nicht vor kleinen Liebesdiensten und war stets opferfreudig bereit. Manche aufrichtige Besserung kam durch sie zu Stande. Miß Marshs Erfolge sind um so höher anzuschlagen, als sie in ihr köstliches Amt keinerlei Gaben mitbrachte, die sie äußerlich unterstützen konnten. Sie war sehr unschön in ihrer Erscheinung und hatte eine auffallend unangenehme Stimme, besonders beim Singen. Ihre Predigten pflegte sie nicht mit: „Liebe Brüder" zu beginnen, sondern ganz nach ihrer Eigenart mit: „Now, then, men!" — Außerhalb ihres Berufs zeigte sie große litterarische Fähigkeiten. Sie gab später die Briefe ihres Vaters heraus und schrieb seine Biographie — eine tüchtige Arbeit auf diesem Felde.

Die bedeutendste der hier erwähnten Predigerinnen ist die berühmte Mrs. Annie Besant, eine Frau, die unzweifelhaft zu den glänzendsten Beispielen weiblicher Intelligenz gerechnet werden darf; ein höchst anziehendes Äußere unterstützt ihre Wirkungen. Sie hat in vielen Kirchen unter enthusiastischer Aufnahme gepredigt. Originell in Gedanken und Worten, wurde sie wiederholt zu öffentlichen Diskussionen herausgefordert, die ihr große Erfolge brachten. Ihre Predigten zeichnen sich durch logische Durchführung ihrer Argumente, vielsagende Kürze, aber zumeist durch eine seltene Wertschätzung des einzelnen Wortes und ökonomische Verwendung desselben aus. Hätte Mrs. Besant die theologische Universitätslaufbahn durchgemacht, so wäre sie ohne Zweifel der bedeutendste weibliche Kanzelredner geworden. Leider hat sich die geistreiche Frau vor einigen Jahren gänzlich in das Labyrinth der Theosophie verirrt und hält nun öffentliche Vorlesungen über dieses Thema, das wenig Sympathie beim großen Publikum erweckt. — Mrs. Besant ist keine Verwandte des bekannten Schriftstellers Sir Walter Besant, sondern die Frau eines Geistlichen; ihre Ehe ist geschieden.

Die kürzlich verstorbene Mrs. Woodford Fawcett, ebenfalls sehr bekannt in geistlichen Kreisen, erschien auch bei verschiedenen Gelegenheiten auf den Kanzeln unabhängiger Kirchengemeinden. Sie nahm sich vor allem der Prostituierten mit warmem Eifer an und wirkte jahrelang sehr segensreich zur Rehabilitierung der Gefallenen.

Endlich darf auch die zweite Frau des berühmten Reverend Newman Hall nicht unerwähnt bleiben, die gelegentlich mit gutem Erfolge die Kanzel betreten hat.

Digitized by Google

Die Stenotypistin.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Nachdruck verboten.

Als das Maschinenschreiben in Deutschland noch ganz neu und zum größten Teil noch unbekannt war — 1887 war diese amerikanische Erfindung in ganz Europa noch nicht bekannt, 1888 trat sie ihren Siegeslauf in England an, und 1890 erst kam sie zu uns — da machte ich die Frauen bereits auf diesen neuen Beruf aufmerksam und empfahl ihnen, sich desselben zu bemächtigen, wie es ihre Schwestern in Amerika gethan haben.

Das ist denn auch thatsächlich geschehen und das Maschinenschreiben ist in den letzten Jahren von den Frauen in Deutschland nahezu monopolisiert worden. Der Hauptgrund, daß dies geschah, ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß ihnen reichliche Gelegenheit zum Erlernen desselben geboten wurde — alle Handels- und Gewerbeschulen für Frauen führten Schreibmaschinenkurse ein, ebenso sämtliche Verkaufsstellen der verschiedenen Schreibmaschinensysteme — ferner in der Billigkeit des Unterrichts (das Honorar eines Kursus schwankt zwischen 5—10 Mark) und schließlich in der Kürze der Lehrzeit und der Leichtigkeit des Erlernens.

Was aber von den meisten übersehen wurde und dabei doch eine der wesentlichsten Vorbedingungen zu einer erfolgreichen Ausübung des Berufes eines Maschinenschreibers ist, das ist die absolute Notwendigkeit einer guten Bildung.

Die meisten Berufsbeflissenen geben sich der irrtümlichen Annahme hin, daß die Technik des Maschinenschreibens die Hauptsache sei. Dem ist aber durchaus nicht so. Die Technik des Maschinenschreibens oder „Typewriting", wie es im Englischen heißt, ist so leicht zu erlernen, daß jedes Kind es innerhalb einiger Tage bewerkstelligen kann, das schnelle Schreiben ist durch Übung während einiger Wochen anzueignen; je länger man schreibt, um so rascher und sicherer beherrscht man selbstverständlich die Maschine. Es ist aber klar ersichtlich, daß die Technik des Maschinenschreibens eine rein mechanische ist, die jedermann, der kein Analphabet ist, sich zu eigen machen kann. Da es aber nicht genügt, Buchstaben an Buchstaben sinnlos anzureihen und da der Maschinenschreiber, um einen Erwerb zu finden, sich in den Dienst von Privatpersonen oder Instituten begeben muß, deren Aufträge er verständnisvoll auszuführen hat, so ist es klar, daß er einen guten Bildungsfonds haben muß.

Vor allen Dingen muß der Maschinenschreiber absolut fest in Grammatik und Orthographie sein. Das erscheint so selbstverständlich, daß viele es vielleicht für überflüssig halten werden, daß es besonders erörtert wird. Die Erfahrung hat mich jedoch gelehrt, daß von hundert Maschinenschreiberinnen, die sich anbieten, neunzig nicht imstande sind, ihren Bewerbungsbrief orthographisch und grammatikalisch richtig abzufassen. Auf eine bezügliche Annonce liefen an hundert Gesuche ein, aber neunzig mußte man nach dem bloßen Lesen der Anrede und der ersten Zeilen in den Papierkorb wandern lassen. Die Anrede „Geehrter Redaktion" war vielen von ihnen ebenso gemeinsam wie der Anfang: „Auf Ihrer w. Annonce im . . . antworte ich" u. s. w., wobei Annonce nicht selten mit z geschrieben wurde.

Dabei ist eben dieser Bewerbungsbrief eines der Hauptdinge, die sie in den Maschinenschreibkursen lernen, wobei ihnen das Schema von den Lehrern gegeben ist. An dem Bewerbungsbrief vermögen Kenner der einschlägigen Verhältnisse fast die Lehranstalt zu erkennen, so sehr gleichen die Briefe der aus ihnen hervorgehenden Typewriter einander. Daß unter diesen Umständen der korrekte Brief der übrigen zehn Prozent durchaus keine Gewähr dafür bietet, daß sie auch über ihren Bewerbungsbrief hinaus richtig schreiben können, ist ganz selbstverständlich und wird durch angestellte Versuche durchaus bestätigt.

Wird nun schon dieser ersten und einfachsten Vorbedingung nicht entsprochen, dann natürlich den weiteren, ein höheres Maß von Bildung erfordernden erst recht nicht, und doch sind sie ebenfalls unumgänglich nötig.

Digitized by Google

Maschinenschreiber resp. -schreiberinnen werden gegenwärtig in Deutschland hauptsächlich von Geschäftshäusern, Bankinstituten, Patentanwälten, Rechtsanwälten und von Redaktionen, Schriftstellern und Gelehrten gebraucht. In den ersteren Fällen handelt es sich hauptsächlich um die Korrespondenz; es gehört hierzu die Kenntnis der Handelskorrespondenz, wie auch meist diejenige fremder Sprachen, zum mindesten des Englischen und Französischen. Daß diese Kenntnis so weit reichen muß, daß die Betreffende auch in diesen Sprachen flott korrespondieren kann, ist selbstverständlich.

Auch bei Redaktionen, Schriftstellern und Gelehrten ist die Korrespondenz häufig mit zu erledigen, hauptsächlich bedürfen diese aber meist des Maschinenschreibers zum Abschreiben resp. Übertragen von Manuskripten. Hierzu bedarf es nun einer sehr guten Allgemeinbildung, um dem Autor mit Verständnis folgen zu können. Selbst beim bloßen Abschreiben ist dies nötig, da, wenn man den Sinn nicht begreift, man das ganze Manuskript entstellen kann; um wieviel mehr dort, wo die Schreiberin nach Diktat stenographieren und ihr Stenogramm alsdann auf die Maschine übertragen muß. Und das ist das Häufigere. Stenographieren muß jede Maschinenschreiberin können, und das lernt sie auch in den Handelslehranstalten gewöhnlich gleichzeitig mit dem Maschinenschreiben. Die Neuzeit hat ihr daher auch die Bezeichnung „Stenotypistin" gegeben, die ihr doppeltes Können indiziert. Aber eine schwache Kenntnis der Stenographie, wie sie meist anzutreffen ist, genügt nicht. Es ist vielmehr eine sehr gründliche Kenntnis derselben nötig, um ganze Manuskripte flott stenographieren und alsdann fehlerlos übertragen zu können.

Man sieht also, daß eine Stenotypistin, die Aussicht auf Erfolg haben will, weit mehr können muß, als gemeinhin angenommen wird, und wenn, wie dies in jüngster Zeit mehrfach geschah, Dienstmädchen ihren guten Dienst aufgaben, um Stenotypistinnen zu werden, so werden sie in diesem Beruf, den sie wegen ihrer mangelhaften Bildung niemals beherrschen können, weit schwerer ihr Auskommen finden, als in ihrem früheren. Dafür spricht das massenhafte Angebot mangelhaft ausgebildeter Elemente und darum ist auch die Bezahlung niedrig.

Für solche Frauen aber, die das nötige Maß von Bildung und Kenntnissen besitzen, ist der Beruf der Stenotypistin trotz alledem aussichtsreich. Gute, tüchtige Kräfte sind hier noch sehr in der Minderzahl und würden ganz anders bezahlt werden, als dies jetzt in diesem Berufe der Fall ist.

Gelegenheit zum Erlernen der Handhabung der Schreibmaschine ist u. a. in folgenden Anstalten gegeben: Kaufmännische Vorbereitungs- und Fortbildungsschule für Mädchen im Dorotheenstädtischen Realgymnasium, Berlin, Kursus 10 Mark; Letteverein, Berlin, Kursusdauer 2 Monate, 10 Mark; Viktoria-Fortbildungsschule, Berlin, 2 Mark monatlich; Handelsschule für Frauen in Bonn, Kursus 10 Mark; Frauenbildungsverein in Breslau, Kursus 8 Mark; Frauenbildungsverein in Kassel, Kursus 6 Mark; Handelslehranstalt des Vereins Frauenwohl in Königsberg, Kursus 10 Mark; Dresdener Frauenerwerbsverein in Dresden, Kursus 5 Mark. Außerdem geben fast sämtliche Privathandelslehrer Kurse im Maschinenschreiben und sämtliche Vertreter aller Schreibmaschinensysteme. Von diesen letzteren ist in Deutschland die älteste die Remingtonmaschine, ferner werden vielfach benutzt die Calligraph, Hammond, Densmore, Yost, Barlock, Blickensderfer, Williams, Frister und Roßmann.

Der Verein für Hausbeamtinnen

eröffnet in Leipzig eine Kinderpflegerinnen-Schule. Das sicherlich sehr segensreiche Unternehmen motiviert er folgendermaßen:

„Immer mehr gelangen die Mütter zu der Einsicht, daß die Pflege des Kindes, besonders in den ersten Lebensjahren, nicht ganz ungeschulten jungen Kindermädchen überlassen werden darf, die aus Unverstand oder Nachlässigkeit die kleinen Pfleglinge schwer schädigen können. So lange das Kind noch nicht soweit entwickelt ist, um durch Worte seine Bedürfnisse oder Klagen auszudrücken, bedarf es der genauesten Beobachtung durch Pflegerinnen, welche durch ärztliche Belehrung und praktische Übung mit allem vertraut sind, was zum Gedeihen und zur Pflege des gesunden wie des kranken Kindes notwendig ist. Gut geschulte Kinderpflegerinnen werden häufig verlangt, aber die Zahl derselben ist gering und der Nachfrage nicht entsprechend. Der Verein für Hausbeamtinnen hat es daher für seine Aufgabe gehalten, eine Anstalt zu errichten, in welcher gebildete Mädchen für diesen auch materiell lohnenden Beruf vorbereitet werden."

Die Ausbildung als Kinderpflegerin beansprucht 4 Monate, vorausgesetzt, daß die Schülerin außer der Liebe für ihren Beruf eine gewisse geistige Reife besitzt, die sie befähigt, die Wichtigkeit der Pflichten einer Kinderpflegerin voll zu erfassen. Die Aufnahme muß daher von einer Vorprüfung abhängig gemacht werden. Der Preis für die gesamte Ausbildung ist auf M. 45 festgesetzt. Es werden jährlich zwei Kurse abgehalten, die am 1. Januar und am 15. August beginnen. Auswärtigen Schülerinnen wird auf Wunsch einfache Pension zu M. 35—40 monatlich nachgewiesen. Schriftliche Anfragen sind zu richten an Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau, Merseburgerstraße 41. Anmeldungen nehmen entgegen Frau Hauptmann Anna Schmidt, Leipzig, Grassistraße 33 und Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Tod von Moritz von Egidy** hat auch die Frauen eines tapferen Mitkämpfers beraubt. Einen seiner letzten Vorträge hielt er im Berliner Frauenverein über das Thema: „Abrüsten". In den zahlreichen Nachrufen, die die Blätter der verschiedensten Parteien ihm gewidmet haben, wird immer wieder zweierlei hervorgehoben: sein hoher, oft schwärmerischer Idealismus und daneben sein Mangel an Verständnis für historische Entwicklung. Mit letzterem Vorwurf ist man zwar bekanntlich heute überall gern bei der Hand, wo jemand Hand anlegen will, um unhaltbare Zustände zu beseitigen. Er ist Herrn von Egidy gegenüber durchaus nicht immer berechtigt gewesen. Er besaß doch eine seltene Fähigkeit, hinter der Augenblicksgestaltung, der geschichtlichen Form, das eigentliche Wesen der Dinge fest ins Auge zu fassen. Diese eben ermöglichte es ihm, dem keineswegs durch sein Vorleben daraufhin Geschulten, das Berechtigte in den Forderungen der Frauen zu erkennen; er sah in ihnen die gleichberechtigten Menschen und zog aus dieser Auffassung furchtlos die letzte Konsequenz. Es möchte nicht viel Männer seines Alters in Deutschland geben, die für die Frauen Sitz und Stimme in den gesetzgebenden Körperschaften verlangen. So müssen sie neben dem edlen Menschen auch den ritterlichen, ehrlichen Freund in ihm beklagen.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat eine neue Kommission: „Zur Förderung der gewerblichen Thätigkeit und zur wirtschaftlichen Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts" geschaffen. Der Verein „zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau", der in Hamburg den Antrag auf Einsetzung einer Kommission „zur Förderung der praktischen Erwerbsthätigkeit und wirtschaftlichen Selbständigkeit gebildeter Frauen" eingebracht hat, beschloß in seiner Versammlung am 10. XII. 1898 die Ausführung seines Antrags zunächst selbst in die Hand zu nehmen, und zwar durch einen Ausschuß, der aus Vereinsmitgliedern gewählt werden sollte.

Als Vertreterin dieses Ausschusses resp. des Vereins ist Fräulein Dr. Castner in die Bundeskommission eingetreten, damit die sich deckenden Bestrebungen beider Vereinigungen gemeinsam in Angriff genommen werden können.

* **Karlsruhe.** Über die Stellungnahme der badischen Regierung zur Zulassung von Frauen zum ärztlichen Berufe erfährt die „Südd. Reichsk.", die Regierung halte es für empfehlenswert, auf eine einheitliche Regelung der Zulassung der Frauen zu den ärztlichen Prüfungen und der Erteilung der Approbation als Ärzte Bedacht zu nehmen. Es sei auf die Dauer nicht haltbar, daß den Frauen zwar materiell die Möglichkeit gewährt wird, auf den vorgeschriebenen Anstalten die für die Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen nachzuweisende allgemeine und Fachbildung zu erwerben, daß sie hier in formeller Hinsicht von der Prüfung selbst ausgeschlossen und daher, wenn sie die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeit praktisch verwerten wollen, lediglich den Kurpfuschern gleichgestellt würden. Zur Beseitigung dieses Zustandes sei eine entsprechende grundsätzliche Regelung geboten, und zwar dürfte diese im Wege einer Vereinbarung zwischen den beteiligten Landesregierungen über bestimmte Vorschriften herbeizuführen sein. Doch müsse daran festgehalten werden, daß die Frauen die Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen nur erhalten können, wenn sie die Schul- und fachwissenschaftliche Ausbildung nachweislich in dem gleichen Maße genossen haben, wie sie bei männlichen Prüfungskandidaten gefordert wird. Was aber das Erfordernis der Immatrikulation betrifft, so wäre, soweit der letzteren hinsichtlich der Frauen lediglich formelle Gründe und Bedenken entgegenstehen, ein angemessener Ersatz dafür durch Feststellung einer besonderen Form für die regelmäßige Aufnahme der Frauen als Universitätsangehörige mit der Maßnahme zu schaffen, daß die so gestaltete Aufnahme der Immatrikulation gleich zu erachten sei.

Inzwischen scheint das Reich doch endlich vor der Entscheidung in der seit Jahren schwebenden

Digitized by Google

Angelegenheit der Ärztinnen zu stehen. In der Reichstagssitzung vom 21. Januar gab auf eine Anfrage des Prinzen zu Schönaich-Carolath der Staatssekretär Graf Posadowsky die Erklärung ab, daß die Frage der Zulassung der Frauen zum ärztlichen, zahnärztlichen und pharmazeutischen Studium dicht vor einer Lösung stehe. Es sei eine Vereinbarung der verbündeten Regierungen auf diesem Gebiet erfolgt, die mit möglichster Beschleunigung durch einen Beschluß des Bundesrats demnächst Gestalt gewinnen werde. Auf eine weitere Anfrage des Abgeordneten Schrader erwiderte der Staatssekretär, daß auch die Gasthörerinnen, sofern sie die wissenschaftlichen Vorbedingungen erfüllt hätten, zum Physikum zugelassen werden sollten.

Den einzig richtigen Schritt einer prinzipiellen Gleichstellung beider Geschlechter durch Zulassung der Frauen zur Immatrikulation hat am gleichen Tage der Senat der Universität Gießen gethan. Er beschloß mit großer Mehrheit, zunächst in der philosophischen und der juristischen Fakultät Frauen zuzulassen und zwar sowohl als Hörerinnen in einzelnen Vorlesungen wie als immatrikulierte Studentinnen, letzteres jedoch nur, wenn sie das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder einer Realschule I. Ordnung beibringen.

* **Die Doktorarbeit von Frl. Elsa Neumann,** über deren Promotion wir in voriger Nummer berichteten, fällt in das Spezialgebiet der Elektrochemie, mit der sich die Doktorandin in der letzten Zeit vorzugsweise beschäftigt hatte. Der Titel ist: „Über die Polarisationskapazität umkehrbarer Elektroden."

* **Dem Berliner Lokal-Anzeiger** vom 4. Dezember entnehmen wir folgende kaum glaubliche Notiz:

Die Rechte des Gatten. Ein Bäckermeister in Sandau (Provinz Sachsen) war vom Stendaler Landgericht wegen Körperverletzung und versuchter Nötigung zu vier Wochen Gefängnis verurteilt worden. Er hatte eines Morgens seine noch im Bette liegende Frau bedroht uud geschlagen, um sie zur Herausgabe von Geld, das sie in die Ehe mitgebracht hatte und verschlossen hielt, zu bewegen. Das Reichsgericht hob jetzt dieses Urteil auf, da nicht genügend beachtet worden sei, daß der Ehemann seiner Frau gegenüber gewisse Befugnisse bezüglich der Verwaltung und des Verfügungsrechtes über das Eingebrachte habe. Wenn die Gattin sich dem widersetze, so sei der Mann befugt, Gewalt anzuwenden, um zu seinem Rechte zu kommen!

* **Als Fremdenführer** hat Frau Hedwig Anghalfi seit zehn Jahren einer großen Anzahl deutscher und außerdeutscher Besucher Berlins gedient und ist durch ihre Erfahrung, Sachkenntnis und Gewandtheit bekannt. Sie hat jetzt Unter den Linden 40 ihr Burau eröffnet, wo sie jederzeit zur Auskunftserteilung und Entgegennahme von Aufträgen bereit ist.

* **In Wien** fand am 10. Dezember die Konstituierung des Wiener Studentinnenvereins statt. Unter den zahlreichen Anwesenden waren auch der Universitätsprofessor Dr. Schauta, der sich für das Frauenstudium lebhaft interessiert, und die Vertreterinnen verschiedener Frauenvereine. In zwei Referaten wurden die nächstliegenden Ziele des Vereins, Einrichtung von Vortrags- und Diskussionsabenden und die Errichtung eines Stipendienfonds, besprochen. Der Verein zählt augenblicklich 20 ordentliche, 6 außerordentliche und 45 unterstützende Mitglieder.

Das erste Stipendium für weibliche Studierende ist von der Dichterin Frl. Marie von Naymayer gestiftet und jetzt am schwarzen Brett der Wiener Universität ausgeschrieben.

* **Die Abhaltung des internationalen Frauenkongresses,** der bei Gelegenheit der Weltausstellung im Jahre 1900 in Paris stattfinden sollte, ist von der allgemeinen Kongreßkommission unter der Begründung abgelehnt worden, daß der Kongreß zur Bewältigung seiner Arbeiten zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Die Führerinnen der Frauenbewegung in Paris werden sich selbstverständlich bei dieser Entscheidung nicht beruhigen und hoffen, mit ihrem Protest bei der Ausstellungsdeputation durchzudringen.

* **Ein weiblicher Makler.** In London hat sich jetzt eine Dame zur Ausführung von Börsenaufträgen etabliert, und zwar Lady Cook, die Gattin des greisen Chefs der Handelsfirma Cook und Son, Sir Francis Cook. Vor dreißig Jahren schon, als Miß Temcessee Claflin, hatte sie mit ihrer Schwester Victoria, der späteren Gattin des Londoner Bankiers Martin, in Newyork ein Bank- und Börsengeschäft und operierte für Jay Gould, Vanderbilt und Fisk. Die beiden Schwestern haben sich durch ihre Propaganda in Wort und Schrift für die Frauenemanzipation hervorgethan. Lady Cook will nur das Anlage-, nicht auch das Spekulationsgeschäft betreiben.

* **Totenschau.** Am 9. Dezember ist in Colombes, unweit Paris, eine der ersten, thätigsten und fähigsten Frauenrechtlerinnen, Frau Grieß-Truaut, 85 Jahre alt, verschieden. Sie war durchaus Jüngerin Fouriers, suchte dessen Lehren in die Wirklichkeit zu überführen und gab vor kurzem noch 50 000 Fr. für die Ecole Societaire phalanstérienne, welche dieses Ziel verfolgt. Die

Digitized by Google

Verstorbene war eifriges Mitglied aller Vereine und Gesellschaften, die für den allgemeinen Völkerfrieden wirken; in dem Verein des Völker-Schiedsgerichtes saß sie im Vorstand; bei dem Internationalen Friedensbund der Frauen stand sie als Vorsitzende an der Spitze; sie gehörte zu dem Bund der Friedens- und Freiheitsfreunde u. s. w. Ebenso rege war ihre Thätigkeit bei den frauenrechtlichen Unternehmungen. Mit Maria Deraismes wirkte sie besonders für das Wahlrecht der Frauen beim Handelsgericht, das wenige Tage vor ihrem Tode zum ersten Male bethätigt worden ist. Frau Grieß-Truaut verwandte all ihre Einkünfte für die Frauensache, für die Vereine und Unternehmungen, an denen sie beteiligt war, versandte bei jedem Anlaß viele tausend Aufrufe nach allen Windrichtungen und legte sich empfindliche Entbehrungen auf, um mehr für alle diese Zwecke ausgeben zu können. Doch waren die Erfolge dieser unermüdlichen, mehr als fünfzigjährigen Thätigkeit nur sehr bescheiden; nur eine kleine Zahl eifriger Gehilfinnen hatte sie zu sammeln vermocht. (Voss. Zeitung.)

Frauenvereine.

Mit der „Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder in Großstädten und Industrieorten Deutschlands" beschäftigte sich kürzlich der Berliner Frauenverein (Vorsitzende Helene Lange und Jeannette Schwerin) an der Hand eines lehrreichen Vortrags des Lehrers Agahd. Auf Grund der Erhebungen von 70 000 deutschen Lehrern teilte der Vortragende mit, daß es der deutschen Arbeitergesetzgebung nicht gelungen sei, die Lohnarbeit erheblich zu beschränken. Wenn auch die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder seit dem Inkrafttreten des Gesetzes nicht erheblich angewachsen ist, so sei doch eine große Zahl von Kindern in die Hausindustrie gedrängt worden, in der ihnen jeder Schutz fehlt. In Deutschland seien etwa 500 000 Kinder mit Lohnarbeit beschäftigt, was um so mehr zu beklagen sei, als nach der letzten Gewerbezählung 771 005 erwachsene Männer arbeitslos waren. Das seien höchst bedauerliche Mißstände, und man müsse Wege zur Beseitigung der Lohnarbeit der Kinder suchen, da diese mit gesundheitlichen, sittlichen und intellektuellen Gefahren für die Kinder verbunden sei. Vom volkswirtschaftlichen und pädagogischen Standpunkt sei es verwerflich, wenn Kinder zur Nachtzeit auf der Straße ihren Beschäftigungen nachgehen, wenn sie vor dem Schulunterricht achtzig bis hundert Treppen steigen müssen, um Frühstück oder Zeitungen auszutragen, oder wenn sie nach der Schule viele Stunden im Hause mit Anfertigung von Christbaumschmuck und dergleichen beschäftigt werden. Zahlreiche Kinder werden durch Beschäftigung in Tingel-Tangeln, Cirkussen, Kegelbahnen ꝛc. sittlich und körperlich geschädigt. Alle Klassen und Parteien sollten mitwirken, um auf diesem Gebiete Abhilfe zu schaffen und dem Kinde die Kindheit zu erhalten. Das lasse sich nur durch Verbot der Lohnarbeit von Kindern erreichen. Der überaus ergreifende Vortrag rief eine lebhafte Erörterung hervor. Das Ergebnis war die Annahme einer Resolution, die sich auf den Boden der Beschlüsse der Breslauer Lehrerversammlung stellt. Sie tritt im Prinzip für die vollständige Beseitigung der Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder ein. So lange die sozialen Verhältnisse eine Durchführung dieses Prinzips unmöglich machen, soll wenigstens eine energische Einschränkung der Kinderarbeit angestrebt werden. Es wurde ferner beschlossen, einen Antrag an den Städtetag zu richten und diesen zur Beratung des Themas aufzufordern. Endlich wurde eine Kommission aus den Mitgliedern des Vereins gewählt, welche die Frage der Lohnarbeit von Kindern weiter klären und verarbeiten soll.

Der Frauenverein Oktavia Hill, der im Jahre 1890 in Berlin unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich gegründet wurde, übt seine Thätigkeit nach dem System der Armenpflege, das Miß Octavia Hill in London mit so großem Erfolge durchgeführt hat. Die dem Verein angehörenden Damen besuchen die sechs Häuser des „Vereins zur Verbesserung kleiner Wohnungen", die drei Häuser der Preußischen Grundkreditbank und die zu kleinen Wohnungen umgeschaffene Kaserne in der Neuen Friedrichstraße, die von ganz besonders im Elend lebenden Familien bewohnt ist. Der Verein hat drei große Jugendhorte eingerichtet, in Charlottenburg, im „Meyershof" und im „Markushof", zwei großen Fabrikkomplexen mit je etwa 1000 Einwohnern.

Der Verein zur unentgeltlichen Erziehung schulentlassener Mädchen für die Hauswirtschaft (Vorsitzende Frau Geh. Reg.-Rat von Siemens) hat seit dem Juni 1896 ein zur Aufnahme von 24 Zöglingen eingerichtetes Anstaltsgebäude in Marienfelde bei Berlin für seine Zwecke in Betrieb gesetzt. Unter der Leitung der Hausmutter und zweier Lehrerinnen werden die Zöglinge dort in aller Haus- und Handarbeit, in der Bewirtschaftung des Gartens und im Rechnen, Schreiben und Singen unterrichtet. Die Anstalt ist seit ihrer Gründung stets voll besetzt. Ostern 1897 konnten 45 Bitten um Aufnahme nicht berücksichtigt werden, ein Beweis, daß die Leistungen der Anstalt auch in den Arbeiterkreisen, denen sie nützen soll, immer mehr Anerkennung finden. Von April 1895—98 sind 54 Zöglinge der Anstalt in den Dienst getreten gegen 64 in den acht vorhergehenden Jahren.

Der Frauenbildungsverein zu Breslau (Vorsitzende Frau Anna Simson) hat während seiner letzten Verwaltungsperiode 1896—98 seine Thätigkeit in allen Abteilungen mit wachsendem

Digitized by Google

Erfolg fortgesetzt. Die Gesamtzahl der Schülerinnen seiner Vereinsschulen, zu denen seit 1896 ein Kindergärtnerinnenseminar, seit 1898 Kurse für erste Hilfsleistung bei Unglücksfällen gehören, beträgt von Oktober 1896/97 601, aus dem Vorjahre 101, insgesamt 702; von Oktober 1897/98 738, aus dem Vorjahre 80, insgesamt 818. An der im Mai und Juni 1897 in Breslau stattgefundenen Ausstellung für Hygiene des Kindes waren die dem Verein angehörende Kinderpflegerinnenschule, das Kindergärtnerinnenseminar und der Volkskindergarten beteiligt. Das letzte Vereinsjahr wurde für die Entwicklung des Vereins insofern bedeutungsvoll, als der Vorstand vor die Notwendigkeit gestellt wurde, sein 52 Säle, Lehrklassen u. s. w. umfassendes Heim als Eigentum erwerben zu müssen. Er entschied sich für den Ankauf in der Überzeugung, daß die Weiterentwicklung des Vereins diesen Schritt erfordere und ihn rechtfertigen werde.

Der Frauenbildungs-Verein zu Frankfurt a. M. hat einen Kursus zur Ausbildung junger Mädchen für Bureaus von Anwälten und Notaren eingerichtet. Vorbedingungen sind: gutes Stenographieren und Schreiben auf der Schreibmaschine und gute Schulbildung. Der Unterricht wird von einem Rechtsanwalt erteilt; der Kursus wird augenblicklich von 14 Schülerinnen besucht. Es sind schon jetzt bei vielen Anwälten weibliche Arbeitskräfte beschäftigt, und man hofft, auf Grund der den Mädchen durch den Unterricht gebotenen Vorkenntnisse für die Angestellten eine bessere Bezahlung erreichen zu können. Das Anfangsgehalt beträgt schon jetzt 50 Mark und steigt je nach den Leistungen bis zu 110 Mark.

Die vom Bonner Lehrerinnenverein eingerichteten „wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen" haben bereits das Verzeichnis der Vorlesungen für das am 15. April beginnende Studienjahr 1899/1900 veröffentlicht.

Die Kurse haben in erster Linie den Zweck, auf die staatliche Oberlehrerinnen-Prüfung vorzubereiten, doch wollen sie auch begabten und strebsamen Lehrerinnen, die keine Prüfung abzulegen beabsichtigen, Gelegenheit geben, ihre Ausbildung wissenschaftlich zu vertiefen. Es sind vorläufig 5 Fächer: Religion, Deutsch, Englisch, Französisch und Geschichte in Aussicht genommen, die in einem zweijährigen Kursus behandelt werden sollen. Der Unterricht in der Religion zerfällt in zwei getrennte Kurse: Die wissenschaftliche Einführung in die Kenntnisse der evangelischen Religion geschieht in wöchentlich sechs Stunden; diejenige in die katholische Religion vier bis acht Stunden. Die Vorlesungen und Übungen werden in beiden Kursen von Professoren der Theologie geleitet.

Der Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur umfaßt sechs Stunden. Im ersten Semester wird Professor Frank die Einführung in das Gotische und Althochdeutsche, dreistündig, vermitteln, während Professor Litzmann das Leben und die Schriften Lessings behandeln und mit Übungen über die Hamburger Dramaturgie verbinden wird.

Schon die Wahl dieses Stoffes beweist, daß in diesen wissenschaftlichen Kursen ein freiheitlicher Geist lebt. Die Studien in der englischen Sprache und Litteratur nehmen wöchentlich 7—10 Unterrichtsstunden in Anspruch; diejenigen in der französischen Sprache und Litteratur sogar neun bis elf Stunden.

Der außerordentlich reich gestaltete Stoff der geschichtlichen Studien wird in sieben bis zehn Stunden erledigt. Neben der deutschen Geschichte nimmt die Geschichte des preußischen Staates eine hervorragende Stelle ein.

Zu diesen Studien tritt im Winter noch ein zweistündiges Kolleg über Philosophie, welches Professor Erdmann liest.

Da in der staatlichen Oberlehrerinnen-Prüfung zwei der genannten Fächer verlangt werden, so ist leicht ersichtlich, daß von den Teilnehmerinnen an diesen Kursen ein hohes Maß an Arbeitskraft und Arbeitslust gefordert wird. Es ist sehr zu wünschen, daß eine große Zahl von Lehrerinnen, die in der Lage sind, die schon früher von uns genannten Aufnahmebedingungen zu erfüllen, sich an diesen trefflichen Kursen beteilige.

Anmeldungen werden bis zum 1. Februar spätestens erbeten, und sind zu richten an Fräulein Johanna Gottschalk, Bonn, Hofgartenstr. 17. — Auskunft über Wohnungen und Pensionen erteilt Frau Professor Elsbeth Krukenberg, Bonn, Lennéstraße 44.

Der deutsche Lehrerinnenverein in England, 16, Wyndham Place, Bryanston Square, London, W., ersucht uns, Nachstehendes zu veröffentlichen, was wir im Interesse der guten Sache gern thun. —

„Es haben sich in den verflossenen zwei Jahren wieder eine große Anzahl deutscher Lehrerinnen, die durch englische Agenten in unhaltbare Stellen gebracht worden waren, an uns um Hilfe gewandt. Die Thatsache, daß die Vermittelung englischer Agenten zur Erlangung einer Stelle in England trotz aller Warnungen in öffentlichen Blättern immer noch in Anspruch genommen wird, beweist uns, daß unser Verein und seine Wirksamkeit in Deutschland noch immer nicht genügend bekannt ist. Leider hält man vielfach noch an der Ansicht fest, daß die Lehrerin sicherer geht, wenn sie bereits mit einer Stelle versehen nach England kommt, als wenn sie die von dem Lehrerinnenverein gebahnten Wege einschlägt, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Daß gute Familien und Schulen, welche sich in England selbst mit Lehrerinnen versorgen können, es niemals riskieren würden, sie direkt aus Deutschland kommen zu lassen, das wissen nur die, welche England kennen, oder sich von sachverständiger Seite beraten lassen. Daher ist es für die Agenturen in England eine leichte Aufgabe, selbst für die schlechtesten Stellen deutsche Bewerberinnen zu finden und sich eine hohe Provision zu verdienen. Es sind fast immer wieder dieselben Stellen, die allvierteljährlich oder noch öfter neu besetzt werden, und die durch die enorme Abgabe von 10 Prozent (die vor Stellenantritt gezahlt werden muß) zu wahren Goldgruben für die Agenten werden.

Eine Hannoveranerin klagte uns ganz kürzlich erst, daß sie für Erlangung einer „Schulstelle auf Gegenseitigkeit" 42 Mark bezahlt habe, sie habe aber keine Gelegenheit, Englisch zu lernen, da nur Deutsch oder Französisch gesprochen würde, und müsse alle Ferien, 13 Wochen im Jahr, auf eigne Kosten verleben. Dies ist ein Fall, wie es

Digitized by Google

deren Hunderte giebt. Eine andre erzählte uns, daß sie als Gesellschafterin engagiert sei, aber am Tage Hausmädchenarbeit zu verrichten und der Köchin zu helfen hätte. Am Abend, todmüde von der Tagesarbeit, müsse sie die beiden Töchter im Französischen und Deutschen unterrichten. Für diese Stelle ohne Gehalt hatte sie der Agentur 40 Mark von Paris aus gezahlt. Als sie zu uns kam, war sie so elend, daß es 9 Wochen dauerte, ehe sie fähig war, eine neue Stelle anzutreten. Überarbeitung, schlechte, ungenügende Nahrung, empörende Behandlung sind in solchen Stellen an der Tagesordnung. Und doch sind dies die schlimmsten Erfahrungen nicht. Unter 18 Insassen des Daheims hatten wir diesen Sommer drei zu gleicher Zeit, welche die übelsten Erfahrungen durch solche, direkt aus Deutschland von Agenten erhaltene Stellen gemacht hatten.

Um denen, welche nach England gehen wollen, in Deutschland selbst die Möglichkeit zu bieten, zuverlässige Auskunft über England und den Verein zu erlangen, haben wir beschlossen, in verschiedenen größeren Städten Deutschlands Damen als Vertreterinnen unseres Vereins anzustellen, die englische Verhältnisse durch längeren Aufenthalt kennen. Bei ihnen sind Prospekte, Statuten und Jahresberichte kostenfrei zu haben. Korrespondentinnen zahlen 1 Mark für Porto.

Unser Verein besteht seit 22 Jahren. Jede Lehrerin, die entweder geprüft ist oder Nachweise über erfolgreiche Thätigkeit hat, und nicht unter 20 Jahr alt ist, kann Mitglied werden. Wir besetzen jährlich durchschnittlich 200 Stellen und hören über solche durch uns besetzte Stellen selten eine Klage; es wendet sich eben niemand an uns, der seine Lehrerin nicht anständig behandeln will. Im Heim können 25, im Ferien- und Reconvalescentenheim 8 Damen wohnen. Wir wünschen speciell zu betonen, daß unser Verein allen Lehrerinnen offen steht, gleichviel welcher Konfession oder welchem Lehrerinnenverein in Deutschland sie angehören.

Unsere Vertreterinnen, die diese Ehrenämter für Deutschland gütigst übernommen haben, sind: In Berlin, Frl. Hübner, Augsburgerstraße 22 III, in Breslau, Frl. Malberg, Schulvorsteherin, Teichstraße 22/23, in Hannover, Frl. Dröge, Krausenstraße 6, in Stuttgart, Frl. Hagmaier, Schulvorsteherin, Moserstraße 12, in Mannheim, Frl. Sammet, Vorsteherin des Großherzoglichen Institutes, in Danzig: Frl. Mellin, Mattenbuden 33, in Saarburg: Frl. Overbeck, Schulvorsteherin, in Königsberg: Frl. Sotteck, Tragheimerpulverstraße, in Tilsit: Frau Hecht, geb. Behr, Rosenstraße 3, in Ludwigshafen a. Rhein: Frl. Merkel, Höhere Töchterschule, in Dresden: Frl. Anna Gaudian, Pension Simla, 35 Johann Georgenallee."

Bücherschau.

„Eine Studentenehe" Roman von Luise Westkirch. (Leipzig 1898. Verlag von Philipp Reclam jun.)

Einen Typus hat Luise Westkirch in ihrem neuen Roman geschildert, der für unsere Zeit charakteristisch ist. Der Sohn einer herabgekommenen Adelsfamilie, der in dem üblichen Corpsstudentenschlendrian das Arbeiten völlig verlernt hat und zwischen Grübeln über seine Schulden und dem Nachhängen phantastischer Pläne von Ruhm und Erfolg seine Tage verliederlicht. Aber mit gutem Gerechtigkeitssinn hat sie in dem Sprößling dieser verkommenen ostelbischen Agrarierfamilie doch auch das Gesunde gesehen: Energie, die in allem Schlendrian wenigstens latent vorhanden ist und geweckt werden kann und hier geweckt wird, und bei allem nichtswürdigen Lebenswandel doch ein Etwas übrig geblieben, das man den Instinkt der Reinheit nennen könnte. Eine Frau wird sein guter Engel. Ein Mädchen, das ein Schneidereigeschäft betreibt und ihr Gespartes für ihn zu opfern bereit ist, und die „Studentenehe", die sie mit ihm eingeht, zu einer wirklichen Ehe zu gestalten weiß. Glücklich ist Luise Westkirch in der Schilderung des Milieus, dem dieser Sohn entsprossen ist, und die Charakteristik der beiden Hauptgestalten ist fest und sicher. Weniger glücklich ist sie in Erfindung der Fabel. Sie liebt auch in ihrem neuen Roman wieder das Gewaltsame, Aufregende, Spannende der Handlung allzusehr und schädigt damit die innere Entwicklung der Charaktere und Geschehnisse. Nebenfiguren, die sie solcher Handlung zu Liebe erfindet, haben auch in der „Studentenehe" etwas Romanhaftes und kontrastieren sehr ungünstig gegen die Lebenswahrheit der Hauptgestalten. Vielen freilich wird das Romanhafte gerade recht und willkommen sein — sie aber sollte diesen vielen keine Konzessionen machen. Denn daß sie Talent und eine Gestaltungskraft besitzt, die sie über das Niveau der Romanschriftstellerinnen des Tages hinaushebt und sie befähigt, den Geschmack des Publikums zu fördern statt ihm zu dienen, beweist auch ihr neuer Roman zur Genüge. Und immerhin ist sie interessant, auch wo sie irrt.

Sommersonnenglück. Neue Gedichte von Hans Benzmann Mit Umschlagszeichnung von Emil Orlik und sieben Zierleisten von Hans Heise. (Berlin und Leipzig 1898. Schuster und Loeffler.)

Ganz modern geben sich diese Gedichte, und viel künstliche Stimmung ist darin, und oftmals ist die Landschaft eine gemalte Dekoration, und der junge Dichter hat seine Freude daran, daß die Blumen aus Seide und der Mond ein Licht hinter einer transparenten Leinwand ist. Er macht seiner Modernität zu Liebe auch arg gotteslästerliche Sprünge und ist zuweilen frivol wie ein ganz ausgepichter Roué. Ich glaub' ihm das alles nicht, und das ist das Gute. Ein paar seiner Weisen sind schlicht, und ein paar seiner Landschaftsstimmungen sind stimmungsvoll, und wo er er selbst ist, ist er echt. Lyrisches Empfinden scheint er

Digitized by Google

zu besitzen und lyrische Formen sind ihm gemäß — fehlt zu einem „Herbstsonnenglück" nur noch ein reiferer Hans Benzmann.

Glaube und Wissenschaft. Reden und Aufsätze von Stopford A. Brooke. In deutscher Übertragung aus dem Englischen von F. v. A. Mit einer Einleitung von Charlotte Broicher. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Preis 4,20 Mark.) Die hier mitgeteilten Reden und Aufsätze sind der in England außerordentlich verbreiteten Sammlung der Brookeschen Predigten entnommen und zum größten Teil von der Übersetzerin der religiösen Reden Robertsons, als dessen Schüler man Brooke in gewissem Sinne ansehen kann, ins Deutsche übertragen. Was das religiöse Leben Englands in seinen hervorragendsten Erscheinungen kennzeichnet, seine zahlreichen, tiefen Beziehungen zu allen Gebieten des wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Lebens, das findet bei Brooke einen ganz besonders charakteristischen Ausdruck. Man könnte die Reden und Aufsätze unter das Goethesche Motto stellen: Was fruchtbar ist, allein ist wahr. Er geht in allen von der Überzeugung aus, daß religiöse Ideen erst dadurch wahr werden, daß sie in den einzelnen die Kräfte des sittlichen und geistigen Fortschritts lösen. Für ihn ergiebt sich daraus die Notwendigkeit, sich in das geistige Leben seines Volkes in all seinen verschiedenen Richtungen und Erscheinungen hineinzudenken und zu fühlen, die Voraussetzungen dieses Lebens in ihrer vollen Realität sich anzueignen, um so mit seinem Hörer dessen eignen Weg zu dem Ziel, zu dem er ihn führen will, gehen zu können. Er sucht die religiösen Probleme psychologisch zu deuten und zu lösen. In seiner Fähigkeit, dem modernen Empfindungs- und Geistesleben bis in seine feinsten, individuellen Differenzierungen nachzuspüren, liegt seine eigenartige Bedeutung und der Schlüssel seines Einflusses auf die verschiedensten Schichten der Bevölkerung. — Die Einleitung von Charlotte Broicher verrät ein überaus feines Verständnis des Autors. G. B.

„Die Maßregelung jüdischer Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen." Rede des Stadtverordneten Dr. Preuß, gehalten in der Sitzung der Stadtverordneten am 1. Dezember 1898. (Berlin, Siegfried Cronbach.) Die viel besprochenen Vorgänge an den Berliner Gemeindeschulen finden hier eine ausführliche, auf dem umfangreichen Aktenmaterial beruhende Darstellung. Wie man sich auch zu der Frage, ob konfessionelle, ob interkonfessionelle Schule stellen mag, eins geht unwiderleglich aus der Broschüre hervor: daß den gemaßregelten Lehrerinnen gegenüber, die man erst angestellt, dann plötzlich durch Ausschluß vom Ordinariat für minderwertig erklärt hat, ein Verfahren beobachtet worden ist, das weder aus der Konfessionalität, noch aus der Nichtkonfessionalität der Schulen hergeleitet werden kann. Und ein zweites ist nicht minder klar vom Stadtverordneten Preuß hervorgehoben: daß die Art, wie Magistrat und Schuldeputation gegen die ministeriellen Maßregeln protestierten, wenig geeignet war, dem Prinzip der Selbstverwaltung, das zu vertreten sie berufen waren, Anerkennung zu verschaffen.

„Kindes Lust und Freud jetzt und alle Zeit." Gedichte, Lieder, Spiele u. dgl. fürs Kind. Für Mütter, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und alle, die das Kind lieb haben. Preis 10 Pfg. Durch die Herausgabe dieses im Selbstverlag erschienenen kleinen Büchleins wird sich der Frauenbildungsverein zu Breslau (Katharinenstr. 18) den Dank mancher Familienmutter, mancher Lehrerin und Kindergärtnerin erwerben, denen die reich ausgestatteten, aber auch entsprechend teuren modernen Kinderbücher nicht zugänglich sind. Es enthält eine große Anzahl hübscher Kinderliedchen, Rätsel, Sprüche, gereimter Erzählungen, Fingerspiele u. s. w., darunter viele, die schon die Eltern in ihrer Kinderzeit erfreut haben.

„Die Frau in der modernen Litteratur." Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle von Dr. Ella Mensch. (Berlin, Karl Duncker. Preis 2 Mark.) Ella Mensch steht in der Frauenbewegung wie in der Kunst auf der Seite derer, die die Bedeutung der Frau in erster Linie in dem sehen, was ihr spezifisch eigen ist, was sie nicht mit dem Manne teilt. Aus diesem Gesichtspunkt ist auch die vorliegende kleine Studie geschaffen. Mit feiner Fühlung geht sie der Eigenart der Frau, wie sie sich in der modernen Litteratur offenbart, nach. Wir erhalten auf diese Weise eine Reihe feinsinniger Analysen moderner Frauenarbeiten, unter denen ich die der Novelle „Ein überlebter Traum" von Lou Andreas-Salomé und von „Therese Kärulf" von Erna Juel Hansen besonders hervorheben möchte. Es ergiebt sich als Gesamtresultat der Untersuchung, daß der Kampf der Frauen um größere Freiheit für ihre Individualität auch eine neue Generation von Schriftstellerinnen gezeitigt hat: an die Stelle der Fabulistinnen sind die innerlichen Schriftstellerinnen getreten, die das weibliche Empfinden, dem bisher nur durch den Mann eine reflektierte Darstellung zu teil wurde, nun direkt in der Litteratur zum Ausdruck zu bringen vermögen. Wir haben alle Ursache, Ella Mensch für die flott und interessant geschriebene Studie dankbar zu sein.

„Arznei-Schatz für's Haus". Kurzgefaßtes Lehr- und Nachschlagebuch über die wichtigsten Arzneimittel, ihre Wirkung und Anwendung in gemeinverständlicher Darstellung nebst 68 Rezepten. Von Dr. A. Ernesti. (Wiesbaden, Lützenkirchen und Bröcking. Preis 1,20 Mark.) Das kleine Buch will durchaus nicht die Kunst und Wissenschaft des Arztes ersetzen oder entbehrlich machen, aber es soll versuchen, der Geheimniskrämerei auf arzneilichem Gebiet entgegenzutreten, indem es die Leser befähigt, die gebräuchlichsten Arzneimittel kennen zu lernen und selbst zu prüfen. Dabei handelt es sich selbstverständlich nicht um solche Arzneimittel, die nur vom Arzt verschrieben werden können.

„Novellen vom Genfer See." Von C. E. Ries. (München, C. H. Becksche Verlagshandlung, Pr. 3 M.) Schon in zweiter Auflage erscheinen hier zwei Erzählungen, die eine feste Beherrschung der technischen Mittel und eine sichere Hand in der Charakteristik verraten. Wer die Pensionsverhältnisse am Genfer See kennt, wird manchen typischen Zug in den Charakteren wiederfinden. Im gleichen Verlag erschien von derselben Verfasserin ein Band Märchen der Schnitter und andre Märchen, Pr. (M. 3,50), anmutig erzählt und von origineller Gestaltungskraft zeugend.

Digitized by Google

„Unterwegs und daheim" (Breslau, S. Schottländer). Die kleine handliche Erzählungsbibliothek von S. Schottländer, die sich schnell überall eingebürgert hat, hat wieder eine Reihe von Bänden veröffentlicht. Wir nennen darunter: „Frauenliebe" von Dietrich Theden, der zwei Erzählungen: „Im Kampf mit dem Grabe" und „Die roten Schuhe" bietet; „Allegro ma non troppo," Skizzen von Lothar Schmidt; „Maienfrost", Novelle von H. Oehmke und „Aus allen Kreisen", drei Novellen von derselben Verfasserin. Jeder Band der Bibliothek ist einzeln käuflich und kostet in elegantem Originaleinband nur 1 Mark.

„Italienische Dichter der Gegenwart" von Valerie Matthes. Berlin 1899. (Carl Dunckers Verlag. Pr. 4 M.) In vortrefflichen Übersetzungen sind Gedichte von Carducci, Stecchetti, Gabriele d'Annunzio und anderen, in Deutschland bisher wenig gekannten Lyrikern des modernen Italiens in diesem Bande vereint. Die Auswahl verrät überall sicheren und guten Geschmack, die Übertragungen selbst zeugen von einem nicht gewöhnlichen Formtalent. Sehr dankenswert sind die kurzen biographischen Charakteristiken, die die Verfasserin den jeweiligen Übersetzungsproben vorangesetzt hat. Aus persönlichem oder brieflichem Verkehr mit den Dichtern entstanden, bringen sie teilweise bisher ganz unbekanntes Material; und auch in den hier gefällten Urteilen bewährt Valerie Matthes ihren Geschmack.

„Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen", herausgegeben von Karl Hessel. Vier Teile Gedichte und Prosa (Bonn, A. Marcus und E. Weber).

Wenn auch „die Frau" den Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Unterrichts-Litteratur ihre Spalten nicht verschließt, so hat doch das streng Fachliche kaum einen Anspruch, hier erörtert zu werden. Das Hesselsche Lesebuch aber verdient diese Bezeichnung durchaus nicht. Wenn irgend ein Lesebuch Anspruch darauf hat, als „Kinderfreund" einen dauernden Platz im Hause zu finden, so ist es dieses. Hessels Prinzip ist, mustergiltige Poesie und Prosa zu bieten; er hat vollständig mit

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Nicht jeder verträgt

Milch, und doch läßt sich diese sehr nahrhafte Speise bedeutend leichter verdaulich machen, wenn mit Brown & Polson's Mondamin 5 bis 10 Minuten durchgekocht, eben nur so viel von diesem, daß sie ein wenig seimig wird. Mondamin besitzt den Vorzug, das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern und wirkt außerdem durch seinen eigenen Wohlgeschmack anregend zum Genießen. Zusatz von etwas Salz und Zucker, wie auch Citrone, Vanille 2c. je nach Belieben, erhöhen den Geschmack. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen dieser weltbekannten schottischen Firma. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg.

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen **zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Adelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner,** Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)

Gesang-Unterricht

Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor

ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.

Sprechstunde 2—4.

Digitized by Google

der Anschauung gebrochen, daß das Lesebuch ein „Realienbuch" sein, in den Dienst der übrigen Schulfächer gestellt werden soll. So ist uns in den ersten drei Bänden eine Sammlung des Besten geboten, was dem Kinde aus dem reichen Schatz unserer Litteratur zugänglich ist; die Auswahl macht dem Geschmack und der Belesenheit des Herausgebers alle Ehre. Der vierte Band bietet eine sehr willkommene Ergänzung, insofern das Gebotene nach der zeitlichen Reihenfolge der Verfasser angeordnet ist und somit der Litteraturkenntnis eine Handhabe geboten wird. Wenn statt der üblichen „Herzblättchenbücher" und „Backfischchenlitteratur" diese vier Bände in die Kinderstube gestellt würden, so dürfte sich ein wesentlicher Gewinn für die Jugend daraus ergeben.

Liste neu erschienener Bücher.

Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart von Dr. Max Runge. 3. Auflage. (Julius Springer, Berlin.)

Praktischer Ratgeber der Wiener Mode. 800 Ratschläge für Haus und Wirtschaft. (Verlag der „Wiener Mode", Wien. 1,50 Mark.)

Mit roten Kressen. Gedichte von Clara Müller. (Baumert & Ronge, Großenhain.)

Unsere Volksschüler im Stadttheater. (Verlag von C. Boysen, Hamburg.)

Schleiermachers 10 Gebote der Frau. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Anna Weisser. (Vereins-Buchdruckerei, Pyrmont.)

Den Braven zur Ehr, den Bösen zur Lehr. Ein Bilderbuch für Kinder von 4—8 Jahren. (Henckell & Co., Verlag, Zürich.)

Die Sonne. Roman von A. Frhr. von Perfall. 2. Auflage. (Richard Taendler, Verlag, Berlin.)

Muttersohn. Roman von Arthur Zapp. 2. Auflage. (Derselbe Verlag.)

Donate vom Freihof. Roman von Anna Hartenstein. (Friedrich Schirmer, Verlag, Berlin.)

Sehnsucht. Roman von Emma Böhmer. (E. Piersons Verlag, Dresden.)

Erbsünde. Roman von Baronesse Falke. (Heinr. Minden, Verlag, Dresden. 4 Mark.)

Das ABC der Haushaltung ꝛc. von Selma Poez. (Verlagsbuchhandlung F. Telge, Berlin-Schoeneberg.)

Karl Henckell. Gedichte. Bildschmuck von Fidus. (K. Henckell & Co., Verlag, Zürich. Brschrt. 7 Mark, gebd. 8 Mark.)

Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt von Else Hasse. (Richard Sattler, Verlag, Braunschweig.)

Jours d'épreuve von Hébert-Brunnemann. Ein Lesestoff zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französischen Volkes.

Hausen's ✻ ✻ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"
Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen Kartons für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn. Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück: dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

Placierungs-Bureau. Educational Agency. Agence Classique. Frau Bertha Klöpper, staatl. conc. Lehrerin, Potsdamerstrasse 26 B. Berlin.

Französ. Schweiz. Familien-Pensionat. Gute Gelegenh. zur gründl. Erlernung der französischen Sprache. Schöne Geg. Mäßiger Pensionspreis. Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel). [11

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Der deutsche ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ Lehrerinnenverein in Buenos-Aires Rep. Argentina. S. A. vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch

Fri. Meta Warmünde, I. Vorsitzende. Casilla Correo 778.

Internationales Heim,

Berlin SW., Halleschestraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger Vorsteherin.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Friedenau, Fregestraße 40.

Beginn des neuen Kursus Anfang April. Meldungen zu richten an

Berlin, Eichhornstr. 6 pt.
Friedenau, Fregestr. 41. **Elvira Castner D. D. S.**

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 III.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Digitized by Google

Die Y-Z Strahlen des Professors Dr. Antinom. (Eduard Moos, Verlag, Erfurt.)

Litteraturbilder Fin de Siècle. III. Bd. „Greif". Herausgegeben von Anton Breitner. (Robert Baum, Verlag, Leipzig.)

Schwalben. Sagen, Märchen und Gedichte von A. Fohlweid. (Schweizer Verlags-Anstalt, Glarus.)

Prostitution und Frauenkrankheiten von Professor Dr. med. Max Flesch. II. Auflage. (Johannes Alt, Verlag, Frankfurt a. M.)

Kleine Mitteilungen.

Der Prospekt über die neu begründete **Lehrerinnen-Versicherung** der Versicherungs-Aktiengesellschaft „Deutscher Anker" (SW., Kochstraße 75) ist nunmehr erschienen. Interessentinnen steht er bei genannter Anstalt gratis zur Verfügung.

Pensionat

Haus Hexam,

Wiesbaden.

Litteratur, Geschichte, Sprachen, Musik, Malen, Haushaltung. Umgangssprachen Englisch und Französisch. Freie Lage, 5 Minuten vom Wald. Eigenes Haus, schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mk. Referenzen durch die Vorsteherin

L. Harcourt.

Soeben erschien:

Die Frau in der * * * modernen Litteratur.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle von

Dr. **Ella Mensch.**

Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagshandlung **Carl Duncker, Berlin W. 35.**

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 12 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.

Ueber 14 Millionen

fabricirt und verkauft!

Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.

Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co., Hamburg, Act. Ges.

Frühere Firma: G. Neidlinger.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 **Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Brackmann's Lehr- u. Erziehungsanstalt für **schwerhörige** und **taubgewordene Knaben u. Mädchen**

W.-Jena i. Thür.

Aufs beste empfohlen von Eltern der Zöglinge. Alles Nähere durch Prospekt.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. 2]

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Klavierlehrerin

in Kullacks Konservatorium ausgebildet, seit 14 Jahren in besten Privatinstituten Engl. für Musik u. Deutsch thätig, wünscht als Teilhaberin in eine deutsche Privatschule einzutreten od. mit e. wiss. Lehrerin, die Vorsteherinnenexamen gemacht, zur Gründung od. Übernahme e. Schule verbinden. Gefl. Anerbietungen u. **A. M. 1664 Rud. Mosse, Mühlhausen i. Thür.**

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2 % des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [9

Familien-Pension I. Ranges

von [21

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Herausgegeben von **Auguste Schmidt.**

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 6. März 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Das gesetzliche eheliche Güterrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ein juristisches Mahnwort an Bräute.

Von

Victor Stegemann (Celle), Geh. Justizrat.

Nachdruck verboten.

Das gesetzliche eheliche Güterrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs ist das eheliche Güterrecht, das für die nach dem 1. Januar 1900 eingegangenen Ehen die güterrechtlichen Verhältnisse der Ehegatten für den Fall regelt, daß die letzteren sie nicht durch Vertrag geregelt haben. Es ist also kein gebietendes oder verbietendes Recht, sondern läßt der Willkür der Eheschließenden freien Spielraum, und will erst dann Kraft erlangen und Wirkung üben, wenn die Eheschließenden über ihre güterrechtlichen Verhältnisse einen Vertrag nicht geschlossen haben. § 1432 des bürgerlichen Gesetzbuchs lautet wörtlich:

„Die Ehegatten können ihre güterrechtlichen Verhältnisse durch Vertrag (Ehevertrag) regeln, insbesondere auch nach der Eingehung der Ehe den Güterstand aufheben oder ändern".

Der gegenwärtige Aufsatz nun verfolgt den Zweck, den Bräuten die Prüfung der Frage an das Herz zu legen und zu erleichtern, ob sie durch Eingehung der Ehe stillschweigend in das gesetzliche Güterrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs eintreten oder durch Ehevertrag ein anderes Recht festsetzen wollen.

Das bisher in Deutschland geltende eheliche Güterrecht war teils römischen, teils deutschen Ursprungs. Das römische Recht beruhte auf dem Grundgedanken, daß die Ehe und die Vermögensverhältnisse der Ehegatten zwei verschiedenartige Dinge seien, die nichts mit einander zu thun haben, und hat nur für den Fall, daß dem Ehemann durch ein besonderes Rechtsgeschäft eine Mitgift, dos genannt, als Beitrag zu den ehelichen Lasten gegeben wurde, für diese Mitgift besondere Bestimmungen getroffen. Von gegensätzlicher Grundlage geht das deutsche Recht aus, das unter den drei Hauptgruppen der allgemeinen Gütergemeinschaft, der partikularen Gütergemeinschaft und der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft in etwa 100 verschiedenen Nüancierungen der Eingehung der Ehe einen weitreichenden Einfluß auf die Vermögensver-

Digitized by Google

hältnisse der Ehegatten eingeräumt hat. Die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung betrachten das römische Recht oder das System der Gütertrennung als das Ideal eines ehelichen Güterrechts; es herrscht in England, Italien, Rußland, in fast allen Teilen der nordamerikanischen Union, in summa innerhalb der Kulturstaaten bei einer Einwohnerzahl von 200 Millionen.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich hat dagegen die sogenannte Verwaltungsgemeinschaft, worunter man die Verwaltung und Nutznießung des Frauenguts durch den Mann versteht, als den gesetzlichen Güterstand mit der Maßgabe adoptiert, daß ihm — jedoch nur subsidiär — die Gütertrennung als zweiter gesetzlicher Güterstand angereiht ist.

§ 2. Darstellung des gesetzlichen Güterrechts des bürgerlichen Gesetzbuchs in seinen Grundzügen.

I. Allgemeine Vorschriften.

Abgesehen von dem singulären Falle, daß die Ehe mit einer in der Geschäftsfähigkeit beschränkten Frau ohne Einwilligung ihres gesetzlichen Vertreters eingegangen ist, wird das Vermögen der Frau, nicht nur das, welches sie bei Eingehung der Ehe hat, sondern auch das, welches sie während der Ehe erwirbt, durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen. Es heißt eingebrachtes Gut und steht im Gegensatz zu dem Vorbehaltsgute der Frau, das nicht der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen ist. Vorbehaltsgut aber sind:

1. die ausschließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen, insbesondere Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte;
2. was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt; jedoch ist die Frau nicht nur zur Leitung des gemeinschaftlichen Hauswesens, sondern auch, soweit eine solche Thätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist, zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäft des Mannes verpflichtet;
3. was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut erklärt ist;
4. was die Frau durch Erbfolge, durch Vermächtnis oder als Pflichtteil erwirbt oder was ihr unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zuwendung bestimmt hat, daß der Erwerb Vorbehaltsgut sein soll;
5. was die Frau auf Grund eines zu ihrem Vorbehaltsgute gehörenden Rechtes oder als Ersatz für die Zerstörung, Beschädigung oder Entziehung eines zu dem Vorbehaltsgute gehörenden Gegenstandes oder durch ein Rechtsgeschäft erwirbt, das sich auf das Vorbehaltsgut bezieht.

II. Verwaltung und Nutznießung.

Der Mann ist berechtigt, die zum eingebrachten Gut gehörigen Sachen in Besitz zu nehmen.

Er hat das eingebrachte Gut ordnungsmäßig zu verwalten, jedoch ohne die Befugnis, die Frau durch Rechtsgeschäfte zu verpflichten oder über eingebrachtes Gut ohne ihre Zustimmung zu verfügen. Letzteres freilich nicht ausnahmlos; so kann er z. B. über Geld und andere bewegliche Sachen, deren bestimmungsmäßiger Gebrauch in dem Verbrauch oder in der Veräußerung besteht, ohne Zustimmung der Frau verfügen. Ist zur ordnungsmäßigen Verwaltung des eingebrachten Gutes ein Rechtsgeschäft erforderlich, zu dem der Mann der Zustimmung der Frau bedarf, so kann die Zustimmung auf Antrag des Mannes durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden, wenn die Frau sie ohne ausreichenden Grund verweigert.

Der Mann erwirbt die Nutzungen des eingebrachten Gutes in derselben Weise und in demselben Umfange wie ein Nießbraucher.

Der Mann hat den ehelichen Aufwand zu tragen; die Frau kann verlangen, daß der Mann den Reinertrag des eingebrachten Gutes, soweit dieses zur Bestreitung des eigenen und des der Frau und den gemeinschaftlichen Abkömmlingen zu

Digitized by Google

gewährenden Unterhalts erforderlich ist, ohne Rücksicht auf seine sonstigen Verpflichtungen zu diesem Zweck verwendet.

Wird durch das Verhalten des Mannes die Besorgnis begründet, daß die Rechte der Frau in einer das eingebrachte Gut erheblich gefährdenden Weise verletzt werden, so kann die Frau von dem Manne Sicherheitsleistung verlangen, auch verlangen, daß der Mann die zum eingebrachten Gut gehörigen Inhaberpapiere hinterlege.

Die Frau kann Ansprüche, die ihr auf Grund der Verwaltung und Nutznießung gegen den Mann zustehen, mit Ausnahme des Anspruchs auf ihren und der Ihrigen Unterhalt, erst nach der Beendigung der Verwaltung und Nutznießung gerichtlich geltend machen, es sei denn, daß die Voraussetzungen vorliegen, unter denen die Frau Sicherheitsleistung verlangen kann.

Die Frau bedarf zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Einwilligung des Mannes.

Verfügt die Frau durch Vertrag ohne Einwilligung des Mannes über eingebrachtes Gut, so hängt die Wirksamkeit des Vertrags von der Genehmigung des Mannes ab; bis zur Genehmigung ist der andere Teil zum Widerruf berechtigt. Hat aber der andere Teil gewußt, daß die Frau Ehefrau ist, so kann er nur widerrufen, wenn die Frau der Wahrheit zuwider die Einwilligung des Mannes behauptet hat; er kann auch in diesem Fall nicht widerrufen, wenn ihm das Fehlen der Einwilligung bei dem Abschluß des Vertrags bekannt war. Ein einseitiges Rechtsgeschäft, durch das die Frau ohne Einwilligung des Mannes über eingebrachtes Gut verfügt, z. B. Kündigung eines Vermietungs-Vertrags, ist unwirksam.

Ist zur ordnungsmäßigen Besorgung der persönlichen Angelegenheiten der Frau ein Rechtsgeschäft erforderlich, zu dem die Frau der Zustimmung des Mannes bedarf, so kann die Zustimmung auf Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden, wenn der Mann sie ohne ausdrücklichen Grund verweigert.

Die Frau bedarf in einigen vom Gesetz aufgeführten Fällen, von denen hier die Annahme oder Ausschlagung einer Erbschaft oder eines Vermächtnisses und die Ablehnung eines Vertragsantrags oder einer Schenkung erwähnt sein mögen, nicht der Zustimmung des Mannes.

Das Recht, das dem Mann an dem eingebrachten Gute kraft seiner Verwaltung und Nutznießung zusteht, ist nicht übertragbar, mithin nicht pfandbar.

III. Schuldenhaftung.

Die Gläubiger des Mannes können nicht Befriedigung aus dem eingebrachten Gute verlangen, dagegen die Gläubiger der Frau jederzeit, auch während stehender Ehe, aber regelmäßig unter der Beschränkung, daß das eingebrachte Gut für eine Verbindlichkeit der Frau, die aus einem nach der Eingehung vorgenommenen Rechtsgeschäft entsteht, nur dann haftet, wenn der Mann seine Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft erteilt hat, oder wenn das Rechtsgeschäft ohne seine Zustimmung ihm gegenüber wirksam ist.

IV. Beendigung der Verwaltung und Nutznießung.

Die Frau kann auf Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung, abgesehen von dem Fall der Entmündigung des Mannes und ähnlichen Fällen, dann klagen:

1. wenn die Voraussetzungen zu der Klage auf Sicherheitsleistung vorliegen;
2. wenn der Mann seine Verpflichtung, der Frau und den gemeinschaftlichen Abkömmlingen Unterhalt zu gewähren, verletzt hat und für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts zu besorgen ist.

Nach der Beendigung der Verwaltung und Nutznießung hat der Mann das eingebrachte Gut der Frau herauszugeben und ihr über die Verwaltung Rechenschaft abzulegen.

V. Gütertrennung.

Für den im Anfang dieses § 2 gedachten singulären Fall und wenn in Folge der so eben gedachten Klage der Frau die Verwaltung und Nutznießung des Mannes

Digitized by Google

endigt, greift subsidiär und außerordentlich als zweiter gesetzlicher Güterstand die Gütertrennung ein.

In demselben hat der Mann den ehelichen Aufwand zu tragen. Zu dessen Bestreitung hat die Frau ihm einen angemessenen Betrag aus den Einkünften ihres Vermögens und dem Ertrag ihrer Arbeit oder eines von ihr selbständig betriebenen Erwerbsgeschäfts zu leisten.

Macht die Frau zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes aus ihrem Vermögen Aufwendungen, so ist im Zweifel anzunehmen, daß die Absicht fehlt Ersatz zu verlangen.

Überläßt die Frau ihr Vermögen ganz oder teilweise der Verwaltung des Mannes, so kann der Mann die Einkünfte, die er während seiner Verwaltung bezieht, nach freiem Ermessen verwenden, soweit nicht ihre Verwendung zur Bestreitung der Kosten der ordnungsmäßigen Verwaltung und zur Erfüllung solcher Verpflichtungen der Frau erforderlich ist, die bei ordnungsmäßiger Verwaltung aus den Einkünften des Vermögens bestritten werden. Die Frau kann eine abweichende Bestimmung treffen.

Nach dieser kurzen Darstellung des gesetzlichen ehelichen Güterrechts des bürgerlichen Gesetzbuchs lassen wir in

§ 3 einige kritische Bemerkungen

zu demselben folgen.

Während das römische Recht oder das System der Gütertrennung auf dem Standpunkt stehen, daß die Ehe und das Vermögen des Ehegatten zwei verschiedene Dinge seien, die nichts mit einander zu thun haben, hat das bürgerliche Gesetzbuch ein gesetzliches Eherecht normiert, das die Ehe und das Vermögen der Ehegatten konfundiert, und damit eine vermögensrechtliche Gesellschaft, bestehend aus Mann und Frau, sanktioniert. Aber diese Gesellschaft wird nicht etwa von dem Wohlwollen getragen, von dem eine gewöhnliche Handels- oder Erwerbs-Gesellschaft getragen wird, bei der an und für sich die Gesellschafter als gleichberechtigte Personen gedacht werden, sondern sie erscheint vielmehr als societas leonina, bei der der Löwenanteil dem Manne zufällt. Die Frau hat über das Vermögen des Mannes gar nichts, und der Mann über das Vermögen der Frau sehr viel zu sagen. Wenn man dieses System des ehelichen Güterrechts als Verwaltungsgemeinschaft bezeichnet hat — was übrigens das Gesetzbuch nicht thut —, so hat man dafür einen recht unzutreffenden Ausdruck erfunden.

Zunächst also geht Besitz und Verwaltung des Frauengutes auf den Mann über. Dabei kann aber die Frau eine Kautionsleistung für getreue Pflichterfüllung und ungeschmälerte Rückgabe des Empfangenen, wie sie bei Beginn der Verwaltung andere Verwalter zu leisten pflegen, von ihrem Manne nicht fordern; und damit ist jedenfalls die faktische Möglichkeit gegeben, daß der Mann Verfügungen der allerbedenklichsten Art über das Frauengut treffe. Ist er doch sogar von Rechts wegen befugt, ohne an die Einwilligung der Frau gebunden zu sein, über deren bares Geld zu verfügen, wie er will. Allerdings ist dem Mann die rechtliche Grenze gezogen, daß er eben ein Verwalter des Frauengutes ist: „der Mann hat das eingebrachte Gut ordnungsmäßig zu verwalten". Aber wie, wenn er es nicht thut? Freilich kann die Frau jederzeit Auskunft über die Verwaltung verlangen; freilich kann sie Ansprüche aus der Verwaltung, jedoch erst nach Beendigung der Verwaltung, gerichtlich geltend machen; freilich kann sie bei Beendigung der Verwaltung ungeschmälerte Rückgabe ihres Eingebrachten verlangen. Aber was hilft ihr all ihr theoretisches Recht, wenn am Ende der Verwaltung der Mann nichts hat?

Freilich verliert die Frau durch die Eheschließung nicht das Eigentum an ihrem Vermögen; aber sie verliert die Verfügungsfreiheit, indem sie ohne Einwilligung des Mannes nicht verfügen kann, selbst dann nicht einmal verfügen kann, wenn ihre Verfügung die Verwaltung und Nutznießung des Mannes gar nicht beeinträchtigen würde. Beispielsweise kann einer Frau sehr daran liegen, schon jetzt das Eigentum ihres ein-

Digitized by Google

gebrachten Landgutes ihrem Sohn zu übertragen, aber sie ist dazu ohne die Einwilligung ihres Mannes außer stande, wenngleich durch die Übertragung der nuda proprietas an den Sohn Verwaltung und Nutznießung des Mannes nicht im geringsten beeinträchtigt werden würden. Der Mann hingegen kann über das bare Geld und die verbrauchbaren Sachen der Frau, z. B. die Wertpapiere eines eingebrachten Bankgeschäfts, ohne Einwilligung der Frau verfügen. Und selbst da, wo der Mann zu seinen Verfügungen der Einwilligung der Frau bedarf, liegt die Sache doch immer so, daß der Mann als Verwalter die Initiative hat und die Frau auf ein Veto beschränkt ist.

Solchergestalt erleidet die Frau durch ihre Eheschließung großen Abbruch an ihrer Selbständigkeit; und die alte, vielleicht für jeden Winkel Deutschlands abgeschaffte Bevormundung des weiblichen Geschlechts ist für die deutschen Ehefrauen wieder zu blühendem Leben erwacht. Das bürgerliche Gesetzbuch gewährt mit der einen Hand dem weiblichen Geschlecht die Geschäftsfähigkeit und beschränkt sie mit der anderen Hand der verheirateten Frau; die selbständige Jungfrau wird durch Eheschließung eine unselbständige Ehefrau.

Geradezu wunderbar ist der Fall im Gesetz geregelt, daß Mann und Frau über den Abschluß eines Rechtsgeschäfts verschiedener Ansicht sind: der Mann ist stets zu dem Antrage berechtigt, daß die erforderliche Zustimmung der Frau durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werde; die Frau ist aber nur dann berechtigt, den Vormundschaftsrichter anzugehen, wenn das Rechtsgeschäft zur Besorgung ihrer persönlichen Angelegenheiten erforderlich ist. Setzen wir z. B. folgenden Fall. Unter den Kindern eines Ehepaares ist ein Sohn, der in arge pekuniäre Bedrängnis geraten ist. Die Frau ist der Meinung, daß, um ihm aufzuhelfen, ihm durchaus ein Kapital von 10000 Mark in die Hände gegeben werden muß, und wünscht, daß ihm das aus ihrem Eingebrachten gegeben werde. Der Mann ist anderer Meinung und widerspricht. An dem Widerspruch des Mannes scheitert ohne weiteres der Plan der Frau: sie kann den Vormundschaftsrichter nicht angehen, weil die Differenz mit ihrem Mann nicht ihre persönliche Angelegenheit betrifft, und muß es ruhig ansehen, wie ihrem Kinde mit ihrem Gelde nicht geholfen wird. Liegt dagegen die Differenz der Eheleute umgekehrt, will der Mann dem Sohn auf die angegebene Weise helfen, die Frau aber widerspricht, so kann der Mann die Sache zur Entscheidung des Vormundschaftsrichters bringen.

Außer diesem beschränkten Schutzmittel der Anrufung des Vormundschaftsrichters sind der Frau noch zwei Schutzmittel verliehen, die Klage auf Sicherheitsleistung bezw. Hinterlegung, und die Klage auf Gütertrennung. Bei beiden Klagen ist die Frau die beweispflichtige Partei, sie kann daher erst dann klagend auftreten, wenn Pflichtverletzungen des Mannes vorgekommen sind, welche dem Richter die Überzeugung verschaffen, daß die Sache so wie bisher unmöglich weiter gehen kann. Regelmäßig wird dem Richter diese Überzeugung nicht aus Einer Handlung des Mannes, sondern erst aus einer ganzen Reihe von Pflichtwidrigkeiten erwachsen können; und das bedeutet dann so viel, daß die Frau regelmäßig erst dann klagen kann, wenn sie den Schaden weg hat, keine wesentliche Hilfe mehr geschehen kann, mit anderen Worten, wenn es zu spät ist. Es mögen hier die Worte der Frau Dr. Emilie Kempin: „die Rechtsstellung der Frau" Seite 164 Platz finden:

„Wie nun die Ehegatten in Frieden und Eintracht weiter leben sollen, nachdem die Frau gegen ihren Mann Gütertrennung beantragt hat, ist nicht leicht einzusehen. Entweder sind die ihr in die Hand gegebenen Waffen stumpf, denn wenn sie um den Familienfrieden besorgt ist, wird sie lieber ihr Vermögen verlieren als Unfrieden heraufbeschwören, oder wenn sie für die eigene Existenz und die der Kinder ihre Vermögensinteressen wahren muß, richtet sie die Waffen gegen die eigene Brust. Was nützt es ihr, die Bruchstücke ihres Vermögens zu retten, wenn sie dadurch ihren Mann tödlich beleidigt? Wer das Leben und die menschliche Natur kennt, muß einsehen, daß das Begehren auf Sicherstellung sowohl als auch dasjenige auf Gütertrennung vernünftigerweise erst dann gestellt werden kann, wenn die Ehe ohnehin zerrüttet ist und die Ehegatten faktisch oder rechtlich getrennt leben oder zu einer Trennung schreiten wollen. Werden die sogenannten Sicherungsmittel der Ehefrau in nicht zerrütteter Ehe angewandt, so führen sie die Zerrüttung fast ausnahmslos herbei."

Unbedenklicher als die ehemännliche Verwaltung dürfte die ehemännliche Nutznießung sein. Der Mann erwirbt zur Ausgleichung dafür, daß er den ehelichen Auf-

Digitized by Google

wand zu tragen hat, die Erträgnisse des Frauenguts zu Eigentum. Aber darauf mag doch hingewiesen sein, daß solchergestalt der Mann möglicherweise ein Vermögen erwirbt und dann bei kinderloser Ehe Erträgnisse des Frauenguts an Verwandte des Mannes vererben, also in fremde Kanäle geleitet werden.

Zum Schluß sei noch besonders hingewiesen auf die große Gefahr, die für die Frau mit dem Eintritt in das gesetzliche eheliche Güterrecht um dessenwillen verknüpft ist, weil durch ihn nicht nur ihr gegenwärtiges, sondern auch ihr zukünftiges Vermögen der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen wird. Das erstere mag die Frau zur Zeit ihrer Verheiratung überschauen; das letztere aber ist von dem Schleier der Zukunft verdeckt. Und dennoch disponiert sie durch Eingehung der Ehe stillschweigend darüber zu Gunsten eines Mannes, von dem sie im Zeitpunkt der Verheiratung häufig noch nicht mit Sicherheit weiß, daß er allen Versuchungen und Stürmen des Lebens gewachsen sein werde.

§ 4. Der Ehevertrag.

Das in § 2 dargestellte, in § 3 beleuchtete gesetzliche eheliche Güterrecht tritt nur dann, dann aber immer, in Kraft, wenn nicht die Verlobten durch einen Ehevertrag ein anderes Recht festgesetzt haben. Der Ehevertrag ist ihnen das Mittel, durch das sie ihre güterrechtlichen Verhältnisse ordnen können, wie sie wollen. Sie sind materiellrechtlich durch das Gesetz in nichts beschränkt.

Von den vertragsmäßig möglichen Güterbeständen hat das bürgerliche Gesetzbuch drei gesetzlich bis in das einzelne geordnet.

Diese sind die allgemeine Gütergemeinschaft, die Errungenschaftsgemeinschaft und die Fahrnisgemeinschaft. Wird durch Ehevertrag einer dieser drei Güterstände festgesetzt, so gelten für ihn die vom Gesetz für ihn gegebenen Regeln.

Es kann ferner durch Ehevertrag die Gütertrennung festgesetzt werden, die auch dann eintritt, wenn durch Ehevertrag die Verwaltung und Nutznießung des Mannes ausgeschlossen oder die allgemeine Gütergemeinschaft, die Errungenschaftsgemeinschaft oder die Fahrnisgemeinschaft aufgehoben ist, sofern sich nicht aus dem Vertrage ein anderes ergiebt. Für diesen Güterstand der Gütertrennung gilt dann das Recht, das als subsidiäres Güterrecht bei der Verwaltung und Nutznießung des Frauenguts durch den Mann in § 2, V dargestellt ist.

Unter einem fünften vertragsmäßigen Güterstande können wir Sonderbestimmungen der Eheschließenden subsumieren. Sie könnten z. B. festsetzen, daß sie zwar in dem gesetzlichen Güterrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs leben, jedoch alles Vermögen der Frau, gegenwärtiges und zukünftiges, mit alleiniger Ausnahme der Aussteuer der Frau, Vorbehaltsgut sein solle; dann haben sie die Dotalehe des römischen Rechts mit der alleinigen Modifikation, daß die Aussteuer nach den Regeln des bürgerlichen Gesetzbuchs über den gesetzlichen Güterstand, nicht nach den Regeln des römischen Dotalrechts behandelt werden würde.

Gegenüber dieser materiellen Freiheit der Eheschließenden, ihre Güterverhältnisse zu regeln, wie sie wollen, kommen aber folgende formelle Vorschriften des Gesetzbuchs in Betracht, deren Nichtbeachtung die Nichtigkeit des Ehevertrags zur Folge hat:

1. Der Güterstand kann nicht durch Verweisung auf ein nicht mehr geltendes oder auf ein ausländisches Gesetz bestimmt werden; jedoch mit der Ausnahme, daß, wenn der Mann zur Zeit der Eingehung der Ehe oder, falls der Vertrag nach der Eingehung der Ehe geschlossen wird, zur Zeit des Vertragsabschlusses seinen Wohnsitz im Ausland hat, die Verweisung auf ein an diesem Wohnsitz geltendes Güterrecht zulässig ist.

2. Der Ehevertrag muß bei gleichzeitiger Anwesenheit beider Teile vor Gericht oder vor einem Notar geschlossen werden. Mündlicher Abschluß des Ehevertrags oder Fixierung des Ehevertrags mittelst einfacher Schrift, oder der Umstand, daß die Eheleute eine gewisse längere Zeit hindurch in einem vertragsmäßig festgesetzten Güterstande gelebt haben, sind wirkungslose Dinge.

Digitized by Google

In betreff der Wirkung der Eheverträge gegen Dritte bestimmt das Gesetz:

Wird durch Ehevertrag die Verwaltung und Nutznießung des Mannes ausgeschlossen oder geändert, so können einem Dritten gegenüber aus der Ausschließung oder der Änderung Einwendungen gegen ein zwischen ihm und einem der Ehegatten vorgenommenes Rechtsgeschäft oder gegen ein zwischen ihnen ergangenes rechtskräftiges Urteil nur hergeleitet werden, wenn zur Zeit der Vornahme des Rechtsgeschäfts oder zur Zeit des Eintritts der Rechtshängigkeit die Ausschließung oder die Änderung in dem Güterrechtsregister des Amtsgerichts, in dessen Bezirk der Mann seinen Wohnsitz hat, eingetragen oder dem Dritten bekannt war.

§ 5. Schluß.

Das sind die Worte, die ich mit besonderem Nachdruck an die Braut richten möchte, die in dem Gebiet des bisherigen römischen Dotalrechts nach dem Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuchs zur Eheschließung schreiten will. Die Zeiten haben sich bis dahin geändert. In den Gebieten des römischen Dotalrechts war es, wenigstens unter den höheren Ständen, wohl allgemeine Übung, daß Verlobte die Regelung ihrer demnächstigen ehelichen Güterverhältnisse gar nicht besprachen, und diese Übung war unbedenklich. Denn sie hatte lediglich die Folge, daß die Aussteuer der Braut Dotalgut wurde, während ihr sonstiges Vermögen durch die Eheschließung gar nicht berührt wurde. Unter der Herrschaft aber des gesetzlichen Güterrechts des bürgerlichen Gesetzbuchs giebt es gar vieles, was die Braut zu bedenken hat.

Frauenbewegung im 17. und 18. Jahrhundert.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Wir sind gewohnt, die Frauenbewegung als eine Erscheinung des modernen Lebens anzusehen. Die Erklärung der Menschenrechte in der französischen Revolution enthält ihr großes soziales Programm. Für die deutsche Frau bedeutet dies Programm die Verwirklichung des Humanitätsideals, das die klassische Dichtung ihr gezeigt. Die für das moderne Geistesleben charakteristische Verfeinerung und Bereicherung des Sinnes für psychologische Nuancen führt zur Entdeckung weiblicher Eigenart, und der moderne Individualismus lehrt die Frau an die Berechtigung dieser Eigenart glauben und Raum für ihre Entfaltung fordern. Ausschlaggebend für die Breite und den Charakter der Bewegung wirken schließlich von außen her die wirtschaftlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts. Mit all diesen modernen Elementen ist die Frauenfrage für uns untrennbar verbunden.

Adalbert von Hanstein führt uns in dem kürzlich erschienenen ersten Band seines Buches: Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts [1]) zurück in die Zeit vor der französischen

[1]) Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts von Dr. Adalbert von Hanstein. Erstes Buch. In der Zeit des Aufschwunges des deutschen Geisteslebens. Leipzig, Verlag von Freund u. Wittig, 1899.

Digitized by Google

Revolution, vor dem Erwachen des modernen Geistes in der Nationallitteratur, und er entdeckt uns eine Frauenbewegung in Deutschland auf der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, — ohne soziale Forderungen, ohne psychologische Vertiefung oder tiefere ethische Motive, philiströs in der Betrachtung ihrer Ziele, grob in der Anwendung ihrer Mittel, eine nüchterne, aber thatkräftige und weite Kreise erregende Bildungsbewegung, eingeleitet und mit schulmeisterlichem Wohlwollen und gönnerhaftem Eifer unterstützt von der deutschen Gelehrtenwelt.

Und auch diese allgemeine Bewegung hat noch ihre einzelne Vorkämpferin, von sehr andersartigem Charakter allerdings; sie erscheint auf dem Hintergrunde des seltsam ringenden 17. Jahrhunderts. Der deutsche Geist, noch unter dem Bann der eben erlebten, gewaltigen religiösen Erschütterungen, schreckt noch zurück vor den letzten Konsequenzen einer Aufklärung, die er doch mit ganzer Energie suchte. Mit Baco von Verulam ist die mittelalterlich aristotelische Naturphilosophie zusammengesunken, die Entdeckungen eines Galilei, Keppler, Toricelli, Guericke, Harvey und Boyle öffnen der Wissenschaft eine Welt der Thatsachen, die im kräftigen Mittagssonnenschein des realen Lebens blendend, verwirrend und doch lockend an dem deutschen Geiste ihre Macht zu erweisen beginnt. Aber noch webt Jakob Böhme in der stillen, dämmerigen Schusterstube aus den seltsamen Reflexen einer halb kindlich naiv, halb spekulativ betrachteten Zeit, aus kühnen Träumen und inneren Offenbarungen eine wunderbare, mystische Welt, und das deutsche Gemüt, erkältet von dem herrschenden Realismus in Wissenschaft und Leben, sucht Befriedigung in dem weichen, sinnlich mystischen, „südländischen Zauber jener Stimmungen, die der Neukatholizismus geweckt. Und draußen Kriege und Kriegsgeschrei; ein wild bewegtes Auf und Nieder von Schuld und Schicksal, blinder Wut und schlauer Berechnung, wildem Fanatismus und frecher Glaubens- und Sittenlosigkeit, von glückstrunkenem Ehrgeiz und hilflos klagendem Elend.

Als eine seltsame Zeugin dieser seltsamen Zeit erscheint eine deutsch-niederländische Gelehrte, Anna Maria von Schürmann. In dem vornehmen, wohlhabenden Hause eines adligen, gelehrten Niederländers wächst sie auf. Mit luxuriöser Sorgfalt werden alle ihre künstlerischen und wissenschaftlichen Anlagen unter der Anleitung des stolzen Vaters ausgebildet und ihr Wissensdrang befriedigt, in welcher Richtung er sie auch führt. Sie lernt elf Sprachen, darunter Syrisch, Arabisch und Chaldäisch und wird als ein „Wunder des Jahrhunderts" von ihrer wissensdurstigen Zeit willig anerkannt und angestaunt. Zweifel an ihrem Können, Einwände gegen die Berechtigung dessen, was sie zu ihrem Lebensinhalt gemacht hatte, ihrer weiblichen Bestimmung gegenüber, werden ihr kaum entgegengetreten sein; sie ist außergewöhnlich in den Augen ihrer Zeit, aber daß sie unweiblich sei, ist noch niemanden eingefallen; im 17. und 18. Jahrhundert urteilt man noch ganz unbefangen.

So trägt die Polemik ihrer lateinischen Abhandlung „über die Geeignetheit des weiblichen Geistes zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Künsten" nur den einer wissenschaftlichen Disputation entsprechenden Charakter; es kommt ihr nur darauf an, ihre Thesen gegen die angenommenen Einwürfe der Gegner durch die Zahl und Beweiskraft ihrer Argumente stützen zu können, ohne darüber hinaus ein starkes Interesse an ihrer praktischen Durchführung zu haben. Mit umständlicher Gewissenhaftigkeit entwickelt sie erst alle Begriffe, die sie zur Darstellung ihrer Ansichten gebraucht, und dann verteidigt sie die These ihres Themas mit vierzehn Argumenten, die nach scholastischem Schema in Ober- und Untersatz geteilt werden, und denen sich

Digitized by Google

dann ein wohlgesetzter Schluß mit dem vorschriftsmäßigen ergo anschließt. Die Argumente verraten den Geist der Zeit. Sie fordert Wissen für die Frau, weil es größere Liebe und Verehrung gegen Gott weckt und gegen die Trugschlüsse der Haeretiker wappnet. Sie will dem verwirrten Ringen der Meinungen in ihrer Zeit nicht hilflos und urteilslos gegenüberstehen. Eins der Argumente zeigt individuellere Färbung und läßt uns, besonders wenn wir ihre späteren Lebensschicksale dazu in Beziehung setzen, hinter der schwerfälligen, scholastischen Form ein Stück ihres Wesens sehen. „Da die Frauen eine schwächliche und zur Unbeständigkeit neigende Veranlagung des Geistes und Temperamentes besitzen, so bedürfen sie als eines Gegengewichtes am dringendsten einer gründlichen und andauernden Beschäftigung, die sie am besten in den Wissenschaften und Künsten finden können." In ihrem Bildungsdrang ist etwas wie Angst, sich gegen sich selbst zu schützen. Gegen den Einwurf, daß der weibliche Geist für das Studium zu schwach sei, macht sie geltend, daß ein heroicum ingenium zum Studium gar nicht erforderlich sei, eine Einsicht, die in ihrer Freiheit von Gelehrtendünkel dem „Wunder des Jahrhunderts" vielleicht hoch anzurechnen ist; und den Einwand, daß die Weiber ja im allgemeinen gar keine Neigung zu den Wissenschaften zeigten, erklärt sie erst dann für berechtigt, wenn „man das weibliche Geschlecht mit den besten Gründen und Mitteln zum Ergreifen ernster Studien anzureizen versucht habe". Vermutlich hätte sie sich nicht träumen lassen, daß ihre Dissertation in diesem Punkte noch nach 250 Jahren zeitgemäß sein würde. Eine praktische Verwendung gelehrter Kenntnisse findet sie nur in „dem ökonomischen Beruf" der Frau möglich, ihr kommt es auch vor allem auf die rein spekulativen Studien an, aber sie geht doch bis zu der Behauptung, wenn die Frau auch nicht in Ämtern ersten Ranges Beschäftigung finden könne, so könnte das doch in untergeordneter Weise oder gleichsam privatim geschehen. —

Das Hansteinsche Buch bringt das Bild der Maria von Schürmann: ein zartes Gesicht von etwas eckigen Umrissen, aber fein geschnittenen Zügen, und einem nachdenklichen, fast träumerischen Ausdruck in den ungewöhnlich großen, klugen, dunklen Augen. Wir erkennen in diesem Gesicht neben den Spuren ernster Gedankenarbeit eine weiche, erregbare Natur, und wir verstehen, wie Anna von Schürmann dem mächtigen Zug der Zeit zum Mystizismus verfallen konnte. Ihr Schicksal ist typisch für die Menschen jener Epoche, wenn auch nicht als Frauenschicksal. Nach einer glänzenden Jugend, die sie, ihrer geistigen Bedeutung entsprechend, als Mittelpunkt eines vornehmen und gelehrten Kreises, weithin bewundert, in wissenschaftlicher Arbeit und künstlerischem Genuß verlebt, schließt sie sich als gereifte Frau mit glühender Verehrung an Jean de Labadie an, folgt ihm in Flucht und Verbannung und findet mit ihm Schutz und Verständnis bei der Prinzessin Elisabeth, der gelehrten Tochter der ehrgeizigen Winterkönigin, die ein dem Studium des Descartes gewidmetes Leben als Äbtissin von Herford und als Verehrerin und Beschützerin des schwärmerischen Wanderpriesters und seiner Sekte beschließt und wie Anna Maria das bessere Teil erwählt zu haben glaubt. Daß die „Schürmännin" unter den Wirren in Wissenschaft und Leben ein Opfer jener unbezwinglichen, heimlichen Seelenangst geworden, die, noch künstlich gesteigert in den zahlreichen Sekten, ihre Zeit erregt, bleibt für ihre praktisch verständigen Nachfolgerinnen in der Frauenbewegung ein Stein des Anstoßes, und fast immer, wo sie zum Ruhm ihres Geschlechtes genannt wird, geschieht es mit einem mißbilligenden Seitenblick auf das Ende ihres Lebens.

Digitized by Google

Zeigt doch schon das Ende des 17. Jahrhunderts ein ganz anderes Bild. Die Nachwehen jenes kaum zum Austrag gekommenen Kampfes zwischen Glauben und Wissen zeigen sich nur noch hier und da in einzelnen großen, tiefer angelegten Naturen, auch in Frauen, aber die Symptome sind schon andere, modernere. Die Verachtung der Welt und ihrer äußeren und geistigen Schätze äußert sich jetzt in Skepsis und Ironie, statt in mystischer Phantastik. Wir finden diese Züge schon sehr deutlich bei der Nichte jener Elisabeth, der ersten preußischen Königin Sophie Charlotte, die zum Ärger ihres eitlen Gemahls die bedeutungsvollste Stunde seines Lebens dadurch entweiht, daß sie während des feierlichen Krönungsaktes gleichmütig eine Prise nimmt; deren Zweifel Leibniz durch seine Theodicee, zu der sie ihn anregt, nicht zu zerstreuen vermag, und die mit den Worten stirbt: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt, meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts; und dem Könige, meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun!"

Aber in weiteren Kreisen geht das Faustsehnen einer größeren Zeit unter in dürrer Pedanterie und nüchterner Verständigkeit. Der deutsche Spießbürger, stumpf gegen Probleme, die eine tiefer erregte Generation sich unter Angst und Zittern zu lösen gemüht, strebt nach nützlichem Wissen und wohlanständiger Tugend und freut sich, wie er's bei seiner anstudierten, halbtoten Bücherweisheit doch so herrlich weit gebracht. Er führt ein geistiges Leben herauf, erschreckend arm an Nuancen, konventionell und doch nicht frei von Roheit, voll tüchtigen Fleißes und besten Willens, aber kläglichen Resultaten. In diesem hölzernen Bildungsphilistertum entwickelt sich eine kräftige, weit verbreitete Frauenbewegung. Diese, besonders in ihren Ausgangspunkten, ehe sie in das Zeichen der Gottschedschen Gönnerschaft und damit in Beziehung zu den weiterhin bekannten Geistesströmungen jener Zeit tritt, entdeckt und beleuchtet zu haben, ist ein Hauptverdienst jenes ersten Bandes des Hansteinschen Buches; die Benutzung wenig gekannten, jedenfalls aber unter diesen Gesichtspunkten noch nicht verwerteten Materials macht diesen Abschnitt seiner Darstellung am interessantesten. Nur einzelnes sei zur Charakteristik dieser Zeit herausgegriffen.

Zur Diskussion wird die Frauenfrage zuerst durch Männer gebracht, immer nur als Bildungsfrage. Der selbstgefälligste Streber des Pegnitzordens, Floridan-Betulius, eröffnet sie — ein seltsamer Gegensatz zu Anna Maria Schürmanns strengen Argumentationen — in einem Hochzeitsgedicht zu Ehren zweier Mitglieder des Pegnitzordens. Von den Schäfern und Schäferinnen wird die Frage in dem Ton der Harsdörfferschen Gesprächsspiele erörtert.

Nachdem ein ritterlicher Schäfer behauptet, „daß das Weib dem Mann außer dem Geschlechtsunterschied allerdings gleich erschaffen; daß die Weibliche Schönheit ein Zeuge und Anzeig sey des darinn-wohnenden allerschönsten Geistes," spricht ein anderer die verschmitzte Vermutung aus: „Es scheint, Gott habe das Weib allein darum dem Manne unterworfen, weil er wußte, was hohen Verstand er ihr eingepflanzet, und damit vorkommen wollen, daß sie solchen nicht ferner, wie im ersten Sündenfall geschehen, mißbrauchen, noch sich dessen überheben möchte." Die Weisheit des Alcidor wird aber von den Schäferinnen lebhaft bestritten. Eine macht die geschmackvolle Bemerkung: „Du verfährest mit uns wie mit den Reudigen: da auf die Wollust des Krauens der Schmerze folget," und eine andere empfindet es als eine lächerliche Un-

Digitized by Google

gerechtigkeit, „daß man uns also des ersten Weibes Gebrechlichkeit vorrucket," denn die Männer sind auch keine Engel, und die Erfahrung neben den alten und neuen Zeitgeschichten bezeuge, daß „die Männer zehenmal mehr sündigen als die Weiber." Diensteifrig bestätigen ihnen ihre Kavaliere, daß allerdings in der Bibel den wenigen sündhaften Weibern ein großer Haufen gottloser Männer gegenüberstehe, daß auch heutigen Tages die Buben auf den hohen Schulen nichts lernen als Bosheit, Fluchen, Saufen und Raufen, wohingegen die Töchter zu Hause bleiben in Eingezogenheit, „werden von ihnen selbst Ehrbar, Züchtig und Tugendhaft und zeigen sich vollkommen, wann ihre Brüder noch tumme Kälber sind." Gegen diese bedenkliche Huldigung, daß die Frauen „von ihnen selber" vollkommen werden sollen, wendet sich resolut die Schäferin Dorilis, die die Vollkommenheit der Frauen entschieden bestreitet und in längerer Rede sich energisch beklagt, daß man die Fähigkeit der Frau „in der Blüte sterbet" und manch eine gezwungen wird, eine Martha zu werden, die doch etwan lieber Maria sein möchte. Auch Tugendhaftigkeit kann man von dem Weibe billig nicht verlangen, „wann man ihr das Lesen der Bücher verbietet, aus welchen die Tugend muß erlernet werden." Die Rede der Dorilis macht Eindruck. Das letzte Bedenken Alcidors, die Weiber möchten dessen, was Gutes von ihnen geredet und gesungen, sich überheben, da doch der Hochmut ein Erblaster des weiblichen Geschlechtes sei von Eva her, wird zerstreut durch die Beteuerungen der Schäferinnen, daß die Weisheit sie nur zur Demut, dem Ziele des Weibes, führen solle.

Floridan-Betulius zeigt sich aber auch durch die That als Gönner des gelehrten und — was in der Zeit unumgänglich dazu gehört — dichtenden Frauenzimmers. Im Jahre 1671 krönt er Gertraud Mollerin zur Dichterin, kraft seines Amtes als kaiserlicher Pfalzgraf, in Anerkennung für ihrer „Lieder Pracht," wie ein ebenfalls gekrönter Dichter „der zehnten Muse" seiner Zeit, dem „sondren Wunder ihres Standes," in einem begeisterten Carmen versichert. Es ist ein Zeichen der erschreckenden Öde der Zeit, des verzweifelten Vorliebnehmens mit allem, was sich bot, wenn dieser „Lieder Pracht" sich darstellt als eine Reihe von entsetzlich prosaischen „Klag- und Trostschrifften" an vornehme Personen mit dem sinnigen Motto:

Ein Kaddig Strauß wird nicht bewegt,
Wenn eine rauhe Luft sich regt,
Die höchste Ceder, die man findt,
Trifft allemal der Nordenwind.

Als die Mollerin ihr Leben, wie ihr Biograph berichtet, auf 63 Jahre, vier Monate und drei Tage gebracht hatte, starb sie und wurde auf Kosten des ersten preußischen Königs, dessen Krönung sie einst unterthänig verherrlicht, „standesgemäß" begraben.

Das wohlwollende Interesse der Männer an der Entwicklung weiblicher Fähigkeiten zeigt sich denn auch auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung. Ein Mitglied des Pegnitzbundes, der gelehrte Paullini, schreibt zum Ruhm der Frauen sein: „Hoch- und Wohlgelahrtes Teutsches Frauenzimmer", ihm folgt Eberti: „Eröffnetes Kabinet des gelehrten Frauenzimmers, darinnen die berühmtesten dieses Geschlechtes umbständlich vorgestellet werden", eine Abhandlung, in der er nach weitläufigen Untersuchungen über die Beurteilung der Frau bei den verschiedenen Völkern zu der verwunderten Frage kommt, woher man nur zu solchen Unterscheidungen zwischen Mann und Weib gekommen sei. Seine sehr verständige Meinung geht dahin, daß es bei den Weibern sei wie bei den Männern, sie taugen nicht alle. „Sie haben auch in den Gliedern,

Digitized by Google

in denen die Kräfte der Seele sich äußern, nicht den geringsten Unterscheid. Ihr Kopf stehet ihnen ebenda, wo den Männern, und ihr Gehirn darinnen liegt eben auf diese Weise wie unseres in seinen Schranken." Das berühmteste Buch aber auf diesem Gebiet ist das von Lehms: „Teutschlands galante Poetinnen." Lehms steht nicht an, die „Philosophi" Demokritos, Euripides, Aristoteles und andere ungewaschene Mäuler zu nennen, da sie so ridikule Urteile von diesem liebenswürdigen Geschlecht gemacht hätten, daß er sich nicht durch Anführung derselben einen Ekel verursachen wolle. Alle drei Verfasser kommen darin überein, daß allen Gefahren einer wissenschaftlichen Emanzipation der Frauen durch eine sorgfältige „Aufziehung" vorgebeugt sein würde. Alle betrachten als Vertreter einer aufgeklärten Zeit mit mitleidiger Überlegenheit alle Vorurteile gegen die Bildungsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes als mittelalterliche Finsternis, und keiner versäumt, über den läppischen Theologenstreit, ob die Weiber Menschen seien, noch einmal besonders zu hohnlächeln.

Interessant ist nun die Aufnahme des Kampfes um ihr Recht auf Bildung durch die Frauen selbst, wie wir sie teils in Gottscheds Frauenzeitung „die vernünftigen Tadlerinnen", teils in der immer mehr anwachsenden Litteratur aus Frauenkreisen verfolgen können. Hanstein bringt eine Fülle mehr oder weniger bekannter Namen aus den Gottschedschen Beziehungen, zum Teil von vorwiegend litterarischer Bedeutung. In der Reihe der bildungsdurstigen, thatkräftigen Frauen, die diese Namen repräsentieren, erregt die Zieglerin als die Vertreterin der „radikalen Linken" in der neuen Bewegung der gemäßigten Gottschedin gegenüber, besonderes Interesse. Ihr Porträt zeigt ein scharf geschnittenes Gesicht mit hoher Stirn, stark gebogener Nase, einem kräftigen Kinn und einem sarkastischen Zug um den Mund, der den Ausdruck des ganzen Gesichtes bestimmt. Etwas eigentümlich Herbes liegt auch in der Art, wie sie die dargebrachten Huldigungen aufnimmt. Ihre Antrittsrede in der „deutschen Gesellschaft" in die sie auf Gottscheds Bemühungen wegen ihrer „Versuche in gebundener Schreibart" aufgenommen wurde, zeigt, daß sie sich über die konventionell gewordene, galante Übertreibung der Männer, die sich nun einmal den Kampf für die Bildung der Frauen zum Ziel ihres Ehrgeizes gesetzt, keine Illusionen macht. Vielleicht glaubt sie auch nicht sehr an die Uneigennützigkeit dieser Bemühungen. Sie spricht von der „Großmut und ganz ausnehmenden Gütigkeit, so die Gelehrten insgemein gegen weibliche Schriften blicken zu lassen pflegen. Sie schmeicheln unsern Blättern durch Ihren höflichen Beifall und nehmen die allerschlechtesten und gemeinsten Kräuter, so auf unsern Feldern hervorkeimen, vor die schönsten Balsamstauden an." Daß sie in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit bereits Widerstand erfahren, zeigt die scharfe Bemerkung: „Schrecket Euch nicht, ihr hochdeutschen Musen, der bisher verspürte Haß und Neid ab, welcher meiner Feder nachgeschlichen? Mit was für ausbündigen Beweisgründen spricht man nicht hier und da dem sämtlichen deutschen Frauenvolk die Fähigkeit und Geschicklichkeit, gelehrten Wissenschaften nachzuhängen, ernstlich ab? Beherzigen Sie, was Sie thun, meine Herren!" Außerordentlich kräftig tritt sie den abfälligen Urteilen über die Promotion der Maria Bassi in Bologna 1732 entgegen:

Denkt nicht, als müßte Pallas nur
Vor Männer Ehrenkleider weben.
Meint Ihr, Euch hätte die Natur
Das Recht dazu allein gegeben?
— — Sagt, wie viel Sinne habet Ihr?
Zählt sie nur selbst: Nicht mehr, als wir u. s. w.

Digitized by Google

Eine Anerkennung durch eine Universität sollte aber die Zieglerin selbst erfahren. Die Präliminarien dazu sind allerdings nicht gerade schmeichelhaft für die Gefeierte. Da schreibt der Dekan der philosophischen Fakultät zu Wittenberg an Gottsched: „Vielleicht wüßten Euer Hochedelgeboren auch etwan jemanden, der die lauream poeticam

Aus: Adalbert von Hanstein, Die Frauen in der Zeit des Aufschwunges des deutschen Geisteslebens. Leipzig, Freund und Wittig.

annähme, wozu wir doch hier noch dann und wann einen Liebhaber gefunden, zumal sich die Kosten nur auf 14 Thaler belaufen." Gottsched hat den ingeniösen Einfall, die Zieglerin die 14 Thaler bezahlen zu lassen; sein Vorschlag wird angenommen, und die Zieglerin wird von dem Wittenberger Dekan — aber in ihrer eigenen Wohnung in Leipzig — eigenhändig gekrönt. 39 Lobgedichte in 5 verschiedenen Sprachen huldigen ihr, darunter eins von den Magistern, die mit ihr zugleich promoviert haben, und

Digitized by Google

eins, das sich der Rektor der Wittenberger Universität anscheinend mit heißem Bemühen abgequält hat.

Die Zieglerin sollte sich ihres Ruhmes nicht ungestört freuen. Im Anhang der „singenden Muse an der Pleiße" erschien 1736 ein sangbares Spottgedicht auf die studierenden Frauen, das bald in aller Mund war. Seine Leichtfertigkeit empörte die ehrsame Zieglerin, die schon zum zweiten Mal Witwe und gerade im Begriff war, sich zum dritten Male zu vermählen, derartig, daß sie ihr gröbstes Geschütz auffahren ließ zur Vernichtung ihrer lachenden Feinde:

Du weltgepriesenes Geschlecht,
Du in dich selbst verliebte Schar,
Prahlst allzusehr mit deinem Recht,
Das Adams erster Vorzug war. — —
Kommt her und tretet vor den Spiegel,
Und sprechet selbst, wie seht ihr aus?
Der Bär, der Löwe, Luchs und Igel
Sieht bei euch überall heraus u. s. w.

Später kommt sie dann aber selbst zu der Einsicht, daß es „bessere und edlere Rachbegierde sei, daß man solchen auffallenden und beißigen Tieren durch sein kluges Stillschweigen wehe thun will."

Man darf der Zieglerin die Plumpheit ihrer Ausdrücke nicht sehr übel nehmen; man braucht nur die Lustspiele der Gottschedin zu lesen, um zu sehen, wie viel Roheit die ganze Zeit unter der Maske der Konvention verbarg. Sie ist im Grunde von dem tüchtigsten Streben nach Bildung beseelt, und wir dürfen ihr glauben, wenn sie versichert, daß nicht Ehrgeiz und Gewinnsucht, sondern die Absicht, „weiser und gesetzter zu werden," sie zum Studium trieb.

Die Zieglerin ist eine besonders charakteristische Gestalt aus dieser Frauenbewegung des 18. Jahrhunderts. Aus der Darstellung Hansteins treten uns noch eine ganze Anzahl anderer, diesem Kreise angehörender, wie die Gottschedin, die Zäunemännin, die Neuberin, lebensvoll entgegen. Gegen diesen Hauptteil des ersten Bandes stehen die folgenden Kapitel über Klopstocks, Gleims, Wielands Beziehungen zu Frauen, ebenso die über Goethes Mutter und ihren Kreis an Einheitlichkeit der Darstellung und psychologischer Schärfe entschieden zurück. Wir dürfen gespannt sein, wie der Verfasser die feineren psychologischen Aufgaben, die ihm die Analyse des weiblichen Geisteslebens der folgenden reicheren Zeit stellt, in dem in Aussicht stehenden zweiten Bande seines Werkes lösen wird.

Digitized by Google

Maisa Jons.

Roman

von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 297.)

V.

„Maisa . . . Maisa, das ist ein drolliger Name! — Von jetzt ab will ich Sie bloß noch Maisa nennen, — ja, wenn wir allein sind — sonst —"

Das klang ihr in den Ohren, seit sie sich das letzte Mal getrennt hatten . . .

Maisa war jetzt im April mehrmals mit ihm im Theater gewesen, und er hatte auch einmal draußen gewartet, bis sie am Abend von Tranems kam, wo sie genäht hatte, und hatte ihr den ganzen Anfang erzählt, so daß es war, als hätte sie den ersten Akt auch gesehen . . . Sie bekam auch Zeitungen von ihm geliehen, wenn er etwas über die Stücke geschrieben hatte. Er hatte sie in der Tasche und fragte immer das nächste Mal: „Nun, was denken Sie drüber, Mamsell Jons?"

Sie wagte ja nicht weiter drauf zu antworten; aber nicht etwa, weil sie nicht genug daran studiert hatte. Denn das war ihr Vergnügen, worauf sie sich freute; sie kam des Abends kaum ins Bett, so saß sie und las, — besonders wenn sie selbst mitgewesen war und es gesehen hatte . . .

Er konnte sich ja so schön ausdrücken und das Gefühl mitsprechen lassen, — wenn er auch dazwischen einen oder den andern Schauspieler noch so scharf durchnahm. Die Menschen konnten einem leid thun; — und das hatte sie ihm gerade heraus gesagt. Aber dann kam er damit, daß so einer das ganze Theater, — viele hundert Menschen um etwas betrog, worüber sie hätten lachen oder weinen und das sie innerlich hätten empfinden sollen, — „Sie auch, Mamsell Jons, — so daß Sie etwas gehabt hätten, woran Sie sich erinnern konnten; — aber statt dessen saßen Sie wohl und unterdrückten ein Gähnen" . .

Sollte er so einen nicht vornehmen, der sich nicht so ins Zeug legen konnte, daß Feuer in die Sache kam! — — Vor allem fehlte es daran, daß das Publikum einsah, daß es betrogen wurde.

— Aber er selbst war ja auch nur einer, der da betrog und ums tägliche Brot schrieb! behauptete er, — ja, wenn er ein richtiger Kritiker gewesen wäre. — — So aber mußte er jedenfalls sehen, so gut wie möglich zu betrügen. —

Aber wahrhaftig, soviel begriff sie nun, daß es nicht nur Vergnügen und Spaß war, Schauspieler zu sein, es war gewiß recht schwer. — — —

Du liebe Zeit, sie durfte garnicht daran denken, wie es werden würde, wenn er etwa jetzt zum Sommer hier ausziehen müßte!

So öde und leer wie es dann wieder sein würde! . . .

Sie hatte nie solch eine Zeit durchlebt wie jetzt, — soviel Vergnügen, und für jeden Tag hatte sie soviel zu denken —

Aber es sah wirklich aus, als ob das Schlimmste drohte, — die Miete, das wußte sie von Frau Thorsen, stand nun schon im dritten Monat aus; — sie war gewiß nicht unvernünftig, sagte sie, aber eine arme Witwe mußte doch danach sehen, ein bißchen Sicherheit zu haben, und wäre er nicht so ein ordentlicher und fleißiger Mensch, so hätte sie schon nicht so lange Geduld gehabt. — —

— Maisa kam am Abend von Tranems nach Hause und sah, er ging dort auf der Brücke und bohrte und bohrte mit dem Stock; er wollte gewiß in die Stadt gehen.

Digitized by Google

Er sah sie an, als ob seine Gedanken wo anders wären, und nickte nur guten Abend, als sie vorbei ging.

„Maisa!" — hörte sie gleich danach hinter sich, — „ich komme wirklich auf den Gedanken, daß die Welt doch nicht so ganz verdrießlich ist, das that mir heute Abend gerade not, — Sie haben etwas so Rasches und Lebenskräftiges an sich, — — es ist so erfrischend, Sie ankommen zu sehen, wie Sie, den Kopf voran, vorwärts eilen; ich warte immer drauf, was unter den Brauen steckt, wenn Sie die Augen aufschlagen. — — — Der Mensch braucht ab und zu mal einen, der soviel wert ist, wie ihrer zehn, sehen Sie. —

— Und da schlüpfen Sie in die Thür, — ja, das ist nun nicht so vergnüglich. Ich muß an so einen Schneidervogel denken, der ein- und ausfliegt und das Seine besorgt und nebenbei noch sein Gezwitscher und seine Kurzweil drinnen mit den andern treibt, — zu denen gehören Sie, — mag auch das Nest hier weit draußen unter dem Dache hängen. —

Hören Sie, Maisa, können Sie nicht einen kleinen Stips mit mir durch die Straßen gehen? — Ach, kriegen Sie doch nur keinen Schreck! Wir sind doch dann nicht so schnell bei dieser ewigen Thür!"

Ja—a, das konnte sie auch wohl —

Er hatte so rein verzagt ausgesehen, als sie ihn traf; und jetzt war er so ausgelassen lustig, — es war gewiß etwas —

„Das soll Ihnen wohl jemand ansehen, daß Sie gesessen haben und genäht und genäht," fing er wieder an, als sie die Straße hinauf gingen! — „es ist immer, als ob Sie den ganzen Tag von sich abgeschüttelt hätten. — Sie haben wohl keine Schulden, Maisa?"

„Oh ja, manchmal," — sie wußte wohl, daß es das war, was ihn drückte.

„Ja, und Sie zahlen hübsch zurück —"

„Je nachdem ich kann."

„Kann — ja kann! — — Diese Nähnadel kann einen schließlich gewiß schrecklich ordentlich und genau machen," schlug er plötzlich um, — „es ist eine tägliche Übung, nicht einen einzigen Stich falsch zu machen. — Sonst muß man so vieles nochmal machen — das ganze Kleid ist schimpfiert. — Nicht wahr, Maisa?" neckte er.

„Übrigens ist das nicht gerade die angenehmste Seite an Ihnen, können Sie glauben, — daß Sie so vorsichtig sind und so auf dem Posten und so fehler- und schuldenfrei — und brav, — das alles ist, als ob man eine Nadel mit einem Mal durch eine ganze Prise zieht," blieb er bei.

Ja, so war sie! mußte sie denken; während sie lächelte und ihn ansah, hatte sie einen Ausdruck, als ob sie ihn beinahe zum Besten hätte und sein ganzes Geschwätz durchschaute.

„Ob es nicht gut wäre, wir kehrten jetzt um?" brach sie ab.

„Ja, so sind Sie! — Ich gehe hier gespickt mit Nöten und Qualen wie ein Stachelschwein und denke, es ist ein reines Betäubungsmittel, sie bei Ihnen fortzuschwatzen — und da — ‚ob es nicht gut wäre, wir kehrten jetzt um!'" —

„Wenn Sie nie ein Wort sagen, was Sie eigentlich meinen —" kam es mit einem Zurückwerfen des Kopfes.

„Versichere Ihnen, ich habe nicht einen Menschen in dieser Stadt, mit dem ich reden könnte wie mit Ihnen . . . Nein, Sie sollen nicht den Kopf schütteln, Maisa, — Sie sind die einzige Damenbekanntschaft, die ich hier in der Stadt habe, sehen Sie. — Merkwürdig genug! Aber wenn man fechten muß wie ich, so muß man den Luxus entbehren. — — Augenblicklich gehe ich und sehe alle Häuser an und spekuliere drüber, wie ich es anfangen soll, mir eine irgendwie haltbare Einnahme für den Sommer zu schaffen. Denn jetzt verstopfen sich die Hilfsquellen auf allen Ecken so herrlich," fügte er in leichtem Tone hinzu.

„Aber Sie schreiben ja so gut für die Zeitungen," wandte sie mit der Wärme der Überzeugung ein.

„Die Herrlichkeit ist jetzt vorbei; in ein paar Wochen schließt das Theater für dies Jahr — — Das war gerade meine beste Einnahme."

„Ich denke, Sie werden schon wieder etwas ausfindig machen," sagte sie vertrauensvoll.

„So, das denken Sie? — Ich versichere Ihnen, ich halte es schon für einen ziemlich ermunternden Umstand, daß Sie das denken. — Ja, ja, ich sage ja garnicht, daß mir nicht etwas auf die Nase fallen könnte, das ist

Digitized by Google

die große Hoffnung, mit der ich mich jetzt trage," lachte er. — „Ich sage nur, daß jeder vernünftige Mensch jetzt der Ansicht sein würde, er wäre ziemlich nahe am Abhang; — wieder zwei Jahre hinaus als Hauslehrer, um soviel zu erarbeiten, daß man ein Jahr weiter studieren kann und dann im nächsten versuchen, sich — wenn's Glück gut ist — vorwärts zu borgen — — wieder solch ein Winter im Überzieher mit knappem Holz! — Aber es ist nur ein Glück, daß ich kein vernünftiger Mensch bin . . . Ich bin einer, der ziemlich unvernünftig vorwärts will, wie Sie vielleicht bemerken. — Ja, sehen Sie, das habe ich Ihnen nun erzählt, Maisa, — weil — na! — — Sie sehen so niedlich aus in dem Paletot und dem frischen roten Seidenshlips . . . Diese Haarsträhne — soll die hier am Ohr herunterhängen?" — er wollte hinzeigen, strich aber daran entlang. „Sie können mir jetzt doch wohl die Hand geben, — ordentlich."

Ja, das konnte sie; er bekam sie sogar ohne Handschuh —

„Und morgen müssen Sie wieder zu Tranems? . . . so treffe ich Sie dort in jener Gegend." — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Maisa hatte nun fast den ganzen Monat bei Tranems gesessen. Es war genug zu thun gewesen, ehe sie die Woche nach Pfingsten auf Sommerwohnung gehen wollten, mit Morgenanzügen und Sommerkleidern, und auch für Signe noch einiges aufzuarbeiten neben dem, was bei Geschwister Bergs bestellt war. Der Baurat hatte darauf bestanden, daß die Hochzeit in aller Stille begangen würde, — sie wollten dann gleich fort auf die Reise ins Ausland . . .

Es war so behaglich, zu sitzen und die Sonne durch alle Zimmer scheinen zu sehen, alle Thüren standen offen, da Fräulein Rasch nicht zu Hause war und aufpaßte. Sie und Frau Tranem und Grete und Fräulein Signe waren mit dem Gärtner nach dem Landhause gefahren, um nach dem Garten zu sehen.

Arna saß und spielte und sang drinnen im Wohnzimmer.

Sie brach gerade die „Letzte Rose" ab, die so trübselig war, und begann: „Als ich noch Prinz war von Arkadien, lebt' ich in Reichtum, Glanz und Pracht."

Und dann ganz rührend: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen —"

Von einem zum andern!

Jetzt fing sie eine lange Klaviernummer an, — hack, hack, — es ging nicht . . . und schlug dann über in „Yankee-doodle-dandy." —

Sie ging in die Küche und fragte, was es zu Mittag gäbe; es dauerte so gräßlich lange, bis sie vom Landhaus nach Hause kamen.

Mit einem Mal fuhr sie hinein und sang wieder ganz feierlich: „Santa Lucia! — — Barchetta mia" . . .

Sie hatte wirklich so eine Stimme . . . und soviel Gefühl lag darin. — — Ja, Arna, wenn die wollte —

Aha, — jetzt begriff Maisa! — Dietrich, der Kadett! — der heut um ein Uhr aus der Kriegsschule nach Hause kam; Arna hatte ihn vom Küchenfenster aus gesehen —

Er kam herein und nickte Maisa mit seinem schwarzen Kopfe zu, dann schlich er sich leise auf den Zehen nach drüben . . .

„Nein, wie schändlich!" . . . rief Arna in höchster Überraschung, — „einen so zu überrumpeln —"

„Ich versichere dich, ich finde es so schön, du glaubst es garnicht. Du singst ja so, daß —"

„Es ist schändlich, sag' ich dir. Ich sitze hier in aller Unschuld und glaube, ich bin allein, — sie sind heut allsamt aus, — und da . . ."

„Bist du wirklich gekränkt, Arna?" —

„Gekränkt? — — ich könnte!" — sie stampfte mit dem Fuße. „Die Haare muß ich dir wenigstens ein bißchen zausen —"

Es gab ein Laufen um Stühle und Tische in beiden Zimmern, bis sie atemlos innehielt . . .

Dann waren sie wieder beide drinnen am Klavier.

„ . . Moritz, die Schwindsucht, die bringt dich ins Grab." . . . Mit was für einem männlichen Baß er einsetzte — — daß der Dietrich so traurig sein konnte! — es hörte sich rein an, als ob es mit ihm zu Ende ginge und die Schwindsucht ihm nicht mehr vierzehn Tage zu leben lassen würde . . .

Digitized by Google

Und dann „am Fenster Cäcilia Wasa, blendend schön in des Mondes Schein —"

Das konnte Arna nicht recht, — da sagte sie, sie wollte nicht zu noch mehr Mondschein spielen . . .

„Und du hast ja auch Hausarrest, — ich werde es wahrhaftig Lieutenant Schau melden, daß du dich hier unten umhertreibst, — so mußt du noch etwas länger oben auf dem Zimmer sitzen, das kannst du glauben . . . Ich werde es sagen!"

„Das thust du nicht."

„Ich thu's, ich thu's —"

Sie liefen wieder umher; — jetzt ging's um den Eßtisch, und Maisa sah, daß Arna sich zu präsentieren wußte; sie flog so leicht dahin und schmiegte sich und zeigte mit dem Finger nach ihm. — Jakob Schau würde sich nicht gerade sehr gefreut haben, wenn er das gesehen hätte. Es war gleichsam etwas Katzenartiges in Arna, wie sie da mit dem schwarzäugigen achtzehnjährigen Jungen spielte — und ihn natürlich hübsch in sich verliebt machte . . .

„Da kommt Kadett Knopf und visitiert!" rief sie plötzlich.

Und wer zur Thür hinausschoß quer über den Hof und die halbe Treppe mit einem einzigen Satz nahm, — das war Meister Dietrich. —

Und Arna spielte „Yankee-doodle-dandy", daß das Klavier dröhnte.

„Ich lief absichtlich mit ihm umher, damit er etwas Bewegung haben sollte," sagte sie, indem sie zu Maisa hinauskam, — „er hat ja drei Tage Hausarrest, der arme Kerl — — Nein, haben Sie schon die Garnitur um die Schleppe gesetzt und die ganze Tolle um den Hals und vorn herunter, das alles heute Vormittag?"

— — Das alles, — Maisa hatte eigentlich jetzt mehrere Tage Wunder gethan; zu Zeiten kam sie in einen hastigen Eifer mit der Nähmaschine . . . das ganze erste Jahr, als die Maschine nach der Stadt gekommen war, hatte sie einen wahren Leidenschaftsrausch für sie gehabt, — sie hatte die Tage gezählt, bis sie wieder in die paar Häuser kommen konnte, wo sie sich eine zugelegt hatten, und des Nachts lag sie und dachte daran und sah die Nähte vor sich. Die oben bei Konsul Schaus ging beinah von selbst; sie konnte dabei bleiben und treten und treten und vorwärts kommen, so daß sie garnicht merkte, wie die Zeit verging; sie hatte wie eine Art Nähmaschinenfieber in jenem Jahre.

Es ging ja jetzt alles so viel leichter und schneller als früher, — es war anders als zu sitzen und sich mit der Handnäherei zu quälen, wie sie es gethan hatte, seit sie konfirmiert worden! Wenn sie nur daran dachte, wie man gesessen hatte, wenn man einen Rock nähen oder eine Frisur säumen mußte! Schließlich hatte sie auch verstehen gelernt, was in Unordnung war, wenn die Maschine nicht gehen wollte, — es konnte solch eine Kleinigkeit sein, die Schuld daran trug.

Aber seine Laune durfte man nicht an der Maschine auslassen, dann streikte sie ganz und gar.

Sie war dieser Tage so gespannt, ob es Kielsberg gelingen würde, die Miete zu bezahlen, — sie war noch dazu zum Sommer erhöht worden, — und Frau Thorsen konnte gewiß in dieser Jahreszeit zwei Mieter für einen bekommen.

Da fuhr der Wagen durch den Thorweg! Die gnädige Frau und die Fräuleins waren an der vorderen Hausthür ausgestiegen.

Das Essen war bereit, und die Suppenterrine wurde sofort hineingetragen; der Kaufmann liebte es nicht, zu warten. — Und Maisa bekam auch ihr Brett mit einem aufgeschöpften Teller Suppe und herrliche gepökelte Rinderbrust mit Gemüse dazu.

Sie waren so laut; — solch ein Schwatzen und Leben heute drinnen bei Tisch. Der Jurist und Anton führten das Wort, und Frau Tranem und Signe mischten sich ein.

„Soll Mamsell Jons nicht ein Glas Bier zum Pökelfleisch haben?" rief der Kaufmann laut, als Lena die Schüsseln hineintrug; — sie hörte an der Stimme, daß er sehr gut gelaunt war — — —

Nach Tisch kamen die Fräuleins heraus, um Signes Kleid anzusehen, und was Maisa geschafft hätte, während sie fort waren; und Anton ging pfeifend ein und aus, x beinig und wohlbeleibt.

„Jetzt wissen Sie, wieviel dazu gehört, ehe ein Frauenzimmer sich verheiraten kann,

Digitized by Google

Mamsell Jons," warf er ein, ohne daß jemand darauf antwortete . . . „Ehe Sie nicht solch einen Haufen Röcke und Kleider aufstapeln können, dürfen Sie sich nicht unterstehen, sich einen Liebsten anzuschaffen, hören Sie! — — Sie denken natürlich nie an so was, hehehe."

Er sah, daß seine Mutter kam, und ging weiter ins Zimmer zurück.

Er hatte seit kurzem angefangen, so zu faseln, sie hatte deutlich gemerkt, daß es war, seit er sie an jenem Theaterabend an dem Laternenpfahl getroffen hatte . . .

Signe stand und schwenkte ein wenig mit den Armen, um zu sehen, ob der Ärmelausschnitt bequem saß, während Maisa an dem hellen, feinen Wollmousselin-Morgenrock strich und mit Stecknadeln absteckte.

„. . . Das kann schnurrig enden, Mutter!" kam Anton heran. — „So wahr ich Anton heiße, das kann's! — Der Minister läßt doch Vater nicht rufen und befragt ihn über das Handelsgesetz, ohne daß er eine besondere Absicht dabei hätte —"

„Du weißt doch, daß Vater an so etwas nicht denkt," wandte Frau Tranem mit Nachdruck ein.

— — „Und so endigt es mit einem" — er beschrieb ein Kreuz auf der Brust.

„Vater hat ja nicht im mindesten Sinn für dergleichen, wie du weißt."

Anton drückte seine Ansicht durch Pfeifen aus: „paß auf, — paß auf!"

Frau Tranem untersuchte sorgfältig, ob das Morgenkleid saß:

„Ja, das ist ja so schön, wie etwas im Hause Geschneidertes nur sein kann, Signe."

„Elegant!" — erklärte Anton und ging rund um sie herum . . . „damit wird die junge Frau auf einem oder dem anderen Altan in der Schweiz umherspazieren — das Finsteraarhorn, den Mont Blanc und so weiter anschauen —"

„Anton ist dieser Tage unerträglich," sagte Arna — „er steckt dauernd hier im Arbeitszimmer und redet dummes Zeug."

„Schlimmer ist, daß sie angeschaut werden wird," meinte die Mama; — „da wimmelt es natürlich von vornehmen Fremden, die ihre Kostüme nicht von Mamsell Jons nehmen, — wie du dir denken kannst . . . Übrigens — hier sind ja auch verschiedene, die sich ihre Kleider schicken lassen."

„Nun, das kannst du doch auch thun, so oft du willst, Mutter," warf Signe hin.

„Ich? — — ich habe mich nun so viele Jahre mit dem beholfen, was ich hier in der Stadt bekommen konnte . . . Aber die vornehmer sein wollen, die nehmen ihre Roben ja aus dem Auslande —"

„Es kann ja jetzt gut kommen, daß Vater und du aufs Schloß eingeladen werdet oder zum Minister, — Mutter."

Zum Schluß war es noch ein Frisiermantel, der am Nachmittag zugeschnitten und genäht werden sollte, und sie holten das Modejournal herein, um ein Façon ausfindig zu machen.

„Was meinst du, lieber den, Mutter? — — oder den? Ich nehme den, — was Mutter?" —

„. . . Ich denke darüber nach, — wenn es so käme, daß ihr über Paris reistet, Signe? — — ich dächte, du solltest ein wenig an dieser Route festhalten, — so könntest du vielleicht für uns zu Hause dort auch ein oder das andre besorgen. — Vielleicht wäre es gut, Kleider zu haben, von denen man weiß, daß sie vor jeder Kritik bestehen, — wenn man vielleicht irgendwie genötigt würde, ein wenig zu repräsentieren . . Es wäre ja so eine ausgezeichnete Gelegenheit, und du weißt, wie ich es gern habe" — —

— — — — — — — — — — — — —

Maisa war sehr zufrieden, als sie am Abend nach Hause wanderte und bei Tranems ganz fertig war. Und es war die ganze Zeit so gut gegangen; das Haus hatte sie sicher! Jetzt hatte sie etwa acht Tage bei Konsul Schaus zu thun, ehe sie ins Seebad nach Aasgaardsstrand reisten. Dort gefiel es ihr doch am besten von all den Stellen, wohin sie kam, — das waren Menschen, die einem Achtung erwiesen und einsahen, daß ein Armer auch ehrlich sein kann . . .

Aber weiterhin war sie für den Sommer nicht bestellt. Und einer nach dem andern reiste jetzt aufs Land . . .

Sie war eben bei den Fleischerbuden schräg über die Hauptstraße geschritten, als

Digitized by Google

Kielsberg sie mitten auf dem Trottoir anhielt. Es blinkte und blitzte in seiner Brille.

„Ja, Sie haben Recht bekommen, Maisa, — es fiel mir richtig gerade auf die Nase, und Sie können sich denken, daß ich zuschnappte! — Eine schwedische Schauspielergesellschaft kommt im Sommer nach Tivoli, und wer eine Anstellung als Recensent mit zwölf Thalern den Monat gekapert hat, das bin ich, — gerade als ich daran dachte, nach den Inseraten zu schielen wegen einer Hauslehrerstelle! — So schiebt man das Verzweifeln bis zum Herbst auf."

Er war so eifrig; alles drehte sich nur um das, was er schaffen würde, wenn er nun drei Monate lang wie eine Maschine arbeitete und aus einem Tage anderthalb machte — nur abends auf Tivoli wollte er sich erfrischen. „Zwei Freibillets — und um halb acht — nach dem ersten Akt — was, Maisa? — Glauben Sie nicht, daß wir uns da ganz gut amüsieren werden?"

„Ja, das würde nicht schwer halten," meinte Maisa.

„Und haben Sie nun bei Tranems genug geschuftet?"

„Ich glaube, es ist heute ein reiner Glücksdonnerstag," lachte sie, — „da im Hause ist heute auch nur Sonnenschein gewesen. Alle waren in so guter Laune . . . Die sind wohl jetzt auf dem besten Wege, in die feinsten Kreise hinauf zu kommen, — und Herr Tranem war heute auch zum Minister gerufen worden, hörte ich."

„Ah, so, — zum Minister gerufen! — Und das ganze Haus strahlt? . . . Ich werde Ihnen sagen, woher das kommt: — Es wird ein Ministerposten frei; der alte aus dem Revisions-Ministerium nimmt den Abschied, — und nun meint man, es müßte einer aus der Handelswelt in die Regierung; — heute stand gerade ein fulminanter Artikel über die Sache in der Zeitung. — Nun haben die dort im Hause wohl angefangen, große Träume zu hegen; — es giebt hier heutzutage eine schwere Menge unbefriedigten Ehrgeiz."

Nein, wenn Maisa jetzt noch gar dazu kommen sollte, in einem Ministerhause zu schneidern! — Aber das war wahr, sie wollten ja aus Paris verschreiben; jetzt thaten es nicht einmal mehr Geschwister Bergs. —

Ja — a, jetzt begriff sie, was heute mit ihnen los gewesen war! —

* * *

Die Luft lag schwer und heiß und undurchsichtig über der halb ausgestorbenen Hauptstadt. Die Pflastersteine und die Holzwände strahlten Brathitze aus; die Steinhäuser atmeten Backofenglut; — draußen vor den Brücken stand das Wasser lau und tot; Holzstücke und allerhand Abfall schwammen darauf; — rings um die Ankerketten hatte sich eine ölartige Haut mit bläulichem Perlmutterglanz auf der Oberfläche des Wassers angesammelt; eine Qualle wickelte sich darein oder wurde tief unten im Grünen sichtbar. Durchlöcherte Fischkästen lagen und fluteten und gluckſten, die oberen Kanten trocken und spack von der Hitze; — — — matt und tot war das Wasser des Fjords bis zur großen Insel hin — nicht eine Spur von Spiegelung . . . Die Landzunge der Festung Akershaus mit Mauern und Wällen, Bäumen und Brücken, mit den Segelbooten an den Pfählen und den ockergelben Badehäusern war eingeschlafen und erwachte nicht einmal davon, daß ihre eigenen Kanonen gegen ein schwimmendes Ziel nach der Scheibe schossen und die hüpfenden Kugeln bis weit hinaus Schaumsäulen aufrichteten. Der Eichenberg und die grüne Halde waren halb verschwunden, Oslo und Grönland lagen und gähnten, und drunten an der Mündung des Flusses hörte man das monotone Hämmern auf Eisenplatten aus Neulands mechanischer Werkstatt. Die Landstraße nach dem Badeorte Greſſen streckte sich in der Sonne zu vierfacher Länge; man schluckte Lehmstaub und bekam entzündete Augen, so daß man wie durch einen Nebel sah und geschmort und schweißtriefend an allen Hügeln innehielt, die sich an Schwierigkeit und Menge bis zur Unerträglichkeit vermehrt hatten. Man half sich ein wenig damit, daß man zurücksah und an die Schwüle dort unten dachte — unbeweglich brütend lag die heiße, flimmernde Luft, hin und wieder mit einem matten Blinken von den Dächern der Stadt, ohne einen Windhauch, — die Bäume

Digitized by Google

in den Alleen verstaubt und schlaff, mit hängenden, vor Durst verschmachteten Blättern, während die Sperlinge sich unten im Sande badeten; und in den Straßen versuchten die Sprengwagen vergebens, die Steine des Pflasters zu erfrischen. —

Öde und tot, still und dumpfig . . .

Aber des Abends wurde es lebendig; — die Leute mußten nach Tivoli hinaus und Gurli sehen! — — Es war ein reines Gurlifieber unter dem Sommerpublikum der Hauptstadt ausgebrochen, und es gab jeden Abend ein volles, kochend warmes Haus mit aufgesperrten Thüren und einem schwitzenden, dichtgepackten Publikum, Strohhut an Strohhut, bis zu den Eingängen. — So oft der Vorhang fiel, erfolgte Beifallklatschen und stürmisches Hervorrufen und ein Regen von Blumen, — und ein brausender Strom schwatzender, angeregter Menschen mußte in den Gängen und Erfrischungsstätten des Etablissements Luft schnappen und sich abkühlen.

Und jeden Abend griff das Fieber weiter um sich; man kam weither gefahren von den Landsitzen und aus den Villen, um Gurli zu sehen — —

Maisa war dieser Tage bei Bäcker Antonisens; — dort war es gräßlich heiß, der ganze Hof glühte von dem Backofen, und das spürte man selbst in dem Zimmer hinter dem Laden, wo sie saß. Und dann die viele Sonne! — gerade zu den Fenstern hinein; sie mußten die Vorhänge so weit zuziehen, daß es ganz dunkel wurde, wenn sie sich dagegen schützen wollten . . .

Aber froh war sie, daß sie wieder hier zu thun bekommen hatte, jetzt, wo so viele Familien, bei denen sie sonst arbeitete, auf dem Lande waren. Es war nicht so leicht, mitten im Sommer Arbeit zu finden. Im Winter hatte sie das Glück gehabt, daß fast jeder einzige Tag besetzt gewesen war; — aber seit der Juni gekommen war, hatte sie ziemlich viel hin und her überlegen müssen, wie sie durchkommen sollte; — sie hatte dann und wann einen Tag daheim sitzen und sich mit Näherei behelfen müssen, die sie mit nach Hause genommen hatte. Besonders guten Verdienst warf das nicht ab, es war auch nicht immer leicht, so viel zusammenzustoppeln, daß es ordentlich Arbeit für einen ganzen Tag gab, — so war hin und wieder beim Bäcker und beim Kaufmann etwas stehen geblieben; — es war noch ein Glück, daß sie Kredit hatte. Die letzten beiden Wochen hatte sie fast nur von Kaffee und Brot gelebt, ehe sie neulich Frau Antonisen wieder getroffen und Arbeit bei ihr bekommen hatte. — Madam Antonisen hatte sie seit dem Winter schief angesehen, seit sie vor Weihnachten Schwierigkeiten gemacht hatte, als sie hinkommen sollte. —

Es war so schön, wieder in einem anständigen Hause zu sein! — Schon das warme, frische Brot zum Kaffee, wenn sie um acht Uhr ankam, während es draußen im Schatten noch kühl war und die Thürglocke im Laden nicht zwei Minuten still stand. Aber warm wurde es freilich, wenn sie einige Zeit gesessen hatte; von diesem ewigen Backen, mit dem die Gesellen und die Lehrburschen die ganze Nacht zu thun gehabt hatten. Und das Gespräch und die ganze Stimmung da im Hause hing ja davon ab, ob der Teig richtig gegangen war oder nicht. Die Tage, wo das Brot zu schwer und fest geworden oder abgeplatzt war, war nicht gut Kirschen essen mit Antonisen; — da schalt und raisonnierte er und wollte den Gesellen kündigen, die ihn ruinierten, wie er sagte, und ohrfeigte die Jungen, wenn sie ihm in den Weg kamen.

Sie hatte sich ganz klein gemacht, um mit Frau Antonisen wieder gut Freund zu werden; — aber es gab keinen andern Weg, wieder einen Schilling in die Hand zu bekommen.

Und Geld mußte sie haben, wenn sie mit Kielsberg ins Tivoli-Theater gehen und sich Putz und Handschuh anschaffen wollte, und was sonst noch dazu gehörte, um ordentlich auszusehen.

Aber wie man sich drehen und wenden mußte und schwitzen um das dumme Geld!

Sie hatte Madame Antonisen um Vorschuß für vier Tage gebeten. Aber es kam auf Antonisen an, in was für Laune er war, — und das kam wieder auf den Teig an — daß er nicht wieder umherging und brummte, er würde ruiniert.

Digitized by Google

Sie hatte ihn heute noch nicht gesehen, — und das Brot zum Kaffee, — sie studierte es mit allerhand Zweifeln und konnte nicht recht schlüssig werden — schwer war es sicher nicht, aber auch nicht so leicht und luftig — — wohl so ein mittelmäßiges Gebäck, — also kam es darauf an —

Der Hitze wegen hatten sie hier im Hause gerade nur die unentbehrlichsten Kleidungsstücke an; — und Antonisen kam außer Atem und rot geschwitzt herein und trocknete sich das Gesicht und den Nacken ab; — das sah wie Unwetter aus, — sie hatte es wohl am Brote gemerkt. —

Nein, er war in guter Laune, man hörte es an der Stimme. — — Ja, jetzt sah sie es, das Brot war fein — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Maisa war den Sommer oft im Theater gewesen, so oft Kielsberg ihr ein Billet anbot. Sie hatten sich auch einen Sonntag Nachmittag auf der Brücke getroffen und waren im Boot über den Hafen gefahren nach der grünen Halde und dem Eichenberg — und jetzt sprach er von einem abermaligen Sonntagsausflug, nach dem Marienthalswasser hinauf.

So knapp und böse, wie es in diesen Tagen auch manchmal aussah, und wenn sie auch nichts für die folgenden in Aussicht hatte, — wenn sie ins Theater sollte, war alles wie abgestreift.

. . . Sie merkte, wie sie ging und vor sich hin lachte, bloß weil sie das Billet in der Tasche fühlte.

Er hatte es schwer, der Ärmste, mit all der Schreiberei und sah oft müde aus, wenn sie ihn draußen beim Eingang traf.

Aber wenn sie ihm irgend etwas sein könnte, so —

Das Frischeste, was er kannte, sagte er, das wäre sie, wenn sie so ankäme, strahlend, weil sie sich amüsieren wollte.

Sie mußte ja nach so vielen Richtungen hin vorsichtig sein, das sah er auch ein. Denn das ging nicht an, daß jemand dort im Hause etwas davon erfuhr, am wenigsten bei Dörums oder bei Frau Thorsen, daß die beiden mit einander aus wären und sich amüsierten; — sie würden sich gleich ihre Gedanken machen, und Dörums würden nicht lange mit der Kündigung zögern. So trennten sie sich an den Abenden, wo sie zusammen nach Hause gingen, auch immer an der Ecke der Brückenstraße, um nicht dort in der Gegend mit einander gesehen zu werden, und sie mußte suchen, eine ganze Zeit vor ihm ins Haus zu kommen.

Und draußen in Tivoli konnte sie ja auch so leicht einen oder den andern aus den verschiedenen Häusern treffen; — Anton Tranem und Jakob Schau hatte sie schon mehrmals von weitem gesehen, und einen Abend fuhr es ihr gehörig in die Glieder, als sie und Kielsberg im Zwischenakt draußen waren . . . Sie hatte gerade eine Apfelsine abgeschält und bot sie ihm an, als sie sich zufällig umsah. Ein Stück hinter ihnen, unter dem Publikum, gingen wahrhaftig Frau Tranem und Tante Rasch und Grete und Arna mit Theodor; — sie waren gewiß vom Lande hereingekommen, um Gurli zu sehen. Und sie hatte es sehr eilig, in einen der Promenadenwege zu kommen und die Büsche zwischen sich und die andern zu bekommen . . .

Man konnte freilich auch zu ängstlich sein; — aber nachher saßen doch wirklich Frau Tranem und Tante Rasch da im Theater und guckten sehr oft mit den Operngläsern rückwärts ins Dunkle; — sie fühlte sich den ganzen Abend nicht behaglich.

Kielsberg hatte es so eingerichtet, daß sie Sitzplätze im Parterre bekamen, so hatten sie den Ausgang hinter sich, wenn sie zwischen den Akten hinaus wollten, und brauchten nicht gerade in das hellste Licht zu gehen. Und mochte es nun sein, wie es wollte, wenn sie in den Garten hinausgingen, um eine Apfelsine zu essen oder ein Glas Brauselimonade oder Bier zu trinken, und er bot ihr den Arm, so nahm sie ihn an. Er traf übrigens dort draußen oft jemand, den er kannte und begrüßen mußte, und da war er recht vorsichtig und ging abseits, um sie nicht irgendwelchen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Aber einmal, — sie mußte noch lachen, wenn sie daran dachte, — als sie zusammen gingen und einen jungen Doktor trafen, der den Hut zog und große Augen machte und ihnen nachsah, schritt er stolz und würdevoll mit ihr vorüber zum Pavillon, wo er Bier bestellen wollte.

Digitized by Google

„Es ging wohl über meines guten Freundes Kamstrup Fassungsvermögen, daß ich eine ordentliche Damenbekanntschaft haben könnte," sagte er ganz übermütig.

„ . . . Das ist auch eine von den Schwierigkeiten, Maisa, sich seine Kameraden vom Leibe zu halten! — Man will sie doch nicht in seine Armut hineinblicken lassen . . ."

Er saß noch und schrieb mit Bleistift für die Zeitung über das Stück, während es für den nächsten Akt klingelte. —

„Nein, nein, bleiben Sie hier sitzen, Maisa" — Nein, wahrhaftig, als ob ihr etwas an dem Stücke gelegen war! . . .

VI.

Jetzt war nicht länger Not um Arbeit. Mitte August waren Jürgensens nach Hause gekommen, und Maisa hatte genug zu thun gehabt mit Herbstkleidern, sowohl dort als bei Konsul Schaus und Brandts.

Tranems hatten auch nach ihr geschickt; aber vor der ersten Woche im September hatte sie nicht versprechen können hinzukommen, das war spät genug, — sie warteten dort alle vier auf Staat, um sich draußen zeigen zu können.

Nun hatte sie schon mehrere Tage dort gesessen. — Frau Tranem war liebenswürdig und vergaß sie nicht, wenn des Vormittags Besuche kamen und Chokolade getrunken wurde, oder am Nachmittag Thee, — sie hatten sie ja so nötig.

Aber Maisa merkte gleich am ersten Tage, als sie da war, daß hier gleichsam mehr Schwung in das Ganze gekommen war. Sie redeten von einem neuen, feinen Brüsseler Teppich für die gute Stube und von dunklen Ripsgardinen.

Und hatte nicht Karl, der Kutscher, schon zwei kleine blanke Knöpfe auf den Rockkragen bekommen? Wartet nur ein wenig, so giebt es auch noch Schnüre und Litzen! — — Nie hatte sie früher gewußt, daß er den feinen Namen Swendsen führe, mit dem sie ihn jetzt riefen.

So war es wohl wirklich bald so weit, daß sie „Frau Minister" sagen mußten. Die Ernennung konnte ja jeden Tag erfolgen, hatte Kielsberg gesagt.

Aber ärgerlich war es mit Anton, der jetzt so oft einen Vorwand fand, durch das Vorzimmer zu gehen und dann immer dumme Reden führte und sich mit ihr einlassen wollte! — Sie mochte seine ganze Manier nicht leiden, wenn er so stehen blieb und anzubändeln versuchte; — er hatte so eine Art häßlichen Blinzelns in den hellen Augen und war wirklich zudringlich geworden, so daß sie sich eifrig mit dem zu schaffen machte, was sie vorhatte, um zu zeigen, daß sie nicht das mindeste mit dem jungen Herrn zu thun haben wollte. Aber dabei wurde ihr ganz heiß; — er hatte sie gewiß doch im Sommer in Tivoli gesehen und eine schlechte Meinung von ihr bekommen . . .

Frau Tranem vermißte Signe noch ein wenig; zu Arna konnte sie wohl nicht so recht reden, was sie dachte. — Und Grete hatte ihre Erziehung zu einer Zeit erhalten, wo es noch so ganz anders hier im Hause zuging; — sie stand da mit ihren ratlosen Augen und ließ sich anziehen, was man ihr anziehen wollte, Visitenmäntel und Visitenkleider.

Frau Tranem ging jeden Vormittag zu Baurats; es sollte sehr fein bei ihnen sein; der Kaufmann hatte zehntausend Thaler bar auf einem Brett als Mitgift spendiert, erzählte Arna. —

Aber Maisa sagte sich innerlich, daß, wenn sie auch noch so elegante Herbstsachen aus Paris verschrieben hatten, — sowohl Frau Tranem als Fräulein Grete und Arna — und es mußte alles von Grund aus aufgetrennt und in den Maßen verändert und umgenäht werden, so war es doch nichts Rechtes mit dieser ausländischen Herrlichkeit. — Der Schnitt und die Façon blieben ja natürlich, und dann der feine Ausputz; — aber es kam auch ziemlich viel Norwegisches hinein; — und teuer wurde es! — Daß hier zu Hause so viel daran gemacht war, durfte ja um alles in der Welt niemand wissen!

Von der Villa kamen Georginen und Herbstblumen herein für die Vasen in den Zimmern und Äpfel und Birnen und Körbe mit schwarzen Johannisbeeren zum Einmachen. Ganze Zuckerhüte wurden vom Boden her über den Hof gebracht, um in dem großen verzinnten Messingkessel geschmolzen zu werden, und Tante

Digitized by Google

Rasch stand in der Küche zwischen Kruken und Schweinsblasen und Band zum Zubinden. Sie schwebte aus und ein mit langer weißer Schürze, den Kleiderrock aufgeschlagen und mit einer oder der andern glühenden Probe auf einer Assiette, die sie unterwegs durch Pusten abkühlte, um zu hören, ob Frau Tranem glaubte, daß es steif würde, und sie rief Arna hinaus, um ihr beim Abstreifen und Reinigen der Beeren zu helfen, und jedesmal kam ein Geruch von gebranntem Zucker durch die Küchenthür vom Herde herein.

Es brutzelte und wallte und sprudelte da draußen von dem, was da kochte; — es war heute ein ordentliches Gebrause dort.

Maisa saß und nähte und dachte daran, daß sie heute Abend Kielsberg treffen sollte.

Es war jedesmal, als gälte es ihr Leben, wenn sie ihn treffen sollte, — es war ja gar kein Ende abzusehen, wenn sie sich dem so ganz hingab . . . Aber sie begriff nicht, an was in der ganzen Welt sie früher Freude gefunden hatte. Sie dachte daran, wie sie sonst allein heimwärts gegangen war in Dunkelheit und Regen und bei jeglichem Wetter — — vom Schneidern zum Schneidern, wieder und wieder — und sie hatte Kaffee gekocht und über die Kleider nachgegrübelt . . .

Sogar noch vor einem Jahr um diese Zeit! — Ja damals, damals hatte sie nichts Besseres gekannt —

Er war ja so nett und aufrichtig und erzählte ihr alles; — aber was er eigentlich meinte, wie es einst später werden sollte . . .

Er hatte ihr erzählt, wie es ihm dort oben in Nordland gegangen war, als er ein Kind war, — es mußte dort in der Gegend vieles wunderlich sein — — und es war fast, als dachte er, sie könnte einst irgendwie mitkommen dort oben hin — denn Doktor dort wollte er ja werden.

Eines Abends kam er aus der Stadt mit einem häßlichen, gefirnißten Schädel in einem Packet. Er brauchte ihn für seine Studien und amüsierte sich dabei in dem Gedanken, wie sich Tilla entsetzen würde, wenn sie mit dem warmen Wasser zum Thee käme und den da auf dem Tisch liegen sähe.

Es half nichts, — Maisa sollte und mußte ihn besehen und in die Hand nehmen; — und wahrhaftig, sie that es auch!

Und da redete er über Nerven und Arterien, und daß ihr Herz bloß ein Pumpwerk wäre. Wenn sie etwas nicht verstand, sah sie nur auf das Werfen des Kopfes und des Haares und in die Brillenaugen hinein — das that dieselben Dienste; wenn er nur jemand hatte, zu dem er reden konnte.

Ach, sie hatte solche tödliche Angst davor, es könnte so kommen, daß er wieder Hauslehrer werden müßte; — er wollte nicht hier in der Stadt in der Tretmühle gehen, sagte er, wenn die Tage nur damit hingingen, daß er soviel verdiente, um zu leben, ohne daß er zum Studieren käme — auf diese Weise käme es nicht zum Examen. Er hatte schon oft gesagt, wenn es nicht um ihretwillen wäre, hätte er schon eine Stelle angenommen . . .

Und sollte sie nun zum Winter wieder allein stehen und nicht mehr daran denken dürfen, daß sie ihn treffen würde, — so würde alles erloschen und dunkel sein.

Lena kam mit roten Händen herein und deckte den Tisch; sie hatte Saft gepreßt. Es ging heute sehr geschäftig zu, draußen in der Küche.

„Uf, — daß ich nun heute noch den alten Frühjahrspaletot anziehen muß, da der neue beinahe fertig ist! . .“ Arna kam mit ausgespreizten Beerenfingern herein; sie mußte sich schnell anziehen, um zu ihrer französischen Stunde zu gehen. — „Und dabei muß ich durch die Grottenallee, dicht bei Schaus vorbei!“

Sie leckte vorsichtig den Mund mit der Zungenspitze; sie hatte ihn sich gewiß verbrannt und wollte nun nicht verraten, daß sie im voraus gekostet hatte. —

— — „Sind sie — sind sie — alle draußen?“ fragte Anton vorsichtig in der Thür; — da war er schon wieder!

„Ich habe nicht recht Acht gegeben,“ — Maisa trat die Nähmaschine, daß es ratterte.

Er blieb etwas ungewiß stehen, — hellblond mit goldner Brille und goldner Kette auf der Weste.

„Und Sie sitzen hier so ganz allein, Maisa!“ grinste er und näherte sich.

Digitized by Google

„O, doch nicht so allein, Herr Tranem, — Ihre Schwester ist eben hier gewesen."

„Und was nähen Sie denn heute Feines?"

„Accurat dasselbe wie gestern."

„So, so, den Pariser Mantel! . . . Die reichen nicht weit, die eine Mark und sechs Schilling den Tag, — wenn man sich ein bißchen amüsieren will. — Aber Sie wollen sich wohl niemals amüsieren, Maisa! Sie denken garnicht an sowas . . ."

Er stand und wiegte sich hin und her und blinzelte, die Finger in der Westentasche.

„Ich habe wirklich keine Zeit, Ihnen zu antworten!"

„So, so, — he, he, he — natürlich — natürlich — so stolz! . . .

„Was sagen Sie zu einem Fünfthalerschein — um sich zum Beispiel morgen Abend beim Ballett in Tivoli zu amüsieren, Sie wissen? . . ."

Er griff in die Westentasche und warf ihr einen blauen Geldschein in den Schoß.

„Gehen Sie weg damit, sage ich Ihnen! — Da . . . da — bitte, oder ich werfe ihn hin."

Sie streckte ihn ihm hin.

„Schnickschnack," lachte er — „O, o, Unsinn, Maisa! — Nehmen Sie, was Sie kriegen können. — Dabei ist doch nichts Böses. Ich sag' es niemand, das können Sie glauben."

„Wollen Sie ihn zurücknehmen — sofort?"

Sie stand auf und warf den Schein vor ihn auf den Boden; in demselben Augenblick trat Tante Rasch zur Küchenthür herein.

Maisa riß die Näherei vom Fußboden empor und setzte sich energisch wieder hin.

„Ist Vater aufs Kontor gegangen, Tante?" fragte Anton verlegen.

„Ich dächte, du müßtest wissen, daß er nach oben gegangen ist, um zu schlafen, heute wie alle Tage . . ." Fräulein Rasch sah nach der andern Seite und war furchtbar stramm; — der Fünfthalerschein lag da unten am Tischbein.

„Na, weiter wollte ich nichts, Mamsell Jons konnte mir keine Auskunft darüber geben," — sagte er und machte, daß er hinaus kam, als ob er sehr beschäftigt wäre.

„Ich muß sagen, ich glaubte nicht, daß es Ihnen zukäme, so etwas zu beantworten, Mamsell Jons," bemerkte Fräulein Rasch empört.

„Ich kann nichts dafür, daß Herr Tranem kommt und fragt, Fräulein!" antwortete sie glühend rot, mit Thränen in den Augen. Der Fünfthalerschein lag da auf dem Boden und brannte sie förmlich; — — aber jetzt konnte sie ihn doch nicht aufheben und hinreichen, da sie so dumm gewesen war, es nicht gleich zu thun. Es würde so ausgesehen haben, als hätte sie ihn doch angenommen . . . .

— Maisa saß wieder allein. Sie arbeitete daran, innerlich mit etwas fertig zu werden, das sich nicht zwingen lassen wollte, — sie wollte doch sagen, wie alles zugegangen war!

Aber Fräulein Rasch war so mißtrauisch — Und hatte sie etwa den Fünfthalerschein unten am Tischbein auch gesehen, — so war keine Frage mehr, was sie dachte . . .

Sie saß den ganzen Nachmittag. — Immer wieder stieg es in ihr auf, sodaß sie beständig dem Weinen nahe war . . . Es war ja gerade, als ob sie hier im Hause durch diese Angelegenheit Macht über sie bekämen — —

Und wie sollte sie diesen häßlichen Fünfer wieder los werden? . . . Dieser Mensch würde sich heute wohl nicht mehr hier sehen lassen — vielleicht wurde sie genötigt, ihn noch mit nach Hause zu schleppen! — —

Es wäre geradezu, als ob er irgend ein Recht über sie hätte, bis sie den Schein wieder los wurde . . .

Aber wiederkriegen sollte er ihn, sobald sie nur irgend eine Möglichkeit sah, ihn zu treffen, — und wenn sie ihn ihm nachschleudern sollte!

O, — was solch ein Lachaffe für Unheil anrichten konnte! —

— Und Kielsberg? . . .

In ihrer Hitze hatte sie es innerlich als etwas so Selbstverständliches empfunden, daß sie mit dieser Sache gleich zu ihm müßte, und nur danach verlangt, ihn heute Abend zu treffen. —

Aber je mehr sie das Ganze betrachtete, in um so mehr Bekümmernisse geriet sie. Vielleicht bekäme er auch so seine Gedanken, wenn er hörte, wie so ein Herr dort in den

Digitized by Google

Häusern, wo sie schneiderte, meinte, sie ansehen zu können!

Sie starrte und starrte immer tiefer hinein — — Wenn er es sich auch nicht sofort klar machte, — wenn er sah, daß sie in einen Topf mit andern Mädchen geworfen wurde, vielleicht mochte dann doch in seinen Augen der Glanz ein wenig von ihr abfallen! —

Sie fühlte eine lähmende Herzensangst und sah gleichsam schon das Harte in seinen grauen Augen. — Was war ihr all das andere dagegen . . . O, — sie war wie von lauter kalten Wänden ringsum eingeschlossen! — —

Während sie am Abend heimging, war sie noch so in Zweifel, ob sie Kielsberg etwas sagen sollte — — —

Und der Fünfthalerschein, den sie da in der Tasche mit sich trug, — wenn sie den noch gar verlor . . . dann war es noch schlimmer! — Sie mußte mit der Hand einmal übers andere nach dem Greuel fühlen. — —

* * *

Sie hatte nicht anders gekonnt, sie hatte geweint und Kielsberg alles erzählt.

Er wurde ganz blaß vor Zorn und ging den ganzen Weg nachdenklich.

Von diesen Tranems hätte er nachgerade genug, — stieß er hervor; — es schiene ihm dort jemand im Wege zu sein! — Aber er würde versuchen, ihnen auch ein wenig in den Weg zu kommen. — Er gehörte nicht zu denen, die etwas schuldig blieben — es müßte denn Geld sein! — und er war ihnen allen so sehr gewogen! . . .

Er ging still vor sich hin, und es gährte in ihm. Da war auch kein rechter Trost zu holen. Aber trotzdem war es besser so, dachte Maisa; sie verstand, daß es Anton Tranem war, der auch ihn beschäftigte — —

Heute saß sie nun da wieder bei ihnen mit diesem Fünfthalerschein und stichelte und nähte ganz unentschlossen am Mantel; sie war so bekümmert und niedergeschlagen.

Sie fühlte gut, daß gleichsam etwas zwischen ihnen stand. Sie waren allesamt sehr kurz angebunden und redeten nur gerade von dem, was sie zu thun hatte, ausgenommen Arna; sie hüteten sich wohl davor, die so etwas hören zu lassen! — Und Frau Tranem sprach davon, daß sie am Mittwoch fertig sein könnte; — vorher hatte es geheißen, daß sie noch die ganze nächste Woche dort schneidern sollte.

Sie mußte Anton zu fassen bekommen, mochte es gehen, wie es wollte! . . .

Der kalte Schweiß trat ihr aus den Fingern, als es Mittag wurde, so daß sie sie einmal übers andere abtrocknen mußte; — er würde gewiß nicht herauskommen, und doch mußte sie ihn abfassen!

Sie hatte den Geldschein in ein Papier gethan und hielt ihn bereit.

Sie hörte sie drinnen sprechen und hörte die Stühle rücken, als sie vom Tisch aufstanden, und die Thür ging auf, während abgetragen wurde. Von ihrem eignen Mittagbrot hatte sie nur zum Schein etwas angerührt.

Sie sah ihn drinnen stehen, während sie wie ein wildes Tier, alle Energie in den Augen, auf der Lauer saß, ob er vielleicht durch irgend einen Zufall allein blieb . . .

Da stand er, die Hände in den Taschen, gleichgiltig pfeifend, während um ihn her ein- und ausgegangen wurde, und benutzte die Gelegenheit, zu ihr hin zu schielen.

Jetzt war Lena auch fort, und er öffnete die Flurthür und ging.

Wie ein Pfeil war sie hinter ihm her nach draußen, und da er lächelnd abwehren wollte, schleuderte sie ihm das zusammengelegte Papier hin.

Als sie wieder hinein eilte, sah sie durch die Thür drinnen im Wohnzimmer Frau Tranems Gesicht starr wie Stein . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Nein, länger als bis Mittwoch würde es nicht dauern! — Sie konnte es am Nachmittag gleichsam den Thüren ansehen, daß sie anfingen, sich hier im Hause vor ihr zu verschließen. Tante Rasch sputete sich, wenn sie durch das Zimmer ging, und Frau Tranem rief Arna hinaus, als sie einen Augenblick bei ihr sitzen blieb. Sie wollten nicht, daß jemand sich weiter mit ihr einließ, als die Näherei nötig machte.

Es sauste und klang ihr in den Ohren, während sie da allein saß. Es war, als ob

Digitized by Google

sie nicht einmal gern sähen, daß sie ihr Zeug anfaßte . . .

Und nach dem Abendessen klang es aus dem Nebenzimmer so kalt und steif, daß es sie förmlich eisig durchrieselte: „Ist Mamsell Jons fertig? Bitte, Lena, fragen Sie sie, ob sie heute Abend Geld haben will, — es ist ja nur noch morgen und übermorgen" —

— — Das ganze Haus hatte so schwer auf ihr gelastet, und Maisa war verzagt und bedrückt gewesen und hatte aus allem nur erkannt, wie schlimm es stand.

Sie sah weder die Straßen noch die Häuser, als sie heimging; — es war ihr ja bei Tranems so schmachvoll ergangen, — und sollte nun so schmachvoll zu Ende gehen —

Und sie, die Ärmste, mußte nun zu Hause so schmachvoll, so schmachvoll in ein Mauseloch kriechen, — die waren ja so mächtig und groß, daß sie sie dreist unter ihre Füße treten konnten wie eine Fliege! . . . So gequält und klein war sie — ach, so klein —

Sie warf einen Blick über die Brücke; sie hätte sich gut wie eine kleine Maus da in den Fluß stürzen können, — dann war sie weg, ohne daß die in den Häusern bei Brandts und Jürgensens und Kalnäs's und Schaus und alle, die sie kannten, es merkten . . .

Weg — ja, — nein, sie wollte nicht weg. — Von ihm dort oben auf dem Stübchen wollte sie nicht weg; — sie kümmerte sich nicht um die andern — nicht einen Deut!

Und morgen würde sie Frau Tranem die Wahrheit sagen über den guten Anton, und was für einen Sohn sie hatte, — accurat, wie es zugegangen war, — accurat, mit dem Fünfthalerschein und allem, — so wahr sie Maisa Jons hieß! — sie fand keine Ruhe, bis sie es gethan hätte.

Von Einschlafen war kaum die Rede; — und schon vor vier erwachte sie am Morgen, so daß sie aufstehen mußte, denn sie hielt es nicht länger im Bett aus.

Ja, sie würde schon die Wahrheit sagen!

Als Maisa an diesem Morgen in die Breite Straße kam, brauchte sie nicht nach der Uhr am Turm der Erlöserkirche zu sehen; — sie wußte, daß sie zu früh unterwegs war und wanderte ein paarmal ums Viereck, um die Zeit hinzubringen, ehe sie bei Tranems die Schelle zog.

Ja, sie würde schon reden!

Es war niemand zu sehen, nur ein Schimmer von Arna, die noch beim Frühstück saß, und Tante Rasch, die noch nicht angezogen war und ihre Morgenverrichtungen besorgte.

„Wir denken, Sie können heute mit dem fertig werden, was Sie in Arbeit haben, Mamsell Jons," sagte sie. — „Das andere, wovon wir gesprochen haben, werden wir später machen lassen."

Das klang abgemessen und zurückhaltend; aber Maisas Augen suchten mutig ihr ins Gesicht zu sehen; das Fräulein aber schloß die Thür des Eßzimmers ganz fest, als ob sie am liebsten eine Wand zwischen dem Ort haben wollte, wo Maisa saß, und dem übrigen Hause.

Sie würde schon reden. —

— „Sie wußten in Paris nicht, wie stark Grete ist," fing Arna an zu spaßen; sie kam herein und sah sich ein wenig den Mantel der Schwester an, ehe sie ausging.

Aber Maisa war nicht in der Stimmung, zu schwatzen und fuhr fort, die Naht am Mantelrücken unter die Maschine zu bringen.

Endlich hörte sie drinnen Frau Tranems Stimme. — Die Finger wurden mit einem Mal ganz unsicher, es saß fest und wurde schlecht . . .

Sie ließ die Nadel ganz langsam und vorsichtig durch den Stoff gehen, das half die Unruhe niederhalten. — Aber es klopfte ihr im Halse, während sie gespannt wartete; und höher und höher stieg es in ihr empor, wie sie es anfangen sollte . . .

Die Nadel ging gleichmäßig; . . . und sie trat die Maschine gleichmäßig . . . Sie sah sich nicht um, sie horchte gespannt, aufmerksam; aber sie hörte nichts mehr . . .

Da zog sich Frau Tranem an, um zu Baurats zu gehen! — Sie hörte, daß sie aus der Korridorthür ging; sie pflegte doch sonst vorher hereinzusehen.

Die Erregung in ihr ließ mit einem Mal nach, so daß sie einen Augenblick mit dem Nähen innehalten mußte. — Sie mußte also warten. —

Digitized by Google

Und nun sprach Frau Tranem natürlich zu Signe darüber . . .

— O, was konnten sie alles denken . . . Warum hatte sie den Fünfthalerschein nicht gleich an Fräulein Rasch ausgeliefert? — er lag ja da an der Erde! — Und sich hinter ihm in den Korridor zu schleichen, das sah durchaus nicht nach einem guten Gewissen aus . . . der Sohn wäre gewiß auch nicht so plötzlich darauf verfallen, ihn ihr zu geben, ohne irgend welche Aufmunterung von ihrer Seite. —

Es kam Bedenken über Bedenken; — und mit jedem Mal, daß Fräulein Rasch fremd durch das Vorzimmer schwebte, sank der Mut.

Und Frau Tranem? — und nun Frau Torp dazu, — die würden wohl alle beide nicht zu schnell bereit sein, ihr zu glauben!

Wieder saß sie da, bedrückt und gepreßt, kalten Schweiß an den Fingern; — nun würde sie natürlich auch nicht zu Baurats kommen . . .

Fräulein Grete stand träge und ruhig und ließ sie an ihrem breiten Rücken messen und probieren; — sie hätte es gewiß nicht bekümmert, und wenn Maisa ihren letzten Atemzug gethan hätte. —

Es klingelte. — An dem zweimaligen Anschlagen hörte sie, daß es Frau Tranem war, die wieder nach Hause kam. —

Sie mußte ihren Mut zusammennehmen; — schlimmer, als es war, konnte es nicht werden. Soviel stand fest, sie wollte bitten, Frau Tranem sprechen zu dürfen, wenn sie jetzt nicht zu ihr herauskam.

Und — da war sie!

Sie hatte noch den Hut auf mit der dichten, schwarzen Straußenfeder und den gelben Bändern und Blumen an den Ohren.

„Ich komme, um ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen, Mamsell Jons," — sagte sie und setzte sich auf einen Stuhl, ein wenig entfernt.

So brauchte sie nicht anzufangen, dachte Maisa, — sie würde sich schon verantworten!

Frau Tranem legte den Kopf ein wenig zurück und blickte vornehm unter den Augenlidern hervor; es lag wohl auch ein klein wenig Verwunderung oder Neugier in ihrem Ausdruck, — was es wohl sein könnte, was dieses doch nicht ganz junge Mädchen mit dem länglichen, etwas gelben Gesicht und den dichten, zusammengewachsenen Brauen anziehend machte.

„Ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß wir diesmal nicht ohne große Bedenken nach Ihnen geschickt haben, — wirklich große, große Bedenken, Mamsell Jons," setzte sie mit Nachdruck hinzu und schlug die hübschen Augen voll zu ihr auf . . . „Es giebt so manche Rücksichten und manche Pflichten, wenn man für ein Haus einzustehen hat, zu dem andere aufsehen, — und man muß äußerst sorgsam sein mit den Menschen, die man in sein Heim einführt . . . Ich will es Ihnen gerade heraus sagen, — seit wir Gewißheit haben, daß Sie ein durchaus nicht anständiges Leben führen, — daß man sie öffentlich mit allerhand Studenten antreffen kann . . ."

Maisa fuhr zusammen und erblaßte. Sie hatte mit dem Worte auf der Zunge gesessen und losbrechen wollen über Anton; — und nun traf der Stoß sie. Das Blut strömte ihr ins Gesicht zurück.

„Das kann niemand von mir sagen, gnädige Frau, daß ich ein unanständiges Leben führe!"

„Es trifft sich unglücklich für Sie, Mamsell Jons, daß wir im Sommer selbst gesehen haben, wie Sie draußen in den Gängen und im Theater auf Tivoli mit einem Studenten gingen und sich traktieren ließen und lachten und Possen trieben. Mein Sohn, Theodor, war bei uns; — und ich muß sagen, wir trauten unseren eigenen Augen nicht . . . Wir hätten vorgezogen, Sie nicht wieder hier zu haben."

„Nun denn, — wenn Sie es wissen wollen, gnädige Frau," brach es los, indem die Thränen ihr aus den Augen stürzten, — „das war mit einem, den ich kenne . . . Man trifft mich nicht mit allerhand Studenten — — und er traktiert und spendiert nichts weiter für mich, als daß er mir von seinen Freibillets giebt."

„Will er Sie heiraten?" fragte Frau Tranem trocken.

Maisa sah sie mit offenem Munde an, erstaunt und verwirrt . . .

„Er ist Student," kam es dann.

„Ich frage, — soll das heißen, daß Sie verlobt sind und ihn heiraten werden?"

„Das kann er nicht," stotterte sie, — „er muß ja selbst noch vorwärts kommen — und . . ."

Digitized by Google

„So gestehen Sie ja selbst ein, was für eine Art Verhältnis es ist."

Maisa holte tief Atem und wurde kreideweiß. „Er hat niemand hier in der Stadt ... niemand, den er kennt, als mich," — kam es wie aus zugeschnürter Kehle — „und — daß ich ihn gern habe, ja, das gestehe ich, gnädige Frau." —

Frau Tranem kniff die Augen und die Lippen mit den weichen, ein wenig flaumigen Falten etwas spöttisch zusammen . . .

„Daß ich mich darauf einlassen soll, zu erörtern, wie sehr oder wie wenig Sie von ihm eingenommen sein mögen, Mamsell, das können Sie nicht verlangen. Ich will Ihnen nur zu bedenken geben, ob Sie auch die Folgen richtig übersehen?" . . .

Maisa erkannte, daß der Streich jetzt fiel, und sah bleich in Frau Tranems Gesicht. Der Ton wurde langsam und vorsichtig:

„Glauben Sie wirklich, daß irgend jemand aus den Häusern, die Sie in gutem Glauben aufgenommen haben, so daß Sie geradezu in der Familie sitzen dürfen, eine — ein Mädchen bei sich haben will, das — an öffentlichen Orten mit Studenten umherflankiert und nicht Acht hat auf seinen guten Ruf? —

Das gilt ja nicht bloß von uns, — alle unsere Bekannten, bei denen Sie schneidern, werden ja nach der Ursache fragen, wenn sie hören, daß wir uns von Ihnen haben lossagen müssen."

Maisa sah in Todesangst deutlich alle Häuser um sich her wie in einem Ringe Gericht über sie halten, — Thür auf Thür würde vor ihr zugeschlagen werden, und sie stand brotlos und ausgestoßen auf der Straße; — sie wußte, was das sagen wollte. — — Ihre Augen richteten sich empor, als ob sie bei einem anderen weiblichen Wesen Hilfe suchten, und eine flüchtige Röte glitt über Frau Tranems Gesicht; — aber sie hatte ja ihren Anton zu wahren.

„Und obgleich wir Sie mit unseren eigenen Augen dort draußen gesehen haben, hat meine Schwester die unangenehme Aufgabe übernommen, sich da, wo Sie wohnen, nach Ihren Verhältnissen zu erkundigen. Wir wollen einen vollen, ausreichenden Grund angeben können."

Maisa fühlte, wie glatt sich die Thür vor ihr schloß . . . Und ebenso würde es bei Baurats gehen und bei Schaus und Brandts und Kalnäs und allen miteinander, — bei einem nach dem andern. —

Da draußen bei Dörums, — dachte sie — da bekäme sie kein schlechtes Zeugnis; — aber es fragte sich, ob ihr das etwas hülfe; — in Frau Tranems Augen hatte sie gesehen, daß es ihr um Anton zu thun war . . .

Der Fuß, der die Maschine trat, stand still, und es war, als ob sie sich ab und zu völlig vergäße. — —

— Und dann fuhr sie in ihrer Arbeit fort, um die Gedanken los zu werden . . .

Es klingelte, und Besuche kamen, und sie gingen wieder. — —

Lena sah verlegen zur Seite, als sie mit dem Kaffeebrett kam; sie merkte auch, daß etwas nicht in Ordnung war . . .

— Und gegen fünf kam Fräulein Rasch wieder nach Hause . . .

Sie hatte gewiß gut ausspioniert; — jetzt würde es sich zeigen, was sie Schlechtes über sie erfahren hätten — sie würde es schon zu hören bekommen! — —

Es dauerte eine gute Weile, daß die drinnen mit einander redeten.

Ich möchte nur wissen, was sie gehört hat, — dachte sie trotzig, — sie wissen gewiß nicht, was sie thun sollen! . . . . .

„Es wäre wohl gut, wenn Sie die Thür vom Eßzimmer ein wenig offen ließen, Lena; — es wird sonst kalt bei Maisa" —

Frau Tranem war es, die das sagte; und es wirkte so wunderbar, daß Maisa fast bebte; — sie glaubte etwas darin zu hören, was einer Möglichkeit des Erbarmens glich.

Sie sah forschend Fräulein Grete an, als diese kam und nach ihrem Mantel fragte, ob sie etwa einen kleinen Grad milder wäre; aber unter dieser Überlegenheit war nicht viel zu entdecken.

Als Fräulein Rasch sich später im Eßzimmer zeigte, warf Maisa von der Nähmaschine aus einen blitzschnellen Blick nach ihr hin, um dahinter zu kommen, was ihr Ausdruck ankündigte. Und vor dem Abendbrot kam Frau Tranem in die Thür; sie stand so, daß man ihr Gesicht wegen des Lampenschirms nicht recht sehen konnte.

Digitized by Google

„Heute ist ja nicht viel aus der Näherei geworden, Mamsell Jons, — das war ja ganz natürlich," — klang es recht freundlich. „Sie müssen schon morgen wiederkommen und Gretes Mantel fertig machen. — Die Stuhlmacherfamilie hat Ihnen ja ein ganz gutes Zeugnis ausgestellt" — —

Es tagte gleichsam in Maisa . . . Sie konnte garnicht sagen, wie erleichtert sie aufatmete! — Der Gedanke, daß es gewiß nicht mehr ganz so schlimm stand bei Tranems, überwältigte sie förmlich! Ja, es war vorüber, — es war vorüber . . .

Oh, mit welcher Last auf der Brust sie umhergegangen war . . . Aber nun, — sie hatte es gleich an Frau Tranems Stimme gehört, als sie mit Lena sprach, daß sie nicht länger beabsichtigten, sie auszustoßen — —

Und dann nachher. — „Sie müssen morgen wiederkommen und Gretes Mantel fertig machen." — Sie meinte es wirklich gut, Frau Tranem, — sie hatte doch auch Herz, auf ihre Weise.

Ach ja, es war vorüber, — jetzt hatte sie wahrhaftig keinen Grund mehr zur Sorge. Sie fühlte es so gut, daß sie sich weiter nicht zu beunruhigen brauchte.

Sie mußte gestehen, sie war heilsfroh, daß es so abgelaufen war — wie es nun den Anschein hatte. — — Brr! — Sie dachte an Frau Tranems Gesicht, wie fest die sich vorgenommen hatte, sie wegzubringen, weil sie für Anton fürchtete.

Nein, wozu jetzt daran denken, — es war ja nun vorüber!

Aber warum waren sie mit einem Male wieder so freundlich geworden? — sie mußte in einem fort wieder darauf zurückkommen. Es war geradezu, als könnte sie nicht damit ins reine kommen, — als ginge es alles rundum in ihr . . .

Um Antons und ihretwillen waren sie doch so aufgeschreckt worden; — und dann hatten sie sie wegen eines anderen beschuldigt, um sie aus dem Wege zu schaffen, soviel war gewiß. — Und nun waren sie mit einem Mal wieder freundlich geworden, weil Fräulein Rasch draußen bei Dörums Gutes über sie gehört hatte?

Das war nicht zu fassen und zu begreifen!

Es wurde wie zu einem wirren Knäuel, an dem sie unaufhörlich rupfen und zupfen mußte, um den Faden zu erfassen . .

Ja, das mochte nun sein wie es wollte, — vorüber war es! — Heute Abend würde sie Kielsberg treffen, — ach, wie erleichtert sie sich fühlte! — Aber nein, — sie wollte ihm kein Wort von alledem sagen. Wenn er fragte, wollte sie nur sagen, daß nun alles wieder gut wäre, und daß man nicht weiter darüber zu reden brauchte; — sie wollte nicht so kläglich vor ihm dastehen, als ob das Verhängnis nur noch an einem Haare über ihr gehangen hätte.

* * *

Erst am andern Morgen kam sie dazu, mit Frau Dörum zu reden; — sie hatte nicht selbst danach fragen wollen; sie wußte, daß sie es schon zu wissen bekommen würde.

Frau Dörum war ziemlich aufgeregt; es war ihr gewiß unangenehm, zu erzählen, daß solche Nachfragen gehalten worden waren.

Ach ja, wahrhaftig, — das Fräulein von Kaufmann Tranems war gestern dagewesen und hatte sich nach Mamsell Jons und all ihren Umständen erkundigt. Sie hatte gewiß geglaubt, es würde etwas gegen sie zu sagen sein, und gedacht, wir beherbergten hier eine, die ein schlechtes Leben führe. Aber sie hatte Antwort gekriegt; — und das hatte sowohl sie als Dörum ausgesagt, ein so braves und fleißiges und strebsames Mädchen und eine, die so auf sich hielte, danach sollte einer erst suchen: — und so accurat im Bezahlen, immer auf den Tag! Ja, daß Maisa, wie andre, dazwischen auch mal eine Weile anstehen ließ, das hatte sie natürlich dem feinen Fräulein nicht auf die Nase gebunden . . . Aber sie hatte ordentlich Bescheid bekommen, die Schackelster! — — —

Ja, es war wieder in Ordnung; — das sah sie an allem, sogar an Lena, die so unterhaltsam war und wissen wollte, ob es nicht heute früh draußen in Grönland gefroren hätte.

Es war so gemütlich mit dem kurzen Sonnenstreifen auf dem Fußboden, nun der Morgennebel fort war, während der Kachelofen im Eßzimmer bis hierher wärmte und sie

Digitized by Google

alle bei offenen Thüren hin und hergingen und redeten, ohne sich an sie zu kehren, als ob sie mit dazu gehörte.

Es kam ihr vor, als ob alles nur ein häßlicher Traum gewesen wäre! . . .

Frau Tranem kam heraus und stand ein Weilchen bei ihr und sah zu.

„Ich habe wirklich viel an Sie gedacht, Maisa! — Meine Schwester hat alles über Sie erfahren von Ihrer Madam da draußen. Sie sind ja so gut wie verlobt mit einem ordentlichen, braven Schuhmacher da im Hause. Es ist fast alles abgemacht, — erzählte die Frau . . . nur noch ein letztes kleines Ja von Mamsell Jons fehlt," — lächelte Frau Tranem, sie versuchte schwach, zu scherzen und richtete die großen, schwarzbraunen Augen auf sie.

„Ach, er mag ja wohl solche Gedanken haben", gestand Maisa halb abwehrend zu und lachte, — „wenn gnädige Frau es denn wissen wollen —"

„Und er denkt daran, am nächsten Quartalsanfang eine eigne Werkstätte zu eröffnen?"

„Ja, er geht schon lange damit um und hat sich auch etwas zurückgelegt, womit er anfangen kann."

„So sind Sie ja ein glückliches Menschenkind, Maisa! Sie haben ja nun so viele Jahre hier im Hause geschneidert und sind so fleißig und tüchtig gewesen, — und nicht allein bei uns, sondern bei vielen von unsern Bekannten . . . Und meine Schwester und ich haben für Sie überlegt, — Sie sind gewiß jetzt ein — fünf — sechsundzwanzig Jahr, und später kommen nicht mehr soviel Anträge für ein armes Mädchen — es ist nicht leicht, alt zu werden für jemand, der nichts andres zum Leben hat als die Näherei, Maisa . . . Ich bin überzeugt, wenn wir mit einigen der anderen Familien sprächen, bei denen Sie geschneidert haben, so würden sie gewiß alle einverstanden sein, und es sollte doch wohl nicht unmöglich sein, Ihnen zu einer guten Nähmaschine zu verhelfen, — so hätten Sie eine Einnahme zur Begründung des Haushalts. Er ist doch wohl nicht im Zweifel, wer da als seine Frau mit in das Haus ziehen soll?" scherzte sie.

Maisa schüttelte schnell den Kopf:

„Na, ich werd's wahrhaftig nicht sein! — übrigens danke ich der gnädigen Frau viel tausend mal."

„Das ist doch der reine Unverstand, — einer, der Sie lieb hat, wie Sie selbst sagen, und Sie ernähren kann."

„Ach, gnädige Frau, er ist gewiß brav, wie der Tag lang ist; — aber ich bin nie so zu ihm gewesen, daß er sagen kann, ich hätte ihn genarrt."

„Woran denken Sie eigentlich, Maisa! . . Können Sie etwas Besseres verlangen als einen braven Handwerker?"

Maisa lächelte vor sich hin, — sie hatte doch ihr Teil für sich.

„Wenn man keine Neigung für jemand hat, so kann das Heiraten unglücklich genug ausschlagen," sagte sie ausweichend.

„Das hört sich doch etwas närrisch an von Ihnen, Maisa. Dies ist ja eine so außerordentlich günstige Partie; ihr könntet jeder auf seine Art Geld verdienen und eure Zukunft begründen."

„Ja, ich verstehe wohl, daß gnädige Frau denken, es ist rein unvernünftig von mir, — und das denken die draußen bei Dörums auch . . . und es könnte ja auch gewiß nützlich für mich sein. Aber ich habe versucht und versucht," — sie ereiferte sich in der Hoffnung, ein klein wenig Sympathie zu finden, — „ich bringe es nun einmal nicht zu Wege mit dem Schuhmacher!"

„Es thut mir leid, Mamsell Jons, daß Sie in solchem leichtfertigen Ton davon sprechen", sagte Frau Tranem sehr ernst. „Ich hätte wirklich geglaubt, ich würde mehr Ernst bei Ihnen finden, wenn ich erst auf den Grund ginge. — Ja, so kann ich es wahrhaftig nicht ändern; — ich glaubte wirklich, ich hätte ein Mittel gefunden, das Sie aus der Verlegenheit ziehen könnte, Mamsell Jons!

Denn das sehen Sie doch wohl ein, derartige Studentengeschichten dürfen Sie nicht haben, wenn Sie Ihren Fuß noch in unser oder irgend ein anderes anständiges Haus setzen wollen."

Der Schweiß brach Maisa aus, und ihre Brust fing an sich zusammenzuschnüren. Sie stand genau da, wo sie gestern gestanden hatte, — alle Häuser schwankten wieder vor ihr —

Digitized by Google

— — „Können Sie sich nicht mit dem Studenten verheiraten, und das, sagen Sie ja, können Sie nicht, — so giebt es keinen andern Ausweg für Sie, als in ein ordentliches und achtungswertes Verhältnis einzutreten! — Und sollte ich nach dem, was ich jetzt von Ihnen erfahren habe, meine Meinung sagen, Mamsell Jons," kam es zornig, „so sind es wahrhaftig nicht Sie, sondern der Schuhmacher, den ich beklagen würde. — Was glauben Sie eigentlich, wohin Sie gehören? — Ich fürchte, Sie haben sich Illusionen gemacht — haben Raupen im Kopf über eine höhere Sphäre.

Und jetzt wissen Sie hoffentlich, wie die Sache steht. Sie werden in jedem Fall in guten Häusern unmöglich!"

Die gnädige Frau war fertig mit ihr und wollte gehen, blieb aber mit der Hand auf der Thürklinke stehen:

„Es thut mir leid, daß Sie Ihren Vorteil nicht besser zu wahren verstehen . . . Sie sind ja eine tüchtige Arbeiterin gewesen, und ich wünschte Ihnen, daß Sie Ihre eigene Lage mit verständigen Augen ansehen könnten.

Kommen Sie nur morgen wieder her und sitzen Sie hier in Ruhe und überlegen Sie es sich; — das möchte ich Ihnen um Ihrer selbst willen recht eindringlich ans Herz legen, Maisa! — Wir sind Ihnen ja zugethan und würden gern sehen, daß es Ihnen gut ginge." Frau Tranems stille, dunkle Augen blickten teilnehmend auf sie.

Sie entsann sich nicht recht, wie sie zusammengelegt hatte und bei Tranems aus der Thür gekommen war, als sie da nachdenklich das Trottoir entlang schritt. Sie wußte nur, daß sie heute Abend nicht Kielsberg treffen und ihm vom Schuhmacher erzählen wollte, und als sie auf dem Heimweg in die Breite Straße einbiegen sollte, wandte sie sich mit einem Mal und ging schnell nach dem Reichshospitale zu, — sie erkannte noch die hohen, fegenden Bäume gegen das Dunkel. Von da aus ein eiliges Abschwenken nach Hammersburg hinauf wegen eines Bescheides an Martha Mo. — — Und kurz nachher war sie wieder in der Grenzstraße und unten am Marktplatz. — — — Die Uhr oben am Turm mußte nun wohl neun sein. — Nein, sie war erst halb; — sie konnte es im Dunkel kaum erkennen, — es mußte halb zehn sein. — Sie wollte sicher sein, ihn nicht zu treffen und ging eine kurze Gasse hinein und zu einer andern wieder heraus, ohne daß sie so genau Acht darauf hatte. — Jetzt war sie wieder in der Nähe des Marktplatzes —

Erst neun! —

Sie wollte bis halb zehn warten und ging noch einmal die Straße hinauf und rings um das Viereck.

Sie war nicht imstande, an etwas anderes zu denken, als daß sie Kielsberg nicht treffen wollte.

Es fiel ihr ein, daß ihr mit einem Mal etwas aufgegangen war, was sie in diesen Tagen beständig in sich um und um gewälzt hatte. Nahm sie den Schuhmacher, so konnten Tranems ruhig sein um Anton . . .

. . . Sie durfte auch nicht zu spät nach Hause kommen, damit sie nicht durch die Werkstatt gehen und es riskieren mußte, Elling zu treffen. Es war, als käme er dieser Tage aus allen Ecken hervor, sobald sie nach Hause kam, mit halben Worten und Andeutungen über seine neue Werkstätte; — es sollte ja nun zum Oktober, am Ziehtag, anfangen — — —

— Sie lag die ganze Nacht und wandte und wälzte sich, und dann war sie zeitig auf und beim Schuhmacher Lövstadt in der Brückenstraße mit heran, ehe sie zu Tranems ging, um etwas an dem einen Schuh nähen zu lassen; — sie wollte es nicht zu Hause machen lassen, um nicht mit Elling zusammenzutreffen. —

Sie hatte sowohl Frau Tranem, als die Fräuleins am Morgen gesehen. Sie hatten sie ganz nett und freundlich begrüßt und ihr über die Näherei Bescheid gesagt; sie konnte nichts weiter bemerken. — Sie hätten noch für die ganze nächste Woche Arbeit für sie, meinte Tante Rasch.

Aber es schien, als ob Frau Tranem heute recht reizbar wäre, — Lena konnte ihr nichts recht machen, — sie hatte eingeheizt, als ob es mitten im Winter wäre, — und später hatten die Fenster zu lange offen gestanden, so daß es ganz durchgekältet war, und das vertrug Frau Tranem durchaus nicht . . .

Digitized by Google

Und Fräulein Rasch hatte es mit dem Kaffee zum Frühstück auch nicht gut getroffen. Da kam Frau Torp . . .

Maisa fuhr zusammen, als sie sie sah; aber Frau Torp nickte ganz gleichgiltig; — es sah garnicht aus, als ob sie im geringsten an sie dächte, — sie legte nur den Hut und den Pelzkragen auf einem der Stühle im Eßzimmer ab und ging dann gleich zur Mutter ins Zimmer.

Es stieg wie ein Schimmer von Hoffnung in Maisa auf, — vielleicht glitt es noch einmal so vorüber.

Es war eine gewisse Beruhigung, so außerhalb zu sitzen, während alle von ihren Angelegenheiten eingenommen waren und sie und ihre Sache heute rein vergessen war . . . Sie saß und hörte, wer da kam und wer da ging, wenn es klingelte.

Und da war Signe schon und zog sich wieder an; sie redete noch ganz eifrig:

„Torp sagt, daß er nie — nie, Mutter! — ihn für so etwas auch nur hat erwähnen hören, bis nun heute in der Zeitung. Aber Schaus haben immer so merkwürdig viele Verbindungen und werden natürlich gerade vorgeschoben, wenn die Entscheidung vor der Thür ist . . ."

Da war es, was sie ganz einnahm, — sie hatten auch nicht Chokolade oder Wein für Signe hineinbringen lassen —

Aber Maisa hatte jetzt keinen Sinn, darauf zu achten; sie war froh, daß sie den Tag über da in einer Ecke sitzen konnte, — vielleicht zog das Unwetter vorüber. — Es hatte gewiß etwas in der Zeitung gestanden, was ihnen nicht gefiel, über diese Ministergeschichte . .

Theodor, der Jurist, war in der Schummerstunde lange Zeit drin bei der Mutter und sprach viel; und als die Lampe angezündet wurde, setzte sich Arna mit einem Buch zu Maisa herein.

Sie blätterte und blätterte — es ging schnell, — mit den Augen ab und zu, halb über das Buch hinweg.

„Ich wünschte wahrhaftig, daß Schau Minister würde!" entfuhr es ihr; die Lektüre schien heute Abend nicht recht haften zu wollen, — sie war gewiß mit ihren Gedanken in der Grottenallee.

Ja, sie hatte ihren Jakob, keiner wollte ihn ihr fortnehmen! — — —

. — — Nicht ein Wort wurde mehr über sie bei Tranems gesprochen; — und die Woche war vergangen, ein Tag wie der andere war vorübergestrichen unter mancherlei Gedanken und Spannungen für Maisa, während sie da mit der Nadel saß. Sie war sanft und fügsam gewesen wie eine Puppe, hatte herausgefunden, was der gnädigen Frau schmeichelte und hatte sich durch solche Bescheidenheit bei Tante Rasch beliebt gemacht. — Sie hatte versucht, sich klein und unscheinbar und unauffällig zu machen; — sie war zeitig gekommen und hatte so lange gearbeitet, als man ihr nur gestattet hatte, hatte mit Sachen überrascht, von denen sie garnicht dachten, daß sie schon fertig wären, und war so zuverlässig und verständig und nett gewesen — und munter obendrein.

Und während alledem innerlich wie ein zum Tode gehetztes Tier; sie hatte gespäht und gespäht nach einem Ausweg —

Es gab nur einen — vielleicht vergaßen sie sie, — vielleicht fingen sie an, sie so gern zu haben und solch Vertrauen zu ihr zu gewinnen, daß sie es am liebsten vorübergehen ließen.

Heute war Sonnabend und der letzte Tag, den sie da war — — wenn der auch vorüberging, als ob nichts wäre, — so würde sie die Sonne scheinen sehen, und ob es kohlschwarz wäre, wenn sie heute Abend heim ginge! —

So saß sie da, eifrig und nur von dem eingenommen, was nun zum Schluß für diesmal noch fertig werden sollte; — — und so aufmerksam und auf dem Posten, nur voll Angst, so oft die Thür sich öffnete und sie glaubte, es könnte Frau Tranem sein; sie wußte den ganzen Tag, wo sie sich im Hause aufhielt.

Und der Vormittag war vergangen; wie die Uhr sich heiser weiterschleppte, hatte sie ihr eine halbe Stunde nach der andern nachgerechnet — und nun war auch der Nachmittag fast bis zur Theezeit vorüber —

Frau Tranem war auf Besuch ausgefahren und wurde zurück erwartet, kam aber nicht; — es wurde nach sechs —

Digitized by Google

Vielleicht hatte sie doch anderes zu denken? — es stand ja nun so dicht bevor, ob sie Frau Minister werden würde . . .

Sie war damals aufgebracht gewesen, weil sie für Anton fürchtete; — aber seitdem hatte sie soviel anderes zu denken bekommen; es wäre ihr sonst doch auch nicht möglich gewesen, die ganze Zeit über so freundlich zu ihr zu sein; — — sie hatten sie hier im Hause gern, davon war sie überzeugt.

Wenn — wenn Frau Tranem bloß bezahlte! — es war ihr, als hätte sie sie ein wenig lächeln und die Augen halb schließen sehen; das sollte heißen, sie wüßte wohl, daß sie einen Strich durch etwas machte . . .

Wenn sie nur erst glücklich daheim wäre! —

Die Maschine kam etwas in Unordnung; Frau Tranem kam. —

Sie hatte sich verspätet, sie war weit fortgewesen heute Nachmittag . . . „Ist Besuch hier gewesen? . . . Hat Vater nach mir gefragt? . . ."

Sie kam direkt ins Vorzimmer gesegelt.

„Ja, Maisa! ich wußte, es würde gehen; — endlich habe ich soviel gesammelt zu einer ordentlichen Nähmaschine für Sie! . . . eine für dreiunddreißig Speziesthaler . . . Ich habe mich darum geplagt und abgemüht, mehr als ich sagen kann, um all diese Familien zu treffen. — Und heute Nachmittag bin ich umhergefahren — zuletzt bis zu Jürgensens hinaus.

Aber so haben Sie nun auch etwas Sicheres, Maisa! — — Und es bleibt noch etwas übrig, sodaß Sie ein bißchen zur Aussteuer haben. — Man gönnte es Ihnen überall, und fast auf allen Stellen sagten sie Ja, gleich beim ersten Wort. — Ich muß sagen, sie interessierten sich geradezu für Sie, Maisa!

Und wenn nun meine Schwester sich am Montag einen kleinen Gang macht nach da draußen und der Madam da sagt, daß das kleine Ja, an dem es fehlt, wohl abgeholt werden kann, wenn er es versteht, hübsch für sich zu bitten, — so kann das Aufgebot erfolgen und Sie können noch vor Weihnachten Frau Meister sein!"

Es wurde Maisa schwarz und schwindlig vor den Augen; jetzt, da Frau Tranem es ringsum in allen Familien erzählt hatte, war es, als ob ein Sack über ihr zugezogen worden wäre. Sie saß still und lächelte verstört, ohne zu antworten . . . Die Uhr schleppte sich auf sieben mit ihrem häßlichen heiseren Klang, ohne zu schlagen, und es schien Maisa, als wäre sie es selbst, die nach Atem rang und dem Ersticken nahe war.

* * *

Die ganze Nacht lag sie im Fieber, — ab und zu richtete sie sich im Bett auf, starrte vor sich hin und dachte nach . . .

Es war alles schwarz . . . Das Beste wäre, gleich in den Fluß zu gehen, — dort hinabzutreiben — bis zur Mündung draußen bei der Modermaschine — mitten in all dem häßlichen Brei, den sie herausschöpften; — und die Krabben mochten sich immerhin in ihr festbeißen und der Aal sich um sie winden — das wäre ihr gerade recht! . . .

— Jetzt, am Sonntag Morgen, war sie dabei, sich anzukleiden, aber sie fand sich mit dem Handtuch in der Hand auf dem Stuhl am Bett sitzend, und vor ihr stand die taubstumme Dörthe, still erschrocken, mit jammervoller Miene; sie fühlte wohl, daß es sich für Maisa um etwas wirklich Schlimmes handelte.

Sie war nicht imstande, sich anzuziehen, warf sich auf das Bett und machte Dorothea Zeichen, daß ihr der Kopf so weh, so weh thäte. —

Den ganzen Sonntag blieb sie dort liegen in dumpfer, schmerzhafter Benommenheit, — in der Dämmerung am Nachmittag dachte sie halb daran aufzustehen; es war, als müßte es da leichter sein, wenn sie sich selbst nicht so deutlich sähe; — aber sie blieb liegen . . .

Nur ein Gedanke pochte in ihr, sie wollte gleich hier aus dem Hause ausziehen und sich bei Martha Mo auf Hammersborg einlogieren . . .

Sie sah ihre Mutter vor sich, — — und die hohen dunklen Weiden, die dort im Garten des Hospitals hin und her fegten, — sie selbst war es, die sie jetzt wegfegten, — rein weg in die grauen Wolken hinein.

Ein Gedanke oder Wunsch fing an in ihr zu dämmern. — Sie fuhr auf und kleidete sich an. Zu der Zeit, wo sie wußte, daß

Digitized by Google

Kielsberg ausging und sie ihn Sonntag abends zu treffen pflegte, schlich sie die Treppe hinunter.

Ihre Gedanken waren wie in einem Nebel. — Es war nun alles vorbei, — Kielsberg sollte sie künftig nichts mehr angehen . . .

Wie abgestumpft schlug sie den gewöhnlichen Weg ein.

„Möchte wissen, wo Sie stecken, Maisa?" kam er ihr ungeduldig auf dem Trottoir entgegen, als sie schon ein Stück die Brückenstraße entlang gegangen war, — „ich habe Sie ja beinahe die ganze Woche nicht gesehen. — Schadet nichts, wenn ich warte, ich habe ja überflüssig Zeit, meinen Sie? . . . Ich kann ja in zehn Jahren Doktor werden! — Aber so wenig, wie ich jetzt von Ihnen sehe, da könnte ich mich auch gleich in den Rachen des Hauslehrerpostens oben in Romsdal stürzen. Sie kommen ja nie, — lassen mich hier gehen und warten und warten. — Als ob es nicht um Ihretwillen wäre, daß ich noch einen Winter mit Plackerei und Schulden und allerhand Verdrießlichkeiten mir um die Ohren schlage."

Er wußte recht gut, wenn sie nicht gekommen war, so war es, weil sie über die Zeit hinaus hatte sitzen und nähen müssen.

„Aber wissen Sie, was heute geschehen ist, Maisa?" er schob sein Gesicht im Eifer dicht an das ihre. — — „Soll ich es Ihnen sagen? . . . Ich gehe damit umher wie mit einem Zuckerbonbon im Munde," sagte er und genoß es so recht; sie kannte die Manier so gut. — — „Ja, das ist heute geschehen, daß Großkaufmann Tranem — nicht Minister geworden ist, — und Frau Tranem — nicht Frau Minister. . . Generalkonsul Schau ist es nämlich geworden, — nämlich ja! . . .

Ich sah in der Redaktion das Telegramm, daß die Ernennung gestern erfolgt ist. — Recht unangenehm für Tranems — wie? Die gnädige Frau mit dem französischen Staat — und der eklige Kerl mit dem Fünfthalerschein . . . Ich habe die schwache Idee, daß mein Artikel in der Zeitung seinen kleinen Anteil daran gehabt haben mag. Ich gab dieser Tage so einen kleinen Fingerzeig auf Konsul Schau, daß er gerade der Mann wäre, zu dem man in der Geschäftswelt aufsähe. — Vielleicht sind wir beide es, Maisa, die diesen Minister zu Wege gebracht haben!" kam es ausgelassen lustig. — „Denn Sie sagten mir immer, daß Sie diese Schaus so gern hätten . . . Kain soll siebenmal gerochen werden, aber Lamech siebenundsiebenzig mal! — — Dieser Herr Anton — —. Nun, — nun, Maisa? — ist mein Publikum heute Abend so stumm . . . kein Applaus — nicht ein bißchen? — Zu müde und abgearbeitet, Sie Arme! — Aber Sie sind ja so ganz — ganz ernsthaft! . . ." Er sah es erst jetzt, als er sich beim Schein der Laterne zu ihr hinbog, daß sie verstört und bleich aussah.

Sie waren eine Weile in der Richtung zur Stadt hinausgegangen an dem halbdunklen Abend, — hatten hin und wieder bei einer Laterne still gestanden — — und kamen langsam zurück, während die Sterne schon über den Häusern standen . . .

„Maisa", sagte er bekümmert und griff nach ihrer Hand. — „Was ist es, das in Ihnen vorgeht? . . . Wieder bange vor dem Hauslehrerposten? . . . Daß ich nicht durchkomme? — und fort muß? . . ."

Er begegnete einem scheuen Blick und fühlte eine krampfhafte Unruhe in ihren Fingern, während sie sie um die seinigen wand und preßte . . .

Plötzlich schmiegte sie sich dicht und heftig an ihn, gebückt, sodaß er ihr Gesicht nicht sah, — und dann ging sie schnell von ihm, die Straße hin und in die Hausthür —

„Aber Maisa . . . Maisa . . ."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Malwida von Meysenbug.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

„Wahnfried" könnte Malwida von Meysenbug, die Treuste der Treuen in der Richard Wagnergemeinde, ihr letztes Buch nach dem Hause des Meisters in Bayreuth nennen und ihm seine Denkschrift geben:

„Hier wo mein Wähnen Frieden fand" . . .

Es ist ein Buch der Hoffnung, dieser „Lebensabend einer Idealistin," (Berlin, Schuster u. Loeffler) wie alles, was sie geschrieben, aber doch auch ein Buch des Ausklangs, des Abgeschlossenhabens, des zur Ruhe Kehrens, und es schließt mit einem Vermächtnis.

Wir freuen uns der harmonischen Schlußkapitel dieses Menschenlebens, in dessen Seiten wir schon früher blättern durften und das wir nel mezzo del cammin verließen.

I.

Die „Memoiren einer Idealistin", 1876 erschienen, haben uns die Persönlichkeit dieser Frau verehren gelehrt.

Ein armes adliges Fräulein in einem deutschen Kleinstaat. Galante Hofsphäre mit Grazienkultus und französischer Anakreontik, Schäferkostümen und antiken Maskeraden, als Ablösung Zöpfe, Korporalstöcke, Miniaturdespotismus, geben die Stimmung ihrer Jugend.

Der Landesvater fährt täglich am Haus ihrer Eltern vorüber. Er sitzt wie eine Mumie in den Kissen seines Wagens, in einer Uniform vom Schnitt der Alten Fritzenzeit und einem dreieckigen Hut auf dem Kopf; die spärlichen Greisenhaare hinten in einen Zopf geflochten.

Und als er stirbt, wird er mit mittelalterlich unheimlichem Pomp bestattet. Nachts beim Schein der Fackeln, voran ein Ritter in schwarzer Rüstung auf schwarzem Pferd. Im Hause ihrer Eltern — der Vater ist ein hoher Staatsmann — weht ein vornehmer Geist. Die Mutter ist eine schöne Seele, die sich in die Schriften Rahels, Schleiermachers, der Humboldts, der Schlegels versenkt.

Das Mädchen wächst unter reichsten künstlerischen Anregungen auf.

Doch ihr geistiges Erbteil prägte sie sich ganz selbständig aus.

Schon früh erwacht in ihr der Zweifel an den Dogmen. Schon früh bedrücken sie die Unduldsamkeit und die begrenzten Auffassungen ihres Kreises, und sie empfindet schwer die „Tyrannei der Familie durch Liebe und Unverstand."

Ganz allein in ihrer Umgebung fühlt sie das Wehen einer neuen Zeit. Die Standesunterschiede fallen für sie fort, sie sucht nach geistig ebenbürtigen Menschen, und mit fester Entschlossenheit setzt sie sich gegen ihre Familie durch. Was sie innerlich erlebt und sich erringt, wird ihr durch ihr äußeres Leben dann bestätigt.

Der Vater stirbt und hinterläßt nur wenig. Malwida ist mit ihrer Mutter in Frankfurt. Es sind die starken, erregenden Tage der Paulskirchensitzungen 1848; ein

Digitized by Google

neuer Tag ſoll den Völkern geboren werden; Frankfurt ſchien zum Centrum der nationalen Entwicklung auserſehen. Malwida iſt mit brennender Seele dabei. Da kommt der Zwang. Die Einkünfte langen nicht zum Aufenthalt in dieſem Centrum, die Meyſenbugs ſollen in ihren Kleinſtaatwinkel zurückkehren und in kärglicher Stille ihr Leben friſten.

Da empört ſich das ganze volle Lebensgefühl der Tochter. Das große Recht der Individualität „an alles, was ihr nötig iſt, um alles zu werden, was ſie werden kann," ſtellt ſich ihr in bitterer Klarheit dar. Und zum erſten Mal wird ihr in ihren Gedanken die Notwendigkeit der ökonomiſchen Unabhängigkeit der Frau durch eigene Arbeit klar.

Sie verſucht es zunächſt mit einer Thätigkeit an einer weiblichen Hochſchule, die in Zuſammenhang mit einer freien Gemeinde ſtand.

Gleiche Rechte für Männer und Frauen war ihr Poſtulat. Und als Baſis dieſer Gleichheit ſollte eben die erhöhte Bildungserziehung der Frauen durch die weibliche Hochſchule dienen.

Malwida von Meyſenbug findet hier volle Befriedigung. Doch das Leben will dieſer an Möglichkeiten ſo reichen Natur mehr noch zu thun ſchaffen, ihr das Bewußtſein vielgeſtaltigerer Kräfte geben, und treibt ſie ſcheinbar rückſichtslos und grauſam aus ihrem Binnendaſein auf ein uferloſes Meer, auf dem nur die Stärkſten ſich erhalten.

Sie muß ins Exil. Die Reaktion nach 48 vertreibt auch ſie. Ihr Verkehr mit bekannten Demokraten, ihr Briefwechſel hatten ſie verdächtig gemacht. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Sie ging wie ſo viele nach London.

Malwida von Meyſenbug.
Aus: Meiſternovellen deutſcher Frauen. 2. Serie. (Berlin, Schuſter u. Loeffler.)

Und hier erſt wurde ſie, die bis jetzt trotz all ihrem Erweiterungsſtreben, ihrem Bildungsbedürfnis, ihren Humanitätsidealen doch immer noch etwas von dem adligen Fräulein des Kleinſtaats gehabt hatte, zur Europäerin.

Hier in London knüpfen ſich für ſie die großen internationalen Beziehungen. Garibaldi, Mazzini, Alexander Herzen, Kinkel treten in ihren Kreis. Sie ſchreibt, überſetzt, ſie wirkt als Erzieherin.

Und hier findet ſie den Beruf ihres Lebens. Sie, die mit einer Enttäuſchung einſt ihre eigenen Liebeshoffnungen begraben, die nicht an einen Mann ſich verlieren will und doch ihr Erziehungsideal verwirklichen, wird die Mutter der Tochter Alexander Herzens, Olga.

Alles Parteitum tritt zurück hinter dem Erkennen der Einzelaufgabe. Und dieſe Aufgabe iſt „die Kunſt, das Leben in uns auszubilden, daß wir uns ſelbſt zum höchſten Kunſtwerk umgeſtalten", daß wir alle Keime unſeres Weſens zur höchſtmöglichen Vollendung entwickeln. Und das ſei der leitende Gedanke bei der Erziehung der Kinder.

Digitized by Google

Ihr politisches Interesse ward geringer. Sie sah, wie alles Erreichte auf diesem Gebiet mangelhaft und enttäuschungsschwer ist. Sie erkannte die einzige Erfüllung ihres Idealismus in der Kunst. Nur sie kann die Welt ergänzen. Und der Erfüller wurde ihr Richard Wagner, den sie wie einen Erlöser ansieht.

In dieser Erkenntnis schloß sie die Rechenschaft über ihres Lebens erste Hälfte.

Und nun treten wir in das milde Licht des Lebensabends dieser Greisin, und hören, was sie noch zu erzählen hat.

* * *

Wenn uns in den Memoiren das Einzelschicksal interessiert hat, zu sehen, wie eine Natur, des rechten Weges wohl bewußt, durch Wirren und winklige Gassen sicher ihr Ziel findet, so fesselt uns in den Blättern des Alters, die ihrer Pflegetochter Olga und deren Gatten, Gabriel Monod, gewidmet sind, die Kulturstimmung.

Das Fräulein von Meysenbug, die Achtzigjährige, hat wahrhaftig verstanden, schöpferisch ihr Leben zu einem Kunstwerk auszugestalten. Sie hat abgestreift und entfernt, was ihm nicht konform ist. Sie hat sich in der ganzen Welt unter den geistig Großen ihre Freunde geworben, sie zu ihrer Familie der freien Wahl gemacht. Kein Tag scheint verloren in diesem Leben. Kein Tag, der nicht in ihr Heim, das sich diese Genießende in Rom gewählt neben dem Platz S. Pietro in Vincoli, zwischen den Trümmerfeldern der Weltgeschichte, einen Brief bringt oder ein Buch, einen Geistesgruß, eine Anregung. Sie scheint wirklich, wie sie es sich geträumt, in einer Oberspähre des Seins zu existieren.

Sie war eine Gastgängerin an den feinsten Stätten geselliger Bildung. Auf ihrem Wanderleben konnte sie an jedem Ort die Kunst grüßen. Und überall ist in den Häusern, die sie betritt, eine Kristallisation interessanter Menschen. Ihr wird alles zum Ferrara.

Sie erlebt die hohen Tage in Bayreuth, als das Festspielhaus vor einer erlesenen Gemeinde eingeweiht wird, als Liszt und Wagner sich umarmen. Sie verlebt Tage innigster Geistesgemeinschaft mit Nietzsche in Sorrent, auf den Terrassen mit dem Blick auf den Golf und den Vesuv; zwischen den Orangen und Citronengärten, deren Bäume, hoch wie Äpfel- und Birnbäume, ihre von goldenen Früchten beladenen Äste über die Gartenumzäunung herüber, den Weg beschattend, hängen lassen.

Nietzsche ist damals in der mildesten, versöhnlichsten Stimmung. Es herrscht ein Einklang in dem kleinen Kreis, dem noch Nietzsches Freunde Dr. Rée und Brenner angehörten, daß Malwida eines Abends sagte:

„Wir repräsentieren doch wirklich eine ideale Familie; vier Menschen, die sich früher kaum gekannt, kein verwandtschaftliches Band haben, keine gemeinsamen Erinnerungen, und nun in vollkommener Eintracht, in ungestörter persönlicher Freiheit, ein geistig und gemütlich befriedigtes Zusammenleben führen."

Das Zusammenleben erweckte einen utopistischen Plan. Die Idee, ein Missionshaus neuer geistiger Kultur zu begründen, eine Art Pepinière höheren Menschentums. Nietzsche, dem dieser Gedanke durchaus nahe lag, der in seinen griechischen Vorlesungen so oft die Probleme idealen Erziehertums behandelt hatte, war mit Feuereifer dabei. Er und Rée wollten selbst Lehrer werden. Malwida sollte ihre Schülerinnen „zu edelsten Vertreterinnen der Emanzipation der Frau heranbilden, damit sie hülfen, dieses so wichtige und bedeutungsvolle Kulturwerk vor Mißverständnis und Entstellung

Digitized by Google

zu bewahren und in reiner würdevoller Entwicklung zu segensvoller Entfaltung zu führen." Das Lehren sollte nach Art der Peripatetiker erfolgen, an heißen Sommertagen in den geräumigen Felsgrotten am Strande.

Der mehr schöngeistige als praktische Plan blieb freilich Idee.

„Gastfreundschaft in edelster Freiheit, nur gebunden durch die Grazie und den Geist der Wirte", genoß Malwida von Meysenbug auf den Landgütern der Donna Laura Minghetti und Marco Minghettis. Er der Staatsmann, „der Mann des eisernen Willens, der unverwüstlichen Thatkraft"; sie von vollendeter Bildung und Kultur des Lebens.

Hier lernt sie im angeregtesten Verkehr kennen Ruggiero Bonghi, Giovanni Morelli, dessen kunstgeschichtliche Arbeiten unter dem Namen Lermolieff feinstes künstlerisches Verstehen zeigen, Francesco Brioschi.

In Rom verkehrt sie intim mit der Fürstin Wittgenstein und mit Liszt.

Sie tritt Schack, Heyse, Ibsen, Lenbach näher.

Der Name aber, der immer wiederkehrt, ist der Name Richard Wagners.

In den „Memoiren einer Idealistin" hatte sie von jener verhängnisvollen ersten Tannhäuseraufführung in Paris erzählt, wie da ein Werk durch Brutalität und stumpfen Unverstand unterdrückt wurde. Die Mitglieder des Jokeyklubs, ärgerlich darüber, daß das Privilegium des Balletts für diesen Abend nicht anerkannt werden sollte, erschienen mit Pfeifen bewaffnet im Theater und setzten ihr Zerstörungswerk drei Abende lang fort, bis Wagner den Tannhäuser zurückzog.

Die schlimmsten Tage der Erniedrigung hatte Malwida mit dem Meister geteilt; jetzt wurde ihr die Freude, seinen Aufgang mit zu erleben. Grundsteinlegung und Einweihung sahen sie in Bayreuth.

1881 kommen Wagners nach Italien. Sie wohnen in Neapel in einer herrlichen Villa am Anfang des Posilippo, auf hohem Fels gelegen, zu dem die Gärten terrassenförmig aufsteigen. Von der Terrasse, unter dem von Säulen getragenen Vordach beherrschte der Blick den Golf, die Stadt und den Vesuv. Hier besucht Malwida Wagners, und hier blicken wir wieder in jene Geselligkeit feinster Kultur, an der das Leben der Idealistin so reich gewesen ist.

Der Höhepunkt ist der Geburtstag Wagners, an dem nach einer Mondscheinfahrt auf dem Golf in dem rosengeschmückten Musikzimmer die Gralscene aus dem Parsifal aufgeführt wurde. Joseph Rubinstein saß am Flügel, die Kinder Wagners sangen die Engelstimmen.

Und dann wird ihr der Parsifal 1882 in Bayreuth wirklich Ereignis. Die Generalprobe mit allen ihren Extasen, als Liszt in zitternder Erregung ihren Arm ergriff und außer sich stammelte: „Ce n'est pas à croire à ses oreilles;" und seine ältere Enkelin, die feurige Daniela von Bülow nach dem Liebesmahl im Graltempel in der Verzücktheit ihrer Gefühle rief: „Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm in diesem Augenblick zu vergeben."

Und ein halb Jahr nach dieser Erfüllung Wagners Lebensausgang.

So gingen ihr die Jahre hin, und jedes schenkte ihr und jedes gab. Malwida von Meysenbug, die Achtzigjährige in Rom, ist an inneren Gütern und Erinnerungsbesitz wohl jetzt die Reichste. Ihr Herz ist ein Pantheon der Großen geworden, und jede Nische trägt ein edeles Bild.

Digitized by Google

II.

Dies Buch des Alters giebt neben den interessanten Gedenkblättern äußeren Geschehns reiche Kunde inneren Lebens.

Das innere Leben Malwidas von Meysenbug hat sich in den Bahnen entwickelt, die ihr von früh an vorgeschwebt haben. Sie ward die „Idealistin", die sie werden wollte. Idealistisch nicht im vagen Sinne des viel gemißbrauchten und durch Abgreifen so sehr entwerteten Wortes, sondern im Sinne des Goetheschen „Wer immer strebend sich bemüht" und im Geist und in der Wahrheit der Veredelung und höchste Humanität suchenden Gemeinde in den Wanderjahren.

Die früher schon in den Memoiren ausgesprochenen Ideen kehren wieder, nur schärfer noch und bewußter ausgeprägt.

Sie wendet sich an die wahre, unsichtbare Kirche der Freien, die sich nie gekannt und die doch durch das gemeinsame Streben verbunden sind nach äußerer und innerer Vollendung des Lebens. Sie mahnt dazu, das Leben mit dem höchsten Inhalt zu füllen: „auf andere veredelnd wirken; Kinder, leibliche oder geistige zeugen, das Leben fortsetzen, aber immer der Zukunft entgegen, nie zurück." Doch neben den schönseligen Träumen illusionistischen Hoffens stehen auch, und das ist menschlich ergreifend, Worte der Negation.

Nicht immer kann sich die Idealistin am Feuer ihrer wünschenden Gedanken wärmen; auch sie hat schwarze Stunden und leidet am Leben, trotzdem sie es in Gemeinschaft mit den Besten ihrer Zeit gesteigert und erfüllungsreich genießt.

„Die besten Wesen werden immer trauriger, je weiter das Leben vorrückt, weil sie mehr und mehr die unendliche Eitelkeit des Ganzen ‚l'infinita vanità del tutto', wie Leopardi sagt, begreifen. Das Leben der Großen zeigt uns mit wenigen Ausnahmen immer dasselbe Schauspiel, die Überzeugung, welche sich langsam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die schönsten Werke, die Schöpfungen der erhabensten Begeisterung, nur selige Träume großer Seelen sind und von der Menge unverstanden bleiben, und daß die ideale Reform, welche der Genius vollziehen will, wenn sie stattfindet, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt."

Es kommen Stunden, da sie, die wir so schwärmend froh und hoffnungsstark kennen, einer müden Seele gleicht, den Willenskranken und den Ruhesüchtigen. Und sie schreibt dann Worte, die bei Maeterlinck oder bei Garborg stehen könnten.

„Das Leben erreicht zuweilen einen Punkt, wo in der Seele nur noch Schweigen ist, wo wir darauf verzichten, noch gegen das Schicksal zu kämpfen und das Haupt beugen."

„Es giebt Tage, wo wir besonders unter dem Bann der großen Lebenstragödie stehen und uns nicht frei machen können von dem Druck, den das uns unbekannte Fatum, welches die Erdenlose regiert, auf uns ausübt."

Und das Gespenstische alltäglicher Wirklichkeit, das unsere modernen Dichter wieder so reizt, empfindet sie mit qualvoller Intensität:

„Wenn man nach langen Jahren an einen Ort zurückkommt, wo man früher einmal gelebt hat, so überfällt einen fast mit Grauen die Überzeugung, daß es immer dasselbe ist, was lebt. Alles, was wir einst gekannt haben, ist längst im Grabe, eine neue Generation ist an die Stelle getreten, aber es sind dieselben Typen; was wir einst jung gesehen haben, ist wieder jung da; wir meinen Bekannte zu erkennen;

Digitized by Google

es ist dasselbe ruhe- und zielloſe Treiben, dasſelbe Lachen, dasſelbe Weinen, dieſelbe Verliebtheit und Thorheit, derſelbe alte ewige Schmerz."

Dieſe Negationen ſchließen aber am Ende doch verſöhnlich:

„Ja, ich bekomme auch immer mehr Menſchenverachtung, aber zugleich auch immer mehr Mitleid. Sie können doch am Ende nichts dazu." —.

* * *

Manchesmal wollen wir wohl leiſe lächeln, wenn ſie in den Zeiten, da ihr Optimismus am üppigſten blüht, in Seelenutopien ſchwelgt, und wir dünken uns in unſerem Skeptizismus überlegen.

Dann aber erfüllt ſie uns wieder mit größtem Reſpekt, wenn ſie mit reifer Lebenserkenntnis alle menſchlichen Intereſſen ſtreift; wenn ſie, die uns manchmal ſchöngeiſtig erſchien, mit feinſtem Gefühlstakt und lauterer Reinheit über die Irren und Wirren des Lebens ſpricht:

„Es giebt zwei Arten des Daſeins für eine illegitime, aber große, wahre Liebe: Frei und offen ans Licht des Tages oder tiefes, keuſches Geheimnis. Aber das Hineinziehen von Unbeteiligten, das Beſprechen und Verhandeln eines ſolchen Gefühls mit anderen, iſt verächtlich."

Wie klug weiß ſie über Künſtlerehen zu reden und mit wie feinem Spott über die „Frauen der ſogenannten guten Geſellſchaft, welche ihre Stellung nicht verderben, ſich nicht kompromittieren wollen, es aber ſehr lieben, mit andern zu experimentieren und leichtbewegliche Naturen vorwärts zu treiben, um mit der Lorgnette vor den Augen zuzuſehn, wie gewiſſe Gifte wirken."

Ihre Cauſerien über dies unerſchöpfliche Thema ſind eſpritvoll-pikant, — man glaubt nicht mehr die Idealiſtin, ſondern eine lebensphiloſophiſche alte Baronin aus dem Faubourg St. Germain zu hören — wenn ſie hinwirft:

„Der heilige Auguſtin hat geſagt: „Si vous épousez une femme perdue, vous faites une bonne action"; das klingt beinah wie eine Vorrede zu Alexander Dumas."

Man ſieht, Malwida von Meyſenbug iſt nicht eine blaſſe Theoretikerin des Ideals, ſie ſtrebt nach Veredelung, aber ſie hat nie vor den Menſchlichkeiten die Augen geſchloſſen, um ja nicht im ſchönen Wahn beirrt zu werden. Im Gegenteil, ſie hat in ihrer eigen gegründeten, ſelbſtändigen Exiſtenz dem Leben in allen ſeinen Spielarten tapfer ins Antlitz geſehn. So hat ſie Verſtändnis und Toleranz gelernt.

* * *

Ihr Idealismus iſt trotz der Kriſen der Negation immer ſtärker beſtimmend für ſie geworden. Er hat im Verlauf dieſes langen Lebens eine ganz feſt ausgeprägte Form der Anſchauung gewonnen.

Er iſt im weſentlichen ethiſche Äſthetik.

Die Memoiren einer Idealiſtin ſchloſſen mit dem Zuſammenbruch der Hoffnung auf den geträumten vollendeten Zuſtand politiſcher Freiheit; mit der Erkenntnis, daß ſelbſt das größte Erreichen auf politiſchem Gebiet nur mangelhaft bleiben würde, und mit dem neuen Glauben an eine Ergänzung und Vollendung des unvollkommenen Lebens durch die Kunſt.

Dieſer Gedanke wird ihre Weltanſchauung, und er trägt auch dieſes Buch.

Digitized by Google

Die ethische Ästhetik ist natürlich nicht im Sinn einer platt tendenzmachenden pädagogischen Kunstrichtung gemeint, sondern im allerhöchsten. Malwida von Meysenbug meint jene latente Ethik, die in jedem großen Kunstwerk, dem Künstler selbst unbewußt, liegt.

Sehr fein sagt sie von Christus, er habe zum Volk wie ein großer Künstler geredet, und die auserwählten Seelen haben ihn verstanden.

Und sie prägt den ersten Satz ihres Evangeliums:

„Für uns haben Formen und Farben, Töne und Melodien noch einen anderen Sinn als bloße Herzens- und Ohrenweide; uns sind sie die Befriedigung der Sehnsucht nach dem Ideal, die uns in einer verkrüppelten, schönheitslosen Welt zur Qual wird."

Diese ethische Ästhetik sucht nicht nur die Wirkungen der Kunst, sondern überhaupt die Wirkung aller Schönheit dem inneren Leben nutzbar und nährkräftig zu machen.

Sehr charakteristisch hierfür ist die Stelle:

„Bei dem Blick aus meinem Fenster in Rom auf die kunstvollen, erhabenen Gegenstände draußen fühle ich es immer, welch eine Wohlthat es ist, nicht in banaler Umgebung zu sein, sondern das Schöne, Würdige immer vor sich zu haben. Es ergiebt sich daraus eine immerwährende edele Stimmung, in der sich die Ereignisse des täglichen Lebens wie in einem verklärenden Spiegel ausnehmen, in welchem das Rauhe, Häßliche, Beleidigende derselben sich mildert. Das hatten die Alten vor uns voraus, daß sie ihr öffentliches Leben so reich mit schönen und würdigen Dingen schmückten, wodurch ein großer Teil der Brutalität, die unser modernes Leben durchzieht, ihnen fern bleiben mußte."

Diese rein persönlichen Empfindungen verallgemeinert nun Malwida von Meysenbug, sie will die Menschheit „durch edele Kultur zur wahren Freiheit" führen; sie ruft vor allem Frauen und Mädchen „zum edlen Kampf mit den Waffen der höchsten Bildung, der höchsten Sitte" auf.

Der Schwerpunkt der Neuorganisation der Gesellschaft ist für sie „die möglichst große Entwicklung des Intellekts und die materielle Verbesserung der bedürfenden Klassen; in Folge dessen die Verminderung sinnlicher Bedürfnisse und die Abnahme der Herdenproduktion der Menschheit."

Und der Kulturzweck liegt darin, „daß ein intelligentes Volk die Erde zu einem Wohnsitz denkender, fühlender, künstlerischer Wesen mache, welche den Vorteil der Anzahl durch die Vorzüge höherer Intelligenz und Bildung bei weitem übertreffen und die geistigen Ziele höher stellen als das bloße Wohlleben."

Mancher, der sich mit dieser begeisterten Evangelistin in ihrem persönlichen ästhetischen Glaubensbekenntnis, der Ergänzung des Lebens durch die Kunst und der Durchdringung des Lebens mit Kunst, durchaus eins gefühlt, muß von ihr sich scheiden, wenn sie in schönem Hoffen solche allzuhohen Zukunftsbilder malt. Das Antlitz des Zweiflers darf nicht das gelobte Land sehen. Und er will es auch nicht, ihm ist's nur eine Fata morgana, die edele Dichtung einer edelen Seele.

Aber eins wird er sich klar machen müssen. Das was Malwida von Meysenbug sagte, haben nicht die schlechtesten Geister dieses Jahrhunderts ähnlich ausgesprochen. Sie nennt sie nicht, und sie sind ihr vielleicht auch gar nicht nahe getreten. Aber die unsichtbare Kirche, von der sie spricht, existiert, ihr Evangelium ist ethische Ästhetik. Ihre Priester sind Emerson, Ruskin, William Morris.

Digitized by Google

Sie alle wollen durch Schönheit und Kunst zur Menschheitsveredelung. Ruskin und Morris, die das oberflächliche Erkennen nur für Ästheten und dekorative Temperamente hält, sind in ihrem Wesen durchaus Ethiker.

Morris, der Sozialist, wollte dem vierten Stand, den Arbeitern, die durch das Maschinenzeitalter verloren gegangene Kunst retten, und sie dadurch sozial und sittlich heben.

Und Ruskin, der Erzieher, hing gern ähnlichen Träumen nach, wie sie Malwida von Meysenbug hegt. Ein Fleck Erde mit erlesenen Menschen, die ihre Blumen und ihre Felder bestellen, die Musik und Dichtung haben und von denen jeder seine Kunst ausübt.

Und am seltsamsten, die Weisheit dieser Alten wird von den Jungen jetzt am Ende des Jahrhunderts aufgenommen. Gabriele d'Annunzio, in dessen ersten Romanen Malwida von Meysenbug „die ewige Vivisektion der Wollust" verabscheut hat, sagt in einem seiner neuesten Werke, dem „vergine delle rocce", Worte, die ihr und ihrer ethischen Naturbetrachtung nicht unsympathisch wären.

Er findet in einer Landschaft eine ethische Schönheit.

Ein alter verwitterter Park führt mit seinen leeren Terrassen bis an einen Abgrund, wo zerrissene und zerklüftete Felsen in die Höhe starren, „wie wütende, im Anlauf plötzlich versteinerte Riesenkräfte. Es ist ein gigantisches Heranschwanken, Sichaufbäumen, Emporklimmen, Eindringen, ein überkräftiges Wollen und Können, das plötzlich starr und stumm geworden ist. Und die schattenlosen Hänge der löwenfarbenen Hügel und die stummen weißen Mulden sind übersät mit den Äußerungen einsamer Kraft, mit den schweigenden, dünnen Leibern der Ölbäume und der Weinstöcke, die sich zusammenkrümmen in der unsäglichen Anstrengung, aus ihren mageren Gliedern so reiche, starke Früchte hervorzupressen. So scheint der Genius des Ortes die Gewalt zu haben, in jedem Wesen das wahrhaftige Streben bis zu der höchsten für die Natur erträglichen Stärke zu steigern." In dieser Landschaft — ich zitiere nach einer Besprechung von Hugo von Hofmannsthal — „die das Prinzipium der sittlichen Schönheit ausdrückt, wachsen drei Schwestern auf; von den Felsen, von den Bäumen lernen ihre schönen Seelen sich strebend zu bemühen." —

Eine Skandinavierin, Ellen Key, aus der Schule Ruskins, lebt ganz in den Ideen dieser ethischen Ästhetik. In einem Aufsatz „Schönheit" (Neue deutsche Rundschau 1899) giebt sie ihr fast noch konsequenter als Malwida Ausdruck. Sie spricht von dem „ästhetischen Sittlichkeitsgefühl", daß ein Mensch aus einem Schönheitseindruck sittliche Stärke schöpfen kann:

„Ich weiß einen Fall unter vielen, in dem ein Unglücklicher durch die Renaissanceornamente um ein Fenster wieder Lebensmut bekam. Diese Ornamente waren aus einer solchen Schönheitsfreude hervorgeblüht, daß ihre Linien, von einem unbekannten Künstler in den Stein gemeißelt, das Gewissen des Lebensmüden zu dem Bewußtsein erweckten, was es bedeutet, daß jeder Mensch lebt, der, in welcher Form es auch sein mag, einen einzigen Funken lebendiger Schönheit hinterlassen kann."

Sie spricht „von der Macht der Schönheit, ein höheres Leben zu schaffen", und sie fragt: „wird sich denn nicht einmal das Schönheitsgefühl mächtig genug erweisen, die jetzige Gesellschaft umzubilden?"

* * *

Digitized by Google

Diese ethisch-ästhetischen Ideen scheinen in engem Zusammenhang mit dem Aufblühen des Kunstgewerbes zu stehen, den dekorativen Künsten, die das äußere Leben in allen seinen Erscheinungsformen schmücken und veredeln wollen.

Es ist wohl möglich, daß diese auf das Ethische gerichtete Ästhetik am Anfang des neuen Jahrhunderts noch stärker als bisher sich regen wird.

Dann wäre die achtzigjährige Idealistin und ihre Betrachtung durchaus nicht so unzeitgemäß, wie sie in ihrer Bescheidenheit sich vielleicht vorkommen mag.

Kindliche Märtyrer und jugendliche Verbrecher.

Von

Adele Schreiber.

Nachdruck verboten.

„Ich habe begonnen Ihr Buch über Kindermißhandlungen zu lesen, aber ich kam über wenige Seiten nicht hinaus. Die darin beschriebenen furchtbaren Dinge veranlaßten mich den Band bei Seite zu legen. Nein, nein! solche Greuel kann man nicht lesen, man kann sie auch nicht glauben, nicht fassen — — — — —“

„Sie haben recht, gnädige Frau! Manche Seiten meines Buches machen einen erschauern, und eben darum habe ich sie geschrieben — aber ich sehe ein, daß ich mich täuschte, als ich von der Annahme ausging, glückliche, gute Mütter würden diese Seiten lesen und aus ihnen den Anstoß zu befreienden Thaten schöpfen. Nein! Die traurige, herzzerreißende Wahrheit ist nichts für zarte, empfindsame Seelen; vergeben Sie mir, meine Gnädigste, Ihre Ruhe gestört zu haben und bemühen Sie sich, die trüben Eindrücke meines Buches möglichst rasch durch elegante Goldschnitt-Litteratur zu verwischen und die Vision gemarterter Kinder im heitern Spiel mit Ihren Kleinen zu vergessen.“

Dieser Briefwechsel spielte sich kurz nach dem Erscheinen des Buches „Entartete Mütter“ zwischen dem Verfasser des letzteren, Staatsanwalt Lino Ferriani und einer Dame seines Bekanntenkreises ab. In den zwei kurzen Briefen liegt eine lange Lehre, sie enthalten die Erklärung dafür, warum man in Italien, Oesterreich und Deutschland nicht über die minimalen Ansätze zu jenen Organisationen hinauskommt, in denen Männer und Frauen in Amerika und England mit so viel Energie die Sache der mißhandelten Kindheit zu der ihren machten, so daß sie selbst die Gesetzgebung zum Besten ihrer Schützlinge gewandelt haben.

Man ist bei uns vielfach zu sehr Gemütsmensch, zu gefühlvoll, um sich mit solchen Dingen zu befassen und legt lieber die Schilderung der herzzerreißenden Wahrheit bei Seite. „Wozu auch sich das Leben mit so traurigen Eindrücken vergällen!“ Das ist der Standpunkt des sentimentalen Egoisten.

Aber neben diesen unverbesserlichen Ichmenschen giebt es einen viel größeren Kreis von Unwissenden, die über diese Fragen nie nachgedacht haben, weil ihnen die Dramen des Kindeslebens unbekannt sind. Hier ist es oft nur nötig, das Interesse zu wecken und darum muß das Thema, über das man den Kennern der Bestrebungen kaum noch Neues zu sagen vermag, immer wieder und wieder erörtert werden. Es muß allen klar werden, daß Kindermißhandlungen keine vereinzelten Verbrechen sind, sondern daß in allen Ländern alljährlich Tausende von unschuldigen kleinen Geschöpfen in den häuslichen Folterkammern hilflos leiden und daß ihre Klage ungestillt verhallt.

Digitized by Google

Der allerkleinste Teil der Verbrechen nur dringt an die Öffentlichkeit und findet vor den Schranken des Gerichtes seinen Abschluß. Oftmals aber dient die gesetzliche Strafe nur dazu, das Los des kleinen Märtyrers noch zu verschlimmern, den ganzen Haß seiner Verfolger wachzurufen; die Bestrafung des Schuldigen fordert als notwendige Ergänzung, daß eine mit juridischen Rechten ausgestattete Gesellschaft sich gleichzeitig des Opfers annehme und, sei es durch Entfernung von seinen Peinigern, sei es (in besserungsfähigen Fällen) durch geeignete Überwachung, dafür sorge, daß ihm ferner kein Leid widerfahre.

Die Organisation der amerikanischen und der englischen „Society for the prevention of cruelty to children" ist schon öfter beschrieben worden; das System der bezahlten Inspektoren, die von einem Heer freiwilliger Helfer unterstützt werden, hat sich trefflich bewährt, und der Gedanke, daß jeder menschlich Denkende dazu berufen ist, Kinder vor Roheiten zu schützen, hat im englischen Volke, namentlich in der arbeitenden Klasse, mächtig Wurzel gefaßt. Die erwähnten Gesellschaften bemühen sich, nicht nur ins Auge fallende Grausamkeiten, sondern auch jedwede Art an Kindern vollzogener unsittlicher Handlungen sowie die Ausbeutung von Kindern zu Gesundheit und Moral schädigenden Erwerbsthätigkeiten aufzudecken. Auf Grund ihrer Anklagen erzielte die englische Gesellschaft im Jahre 1895 2700 Verurteilungen; in keinem einzigen der von der Gesellschaft angezeigten Fälle konnte ein Freispruch erfolgen. In demselben Jahre wurden 12 000 Verwarnungen erlassen. Das Hauptprincip der beiden Vereine ist, wie schon ihr Name besagt, die Verhütung von Grausamkeiten; wie oft kommt Hilfe zu spät, wenn das unglückliche kleine Geschöpf schon lange fortgesetzte Qualen und Martern erduldet hatte.

Selbst dort, wo es noch gelingt, die physischen Schäden durch geeignete Pflege wirksam zu bekämpfen, ist es oft schon unmöglich, die unauslöschlichen Eindrücke, welche die Mißhandlungen in der Kinderseele hinterlassen, abzuschwächen.

Furcht, Haß, Mißtrauen, Lügenhaftigkeit, Rachsucht — das sind die unausbleiblichen Folgen der Grausamkeiten, und darum rekrutiert sich das Heer der jugendlichen Verbrecher zum großen Teil aus der erschreckenden Anzahl verwahrloster und gemarterter Kinder.

Ferriani giebt in seinem früheren Werke „Minderjährige Verbrecher",[1]) das zu den besten und menschenfreundlichsten Publikationen auf diesem Gebiete zählt, interessante Daten über die Herkunft der jungen Delinquenten; auch in seinem neuesten Buche „Nel Mondo dell' Infanzia"[2]) sind zwei wertvolle Artikel den kleinen Strafgefangenen und den kleinen Märtyrern gewidmet.

Eine der häufigsten Antworten der jungen Sträflinge, wenn sie nach ihrer Mutter gefragt werden, ist: „Ghe, ne importa poc' de mi!" „Was kümmert sich die um mich?" — liegt nicht schon ihr ganzes Elend, ihre ganze Entschuldigung in diesen wenigen Worten? Die jugendlichen Verbrecher haben nur in wenigen Ausnahmefällen ein geregeltes, liebevolles Heim gekannt, die Mehrzahl ist in einer förmlichen Schule des Lasters aufgewachsen.

Ferriani, wie die meisten italienischen Kriminalisten (Lombroso, Marro, Garofalo in extremster, Ferrero, Ferri in gemäßigterer Form) ist ein Anhänger der Vererbungstheorie und wünscht die Verbrechen dadurch zu mindern, daß Menschen mit verbrecherischen Neigungen das Recht zur Gründung einer Familie abgesprochen würde.

Das mag theoretisch ein prachtvolles Rechenexempel sein, wenn aber der italienische Autor den Einwand, daß dann die Verbrecher einfach garnicht mehr nach dem Eheconsens fragen werden, mit der Antwort abschneidet: „Sehr wohl, sie werden sich nach wie vor fortpflanzen, aber sie werden es wenigstens nicht mehr mit staatlicher Bewilligung thun," so hat hier der Beamte Ferriani dem Denker Ferriani eine böse Falle gestellt.

Ob die unglücklichen Kinder verbrecherischer Eltern mit oder ohne Bewilligung der Obrigkeit in die Welt gesetzt werden, ist für die Zukunft der Race durchaus

[1]) Deutsch von A. Ruhemann, Verlag S. Cronbach, Berlin.
[2]) Milano, F. Cogliati 1899.

Digitized by Google

gleichgiltig, aber da man die Verbrecher nicht an der Fortpflanzung hindern kann, so ist es nötig, wenigstens dem Einfluß der Vererbung so weit wie möglich entgegenzuarbeiten. Es ist durchaus noch nicht erwiesen, wie groß dieser Einfluß überhaupt ist, und Thatsachen wie die folgende, daß einem einzigen verbrecherischen Paar in drei Generationen 2 Mörder, 6 Diebe, 15 Dirnen, 1 Wahnsinniger, 1 Selbstmörder, 1 Brandstifter, 1 Kleptomane, 3 Messerhelden und 8 Bettler entstammten, haben keinerlei überzeugende Beweiskraft, so lange man kein genügendes Urteil darüber hat, wie sich diese Nachkommenschaft unter günstigen sozialen Verhältnissen entwickelt hätte. Unsere Anschauungen über Recht und Moral werden durch Erziehung und Beispiel in uns hineingelegt, es ist daher durchaus natürlich, daß Kinder, die in Lasterhöhlen aufwachsen, umgeben von Cynismus und Brutalität, oft in zartestem Alter von roher Hand geschändet, mit Prügeln zu Bettelei, Heuchelei und Diebstahl angehalten, als einzige und größte Belohnung den Branntwein kennend (die meisten jugendlichen Verbrecher sind schon als Kinder dem Trunk zugeführt worden), überhaupt kein Gefühl für Recht und Unrecht haben können; Scham, Mitleid, Zärtlichkeit, Reue — alle diese Empfindungen sind in ihnen erstickt worden, ehe sie noch in ihre Bewußtseinssphäre traten.

Trostlos ist meist die Jugend der Verbrecherkinder. In einer psychologisch höchst interessanten Studie über Verbrecherkorrespondenzen, die gleichfalls Ferriani zum Verfasser hat [1]), finden sich mehrfach Briefe vor, in denen der im Zuchthaus sitzende Gatte seiner Frau mittels der Gaunersprache mitteilt, sie möge doch die Kinder fleißig zum Stehlen und zur Prostitution anhalten und ihm den Erlös senden.

Italien, das Land, dessen Arbeiter in der traurigsten sozialen Lage sind, das Land des am schlechtesten organisierten Volksunterrichtes, das in einzelnen südlichen Provinzen noch bis zu 72% Analphabeten aufweist, das Land, in dessen Industrien nach einer Zählung vom Jahre 1889 noch 310000 Arbeiter unter 14 Jahren, (darunter solche von 8 Jahren) thätig waren, hat auch die erschreckendste Zahl jugendlicher Verbrecher. Es werden daselbst alljährlich im Durchschnitt 5 500 Kinder unter 14 Jahren verurteilt, und diese furchtbare Zahl ist jüngst gemachten Wahrnehmungen zufolge noch im Steigen begriffen; im Jahre 1892 wurden im Gerichtsbezirk von Mailand allein 3 000 Verurteilte unter 18 Jahren den Gefängnissen und 500 den Correctionshäusern übergeben.

Was wird aus diesen alljährlich verurteilten 5 500 Kindern? Diejenigen unter ihnen, die noch moralischer Gesundung und ehrlicher Arbeit fähig sind, werden in den Strafhäusern auf die Stufe der Verkommenen herabgezogen und zeigen sich bald als gelehrige Schüler erfahrener Gauner. Roher, vertierter und frecher als ehedem, werden die jungen Verbrecher nach Verbüßung ihrer Strafen wieder in die Gesellschaft zurückgestoßen, gewappnet für größere Unthaten und bereit, einer neu heranwachsenden Generation als Lehrmeister des Lasters zu dienen.

Wer möchte bezweifeln, daß diese Tausende, in ganz jungen Jahren in günstige Lebensbedingungen versetzt, zum größten Teil durchaus normale Menschen geworden wären!

Kinderschutz, Kindererziehung — das sind die wichtigsten Aufgaben jedes Kulturvolkes; jedes gerettete Kind wird wieder ein gesunder Stamm für neue gesunde Sprößlinge.

Die Entfernung gefährdeter Kinder aus der sie schädigenden Umgebung muß so früh als möglich erfolgen, und ein großer Teil von mißlungenen Erziehungsversuchen, oft fälschlich unausrottbar vererbten Instinkten zugeschrieben, ist gewiß durch ganz frühe Kindheitseindrücke verursacht; ist es doch gleichfalls noch ein unaufgeklärter Punkt, von welchem Alter an Kinder fähig sind, wenn auch unbewußt, Eindrücke von bleibender Wirkung in sich aufzunehmen.

Im verflossenen Jahr wurde in Wien ein kleiner Verein gegründet, der es sich zur Aufgabe stellt, nicht erst (wie die Kinderschutzgesellschaften) mißhandelte oder ver-

[1]) Delinquenti che scrivono, Como, Vittorio Omarini 1899.

Digitized by Google

wahrloste Kinder vor ihren Peinigern zu retten, sondern, ohne einen solchen Anlaß abzuwarten, Eltern, deren Vorleben an und für sich Ursache giebt, ihre Nachkommenschaft als gefährdet anzusehen, die Kinder in ganz zartem Alter, womöglich noch vor Vollendung des ersten Lebensjahres, abzunehmen, um sie unter musterhaften Existenzbedingungen zu erziehen.

Der Verein, der keinerlei gesetzliches Recht für sein Vorgehen hat, rechnet darauf, daß ihm vielfach die Kinder freiwillig überlassen werden, da notorische Säufer und Verbrecher ebenso wie Dirnen meist wenig Liebe für ihre Sprößlinge haben und oft froh sein werden, von der unwillkommenen Last befreit zu sein.

Erst in einem Menschenalter wird man in der Lage sein, die Arbeit dieses Vereines zu beurteilen, falls er kapitalskräftig genug wird, sein Projekt zu verwirklichen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der angeregte Versuch von hohem wissenschaftlichen Interesse ist und wohl geeignet erscheint, vorausgesetzt, daß es gelingt, ein größeres Beobachtungsmaterial herbeizuschaffen, einen äußerst wertvollen Beitrag zur Lösung der Vererbungsfrage zu erbringen.

Auf diesem Wege ist auch die Verwirklichung der von Ferriani ausgesprochenen Idee, Verbrechern das Recht auf Familie zu versagen, denkbar. Es erscheint undurchführbar, ihnen die Möglichkeit der Fortpflanzung zu nehmen, aber es ist ein durchaus gesunder Gedanke, bestimmten Kategorieen von Verbrechern das Elternrecht über ihre Kinder, die sie doch nur körperlich und moralisch zu Grunde richten würden, zu entziehen. Verlust der elterlichen Gewalt als Strafe für gewisse Vergehen wäre eine ebenso segensreiche wie vernünftige Maßregel. Immer mehr bricht sich die Anschauung Bahn, daß Kinder keineswegs ihren Erzeugern als freies, beliebig zu behandelndes Privateigentum angehören, sondern daß sie, das zukünftige staatenbildende Element, dem Schutze der Gesamtheit unterstehen. Unfähig, für sich selbst einzutreten, haben sie das Anrecht auf die Hilfe jedes Ehrlichdenkenden.

Wer davon Kenntnis hat, daß ein Kind mißhandelt oder verwahrlost wird und es aus Furcht oder Bequemlichkeit verabsäumt, hiervon Anzeige zu erstatten, macht sich zum Mitschuldigen eines Verbrechens.

Vor einigen Monaten brachte die „Fronde“[1]) eine Serie von treffenden Artikeln über Kinderschutz. Die Verfasserin, Pauline Kergomard, formuliert zum Schlusse folgende Forderungen:

1. Abänderung der Gesetze in Bezug auf Kindermißhandlungen.
   a) Gesetzliche Gleichstellung des durch Mißhandlung herbeigeführten Todes eines Kindes mit gemeinem Mord.
   b) Gleichstellung von schweren Mißhandlungen, die zwar nicht den Tod zur Folge hatten, aber das Leben gefährden können, mit Mordversuch.
   c) Unzulässigkeit mildernder Umstände, wenn es sich um systematische, andauernd fortgesetzte Grausamkeiten handelt.
2. Gleichstellung der Mitwissenschaft an solchen Verbrechen, falls keine Anzeige erstattet wurde, mit strafbarer Mitschuld.
3. Ahndung böswilliger, falscher Denunziationen gleich böswilliger Verleumdung.
4. Anerkennung berechtigter Anzeigen gleich belobenswerten Rettungsthaten.
5. Gründung eines staatlich geschützten Vereines von absolut zuverlässigen Recherchentinnen.

Ein anderer Anwalt des Kinderschutzes in Frankreich, der Senator Paul Strauß, hat den größten Teil seiner Zeitschrift „La Revue Philanthropique“[2]) in den Dienst der Kindheit gestellt. Paul Strauß und André Lefèbre haben auf dem Kongreß von Rouen einen Vorschlag eingebracht, der, angenommen und weiter ausgebaut, von einschneidender Wirkung auf die Zukunft der Kinder sein könnte.

[1]) Die in Paris erscheinende Tageszeitung, die ausschließlich von Frauen geleitet und hergestellt wird.

[2]) Monatsschrift, Masson et Cie., Éditeurs, Paris.

Digitized by Google

Die Vorlage verlangt, es solle von Staats wegen für jedes Kind unter einem Jahr alle zwei Monate ein ärztliches Zeugnis beigebracht werden, daß das Kind den Regeln der Hygiene gemäß versorgt und gepflegt werde.

Wenn eine solche obligatorische, ärztliche Untersuchung auf Kinder bis zum sechsten Jahre ausgedehnt würde und von da ab in den Schulen regelmäßig stattfände, so würde zum großen Teil der Engelmacherei, der Verwahrlosung, der industriellen Überarbeitung, der Ausbeutung zu unsittlichen Zwecken und der körperlichen Mißhandlung ein wirksamer Riegel vorgeschoben. Freilich müßten auch gleichzeitig zahllosen Eltern, die heute bei aller Liebe und beim besten Willen nicht im stande sind, ihre Kinder „der Hygiene gemäß" vor Hunger zu schützen, die Mittel zur Durchführung der erforderlichen Maßregeln an die Hand gegeben werden — doch dies ist ein anderes Kapitel; der Raum verbietet es, näher auf das Thema einzugehen und die gleichfalls in Frankreich vorgeschlagenen, teilweise auch versuchsweise eingeführten, allgemeinen, unentgeltlichen Schulküchen zu erörtern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine regelmäßig wiederkehrende obligate ärztliche Untersuchung nur Gutes schaffen würde, wie oft würden dadurch auch heilbare Gebrechen noch rechtzeitig erkannt! Die namhaften Kosten, welche die Organisation und Erhaltung eines so großen ärztlichen Apparats verursachen, würden schon in kurzer Zeit durch die als unmittelbare Folge eintretende Entlastung der Spitäler, der Siechen- und Irrenhäuser, der Blinden- und Taubstummenanstalten und die unausbleibliche Verminderung von Verbrechen gedeckt sein. Der Kampf gegen die Verwahrlosung und Mißhandlung von Kindern ist gleichbedeutend mit dem Kampf gegen das Verbrechertum der Zukunft. Und als ein Faktor — neben vielen andern — würde die vorgeschlagene Maßnahme dabei in Betracht kommen können.

Ida Freiligrath.

Ein Gedenkblatt.

Von

E. Poly.

Nachdruck verboten.

„Zur Winterszeit in Engelland — da haben sie schweigend in den fremden Sand die deutsche Frau begraben." Dreiundzwanzig Jahre nach Ferdinand Freiligraths Tode, der in schwäbischer Erde auf dem Uffkirchhof in Canstatt bestattet ist, hat seine Gattin ihre letzte Ruhestätte in dem Lande gefunden, das dem Ehepaar jahrelang eine Zuflucht und zweien ihrer Kinder, den Töchtern, eine völlige Heimat geworden ist. Wer Freiligraths Lebensgang kennt mit seinen wechselnden Schicksalen, der muß herausfühlen, welch ein treuer, unerschütterlich beharrlicher Gefährte ihm seine Gattin war. Aus dem sonnigen Poetenheim zog sie mit ihm hin und her, sein Exil teilend, ohne Klage in Zeiten der Not an seiner Seite arbeitend, ihre Kinderschar zu tüchtigen Menschen erziehend und endlich, „als Deutschland rief: kommt wieder! bleibt bei mir für und für", stolz mit ihm heimkehrend, der „geliebt war von seinem Volke — das herrlichste Poetenziel". Und wer Ida Freiligrath je begegnet ist, der hat den Eindruck einer hochbedeutenden Frau empfangen, und wer ihr näher treten durfte, der wußte nicht nur um ihre reichen Geistesgaben, sondern auch um die Güte ihres Herzens und die Größe ihrer Anschauungen.

In Weimar geboren, wuchs die kleine Ida Melos, deren Eltern mit zu Goethes Kreise gehörten, nebst ihrer Schwester Marie als Spielgefährtin von Wolfgang und Walter Goethe auf. Die Weimaraner Luft hatte Einfluß auf ihre geistige Entwicklung.

Digitized by Google

Sie bildete sich, gleich Marie, zur Erzieherin aus und kam als solche nach Unkel an den Rhein. Hier begegnete sie Freiligrath, der eben seine Rolandslieder gesungen hatte, von strahlendem Ruhm umglänzt. Das schlanke, braunäugige, kluge und heitre Mädchen machte einen tiefen Eindruck auf den Dichter, und glühendere und jubilierendere Liebeslieder sind wohl kaum erklungen, als die Ferdinand Freiligrath als Werbender und Erhörter 1840 sang. In „Mit Unkraut" heißt es:

„Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht; sein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer: schlechtes Kraut und er,
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh! — willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen? —"

Ich erwähne dann nur das köstliche „Ruhe in der Geliebten" und „Du hast mich genannt einen Vogelsteller". Und wie er die Geliebte 1841 heimgeführt hat in sein bescheidenes Nest, da klingt das ganze Glück seiner Häuslichkeit aus der „Antwort", die er den „Aufrüttlern" gab, daß auch der Waldvogel aus Laub und Moos sich sein Nestchen baue.

Aber er blieb nicht lange auf einer „höhern Warte als auf der Zinne der Partei" — er stimmte bald auch wilde Sturmesweisen an und wurde mitten hinein in das politische Leben gerissen, obdachlos, heimatlos; aus dem in glücklicher Stille geborgenen Paar wurde ein wanderndes; hin und her, zweiundzwanzig Jahre „umtrieb sie mancher Wind".

Ferdinand Freiligrath mußte in London den Kontorsessel wieder besteigen, und Frau Ida gab Stunden. Aber das Familienleben festigte sich nur noch inniger; fünf „Freiligrath-Kinder" blühten um die Eltern auf, drei Söhne und zwei Töchter. Die Älteste gründete schon in London ihren eigenen Herd, als die Eltern zurück nach Deutschland gingen; sie ist als Käthe Kroeker-Freiligrath als vortreffliche Übersetzerin und tüchtige Schriftstellerin bekannt geworden.[1])

Freiligraths Rückkehr nach Deutschland und sein Leben in Stuttgart fiel in die Zeit meines eigenen Aufenthalts in dieser Stadt. Durch die ganze Schulzeit hindurch und später hatte ich für Freiligrath geschwärmt, war mit ihm über das Meer und in die Wüste gezogen, zu den Wundern des Orients und in die Prärie. Nun, an einem Ort mit dem Vielverehrten, wie hätte ich's da lange aushalten sollen, ohne ihn persönlich kennen zu lernen. Ich bat ihn also um die Erlaubnis, ihn aufsuchen zu dürfen. Umgehend kam eine freundliche und doch sehr traurige Antwort — ich möge meinen Besuch aufschieben, der jüngste Sohn Otto liege am Scharlach. Er starb, und fast täglich sah ich dann das arme Elternpaar an meiner Wohnung vorüber dem Kirchhof zugehen. Auf einem dieser Wege kamen sie zu mir herauf — Freiligrath grau, den mächtigen Löwenkopf gebeugt, Frau Ida schlank und noch schön. Und von da an haben sich rege Beziehungen zwischen uns geknüpft; eine Fülle von Erinnerungen ist mir geblieben an des Dichters kindliche Güte und Aufmerksamkeit, an Frau Idas feines, sinniges Wesen. Die Freiligrathsche Häuslichkeit in Canstatt im „alten Hasen" war einfach und behaglich; man sah über den grünen Neckar hin. Wieviel anregende Plauderstunden hab' ich dort verbracht, wieviel von der Vergangenheit gehört! Und wie warm war das Interesse für die Gegenwart! Die Einigung Deutschlands, der Wunsch seiner patriotischen Seele, hatte den Sänger der Revolutionszeit milde gestimmt; sein Sohn Wolfgang war als Krankenpfleger mit ins Feld gezogen, und Otto hatte des Königs Rock als Einjähriger getragen. Und Freiligraths „Germania" hatte gezeigt, wie er, der einst gekämpft und gelitten, nun versöhnt die Größe des Vaterlandes zu bejubeln wußte.

Im Jahre 1880 erzählte mir der verstorbene Buchhändler Enslin in Berlin, der Freiligrath gekannt und geliebt hatte, daß die Kaiserin Augusta entzückt gewesen

[1]) Wir haben im Januarheft der „Frau" 1897 ihr Lebensbild gebracht.

Digitized by Google

sei von Freiligraths Gedichten aus dem Kriegsjahre 70; daß sie ihm nicht selber schreiben konnte, es ihn aber wissen lassen wollte. Enslin wurde die Vermittlung übertragen, und Freiligrath schrieb zurück, daß es ihn freue, wenn die hohe Frau Gefallen daran gefunden. Dieser Brief wurde der Kaiserin übergeben. —

Ida Freiligraths Stolz auf ihren Dichter war so groß, wie ihre rührende Liebe und Sorgfalt für ihn. Seitdem ihre armen, kurzsichtigen Augen um Ottos Verlust so viel geweint, durfte sie wenig lesen; so war ihr Mann ihr Vorleser, während sie Handarbeiten machte, die die Sehkraft nicht anstrengten. Aber er wurde zusehends matter und hinfälliger; ein Herzleiden führte Wassersucht herbei — und an dem bedeutungsvollen 18. März 1876 starb er. Ich sah ihn im Sarge, ein Ehrfurcht gebietendes Bild. Seine Witwe war würdig in ihrem Schmerz. Sie erzählte mir von seinen letzten Tagen und seinem Ende und sagte dem Prediger in meiner Gegenwart, daß sie an dem Grabe keine lange Rede wünsche, nur ein kurzes Gebet, und „O lieb, so lang du lieben kannst" sollte gesungen werden. Freiligrath sei kein Dogmatiker gewesen, aber auch kein Atheist. Das Begräbnis des Dichters war das großartigste, das ich je gesehen. Nach schwäbischer Sitte blieb Frau Ida in der Stille des Hauses zurück, aber sie sah wohl die Tausende von Menschen, die sich an den Ufern des Neckars aufgestellt, stumm den Zug vorüberlassend.

So lange ich noch in Stuttgart war, bin ich oft und gern zu der Witwe Freiligraths, bei der nun ihre Schwester Marie Melos lebte, gewandert, oft auch mit meinem Kinde, das sie „die Marzipantante" nannte, weil es stets was Süßes fürs Leckermäulchen gab. Und jahrelang später haben wir Briefe gewechselt, in denen sie mir von Kindern und Enkeln erzählte. Ihr Augenleiden nahm zu — endlich konnte sie, nach Düsseldorf in die Nähe ihres Sohnes Percy gezogen, nur noch Bleistiftzettel senden. Viel war sie wieder in England, in Foresthill bei den Töchtern. „Die Kinder bestürmen mich immer zu kommen, aber man wird mit den Jahren immer schwerfälliger, und so weiß ich noch nicht, was mir der kommende Sommer beschert", heißt es in einem ihrer letzten Briefe. Und dann kam mir einmal indirekt die Nachricht ihrer völligen Erblindung — ob sie ganz sicher sei, habe ich Frau Kroeker-Freiligrath kürzlich fragen wollen und es aufgeschoben — da kam die Todeskunde. Nun ist Frau Ida doch noch nach England gekommen, um dort zu sterben, hochbetagt, dreiundachtzigjährig. Ein reiches, wechselvolles Leben ist beschlossen. Nie ist Ida Freiligrath in der Sturm- und Drangperiode persönlich hervorgetreten; als Gattin ihres Sängers hat sie bescheiden, aber fest neben ihm gestanden — all seine Gedanken und Ansichten teilend; ein treuer Kamerad. Daß ihr Ehrgeiz größer gewesen als der seine und daß Herweghs Aufreizung und seine Popularität sie bestimmt hätten, auch Freiligrath der Strömung zuzutreiben, glaube ich nicht, obwohl man es oft erzählt hat. Sie war in all ihrem Empfinden ganz eins mit dem Gatten, eine klare Natur, die sich wohl jeder Beeinflussung fern hielt, aber eine richtige Resonnanz bildete. Auch habe ich nie einen kleinlichen Zug in ihrem Wesen bemerkt — alles war Harmonie an ihr. Ihr Urteil war ernst, gereift von schwerer Lebenserfahrung; ein wild hervorbrechender Enthusiasmus ist ihr wohl niemals eigen gewesen. Aber was Freiligrath Johanna Kinkel zuruft, das kann auch seiner Ida gelten:

„Die deinem Leben stets den Halt
Gegeben und die Richtung —
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit und Lieb und Dichtung."

Digitized by Google

Zeiers Vorderpferde.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Das kleine Mädchen saß auf dem harten, schmalen Bockplatz neben dem Knecht, der ohne Handschuhe die Zügel mit seinen groben, roten Hände regierte. Sie saß da öfters mit ihm zusammen; immer, wenn es sehr viel zu fahren gab, mußte Zeier mit seinen Vorderpferden heran. Er war der Knecht des ersten Gespanns und seine Vorderpferde am besten für einen Spazierwagen geeignet; der braune, breite Klapperwagen, vor den er sie spannte, behauptete nur noch gerade den Rang eines Spazierwagens. Da seine Hauptstärke darin bestand, ausgiebig zu stoßen und ein großes Geräusch zu verursachen, hatte er den Beinamen „der große Stucker."

In der Größe waren sich die beiden Wallache ähnlich, aber sonst in nichts. Das kleine Mädchen wunderte sich immer wieder über die Thatsache, daß zwei gleich große, gleich alte braune Pferde, die zusammengespannt waren, die aus derselben Krippe fraßen, dieselbe Stellung unter den Tieren des Hofes ausfüllten, so verschieden sein konnten.

Der sanfte, dicke Wallach, der links ging, war hellbraun wie eine unreife Kastanie, am Bauch gelblich, hatte eine Mähne, die so unbedeutend war, daß sie niemand auffiel, einen dünnen, trägen Schwanz und eine gefällige, landläufige Figur für ein Arbeitspferd. Zeier lobte ihn sehr. Jedesmal, wenn er in Gesellschaft des kleinen Mädchens auf dem Bock saß, kam er auf die Vorzüge des linken Gaules zu sprechen. Sein Gangwerk war stetig und fördernd, es „schaffte ihm", wie der Knecht sagte, er war ausdauernd und ein guter Fresser. Nach der weitesten Tour steckte er sogleich die Nase in die Krippe, und wenn er da nichts vorfand, zog er das Stroh unter seinen Hufen herauf und fraß es, um sich satt zu machen — solch ein Tier war das. Er schlug auch nicht aus und war beim Striegeln nicht kitzlich.

Das kleine Mädchen blickte sinnend auf die sich gleichmäßig hebenden Hufe des Musterpferdes, um die der Staub wirbelte, und auf seine glatten Schenkel mit ihrem Muskelspiel.

„Der Rechte ist kein solch gutes Pferd?" fragte sie gepreßt mit einem Aufblick in das hölzerne, ihr so bekannte und doch immer fremd bleibende Gesicht des Knechtes und wußte im voraus, was kommen würde.

Als Antwort hob der zunächst nur die scharfen, ins bläuliche spielenden Lippen von den starken, weißen Zähnen, wobei eine schreckliche Miene um seinen Mund erschien. „Jäh, der Satan," kam es nach einer Weile.

Dann seufzte die Kleine; sie mag den rechten, mageren Wallach, obgleich ihr doch von zuständigster Seite versichert wird, daß er ein Satan ist; etwas wie eine bange Trauer verschattet ihre Seele, wenn sie ihn ansieht. Ihm wurde so viel Schlechtes nachgesagt, und sie durfte ihn nicht verteidigen, dazu war sie zu schüchtern und zu sehr eingeängstigt von dem: „Du sollst so sein" der allgemeinen Meinung.

Woher hatten sich diese Tropfen eines edleren, feurigen und nichtsnutzigen Blutes in ihn hineinverirrt? Er paßte nicht zum Arbeitspferd mit dieser Hitze und diesem Ehrgeiz, und für den Kutschstall war er zu häßlich, zu grotesk. Hatte man ihn als kleines Fohlen schlecht behandelt und dadurch so reizbar gemacht? Aber auf alle Fälle konnte er doch nicht dafür, daß er nicht so war wie sein Paßgänger!

Seine Farbe zeigte schon sein hitziges Temperament, sie war rostbraun mit einem Stich in die Blutfarbe, seine Mähne, tief-

Digitized by Google

schwarz und lang, hing stets wild verzottelt zu beiden Seiten des Halses, weil er mit seinem Kopf so viel herumwarf, sein dichter Schwanz bewegte sich unruhig, er führte zischende Schläge auf seine Flanken damit aus, alles das gab ihm ein abgehetztes, feuriges Aussehen. Er war auch immer abgehetzt, immer mager; seine schmale Brust lag in den Sielen, daß sich die Gurten einpreßten, die langen Beine warf er hastig durcheinander.

Weshalb hetzte er sich nur so ab? Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, ihm klar zu machen, daß er das garnicht brauchte! Der Wagen sollte ja nur bis auf das Nachbargut eine Meile weit gezogen werden, und es kam nicht so genau auf eine Viertelstunde an! Es sah gerade so aus, als wollte er den grünlichen Streifen am Horizont, den die grauen Frühlingswolken begrenzten, hinter den kleinen, fernen Gehöften und dem ganz fernen Wald erreichen. Wie dumm, den erreicht doch niemand!

Unverwandt betrachtete das kleine Mädchen den rotbraunen Gaul, ihm alle ihre Gedanken widmend. Seine Augen konnte sie nicht sehen, aber sie wußte wohl, wie sie ausschauten. An einem Regentage hatte sie einmal zufällig hineingesehn in diese sonderbaren, schwarzen Pferdeaugen, von denen man nicht weiß, was sie sehen und wohin sie sehen, und hatte sich erschrocken vor ihrem unglücklichen Ausdruck. Selbst dieser gleichmäßig dichte, eintönige Landregen, der sie selbst ganz zahm und träumerisch gemacht hatte, konnte des armen Rotbraunen Feuer nicht löschen. Pitschnaß, triefend, einem Rappen ähnlicher als einem Braunen, stand er da vor einem Dungwagen, aus seinen wirren Stirnhaaren rannen kleine Bäche, und unter ihnen hervor glühten seine Augen ihr böses und doch leidendes Feuer.

Jetzt rollte der große Stucker mit gräßlichem Lärm den steinigen Hohlweg herab, und unten kam die immer nasse, schwere Wegstelle mit den tiefen Gleisen, den Löchern. Zu beiden Seiten des Wegs liegen sumpfige Wiesen, aus denen oft Überraschungen herauskommen: im Sommer Störche und Reiher mit ihren verblüffend langen Schwingen, im Winter dicke, warme Hasen, die eilig abtrollen. In dem dichten, blattlosen Gestrüpp am Saume braute heute ein weicher lila Dunst, bei dem man an viele Geheimnisse und an die Anemonen denken muß, die er veranlassen wird, hervorzukommen.

Zeier wickelt sich die rechte Leine mehrere Male um seine Faust, denn der magere Rechte kann gar nicht rasch genug mit dem Gefährt in die sumpfigen Stellen hineingeraten. Und jetzt zieht er, als setzte er sein Leben daran, den Wagen in möglichst kurzer Zeit hindurchzureißen. Das kleine Mädchen will gern auf eine Überraschung aus den Wiesen verzichten, damit der arme Rotbraune nicht noch mehr angestachelt wird; voll ängstlicher Teilnahme verfolgt sie seine Bewegungen — er zieht, als ob er sich in Stücke reißen will mit gebogenem Rücken und gesenktem Kopf. Jetzt versucht er es mit Galoppieren, so wild und unmäßig eifrig ist er, und es scheint, als magere er zusehends ab bei dieser Anstrengung; doch das liegt wohl daran, daß seine Flanken dunkel vor Schweiß sind, da sehen sie so eingefallen aus.

Endlich überstanden! Der Klapperwagen nimmt seine angestammten Gewohnheiten wieder auf. Das kleine Mädchen seufzt. „Wenn er nun in den Stall kommt, dann frißt er nicht?“ fragt sie.

„Nee, denn steht er da und schüttelt sich, das Luder; wenn der andre schon die Kripp' leer hat, steht er noch, und erst gegen Morgen wird er trocken.“ Zeier spricht mit kalter Verachtung.

„Beim Putzen ist er kitzlich?“

„Kitzlich? Er springt wie'n Ziegenbock.“

„Aber der Linke, ja, das ist ein gut' Pferd?“

„Ja, der! So'n Pferd krieg ich niemals nich ins Gespann.“

Das kleine Mädchen sieht flüchtig auf den belobten, ruhig und kräftig trabenden Gaul und dann rasch wieder auf den Unhold. Sie kann unmöglich in Zeiers Gegenwart verraten, daß sie innige Teilnahme, sogar Sympathie für den unnützen, mageren, heißblütigen Braunen empfindet; es wäre unpassend gewesen, sich des Rackers anzunehmen. Aber die Sympathie ist da, ob sie nun beinahe verwerflich ist, sie liegt in ihrem Herzen wie

Digitized by Google

eine offene Wunde, aus der warmes Blut tropft. Was für Fühlung hatte sie denn mit dem gemächlichen, dicken, vollen Braunen? Gar keine, leider! Sie selbst war mager, und in ihr zehrte ihr Temperament, ein ihr selbst unbekanntes Feuer. Sie benahm sich sehr oft falsch gegen die aufgestellten Regeln, die sagen: Du sollst so sein. Was Leiden war, wußte sie, was Verlangen war, dahinzustürmen, um in den grünen Abendhimmel einzutauchen, lieber als in die engen Stuben der Nachbarn. Wenn der Weg schwer wurde, dann die Kräfte anspornen bis zum Umsinken, davon wußte sie auch; diese unvernünftige Heißblütigkeit kannte sie, und was es hieß, immer zurückgehalten zu werden. Es gab so viel Berührungspunkte zwischen ihnen. — Sie wußte genau, wie schlecht der empfindliche Braune zu dem Knecht paßt, daß er überhaupt zu einem Arbeitspferd nicht taugt und als Kutschpferd nicht mehr zu gebrauchen ist, jetzt nicht mehr. — Das kleine Mädchen sitzt still da, versenkt in die Tragik in des Rotbraunen Geschick. Soll sie versuchen, Zeier ihre Gedanken mitzuteilen? — Rasch schickt sie einen zagenden, forschenden Blick zu dem Knecht auf. Er sitzt neben ihr, plump und massig wie ein zugebundener, schwerer Sack; von seinem groben, stumpfen Gesicht und dieser gräßlichen Miene um die Lippen prallt jeder Versuch ab, sich ihm verständlich zu machen.

Zeier ist heilfroh, wenn eine Fahrt mit dem großen Stucker abgeht, ohne daß der Satan seine schlimmste Seite herauskehrt. Es kommt häufig vor, daß dieser sich durch einen plötzlich hervorstürzenden bellenden Hund oder ein geringeres Vorkommnis, einen vom Wegrain aufschwirrenden Ortolan, einen frisch gekalkten Prellstein so entsetzen läßt, daß er wie toll zu springen anfängt und dabei mit den Hinterbeinen über die Deichsel gerät. Geschieht dies letztere Schrecknis, dann ärgert sich Zeier schlagrührend. Mit halblauten Flüchen steigt er vom Bock, nachdem er dem kleinen Fräulein die Leine gegeben. Diese hält sie mit ehrgeizigen Händchen, bekümmert und angstvoll, indes der Wagen rückwärts durch das heftige Stampfen des Rotbraunen gedrängt wird. Sobald sich der Knecht nähert, fängt der Gaul wie toll zu zappeln und zu bäumen an, schwer fällt sein Hinterteil auf die Deichsel, die kracht. Die Situation erhebt sich an Spannung und Schauerlichkeit aus aller Alltäglichkeit heraus: sie wird dramatisch.

Je mehr sich Zeier ihm nähert, je toller bäumt der Rechte in seiner verzwickten, halbliegenden Stellung, Angst und Wildheit sprechen aus seinem Gebahren, während der linke Braune wie eine Mauer steht, mißbilligend zur Seite sieht und mit den Ohren spielt. Nach kräftigem Anschreien von Seiten des Knechtes, Herabdrücken der Deichsel und dem Kommando „Fuß" kommt endlich alles in Ordnung; die birkene Deichsel hat Wunderbares geleistet; sie ist ganz geblieben. Zitternd steht der Bösewicht da mit seinen eckigen, Mitleid erregenden Formen. Der Knecht klettert auf den Bock, ein letztes Schimpfwort murmelnd, und ergreift die Leine, die er mit brutaler Wucht anzieht. Schwipp! Ein Peitschenhieb sitzt dem Rotbraunen auf dem flachen Schenkel, er kneift die Ohren an und bäumt auf, als gälte es ein Himmelstürmen, und dann geht die Fahrt in raschem, aufgeregtem, wonnigem Tempo weiter, als zöge eine Furie mit an der Deichsel.

Das kleine Mädchen bemerkt, wie der Peitschenhieb wie ein Wurm aufläuft. In dem Verlauf einer solchen Fahrt spricht sie dann kein Wort mehr.

* * *

Zeiers rechtes Vorderpferd verzehrte sein Leben wie ein Verschwender; es half nichts, daß es älter wurde, sein unheilvolles Temperament blieb dasselbe. Mit der Zeit artete seine Magerkeit förmlich aus. Sein großer Kopf wurde immer trockener, über den Augen sanken tiefe Löcher ein, die Hüftknochen staken wie Pfähle heraus.

Eines Tages hieß es, daß er drauf gegangen sei; da ging dem kleinen Mädchen ein Stich durchs Herz, ein Gefühl der Schuld mischte sich in den Kummer um sein Ende. Sie hatte ihn so gut verstanden, hätte sie ihm dies nicht auf irgend eine Weise zeigen können? Hätte sie nicht vermocht, ihm sein Leben zu erleichtern? Vielleicht, indem sie extra für ihn Gras sichelte oder ihm eine Hand voll Hafer

Digitized by Google

aus Vaters Probeschalen zukommen ließ, wenn es irgend anging! Nun war es zu spät.

An einem Nachmittag, es war im Winter noch vor Weihnachten, wo die weißen Tage noch den Duft und Reiz der Neuheit haben und die mild frostige Luft als stärkend und wohlthuend empfunden wird, traf das kleine Mädchen auf dem weiten Acker hinter den Hecken des Gartens spazierend ein großes erschreckendes Etwas: ein liegendes Tier, ein großes Pferd, aber ein schauriges, vernichtetes Pferd: durch die breiten Rippen schien die weiße Ferne. In der reinen, so unvergleichlich reinen, klaren Winterluft stand eine Insel fürchterlichen Geruchs, ebenso schrecklich wie der unheimliche Anblick in all der Stille und Schönheit der eingeschneiten Landschaft. Krähen flogen auf und setzten sich und schwebten krächzend über dem Kadaver.

Das kleine Mädchen steht starr da, verblüfft, empört und ergriffen mit über den Augen gerunzelter Stirn, sieht und preßt die Lippen fest zu und hält den Atem an. Sie löst ihre Augen mühsam von dem dunklen Gerüst und läßt sie in der Weite umschaun. Die Nachmittagssonne beglänzt lange, ferne und nahe Strecken wie mit Silberschaum, sie liegt über den hügligen Äckern gleich wechselnden, erbleichenden, wieder aufschimmernden Bändern. Es ist so holdselig, dieses Spiel, daß die fernen Gelände mit ihren dunklen und durchsichtigen Baumgruppen und Reihen ganz selig ausschauen. Ja, herrlich und selig, — und das da, dieses ekelhafte, fürchterliche Ding, die Überreste eines jammervollen Lebens! Das Gehirn preßt ihr den Kopf, es beschäftigt sich, die Lage zu fassen, in die sie hineinversetzt ist . . . Da, die stille, große, gleichgiltige Natur, und da, das Vergehen, der Graus, und in ihr das pochende, brennende Herz und die aufwärts züngelnde Sehnsucht und über ihr der Himmel . . . Wo fängt man an zu staunen, zu fragen, zu denken? Langsam wendet sie sich um und geht in grübelndem, ängstlichem Sinnen nach Hause.

Der Abend brachte für das kleine Mädchen eine neue Entdeckung. Der Inspektor des Gutes erzählte bei der Abendtafel, daß er einen Fuchs geschossen. Und wo? Auf Anstand hatte er Stunden lang neben dem toten Pferd gelegen um ihn zu belauern. Augenscheinlich hatte er geduldig und in bester Laune da gelegen, in der Atmosphäre, neben den Resten des Rotbraunen; er erzählte mit andauerndem Lachen davon. Kamen ihm keine Gedanken? Ängstigte ihn nichts aus seiner Behaglichkeit heraus, kein Staunen und Fragen?

Das kleine Mädchen sah Herrn Nagels rotbäckiges, dickes Gesicht voll Interesse an. Sie sah in seine Augen, die waren blau und reflektierten das Licht der Hängelampe, sie sah seine glatten, festen Wangen, herab bis zu den wulstigen Lippen, auf denen das eben getrunkene Bier einige Feuchtigkeit hinterlassen, ihr Blick irrte über den kurzen, krausen Bart und stieg aufwärts zu der niedrigen, hellen Stirn, die so wenig Ausdruck hatte, wie ein porzellanenes Frühstücksbrettchen. Sie fand nirgends etwas, keinen Zug, der ihr die Vermutung einflößen konnte, Herr Nagel hätte etwas gedacht, als er bei dem toten Pferde saß. Sie entschied, daß er und Zeier ihr gleich fremd waren und ihr erstaunlich, mondenfern standen. Hundert und tausend Tage könnte sie noch mit ihnen zusammen sein, so würde sie doch dieses Gefühl des Fremdseins nicht los werden, denn es gab keine Möglichkeiten, um sich mit ihnen bekannt zu machen, ihnen fehlte etwas. — — Wenn sie auch vieles vermochten, was das kleine Mädchen nicht konnte, als Speicherregister führen, Pferde anspannen, bei den Leuten stehen und schimpfen u. s. w., es fehlte ihnen etwas. — — Was? Der eine, der das arme heißblütige Pferd verachtete und falsch behandelte, statt sich zu sagen: habe Geduld mit ihm, es ist von Natur anders geartet als der linke Musterwallach, und der andere, der bei dem eklen Tierkörper in der stillen, mondverklärten Winternacht allein mit seiner Seele saß und von keinem Gedanken bewegt wurde, durch keinen Schauder, kein Erstaunen . . .

Das kleine Mädchen lächelte, während sich in ihren durchsichtigen, hellen Augen ein heimliches Feuer entzündete. Sie lächelt und sieht zum Fenster hinaus; das Stubenmädchen hat vergessen, die Laden zu schließen. Die Tannen stehen in geisterhaft blauem Licht hochgereckt

Digitized by Google

und still mit ihrer Schneelast, durch das Geäst der kahlen Lindenbäume dämmert der von dem Licht des unsichtbaren Mondes durchtränkte Himmel, und daneben öffnet sich wie ein Brunnen seine sanfte Tiefe.

Ist es nicht süß und schauerlich, so ganz anders zu sein wie Herr Nagel und Zeier? Sie sprechen ein paar Worte und zeigen ein paar Farben, und in ihr sind viele hundert Laute, die klingen unablässig von lebenvernichtender Schwermut bis zu sinnlosem Entzücken, und spielen in beängstigendem Wechsel im Wachen und im Traum.

Welche Macht thut sich ihr in diesen Fensterscheiben auf, durch die der alte Garten sieht! — Ihr Lächeln wird schmerzlich. Welche Fülle redet zu ihr aus der stillen Winternacht. Hände strecken sich ihr aus, Stimmen flüstern, Erinnerungen raunen, Ahnungen winken von der silberhellen Landstraße hinter dem schwarzen Zaun.

Aber später, als das kleine Mädchen im Dunkeln in ihrem Bett liegt, da fängt sie heimlich zu weinen an, ohne Laut, mit bebender Brust. Ist sie nicht sehr einsam, und ist es nicht schwer, einsam in solcher Fülle zu leben?

Erwerbsthätigkeit.

Aus einer Provinzialstadt ging uns dieser Tage ein Notschrei einer jungverheirateten Frau zu, die sich für ihre Häuslichkeit vergebens nach einer brauchbaren „Stütze der Hausfrau“ sehnt. Die Klage, daß kein junges Mädchen heute einen solchen Posten in der Kleinstadt oder auf dem Lande annehmen will, ist in der That ebenso häufig wie die Klage, daß diejenigen jungen Mädchen, die sich schließlich dazu verstehen, durchaus unbrauchbar dafür sind, so daß eine tüchtige Hausfrau für ihre etymologische Betrachtung, „Stütze“ komme in diesem Fall von „gestützt werden“, viel Zustimmung erwarten darf.

Der Grund für diese Erscheinung dürfte nicht allein in dem Umstand liegen, daß heutzutage die jungen Mädchen nach Unabhängigkeit verlangen, sondern nicht minder gerade in ihrer Unfähigkeit, den Posten als Stütze, der gar nicht immer so geringe Anforderungen stellt, ordentlich auszufüllen. Sie haben meistens von alledem, wo sie mithelfen sollen, nichts ordentlich gelernt. Das beeinflußt dann auch ihre ganze Stellung, das drückt die Gehälter herunter und läßt sie selbst ihrer Leistungen nicht froh werden. Wenn es erst allgemein Sitte geworden sein wird, daß auch zu dem Beruf als Stütze der Hausfrau eine gründliche Vorbereitung gesucht wird, so werden sich unzweifelhaft diese Verhältnisse ändern, und die gegenseitigen Klagen der Hausfrauen über die Stützen und der Stützen über die Hausfrauen werden seltener werden.

Für solche Vorbereitung möchten wir heute nur auf eine altbewährte Anstalt hinweisen: die Koch- und Haushaltungsschule Hedwig Heyl, der wir im Aprilheft 1898 einen großen Artikel gewidmet haben. Nähere Auskunft darüber geben die Prospekte, die von der Leitung der Anstalt (Berlin W., Barbarossastr. 74) zu erhalten sind.

Ebenso häufig wie die Klage über den Mangel an eigentlichen Stützen der Hausfrau, die vorzugsweise wirtschaftlich eingreifen sollen, hört man die über den Mangel an gebildeten Kinderpflegerinnen. Auch hier gilt dasselbe: wären wirklich tüchtig geschulte Kinderpflegerinnen vorhanden, so würden sie sich bald eine geachtete, auch materiell lohnende Stellung erwerben. Wir weisen daher nochmals auf das in voriger Nummer bereits erwähnte neue Unternehmen des Vereins für Hausbeamtinnen hin: seine Kinderpflegerinnen-Schule in Leipzig, in der gebildete junge Mädchen für diesen Beruf vorbereitet werden. Für die Ausbildung sind 4 Monate in Anschlag gebracht worden. Selbstverständlich genügt dieser kurze Zeitraum nur, wenn die Schülerin Liebe für ihren Beruf mitbringt und eine gewisse geistige Reife besitzt. Der Aufnahme geht daher stets eine Prüfung voraus. Das Schulgeld beträgt 45 Mark für den Kursus. Jährlich finden 2 Kurse statt, von denen der erste am 1. Januar, der zweite am 15. August beginnt. Zu jedem Kursus werden nur 12 Schülerinnen zugelassen. Nähere Auskunft erteilt Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau, Merseburgerstraße 41.

Digitized by Google

Verein Frauenwohl Berlin.

Unmittelbar vor Schluß der Redaktion geht uns eine Mitteilung zu, die, an die Mitglieder des Vereins „Frauenwohl"-Berlin, und seiner Schwestervereine gerichtet, auch für weitere Kreise Interesse haben dürfte. Haben doch die Vorgänge auf der diesjährigen Generalversammlung des Vereins, die den Austritt von sechs Vorstandsmitgliedern und einer großen Anzahl alter, treuer Vereinsmitglieder veranlaßten, besonders in Berliner Blättern viel Staub aufgewirbelt.

Wer den Umstand, daß schon vor fünf Jahren ein gleicher Massenaustritt aus dem Verein stattfand, und das Auftreten der Vereinsvorsitzenden, Frau Minna Cauer, in der Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine zu Hamburg mit den diesjährigen Vorgängen zusammenhielt, konnte nicht zweifelhaft darüber sein, auf wessen Seite die Schuld lag. Man konnte den ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern (Frl. Martha Rein, Frau Jeannette Schwerin, Frl. Henriette Goldschmidt, Frl. Elisabeth Mießner, Frau Bieber-Böhm, Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber) seine lebhafte Sympathie nicht versagen, wenn sie sich wider Willen in eine wenig erquickliche Zeitungspolemik einlassen mußten, um sich gegen unerhörte Entstellungen zu verteidigen. Sie haben nun eine objektive Darlegung der Vorgänge auf der Generalversammlung und der damit verbundenen Vorgeschichte veröffentlicht, die außer ihnen noch 42 Vereinsmitglieder unterzeichnet haben. Das Gesamtresultat dieser Darlegungen kommt einer völligen Verurteilung der Vereinsleitung der Frau Cauer gleich.

Die kleine Broschüre, die für Interessenten bei Fr. Bieber-Böhm (Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39) zu erhalten sein dürfte, schließt mit so beherzigenswerten Worten, daß wir uns hier den Abdruck derselben nicht versagen können.

„Vereine sind nicht die Idee, sind nicht die Sache selber. Vereine sind nur Träger von Ideen.

Die Unterzeichneten werden stets der Idee treu bleiben, welche der Frauenbewegung zu Grunde liegt: die Frau zu freier rechtskräftiger Persönlichkeit zu entfalten, die im Staate ihren vollen Anteil nehmen soll an den Pflichten und Rechten des Bürgers.

Das ist das Ziel all unsrer Wünsche, aber nicht allein durch Trompetenstoß ist es zu erreichen, wenn man auch des Weckers aus Gleichgiltigkeit und Trägheit nicht entbehren kann. Dann aber kommt die Arbeit, die Schulung und Selbsterziehung, nüchtern und streng auf allen Lebensgebieten.

In gemeinnütziger Thätigkeit erstarkt die Frau zu sozialpolitischem Wirken, denn beide berühren sich heutzutage überall.

Dieses gemeinnützige Wirken ist aber gerade in letzter Zeit in der Zeitschrift „Frauenbewegung" aufs entschiedenste getadelt und als etwas Kleinliches hingestellt worden, im Gegensatz zu den „großen Zielen" der Frauenbewegung. Diese Ziele kennen wir alle, diese Ziele erstreben wir alle. Sie sind nicht das geheime Besitztum einiger wenigen Fortgeschrittenen — klar leuchtet es vor unser aller Augen:

> „Die Befreiung der Frau aus einer Welt des Vorurteils und der konventionellen Lüge in sittlicher und in wirtschaftlicher Beziehung."

Auf diesem langsamen und mühevollen Wege brauchen wir aber einen Stab und eine Stütze. Das ist der Glaube an die Güte der von uns vertretenen Sache, der Glaube, daß die Frauenbewegung, wenn auch durch wirtschaftliche Momente hervorgerufen, eine vorzugsweise ethische Bewegung ist. Wir wollen Wahrheit und Gerechtigkeit für beide Hälften des Menschengeschlechtes. Aber das Gute wirkt nur, wenn es gut und von Guten gethan wird. Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß nur ein reines Thun auch reine Wirkungen hervorbringt.

In der Leitung des Vereins „Frauenwohl" ist dieses Grundgesetz jedes sittlichen Fortschritts schwer verletzt worden, und darum haben sich die Unterzeichneten zu dieser Mitteilung gezwungen gesehen."

Wenn die hier ausgesprochenen Wahrheiten durch die unerquicklichen Vorgänge im Verein „Frauenwohl" an Bekennern gewinnen sollten, so ist dieser ungeheure Vorteil nicht zu teuer erkauft.

Der Bund deutscher Frauenvereine

hat nachfolgende Petition, betreffend die Anstellung weiblicher Gewerbeaufsichtsbeamten im preußischen Staatsgebiete, an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtet:

An das hohe Haus der Abgeordneten

richten die unterzeichneten Vertreterinnen des Bundes der ca. 80 000 Mitglieder umfassenden deutschen Frauenvereine die Bitte,

> Das hohe Haus wolle beschließen, die Königliche Staatsregierung um Anstellung weiblicher Gewerbeaufsichtsbeamten zu ersuchen.

Während in jüngster Zeit mehrere Bundesstaatliche Regierungen (Bayern, Hessen, Sachsen-Weimar) in ihren Staatsgebieten weibliche Gewerbeaufsichtsbeamten angestellt haben, verhält sich bisher

Digitized by Google

erregte die letzte These: „Es ist notwendig, daß in der Mädchenschule in der Behandlungsweise der Unterrichtsgegenstände die Logik mehr Berücksichtigung findet als bisher.“ Die Doktorandin wies dabei, außer auf den so vielfach gemißhandelten deutschen Aufsatz, auf den durch den offiziellen Lehrplan gebotenen Gebrauch hin, den Mädchen in der sogenannten elementaren Raumlehre mathematische Sätze unbewiesen als richtig aufzunötigen; es werde dadurch leicht die Gewohnheit großgezogen, den logischen Unterschied zwischen einer Behauptung und einem Beweis in Wissenschaft und Leben zu übersehen. Diese Ausführungen wurden lebhaft applaudiert, und die Opponentin, Fräulein Dr. Hildegard Ziegler, schien auf die ihr zuerteilte undankbare Aufgabe, den Lehrplan der Mädchenschule zu verteidigen, von ganzem Herzen mit dem üblichen: „Ich muß zugeben,“ zu verzichten. — Der Dekan der Universität wies dann in seiner Rede auf die hohe Bedeutung des Tages hin, der die erste Doktorandin in den Mauern der Berliner Universität sehe; wenn auch die Frau in erster Linie Hohepriesterin des häuslichen Herdes sein sollte (donnernder Applaus), so bilde doch die wissenschaftliche Vertiefung durchaus kein Hindernis dafür (sehr viel schwächerer Applaus). Es erfolgte sodann die eigentliche Promotion, an die Frl. Neumann noch ihren Dank an Fakultät, Dekan und Zuhörerschaft anschloß. Wir wünschen Frl. Neumann, die, um ihr Ziel zu erreichen, mit größter Energie eine Reihe bedeutender Schwierigkeiten überwunden hat, von Herzen den besten Erfolg für ihre weitere Laufbahn. Sie hat auch der Frauensache einen wesentlichen Dienst geleistet.

* **Ein Verein Mädchengymnasium** hat sich in Cöln gebildet. Er beabsichtigt die Begründung eines neunklassigen Mädchengymnasiums, um den Frauen im Rheinland und Westfalen die Möglichkeit einer gymnasialen Bildung zu geben. Statuten und nähere Auskunft sind erhältlich durch Frl. M. v. Mevissen, Cöln, Zeughausstraße und Herrn Dr. Hinsberg, Barmen, Ottostr. 15.

* **Totenschau.** Am 3. Februar starb in Berlin Amalie Joachim. 1839 in Marburg an der Drau geboren, begann sie ihre Künstlerlaufbahn in sehr jugendlichem Alter in Troppau und wirkte längere Zeit an österreichischen Bühnen, ohne sich Anerkennung für ihr Talent erringen zu können. Ihr erstes Auftreten am Hannoverschen Hoftheater 1862 ließ erst weitere Kreise ihre Bedeutung erkennen. Doch schon im folgenden Jahre entsagte sie der Bühne nach ihrer Verheiratung mit Josef. Joachim. Sie hat sich seitdem ausschließlich als Lieder- und Oratoriensängerin einen internationalen Ruf erworben. — Am 31. Januar starb in Berlin eine der ältesten deutschen Schriftstellerinnen, Elise von Hohenhausen. Ihr Haus war lange ein Mittelpunkt für das geistige Leben Berlins in einer Zeit, als deren letzte litterarische Repräsentantin sie gelten mag. Aus ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ist ihr Werk „Berühmte Liebespaare“ das bekannteste. — Vor kurzem starb die langjährige verdiente Vorsitzende des Frauen-Fortbildungsvereins zu Gotha, Frl. Ida Grützmüller. Der Verein wurde auf Anregung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der im Oktober 1875 in Gotha tagte, gegründet, und ist durch ihre aufopfernde Thätigkeit schnell zu hoher Blüte gebracht worden.

Für Haus und Familie.

Da so zahlreiche Familien ihre Töchter heutzutage nach London schicken, so glaubten wir in ihrem Interesse den nachfolgenden Ausführungen Raum geben zu sollen.

St. Alban's College in London.

Die meisten deutschen Erzieherinnen, die nach England kommen, meinen, daß der schnellste und sicherste Weg, Englisch zu lernen der sei, eine Stelle in einer englischen Familie oder Schule anzunehmen. Diese Annahme ist unrichtig. Die deutsche Erzieherin muß sich meistens verpflichten, nur deutsch zu sprechen, und das wenige Englisch, das man von den Kindern hört, ist meistens kein gutes, so daß es lange dauert, bis man wirklichen Erfolg hat.

Da dürfte es für viele von Interesse sein, eine Anstalt kennen zu lernen, in der man in denkbar kürzester Zeit Gelegenheit hat, gutes Englisch zu lernen.

In einer ruhigen feinen Straße im Westen Londons liegt das „St. Alban's College“, eine Art boarding house, das aber dabei Gelegenheit zu eifrigem Studium bietet. Geleitet von einer Engländerin, Miß Bowen, einer energischen, klugen Dame, erfreut sich das Institut, trotzdem es erst vor einigen Jahren gegründet wurde, bereits großer Achtung und Anerkennung. Der Morgen ist dem Unterricht gewidmet, der von einer vorzüglichen, in Oxford ausgebildeten Lehrerin geleitet wird, und jeder, auch der Anfängerin, Rechnung trägt. Dieser Unterricht umschließt außer Aufsatz, Litteratur und Sprachlehre noch Lesen und Konversation, und es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß man Tag für Tag einen bedeutenden Fortschritt im Erwerb der Sprache konstatieren kann. Schülerinnen, die längere Zeit im College bleiben, können nach drei Monaten ein Examen machen, worüber ihnen ein Zeugnis ausgestellt wird, unterzeichnet von der Vorsteherin und von Fräulein Helene Adelmann, der weithin bekannten und geschätzten Vorsitzenden des Deutschen Lehrerinnenvereins in London. Dieses Zeugnis macht es den Besitzerinnen

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Berliner Waisenverwaltung** hat an die Gemeinde-Waisenräte ein Rundschreiben erlassen, das sich mit der Frage beschäftigt, die Frauen zur Mitarbeit an der Waisenpflege heranzuziehen. Das ist, wie man weiß, bereits vielfach geschehen. Das Rundschreiben weist jedoch darauf hin, daß in dieser Beziehung noch vieles zu thun übrig bliebe. Es giebt unter den zur Zeit bestehenden 250 Waisenratskollegien noch etwa 70, die der Mitarbeit von Frauen ganz entbehren, während bei etwa 60 anderen Kollegien nur je eine Frau als Waisenpflegerin mit thätig ist. Das Schreiben nimmt Bezug auf die erste Instruktion für den Berliner Gemeinde-Waisenrat. In dieser besagt der Paragraph 12: „Die Mitthätigkeit der Frauen tritt zweckmäßig überall da ein, wo es sich um die Pflege und Erziehung im Kindesalter stehender Minorennen, um die Überwachung des Lebensganges weiblicher Mündel, überhaupt um solche Zweige der Körperpflege und Erziehung handelt, die innerhalb des speziellen Wirkungskreises weiblicher Thätigkeit liegen." Das Rundschreiben ersucht daher die Waisenräte, von ihrer Befugnis, Frauen zur Mithilfe heranzuziehen, Gebrauch zu machen und der städtischen Verwaltung diese Helferinnen bekannt zu machen. Sodann aber sollen die Waisenräte über die Thätigkeit der in ihrem Bezirk wirkenden Frauen von diesem Monat an Listen führen und auf Grund dieser Listen alljährlich über den Erfolg der Mitarbeit einen Bericht erstatten, der zuerst im Januar 1900 zu erscheinen hätte.

* **An die Berliner medizinische Gesellschaft** trat die Frage heran, ob sie auch weibliche Ärzte als Mitglieder aufnehmen könne. Im Hinblick auf die Satzungen der Gesellschaft wurde die Frage verneint, da die Statuten von der Voraussetzung ausgehen, daß nur männliche Mitglieder in der Gesellschaft sind und das insbesondere auch die Bestimmung, daß ein Doctor rite promotus aufgenommen werden darf, auf eine Promota keine Anwendung finden kann. Die Herren Zadek und Freudenberg stellten darauf beim Vorstand der Gesellschaft einen Antrag auf Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung zur Entscheidung des Antrags: „Die Berliner medizinische Gesellschaft wolle beschließen, dem ersten Satze des § 4 der Satzungen folgende Fassung zu geben: ordentliche Mitglieder der Gesellschaft können alle in Berlin oder dessen Umgebung wohnhaften approbierten Ärzte und Ärztinnen oder rite promovierte Doctores medicinae werden." Auf Antrag des Vorsitzenden Prof. Rudolf Virchow wurde der Antrag zur nochmaligen Begutachtung an den Vorstand und den Ausschuß der Gesellschaft zurückverwiesen.

* **Die Studienfrage** der Frauen befindet sich immer noch in der Schwebe, wenn auch die vor kurzem angekündigte Vorlage des Reichskanzlers, betreffend die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin, sich schon seit einiger Zeit in den Händen des Bundesrats befinden soll. Mit welchen Gegenströmungen die Frauen in Deutschland noch zu kämpfen haben, geht unter anderm auch aus dem Umstand hervor, daß die Halleschen Kliniker mit 72 gegen 15 Stimmen einen Protest gegen die Beteiligung des weiblichen Geschlechts am klinischen Unterricht bei der medizinischen Fakultät in Halle eingereicht haben. Zugleich haben sie die Kliniker-Vereinigungen der deutschen Universitäten aufgefordert, sich diesem Protest anzuschließen.

* **Gräfin Dr. Maria von Linden,** bisher Assistent am Zoologischen Institut in Tübingen, wird im nächsten Halbjahr in die gleiche Stellung nach Bonn übersiedeln.

* **Die feierliche Promotion** der ersten Doktorandin der Berliner Universität, Frl. Elsa Neumann, wurde am 18. Februar gegen 1½ Uhr durch den Dekan, Professor Schwarz, vollzogen. Schon um 12 Uhr war die Aula der Universität gedrängt voll; gegen 1 nahm der Zudrang einen wahrhaft beängstigenden Charakter an, sodaß die Thüren geschlossen werden mußten. Die Diskussion über die fachwissenschaftlichen Thesen trug den herkömmlichen Charakter; ein lebhafteres Interesse

Digitized by Google

erregte die letzte These: „Es ist notwendig, daß in der Mädchenschule in der Behandlungsweise der Unterrichtsgegenstände die Logik mehr Berücksichtigung findet als bisher.“ Die Doktorandin wies dabei, außer auf den so vielfach gemißhandelten deutschen Aufsatz, auf den durch den offiziellen Lehrplan gebotenen Gebrauch hin, den Mädchen in der sogenannten elementaren Raumlehre mathematische Sätze unbewiesen als richtig aufzunötigen; es werde dadurch leicht die Gewohnheit großgezogen, den logischen Unterschied zwischen einer Behauptung und einem Beweis in Wissenschaft und Leben zu übersehen. Diese Ausführungen wurden lebhaft applaudiert, und die Opponentin, Fräulein Dr. Hildegard Ziegler, schien auf die ihr zuerteilte undankbare Aufgabe, den Lehrplan der Mädchenschule zu verteidigen, von ganzem Herzen mit dem üblichen: „Ich muß zugeben,“ zu verzichten. — Der Dekan der Universität wies dann in seiner Rede auf die hohe Bedeutung des Tages hin, der die erste Doktorandin in den Mauern der Berliner Universität sehe; wenn auch die Frau in erster Linie Hoheprieſterin des häuslichen Herdes sein sollte (donnernder Applaus), so bilde doch die wissenschaftliche Vertiefung durchaus kein Hindernis dafür (sehr viel schwächerer Applaus). Es erfolgte sodann die eigentliche Promotion, an die Frl. Neumann noch ihren Dank an Fakultät, Dekan und Zuhörerschaft anschloß. Wir wünschen Frl. Neumann, die, um ihr Ziel zu erreichen, mit größter Energie eine Reihe bedeutender Schwierigkeiten überwunden hat, von Herzen den besten Erfolg für ihre weitere Laufbahn. Sie hat auch der Frauensache einen wesentlichen Dienst geleistet.

* **Ein Verein Mädchengymnasium** hat sich in Cöln gebildet. Er beabsichtigt die Begründung eines neunklassigen Mädchengymnasiums, um den Frauen im Rheinland und Westfalen die Möglichkeit einer gymnasialen Bildung zu geben. Statuten und nähere Auskunft sind erhältlich durch Frl. M. v. Mevissen, Cöln, Zeughausstraße und Herrn Dr. Hinsberg, Barmen, Ottostr. 15.

* **Totenschau.** Am 3. Februar starb in Berlin Amalie Joachim. 1839 in Marburg an der Drau geboren, begann sie ihre Künstlerlaufbahn in sehr jugendlichem Alter in Troppau und wirkte längere Zeit an österreichischen Bühnen, ohne sich Anerkennung für ihr Talent erringen zu können. Ihr erstes Auftreten am Hannoverschen Hoftheater 1862 ließ erst weitere Kreise ihre Bedeutung erkennen. Doch schon im folgenden Jahre entsagte sie der Bühne nach ihrer Verheiratung mit Josef. Joachim. Sie hat sich seitdem ausschließlich als Lieder- und Oratoriensängerin einen internationalen Ruf erworben. — Am 31. Januar starb in Berlin eine der ältesten deutschen Schriftstellerinnen, Elise von Hohenhausen. Ihr Haus war lange ein Mittelpunkt für das geistige Leben Berlins in einer Zeit, als deren letzte litterarische Repräsentantin sie gelten mag. Aus ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ist ihr Werk „Berühmte Liebespaare“ das bekannteste. — Vor kurzem starb die langjährige verdiente Vorsitzende des Frauen-Fortbildungsvereins zu Gotha, Frl. Ida Grützmüller. Der Verein wurde auf Anregung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der im Oktober 1875 in Gotha tagte, gegründet, und ist durch ihre aufopfernde Thätigkeit schnell zu hoher Blüte gebracht worden.

Für Haus und Familie.

Da so zahlreiche Familien ihre Töchter heutzutage nach London schicken, so glaubten wir in ihrem Interesse den nachfolgenden Ausführungen Raum geben zu sollen.

St. Alban's College in London.

Die meisten deutschen Erzieherinnen, die nach England kommen, meinen, daß der schnellste und sicherste Weg, Englisch zu lernen der sei, eine Stelle in einer englischen Familie oder Schule anzunehmen. Diese Annahme ist unrichtig. Die deutsche Erzieherin muß sich meistens verpflichten, nur deutsch zu sprechen, und das wenige Englisch, das man von den Kindern hört, ist meistens kein gutes, so daß es lange dauert, bis man wirklichen Erfolg hat.

Da dürfte es für viele von Interesse sein, eine Anstalt kennen zu lernen, in der man in denkbar kürzester Zeit Gelegenheit hat, gutes Englisch zu lernen.

In einer ruhigen feinen Straße im Westen Londons liegt das „St. Alban's College“, eine Art boarding house, das aber dabei Gelegenheit zu eifrigem Studium bietet. Geleitet von einer Engländerin, Miß Bowen, einer energischen, klugen Dame, erfreut sich das Institut, trotzdem es erst vor einigen Jahren gegründet wurde, bereits großer Achtung und Anerkennung. Der Morgen ist dem Unterricht gewidmet, der von einer vorzüglichen, in Oxford ausgebildeten Lehrerin geleitet wird, und jeder, auch der Anfängerin, Rechnung trägt. Dieser Unterricht umschließt außer Aufsatz, Litteratur und Sprachlehre noch Lesen und Konversation, und es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß man Tag für Tag einen bedeutenden Fortschritt im Erwerb der Sprache konstatieren kann. Schülerinnen, die längere Zeit im College bleiben, können nach drei Monaten ein Examen machen, worüber ihnen ein Zeugnis ausgestellt wird, unterzeichnet von der Vorsteherin und von Fräulein Helene Adelmann, der weithin bekannten und geschätzten Vorsitzenden des Deutschen Lehrerinnenvereins in London. Dieses Zeugnis macht es den Besitzerinnen

Digitized by Google

leichter, eine gute Stelle zu finden, und ist daher für sie von großem Wert.

Die Verpflegung im College ist eine vorzügliche. Während der Mahlzeiten findet angeregte Unterhaltung statt, die meisterhaft von der Vorsteherin geleitet wird, welche selbst die Schweigsamsten zum Reden, natürlich zum Englischreden, zu bringen versteht. Der Nachmittag vergeht rasch durch Vorbereitung zu den Stunden oder durch sightseeing, Besichtigung der vielen Sehenswürdigkeiten Londons. Am Abend ist wieder Konversation und Lesen im gemütlichen, zwanglosen Kreise.

Nun zum Schluß noch ein wichtiger Punkt: Der Preis beträgt 30 sh. für die Woche, die Stunden mit einbegriffen; das ist für Londoner Verhältnisse und für das dafür Gebotene ein sehr mäßiger Preis. Einen Fehler aber hat das College auch, allerdings der einzige, den ich habe entdecken können; es ist der, daß einem das Scheiden fast zu schwer wird. Man fühlt sich so geborgen und heimisch in der Riesenstadt, deren Vorzüge und Schönheiten man gründlich genießen kann, deren Schattenseiten kennen zu lernen man aber im College kaum Gelegenheit findet. Ich kann nur jeder Erzieherin raten, St. Alban's College als erste Station zu nehmen und erst, wenn sie dort festen Fuß gefaßt hat, sich weiter zu wagen. Ich bin überzeugt, daß sie dadurch viel mehr Nutzen von ihrem englischen Aufenthalt haben wird.

Emma Becker.

Ein Naturheilmittel.

Seit die Ärzte mit Recht von der Ansicht zurückgekommen sind, daß Alkohol ein Stärkungsmittel für Kinder sei, wendet man sein Auge aufmerksamer den wirklichen Stärkungsmitteln zu, und da möchte als eins der empfehlenswertesten das Malzextrakt zu bezeichnen sein.

Malz besteht aus Getreide-, meist Gerstenkörnern, die künstlich zum Keimen gebracht sind. Gut bereitetes Malz besitzt hohen Nährwert und diesen hat auch ein wirklich reiner Malzextrakt, zu dessen Herstellung allerdings besondere Einrichtungen nötig sind.

Als eins der zuverlässigsten Präparate dieser Art gilt der bereits seit 1863 von Schering in Berlin (Grüne Apotheke, Chausseestr. 19), angefertigte Malzextrakt, zu welchem nur ausgewählt bestes Luftmalz verwendet wird. Die hierin enthaltenen gesundheitförderlichen Stoffe zur Wärme-, Blut- und Knochenbildung setzen sich zusammen aus Zucker, Dextrin, Pflanzeneiweiß, phosphorsauren Salzen 2c. und machen das Präparat zu einem von allen Ärzten empfohlenen Heilmittel gegen geschwächte Verdauung und Appetitlosigkeit, sowie zu einem vorzüglichen Linderungsmittel bei den Erkrankungen der Atmungsorgane (Husten, Heiserkeit 2c.)

Eine Steigerung des Heilerfolges für spezielle Leiden erhält der Schering'sche Malzextrakt noch durch besondere Zusätze. Gegen die vielen Frauenkrankheiten zu Grunde liegende Blutarmut ist z. B. sehr wirksam eine Beimischung von Eisenoxydsacharat, welches sich durch milden Geschmack und leichte Verdaulichkeit auszeichnet, auch die Zähne nicht angreift. Auch Scherings Malzextrakt mit Leberthran wird ärztlich viel empfohlen, besonders weil die Kinder ihn gern nehmen, während ihnen sonst der Geschmack des Leberthrans zuwider ist.

Als wertvollstes Präparat in medizinischer Beziehung gilt aber Scherings Malzextrakt mit Kalk, welches sich als vortreffliches Heilmittel gegen die Rhachitis (englische Krankheit) bewährt.

Diese leider recht häufige Krankheit fällt den Eltern gewöhnlich erst im zweiten oder dritten Lebensjahre an ihren Kindern auf, wenn sie schon vollständig ausgebildet ist. Obschon der gesamte Organismus des Kindes von der Rhachitis in Mitleidenschaft gezogen wird, so erkranken von allen Organen doch am schwersten die Knochen.

Die Ursache dieser Krankheit ist zumeist eine falsche Ernährung im Säuglingsalter; die Nahrung des Kindes muß entweder zu wenig Kalk enthalten haben, oder sonst von einer Beschaffenheit gewesen sein, daß der schwache kindliche Verdauungsapparat nicht imstande war, daraus genügende Mengen Kalk aufzunehmen.

Ein wesentlicher Faktor für die Heilung beruht also in der Zuführung kalkhaltiger Mittel und als eins der vorzüglichsten dieser Art wird der Schering'sche Malzextrakt mit Kalk anerkannt; er enthält den für die Knochenbildung so notwendigen Kalk in gelöster Form als Kalkphosphat.

Bücherschau.

„Die drei Reiherfedern." Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten von Hermann Sudermann. (Stuttgart 1899. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Preis 3 Mark.)

Ein dramatisches Gedicht, so nennt sich dieses neueste Werk von Sudermann. Ein Märchengedicht ist es, das eine ganze Fülle tief zu Herzen gehender lyrischer Schönheiten birgt und seinem lyrischen Charakter gemäß weniger auf der Bühne als bei einsamer Lektüre seine Wirkung übt. — Prinz Witte, der als Kind von seinem thronräuberischen Bruder einem Knecht überliefert wurde, damit der ihn töte, fällt auf seinen irren Wanderungen zauberischen Mächten anheim. Einem gespenstischen Reiher hat er drei Federn geraubt, die die Wunderkraft in sich bergen, ihm das Ziel seiner Sehnsucht zu zeigen. Eine „Begräbnisfrau", so heißt sie schlechtweg, die ihr Wesen an einer Nordlandsküste treibt und ans Land geschwemmte Tote zur letzten Ruhe bettet, hat ihn auf dieses Abenteuer ausgeschickt. Sie enthüllt ihm auch die trügerisch geheimnisvolle Kraft der Federn. Prinz Witte sucht in nimmer rastender Sehnsucht das Weib, sein Weib, das ihm in starker, selbst Unrecht zu

Digitized by Google

Recht wandelnder Liebe zugethan sei. Und die Begräbnisfrau verheißt ihm, er solle ihr Bild im Dämmer sehen, wenn er die erste Feder ins Feuer wirft; die zweite wird ihm ihren Besitz verschaffen, und nachtwandelnd wird sie ihm erscheinen, wenn er die Feder ins Feuer wirft. Die dritte soll er hüten, denn ihre Vernichtung bringt der Geliebten den Tod. Prinz Witte wirft die erste Feder ins Feuer, und in den Wolken erscheinen die Umrisse einer weiblichen Riesengestalt, die in ihrer trügerischen Unerkenntlichkeit die Seele des Prinzen mit verzehrender Sehnsucht erfüllt. Und er tritt die Sehnsuchtsirrfahrt an. Er kommt an den Hof der Königin-Witwe von Samland, die Herz und Hand dem Mann versprochen hat, der im Zweikampf seine Gegner überwindet. Prinz Witte erkennt in ihr die Geliebte nicht, trotzdem läßt er sich auf ihre Bitten hin in den Zweikampf ein. Sein Gegner ist sein Bruder, der ihn vertrieben hat und vor dessen ungeheurer Stärke die andern Rivalen geflüchtet sind. Auch Prinz Witte unterliegt ihm — sein Knecht vertreibt den frechen Räuber. Trotzdem erwählt die Königin ihn zum Gemahl und nennt ihn Sieger. Und trotzdem sie somit Unrecht in Recht wandelt, erkennt er in ihr das begehrte Weib nicht. Als König lebt er sehnsuchtskrank an ihrer Seite. Und sehnsuchtskrank benutzt er eine einsame Nacht, die zweite Feder zu verbrennen. Nachtwandelnd tritt sein Weib zu ihm. Er aber wähnt nur eben, daß sie die Erscheinung verscheucht habe und stößt sie von sich. Und in seiner irren Sehnsucht erniedrigt er sich zu den Mägden seines Weibes. Inzwischen hat sein Bruder den Rachezug gerüstet — er sieht es unthätig mit an. Dann aber, im letzten Augenblick erwacht ihm die Kraft, und er stößt den Widersacher nieder. Und damit wähnt er seine Schuld bezahlt und er kehrt seinem Weibe den Rücken, um, nur begleitet von seinem Knecht, die Sehnsuchtsirrfahrt von neuem anzutreten. Bei der Begräbnisfrau kehrt er nach 15jähriger Wanderschaft wieder ein, gealtert, todesmüde. Da tritt ihm sein Weib noch einmal gegenüber, die die fünfzehn Jahre hindurch treu auf ihn geharrt hat. Noch erkennt er das Idol seiner Sehnsucht nicht in ihr, aber er ahnt, daß ihr Besitz mehr bedeutet als das Traumbild, das ihn genarrt hat. Und um die Sehnsucht von sich abzuthun, wirft er die letzte Reiherfeder in die Flammen. Da sinkt seine Königin tot nieder, und mit ihr vereinigt ihn der Tod.

Vieles Unklare und Verworrene läuft mit unter und erschwert das Verständnis. Aber tief hat Sudermann das Geheimnis der Sehnsucht, die ihres Besitzes nie froh werden kann, erfaßt und viel hat er von seinem Eigenen gegeben. In ihrem lyrischen Gehalt liegt der Wert der Dichtung; er macht sie in unsrer lyrikarmen Zeit bedeutungsvoll.

„Gewitternacht." Tragödie in 5 Akten von Ernst von Wildenbruch. (Berlin 1899. Verlag von Freund und Jeckel. Preis 2 Mark.) Einen Kampf ums Recht hat Wildenbruch in seiner neuesten Dichtung gestaltet, und in fridericianische Zeit ist er eingekehrt. Ein schlesischer Edelmann wendet sich in seinem Rechtsbewußtsein von König Friedrich II. ab, weil er in ihm nur den Räuber am gerechten Besitz der Kaiserin Maria Theresia erblicken kann. Dem Verlobten seiner Schwester, der Offizier in den Diensten Friedrichs ist, versagt er die Hand seiner Schwester, er selbst verkauft seine Güter und nimmt somit den Kampf ums Recht auf. Die beiden Geschwister siedeln an den sächsischen Hof über. Und nun muß er es erfahren, am eigenen Schicksal, denn er tritt als Offizier in sächsische Dienste, und am Schicksal seiner Schwester, die den Intriguen des verderbten Hofes unterliegt, daß es etwas Höheres giebt als das Recht, und daß er das in seinem Kampfe gegen sich gehabt hat. Vieles in dieser Tragödie ist Wildenbruch zerronnen, vor allem die Scenen am sächsischen Hof. In dem dritten Akt aber hat er aus seiner Begeisterung für König Friedrich heraus einen packenden Auftritt gestaltet. Der spielt im sächsischen Lager vor der Schlacht von Striegau. Der sächsische Befehlshaber weiß, daß der kommende Morgen für die Seinen die Niederlage, für ihn selbst den Tod bedeuten wird. Aber im Tod ist Wahrheit. Und da verbirgt er sein Herzensmeinen nicht mehr, und er spricht es aus, daß sein Hoffen und Lieben auf Seiten seines Gegners ist. Getragen von Wildenbruchs starkem und ehrlichem Temperament, ist der Auftritt gleichzeitig packend, gleichzeitig charakteristisch für das Empfinden einer Zeit, die nach Nationalgefühl verlangte — wie es auch Goethe bezeugt hat — und der langsam in Friedrich dem Großen über die Nationalitätsgrenzen hinaus das nationale Ideal entstand.

„Der Sohn seines Vaters und andere Novellen" von Paul Heyse. (Berlin 1898. Verlag von Wilhelm Hertz, Besserschе Buchhandlung. Preis 5 Mark.) Ein neuer Band Heyseścher Novellistik verspricht eigenartigen und feinsinnigen Genuß, und der vorliegende Band erfüllt vollauf, was er verspricht. In abgeklärter Erzählungskunst sind Menschenschicksale gedeutet, und zu dem stofflichen Interesse tritt das höhere und bessere an der künstlerischen Gestaltung. Leise romantische Klänge tönen hinein, und immer findet Heyse, auch wenn er, wie hier, die Geschichte einer modernen Medea erzählt, den versöhnenden Grundton. Jeder Erdenwinkel, den er zum Schauplatz wählt, ist mit liebevollen Augen gesehen, und ein eigenes Licht ruht darüber. Von den gebotenen Erzählungen, von denen jede ihre besonderen Reize aufweist, ist doch vielleicht die erste, die dem Buch den Namen gegeben hat, die vollendetste. Der „Sohn seines Vaters" ist ein junger Mann, der im Reichtum aufgewachsen ist und den das Schicksal: eben nur Sohn seines Vaters zu sein, zu müßig unthätiger Lebensvergeudung verurteilt hat. Einen Augenblick scheint es, als ob ein arbeitsfrisches, lebensmutiges Fräulein, das er auf seinem Lebensspaziergang antrifft, ihm neue Wege zu arbeitsfrohem Genuß weisen könnte — er bleibt dennoch der Sohn seines Vaters. Die zweite der Novellen, „Verratenes Glück," steht der ersten kaum nach, und mit großer psychologischer Kunst ist hier ein prekäres Thema behandelt. Auch wer in Heyse den Humoristen liebt, kommt in diesem neuen Bande zu seinem guten Recht: mit einem Blaustrümpfchen darf er lustige Abenteuer bestehen. Und wenn Heyse auch von der Unart mancher Novellisten nichts weiß, die bei allen Gelegenheiten den eigenen Kopf hervorstecken, so spürt man dennoch überall den starken Persönlichkeitszug; es ist wie ein Sprechen von Herz zu Herzen. E. H.

Digitized by Google

„Baby." Eine Zeitschrift für Mütter. Herausgeberin: Frau Kath. John. Verlag: Berlin W. 35, Steglitzerstr. 86. Preis 1,25 Mark pro Quartal. Viele Baby-Mütter werden sich dieser neuen Zeitschrift freuen, die ihnen gute Ratschläge in der praktischen Kinderhygiene, Erziehungs- und Toilettenfragen 2c. giebt und sie nebenbei noch mit hübschem Erzählstoff für ihre Kleinen versieht. Die feine, geschmackvolle Ausstattung des Blattes verdient besonders hervorgehoben zu werden. Eine Anzahl gut ausgeführter Illustrationen ist beigegeben.

„Bilderbogen für Schule und Haus." (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.) Von dem vorzüglichen Unternehmen, dessen erstes Heft wir bereits besprachen, ist nunmehr das zweite Heft erschienen, das an Vielseitigkeit des Inhalts und gediegener Ausführung dem ersten in jeder Beziehung gleichkommt. Historische Bilderbogen, die uns das Leben der Bauern im 12., das Leben auf der Landstraße im 14. Jahrhundert, die Kreuzfahrer, Wiens Türkenbelagerung, das städtische Leben zur Zeit des dreißigjährigen Krieges 2c. vorführen, wechseln mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte und landschaftlichen Darstellungen, die natürlich österreichische Gegenden bevorzugen. Der Preis der ganzen Serie, 25 Tafeln enthaltend, beträgt in der Volksausgabe nur 3 Mark.

Die von uns bereits besprochene **„Illustrierte Kinderzeitung"** (herausgegeben von Julius Lohmeyer, Verlag von W. Vobach u. Co., Berlin und Leipzig, Preis pro Quartal 1,25 Mark) hat ihren ersten Quartalsband vollendet. Er bietet eine Fülle des Schönen und Guten: Märchen und Ge-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wie läßt sich eine wohlschmeckende geformte Speise aus Milch bereiten? Sehr leicht und schnell durch einfaches Kochen derselben mit Mondamin, dann in eine Form gestürzt und erkaltet mit Fruchtsaft oder Kompott, auch mit gekochten Früchten, Äpfel 2c. beigegeben. Der Vorzug einer solchen Speise liegt in dem großen Nährwert wie auch in der leichten Verdaulichkeit und ist außerdem besonders gern willkommen unsern lieben Kleinen, wie auch den Großen. Zusatz von Citrone, Vanille, Mandeln 2c. erhöht, je nach Wunsch, den Geschmack. Für die gute Qualität des Mondamin bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen der weltbekannten schottischen Firma. Es ist überall in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. zu haben. [29

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,35. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich **als Linderung** bei Reizzuständen der **Atmungsorgane,** bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Digitized by Google

schichten, Gedichte und Rätsel, mit schönen, klaren Bildern geschmückt, wie sie dem Kindesauge wohlthun und es erziehen. Hier ist endlich etwas, was die Eltern ihren Kindern vertrauensvoll in die Hand geben können, nota bene nachdem sie die häßlichen Modebeilagen entfernt haben, durch die unsres Erachtens die Verlagshandlung dem schönen Unternehmen keinen Gefallen erweist.

Kleine Mitteilungen.

Hoffmanns Siegelmarken, auf Goldpapier gepreßte Reliefs, die, auf der Rückseite gummiert, als Briefverschluß dienen sollen, werden sich rasch einen Platz auf dem Schreibtisch erobern. Die Verlagshandlung (Julius Hoffmann in Stuttgart) hat eine Reihe der feinsinnigsten Motive gleich in der ersten Serie (60 Siegelmarken, Preis 1 Mark) geboten: reizende Allegorien, heitere Scenen aus der Tierwelt, moderne dekorative Frauenköpfe und Gestalten ꝛc. Man sieht, daß die Originale durch Künstler von Bedeutung auf diesem Gebiet entworfen sind.

Als Vorsteherin eines Mädchengymnasiums in Köln (Eröffnung 1. April 1900) wird **eine akademisch gebildete, erfahrene Dame** gesucht. Gehalt 2400 M. und freie Wohnung. Lebenslauf und Zeugnisabschriften einzusenden bis 1. April 1899 an Herrn Dr. **Linsberg,** Barmen, Ottostraße 15 oder Fräulein **von Mevissen,** Cöln, Zeughausstraße.

Junge Mädchen

finden in meinem Hause zur Erholung wie zur Erlernung des Haushalts freundliche Aufnahme.

Nordseebad Wyk a./Föhr.

Frau Dr. Horn.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

Hausen's ✱ ✱ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"** darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"

Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn.

Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

Stellenvermittlung

des **Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.** Zentralleitung: **Leipzig,** Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. **Hübner,** Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—½4. 2]

Placierungs-Bureau. Educational Agency. Agence Classique.

Frau **Bertha Klöpper,** staatl. conc. Lehrerin, Potsdamerstrasse 26 B, **Berlin.**

Französ. Schweiz. **Familien-Pensionat.** Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Schöne Geg. Mäßiger Pensionspreis. **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [11

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.**

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Der deutsche ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ Lehrerinnenverein in Buenos-Aires Rep. Argentina. S. A.

vermittelt Stellen für Erzieherinnen und Lehrerinnen. Näheres durch

Frl. Meta Warmünde, I. Vorsitzende. Casilla Correo 778.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheстraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wws. Selma Spranger Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges [21

von **Elisabeth Joachimsthal**

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Friedenau, Fregestraße 40.

Beginn des neuen Kursus Anfang April. Meldungen zu richten an

Berlin, Eichhornstr. 6 pt. **Friedenau, Fregestr. 41.** **Elvira Castner D. D. S.**

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen **zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen;** Frl. **Abelmann,** Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner,** Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35 (Frl. Büttner hielt sich selbst zum Studium in St. Alban's College auf.)

Digitized by Google

Frankreich.

Französische Dame, Oberlehrerin am Mädchengymnasium, wünscht 3 bis 4 junge Ausländerinnen in Pension zu nehmen. Angenehmes geselliges Familienleben. Französische Privatstunden im Hause. Auf Wunsch Besuch des Gymnasiums. Paris per Bahn in 1½ Stunde zu erreichen. Austausch von Referenzen.

Melle **Mattmann,**
Professeur agrégée de l'Université,
21 rue Dufour.

Pensionat

Haus Hexam,
Wiesbaden.

Litteratur, Geschichte, Sprachen, Musik, Malen, Haushaltung. Umgangssprachen Englisch und Französisch. Freie Lage, 5 Minuten vom Wald. Eigenes Haus, schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mk. Referenzen durch die Vorsteherin

L. Harrourt.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Dieser Nummer liegen Prospekte von

Ferd. Hirt u. Sohn, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

Eugen Salzer, Verlagsbuchhandlung in Heilbronn a. N.,

Th. Grieben's Verlagsbuchhandlung (L. Fernau) in Leipzig

bei; wir empfehlen dieselben einer eingehenden Beachtung.

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Brauchmann's Lehr- u. Erziehungsanstalt für **schwerhörige** und **taubgewordene** Knaben u. Mädchen
W.-Jena i. Thür.
Aufs beste empfohlen von Eltern der Zöglinge. Alles Nähere durch Prospekt.

Klavierlehrerin
in Kullacks Konservatorium ausgebildet, seit 14 Jahren in besten Privatinstituten Engl. für Musik u. Deutsch thätig, wünscht als Teilhaberin in eine deutsche Privatschule einzutreten od. mit e. wiss. Lehrerin, die Vorsteherinnenexamen gemacht, zur Gründung od. Übernahme e. Schule verbinden. Gefl. Anerbietungen u. **A. M. 1664** Rud. Mosse, Mühlhausen i. Thür.

„Die Waffen nieder!"
Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung.
Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.,** durch die Post, jede Buchhandlung und **E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

Soeben erschien in vierter Auflage:
Herbert Spencer,
Die Erziehung
in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.
In deutscher Übersetzung herausgegeben von
Dr. Fritz Schultze,
ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagog. Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden.
Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Leipzig. **Hermann Haacke.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da anderenfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 7. April 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Das Frauenstimmrecht.

Von

H. E. Berner, Bürgermeister von Christiania.

Autorisierte Übersetzung von E. Stine.

Nachdruck verboten.

Wenn das Stimmrecht „die Waffe ist, mit der die Zurückgesetzten sich eine Besserung ihrer Stellung und Rechte erkämpfen", so giebt es gewiß wenige, die größeren Anspruch darauf haben, als die norwegischen Frauen.[1])

Wofern das Stimmrecht das große Mittel ist zur Förderung der Gerechtigkeit, zur Entwicklung des bürgerlichen Verantwortlichkeitsgefühls, zur Stärkung der Humanität und des Gemeinsinns, sollten die Männer, die sich die weisesten Gesetzgeber dünken, auch die ersten sein, der Forderung der Frauen zu willfahren.

Aber wo es sich um das Stimmrecht der Frauen handelt, da scheinen die gewöhnlichen Argumente für das Stimmrecht nicht giltig zu sein.

Da heißt es, die Frau hätte ja alles, was sie wünschen und fordern könne, bereits erhalten. Für sie sei das Stimmrecht ein bloßer „Luxus" oder ärger als das: eine Pandorabüchse, mit allerlei Unheil gefüllt — ein neuer Baum der Erkenntnis, der sie nur aus „dem irdischen Paradiese" vertreiben würde, das ihr von unseren unübertrefflichen Gesetzgebern in ihrem großen Berufe als Gattin und Hausfrau bereitet wurde.

Daß Menschen mit derartig bemoosten Anschauungen über die Frau und das Frauenstimmrecht Himmel und Erde in Bewegung setzen, um das Stimmrecht als ein ewiges und unverrückbares Männerprivilegium aufrecht zu erhalten, ist ja folgerichtig genug — wenn es nicht gar noch folgerichtiger wäre, das Stimmrecht selbst für die Männer als ein Übel zu betrachten, das besser ganz auszurotten oder nach Möglichkeit zu beschränken wäre. Daher das unermüdliche Bemühen der Reaktionäre, die Frau und ihren heiligen Beruf vor dem Stimmrecht zu schützen: es kann ja kein

[1]) Wir glaubten die vorstehenden Erörterungen über das Frauenstimmrecht unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen, da das, was hier von den norwegischen Verhältnissen und der Stellung der norwegischen Frauen gesagt ist, vielfach in noch höherem Maße von den deutschen Frauen gilt. D. Red.

Digitized by Google

civilisiertes Gemeinwesen bestehen, wenn die Frauen das Stimmrecht und damit das Mitbestimmungsrecht in der Gesetzgebung oder den kommunalen Angelegenheiten erhielten. Kurz und gut: hier ist Gefahr im Verzuge. Kein Don Quichote hat je gewaltigere Ausfälle gegen Windmühlen und Schafherden ins Werk gesetzt, als diese „Frauenritter", die heutzutage in Thingsälen und Zeitungen so eifrig ihre Rosinanten zur Zucht und Ehre ihre Dulcineen spornen. Sie glauben für ein großes Ideal zu kämpfen. Sie merken nicht, daß dieses Ideal längst entschwundenen Zeiten angehört, und daß die Gesellschaft in ihrem rastlosen Vorwärtsschreiten neue und bessere Ideale heischt als die der Männerprivilegien und eine bessere Auffassung des Rechtes und der sozialen Ordnung als die, mit der sich unsere Ur-Ur-Urväter begnügen mußten.

Es wäre daher sicherlich eine praktische und geziemende Aufgabe für einen Verfechter der Frauensache, ein Generalaufwaschen mit unseren Gesetzgebern vorzunehmen — auf jenen dunklen Dachböden, wo sie in langen Reihen ihre verstaubten Gesetzbücher aufgestellt haben als Schutz der Frauen gegen ihren Erbfeind: das Frauenstimmrecht. Es würde da vielleicht vieles zu Tage kommen, was vor der Kritik unserer Zeit nicht bestünde. Während wir aber auf dies gründliche Aufwaschen warten, dürfte es vielleicht nicht aus dem Wege sein, einige Proben jener Weisheit und Gerechtigkeit mitzuteilen, die die bisherigen Alleinbesitzer des Stimmrechtsprivilegiums bei der Verteilung von Gesetz und Recht für die Frauen beseelt hat. Sie werden jedenfalls erklären, warum das Frauenstimmrecht eine der großen, praktischen Fragen unserer Zeit geworden ist.

* * *

Schon beim Eintritt in die Ehe — die ja unsere Gesetzgeber und Staatslenker in Übereinstimmung mit ihrer Auffassung der Ehe als Zweck und Bestimmung des Weibes selbstverständlich zu einem im höchsten Grade würdigen und anziehenden Stande für die Frau machen wollten — schon hier wird der künftigen Gattin eine Ansprache zuteil, die, wiewohl sie in ihrer Art paradiesisch genug klingt, dennoch für das irdische Paradies, das unsere Gesetzgeber dem Weibe in der Ehe bereitet zu haben sich berühmen, just nichts besonders Gutes weissagt.

Während sie nämlich zum Altar geführt wird, um von der Staatskirche zu ihrem hohen Beruf als Ehegattin geweiht zu werden, empfängt sie ein so wenig ansprechendes Trauungsritual, daß sogar bekanntlich mehrere der Kirchenmänner sich sträubten, es im Wortlaut zu gebrauchen. Es sind nun beiläufig vier Jahre, seit Frauen und Männer, darunter mehrere angesehene Priester, an das Kirchendepartement eine Eingabe wegen Abänderung des Trauungsrituals einreichten. Es wird unter anderem in dieser Eingabe Klage geführt, daß darin an die Braut Worte gerichtet werden, „die die feinsten Empfindungen jedes Weibes kränken und empören müssen", und daß darin „der Gattin gegenüber dem Gatten eine Unterthänigkeit eingeprägt werde, die diesem leicht Anlaß gebe, sich auf das Eherecht zu berufen, um brutal gegen die Gattin vorzugehen". Aber noch hat man nichts davon gesehen, daß die geistlichen oder weltlichen Herren nur einen Finger rührten, um das Trauungsritual zu ändern und Würde und Recht der Frau als Ehegattin zu wahren. — Warten sie vielleicht darauf, bis die Frau das Stimmrecht erhält?

Jene „Unterthänigkeit gegenüber dem Gatten", die die Kirche im Trauungsritual der Frau „verheißt", auch in der Ehegesetzgebung zu verwirklichen, haben die Alleinbesitzer des Stimmrechtes auf eine Art verstanden, welche wohl den Gebrauch des Wortes „Brutalität" in jener Eingabe rechtfertigen kann.

Das Gesetz vom 2. Juni 1888 über Gütergemeinschaft zwischen Gatten bezeichnet allerdings einen wesentlichen Fortschritt. Es machte die Gattin endlich persönlich mündig, eröffnete ihr die Möglichkeit, zum Schutz ihrer ökonomischen Stellung in der Ehe sich eigene Mittel zu gründen u. a. m. Aber es bezeichnet doch nur den ersten Schritt auf der Bahn der Reformen, in die die Freunde der Frauensache die Gesetzgebung gezwungen haben. Was aber ist seither aus der Fortsetzung, aus den Bestrebungen geworden, die gesetzlichen Bestimmungen bekanntzumachen und im praktischen Leben

Digitized by Google

durchzuführen? Noch ist die Gesetzesregel „Gütergemeinschaft" zweifellos eine Ordnung, nach der es dem Manne freisteht, eigenmächtig den Karren zu fahren und zu verfahren, ohne daß der Gattin irgendwelches Recht zusteht, sich hineinzumischen. Es klingt so schön, das Wort „Gemeineigentum", als bedeute es, daß beide Gatten in Gemeinsamkeit darüber verfügen, die Frau nicht minder als der Mann. Thatsächlich aber kann der Mann als Alleininhaber des ganzen Gemeineigentums auftreten und damit schalten und walten, wie es ihm beliebt. Die Gattin hat ihren Arbeitsbeitrag zu dem gemeinsamen Heim zu entrichten; sie muß namentlich des Tages Hitze und Last in dem inneren Hauswesen, bei der Kindererziehung u. s. w. tragen — der Mann figuriert dessenungeachtet als alleiniger Ernährer und Versorger, als derjenige, der sowohl juridisch als faktisch der Repräsentant dieses „Gemeineigentums", das aus beider Ehegatten Arbeit zusammenfließt, ist und sein soll. Selbst das, was die Frau in selbständiger Thätigkeit erwirbt, verschwindet in dem großen Säckel des Gemeineigentums, ihr einziger Trost ist, daß der Mann es bei ihren Lebzeiten nicht exequieren und nicht für Schulden veräußern darf, die er ohne ihre ausdrückliche Zustimmung gemacht hat. Diese Ausschließung der Gattin von dem Eigentum ist um so himmelschreiender, als wir in einer Zeit leben, die mehr als je von der Eigentumsfrage und der ökonomischen Frage im allgemeinen bewegt wird.

Thatsächlich ist also die Ehefrau vor dem Gesetze bar jedes Verfügungsrechtes über das ganze Gemeineigentum sowohl, als über jenen Teil desselben, den sie selbst eingebracht hat oder als dessen Teilhaber sie sich kraft ihrer Arbeit betrachten darf.

Sie ist mit anderen Worten in ökonomischer Beziehung unmündig gemacht. Vor der Ehe war das über 21 Jahre alte Weib mündig. Die Ehe hat sie um eine Stufe niedriger gebracht, nämlich in die Klasse der Unmündigen!

Man ist ja sonst einig darüber, daß nirgends der gesetzgebenden Macht größere Umsicht obliege, als wo es sich um eine für die Gesellschaft so grundlegende Institution wie die Ehe handelt.

Hier heißt es, das Fundament für das Wohl unzähliger Familien, das zu schützen der Gattin und Mutter eigenster Beruf ist, fester zu gestalten. Und ein gefestigtes Familienband ist eine sicherere Wehr für die Zukunft eines Volkes als die beste Staatsverfassung, die weiseste Landesregierung oder die tapferste, geübteste und bestgerüstete Kriegsmacht.

Ist es daher ein so dummer Gedanke, der Frau eine Stimme bei der Abfassung von Gesetzen wie denen über die Ehe zu gewähren?

Sehen wir uns des näheren die Steuergesetze an, so sind auch sie zunächst nur ein neuer Ausdruck für jene Männerfiktion, die das Ehegesetz verkündigt: daß die Gattin zu dem Gemeinbesitz nichts beiträgt. Die kommunalen Steuergesetze vom 15. April 1882 kennen keinen anderen Besitzenden oder Erwerbenden als den männlichen Chef der Familie. Er allein wird für den Gemeinbesitz der Ehegatten besteuert. Er gilt als „Versorger" der ganzen Familie. Der Beitrag, den die Gattin dem Hause leistet, wird nicht höher angeschlagen, als daß das Gesetz sie nicht zu den „versorgten" Kindern rechnet. Ja, nach den städtischen Steuergesetzen kann sogar die Hausfrau noch unter die „Versorgungsbürde" gezählt werden.

Dies also sind die Gesetze, wie sie auf das Mannesstimmrecht aufgebaut sind! Ein davon sehr verschiedenes Bild weist das wirkliche Leben auf. Es zeigt, daß die Frau durchaus nicht jene Null im Erwerbsleben ist, zu der die Gesetze sie machen wollen. Es zeigt, daß die Frau ihr volles Teil Arbeit liefert, wenn auch diese in der Regel in den Kreis der Familie fällt und anderer Art ist als die des Mannes. Die allgemeine Erfahrung hat darum das Wort in Volkes Mund gelegt: „Eine flinke Hausfrau ist mehr als das halbe Besitztum." Wie immer man die Sache drehen und wenden mag, jedenfalls repräsentiert die Arbeit der Frau im Hause, durch ihrer Hände Werk sowohl als durch ihre Fürsorge in jeder Hinsicht, eine ebenso große Summe, als zur Entlohnung einer fremden Haushälterin erforderlich wäre. Direktor Kiær hat in seinem Buche „Erwerbs- und Vermögensverhältnisse in Norwegen" den Lohn der Haushälterinnen, freien Aufenthalt mit eingerechnet, auf durchschnittlich 400 Kronen

Digitized by Google

in Landdistrikten und 500 Kronen in den Städten angeschlagen. Nun darf man wohl davon ausgehen, daß die häusliche Arbeit der Ehefrauen verhältnismäßig mehr wert sei als die der bezahlten Dienerinnen, und daß der genannte Ansatz des Durchschnittslohnes eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, wie sehr das auch mit den ökonomischen und sozialen Verhältnissen der Familie wechseln mag.

Dennoch genießt die Ehefrau nicht die Ehre, in die Steuerlisten zu kommen.[1]) Diesen Ehrenplatz hat sich der Mann allein vorbehalten. Beim Steueranschlag figuriert die Arbeit der Frau nur als Zulage zum Einkommen des Mannes. Mit anderen Worten: der Mann prangt in der That mit „fremden Federn".

Hier könnte man wohl mit ebenso gutem Recht, wie es sonst geschieht, die Frage an den Mann richten: Où est la femme? Was hast du aus deiner Frau gemacht, die dein Mitarbeiter gewesen und die als Teilhaberin an dem Einkommen, das eure gemeinsame Arbeit geschaffen, und an der Steuer für Kommune- und Staatskasse, die zu entrichten sie durch ihre Arbeit beigetragen, dastehen sollte?

Man braucht kein langes Leben hinter sich zu haben, um zu sehen, wie die Frauen unserer Zeit durch ihre Arbeit mehr und mehr Selbstversorger werden, und wie namentlich in den breiteren Schichten der Gesellschaft die Frau die Lasten des Tages mit zu tragen hat. Welch grobe Gesellschaftslüge die Steuergesetze und Arbeitsstatistik zu Markte tragen, wenn sie das Arbeitsverdienst der Hausfrau verschweigen, zeigt sich am handgreiflichsten da, wo die Ehe durch den Tod des Mannes aufgelöst wird. Da plötzlich wird die Witwe als Versorgerin für sich und andere anerkannt, wiewohl sie doch keineswegs durch den Tod des Mannes größere geistige oder körperliche Kraft erhalten hat. Sie setzt nur die Arbeit fort, die ihr schon während der Ehe oblag, damals jedoch auf dem Kreditkonto des Mannes geführt wurde, statt auf ihrem eigenen. Sie setzt häufig nur das Arbeitsleben fort, das sie als Unvermählte geführt hat .Die Ehe hatte sie also von dem ihr gebührenden Niveau herabgedrückt. Oder sind es nicht etwa eher die Gesetze — die Produkte des Männerstimmrechtes — die hier auf einem niedrigen Standpunkt stehen?

Man weiß auch aus anderen statistischen Untersuchungen, daß es ebensoviel Frauen als Männer giebt, die sich durch erwerbsmäßige Arbeit fortbringen. Wo es sich jedoch um die Versorgung anderer handelt, da fehlen die Angaben, die das wahre Verhältnis zeigen, weil ja die Mehrheit der verheirateten Frauen eine Arbeit leistet, die von der Steuerkommission nicht taxiert wird.

Ein großer Teil der Hausfrauen unseres Landes leistet jedoch außer ihrer häuslichen Thätigkeit noch eine besondere ertragbringende Arbeit. Die statistische Darstellung der parlamentarischen Arbeiterkommission in betreff der Erwerbsverhältnisse ꝛc. giebt hier einige interessante Aufschlüsse. Nach diesen Angaben sind (für das Jahr 1894) 24 328 Frauen mit besonderem Arbeitsertrag oder Vermögen angeführt — wobei also der Wert ihrer häuslichen Arbeit nicht eingerechnet ist. Von diesen Frauen sind 20 667 mit einer jährlichen Einnahme von unter 300 Kronen und 3 661 mit einer jährlichen Einnahme von über 300 Kronen angemeldet.

Bei einer gewissenhaften Taxierung des Ertrages, den die gesamte Arbeit der Frauen repräsentiert, würde sich vielleicht eine nicht viel geringere Anzahl von Frauen als von Männern ergeben, die sich mit dem Steuerzettel zu melden und somit Anspruch auf Eintragung in die kommunale Stimmrechtsliste hätten.

Wenn ich bei diesem Punkt ausführlicher verweilt habe, so ist es nicht allein deshalb geschehen, weil er an und für sich wichtig ist, sondern auch, weil eine volle Gleichstellung mit den Männern im kommunalen Stimmrecht nur durch eine Änderung der kommunalen Steuergesetze erzielt werden kann. Und hierauf habe ich unlängst aus Anlaß eines Vorschlages, der darauf ausging, den Frauen das Stimmrecht unter „gleichen" Bedingungen wie den Männern zu erteilen, hinzuweisen versucht. Diese „Gleichheit" ist eine bloße Illusion, solange die Steuergesetze unverändert fortbestehen.

---

[1]) wovon in Norwegen die Eintragung in die kommunalen Wahllisten abhängig ist. D. Red.

Digitized by Google

Nur unverheiratete Frauen würden nach jenem Vorschlag des Stimmrechts teilhaftig werden, während gerade die, die im allgemeinen die Nächsten wären, um in die Stimmrechtslisten eingetragen zu werden, ausgeschlossen wären.

Indessen geht jene falsche Vorstellung von der wirklichen Stellung der Frau im Erwerbsleben weiter als nur bis zu den Steuer- und Volkszählungsgesetzen. Sie taucht in die tiefsten Tiefen der Vorurteile und Entstellungen und breitet ihre Zweige weit über die Felder des Gesellschaftslebens.

Es ist dieselbe falsche Annahme, daß die Frau in Wirklichkeit nichts erwirbt, nicht zu den „nährenden" sondern zu den „zehrenden" Mitgliedern der Gesellschaft gehört, die gewöhnlich auch in den Pensions- oder Leibrentenverordnungen zum Ausdruck kommt. Eine Pension gilt in der Regel nur dem Mann, wenn auch die jährlichen Prämien aus dem Gemeinbesitz herrühren, zu dem auch die Frau ihr gutes Teil geliefert hat. Stirbt der Mann, so steht die Witwe ohne irgendwelche Vergütung für ihren Beitrag da. Sie hat vielleicht unter Müh und Plage dem Gatten den Beitrag zu seiner Pension entrichtet; für sich selbst aber hat sie nichts erreicht, wie sehr auch sie unter dem Druck des Alters oder der Kränklichkeit eines Anteils an der Pensionsunterstützung bedürftig wäre.

Hier gilt wohl in vieler Hinsicht noch Virgils Vers: „Sic vos, non vobis". (Also habt ihr gearbeitet, doch nicht für euch selbst.)

* * *

Was hier über die Arbeit der Frau und die an ihr geübte Beraubung von den Früchten ihrer Arbeit gesagt wurde, sind keine Ausnahmen. Wenn es ein „eisernes Gesetz" giebt, wie Lasalle seinerzeit in seinen sozialistischen Aufrufen schrieb, so würden jedenfalls die Frauen mit Recht darüber zu klagen haben. Von wieviel Arbeitsmärkten sind sie nicht ausgeschlossen? Sie haben keinen Zutritt zu den Staatsstellen; sie haben nicht die ausgedehnte Gewerbefreiheit wie die Männer; sie haben nicht annäherungsweise die vom Staat und der Kommune unterstützten Fachschulen der Männer.

Die Folge hiervon und anderer Umstände ist, daß die Frauen auf den wenigen und engen Arbeitsmärkten, auf denen sie sich zum großen Teil melden müssen, oft auf Leben und Tod konkurrieren und folglich auch in ihrer Entlohnung in unbilliger Weise herabgedrückt werden.

Allerdings ist es in den letzten Jahren in vielen Beziehungen besser geworden. Seit die Macht der alten Büreaukratie in Storthing und Regierung gebrochen wurde, ist eine liberalere Richtung in unsere Gesetzgebung und Administration gekommen, die auch der Frauensache neue und lichtere Aussichten eröffnet hat.

Wer aber will es den Frauen verdenken, daß sie angesichts der Erteilung des Stimmrechts an die Arbeiter, die nun ihrer Rechte und Interessen wahrzunehmen und dadurch die Interessen der Gesellschaft zu fördern vermögen, sich bitter enttäuscht fühlen; sie speist man mit Steinen ab statt des Brotes. Sie sind der Ansicht, daß es nur recht und billig wäre, sie bei einzelnen Wahlen, an denen sie besonderes Interesse haben, oder in kleineren Scharen zur Stimmurne zu lassen, da man nun einmal von dem Gesetz oder der Lehre der Entwicklung beherrscht wird, die auch in der politischen Welt ein langsames, schrittweises Wachstum vorschreibt.

Die Männer des alten Unrechts aber fühlen, daß es eben der prinzipielle Zutritt zur Wahlurne ist, der den Frauen vor allem zu verweigern sei.

Kurzum, wir sind noch recht weit davon, „Gleichheit vor dem Gesetz" anzuerkennen — jenen obersten Grundsatz der Gerechtigkeit, von dem unsere Juristen und Politiker stets mit so tiefem Pathos und feierlichen Mienen sprechen, und den man durch eine Frauengestalt mit verbundenen Augen und einer Wagschale in den Händen symbolisiert.

Wäre es ein lebendes Weib, das die Wagschale des Rechts hielte, es würde vielleicht, ehe ihm die Augen verbunden würden, untersuchen, ob hier nicht mit falschem Gewicht gewogen wird.

Digitized by Google

Bei uns gilt noch vollauf der Ausspruch aus Goethes „Faust“:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
— — — — — — — — —
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Das Stimmrecht ist durchaus kein „Menschenrecht“. Man wird nicht dazu und mit ihm geboren, wie die Metaphysiker des vorigen Jahrhunderts in ihren Proklamationen von dem droit des hommes et des citoyens träumten.

Das Stimmrecht gehört zu den erworbenen oder erkämpften Rechten.

Man erhält es nur gradweise, je nach Wachstum, Entwicklung und sozialem Bedürfnis. Es ist so, wie ein französischer Staatsmann einst sagte: „Les révolutions de nos pères avaient pour principe des droits, les nôtres ont pour mobile des besoins.“ Dieser Ausspruch ist zu deuten: unsere Väter waren bloße Prinzipienreiter, die von Menschenrechten faselten; wir dagegen, wir sind praktischer; wir nehmen das, was wir brauchen, und wir erreichen unser Ziel.

Das soziale Bedürfnis — das des Staates, der Kommune, der Schule u. s. w. — ist das Entscheidende, auch wo es sich um das Frauenstimmrecht handelt. Aber die „Selbstverwaltung“ unserer Zeit stellt immer größere Ansprüche an die Beteiligung und das Interesse aller Bürger. Nicht bloß als Gegenleistung für die behobene Steuer gesteht der Staat das Stimmrecht zu. Die Selbstverwaltung fordert ja immer mehr die Heranziehung der Bürger zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, und dies geschieht eben durch die praktische Beteiligung an deren Pflege. Dazu kommt noch der allgemeine Drang, an den Zurückgesetzten und Schwachen Gerechtigkeit zu üben, ein Drang, der unsere Zeit besonders kennzeichnet, wie Benjamin Kidd in seinem ausgezeichneten Buch „Social evolution“ hervorgehoben hat. Die ganze Gesellschaft beugt sich diesem Drange wie einem höheren Gesetz, dem Folge geleistet werden muß.

Sowohl die Frauen als die Gesellschaft bedürfen gegenwärtig des Frauenstimmrechts.

Jedenfalls beginnt dies Bedürfnis sich mehr und mehr fühlbar zu machen. Zwar ist die Frauenbewegung vorerst nur eine Bewegung in einzelnen Gesellschaftsschichten. Aber klein und schwach, wie der Elv an seinem Ursprung, breitet sie sich aus und wächst mit jedem Tage an Stärke. Unsere Kinder und Kindeskinder werden sie als einen großen Weltstrom sehen. Wir aber stehen beim Beginn und nicht am Ende dieser Flut. Sie ist gleich der Demokratrie eine soziale Macht, die die Zukunft vor sich hat und Gesetze und Institutionen umbilden wird.

Man beginnt sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Frauen zur Wahl gehen wie die Männer.

Während unsere Väter im Jahre 1848 schon den Einlaß der Frauen in die Volksschule als „Handarbeitslehrerinnen“ nur mit Besorgnis verfolgten, freuen wir uns heute darüber, daß die Frauen sich sozusagen die Schule „erobert“ haben. Sie sitzen nicht bloß auf dem Katheder als Lehrende, die ihre Seminar- und Universitätsprüfungen absolviert haben und die volle Befähigung besitzen, das kommende Geschlecht zur Erfüllung seiner Aufgabe in der Menschheitsentwicklung vorzubereiten: sie sind auch stimmberechtigt und wählbar in die verschiedenen Verwaltungsorgane, die die Schule in unserem „Jahrhundert der Aufklärung“ sich geschaffen, um das kommende Geschlecht um eine beträchtliche Stufe höher zu heben. Und während die Kirchenväter 1873 es göttlichen und menschlichen Geboten widersprechend fanden, ehrwürdige Hausmütter über die Wahl des Gesangbuchs abstimmen zu lassen, geben heutzutage selbst junge unverheiratete Frauen ihre Stimme ab, ohne daß sich eine Einwendung dagegen erhebt.

So beginnt denn allmählich der wichtige „Grundsatz“ des alten Regiments, daß Frauen von der Teilnahme an öffentlichen Wahlen auszuschließen seien, der Geschichte entschwundener Zeiten anzugehören. Jedenfalls sind in dem „Grundsatz“ bedenkliche

Digitized by Google

Sprünge entstanden. Sind auch die alten Gegner des Frauenstimmrechts noch bestrebt, ihr Bollwerk zu verteidigen, so ist doch der moralische Halt in der allgemeinen Volksmeinung dahin: das Bollwerk ist gleich seinen Verteidigern nichts als ein veralteter Überrest.

Heutzutage einen derartigen Grundsatz aufzustellen, wäre wohl kaum mehr denkbar. Unsere rasche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß vernünftige Leute die Unthunlichkeit einer ferneren Ausschließung der Frauen anerkennen. Diese wollen sich auch nicht länger darein finden. Und die Männer selbst sehen ein, daß die Frauen eine allzu große Summe an Einsicht, an ökonomischen, moralischen und sozialen Werten repräsentieren, als daß den Interessen der Gesellschaft mit ihrer Ausschließung gedient sein könnte.

Das praktische Bedürfnis nach dem Frauenstimmrecht war es also, das das Thor gesprengt hat.

Es handelt sich eigentlich gar nicht mehr ernstlich darum, ob das Frauenstimmrecht anerkannt, sondern zunächst darum, in welcher Ausdehnung es ausgeübt werden soll. Es ist nur die Frage, „wieviel das Schiff tragen kann", wie Gladstone sich ausdrückte, als vor einer Reihe von Jahren die Erweiterung des Stimmrechts in England an der Tagesordnung war und der erfahrene Lotse des Staatsschiffes es nicht wagte, die Frauen mit den Arbeitern zusammen an Bord zu nehmen.

Sowie es indessen auf das praktische Ermessen ankommt, wieviel oder wiewenig in Angriff zu nehmen sei, gehen die Ansichten, je nach der individuellen Auffassung, auseinander. Etliche meinen, es sei keine Notwendigkeit vorhanden, Siebenmeilenstiefel anzuziehen, man möge nur ganz gemächlich Schritt um Schritt thun. Andere hingegen möchten es am liebsten dem Aschenbrödel gleichthun, als es dem Zauberer vorschlug, den ganzen Brunnen auf einmal zu nehmen, statt das Wasser buttenweise hereinzutragen. Und so ist man in lebhaften Wortwechsel geraten, ob die Frauen sich mit dem kommunalen Stimmrecht begnügen, oder ob sie auch auf das staatsbürgerliche Anspruch erheben, oder ob sie sich mit dem „gleichen" Stimmrecht zufriedengeben wie die Männer (das will sagen mit Ausschluß der verheirateten Frauen, die ja keinen eigenen Besitz haben und somit auch nicht als selbständige Steuerträger dastehen) oder ob sie mehr verlangen sollen, oder ganz hinauf bis zum „allgemeinen Frauenstimmrecht".

Wohlan denn — wir leben einmal in einer Darwinschen Zeit, in einer Zeit, die von der Vorstellung eines Entwicklungsgesetzes (Evolutionstheorie) beherrscht wird. Wir glauben an allmähliches Vorwärtsschreiten von dem minder Vollkommenen zum Vollkommeneren. Man ist allen Theorien gegenüber skeptisch und verlangt praktische Proben, ehe man sich überzeugt erklärt. Daher giebt es auch solche, die daran zweifeln, ob unsere Frauen imstande sind, sich mit einem Male oder binnen kurzem aus ihrer „Unterdrückung" zu erheben und die Regierung dieses Landes zu übernehmen kraft des allgemeinen Stimmrechts, das die „Zahlmajestät" auf Seite der Frauen hinüberbringen würde. Die, welche das Stimmrecht haben, wollen selbstredend die Macht nicht zu Gunsten derer aufgeben, die sich mit ihren Ansprüchen in elfter Stunde gemeldet haben. Und die, welche das Stimmrecht haben, besitzen die Macht, die abzuweisen, welche es verlangen. Zuguterletzt ist das Stimmrecht nämlich wie alle politischen Fragen eine Machtfrage. Und mit dieser Machtfrage ist nicht zu scherzen. Sie berührt alle Interessen und ruft alle „auf Posten", sobald neue Interessengruppen — wie jetzt die der Frauen — sich melden und Einlaß in den Kreis der Stimmberechtigten begehren.

Wenn die Frauen von der Gesetzgebung so behandelt werden, wie ich oben angeführt, so ist dies nicht gerade, weil sie das Stimmrecht nicht haben, sondern weil sie so lange der Bedingungen entbehrten, die den Weg zum Stimmrecht eröffnen. Ausschluß von den Rechten war ja überhaupt die große Regel. Mit anderen Worten: die „Unterdrückung der Frauen", über die John Stuart Mill seinerzeit schrieb, ist die Bezeichnung für einen Kulturstandpunkt, mit dem die Gesellschaft eben erst zu brechen im Begriff steht. Die neue Kulturbewegung, die bewirkt hat, daß die Frauen gleiches Erbrecht mit den Männern, gleiches Mündigkeitsalter, gleichen Zutritt zur Schul-

Digitized by Google

bildung, zur Universität, zum Erwerbsleben u. s. w. erhalten, ist so neu, daß nur ein Teil des nun lebenden Geschlechts all ihrer Vorteile teilhaftig geworden ist. So ist auch die Frauenbewegung mit ihrer Ausgestaltung der praktischen Bedürfnisse eine neue Sache, die längeres Wachstum erheischt und stärkeren Unterbau haben muß, ehe man zur vollen Gleichstellung mit den Männern gelangt, die viele Frauen augenblicklich erreichen wollen.

Das Frauenstimmrecht ist überhaupt nicht als eine Sache für sich zu nehmen; es muß im Zusammenhang mit der Zeitentwicklung im allgemeinen betrachtet werden. Es verhält sich mit unseren Frauen nicht wie mit der Minerva des Altertums, die mit einem Male in voller Rüstung aus Jupiters Stirne sprang.

Alle Rechte, die des Besitzes wert sind, sind erkämpft — dies mögen die Frauen sich vor Augen halten. Hier gedenke ich des unübertrefflichen Buches „Der Kampf ums Recht" und seines kürzlich verstorbenen Autors, des großen deutschen Juristen Dr. Rudolph Ihering. Darin heißt es unter anderem: „Alles Recht in der Welt ist erstritten worden. Jeder wichtige Rechtssatz mußte zuerst denen, die sich ihm widersetzten, abgerungen werden, und jedes Recht, sowohl das eines Volk wie das des Einzelnen, setzt die stetige Bereitschaft zu seiner Behauptung voraus." Dies mögen die Frauen sich besonders merken. „Das Recht" — fährt Dr. Ihering fort — „ist nicht bloßer Gedanke, sondern lebendige Kraft. Daher führt die Gerechtigkeit, die in der einen Hand die Wagschale hält, mit der sie das Recht abwägt, in der andern das Schwert, mit dem sie es behauptet. Das Schwert ohne die Wage ist die nackte Gewalt, die Wage ohne das Schwert die Ohnmacht des Rechts. Beide gehören zusammen, und ein vollkommener Rechtszustand besteht nur da, wo die Kraft, mit der die Gerechtigkeit das Schwert führt, der Geschicklichkeit gleichkommt, mit der sie die Wage handhabt."

Auch in der Sache der Frauen möge die Geschicklichkeit in der Handhabung der Wage mit der kraftvollen Führung des Schwertes Hand in Hand gehen.

Noch läßt sich jedoch nicht behaupten, daß der Kampf der Frauen um die Erwerbung des politischen Bürgerrechts ein sonderlich langer und ernsthafter sei. Erst kürzlich ist etwas Leidenschaft und Methode hineingekommen. Es ist übrigens ein gutes Zeichen, daß es hier zwei Frauenstimmrechtsvereine giebt, die, jeder unter seiner Fahne, miteinander wetteifern. Dies fördert eine lebhaftere und sachlichere Diskussion, weckt größere Aufmerksamkeit für die Frage und beschleunigt die praktische Lösung. —

Vorläufig ist es wohl das wichtigste, eine praktische Plattform zu finden, auf welcher die Frauen sich einträchtig und sicher sammeln können, um endlich den Grundsatz ihrer Beteiligung an öffentlichen Wahlen unerschütterlich festzustellen.

In dieser Hinsicht kann ich nicht umhin, mich auf das zu berufen, was ich im Jahre 1883 über das Frauenstimmrecht schrieb. Was ich damals betonte, war, daß das Frauenstimmrecht sich Schritt für Schritt fortarbeiten müsse. Es sei mir gestattet, folgende Zeilen des genannten Artikels hierherzusetzen:

„Der Gedanke des Frauenstimmrechts wird noch lange erschütternd auf so manchen europäischen — speziell norwegischen — Staatsmann und Politiker wirken. Gott weiß, wie es hier droben zwischen unsern norwegischen Bergen aussehen würde, wenn die Frauen volle politische Gleichstellung mit den Männern erlangten. In jedem Falle werden wir im Hinblick auf Island zur einen und Schweden zur andern Seite eher geneigt sein, zu warten, als mit einem Male die Plattform des amerikanischen Frauenstimmrechts-Vereins bei uns eingeführt zu sehen.

Wir schmeicheln uns ja, ein so ungemein praktisches Volk zu sein, das sich kein größeres Tagewerk zu setzen versucht, als es zu bewältigen imstande ist. Den raschen Fortschritt, den die Frauensache bei uns gemacht hat, verdankt sie vielleicht nicht zum wenigsten dem Umstande, daß man die praktisch vorliegenden Fragen der Reihe nach vornahm, wie sie sich meldeten, sodaß deren Bedeutung in jedermanns Verständnis lag und die Tragweite jeder Veranstaltung selbst von den Kurzsichtigsten überblickt werden konnte. So eröffnete man den Frauen zuerst die Mittelschulprüfungen und später die Studentenprüfung, als weibliche Studenten anklopften. So öffnete das Amtsexamengesetz

Digitized by Google

den Frauen, als sie auch hier anklopften, die Universität. So öffneten sich ihnen unsere öffentlichen Schulen, als es erforderlich war. Und so wird es auch mit dem Stimmrecht der Frauen sein.

Bescheiden wir uns denn mit dem Versuche, den Isländern und Schweden gleichzukommen und den Frauen das Stimmrecht in kommunalen Angelegenheiten und Wählbarkeit in alle Schul- und Armenkommissionen zu verschaffen. Der Vorteil ihrer Beteiligung wird hier ein unzweifelhafter sein. Dann wird auch ebenso unzweifelhaft der erste Schritt zu einer Gleichstellung auf dem Grunde der öffentlichen Selbstverwaltung vom Siege begleitet sein."

An diesen Zeilen, die ich vor fünfzehn Jahren schrieb, habe ich auch heute nichts zu ändern.

In der festgeschlossenen, kommunalen Gemeinschaft, wo die Vertrautheit mit den Verhältnissen es leichter ermöglicht, einen gesegneten Boden für nutzbringende Thätigkeit zu finden, wird auch den Frauen ein großes und segensreiches Feld für gemeinbürgerliche Arbeit offenstehen. Gerade die großen sozialen Aufgaben der Kommune erheischen in besonderem Maße die Mithilfe der Frauen. Bei dem Schul- und Armenwesen der Kommune, bei ihrem Kampf gegen die Trunksucht, bei ihren vielfachen ökonomischen Interessen haben die Frauen einen nicht geringeren Einsatz als die Männer. Ihr hervorragendes Interesse an häuslicher Ökonomie beruft sie zur Teilnahme an der Kommune, die ja vorzugsweise eine ökonomische Körperschaft ist. Daher sehen wir auch den Frauen in vielen Ländern das kommunale Stimmrecht und die kommunale Wählbarkeit zugestanden, selbst wenn sie das staatsbürgerliche Stimmrecht nicht erlangt haben. Wir brauchen nur nach unserem alten Bruderland Island oder nach England hinüberzublicken, wo die Frauen sich durch ihre Bethätigung am kommunalen Schul- und Armenwesen eine Anerkennung errungen, die ohne Zweifel seinerzeit zu ihrer aktiven Beteiligung an den anderen öffentlichen Staatsangelegenheiten führen wird.

Der Weg aber zum kommunalen Stimmrecht wird meines Erachtens am leichtesten durch eine Veränderung der kommunalen Steuergesetze, wie ich sie oben anführte, gefunden werden. Indem die Arbeit der Frauen nach Gebühr taxiert und die Steuerverteilung somit eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende wird, wird sich ihnen der gleiche Weg zu dem kommunalen Stimmrecht öffnen, wie den Männern.

So wäre denn meiner Meinung nach die Forderung nach einer Veränderung der Steuergesetze augenblicklich das wichtigste Moment für die Frauen. Auch hier werden sie genug Kämpfe zu bestehen haben. Doch wird wohl niemand die Gerechtigkeit und Billigkeit ihres Anspruches, die ökonomische Bedeutung ihrer Arbeit zu ihrem Recht kommen zu sehen, bestreiten.

Zugleich mit der Veränderung der Steuergesetze möge auch die Verordnung getroffen werden, daß Frauen, die eine gewisse Jahreseinnahme haben (oder Hausmütter sind) bei der Wahl der Steuerverteilungskommissionen stimmberechtigt und für diese wählbar werden. Ebenso sollten sie bei Armenkommissionswahlen stimmberechtigt und wählbar sein.

Auf diese Weise wird was „wohl begonnen, halb gewonnen" werden.

Durch Aufstellung des kommunalen Stimmrechts als praktische Programmsache wird jedoch keineswegs die Arbeit um das Prinzip der vollen Gleichstellung in den bürgerlichen Rechten, auf die viele der Frauenstimmrechtsverfechter so hohen Wert legen, fallen gelassen. Aber es ist eine bekannte Erfahrung aus dem politischen Leben, daß, wer allzuviel auf Prinzipien reitet, in Gefahr gerät, direkt in die Reaktion hineinzureiten. Und diese Erfahrung mögen sich die Stimmrechtsfrauen recht ans Herz legen lassen.

Selbst unter dem Sternen- und Streifenbanner der großen westlichen Republik, wo das Frauenstimmrecht länger und mit ganz anderem Nachdruck verfochten wurde als bei uns, selbst da sind die „Grundsätze" von der Gleichstellung der Frau in Bezug auf das Stimmrecht durchaus nicht in besonders hohem Maße anerkannt worden. Soviel ich erfahren konnte, giebt es unter den 45 nordamerikanischen Staaten nur 8, die den Frauen das Stimmrecht in Schul- und einzelnen anderen kommunalen

Digitized by Google

Angelegenheiten nicht zuerkannt haben. Dagegen sind nur drei darunter, nämlich Colorado, Utah und Wyoming, wo die Frau in politischen Angelegenheiten gleiches Stimmrecht und gleiche Wählbarkeit hat wie der Mann. Bei der letzten Wahl in Colorado im Jahre 1896 wurden nur drei Frauen, in Utah eine Frau zu Mitgliedern des Landtags gewählt. Nach dem Ausspruch eines unparteiischen und aufgeklärten Beobachters haben jedoch die 1893 mit dem Stimmrecht bedachten Frauen in Colorado dasselbe auf eine besonders günstige Art ausgeübt: „Die Wahlen gehen mit Ruhe und Ordnung vor sich, die häusliche Harmonie wird durchaus nicht dadurch gestört. Sehr häufig stimmen Mann und Frau in verschiedener Richtung, ohne daß der Hausfrieden darunter leidet."

Aber von Colorado nach Norwegen ist der Weg lang. Selbst in unserer Zeit des Dampfes wird er nicht im Handumdrehen zurückgelegt.

Immerhin! Das norwegische Volk wird ein fortschrittliches bleiben wie bisher, und die Frauensache hat ihre Zukunft. Auch wir erreichen einst unser Ziel.

Die Idee des Rechtsschutzes für Frauen und ihre Verwirklichung in Frankfurt am Main.

Von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

Die Stellung der Frau in und zu der heutigen Welt ist eine von allem sozusagen Althergebrachten völlig abweichende geworden. Das ist eine bekannte und in ihren Ursachen und Wirkungen so oft gekennzeichnete Thatsache, daß wir darauf verzichten können, die intellektuellen und moralischen Verschiebungen, die sich vollzogen haben, im Zusammenhang unseres heutigen Themas nochmals zu beleuchten. Nur auf eines sei nochmals hingewiesen: auf die Änderungen, die, die Frau betreffend, im Wirtschaftsleben eingetreten sind. Aus der Stille und Ruhe des Hauses ist sie herausgerissen und mitten auf den Markt des erwerbsthätigen Lebens gestellt worden. Das ist eine Thatsache, und mit ihr haben wir uns abzufinden.

Sich mit einer Thatsache abfinden, heißt aber, sie in ihren Zusammenhängen begreifen, sich allen ihren Folgeerscheinungen gewachsen zeigen. Sind wir das? Nein! Und doch sollte man meinen, daß nichts auf der Welt natürlicher sei, als daß einem also veränderten Wirtschafts- und Rechtszustand alsbald die Erkenntnis und mit ihr die entsprechenden Veränderungen der Wirtschafts- und Rechtsordnung nachfolgen müßten. Nichts von alledem ist der Fall. So wie die Frau, die doch nun einmal je länger, je mehr der Notwendigkeit unterliegt, physisch und psychisch für sich selbst einzustehen, im Geistesleben noch um jeden Fuß breit Neulandes kämpfen muß, und die Pforten der Pflegestätten geistiger Kultur sich ihr nur widerstrebend und ungenügend öffnen, so sind auch auf dem Gebiet des allgemeinen Rechts- und Wirtschaftslebens die Daseinsbedingungen für die Frau die denkbar ungünstigsten. Die Bedingungen, unter denen sie die Arbeitsgelegenheit aufsuchen, denen sie sich bezüglich ihrer Arbeit unterwerfen muß, sind schlechter als die des Mannes. Die neue bürgerliche Rechts-

Digitized by Google

ordnung, die zu Anfang des neuen Jahrhunderts lebendiges Recht werden soll, trägt der veränderten Stellung der Frau zum Rechts- und Wirtschaftsleben so wenig Rechnung, daß sie die verheiratete Frau nach wie vor in der Mundschaft des Mannes beläßt, ihre vermögensrechtliche Dispositionsfähigkeit in bedenklichster Weise beschränkt, ebenso wie ihre Erziehungsrechte und die Rechte und Ansprüche der außerehelichen Mütter und Kinder, sodaß dies neue Recht, zumindest so weit die Frau in Frage kommt, in keinem Sinn als der Rechtsausdruck selbst nur der veränderten civilrechtlichen Lebensbedingungen gelten kann, von der öffentlich-rechtlichen Unmündigkeit der Frau gar nicht zu reden.

Aber schlimmer noch. Selbst das Wenige, was die Frau an thatsächlichen Rechten besitzt, bleibt für sie ungenutzt und unnutzbar, bleibt toter Buchstabe, da man sie wohl ungescheut den Unbilden des Lebenskampfes aussetzt, es aber versäumt, ihr die nötigen Waffen zur Abwehr, als da sind Gesetzeskenntnis und logisches Denken, mit auf den Weg zu geben. Vergegenwärtigen wir uns, daß die Handels- und Verkehrsgesetze, die civilrechtlichen Bestimmungen, die ganze sozialpolitische Gesetzgebung Kinder des Bedürfnisses, der besonderen Gestaltung der betreffenden Wechselbeziehungen sind, so erscheint es doppelt bedauerlich, daß man der besonderen Stellung der Frau innerhalb dieser Wechselbeziehungen so wenig Rechnung trägt, daß man es ihr versagt, sich ihrer Geisteskräfte in gleicher Weise zu bedienen wie der Mann, sie in gleicher Weise zu schulen. Nicht nur das Zwangsgesetz der sog. „guten Sitte" ist's, das sie einschnürt. Auch die Mädchenerziehung und -Bildung ist eine recht lückenhafte, notdürftig in den Volksschulen, entschieden dilettantisch in den besseren Schulen, und weder da noch dort den strengen Forderungen des wirklichen Lebens angepaßt.

Dazu kommt ein anderes. Die Frauen sind politisch unmündig. Sie, die mehr als die Hälfte der Nation ausmachen, haben kein Recht, mitbestimmend in die Geschicke des Volkes einzugreifen. Ja, wie die Dinge heute sind, liegt da, wo sie sich zu Verbänden zur Besserung der wirtschaftlichen Lage zusammenschließen, die Gefahr vor, daß diese als politische Vereine verfolgt und verboten werden. Die Frau soll — das ist der Wille der heutigen Gesetzgeber — politisch, wirtschaftlich, geistig und moralisch abhängig und unmündig bleiben. Man giebt ihr nur ein einziges Recht, das aber in vollem, durch wenige Schutzgesetze kaum eingeschränktem Umfang: das Recht, sich unter den härtesten Lohn- und Arbeitsbedingungen zu Tode zu arbeiten.

Doch trotz alledem. Der erziehliche Einfluß des Lebenskampfes ist auch an der Frau nicht spurlos vorübergegangen. Die Frau ist wach geworden. Sie kommt je länger je mehr zu der Einsicht, daß, wer kämpfen muß, sich im Gebrauch der Waffen zu üben hat, daß wer können will, kennen muß. Und so regt sich's denn überall in fröhlichem Wettbewerb, und wo Gesetzgebung und Schulung versagen, sucht private Initiative und freiwillige Thätigkeit die Lücken auszufüllen und die Frau zum Verständnis ihrer Lage und der daraus erwachsenden Pflichten, wie zur Wahrung ihrer Rechte zu erziehen, ihr überdies in allen Rechtsfällen mit Rat und Auskunft zur Seite zu stehen.

Besonders dies letzte bezwecken die Rechtsschutzvereine, die im Lauf der letzten Jahre in verschiedenen Städten Deutschlands ins Leben gerufen wurden. Es bestehen deren in Berlin, Hamburg, Königsberg, Augsburg, München, Leipzig, Dresden u. s. w. Besonders die letztgenannte Anstalt hat nach ihren Jahresberichten sehr schöne Erfolge aufzuweisen. In der Hauptsache haben alle diese Veranstaltungen sich die Aufgabe gestellt, gesetzesunkundige oder vermögenslose Bittstellerinnen durch unentgeltlichen Rat

Digitized by Google

und Auskunft in Rechtssachen, durch Vermittlungs- und Ausgleichsversuche bei Streitigkeiten, gegebenen Falles durch Beschaffung des Armenrechtes und eventuell durch rechtliche Vertretung in Prozeßsachen zu unterstützen. Über diesen Rahmen hinaus geht (mit Ausschluß der Frankfurter Rechtsschutzstelle, über deren Organisation und Handhabung später zu reden ist), soweit mir bekannt, nur eine der Berliner Rechtsschutzstellen, und zwar ist dies die Auskunftsstelle der Gesellschaft für Ethische Kultur. Dort begnügt man sich nicht damit, Rat und Auskunft in Rechtsfällen zu erteilen, man versucht nach Kräften, da, wo die Natur der Sache es angezeigt erscheinen läßt, den wirtschaftlichen und ethischen Untergrund der vorgetragenen Beschwerden und Bittgesuche kennen zu lernen und statt des Symptoms möglichst die Krankheit selbst zu heilen. Ein Ziel, wohl zu wünschen, aber in seinem vollen Umfang nur zu erreichen, wenn ein Stab tüchtiger Recherchenten zur Ausführung der oft räumlich und zeitlich weit auszudehnenden Recherchen zu Gebote steht, wenn ferner reiche materielle Mittel vorhanden sind und endlich, wenn es gelingt, alle vereinzelten Wohlthätigkeits-, Fürsorge- und Rechtsschutzveranstaltungen eines Gemeinwesens in einem Zentralisationspunkt zu vereinigen. Kräftige und anscheinend hoffnungsvolle Ansätze in dieser Richtung sind aus Berlin zu verzeichnen und werden, wenn nicht alles trügt, bald auch in Frankfurt a. M. durch die Initiative des Instituts für Gemeinwohl und des Hauspflegevereins ins Leben gerufen werden.

Die jüngste Neugründung auf dem Gebiet des ausschließlichen Rechtsschutzes (zwei demnächst in Nürnberg und Mannheim zu begründende können hier noch nicht in Betracht kommen) ist die Rechtsschutzstelle in Frankfurt a. M. Die erste Anregung dazu ging von der verdienten Vorsitzenden der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Frau Rosalie Teblée, sowie von Frau Kapellmeister Dessoff aus. Die Rechtsschutzstelle oder, wie die Presse sie taufte, der Rechtsschutzverein ist also aus der Ortsgruppe hervorgegangen und als ihre Sektion zu betrachten, führt aber ein von ihr völlig unabhängiges und verantwortungsfreies Dasein. Die Seele der ganzen Veranstaltung ist auch heute noch ihre Mitbegründerin Frau Dessoff.

Nach mancherlei Vorverhandlungen konstituierte sich der Verein im Mai 1897 in folgender Weise. Er wurde in einen aktiven und einen passiven Teil gegliedert. Aktiv sind der Vorstand und die Damen, die sich bereit erklären, in regelmäßigen Sprechstunden Rat und Auskunft zu erteilen. Passive Mitglieder sind alle die Personen, die durch Entrichtung eines jährlichen Mindestbeitrages von 2 Mark die Bestrebungen des Vereins unterstützen. Die passiven Mitglieder haben ein Recht auf Bezug der Jahresberichte und Besuch der Generalversammlungen. Stimmberechtigt sind sie nicht.

Das Arbeitsgebiet des Vereins sollte, nach Absicht der Gründer, in derselben Weise umgrenzt werden, wie dies bei den vorbildlichen Einrichtungen in Dresden und an a. O. der Fall war. Zur Erledigung der Rechtsfragen, die über die Kompetenz des Laien hinausgehen, wurde anfänglich der unentgeltliche Beistand einer Reihe von Rechtsanwälten, später aus Zweckmäßigkeitsgründen der bezahlte eines einzigen Anwalts in Anspruch genommen. Daneben bestand die Absicht, dauernd mit der Frankfurter Auskunftsstelle für Arbeiterangelegenheiten, die in liebenswürdigster Weise ihre Büreauräume, Bibliothek und thätige Beihilfe zur Verfügung gestellt hatte, zusammen zu arbeiten. Die negativen Resultate des ersten Vereinsjahres (es wurden vom 1. Oktober 1897 bis zum 30. September 1898 nur 39 Fälle erledigt) ließen es, in Verbindung mit Gründen innerer Art, erwünscht erscheinen, das ständige Zusammenarbeiten

Digitized by Google

mit der Auskunftsstelle aufzugeben und sich völlig auf eigene Füße zu stellen. So fand denn nach gütlicher Übereinkunft mit der betr. Stelle Ende September 1898 die Übersiedelung in ein im Zentrum der Stadt belegenes Lokal statt. Der Erfolg dieser Maßnahme übertraf alle Erwartungen. Bis zum Schluß des Jahres 1898 waren bereits über 50 Fälle zur befriedigenden Erledigung gebracht worden, von sich daran knüpfenden Konferenzen, Ausfertigung von Schriftstücken, Recherchen und allem, was sonst damit zusammenhängt, nicht zu reden, sodaß also das Ergebnis eines Vierteljahres das des ganzen vorhergehenden Jahres weitaus überflügelte. Seitdem haben sich die Dinge in gleich günstiger Weise weiter entwickelt, sodaß der Beweis für den Nutzen und die Notwendigkeit der Errichtung einer Rechtsschutzstelle für Frauen und durch Frauen als erbracht gelten dürfte. Dies besonders in Ansehung der zur Erledigung gelangten Fälle, die vorzugsweise innerhalb der besonderen Rechtssphäre der Frau (Ehe-, Alimentations-, Erziehungsfragen 2c.) zu suchen sind.

Trotzdem steht das in dieser Richtung Erreichte und zu Erreichende, so vielversprechend es auch ist, bis jetzt in keinem Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln und den Opfern an Zeit und Hingebung, die erforderlich waren, und man würde dem etwaigen Gegner gegenüber einen schweren Stand haben, könnte man das Bestehen der Rechtsschutzstelle nicht noch aus anderen Gesichtspunkten rechtfertigen. Das aber ist der Fall, und das unterscheidet die Frankfurter Rechtsschutzstelle, wie ich nicht anstehe zu erklären, in vorteilhafter Weise von allen ähnlichen Veranstaltungen. Durch Vorkommnisse besonderer Art sah man sich nämlich schon im Frühsommer 1897, also noch bevor die für Oktober des gleichen Jahres angesetzten regelmäßigen Sprechstunden begonnen hatten, genötigt, über das anfänglich geplante, engumgrenzte Arbeitsgebiet hinauszugehen, d. h. von der Erledigung des subjektiven Einzelfalles zu der Sphäre objektiver Rechtsfindung und Rechtsschutzes aufzusteigen. Dies zuerst gelegentlich des bekannten Ausstandes der Isenburger Wäschereiarbeiterinnen, bei dem es der Rechtsschutzstelle in Verbindung mit dem mehrgenannten Institut für Gemeinwohl gelang, einen alle Teile befriedigenden Ausgleich herbeizuführen. Dies noch weit mehr und nachdrücklicher in einer Sache, die freilich noch nicht zum Abschluß gelangt ist, deren günstige Erledigung sogar einstweilen und in vollem Umfang nicht zu erwarten steht, bei der aber eine bloße Anregung gegeben zu haben und in unermüdlicher Achtsamkeit auch den kleinsten Erfolg wahrzunehmen und zu verfolgen, verdienstlich genug ist. Im Verlauf ihrer Rechtsschutzarbeit wurden der Stelle die überaus traurigen Zustände bekannt, die innerhalb des Ziehkinderwesens insbesondere in den Frankfurt benachbarten ländlichen Distrikten herrschen. Nach Ermittlungen, die von seiten der „Gemeinnützigen Gesellschaft Höchst" angestellt waren, und nach den von verschiedenen Pfarrherren erlangten Informationen stellten sich die Zustände als so verbesserungsbedürftig dar, daß es angezeigt schien, nicht nur in Eingaben an die von der Angelegenheit zunächst berührten Regierungen von Preußen und Hessen, sondern auch in einer ausführlichen Broschüre[1]) Stellung dazu zu nehmen. Die Eingaben hatten, wie so manche früheren, von anderer Seite ausgegangenen, keinen, zumindest keinen bis heute nachweisbaren Erfolg. Von der Broschüre wurde von allen interessierten Kreisen mit reger Anteilnahme Kenntnis genommen, und es steht zu hoffen, daß manche dort gegebene Anregung eines Tages

[1]) „Das Ziehkinderwesen in Frankfurt a. M. und Umgebung". Im Auftrag der Rechtsschutzstelle für Frauen dargestellt von Henr. Fürth.

Digitized by Google

ihre Früchte tragen werde. Ebenso ist als ein, wenn auch nicht eben weittragender Erfolg, die Thatsache anzuführen, daß die Frankfurter Polizeibehörde sich auf wiederholtes Ansuchen bereit finden ließ, der Rechtsschutzstelle in periodischen Abständen die Listen der aus dem Stadtgebiet Frankfurt nach außerhalb verbrachten Ziehkinder zugänglich zu machen. Hierdurch wurde die Möglichkeit geschaffen, mit Hilfe der betreffenden Überwachungsorgane auf dem Lande eine unverzügliche Beaufsichtigung der Ziehkinder bez. ihrer neuen Pflegeeltern in die Wege zu leiten. Endlich ging Ende September 1898 von seiten der Rechtsschutzstelle eine Eingabe an den preußischen Landtag ab, in der auf Grund der gemachten Erfahrungen die gesetzliche Regelung des Ziehkinderwesens, bez. die Einsetzung einer Generalvormundschaft für alle unehelichen, ganz oder halbverwaisten Kinder nachgesucht wurde. Ihre Erledigung hat diese Eingabe noch nicht gefunden.

So nehmen sich denn auch die auf dem Gebiete des objektiven Rechtsschutzes bis heute erzielten Erfolge der Rechtsschutzstelle anscheinend sehr geringfügig aus, obzwar man bei ihrer Würdigung auch die büreaukratische Langsamkeit in Rechnung stellen sollte, mit der seitens unsrer Behörden alle derartigen Angelegenheiten betrieben werden. Aber auch nur *anscheinend* ist das Erreichte geringfügig. Denn es ist schon an und für sich wesentlich, die öffentliche Aufmerksamkeit und die der Regierungen auf so schwere Mißstände gelenkt zu haben und in nimmermüder, immer aufs neue einsetzender Thätigkeit diese Aufmerksamkeit so lange wach zu erhalten, bis dem Daraufachten ein Nachforschen und endlich die rettende That folgt.

Das ist ja gerade die ideale Seite der Aufgabe der Rechtsschutzstelle. In geduldiger Tagesarbeit sollen sie das Recht schaffen, das Unrecht verhüten, Ausgleich und Frieden finden helfen im kleinen oder größeren Umkreis der an sie herangebrachten Einzelfälle. Den doppelt recht- und schutzlosen Frauen, den Verlassenen und Armen soll das Bewußtsein kommen, daß da eine Stelle ist, die sich ihrer völlig sachlich und unparteiisch annimmt, die ihnen Schutz gewährt und ihnen zu ihrem Recht hilft, sie, so weit nötig und angängig, auch in ihrer bürgerlichen Existenz materiell und ideell unterstützt.

Daneben sollen die Rechtsschutzstellen dem getreuen Eckart gleichen, der schon früh auf den Irrweg hinweist, den das Recht nehmen will, der seine warnende Stimme erhebt, wann und wo immer im moralischen Bewußtsein der Menge sich eine falsche Auffassung eingenistet hat, oder wo man eingerissenen Mißbräuchen und dem Unrecht, das gegen die Hilf- und Schutzlosen verübt wird, mit satter Gleichgiltigkeit gegenübersteht. Durch ihre Tagesarbeit steht die Rechtsschutzstelle in unmittelbarem Zusammenhang mit der Praxis des täglichen Lebens; sie findet in ihr das Material, um zu objektiver Rechtsfindung zu gelangen.

Digitized by Google

Maisa Jons.

Roman

von

Jonas Lie.

Autorisierte Übersetzung von Margarete Janensch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 355 und Schluß.)

VII.

„Madam Ellingsen, — Madam Ellingsen!" — rief es zur Küchenthür herein.

Ja gewiß, zuhause war sie, die Waschbütte stand ja dort auf dem halb gescheuerten Fußboden . . .

„Madam Ellingsen!"

„Ach ja, ja. — Oh! — Was giebt's denn?"

Frau Ellingsen hatte sich einen Augenblick drinnen aufs Bett geworfen. — „Oh — Sie, Georgine" — klang es mit leisem Wimmern — „dies Scheuern, dafür muß ich immer büßen; ich kriege solche Brustkrämpfe davon; — ich ziehe mich nun schon alle diese Jahre damit rum, seit ich verheiratet bin . . ."

Es war eine schmächtige Frau mit braunrotem, in einen Knoten aufgestecktem Haar, den Rock hochgesteckt, als ob sie gelegen und gescheuert hätte; die kleinen hastigen Augen blickten aus einem durch Leiden gequälten, kaffeegelben Gesicht mit dicken, dichten Brauen hin zu Georgine, die in der Thür stand.

„Ach nein, wie leid mir das thut, — so nützt es wohl nicht, mit Ihnen zu reden, Madam Ellingsen?"

„Sie sehen ja, wie's mir geht," hieß es mit schmerzerfüllter Stimme. — „Ist es wegen Ihrer Schuhe, so müssen Sie später wiederkommen, — Ellingsen ist nicht zuhause — Oh!" stöhnte sie wieder . . . „Sie sehen doch, daß ich Ihnen keinen Bescheid geben kann, — ich habe sie nicht abgenommen und ich — Sie müssen schon so gut sein und wiederkommen, hören Sie . . . Ellingsen ist heute aus und kauft Sohlenleder — — Ach, daß man des Sonnabends waschen muß!" sagte sie vor sich hin und legte sich wieder aufs Bett.

Georgine wußte, was es bedeutete, wenn Schuhmacher Ellingsen aus war und Sohlenleder kaufte, — den Bescheid kannten sie jetzt schon in der Nachbarschaft.

„Es war etwas anderes, worüber ich heute mit Ihnen reden wollte, Madam Ellingsen. Andrine, meine Schwester, hat morgen Hochzeit; — und da ist einiges mit dem Ausputz und Schleier, — und ihre Taille sitzt so schlecht — und da meinte Mutter, wir sollten sehen, ob wir Sie nicht kriegen könnten, Madam Ellingsen, ob Sie vielleicht so furchtbar nett sein wollten und kommen und uns helfen?"

Die Frau setzte sich halb auf in ihrem Bett.

„Andrine? — nein, wird sie" —

„Ja, mit Steuermann Erikſen."

„Erikſen — Erikſen? so — Ist er hier aus der Stadt?"

„Ja doch."

„Nein sowas, — das muß ich sagen!"

„Ja, es war so nach Weihnachten; — und nu wollen sie sich verheiraten, eh' er zur See muß . ."

„So, so, also morgen Hochzeit bei Segelmachers! . . ."

„Und Mutter meinte —"

„Ja, ich werde kommen; — es ist wohl am besten, so schnell als möglich?"

Sie stand nun auf dem Boden.

„Uff ja, dieser Fußboden, — wenn der nicht wäre" — sie sah darauf nieder, fast als ob sie ihn vergessen hätte.

„Es läge uns soviel dran, wenn Sie jetzt am Vormittag kommen könnten, so hätten wir den Tag, um dran zu arbeiten" —

„Ich müßte ja auch jemand haben, um mein armes, kleines Mädel zu warten; sie ist

Digitized by Google

so quarrig, weil sie Zähne kriegt," — sagte sie, wieder unschlüssig. — „Von einem halbgescheuerten Fußboden und einem kleinen Kinde fortzugehen, und der Mann ist aus, sehen Sie . . ."

Sie erwog offenbar mehr mit sich selbst und mit ihrem eignen Gewissen als mit Georgine, und einige Enttäuschung begann sich auf ihrem Gesicht zu malen.

„Es wäre uns wirklich so darum zu thun, — so wie wir in der Klemme sitzen."

„Ich könnte ja die Anna von Klempners kriegen — für dies eine Mal, — wenn sie frei ist — — Warten Sie ein wenig."

Im Handumdrehen machte sie im Kochofen Feuer, setzte einen Kessel mit Wasser auf, flog dann hinein, wo das Kind lag und machte sich mit ihm zu schaffen — ließ ihr Kleid herunter und legte Hut und Mantel an.

„Beiben Sie nur hier beim Hause, Georgine, ich treffe Anna wohl um diese Zeit, — wenn nicht, so weiß ich, wohin ich gehe; die alte Oline ist heute zuhause." — — —

Es war, als ob der Doktor ins Haus gekommen wäre, als Georgine mit Frau Ellingsen heimkam. Es hieß, sie wäre so furchtbar geschickt mit der Nadel, und es kam vor, daß sie zu feinen Leuten nach der Stadt geholt wurde, die sie von früherher kannten, und bei denen sie als Schneiderin gearbeitet hatte.

. . . Ja, die Taille war wahrhaftig geschnitten wie — Frau Ellingsen wollte nicht sagen wie was, als sie Andrine ansah . . . aber es schadete ja nicht, daß sie zu weit war; zu eng wäre schlimmer gewesen.

„Es soll schon noch Façon reinkommen — sehen Sie's, Madam Jeß? . . Nein, die Braut braucht sich nicht zu ängstigen, — das soll wie der Wind gehen . . . Er ist wohl sehr schön, Andrine — Ihr Steuermann?"

Frau Jeß kam mit Kaffee und Weißbrot im Laufe des Vormittags: — die gute Laune und der Mut waren auf der ganzen Linie wieder hergestellt.

„Und wie soll's mit dem Kopf sein? — Myrtenkranz, ja; aber doch nicht bloß das anliegende Haar? — Sie müssen ein Eisen heiß machen und es jedenfalls vorn und an den Schläfen etwas kräuseln . . ."

Sie waren bei Segelmachers sehr bedrückt und ängstlich gewesen vor dem kommenden Akt; aber nun, da sie Frau Ellingsen hatten, die so gut Bescheid wußte und so bestimmt zugriff, kam eine gewisse Sicherheit über sie.

Es wurde den ganzen Nachmittag genäht und traktiert und gespaßt, bis weit in den Abend hinein, wo die Braut dann zur Probe angekleidet dastand, mit Papillotten im Haar für die Nacht; — es war, als ob sie Frau Ellingsen schon seit vielen Jahren kannten . . .

„Und nun müssen Sie schlafen und nicht allzuviel an den Steuermann denken, damit Sie morgen schön sind," sagte sie beim Abschied, als sie sich beeilte, nachhause zu kommen. —

— Die alte Oline kam ihr in der Küche entgegen. „Er ist nachhause gekommen," raunte sie ihr zu.

„Na, das ist schön, daß du da bist, Elling," sagte sie freundlich, als sie eintrat, — „du hast doch wohl was zu essen bekommen? — ich sagte Oline, sie sollte dir etwas Warmes geben."

„Ach ja, — es ist ja garnicht wert, erst danach zu fragen . . ."

„Ich mußte durchaus zu Segelmacher Jeß's, — die Andrine dort hat morgen Hochzeit; sie hatten solche Not mit dem Kleide — und sie vor den Kopf zu stoßen, ging auch nicht."

„Nein doch — nein doch, — ich sage ja garnichts dawider, — es ist bloß so merkwürdig. — Oh — uff" — — bösig vom vielen Trinken, saß er da, die Faust in seinem dichten, schwarzen Haar, und sah auf den Klapptisch nieder. Es zuckte auf der niedrigen, plumpen Stirn und zwischen den Brauen.

Plötzlich ließ er beide Fäuste auf den Tisch fallen . . .

„Ja, ja — wenn du nur aus dem Bauer kommen kannst, du! — — dann bist du glücklich."

„Willst du nicht etwas essen, eh du schlafen gehst? — hier steht noch von gestern ein bißchen Fleischbrühe im Schrank."

„Wie furchtbar nett du fragst — hehe. Nein, danke. — — — Hehe, ich sitze hier und studiere richtig über etwas, ja wahrhaftig, das thu' ich."

„Ach, du solltest lieber deine Arbeit studieren, Elling," — fuhr sie ungeduldig auf —

Digitized by Google

„dann thätest du etwas Nützliches, — und dann brauchte ich nicht immer den Leuten ins Gesicht zu lügen und bösen Blicken zu begegnen, während du aus der Werkstatt fort bist!"

„Ich frage ja bloß, warum?" — blieb er hartnäckig bei.

„So geht das nun schon seit Dienstag!"

„Ja doch, ja doch, du hast ganz recht, — ich sage ja garnichts dawider, — — und zum Disputieren hast du ja soviel mehr Bildung, dagegen komme ich ja nicht auf . . . Ich, ich frage ja man bloß, warum? . . . Es muß einem doch erlaubt sein zu fragen, soviel ich weiß . . . denn ich studiere wirklich." Er lachte für sich selbst und schüttelte den Kopf . . . „Wenn man so nachhause kommt."

„Das ist nu wohl nicht so verkehrt, Elling, wenn ich sehe, daß ich auch ein bißchen verdiene, wenn ich kann, — denn borgen muß ich, daß es eine Schande ist, sowohl beim Bäcker wie beim Kaufmann."

„Ja so, — recht so, heißa! — — jetzt geht's" . . . Er legte resigniert die Stirnlocke auf beide Fäuste nieder und blieb in halber Betäubung sitzen, während sie hinten am Ofen das kleine Mädchen besorgte.

Ein paarmal hob er den Kopf . . .

— „Ich habe doch mindestens drei, vier Jahr gearbeitet und geschuftet, — konntest du da vielleicht etwas gegen mich sagen?"

„Ich würde ja auch nichts gegen dich zu sagen haben, Elling, wenn du nur ein bißchen ordentlich sein und dich nicht auf das Trinken einlassen wolltest."

„Ich saß fest genug über den Leisten, sollte ich meinen, — aber man kriegt es satt, immer und ewig den Pechdraht zu ziehen, — satt, daß man sich den Hals damit zuschnüren könnte . . . Ja, glaubst du nicht, daß ich daran gedacht habe, he he he, — ihn vierdoppelt zusammenzudrehen und es mit einem Mal abzumachen, — — Was würdest du dir daraus machen? — Da kämest du doch wieder aus des Schusters Bauer heraus und fingest wieder an zu schneidern — — dann wärst du ja glücklich." —

„Es ist eine Schmach, Elling, daß du dich so betrinkst. — Und ich dächte, du wußtest, wen du nahmst . . . Und soviel ich weiß, arbeite und schleppe und schufte ich doch auch mit dir, soviel ich nur kann . . . Das arme, kleine Ding!" jammerte sie und sah nach dem Bett in der Ecke, „es ist gut, daß sie nichts versteht."

„Hu—m—m", — er saß eine Weile und brummte . . . „Ja, du drehst es schon so, daß das Unglück auf deiner Seite ist . . . Und ich sage ja auch garnichts dawider." — Er schüttelte den schweren Kopf.

„Sage ich dir auch nur ein einziges böses Wort, Elling, wenn du nachhause kommst?"

„Nee doch, nee doch, — du bist immer nett, ganz gleich, ob ich voll oder nüchtern bin!"

„Es ist so schön, daß wir morgen Sonntag haben," sagte sie versöhnlich; sie hatte das Kleid ausgezogen und stand in Unterrock und Nachtjacke. — „Du mußt nun sehen, daß du ins Bett kommst, Elling, wenn du nicht die ganze Nacht hier am Tisch sitzen bleiben willst . . . . .

Komm mir nur nicht nahe, wenn du betrunken bist, sag' ich dir."

Er ließ sich wieder mit den Armen auf den Tisch fallen und legte den Kopf schwer darauf.

„Ja, ich bin glücklich, — ich bin glücklich, ja."

— Uff! — wie er so betrunken dasaß, Branntweinthränen weinend. — Sie stand und sah zu ihm hin, ihre Oberlippe zuckte:

„So, so, sieh zu, daß du die Stiefel auskriegst, — ich werde dir helfen." — —

* * *

Madam Ellingsen nahm allerhand Näherei zu sich ins Haus, bald eine Kleinigkeit für ein Dienstmädchen, bald für eine von den Frauen dort umher. Aber viel wurde nicht daraus, denn sie hatte das kleine Kind zu warten und den Haushalt zu besorgen; und es war nicht genug, daß sie den Topf aufs Feuer brachte, meist mußte sie erst sorgen, auf Borg etwas hinein zu schaffen.

Sie hatte jetzt ein baumwollenes Kleid zu schneidern für Frau Valseth, die Schlosserfrau. Aber das warf nicht viel ab; — mehr als zwei oder drei Kronen konnte sie für so ein Blaudruck-Kleid doch nicht verlangen.

Es war gut, daß sie in der Kammer ordentlich aufgeräumt hatte, denn sie sah, daß

Digitized by Google

Frau Valseth die Augen umherfahren ließ, als sie eintrat; sie hatten so genug über ihre Wirtschaft zu reden, weil sie nicht so akkurat seine konnte wie die, die ihr Lebtag nichts anderes gethan hatten, als mit dem Scheuerlappen hantieren!

Madam Valseth hatte heut wieder soviel zu raisonnieren, während sie dastand; — sie redete es nur dem Schlosser nach, der die Zeitung recht gründlich las:

. . . . Oslo und die Altstadt waren ganz und gar vernachlässigt, was Pflaster und Gas und Steuern betraf . . . dabei hatte die Stadt Feuerwerk veranstaltet! und sie tanzten und gaben Gesellschaften und machten die Nacht zum Tage, während die Armen nicht einmal trocken Brot hatten . . .

„Soviel ich sehe, haben auch die, die nicht reich sind, Vergnügungen genug, — sie sind gern alle dabei," — äußerte sich Frau Ellingsen.

Madam Valseths dicker Körper bekam einen Ruck, sodaß sie die andere, die stand und das Kleid hielt, beinahe umgestoßen hätte.

„Ja, Sie wissen ja so gut bei den Feinen Bescheid, Madam Ellingsen!" warf sie spöttisch hin.

„Oh ja, Madam Valseth, ich habe seiner Zeit genug für sie geschneidert und von ihnen gesehen; — ich arbeitete in den besten Häusern, kann ich Ihnen sagen."

Frau Valseth antwortete nicht; — aber man merkte es an den Schultern und dem Rücken, daß sie sich ärgerte, — und als sie fertig war und fortging, war sie ganz mürrisch.

. . „Unsereins kann garnicht wissen, wieviel die sich schließlich noch einbilden bei dem armen Schuhmacher," murrte sie, als sie aus der Thür war. — „Denn es giebt nichts, worin diese Madam Ellingsen sich nicht überhebt und worauf sie nicht stolz ist . . ." Man mochte reden, wovon man wollte, — sie wußte Bescheid über alles, übers Theater, und wer Spalier bilden sollte, wenn der König kam, — und alles besser, als irgend ein anderer. —

Frau Ellingsen hatte wohl gemerkt, daß die Schlosserfrau nicht gnädig war, aber man konnte doch nicht alles ruhig mit anhören . . .

Und nun hatte wahrhaftig Elling die günstige Gelegenheit wahrgenommen, sich fortzuschleichen, während Frau Valseth da war! — Nun kam er vor Abend nicht heim, soviel war gewiß . .

— — Wenn sie nur dazu käme, etwas mehr mit der Nadel zu verdienen, so könnte sie für das Scheuern und das Waschen der Wäsche oben am Bache jemand annehmen. Ja, das wäre eine Erleichterung gewesen! — Sie hatte oft daran gedacht, ob sie nicht bei besseren Leuten dort draußen in der Altstadt nachfragen sollte und hören, ob sie nicht etwas Arbeit hätten, bei der es nicht so auf die Zeit ankäme, und die sie mit nachhause nehmen könnte.

Aber sie konnte sich so schwer dazu entschließen, — es war gleichsam, als sollte sie betteln gehen; und die Leute würden auch nicht gerade darauf aus sein, ihr Zeug der ersten besten anzuvertrauen.

Und sie hatte auch nichts Ordentliches anzuziehen, worin sie ein bißchen nach was aussah und sich sehen lassen konnte.

Kürzlich hatte sie ja auf der Straße zufällig Frau Solberg getroffen — die frühere Mina Jürgensen; — sie hatte gleich gesehen, daß sie es war, an dem leichten Gange und dem hellen aschblonden Haar und der ganzen Art und Weise.

Und wahrhaftig, die junge Frau hatte sie auch wiedererkannt, obgleich sie gerade recht schlumpig ausgesehen hatte; sie hatte nur das alte, karrierte Umschlagetuch übergeworfen und war hinunter gesprungen in den Laden, um einen Topf Milch zu kaufen. Aber Frau Mina fragte gleich ganz verwundert:

„Nein, ist das nicht Maisa? . . Maisa . ."

„Ellingsen," hatte sie ihr einhelfen müssen.

Und sie war stehen geblieben und hatte geschwatzt und sich nach allem erkundigt, was sie anging, und sie hatte von ihren Kindern erzählen müssen, von dem ältesten Jungen, der vor zwei Jahren gestorben war, und wie lange er krank und elend gewesen war, und von ihrem kleinen Mädchen, das im zweiten Jahre war und jetzt so quarrig und unruhig war, weil es zahnte.

Und Frau Solberg erzählte, sie hätte drei Kinder, ein Mädchen und zwei Jungen, die einander schon in den Haaren lägen; — der Älteste fünf Jahr, fast gleichaltrig mit Madam

Digitized by Google

Ellingsens Jungen, wenn der am Leben geblieben wäre.

Sie hatte gefunden, daß Maisa etwas schmal und jämmerlich aussähe, und hatte sich wohl gedacht, daß es nicht allzugut um sie stände, — sie fragte vorsichtig, wie sie durchkämen.

Aber Maisa hatte es doch nicht fertig gebracht, ihr offen zu gestehen, daß es nur recht erbärmlich stünde, sondern hatte ganz munter geantwortet, es ginge garnicht übel.

Frau Solberg hatte die Zeit nicht vergessen, wo Maisa bei ihnen saß und die Kleider ihnen soviel zu schaffen machten, und wie hübsch ihr das hellrote mit dem Bausch auf dem Balle bei Solbergs gestanden hatte. Sie wurde ganz heiter und sagte, Frau Ellingsen müsse sie einmal besuchen mit ihrem kleinen Mädchen und sich ihre Kleinen ansehen.

Es war immer ein Kummer für Maisa gewesen, daß sie den Kinderwagen des kleinen Jungen nach seinem Tode verkauft hatten; — es sah so ärmlich aus, wenn man so ging und das Kind trug, und sie war wie zerschlagen, wenn sie mit ihm nachhause kam, müde und abgearbeitet, wie sie ohnehin war!

Aber Marineleutnant Solbergs wohnten so, daß sie mit der neuen Pferdebahn hinfahren konnte, wenn sie ein wenig weiter in die Stadt hinein ging.

Und es müßte wahrhaftig amüsant sein, einmal einen Ausflug dorthin zu machen und hin und zurück mit der Pferdebahn zu fahren. Es that ihr auch wirklich not, einmal herauszukommen.

Sie mußte nun auf jeden Fall sehen, daß sie einen kleinen Strohhut mit rotem Seidenband für Jensine bekam und einen kattunenen Mantel mit Kragen, wie sie sie dies Jahr in den feinen Kinderwagen hatten; und Elling mußte ein Paar hübsche kleine Schuhe machen. Sie hatte sie ja voriges Jahr ganz hübsch eingekleidet; aber die Mütze vom Winter war längst ausgewachsen, und den wollnen Mantel hatte sie als Wiegendecke brauchen müssen.

Es machte Mühe und Arbeit genug, soviel Geld zu schaffen, daß sie den Hut und das Band kaufen konnte; — und dann noch das, was für den Mantel nötig war. Elling war so glücklich gewesen, drei Pfund Sohlenleder bei einem neuen Gerber weit drinnen an der Ecke der Brückenstraße geborgt zu bekommen, — und nun gab es ein wenig Geld für zwei Paar hohe Stiefel.

Sie nähte und schaffte, so oft sie irgend Zeit übrig hatte, um sowohl sich als das Kind in stand zu setzen. Aber seit sie kein Dienstmädchen mehr hatten, mußte sie scheuern und die ganze Wirtschaft besorgen und sehen, die Werkstatt ein bißchen anständig zu halten und außerdem noch Elling helfen, wenn er etwas zu thun hatte. — Und für die nächste Woche hatte sie wieder die Wäsche vor, oben am Bach bei dem Wiesenweg hinter dem Hause. Sie mußte da an der hölzernen Rinne bei dem feuchten Loch stehen und sich mit dem Klopfholz und der Seife am Zuber plagen und die Wäsche auswringen und trocknen, während das kleine Mädchen auf dem Boden daneben auf einem Tuche saß, — der Sonnenschein war ja die beste Stärkung für das arme Ding.

An einem Sonntag wollte sie nicht zu Solbergs gehen, denn da waren sie gewiß mit den Kindern entweder bei den alten Solbergs auf dem Landsitz oder bei Landgerichtsrat Jürgensens.

Aber es wurde doch durchgesetzt; und eines Nachmittags gegen vier Uhr stieg sie mit der kleinen Jensine auf dem Arme draußen in der Homansvorstadt aus der Pferdebahn.

Es war ihr vieles neu dort in der Gegend, Gebäude und Straßen, in der langen Zeit, seit sie nicht da gewesen war, so ganz verändert in den sechs Jahren, seit sie verheiratet war!

Jetzt schien es ihr wie eine ordentliche Reise in den andern Stadtteil; einst war es nur ein Katzensprung gewesen — für sie, die überall umherkam. Aber sie lebte ja jetzt auch nur in den kleinen Gassen von Oslo.

Sie war schnell das Trottoir entlang gegangen und stand nun auf der Hintertreppe in Leutnant Solbergs rotem Backsteinhaus mit den beiden Ecktürmchen und dem Garten und den Markisen vor den großen Fenstern. Sie hatte an Jensine gezupft und geputzt und strich ihr jetzt nur noch das Seidenband unter ihrem Kinn glatt, ehe sie hinein ging.

Frau Ellingsen war auf den Besuch sehr erpicht gewesen; aber nun es so weit ge-

Digitized by Google

kommen war, war sie doch etwas unruhig und auf den Empfang gespannt, — es war doch anders, als sie sich gedacht hatte, so hier vor dem feinen Hause zu stehen.

Na, sie mußte doch hineingehen.

Da stand ein schmuckes Mädchen mit weißer Latzschürze und trocknete Tassen und setzte sie auf ein Tablett.

Ja — a, die gnädige Frau war zuhause; aber —

„Ich bin Frau Ellingsen, die früher bei den Eltern der gnädigen Frau geschneidert hat . . ."

Das Mädchen sah etwas zweifelnd auf sie und das geputzte Kind.

„Sagen sie nur, es ist Maisa Jons, so weiß die Frau schon, wer ich bin."

Madam Ellingsen stand da, während das Mädchen das Tablett herrichtete und die blanke Kaffeekanne vom Herde nahm. Sie fühlte, daß sie hier mit dem Kinde überflüssig war.

Sie putzte und zupfte aufs neue an Jensine und sah sich in der blanken Küche um, während es in einem Kessel sauste, der in einem Loch des Herdes hing.

Sie hatte nicht einmal soviel Verstand, dieses furchtbar feine Mädchen, daß sie sie zum Sitzen aufgefordert hätte, — obgleich sie sah, daß sie das Kind hatte! — Aber wenn die Frau kam, würde sie vielleicht Manieren lernen müssen, ihr vielleicht auch Kaffee einschenken und zusehen müssen, wie ihre Jensine hineingebracht würde zu den Kindern . . .

Sie blieb recht lange drin.

„Still, still doch" —

Jensine machte Miene, verdrießlich zu werden und steckte den Finger in den schmerzenden Mund.

Sie sah durch das Fenster, daß draußen ein Kinderwagen geschoben wurde. Er sollte wohl zur Vordertreppe.

Sie lehnte sich über die Küchenbank, um zu sehen, und jetzt nahm das Kindermädchen — es war gewiß eine Amme — das Kleine auf und wollte mit ihm hinein . . .

Nein, das war ja wohl Solbergs Kleinste, die nur ein Vierteljahr jünger war als Jensine; — sie sah nicht sehr groß aus, nach dem Gesicht zu urteilen, — und obendrein in Mantel und Mützchen, — bloße Arme — so niedlich in Blau, und der Wagen auch mit blauem Verdeck . . .

Nein wahrhaftig, wie sie der Mutter ähnlich sieht, das kleine, spitze Kinn . . .

Madam Ellingsen war völlig davon eingenommen, als das Mädchen wieder herauskam.

„Die gnädige Frau läßt schön grüßen und sagen, es wäre ihr heute ganz unmöglich; — sie hat Kaffeegäste aus der Stadt. Aber Sie möchten so gut sein und ein andermal wieder mit herankommen und das Kind mitbringen."

Madam Ellingsens Ausdruck wurde etwas stramm; doch setzte sie, als ob nichts geschehen wäre, Jensine auf die Küchenbank und knüpfte ihr sorgfältig das Hutband zu; — es lag ihr nichts daran, dem Mädchen zu zeigen, wie beschämt und enttäuscht sie war.

„Ich wollte nur einmal hereinsehen, da ich gerade hier in der Gegend war und die gnädige Frau mich aufgefordert hatte," erklärte sie.

Immer war es so, die paar Mal, wo sie sich etwas vorgenommen und sich auf etwas gefreut hatte! . . . Sie war so dumm, so dumm, so dumm, — flog immer auf das erste Wort, bei jeder freundlichen Miene; — sie sollte nun wohl alt genug sein, um endlich einzusehen, wie die Welt war.

Das hatte sie nun für den Strohhut und den Mantel, — und wie hatte sie sich auf diese Tour gefreut und dafür gearbeitet. Was wollte sie hier? Man brauchte sie ja nicht!

So, jetzt fängt Jensine auch noch an zu schreien, — oh ja, die Aufnahme war ja auch danach; zuviel hat man dir hier nicht angeboten. „Und nicht einmal eine Tasse Kaffee!" brach sie in vollem Ärger los.

— „Ja, weine du man, wir gehen jetzt, Jensine, wir haben uns heute schon amüsiert!"

Sie sputete sich und sah sich nicht um, bis sie in der Pferdebahn saßen.

Nun sollten sie auch zum Schluß noch das Vergnügen haben, in einem leeren, sonnendurchglühten Wagen zu fahren!

„Bscht, bscht, Jensine. Ja, wir können den Mantel ein bißchen aufmachen, es ist ja keiner hier, vor dem wir uns genieren müßten. Bscht, bscht."

Der leere Wagen mit all den klirrenden, herabgelassenen Fenstern rumpelte und schüttelte

Digitized by Google

auf den Schienen. Es war ein Lärm, daß Jensines Geschrei fast übertönt wurde.

Sie trafen eine andere Bahn, die herauf kam, und weiter rumpelte es, leer wie zuvor, durch die langen Straßen mit den Gärten und den vereinzelten, schläfrigen Häusern.

Ja, sie hatte wirklich etwas für ihre Mühe! —

Da kamen ein paar Herren, die wohl nachhause wollten, vermutlich aus den Ministerien oder den Büreaux.

Und da am Marktplatz Hansen aus der Schlächterbude. Er war beschäftigt, die Kassenscheine in seinem fettigen Taschenbuch zu ordnen und nachzuzählen; — er nahm sich sehr auf, sagte man.

An der Ecke der Brückenstraße war eine Weiche. Ein ganz Teil seiner Leute standen da und warteten; — Frauen und Fräulein, — sie wollten gewiß in Gesellschaft.

Madam Ellingsen fing an, an Jensine zu zu knöpfen und zu putzen. Das feine Taschentuch, das sie in der Küche bei Solbergs kaum aus der Tasche gezogen hatte, benutzte sie nun, um sie zu säubern und zu fächeln.

Sie saß und hörte zu, was die sich erzählten, und da kannte sie gar das Haus, wo sie hin wollten, von früher — und das andere, das sie so oft erwähnten, auch!

Das große Fräulein konnte sich nicht enthalten, Jensine an dem einen lackierten Schuh zu zupfen: —

„Die Augen sind gerade wie zwei braune Nüsse, — wie heißt die Kleine? . . ."

„Bekommt sie Zähne?" fragte die Dame neben ihr, es war wohl die Mutter; — „sie greift sich so in den Mund."

Da beugte sich ein jüngeres Fräulein vor und zog an dem andern Bein; und der Herr, der bei ihnen war, schien sich darüber zu amüsieren.

„Pfeffermünzplätzchen kann sie wohl noch nicht essen, Mutter?"

„Bist du toll, Kind!"

„Ich dachte wegen der Hitze . . ."

Und als der Herr lachte, wurde sie ganz beschämt.

„Sie geben ihr doch wohl einen Knochenring zum Kauen, Madam?"

„Wem?" spaßte der Herr, als ob er dächte, das junge Fräulein könnte gemeint sein, — er schien Wohlgefallen an ihr zu haben.

Ja, Madam Ellingsen würde dafür sorgen. — Aber sie saß und grübelte, — wer war die Frau? das Gesicht war ihr bekannt.

Oh — da ging es ihr auf! Ja, sie hatte sowohl sie, als die Töchter gesehen; es waren Inspektors, bei denen sie vor vielen Jahren ein paar mal geschneidert hatte.

Das mußte sie natürlich sagen; und so gab es ein Leben und Berichten und Schwatzen die ganze Zeit, bis sie an dem Halteplatz für Grönland alle aussteigen mußten.

„Adieu, Madam Ellingsen . . adieu, du Kleine" . . . die Frau schüttelte Jensine am Strümpfchen.

„Adieu, gnädige Frau, . . adieu Fräulein"...

Sie eilte mit Jensine davon, eine der kleinen Gassen entlang.

Nein, wenn sie nur daran dachte, wie unzählige Male sie in ihrem Leben den Weg zu Fuß getrabt war, bis weit in die Stadt hinein, und nun jetzt die Pferdebahn . . .

Sie sah Elling; im Schurzfell mit Hosenträgern und Wollärmeln kam er an.

„Na, wie war es?"

„Du kannst glauben, Elling, ich habe —" Sie hatte noch völlig die letzte Begegnung im Kopf; aber dann bedachte sie sich —

„Ja, ich zweifle garnicht, daß du es sehr nobel gehabt hast auf deiner Staatsvisite," brummte er halblaut und verdrießlich. Sie kannte diese Bitterkeit der Betrunkenheit!

„Das Kind ist müde, kannst du denken; ich muß hinein und es so schnell wie möglich hinlegen."

Und kurz darauf hatte sie das Kleid abgestreift und stand am Kochtopf; er sollte nicht sagen dürfen, daß er sein Abendessen nicht zu rechter Zeit bekäme — wegen dieser Staatsvisite! . .

* * *

Frau Ellingsen hatte die Fenster von Rechtsanwalts in der zweiten Etage sich gerade gegenüber, wenn sie mit dem Zeuge zum Bach hinauf mußte, um zu waschen; so mußte sie das Kind nett anziehen und auch daran denken, wie sie selbst aussah, wenn sie auch nur den Hut aufsetzte und das Tuch umwarf und die Taille zuhause ließ.

Und nun mußte es sich auch gerade so unglücklich treffen, daß Frau Apenäs aus dem-

Digitized by Google

selben Hause, die so akkurat und genau war, ihr aus dem Fenster zurief, daß sie etwas von der Wäsche verloren hätte.

Frau Apenäs aber fand es ganz närrisch anzusehen, wie die arme Frau immer so ein bißchen Staat treiben mußte . . . Der arme Schuhmacher unten im Keller, der sowohl wegen der Steuern, als wegen des Leders ausgepfändet wurde, sodaß das Dienstmädchen schon im vorigen Herbst seiner Wege gegangen war. Und trotzdem takelte sie ihr kleines Mädchen auf und putzte sie heraus wie eine Puppe! Es war widersinnig, das kleine Wesen da unten in roter Mütze, gestrickter seiner Jacke und lackierten Schuhen zu sehen . . .

Das unschuldige Bächlein dort oben im Acker hinter der Straßenreihe von Oslo, wo Madam Ellingsen wusch, rann, mit einer losen Holzrinne als Ausfluß, in dünnem Strahle hernieder in den Graben am Zaun. Neben dem kleinen Wasserloch mit verrostetem Blecheimer, stand der Schemel, den sie sowohl zum Sitzen, als auch zur Unterlage für das Klopfholz brauchte, und daneben am Rande lag einiges von dem Holzwerk einer alten Wanne umhergestreut. — Und was die Schuhmachersfrau zuerst entdeckt hatte und wodurch sie auch ihren Mann dazu bekommen hatte, die Holzrinne einzusetzen, das war, daß das Wasser dort oben ganz außerordentlich weich zum Wäschewaschen war; die Seife schäumte wie auf einem Barbierpinsel.

Im ganzen vorigen Jahr hatte Frau Ellingsen es für sich allein gehabt. — Man meinte, sie wäre nun auch zu stolz geworden, unten bei der Pumpe auf dem Platze unter den andern Frauen zu waschen; so dauerte es einige Zeit, bis es bei den Leuten in Aufnahme kam. Aber seit des Zimmermanns Christian Frau es probiert und deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie nicht noch mehrere dabei haben wollte, wollte mit einem Mal keine einzige dort in den Häusern unter dem Abhang noch etwas mit der Pumpe zu thun haben.

Es war nur zu wenig Wasser dort oben und der Zuspruch zu groß und nur Platz für eine oder zwei auf einmal.

Im Anfang versuchten sie alle, sich vorsichtig zu nähern und mit Madam Ellingsen, die ja sozusagen das erste Anrecht hatte, gut Freund zu werden, aber letzthin schien es ihr, als ob sie nicht mehr daran dächten. Sie zankten sich und drängten sich um den lumpigen Bach, daß es nur so eine Art hatte.

Sie hatte etwa eine Stunde da am Nachmittag gewaschen, das Kind neben sich auf der Erde, und das Mädchen von Jensens hatte die Erlaubnis bekommen, daneben ein bißchen Zeug auszuspülen und zu wringen. Es war ja nicht gerade sehr angenehm, sie da gerade auf der Nase zu haben, sodaß sie jedes Stück Wäsche begutachten konnte, aber wenn eine freundlich anfragte, —

Und kam da nicht wahrhaftig Madam Röberg über die Wiese mit ihrem Manne, dem Droschkenkutscher, der ihr den Zuber und die Wäsche tragen half? Denen fiel es nicht ein, um Erlaubnis zu fragen, ehe sie den Zuber umstülpten und alles da in die Nässe neben den Bach warfen; — und das Mädchen von Jensens war schon im Begriff abzuziehen.

Wenn die aber darauf gerechnet hatten, daß Madam Ellingsen Platz machen sollte, so hatten sie sich geirrt. — Sie sah die Madam gründlich von oben bis unten an:

Das war, mit Mutter Röbergs Erlaubnis, — sie nannte sie Mutter und nicht Madam, — ihre hölzerne Rinne und ihr Schemel, und sie hatte den Ort ausfindig gemacht, und wenn Madam Ellingsen selbst da am Bach wusch, so begriff jeder, der ein bißchen Erziehung hatte, daß er aus dem Wege zu gehen hatte!

Es blieb Madam Röberg nichts anderes übrig, als ihre Wäsche wieder zusammenzupacken. Als sie abgehen wollte, drehte sie sich um und knickste mit dem Bündel unter dem Arm und sagte ihrem Mann, er möchte doch ja den Hut recht schön abnehmen vor der feinen Frau Ellingsen; es ginge natürlich nicht, daß man seine Stiefel da noch länger flicken ließe . . .

Aber da wurde Madam Ellingsen ganz bleich und außer sich:

Sie hätte vielleicht nicht so unrecht, — entfuhr es ihr. Wenn es darauf angekommen wäre, so hätte es recht gut sein können, daß sie wirklich eine feine Frau geworden wäre, — statt daß sie hier stehen müßte und sich mit rohen Menschen zanken!

Digitized by Google

J, das war ja noch besser; — Mutter Röberg lachte höhnisch — nu kriegte man es doch zu hören! —

Frau Ellingsen verkündete es ja jetzt selbst, für was sie sich hielt! — Ja, sie sollten es auch alle zu wissen kriegen, die, bei denen sie da umherlief und borgte . . .

VIII.

Die Schlaguhr war längst in die Mädchenkammer hinaus gewandert; Abälard und Heloises Geschichte in Bildern war fortgekommen! — Das Vorzimmer bei Großhändler Tranems war zum Anrichtezimmer geworden, mit Portieren an der Thür zum Eßzimmer und ein paar breiten, bequemen Treppenstufen zur Küche hinunter; das war nun nichts mehr für die Näh-Maisa! Sie war dort bei Tranems zu einer Art wohlbekannten Inventars geworden, seit sie vor etwa zehn Jahren die Geschichte mit ihrem Mann hatte, der eines Abends, als er berauscht nachhause ging, in den Fluß gefallen und ertrunken war. Nachdem sie Witwe geworden war, hatte sie wieder zur Näherei gegriffen und allmählich hier und da ein wenig zu thun bekommen, in einzelnen der alten, bekannten Häuser, wo sie sich nützlich zu machen wußte.

Sie wurde hingesetzt, wo sich gerade Platz für sie fand, und so saß sie umher in Mädchen- und Schlafkammern, von Gicht geplagt und mit Zahn- oder Kopfreißen. Sie hatte ein erprobtes Vorgefühl inbetreff des Tauwindes, wenn Kälte eintrat oder wenn Schnee kam und es milder wurde, — ein Witterungswechsel machte sich im Kopf fühlbar, ein anderer in Schultern und Rücken. In einem Jahr hatte sie ihre Augen vollständig ruiniert, weil sie sich so weit vom Fenster fort gesetzt hatte, um der Gicht zu entgehen.

Und die Stimmung hing von dem Wetter ab, das durch die Fensterrahmen blies . . .

So recht von Grund aus düster und trübe war ihr an einem zugigen Herbsttage zu Mute, an dem ein Gemisch von Schnee und Regen an dem schlechtschließenden Fenster, draußen in dem alten Teile des Tranemschen Hauses, herniederrann. Maisa saß in der Mädchenkammer, mit einem Tuch um die Kinnladen und einem Kräuterkissen gegen Zahnschmerzen, und stürzte und wendete seine alte Leinen-Laken.

Die Geldverlegenheit, die immer drohte, verursachte wohl auch hin und wieder schmerzliche Anfälle.

Sie war nun endlich auf dem Polizeibüreau gewesen und hatte die Erlaubnis erhalten, ihre alte doppelfädige Nähmaschine auszulosen.

Diese vierundzwanzig Kronen, die sie nun schon für Kost und Aufsicht für ihre Jensine schuldete, mußte sie schaffen . . . Ein vierzehnjähriges Mädchen konnte nicht von garnichts leben, und die Frau, mit der sie im Arbeiterhause die Küche teilten, wollte sich nicht länger gedulden, wenn es nicht jetzt zum Schluß des Monats ins reine gebracht würde.

Wenn sie nur Herrn Tranem dazu bekommen könnte, sich zu unterzeichnen . . . Aber es würde ihr hart ankommen, mit der Liste zwischen allen da im Kontor zu stehen, — die sahen es ja doch nur als Bettelei an . . .

Sie dachte immer, es sollte das letzte Mal sein, wenn sie genötigt war, um Hilfe zu bitten. — Und der Schweiß brach ihr immer aus, wenn sie solchen Gang that!

Sie saß verzagt und düster und sah vor sich hin, — sie erinnerte selbst an eine abgedankte, verbrauchte Nähmaschine.

Ach, die Zahnschmerzen und die Kopfgicht, die sie sich in all den Fensterecken aufgelesen hatte! . . .

Ja—a, sie mußte sich schon damit herumschlagen! — so lange sie konnte, würde sie das Ihre thun, und dann später —

Ein paar Thränen rannen auf die magern Finger nieder . . .

Sie hörte Frau Arna Schau in der Küche schwatzen.

. . „Habt ihr schon Kaffee getrunken? — Und ich sputete mich so und habe den meinen zuhause im Stich gelassen!

Ich weiß, es sind noch welche von den ausgezeichneten Sahnenkuchen da. — Nein, Liebe, du brauchst nicht frisch aufzubrühen für mich! Tante Rasch ist wahrhaftig ganz verdrießlich geworden — bloß, weil ich meinen Nachmittagskaffee nicht gern entbehren will! — Habt ihr heute die Näh-Maisa?"

Frau Arna machte die Thür rasch auf, wie sie pflegte, und sah hinein:

Digitized by Google

„Sitzen Sie da, Maisa? Wie geht's? Zahngicht oder Kopfschmerzen? Setzen Laken instand? — Na, Sie Arme, Zahnschmerzen! Wirklich kein Wunder da am Fenster."

Sie kam ganz herein, eine hochgewachsene, rasche Frau. „Hat Mutter keine Nelkentropfen für Sie? Die helfen."

„Ach nein, gnädige Frau," seufzte sie; „für den Augenblick glaube ich nicht, daß mir irgend etwas hilft!"

„Sind Sie heute ganz verzagt, Maisa?"

Maisa trocknete die Augen: „Ich weiß wirklich nicht, was jetzt aus mir werden soll, — wenn ich niemand auf meine Liste kriege." Sie erzählte, daß sie versuchen müßte, ihre alte doppelfädige Nähmaschine zu verlosen.

„Sie sind von Sinnen, Maisa! — das, wovon Sie leben müssen? So leichtsinnig können Sie doch nicht sein — bloß, weil es einmal knapp geht."

„Ja, glauben Sie nicht, daß ich mich so manche Nacht darüber bedacht habe? Aber sie ist ja auch für mich so schwer zu treten und näht so fest, daß es garnicht wieder aufzutrennen ist. Und für mich, die ich soviel Altes umarbeiten und wieder modern machen muß, so sehen Sie —. Wenn ein wenig übrig bleiben könnte aus der Lotterie zur Beihilfe für eine kleine Handmaschine; die kostet jetzt nicht mehr in Kronen, als die alte in Speciesthalern gekostet hat. Wenn nur zu Anfang jemand unterzeichnen möchte, dessen Name etwas Gewicht hätte, so kämen wohl von denen daheim in den Arbeiterwohnungen auch ein ganzes Teil."

„Ja aber Maisa, wenn sie nicht mehr zu benutzen ist?"

„Oh ja, benutzt kann sie schon werden, wenn sie ein bißchen in Stand gesetzt wird, — von jemand, der keine andere Näherei hat als die für sich zuhause. Und wenn sie sehen, sie können sie für eine einzige Krone haben, eine ganze Doppelfädige zum Treten . . ."

„Ach, borgen Sie mir mal Ihren Wisch da, Maisa!"

Frau Arna zog mit der Liste ab.

Sie ging gewiß damit zur Mutter hinein . . .

Maisa hatte im stillen gehofft, der Kaufmann würde gleich mehr zeichnen, so ihrer fünf Loose auf einmal; aber sie fing an zu zweifeln, ob er jetzt, da seine Frau bei der Sache war, mehr als eins oder zwei nehmen würde.

Hätte sie sich nur Mut gefaßt und selbst mit ihm gesprochen!

Später mußte sie zu Baurats hinaus und zu einigen der andern und erzählen, wie sie in Verlegenheit geraten war.

Es dauerte so lange; — — und jetzt hatte Herr Tranem ausgeschlafen und war aufs Kontor gegangen . . .

Ihr war mehr als ängstlich zu Mute, als Frau Arna mit der Liste zurückkam:

„Vater zeichnet für zehn Kronen, ich für fünf. Und Signe muß auch etwas spendieren. Ich übernehme Großvater Schau und vielleicht noch zwei oder drei; dann haben Sie es zusammen!"

Näh-Maisa schlug die Hände zusammen mitsamt dem Laken.

„Nein, diese Frau Arna!" . . . Sie weinte und lachte.

Ach welche Erleichterung, das gab genug für Jensine und vielleicht noch mehr!

„Ich will Ihnen etwas sagen, Maisa; ich mußte heute hier zuhause mit heran, um zu erzählen, daß Jakob Militärarzt geworden ist."

„Nei—ein?" klang es voller Interesse.

„Und wir können hier in der Stadt wohnen bleiben."

„Nein, sowas! — und dann bekommt er wohl Uniform, gnädige Frau?"

„Ja gewiß; — und wir ziehen hierher in diese Straße; und Sie bekommen auch einen Platz, wo sie sitzen und nähen können, Maisa."

„Aber Frau Minister Schau . . . was sagt sie dazu, daß Sie aus ihrem Hause fortziehen?" fragte Maisa vorsichtig.

„Ich bin schrecklich froh, Maisa, — es ist gerade die richtige Zeit für meine Schwiegereltern, so nett sie sind; aber es ist immer, als ob sie Jakob für sich haben wollten — natürlich."

Das amüsirte Maisa mehr, als sie sagen durfte, denn sie wußte, wie Frau Arna mit den Schwiegereltern gestanden hatte; sie gehörte nicht zu denen, die einen andern Willen neben dem ihren duldeten!

Ach nein doch, nein doch, — das gab ja eine völlige Veränderung!

Digitized by Google

„Und gnädige Frau haben die Wohnung schon angesehen?"

„Jawohl, heute."

„Wenn die Fenster nur nicht schlecht sind, — das ist so schlimm in diesen neuen Gebäuden. Aber man kann sich ausmachen, daß etwas dagegen gethan wird, gnädige Frau."

„Na, denn adieu, Maisa! Lassen Sie sich nur Nelkentropfen von Mutter geben."

„Ach wahrhaftig, ich glaube, die alten Zahnschmerzen haben sich gegeben. Sie sind so schnurrig, sie kommen und gehen."

Sie konnte gut das Kräuterkissen fortnehmen, das Tuch genügte. Ach, sie konnte das auch entbehren.

Dann mußte sie an die alte Geschichte denken, wie es zuging, daß Konsul Schau Minister wurde und nicht Großkaufmann Tranem. — Bst, — es war nur gut, daß die Sache nicht eher ans Licht kam, als im Himmel.

* * *

Näh-Maisa war denn auch über diesen teuren Winter gekommen; so wenig Geld, wie jetzt unter den Leuten war, und soviel Bestürzung wegen all dieser traurigen Bankerotte! —

Und sie hatte sich auch ihr Teil gedacht, als jetzt auch der große, reiche Schlüsselberg auf der Gießerei verkrachte, derselbe, der die hübsche Lizzy Kalnäs geheiratet hatte. — Sie nähte gerade beim Portier Evensen im Keller schräg über in den Tagen, während die Geschichte spielte, und sie saß und sah und beobachtete, wie still die drüben waren und wie vorsichtig mit den Jalousieen an den großen Fenstern nach der Straße heraus, gerade, als ob jemand krank wäre. Ja, die Arme, es war nicht schön für sie, mit dem alten Mann dazusitzen, den sie nur wegen des Geldes genommen hatte, jetzt, da die ganze Herrlichkeit weg war . . .

Vielleicht fügte es sich so, daß sie noch einmal weit draußen in einer der bescheidenen, kleinen Wohnungen für sie nähte, Näh-Maisa hatte schon mehr dergleichen erlebt!

Sie hatte es nun ausprobiert auf allerhand Stellen ringsum in der Stadt; und wer nicht Erfahrung darin hatte, konnte garnicht glauben, wie verschieden es zuging! Bei vielen konnte man verstehen, daß sie es sehr gut meinten, wenn sie nur an sie dachten. Aber es gab auch solche, die abhandelten und um den Schilling feilschten, daß es eine Schmach war. Oft hatte sie gesessen und mit klopfendem Herzen abgewartet, mit wieviel sie am Abend nachhause kommen würde. Und dann hatten sie einen noch im Verdacht, daß man von allem mit nachhause schleppte, was man unter den Händen hatte.

Maisa nähte heute bei sich zuhause. Sie hatte ein Kleid für die halbwachsene Tochter von Frau Hansen aus den Schlächterbuden zu nähen, und sie war recht froh, daß sie mit Frau Hansen bekannt geworden war; sie war höchst anständig im Bezahlen, und wenn Maisa heimging, gab sie ihr bald einen Knochen zum Auskochen mit, bald etwas gehacktes Fleisch zu zwei oder drei Bouletten.

Ja, die arme Jensine, sie konnte es brauchen, sie bekam nicht oft etwas, was ihr ein wenig Kraft gab zum Wachstum.

Maisa saß und nähte in ihrem kleinen Zimmer im Arbeiterhause. Der Tisch am Fenster, einige Stühle mit abgenutztem Polster, deren standfestes Holzwerk noch von Stuhlmacher Dörums Hand stammte, mehrere Regale und kleine Bilder, das war alles, was aus der Zeit gerettet war, wo sie mit Ellingsen verheiratet gewesen war, — außerdem die alte Truhe aus ihrer eignen Jugend und das Bett mit dem verblichenen Kattunbezug.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt; was wohl die Uhr sein mochte? Sie machte das Fenster auf, um zu sehen, ob die Kinder noch nicht aus der Volksschule kämen; es mußte wohl bald sechs sein. Dann kam Jensine; Maisa mußte notwendig schwarzen Zwirn haben.

Ja, da waren sie; die ganze Schar kam angestürmt! Und Jensine schlenderte hinterher, Arm in Arm mit einer andern langen Dirne. —

„So spute dich doch ein bißchen!" winkte und rief sie aus dem Fenster.

Sie ging der Tochter bis auf die Treppe mit einer Semmel entgegen, damit sie etwas in den Leib bekäme, während sie lief, um Zwirn zu holen. Sie mußte sich nur dranhalten, nicht unten stehen bleiben, damit sie ein bißchen Hilfe beim Zusammennähen der Rocknähte be-

Digitized by Google

käme; Madam Hansen mußte das Kleid zum Sonntag haben.

Und es dauerte auch nur wenige Minuten, so war Jensine schon wieder in der Thür mit ihrem schwarzen Schopfe.

„Möchte wissen, ob Mutter Jensen den Herd braucht, oder ob wir ein bißchen Kaffee machen können? Aber ich glaube, es ist auch nicht ein bißchen Cichorie mehr da" — fiel ihr plötzlich ein. „Du mußt wie der Wind runter laufen und welche holen, Jensine."

„Der Herd ist frei," sagte Madam Jensen und machte die Küchenthür auf; ihr Mann war Dienstmann und kam immer erst spät nachhause.

Da war Jensine auch schon wieder mit dem Cichorienpacket.

„Du mußt dich hersetzen und nähen, während ich Kaffee koche . . . Dies Blatt hier, verstehst du?"

Jensine nahm ihren Platz ein, während Maisa eilig in die Küche ging und Feuer machte.

„Ach, laß mich sehen!" sagte sie, indem sie wieder hereinkam. „Ja, das wußte ich, daß du die schräge Seite gegen die gerade ausrecken würdest! Es ist das Beste, ich hefte es dir erst, daß du nicht so ins Blaue hinein nähst."

Maisa setzte sich wieder halb auf den Stuhl nieder und fing an zu heften . . . „Ja, da nähe ich es wahrhaftig ebenso schnell, du hältst mich bloß auf . . . Liebe Mutter Jensen, ich muß Sie schon bitten, ob Sie nicht so gut sein wollen, ein bißchen nachzufeuern unter dem Kessel, ich habe soviel zu thun." —

Jensine hatte sich auf das Doppelbett gesetzt und baumelte mit den langen Beinen, während die Mutter ab und zu ratlos zu ihr hin sah.

Mutter Jensen stand und las in der Zeitung, die eben in die Thür gelegt worden war; sie studierte immer „Verloren gegangen" und anderes auf der Rückseite.

„Ich meine, Sie sollten Jensine in die nette Hemdenfabrik beim Kaufmann Foberg geben," sagte Frau Jensen mit Nachdruck. — „Denn auf die Art lernt sie zuhause wahrhaftig nichts!"

„Erst muß sie doch eingesegnet sein," meinte Maisa.

„Nein, — nu seh' einer sowas! — Hand . . . Hand-Nähmaschinen auf Abzahlung!" las Mutter Jensen etwas mühsam vor; die Überschrift des Inserats stand mit großen, fetten Buchstaben da.

Maisa hielt ein wenig mit Nähen inne und wurde aufmerksam.

— „gegen eine erste Zahlung von einem Drittel des Preises."

„Ja da, — hm" . . . Sie nähte wieder weiter.

„Weißt du, Mutter, wir könnten sechzehn Kronen für unsre Truhe kriegen!" rief Jensine eifrig; sie begriff auch, um was es sich handelte.

Maisa sah stutzig und zweifelnd nach der großen Truhe, die sie durch das ganze Leben begleitet hatte, — und an der sie so geschleppt hatte, wenn sie umziehen mußte . . . Konnte die ihr vielleicht jetzt eine Nähmaschine schaffen? Sechzehn Kronen?

„Mutter, wir haben ja fast garnichts drin," redete Jensine zu — „bloß etwas alten Kram und dann die Tassen und das Zeug in der großen untersten Schublade."

Diese unterste Schublade war einst von ihrer Mutter ausgezogen und als Bett für Maisa benutzt worden, und Jensine hatte auch darin gelegen. — Es würde eigen sein, wenn diese Truhe auch fort sollte. Aber dann hätte sie eine Hand-Nähmaschine!

„Und dann könnten wir Näherei zu uns ins Haus nehmen, Jensine, aus den Arbeiterhäusern und auch von wo anders."

„Das sollte ein Spaß werden — denk' doch, Mutter, bloß drehen!"

„Na — das wär's wohl auch nicht bloß, aber — ich will morgen früh zu Andersen raus und hören wegen der Truhe. Ach was, ich brauch' mich jetzt eigentlich auch nicht so zu hetzen mit der Näherei für Frau Hansen. Du mußt springen, Jensine, und uns ein bißchen gutes Brot zum Kaffee holen."

„Und ich will nicht, daß du damit hantierst und sie verdirbst, ehe ich dir richtig beigebracht habe, damit umzugehen," hieß es, als die Tochter mit den Brötchen wiederkam.

„Hand-Nähmaschine auf Abzahlung . . . du mußt bitten, daß wir die Zeitung behalten dürfen" . . .

Digitized by Google

Jensine setzte sich oben auf die Truhe und hämmerte ihr mit den Absätzen ein vergnügtes Lebewohl. —

* * *

Es war förmlich ein Fest für die Näh-Maisa, als sie eines Tages, zu Ende des Frühlings, wieder zu Tranems kommen und dort in der Mädchenstube sitzen durfte, während die Sonne schräg an dem einen Fensterpfosten hinunterlief und über die Kommode mit Marens kleinem Spiegel und ihren Nippessachen und weiter hinten über den Rand des Mädchenbettes. Sie hatte sich so gesetzt, daß sie die warme Sonne gerade auf den Schultern und dem Nacken spürte, es war den ganzen April hindurch richtiges Gichtwetter gewesen, und nun war es rein, als ob man wieder-auflebte.

Sie hatte am Vormittag Besuch von der kleinen Jakoba Schau erhalten. Die Kleine spielte umher, daß es nur so eine Art hatte; die ganze Stube zog sie mit ihrer Puppe entlang. Die sollte sich in einem zweistöckigen Hause, das sie durch Übereinandersetzen zweier Stühle hergestellt hatte, aufs feinste einrichten. Und dann wollte sie gern, daß Maisa einen Mantel für Rosa nähen sollte.

Ja—a, das konnte schon noch geschehen, wenn sie nur erst mit diesen Gardinen etwas weiter wäre, die zur Wäsche gestopft werden sollten.

„Aber was ist denn das, was du da unter dem Stuhl herrichtest?"

„Das soll ein Laden sein, und den muß jemand mieten; Rosa und ihr Mann, denen das Haus gehört, können ihn nicht leer stehen lassen, verstehst du, . . und es muß auch immer einer drunten wohnen, dann wird es warm."

„Nein, was das Kind klug ist!"

„Das muß ich doch wissen, das hat Vater gesagt. Sie hat auch die Schneiderin."

„So, — wo denn?"

„Nein, das mußt du sein," —

„Ach so, — ja ja, — das kann ich schon auch noch."

„Du mußt sagen, wenn sie zum Maßnehmen und zum Anproben kommen soll; ich habe auch ein Metermaß, du!"

„Fängst du auch schon an mit diesem Centimetermaß? Ich dächte, es hätte gut bei der Elle bleiben können."

Die Sonne schien, die zehnjährige Jakoba spielte, und Maisa saß da und gehörte mit zum Spiel; sie sollte Schneiderin in Rosas Mädchenkammer sein. In dem länglichen Gesicht mit der eigenartigen Oberlippe lag etwas zufrieden Heiteres, ein Gepräge gleichzeitig des Hartarbeitens und des Leichtvergessens. Die Brauen waren stärker und dichter geworden, und das Haar, das am Nacken ab und zu in den Bereich der Sonne kam, war reichlich mit Grau untermengt.

Jakoba hatte schon die ganze Ladenwohnung eingerichtet, als die alte Schlaguhr sie aufmerksam machte, die sich ohne zu schlagen vorwärts schleppte und schon halb elf zeigte.

Sie hatte Sorge, daß sie den Mantel am Vormittag nicht mehr bekommen würde, — merkte Maisa; sie war zur Großmutter hineingegangen; und da kam sie denn einige Zeit nachher mit einem alten, ausgetrennten Stück geblümten Wollbrokats mit Seidenfutter heraus.

„Das sollst du haben, Maisa, daraus kannst du schneidern; ich bat erst Tante Rasch, aber sie ist heute so taub, daß sie garnichts verstehen kann."

„Komm her damit, und mit der Puppe. Die muß jetzt eine Weile ausgegangen sein, zur Schneiderin, während du spielst."

Näh-Maisa blieb indessen still sitzen, beide Teile auf dem Schoß, und es dauerte lange, ehe sie Hand anlegte —

Sie starrte auf das Zeug . . . Ja, es war von dem Pariser Mantel! Den sollte sie wohl kennen . . . daran nähte sie an jenem Abend, es war nun über zwanzig Jahr. An jenem Abend saß sie und rang auf Tod und Leben, in kalten Schweiß gebadet vor Entsetzen und Angst vor Frau Tranems Rückkehr, und sie dachte, sie könnte dem Verhängnis entgehen, und dann mußte, mußte sie ihn nehmen! Ja, wie sie angestrengt genäht und dabei gegrübelt und die Zeit berechnet hatte über diesem Stück Zeug, sie entsann sich noch genau der ganzen schrägen Naht, während sie da gesessen hatte und gemeint, Frau Tranem müßte kommen, ehe sie damit zu Ende wäre, und die Blumen im Wollbrokat wollten ihr fast vor den Augen

Digitized by Google

flimmern wie damals. Und als sie dann den Pariser Mantel für Grete zusammenlegte . . .

Die Augen in dem stillen Gesicht, aus dem alle Farbe gewichen war, bekamen etwas Bohrendes, während sie saß und gleichsam in die Vergangenheit starrte, und es pochte ihr bis in den Hals hinauf. Für das, was damals geschehen war, mußte auch einst jemand anders Rechenschaft geben, sowohl für Elling, als —

„Aber wirst du denn garnicht anfangen, zuzuschneiden, Maisa!"

Maisa erhob sich und nahm die Schere von der Kommode. Ihre Figur war dünn und schmächtig, fast wie die eines alten Mädchens, und sie fing sofort an, zu messen und zu schneiden.

„So, nun kannst du deine Puppe wieder nehmen."

„Ja, aber Rosa muß kommen und anprobieren."

„Ja doch."

„Wann kann ich kommen? — Es ist Rosa, die fragt;" sie hielt Rosa hin.

„Oh, um ein Viertel auf zwölf."

„Du mußt mich nicht anführen."

„Nein, ich werde schon pünktlich sein, Frau Rosa wird es sehen."

Maisa saß und nähte, während Jakoba spielte und für Rosa wegen der Miete unterhandelte, und die Sonne fiel warm über den Fußboden hin, unten auf das Gehäuse der Schlaguhr.

Es wurde auch ein Pariser Mantel, dieser kleine, ganz genau; und die Gedanken gingen allmählich von der Wunde, die er so plötzlich aufgerissen hatte, hin zu einem, dessen Weg im Leben sie immer von fern verfolgt hatte; mehrere Jahre war er in Nordland Doktor gewesen und war dann ins Ausland gereist, um eine gewisse Art von Kranken zu studieren, über die er später etwas Gelehrtes geschrieben hatte, und jetzt hatte er eine Anstellung in Bergen.

Und vorigen Sommer, als hier die große Naturforscherversammlung war, mit all den Festlichkeiten zu ihren Ehren und Ausfahrten per Dampfschiff und mit Wagen, da hatte sie aus den Listen bei Doktor Schaus gesehen, daß er auch dabei war.

Und als das große Festessen auf Tivoli abgehalten werden sollte, stand sie am Eingang, im dichten Gedränge derer, die sie kommen sehen wollten. Sie hatte schon vor drei Uhr dort gestanden und mit der Hand den Pfosten dicht neben der Thür gefaßt. Da kamen sie, einige Arm in Arm, in Unterhaltung begriffen, mit leichten Mänteln über dem Festanzug, an dem hier und da ein Orden blitzte; andre mit dem Staubmantel über dem Arm. Man hörte Dänisch und Schwedisch und auch andre Sprachen, und hin und wieder riefen die Leute einen Namen, wenn es irgend ein recht berühmter aus den fremden Ländern war. Aber sie sah nicht nach ihnen.

Die ersten Ärzte der Stadt waren bekannt genug; jeder führte seine fremden Gäste.

Und dann, ja — dann kam einer von ihnen, ein Professor von kleiner Statur mit einem andern am Arm, einem kleinen, mageren kräftigen Mann, der das kluge, lebhafte Gesicht mit den breiten Kinnladen dicht an das des Professors steckte, während er lebhaft sprach und mit den Armen umherfuhr, und die Augen leuchteten und blitzten hinter der Brille. Der feine, schwarze Hut saß leicht und ein wenig schief gerückt — wohl, weil es da in der Sonne so warm war, — auf dunklem, weichem, mit einigen grauen Streifen untermischtem Haar. Das sollte sie wohl wiedererkennen, obgleich die Spuren der Zeit darin sichtbar waren! Und der kluge Mund mit seinem Lächeln.

Er blieb einen Augenblick stehen, den Staubmantel auf dem Arm, und die grauen Augen fuhren, als er zur Thür hineinging, plötzlich gerade über die Stelle, wo sie stand. Es gab eine Zeit, in der sie zusammen da hineingingen!

Sie sah, er hatte drei Furchen in der Stirn. Er durfte sie wohl haben, so wie er gearbeitet hatte.

Und sie war froh, wenn sie daran dachte, daß wohl keine dieser Furchen um ihrettwillen gekommen war. Er hatte eine Hauslehrerstelle angenommen und die Stadt verlassen, sowie sie ihm geschrieben und ihm alles erzählt hatte. Sie hatte nie erfahren, wie er es aufgenommen hatte.

Aber e r war ihr wohl mehr gewesen, als s i e ihm; das sah sie jetzt wohl ein.

Digitized by Google

Wenn sie daran dachte, wie sie des Abends da nach Grönland hinausgegangen war, ja gerade hier von Tranems, manchmal so unruhig und oft, daß sie kaum die Füße auf dem Trottoir spürte, so hatte sie sich gesehnt! Und wie sie schon unten an den Fleischerbuden anfing, nach ihm auszuschauen, und so himmelsfroh und erschrocken wie sie war, wenn sie ihn sah . . . Ja, viele, viele Gedanken kamen, und nie hatten sie von ihr weichen wollen; würden es auch nie thun.

„Weißt du, Maisa, was die Mädchen zuhause wunderlich finden? . . . Sie begreifen nicht, daß die Leute dich Maisa Jons nennen, wenn du doch Madam Ellingsen heißt."

„So, — ich denke, das geht sie nichts an; paß du nur auf deine Puppe."

„Ja, aber du bist ja mit einem Schuhmacher verheiratet gewesen?"

„Ach ja, das bin ich, ja — acht Jahre lang; und weiß Gott! schwer waren sie . . ." kam es halb, als spräche sie zu sich selbst.

Sie nähte wieder weiter, und ihre Gedanken gingen mit der Arbeit um die Wette. Die waren heut mit einem Mal über sie gekommen und mußten ihren Lauf haben.

Sie nähte und nähte an dem Pariser Mantel und hatte nun nur noch die Ärmel einzusetzen und den Kragen zu machen.

Die Sonne stieg über die Schlaguhr hinauf, und Jakoba fuhr fort zu spielen und zu warten.

Wie das alles enden sollte? Jahr aus, Jahr ein ging es so weiter in den Fenstereken, und so würde es vielleicht auch schließlich da enden; oder vielleicht auch raffte die Gicht sie fort.

„Ja, Maisa! jetzt ist es gerade ein Viertel auf zwölf; jetzt kommt Rosa, um zu hören, ob sie anprobieren kann."

Sie ließ sie aus der zweiten Etage und über den Fußboden hin spazieren.

„Ja, Frau Rosa, wenn Sie so gut sein wollen? Ich denke, der sitzt, was? Das ist wirklich ein Pariser Mantel! . . . Wenn Frau Rosa nachher wieder zuhause ist, werde ich damit hinüberkommen, so kann sie ihre Besuche noch am Vormittag machen."

Und so ging es noch eine Zeit lang fort; Maisa war Schneiderin in Rosas Mädchenkammer.

Ende.

Von Frauen und über Frauen.

Nur von den kleinen Tagesereignissen in Anspruch genommen, müssen die Frauen schlau und listig werden. Oft empörte sich mein Inneres, wenn ich beobachtete, welche Schliche manchmal von Frauen gebraucht wurden, um sich die Erfüllung irgend eines albernen Wunsches zu ermöglichen. Da man ihnen nicht erlaubt, über Geld zu verfügen oder irgend etwas ihr Eigentum zu nennen, lernen sie am Haushaltungsgeld knickern. Diese Kleinlichkeiten würden den Charakter der Frauen nicht entstellen, wenn sie mehr Selbstachtung haben dürften, und wenn politische Fragen und Fragen der Moral für sie Interesse bekämen; ich behaupte sogar, daß dies der einzige Weg ist, um die Frauen für ihre häuslichen Pflichten tüchtig zu machen. Ein thätiger Geist umfaßt den ganzen Kreis seiner Pflichten und findet für alles Zeit. Es sind sicher nicht dreiste Versuche, mit männlicher Kraft wetteifern zu wollen, noch ist es wissenschaftlicher oder litterarischer Ehrgeiz, die die Frauen ihren Pflichten entfremden. Nein, es sind Indolenz, Eitelkeit und Vergnügungssucht, die in jedem leeren Hirn die Herrschaft führen.

Mary Wollstonecraft.
(Eine Verteidigung der Rechte der Frau.
Deutsch von P. Berthold.)

Digitized by Google

Theodor Storm.

Von

Clara Lent.

Nachdruck verboten.

Noch wie in germanischer Zeit unterscheiden sich in der Gegenwart einzelne deutsche Stämme so deutlich von ihren Volksgenossen, daß häufig statt des lebendigen Gefühls nationalen Einsseins nur das frostige Bewußtsein politischer Zusammengehörigkeit von Stammesart zu Stammesart waltet. Das Gebiet eines solchen Stammes ist Schleswig-Holstein, und es hat alle Ursache, seinen beiden mächtigen künstlerischen Vermittlern mit Alldeutschland dankbar zu sein: Klaus Groth und Theodor Storm.

Es war auch eine allgemeine Trauer in Husum, als Theodor Storm an einem Julitage des Jahres 88 in die Gruft gesenkt wurde. — Wir alle fühlen uns daheim in der „grauen Stadt am grauen Meer", die wir in Storms Dichtungen durch ihre alten Gassen gewandelt sind. Storm selbst hat sich in ihr recht eigentlich heimisch gefühlt, denn das Städtchen und seine Bewohner und die Wege, die aus den Thoren in die weite Heide führen, haben sich der Knabenphantasie als ein bescheidenes aber unsäglich trauliches Erdenparadies eingeprägt. Das wohlhäbige Elternhaus, — sein Vater war ein angesehener Rechtsanwalt —, der große Kreis tüchtiger, ortsangehöriger Verwandter und Freunde und dazu die Muße individuellen Auslebens in der kleinen Stadt: das war der gesunde Boden, in dem er wurzelte. Und auch die zweite Heimat begabter Jugend stand ihm offen: die Welt der Träume und alten Geschichten. Urgroß-mutter und Großmutter, alte Hausfreunde, eine greise Magd trugen ihm zu, was vorzeiten in diesem oder jenem Hause geschehen war, Sagen und Spukgeschichten, die sich an einsame Gehöfte in der Heide knüpften. — In Lübeck auf dem Gymnasium empfing er einen starken dichterischen Eindruck durch Heines Buch der Lieder, und beide Elemente: was das Volk ersinnt, und was ein großer Lyriker an subjektiv Empfundenem gestaltet hat, sollten Hauptelemente seines eigenen späteren Schaffens werden. — Als es galt, ein Brotstudium zu ergreifen, wählte er die Jurisprudenz, ohne Begeisterung und ohne Abneigung. Ungleich andern Künstlernaturen, hat er sich mit den Anforderungen seines Berufs gut abgefunden, in schönem Gleichgewicht zwischen praktischer Arbeit und weltabgewandtem Phantasieleben. — Unerfreulich gestaltete sich seine Thätigkeit als Rechtsanwalt in Husum erst, als nach 1852 die dänische Bedrückung allen Deutschgesinnten das Leben in Schleswig-Holstein verleidete. Storm hatte seine anti-dänische Gesinnung zu offen an den Tag gelegt, um nicht auch zu den Mißliebigen zu gehören. Mit schwerem Herzen, aber unverzagt verließ er die Heimat.

„Und wenn wir hilfelos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsren spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament,

Digitized by Google

Denn kommen wird das frische „Werde",
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt."

Die Jahre, die er nun im preußischen Staatsdienst in Potsdam und Heiligenstadt verlebte, hat er nie aufgehört als Verbannung zu betrachten, ein so glückliches Heim seine Frau ihm auch bereitete, so anregenden und fördernden Verkehr er auch — besonders in Potsdam — unterhielt. Aus diesen Jahren stammen seine persönlichen Beziehungen zu Mörike und Eichendorff, seinen Geistesverwandten, — zu Fontane und Heyse.

Das Jahr 1864 brachte ihm die Rückkehr in die Heimat. Storm sah schon damals über die Zugehörigkeit zu Preußen hinaus, hoffend auf die spätere zum deutschen Reiche: „Wir wollen einen jungen, festen Fuß auf unsre heimatliche Erde setzen, denn, trotz alledem, ich lasse es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit des deutschen Reiches ist im Beginnen, und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen, wir gehören auch dazu!"

Von nun an verließ er die heimische Scholle nicht wieder; nachdem er seinen Beruf als Amtsgerichtsrat aufgegeben und die Sechzige überschritten hatte, zog er sich in das nah bei Husum gelegene Kirchdorf Hademarschen zurück, um nach seinen Worten „mit dem Frühling zu blühen und mit dem Herbst zur Ruhe zu gehen". — In unausgesetzter schriftstellerischer Thätigkeit verflossen die letzten Lebensjahre. Inmitten einer engverbundenen Familie, in eifrigem Briefwechsel mit litterarischen Freunden, unter denen besonders Keller zu nennen wäre, blieb ihm das frohe Lebensgefühl erhalten, das ihn während des Baues in Hademarschen an Erich Schmidt hatte schreiben lassen: „Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen!"

Wenigen ist's so wie Storm gelungen, ihre Umgebung nach individueller Neigung zu gestalten! Das schlichte, geräumige Haus mit dem mächtigen Garten, das Musikzimmer, in dem er seine Kinder zum Gesang mit meisterhaftem Spiel begleitete. Die Bibliothek, in der vor allem die Romantiker: Brentano, Arnim und der Teufels-Hoffmann vertreten waren, daneben alte Volksbücher, Sammlungen von Sagen, — Mappen mit Zeichnungen Chodowieckis, — alles trug den Stempel starker, schlichter Eigenart. In größerer Gesellschaft still und verschlossen, bewahrte er sein Bestes für den engsten Kreis. —

Denselben Charakter der Intimität wie sein Leben tragen auch seine Werke. Storm selbst sagte: „Tiefes Selbsterleben ist das Wesentliche. Das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke!"

Tiefes Selbsterleben gab für seine Dichtungen die erste Anregung, den „Perpendikelanstoß", wie er es nannte. Das verleiht ihnen insgesamt den lyrischen Charakter.

Je reifer seine Persönlichkeit, je unpersönlicher seine Interessen wurden, um so weiter zog sich der Kreis des Selbsterlebten. Denn das ist ja das Vorrecht des Künstlers, daß ihm beobachtete, mitgefühlte Schicksale zu eigen werden, daß seine Intuition Nurerzähltes, Gehörtes, Gedachtes von innen heraus mit persönlichem Leben zu erfüllen weiß. Bei Storm läßt sich das wachsende Interesse an fremdem Seelenleben, die wachsende Kraft, es zu gestalten, deutlich verfolgen. Von

Digitized by Google

„Immensee“ bis zum „Schimmelreiter“ ist ein weiter Weg zurückgelegt vom Engen ins Weite.

Storm hat es selbst geäußert, daß seine Novellen aus der Lyrik erwachsen seien. Einzelne Bilder und Situationen mit starkem Stimmungsgehalt haben ihm vorgeschwebt, er hat sie festzuhalten gesucht und erst nur notdürftig den Faden der Handlung zwischen ihnen fortgesponnen. Im Banne der Stimmung wollen uns vor allen die älteren Novellen halten, und es ist eine Stimmung, die bei ihm alles beherrscht: die der Wehmut. Im „Staatshof“ heißt's einmal: „mich überschlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist.“

Zart verklärend liegt die Wehmut, die dieser Schauer zurückläßt, über der Skizze „Ein grünes Blatt.“ Zu einem dürren Buchenblatt hat da einer in sein Taschenbuch geschrieben:

„Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.“

Durch alle älteren Novellen Storms zittert dieses Bewußtsein, daß der Augenblick niemals wiederkehrt, — und häufig verleiht es seinem Genuß der Gegenwart eine schmerzliche Intensität. Oft aber raubt ihm auch das Bewußtsein der Vergänglichkeit den Mut zum Gegenwartsgenuß, — er deutet es in seinem Gedicht als „Beginn des Endes“.

„Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch spricht es stets darein,
Und dennoch stört es dich zu leben.

Wenn du es andern klagen willst,
So kannst du's nicht in Worte fassen;
Du sagst dir selber: Es ist nichts!
Und dennoch will es dich nicht lassen.

So seltsam fremd wird dir die Welt
Und leis verläßt dich alles Hoffen;
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.“

Erinnerungssüchtig hat man Storm genannt. Was läßt denn ihn und seine Gestalten so im Vergangenen leben als ein tiefes Mitleid mit dem Vergehenmüssen, der Wunsch, allem, was auf Erden wesenlos geworden, eine Fortdauer in der Erinnerung zu gewähren! Als eine Pflicht erscheint ihm die Erinnerung. So sagt er von den Toten:

„Sie starben; doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst.“ —

Digitized by Google

Tote Zeiten, totes Glück — in ihnen leben und weben seine Gestalten, für deren jede die Worte in „Angelika“ gelten: „Ihm war, als stehe seine Jugend in unendlicher Ferne hinter ihm und strecke mit schmerzlicher Geberde die Arme nach ihm aus.“ — Später hat der Dichter gesagt: „Wenn man alt wird, kommt zu viel Ver=

Theodor Storm.

gangenheit ins Leben, und die ist der Tod der Hoffnung.“ Schon dem jungen Storm ist gar viel Vergangenheit ins Leben gekommen — daher die tiefe Hoffnungs=losigkeit der meisten Novellen, die sich nur hinter dem zarten, maßvollen Ausdruck verbirgt. Selten nur tritt in den Novellen die Vergangenheit lächelnd in den Kreis der Gegenwart, — das geschieht da, wo Storm die Kette der Generationen sich schließen läßt, wie in dem vollendeten kleinen Familiengemälde „Im Saal“. Da wird der alte Gartenpavillon, in dem ein vergangenes Geschlecht sich freute, neu=

Digitized by Google

geschmückt im Dienst einer neuen Jugend. — In den meisten Erinnerungsnovellen aber ist die Vergangenheit wie jenes Prunkzimmer des alten Arztes in „Drüben am Markt", ein verschlossenes Gemach, aus dem Leben und Hoffnung gewichen sind, das man zu betreten zagt, weil es aus allen Ecken flüstert: Vorüber, unwiederbringlich vorüber! Denn Storm vermag sich nicht mit dem Gedanken an ein Jenseits über die Endlichkeit der Dinge fortzutrösten. Sein Gedicht „Ein Sterbender" spricht seine Überzeugung unumwunden aus.

„‚Einschlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
Und näher kommt die rätselhafte Nacht!' — —
Ihm unbewußt entfliehen die Gedanken
Und jagen sich im unermeßnen Raum. —
Da steigt Gesang, als wollt's ihn aufwärts tragen;
Von drüben aus der Kirche schwillt der Chor,
Und mit dem innern Auge sieht er sie,
So Mann als Weib am Stamm des Kreuzes liegen.
Sie blicken in die bodenlose Nacht;
Doch ihre Augen leuchten feucht verklärt,
Als sähen sie im Urquell dort des Lichts
Das Leben jung und rosig auferstehn.
‚Sie träumen,' spricht er — leise spricht er es —
‚Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.'
Abwehrend streckt er seine Hände aus:
‚Was ich gefehlt, des einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
Was übrig ist — ich harre in Geduld.' "

Storm liebt die Plätze, wo die Vergangenheit sich noch ergeht, er klagt:

„Dunkle Cypressen,
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen."

Verwilderte Gärten mit übergrasten Wegen, dunkle Zimmer mit geschlossenen Läden und verblichenen Tapeten, — solche Räume werden ihm zum Symbol. Als in „Viola tricolor" die zweite Gattin sich mit der Erinnerung an die erste ausgesöhnt, die Vergangenheit in ihr Leben aufgenommen hat, öffnet sich auch der Garten der Verstorbenen dem triumphierenden Einzuge der Kinder. — Storms Dichtungen meiden die Orte, wo die Gegenwart raschlebig die Spuren der Vergangenheit austilgt, — deshalb sind sie zuhause in kleinen Städten oder auf dem Lande, wo die Menschen sich einspinnen können in ihre Vergangenheit. Stille, resignierte Existenzen schildert er mit Vorliebe, die Leid und Freud im kleinen Kreise ausleben. — Eigentümlich, daß dieser Sinn fürs Idyllische bei dem jungen Storm am stärksten ist. Er führt uns in seiner ersten Geschichte „Die alte Marthe und ihre Uhr" in eine solche Stille, daß man die Zeit verrinnen zu hören meint bei dem ungleichen Pendelschlag der alten Uhr. — Dieselbe Stille der Weltenferne überkommt einen in „Ein grünes Blatt", wo es von dem alten Bienenzüchter heißt: „Die Worte des alten Mannes hörten sich an wie ein rieselndes Wasser; ein Stillleben nach dem andern entfaltete sich aus den milden Reden." —

Digitized by Google

In solchem Stillleben sind die Bande des Bluts von besonderer Stärke, — und so ist denn die Pietät, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie in den Novellen stark ausgeprägt, die Beziehungen zwischen den Geschwistern, zwischen Eltern und Kindern sind zugleich tiefgründig und zart. So gruppiert sich eine Reihe von Erzählungen um Familienfeste, bei denen sich Gelegenheit findet, alte und neue Zeit einander gegenüber zu stellen.

Es ist, als ob der junge Storm keine Sympathie für ein Streben ins Weite, für berechtigten Ehrgeiz, für nach außen wirkende Kraft hätte. Es ist, als ob seine Helden — wenn man das Wort überhaupt brauchen kann — so ganz eingesponnen wären in ihr Privatleben, in ihre Seelenzustände, daß sie die große Welt darüber vergessen, ja sich übersensitiv gegen die Härte des realen Lebens verschließen. Gar so grübelnd, so passiv abwartend, so wenig selbstvertrauend sind die Männer, denen die Sympathie seiner Jugendnovellen gehört! Am stärksten tritt dieser Zug in „Angelika" hervor, das überhaupt für die Psychologie seiner Gestalten höchst charakteristisch ist.

Ehrhardt ist eine feinsinnige, selbstlose Natur. Er verzichtet auf das Mädchen, von dem er sich geliebt weiß, weil er ihr keine ganz sorgenfreie Existenz bieten kann. Er verzichtet so schnell, nur weil er keine Spur von Wagemut und Selbstvertrauen besitzt; er verzichtet, obwohl er sie darunter leiden sieht, — und er verzichtet doch nur halb! Denn als er nach einer Zeit gänzlicher Loslösung doch noch in die Lage kommt, sich zu verheiraten, kehrt er in der sicheren Voraussetzung zu ihr zurück, daß sie — hoffnungslos — seiner geharrt habe. Und doch hat er sie enttäuscht und hilflos zurückgelassen, umworben von einem andern, den die Mutter begünstigt. Ehrhardt kommt, als sie sich gerade mit diesem verlobt hat; nun vertraut er nicht auf die Kraft seiner Liebe, versucht nicht, sie aus den Fesseln zu lösen, — bewahre! Verzweifelt, aber resigniert reist er ab, ohne sie auch nur gesehen zu haben. Abermals geschieht das Unerwartete: Angelikas Verlobung löst sich durch den Tod des Bräutigams. Aber nun ist seine Liebe nicht stark genug, um zu verwinden, daß sie einem andern das Jawort geben konnte. Er fühlt, „daß er sie erst jetzt und für immer verloren habe." —

Und dieser Ehrhardt ist mit Überzeugung, mit voller Sympathie gestaltet, ein Geistesbruder Reinhards in „Immensee", der ebenso träumt und zögert, sich in der Ferne auslebt und darüber eigenes und fremdes Glück versäumt. Uns Menschen von heute wandelt eine Ungeduld an diesen schönheitsseligen Männern gegenüber, die so wenig des Geschickes Meister sind.

Mit entschiedener Verachtung behandelt der junge Storm die derben, weltlichen Naturen. Man möchte ihm die Vischerschen Worte zurufen:

„Wer aber lebt, muß es klar sich sagen,
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit!"

Dem jungen Dichter scheinen diese Gestalten der Vertiefung gar nicht wert. So kennzeichnet er den glücklichen Bewerber um Anne-Lenes Hand im „Staatshof" mit einem einzigen widerwärtigen Zuge: der Mißhandlung eines Insekts.

Die Veranlagung Storms läßt ihn mit größerer Hingabe die Frauen gestalten, in denen er das ästhetische Element stärker betonen kann. Mädchen sind es zumeist,

Digitized by Google

und auch seine Frauen bewahren etwas Mädchenhaftes, „wie es Frauen eigen ist, die sich geliebt wissen." Feine, zärtliche Gestalten sind's, mit seelenvoller Grazie, die ihrem Bewegen, Sprechen, Lachen einen stillen Zauber verleiht. Er versäumt selten hervorzuheben, daß sie anmutig dahinwandeln. In „Immensee" heißt's: „wie sie an seiner Seite ging, wandte sein Blick sich immer wieder nach ihr hin; denn sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde." — Allen ist der Tanz eine angeborene Kunst, er ist ihr ersehntes Element seelisch-sinnlichen Genusses. Sie alle verlangt es nach Schönheit, sie mögen nichts Plumpes, Derbes an sich leiden. Die kleine Patrizierin Anne-Lene kleidet sich nur in Weiß; die arme Lore Beauregard in „Auf der Universität" giebt das mühsam Erworbene fraglos hin für ein durchsichtiges Gewand. — Der Klang ihrer Stimmen ergreift, ihr Lachen ist leise und süß. Es heißt von Fränzchen in der Rokokonovelle „Im Sonnenschein": „Sie lachte — eine ganze Weile — unhörbar erst; man sah es nur. Er lehnte sich zurück und blickte sie mit Entzücken an; sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin, wie ein Windhauch über den See, so lachte niemand anders!" — Etwas Märchenprinzessinnenhaftes haben sie alle mit ihren schmalen Händen, ihren feinen Gliedern, mit ihrem stillen Wesen, das kein Wort findet für die tiefste Empfindung, die nur aus der Tiefe ihrer Augen spricht. Auch dieses Betonen des Blicks ist bezeichnend für Storms Suchen nach dem Ausdruck ihrer Seele. Er spricht von der Augen „heimatlichen Sternen", von „schwesterlichen" Augen, von den „irrenden" des Harfenmädchens. „Es blüht etwas im Grunde", heißt's von verräterischen Mädchenaugen. Aus der unerschöpflichen Fülle der Beiwörter kehrt Storm aber immer wieder zu den „stillen" Augen zurück.

Denn etwas Stilles haben diese Mädchen alle, etwas Tiefeingesponnenes in ihren Lebensinhalt, ihre Liebe! Vielleicht die rührendste Mädchengestalt Storms ist jene Namenlose in „Posthuma", die der Tod früh gezeichnet hat, und deren blumenhaftes Dasein an einer schweigsamen Leidenschaft verbrennt. Diese eigenartige, unausgesprochene Leidenschaft ist der tiefste Seelengrund der Stormschen Frauen.

Ich weiß keinen Dichter, der die Verzauberung junger Liebe, das Traumhaftwerden der Wirklichkeit zugleich mit der höchsten Steigerung des Lebensgefühls zu schildern wüßte wie er! Nur in Meister Gottfrieds „Tristan und Isolde", zumal in der Schilderung der Seefahrt, als „die sehnende Schwere" beginnt, und in des andern Meister Gottfrieds, Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorf" — ist der Zauber der Liebe so elementar wirksam und zugleich so zart! — Storm empfindet die Stimmung in „Tristan und Isolde" selbst als eine verwandte; in zweien seiner Novellen greift die Dichtung in das Schicksal seiner Helden ein. Auch Storm zeigt uns mit Vorliebe Lebenslieben, die von dem ersten Erwachen der Seele bis zum Tode währen und in denen Seelisches und Sinnliches zu untrennbarer Einheit verschmolzen ist. Diese Verschmelzung sichert seinen Liebesscenen ihre fleckenlose Reinheit.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Fabrikinspektorin vor dem preußischen Abgeordnetenhaus.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

In einem Artikel der Schmidschen „Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" über die Mädchenschule findet sich der Satz: „Daß eine Frau an der Spitze (der Schule) stehe, der sich in Beziehung auf Anordnungen im Unterricht und in der Erziehung die Männer unterzuordnen haben, ist und bleibt eine Anomalie, die auf keine Weise gerechtfertigt werden kann." In letzter Instanz ist immer der Mann derjenige, welcher entscheidet: „denn das ist göttliche Ordnung im Leben."

Dieser Auffassung begegnen wir immer wieder, wo es sich um ähnliche Fragen handelt, wenn auch der naive Egoismus, der darin zu Tage tritt, sich nicht immer mit gleicher Unbefangenheit auf eine transcendente Sanktion zurückzieht. Unsere Schulverwaltung hat offiziell damit gebrochen, indem sie nicht nur für die Privatschule, wo sie kaum anders kann, sondern auch für die öffentliche Schule Frauen als Leiterinnen zuläßt.

Ein zweites Dogma von ebenso fragwürdiger Beschaffenheit sehen wir gleichfalls noch viele Gläubige um sich scharen. Es lautet: Die Frau hat geringere Bedürfnisse als der Mann, sie hat in der Regel für keine Familie zu sorgen, also erhält sie für die gleiche Leistung ein geringeres Gehalt. Was würden die Vertreter dieser Anschauung sagen, wenn den Junggesellen unter ihnen ein geringeres Gehalt zugemessen, wenn dieses überhaupt nach der Kopfzahl der Familie berechnet und etwa beim Tode eines Kindes die Leidtragenden auch noch durch einen entsprechenden Gehaltsabzug gestraft würden?

Das sind Ungereimtheiten, sagt man. Gewiß, aber es sind nur die logischen Konsequenzen jener ersten Ungereimtheit. An Stelle der beiden angeführten veralteten wirtschaftlichen Dogmen sollte heute nur der eine Satz maßgebend sein: in ein Amt wird gestellt, wer es ausfüllen kann, ob Mann, ob Weib, und bezahlt wird nach der Leistung, nicht nach dem Geschlecht.

Wie fest aber die alte Geschlechtsdogmatik noch in den Köpfen sitzt, das bewiesen vor kurzem wieder zwei Debatten im preußischen Abgeordnetenhause. Bei der ersten (3. März 1899) handelte es sich um die Besoldungsverhältnisse der im Staatsdienst thätigen Telegraphistinnen. Der Abgeordnete Broemel, der warm für diese bisher nur diätarisch angestellten Beamtinnen eintrat, richtete an den Minister der öffentlichen Arbeiten die Frage, ob eine definitive Anstellung für sie in Aussicht genommen sei. In der Antwort des Ministers spielt gleichfalls der Gedanke, daß die Bemessung des

Digitized by Google

Gehalts mit der Fürsorge für eine Familie im kausalen Zusammenhang stehe, eine Rolle. Auf die Frage, inwieweit thatsächlich unsere angestellten Beamtinnen, zu denen ja auch ein großer Teil der Lehrerinnen gehört, nicht für eine Familie einzustehen haben, soll hier gar nicht eingegangen werden. Wieviel Brüder auf Kosten der Schwestern studieren oder anderweitig erwerbsfähig gemacht werden, wieviel Witwen von den Töchtern erhalten, wieviel verwaiste Kinder von älteren Schwestern erzogen werden, davon wollen wir vollständig absehen. Das falsche wirtschaftliche Prinzip besteht eben darin, daß nicht die Leistung als solche gewertet wird, eine Auffassung, die wir überall sonst vertreten und nur an dieser Stelle durchbrochen sehen.

Das andere Dogma, das der Frau die selbständige Stellung im öffentlichen Leben, das Recht der Verfügung, der Entscheidung vorenthalten möchte, nur weil sie Frau ist, — unter der Präsumtion natürlich, daß sie aus eben diesem Grunde zu solchen Entscheidungen unfähig sei — kam bei Gelegenheit der Debatte über die Fabrikinspektorinnen (6. März 1899) wieder einmal zu seinem historisch beglaubigten Recht.

Im allgemeinen zwar markierte diese Debatte einen bedeutsamen Fortschritt der Frauensache. Wie fast alle Forderungen der Frauen, so hatte auch die Forderung der Gewerbeinspektorinnen, die besonders von Frau Jeannette Schwerin (im Auftrag des Bundes deutscher Frauenvereine) mit der ihr eigenen ruhigen Sachlichkeit bei jeder Gelegenheit verfochten worden war, im Anfang wenig mehr als Geringschätzung erfahren. Die Rede, die der Abgeordnete Dr. Max Hirsch zu Gunsten der Einstellung weiblicher Gewerbeinspektoren hielt, ist bei dem Ansehen des Redners auf volkswirtschaftlichem Gebiet wohl als ein Triumph für die Frauensache zu bezeichnen. Seine Begründung erscheint so durchschlagend, daß wir sie hier anführen möchten.

„Es giebt in unserer Industrie ein Element, das der weiblichen Arbeiter, dessen Bedeutung schon der Zahl nach eine sehr große und stetig zunehmende ist. Nach den Berichten der Gewerbeinspektoren für 1897 hatten wir damals allein in den beaufsichtigten Betrieben gegen 340 000 Arbeiterinnen über 16 Jahre, also ohne die jugendlichen Arbeiterinnen, deren Anzahl auch noch eine sehr beträchtliche ist. Dieses Element bedarf meines Erachtens — und darin glaube ich die Ansichten sehr vieler Kreise auszusprechen — eines besonders wirksamen und eigenartigen Schutzes, weil das Wesen der Arbeiterinnen in vielfacher Beziehung verschieden ist von dem Wesen der männlichen Arbeiter, weil ihre körperlichen und geistigen Bedürfnisse andere sind, und sie in Folge dessen naturgemäß einer anderen Behandlung bedürfen als die Männer. Sie sind am meisten des Schutzes bedürftig — das bedarf wohl keines näheren Beweises; sind sie doch die weitaus schwächeren Elemente und diejenigen, die, weil sie eine eigene feste Organisation nicht besitzen, weil ihnen, bis jetzt wenigstens, in der ungeheueren Mehrzahl diese gegenseitige Hilfe und Stärkung zur Vertretung ihrer Interessen abgeht, um so mehr angewiesen sind auf die Hilfe des Staates, dessen Aufgabe es ist, die Schwachen zu schützen.

Und, meine Herren, ein solcher Schutz kann, ich will nicht sagen, allein, aber jedenfalls am besten gewährt und ausgeübt werden durch ihre Geschlechtsgenossinnen, weil Frauen naturgemäß besser in der Lage sind, das ganze Wesen der Frau, die Arbeiten der Frau zu verstehen, auf ihre Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, als das bei Männern, selbst beim besten Willen, der Fall ist. Ganz besonders ist hier in Betracht zu ziehen das dem weiblichen Geschlecht eigene Schamgefühl, das den Arbeiterinnen, und zwar gerade den besseren, verbietet, sich in gewissen für ihre Existenz, Gesundheit und Sittlichkeit wichtigen Dingen an einen Mann, sei es auch der Fabrikaufsichtsbeamte, zu wenden. (Sehr richtig! links.)

Meine Herren, es ist das derselbe Grund, welcher mehr und mehr das Verlangen der Frauen, Ärztinnen zu werden, als solche die staatliche Anerkennung und die Möglichkeit des Studiums, das dazu erforderlich ist, zu besitzen, hervorgerufen und mehr und mehr zum Ziele geführt hat. Was Sie für die Mediziner als richtig ansehen, muß auch gelten für die Inspektoren; der Gewerbeaufsichtsbeamte soll in vielen Fällen den Arzt vertreten oder wenigstens ergänzen. An ihn sind eine Reihe von Klagen in

Digitized by Google

gesundheitlicher Beziehung zu richten, und da wir in unserm Aufsichtspersonal leider keine Ärzte besitzen, so ist es um so notwendiger, daß die Frauen hier eintreten, und besonders den schwächeren weiblichen Elementen mit ihrem Zartgefühl entgegenkommen.

Meine Herren, Tausende von Frauen wagen es nicht, an einen Mann heranzutreten, obgleich sie das dringende Verlangen nach Rat und Hilfe hätten. Wenn aber eine Frau in ihre Nähe kommt, oder wenn sie auch nur wissen: an die Frau können wir uns wenden, — so haben sie weit mehr Vertrauen; sie haben nicht den Respekt, die Scheu vor der Frau wie vor dem Manne, und deshalb wird mit weiblichen Aufsichtsbeamten das Ziel der Gewerbeordnung besser erreicht werden, wird das Vertrauen, das doch allgemein unter den Arbeiterinnen zu den Aufsichtsbeamten herrschen soll, weiblichen Personen gegenüber ein sehr viel größeres sein."

Diesen allgemeinen Argumenten fügte der Redner das weitere hinzu, daß die Bewegung für die Anstellung der Beamtinnen für Gewerbeinspektion schon den Zug durch die Welt gemacht habe. Fast in sämtlichen Industriestaaten ist sie seit Jahren im Gange, und sie hat vielfach schon ihr Ziel, wenigstens in den Anfangsstadien, erreicht. In Nordamerika, in Frankreich, in England besteht diese Institution bereits, und „mit seltener Einmütigkeit", so heißt es in einer betreffenden Abhandlung des Schmollerschen Jahrbuchs — also einer ganz einwandfreien Quelle — „wird die bisherige Wirksamkeit der Inspektorinnen von Mitgliedern aller Parteien, Sozialökonomen, Führern industrieller, ökonomischer und politischer Vereine gerühmt. Bei einer Nachfrage in Nordengland überrascht die Anzahl konservativer, streng kirchlicher Fabrikanten, welche die Vermehrung der Fabrikinspektorinnen aus religiös-philanthropischen Gründen warm befürworten." — Auch drei Bundesstaaten, Hessen, Bayern und Sachsen-Weimar, haben wenigstens Assistentinnen (in Bayern Funktionärinnen genannt) angestellt.[1]) Daß Preußen immer noch mit der Einführung dieser Institution zögert, meinte der Abgeordnete Hirsch wohl nicht mit Unrecht auf veraltete Vorurteile zurückführen zu dürfen. Auch nach dieser Richtung hin erschienen seine Ausführungen sehr bemerkenswert.

„Es scheint mir das auf gewissen veralteten männlichen Auffassungen zu beruhen, welche den Männern allein den Verstand und den Frauen allein das Gefühl vindizieren. Ich glaube, darüber sind wir jetzt am Ende des 19. Jahrhunderts hinausgekommen, und der Hinblick auf die Hunderttausende von Frauen, die auch bei uns in Deutschland ihr Brot selbständig verdienen durch besonnene, objektive Beurteilung der in Betracht kommenden Verhältnisse, z. B. als Inhaberinnen selbst großer Geschäfte, aber auch als Beamtinnen in Staat und Kommune, sollte doch beweisen, daß den Frauen das objektive Denken keineswegs fehlt. Ja, es wird nicht selten behauptet, daß, wenn die Frau einmal in Geschäfte eintritt und sich derselben annimmt, sie dann schärfer beobachtet, berechnender, praktischer ist als die Mehrzahl der Männer. Und, meine Herren, da in manchen Ländern die weibliche Thronfolge bis zum heutigen Tage besteht und unter den Regenten Fürstinnen von hoher Bedeutung waren und sind, so wird man wahrhaftig den Frauen nicht die Befähigung absprechen, auf Grund der Gewerbeordnung nachzusehen, ob die Vorschriften derselben auch richtig befolgt werden oder nicht.

Dieser Einwand, sowie auch ähnliche andere, dürften also keineswegs ausreichen, um eine so naturgemäße und billige Forderung zu beseitigen; dieselbe ist eine außerordentlich verbreitete. Wie stark das Verlangen bei strebsamen, für das Gemeinwohl glühenden Frauen ist, das geht aus der Thatsache hervor, daß nicht nur der große Bund der Frauenvereine, der jetzt über 50 000 Mitglieder zählt, eine Petition an das Hohe Haus nach dieser Richtung gerichtet hat, sondern daß in den letzten zwei Jahren eine Anzahl Frauen und Mädchen sich zusammengefunden haben, um Vorbildungskurse namhafter Gelehrter und Beamter zu nehmen, damit für den Fall, daß unsere Staatsregierung solche Beamtinnen verwenden wollte, die Frauen sagen könnten: wir haben uns schon aus eigenem Antriebe zu dem Dienst

[1]) Wir verweisen im übrigen auf den vorzüglich über diese Frage orientierenden Artikel: „Arbeiterschutz und Fabrikinspektorinnen" von Jeannette Schwerin im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 5 (Februar 1895).

Digitized by Google

vorbereitet und stellen uns zur Verfügung. Meine Herren, wenn dabei solcher Ernst obwaltet — denn das wird nicht dilettantisch betrieben, sondern Monate hindurch wurden diese wöchentlichen Kurse gehalten —, so ist diese Sache auch hier wohl als recht ernst zu betrachten. Auch die Arbeiter in ihren verschiedenen Organisationen, die — ich will es nicht leugnen — in mancher Beziehung noch ihre Vorurteile den Frauen gegenüber haben, sind einmütig nach dieser Richtung vorgegangen. Sie haben sich für die Anstellung weiblicher Aufsichtsbeamter erklärt, indem sie gerade auf Grund ihrer praktischen Erfahrung wissen, daß nur dadurch die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiterinnen wirklich zur Durchführung kommen können, und daß ihren weiblichen Genossen auf diesem Wege ein Segen zu teil wird, der auf andere Weise gar nicht zu erreichen ist."

Man kann nicht behaupten, daß die Ausführungen der übrigen Herren über den Gegenstand auf der gleichen Höhe der Auffassung standen; dafür bewiesen sie aber eine seltene, von jedem Parteistandpunkt unabhängige Einmütigkeit in der Anschauung, daß die Frau als solche nicht geeignet sei, einen unabhängigen Posten auf dem betreffenden Gebiet zu bekleiden. In den verschiedensten Variationen wurde dies Thema behandelt. Der Abgeordnete Hitze hielt an der schon mehrfach von ihm vertretenen Auffassung fest, daß das weibliche Geschlecht aus „Damen" und „Blaustrümpfen" bestehe. Er scheint noch immer nicht zu der Überzeugung kommen zu können, daß die gebildete Frau ihre Stelle innerhalb der Kultur verlangt. Auch der Minister Brefeld steht nur der Frage insoweit günstig gegenüber, als es sich um die Anstellung von Gehilfinnen der Gewerbeinspektoren handelt, „die selbst keine Anordnungen zu treffen haben, die nur die Wünsche und Beschwerden der weiblichen Arbeiter entgegenzunehmen haben." In demselben Sinne äußerten sich die Abgeordneten Gamp, Möller und Dietrich.

Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, daß wir uns im Prinzip mit der von diesen Herren vertretenen Auffassung einverstanden erklären. Es hieße das, uns auf den auch diesmal wieder breitgetretenen Gemeinplatz stellen, daß die Frauen zu einer objektiven Beurteilung der einschlagenden Verhältnisse nicht die Fähigkeit haben, hieße die in England bereits gemachten Erfahrungen geradezu Lügen strafen; denn hier haben die Gewerbeinspektorinnen längst volle Beamtenqualität, die Berechtigung zu selbständigen Anordnungen, zur Vertretung vor Gericht ꝛc., und die ihnen gegebene Vollmacht hat in keiner Weise zu Unzuträglichkeiten geführt. Das ist aber augenscheinlich den Herren nicht bekannt.

Die Ablehnung des Prinzips darf nun aber keineswegs zu einer Ablehnung des einstweilen thatsächlich Gebotenen führen. Die Thatsache selbst, daß die Notwendigkeit „weiblicher Vertrauenspersonen, Hilfsbeamtinnen, Funktionärinnen" anerkannt wird, daß diese Auffassung keinerlei Widerspruch erfahren hat, ist bedeutsam genug. Im übrigen dürfen wir die Angelegenheit getrost ihrer eigenen Schwere überlassen. Es schadet den Frauen nichts, wenn sie einstweilen nur helfend und — lernend thätig sein können. Die Objektivität der Beurteilung erwächst nur — bei Männern wie bei Frauen — aus langer, geduldiger Beobachtung der Thatsachen, zu der der Frau bisher Anleitung und Gelegenheit so gut wie ganz gefehlt haben. Wenn sie an der Seite tüchtiger Gewerbeinspektoren beides findet, so wird ihr daraus allmählich die Kraft zur Ausfüllung einer verantwortlicheren Stellung erwachsen, die ihr dann auch gewiß seinerzeit werden wird.

Digitized by Google

Aus meiner Vereinsthätigkeit.

Von

Mathilde Weber (Tübingen).

(Nachdruck verboten.)

Durch Zufall habe ich erst in den letzten Tagen in einer früheren Nummer dieses Blattes eine mich tief ergreifende kleine Novelle gelesen. Der Titel lautete: „Konnte es anders sein?“ Sie behandelt das entsetzliche Schicksal der Familie eines Säufers.

Ich wurde dadurch wieder in schmerzlichster Weise an so manches traurige Erlebnis in meiner mehr als zwanzigjährigen Thätigkeit als Gründerin und Vorsitzende des hiesigen Frauenhilfs- und Armenbeschäftigungsvereins erinnert. Wie viel Jammer, Not und Roheit lernten wir kennen in Familien, denen durch die Schuld der Männer, die dem Laster der Trunksucht verfallen sind, das Leben zur Hölle gemacht wird! Wie ersehnten wir wirksamere Hilfsmittel gesetzlicher oder privater Art zur Bekämpfung dieses folgenschwersten aller Laster!

Mit Freuden begrüße ich deshalb stets die grünen Hefte des trefflichen, noch von dem edlen Menschenfreund Lammers gegründeten und von Dr. Bode fortgeführten „Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“. Wirklich, dieser Verein verdiente die größtmögliche Beteiligung aller der guten Menschen, die ein mitfühlendes Herz haben für den unsagbaren Jammer der unglücklichen Familien vertierter Säufer.

Ich möchte hier wenigstens einen der vielen während meiner Vereinsthätigkeit selbst erlebten Fälle erzählen. Hoffe ich doch, dadurch vielleicht eine größere Teilnahme der Leserinnen dieses Blattes zu erwecken, die leider noch wie so viele edle, gebildete Frauen und Männer irrtümlicher Weise glauben, sie könnten bei diesem sozialen Übelstand keine Hilfe leisten. Und doch können sie es, schon durch eine viel größere, auch öffentlich gezeigte Verachtung des Säufers, durch Vermeidung jeder humorvollen Entschuldigung der verderblichen Trinksitten aller Gesellschaftsklassen. Dann erst, wenn die öffentliche Meinung das Laster des Betrinkens ebenso brandmarkt wie andere gemeinschädliche und strafbare Verbrechen, können wir hoffen, daß endlich die Gesellschaft geschützt werden kann, ehe der Trinker, wie seither so oft, den materiellen und moralischen Ruin seiner Familie herbeigeführt hat. Zeigen uns doch die Berichte der Armenhäuser, Gefängnisse und Irrenanstalten, daß mehr als die Hälfte der Insassen Säufer oder Nachkommen von Säufern sind.

Gewiß wissen viele nicht, wieviel Unheil eben dadurch entsteht, daß die Behörde erst dann eingreifen darf, wenn vollständige Armut und von Zeugen erwiesene lebensgefährliche Mißhandlungen von Frau und Kindern offiziell bekannt geworden sind. Oft kamen, so lange mein Mann Abgeordneter des Bezirkes war, Ortsvorsteher mit der Bitte zu ihm, ob man denn in der Abgeordnetenkammer nicht dafür wirken könnte, daß die Gemeindevorstände zeitiger eingreifen dürften; es rufe sehr viel Erbitterung bei den ordentlichen und fleißigen Bürgern hervor, daß sie mit ihrer Hände Arbeit gesetzlich durch die Besteuerung die heruntergekommenen Trunkenbolde und deren erwerbsunfähige Familienmitglieder ernähren müssen. Sicherlich würde es viel weniger Ärgernis in den Gemeinden geben, wenn die Familie des Trinkers von ihm

Digitized by Google

getrennt und unter den Schutz des Gesetzes gestellt würde, sobald nachzuweisen ist, daß er seine rechtliche Stellung als Familienhaupt und Vermögensverwalter verwirkt habe.

Doch nun zu dem Beispiel, dem einen von Hunderten und aber Hunderten ähnlicher, die für diese Wünsche sprechen könnten.

Eines Tages besuchte ich eine mir vom Krankenverein zugewiesene Wöchnerin. Das Kindchen war erst einen Tag alt, aber schon stand die bleiche abgehärmte Mutter an der Waschbütte; ein kleines zweijähriges Mädchen hing an ihrem Rock, und wimmerte um Brod, die Mutter konnte ihm aber nur eine kleine Rübe zum Abnagen geben.

Es war heute unordentlich und unwohnlich in dem sonst reinlich gehaltenen Stübchen. Die Frau selbst sah verweint und verstört aus. Sie nickte auf meinen Gruß nur stumm mit dem Kopf. Erst nach meinen wiederholten, freundlichen Ermunterungen, mir ihren Kummer mitzuteilen, brach sie in ein verzweifeltes Schluchzen aus und öffnete die Thür zu einem kleinen Kämmerchen.

Dort lag zertrümmert der kleine, von ihr in die Ehe gebrachte Hausrat mitsamt dem Küchengeschirr am Boden, und hier wie im Stübchen wirbelten Bettfedern durch den kahlen Raum.

Noch kamen keine Anklagen über den herb zusammengepreßten Mund; rührenderweise verbergen diese unglückseligen Frauen meist so lange als möglich die Roheit ihrer Männer vor der Welt, bis sie den Jammer ohne Teilnahme nicht mehr zu tragen vermögen.

So begann sie auch erst nach einigem Zögern unter stetem schmerzlichen Weinen mir zu erzählen, daß gestern Abend drei Stunden nach ihrer Entbindung ihr Mann betrunken heim gekommen sei, und unter Toben und Schreien verlangt habe, sie müsse ihm Geld geben. Er habe erfahren, daß sie sich von ihrem Arbeitslohn einiges versteckt hätte für ihr Wochenbett. Er müsse es haben, sie werde deshalb doch nicht verhungern. Als sie schwieg, warf er sie aus ihrem Bett heraus, durchsuchte den Strohsack und fand leider die wenigen zusammengesparten Mark.

Dann ging er mit seinem Raub abermals in das Wirtshaus. Nach einigen Stunden kam er noch betrunkener zurück. Er behauptete, sie müsse noch mehr versteckt haben, und wenn sie es ihm nicht freiwillig gebe, schlage er allen Hausrat zusammen. Ihren bestimmten Versicherungen, daß sie keinen Pfennig mehr habe, setzte er immer größere Roheiten entgegen und zertrümmerte allmählich alles, was sie besaßen. Endlich zerrte er sie nochmals an den Haaren aus dem Bett heraus. Als er kein Geld mehr fand, schnitt er in seiner tierischen Wut noch das Federbett entzwei. Darauf ging er wieder fort und war bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Eine Nachbarin brachte der verlassenen Kranken etwas Suppe und bat beim Krankenverein für sie um Krankenkost. Sie müsse dieselbe ganz heimlich essen, seufzte die Ärmste, sonst mache ihr meist betrunkener Mann es wieder wie bei ihrem früheren Wochenbett und esse den größten Teil ihrer Suppe selbst.

Ich fragte, ob sie ihn denn noch nie verklagt habe? „Gewiß", sagte sie, „ich werde es aber nie mehr thun, denn," setzte sie bitter hinzu, „er wurde zwar einen Monat eingesperrt, aber als er wieder frei wurde, hat er mich noch raffinierter mißhandelt." Später, als ihr das Leben ganz unerträglich wurde, habe sie bei Gericht gebeten und gefleht, man möchte sie doch scheiden, er töte gewiß noch einmal sie und das Kind.

Die Antwort lautete, ehe gefährliche Mißhandlungen durch Zeugen bestätigt würden, könne sie nicht von ihm getrennt werden; ein gesetzlicher Scheidungsgrund sei die Trunksucht bis jetzt noch nicht.

Digitized by Google

D' zwoa „Fuchtigen."

Von

Anna Teſſer-Kießling.

Nachdruck verboten.

Von meinem Balkon aus, der an der Seite des Gaſthauſes, in dem ich für dieſen Sommer meinen Aufenthalt genommen hatte, wie ein Schwalbenneſt unter dem vorſtehenden Ziegeldach hing, hatte ich eine Fernſicht auf die lieblichen, grünen Berge, welche die rechte Seite des anmutigen Schlierſees begrenzen.

Von dem mächtigen Wendelſtein vis-à-vis ſah ich nur einige kahle, ſchroffe Spitzen, die die untergehende Sonne in glühendes Rot tauchte. Der anmutige See lag wie ein lächelndes, blaues Auge zwiſchen den bergigen Höhen und nahm je nach der Witterung die verſchiedenſten Farbenſchattierungen an.

Meine treue, kleine Gefährtin, die mich mit ihrem tick tack ſelbſt in der Ferienzeit in Ordnung hält, wies ihren kleinen Zeigefinger auf die ſiebente Zahl der runden Scheibe, durch deren Zeichen ſie mir ihren Willen kund thut. „Lege die Feder fort, klappe die Schreibmappe zu, du haſt für heute genug gethan! Morgen früh, wenn ich wieder auf derſelben Stelle angelangt ſein werde, kannſt du die Arbeit fortſetzen!" ſo äußerte ſie ſich in ihrer ſtummen Zeichenſprache, der ich ſtets gehorſam Folge zu leiſten pflege.

Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhn! — Ich legte mich bequem auf den Schaukelſtuhl, den mir die aufmerkſame Wirtin noch neben den kleinen Tiſch und Seſſel auf den Balkon gezwängt hatte und ſchaute in die Herbſtlandſchaft hinaus. — Nicht ſatt ſehen konnte ich mich an dem lieblichen Landſchaftsbilde!

Ich kannte bereits jede Schwingung der fernen Berggipfel, jedes Bauernhäuschen, das inmitten der Felder freundlich herüber nickte, jeden Flecken, deſſen Gehöfte verſtreut am Seeufer lagen. Aber mit einem Mal fiel es mir ein, das oft gehörte Wort: Warum in die Ferne ſchweifen? Mein Auge blieb auf einem mauerumrahmten Stück Land haften, das meinem augenblicklichen Heim direkt gegenüber lag und mir trotzdem bis heute entgangen ſein mußte. Wie, ſagte ich mir, ſo nahe wohne ich dem Schlierſeer Friedhof?

Dieſe kleinen, meiſt ſehr romantiſch gelegenen Begräbnisſtätten der Gebirgsortſchaften haben für mich immer etwas Anziehendes gehabt. Wenn ich durch die Hügelreihen, an den Holz- oder Steinkreuzen, den großen und kleinen, den anſpruchsloſen und den in reichem Schmuck prangenden Grabſtätten vorüber ſchritt, hörte ich ſtets Generationen zu mir ſprechen. Was erzählen ſie nicht alles! — Dieſe oft naiven, oft prahleriſchen, oft kalten Inſchriften! — Man braucht keine dichteriſche Phantaſie zu beſitzen, um die rührendſten, ſchmerzvollſten und auch widrigſten Szenen vor ſeinem Geiſte ſich abſpielen zu ſehen. — Auch heute beſchloß ich, bei meinem Abendſpaziergang die Richtung über den Friedhof einzuſchlagen.

„Iſt der Friedhof geöffnet, kann man jederzeit eintreten?" fragte ich die hübſche bairiſche Kellnerin, die mir das Abendbrot ſervierte. „I glaub' wohl, gnäd'ge Frau," war die Antwort, „nur iſt's etwas riskiert, wenn Sie der Fuchtigen da drüben in d' Hände fallen," fügte ſie lachend hinzu, „könnt' Ihnen leicht was Unangenehm's paſſieren, die verſteht keinen Spaß!"

„Der Fuchtigen?" fragte ich erſtaunt, „wer iſt das? was heißt das: fuchtig?"

Digitized by Google

„Ha, Ha, Ha! Ach so! Na fuchtig nennen wir halt hier im Ort jemanden, der recht grob sein kann und vor dem man sich halt fürchtet!"

Da die Kellnerin abgerufen wurde, so begnügte ich mich mit dieser Auskunft, steckte mir ein Trinkgeld für die „Fuchtige" in die Tasche, dachte so ausgerüstet es mit der Gefürchteten, wahrscheinlich der Frau des Totengräbers, schon wagen zu können, und machte mich auf den Weg. Mit mir traten mehrere Personen, anscheinend recht verzweifelt und traurig in die kleine Seitenpforte ein. — Ich befand mich bald auf dem Mittelweg und sah mir die verschiedenen Monumente an, las die Inschriften und bewunderte den Fleiß und den Geschmack, der hier zu walten schien. Jeder Hügel war mit Blumen bedeckt, die seitlichen Rasenwände gleichmäßig beschnitten, die Wege zwischen den Gräbern von Unkraut frei, die Glasbehälter, in denen die ewigen Lichter brannten, spiegelblank, die Steine, Kreuze und sonstigen Bildwerke gesäubert. Fleißige, ordnende Hände wachten über den Hügeln.

Da fiel mir ein mächtiger Marmorstein auf, dessen goldene Inschrift: „Christiane Brigitta Josefa Urban" galt. Die 89jährige Großbäuerin, die Wohlthäterin ihrer Familie und des Ortes benannt, war Ehrenmitglied des obersten Kirchenvorstandes und außerordentliches Mitglied des Gemeinderates, — wie dort zu lesen stand — wegen ihres großen Wohlthätigkeitssinnes und ihrer Tugenden und Klugheit gewesen. Fünf Söhne mit Frauen und Enkeln widmeten der geliebten Mutter, Großmutter und Urgroßmutter wärmste Dankes- und Erinnerungsworte. Ich aber war erstaunt, aus dieser Inschrift zu ersehen, welche Rechte eine Bäuerin in Kirche und Gemeindevorstand erworben hatte, und es interessierte mich, darüber weiteres zu erfahren.

Aber niemand war in der Nähe! So wandte ich mich dem neu aufgeführten, stattlichen Mittelbau zu, der allem Anschein nach, noch außer den Leichenschauräumen, die Wohnung des Totengräbers zu enthalten schien. Einige Stufen führten mich zu dem mittleren Raum. Ein hohes, von vielen Lichtern erleuchtetes Zimmer. Drei Leichen lagen in reichem Schmuck, von Blumen, Rosenkränzen und sonstigen Heiligtümern umgeben in den Särgen. Das Flackern der Kerzen ließ sie lebendig erscheinen, den Greis, den Mann in mittlerem Alter und einen auffallend schönen Knaben von etwa sechs Jahren, dessen Gesichtsfarbe sich frisch erhalten hatte und dessen offene, braune Augen, unter langen, schwarzen Wimpern verklärt auf das Christusbild gerichtet schienen, das reich bekränzt den Toten gegenüber hing. Auf den schwarz umhüllten Betstühlen, die seitwärts von den Särgen aufgestellt waren, knieten andächtig betend, oder leise weinend, die Hinterbliebenen der Verstorbenen. Der Brauch solcher öffentlichen Schaustellung war mir von Würzburg aus bekannt und hatte deshalb für mich nichts Erschreckendes. — Da erklang vom Kirchturm herab das Ave Maria. Alle Anwesenden traten durch die weitgeöffneten Glasthüren wieder auf die Terrasse heraus und verrichteten, wie es in katholischen Ländern Brauch ist, während der Glockenklänge still ein Abendgebet. Eine große, muskulöse Frau mit ernsten aber angenehmen Gesichtszügen, einem mächtigen Schlüsselbund in der Hand, war vor ihnen heraus getreten und hatte sich den Betenden zugesellt.

„Ist es erlaubt noch etwas zu verweilen, und kann ich von Ihnen Auskunft über einige der Grabinschriften erhalten?" redete ich die Frau an.

„Erlauben Sie mir nur die Leute hinaus zu lassen, dann stehe ich gern zu Diensten," war die höfliche Antwort.

„Sie sind die Frau des Totengräbers?" fragte ich weiter, als sie zurückkam. „Nicht doch, gnäd'ge Frau, ich versehe das Amt hier selber." — „Sie! eine Frau? wohnen Sie auch auf dem Friedhof?" — „Jawohl! seitdem die Gemeinde das schöne, neue Friedhofshaus erbaut hat, das ist seit zehn Jahren — wohne ich hier ganz allein in meiner Amtswohnung."

Diese Amtswohnung war ein hübsches Zimmer, direkt neben der Leichenschau und glich einem vollständigen Museum von Heiligenbildern, künstlichen Blumensträußen, Kränzen und zierlichen Heiligenstatuen und sonstigen Bildwerken. Das hübsch möblierte Zimmer zeigte denselben Ordnungssinn, der mir draußen aufgefallen war, und eine tadellose Reinlichkeit.

Digitized by Google

Die Totengräberin wußte mir viel Lobenswertes von dem Wohlthätigkeitssinn der verstorbenen Großbäuerin Brigitta Urban zu erzählen. Sie war, wie die Totengräberin selbst, jung Witwe geworden und hatte das Anwesen, mit Schulden überlastet, von ihrem Mann geerbt, war aber dann durch Fleiß und außergewöhnliche Energie eine der reichsten Grundbesitzerinnen geworden. „Ihre fünf Knaben," so endete die Erzählerin, „hat Frau Brigitta in Gottesfurcht und strenger Zucht zu tüchtigen Männern erzogen. Sie sind hier wohl geachtet, wie es die Mutter war, und niemand beneidet ihren Besitzstand; denn sie sind gerecht, geben den Armen und halten ihr Hausgesinde in Ordnung und in Ehren. Jeder kann zufrieden bei ihnen sein und ist es auch!" — — „Wie kam es aber," fragte ich, „daß Frau Brigitta selbst im Kirchenvorstand Ehrenmitglied wurde? ich glaubte, daß solche Auszeichnung nur Männern zu teil wird?" — „Ja! sie war eben bei all dem Reichtum eine brave Waisen- und Armenmutter, und trotzdem sie jeden Pfennig zusammenhielt, hatte sie immer offene Hände. Wo die Not war, war auch Frau Brigitta, um sie zu lindern. Deshalb machte man mit ihr eine Ausnahme, und darum gab ihr das Dorf auch ein Ehrengrab; denn auch nach ihrem Tode zeigte ihr Testament, daß sie nicht nur für sich allein und ihre Kinder, sondern auch für uns alle gespart und gearbeitet hatte. Durch ihre Hinterlassenschaft an die Armen des Dorfes und an die Kirchenkasse der Gemeinde sind die alten Gebäude so prächtig hergestellt worden, wie Sie sie jetzt sehen. Unser Dorf braucht sich vor den Fremden, die her kommen, die den Friedhof, das Armenhaus und die Kirche besuchen, nicht mehr zu schämen. Frau Brigitta hat dafür gesorgt, noch neben den Legaten, die sie für den Unterhalt und die bessere Verpflegung der Armen ausgesetzt hat." — „Friede ihrer Asche! Ehre ihrem Angedenken!" fügte ich hinzu und empfand es stolz, in der Lebensgeschichte der Dorf-Emanzipierten wieder einen Beitrag zu den Charakterbildern außergewöhnlicher Frauen erhalten zu haben. — „Und wie sind Sie zu Ihrem Beruf gekommen?" wandte ich mich an die Totengräberin. — „Sehr einfach! wir waren arm, und da mußte ich meinen Mann und meine drei Söhne — Bergarbeiter — die bei einem Bergeinsturz dort unter der Erde im Gebirge verunglückten, selber zu Tode pflegen, und weil sie mir doch das Liebste auf der Welt waren, wollte ich sie dann auch in ihren Särgen recht schmuck und stattlich hergerichtet sehen. Mir Hilfe zu nehmen, vermochte ich nicht und war es froh, denn so brauchte ich sie nicht aus meinen Händen zu lassen! — Schön hab ich sie hergerichtet! Im Sonntagsg'wand, die Wäsche sauber und frisch, als gingen sie zur Messe, Blumensträuße im Rock und in den Händen, ringsherum Kerzen und Rosen. Alles blühte und duftete und leuchtete! Viele Leidtragende bezeugten meinem Mann und meinen Söhnen die Ehre, brachten Kerzen, Blumen, Bilder und Schmuck. Sie hatten eine schöne Leich, ich konnte stolz drauf sein! —

So kam ich in Ruf, und wo im Nachbarhaus ein Toter war, hab ich ihn herrichten und schmücken helfen. Zuerst aus Anteil, dann, weil ich auch die Kranken pflegte und nun meiner Taglöhnerarbeit nicht mehr nachgehen konnte, bezahlten es mir die Leute, und da ich überall meine Pflicht gethan habe und gut mit den Lebendigen und Toten umging — ich mußte ja dabei immer an meine eigenen Toten denken —, so wollten die Leute hier im Ort nur mir ihre Verstorbenen anvertrauen und haben mich, nachdem der Friedhof neu eingerichtet worden ist, als Totengräberin hier angestellt." Bewundernd schaute ich die einfache Frau an, die hier im Schattenreiche so ruhig, ernst und wohlthuend waltete.

„Der Friedhof ist ziemlich abgelegen; es giebt böse Menschen, vor denen man sich hüten muß, mehr als vor den Toten. Fürchten Sie sich nicht, wenn Sie im Winter verschneit und verweht hier allein wohnen?" — „Ich fürchte nichts! Gott ist überall!" war die sichere Antwort.

Es war finster geworden. Der Mond stand am Himmel und beleuchtete mit seinem milden Licht das Bild des Gekreuzigten inmitten des Kirchhofs. Ich drückte der Totengräberin innig die rauhe Hand, bat sie dann, meine kleine Dankesgabe anzunehmen und verließ den Friedhof durch dieselbe Seitenpforte, durch die ich ihn betreten hatte.

* * *

Digitized by Google

Wieder war die ersehnte Zeit herangekommen, in der wir Städter der staubigen Atmosphäre entfliehen.

Ich war teilweise zu Schiff, teilweise zu Fuß bis ins Salzkammergut gekommen und beschloß, an einem der märchenhaft schönen Seen Halt zu machen.

Kreuz und quer hatte ich alle Wege und Stege des romantisch gelegenen Seedorfes abgelaufen, an jedem Häuschen, an jeder Hütte angeklopft, aber überall die trostlose Antwort erhalten: „Bereits alles für den ganzen Sommer vermietet!" Da kam die Landbriefträgerin, beladen mit Packeten, ihres Weges daher. „Grüß Gott, Briefträgerin! Können Sie mir vielleicht noch bei braven Leuten ein Zimmer nachweisen? Ich bin verzweifelt, schon alles besetzt zu finden!" sagte ich zu ihr. — „Grüß Gott, euer Gnaden! Da wüßt i wohl nix mehr! Hier is a jedes Winkerl schon im voraus vergeben und mit an Winkerl" — und sie ließ ihre klugen Blicke über meinen modernen Lodenanzug schweifen — „wird's Ihnen im Ernst net g'dient sein. Sonst hätt i wohl selber in mein Haus so a ganz g'mütlichs Dachstüberl. 'S hats im letzten Sommer a altes Fräulein bewohnt und war recht zufrieden." — „Wo liegt das Haus?" fragte ich schnell. — „Drunten dicht am See, bei den Fischerhütten." Und die Briefträgerin wies bergab auf ein freundliches Häuschen, dessen Front zum See hinaus lag, nach hinten von einem gepflegten Gemüse- und Blumengarten eingezäunt. — „Gehören die hohen Seitenfenster zu dem Dachstübchen? Nun, das könnte immerhin gehen!" — „So sehen sich euer Gnaden die Wohnung an, i kann mi jetzt nit aufhalten, i bin im Amt, aber Sie finden zu ebener Erd' mei Tochter. Bitt schön sich an diese z' wenden. Sagen S' nur, daß i Ihnen schick! Verzeih'ns i hab Eil! In den Nachmittagsstunden bin i wieder daheim z' finden." Und freundlich grüßend eilte die Postbeamtin der Station zu.

In den Nachmittagsstunden war ich bereits in meinem Dachstübchen einquartiert. Im Stillen wunderte ich mich, daß gerade dieser romantisch gelegene Raum mit der allgemein gesuchten Seeaussicht noch frei geblieben war. Die Krämerin, bei der ich mir für meine sommerliche Junggesellenwirtschaft Brod, Butter, Spiritus, Eier, Briefbogen und Nähmaterialien einkaufte, setzte meinen stürmischen und meinen diplomatischen Nachforschungen über das Briefträgerheim, dessen Bewohner und dessen Besitzerin, ein standhaftes Nichtwissenwollen entgegen. „'S is halt überall schön hier, und a überall ebbes, was ma halt so in Kauf nehma muß, euer Gnaden!" Über diesen Orakelspruch kam die wohlgenährte, schlau dreinschauende Jüngerin Merkurs nicht hinaus. „Ebbes, was ma in Kauf nehma muß" — das ging mir nicht aus dem Kopf!

Auch drei Monate, die ich in Frieden, gut bedient und nicht überteuert im Briefträgerhäuschen zubrachte, lösten mir dieses Rätsel nicht. Am Tage vor meiner Abreise verabschiedete ich mich von all den guten Leuten, bei denen ich mich gemütlich gefühlt hatte und mit denen ich in nachbarlichem Einverständnis manchen Abend, ja manchen Sonn- oder Feiertag Nachmittag traulich verplaudert hatte. Ich kam zu der Gärtnerfamilie, die meine Obstlieferanten gewesen waren. Ein wunderbarer Blumenstrauß wartete dort auf mich und wurde mir von dem jüngsten Töchterl in mein Heim nachgetragen. „Weshalb wollen Sie morgen nicht, wie all die anderen, an die Bahnstation kommen, Fräulein?" fragte ich die hübsche Blondine, die sich durch städtische Kleidung und Bildung über die früheren Volksschulgefährtinnen des Dorfes vornehm erhoben hatte. „Morgen früh muß ich die Messe singen!" — „Nun so treten Sie heute Abend bei mir ein, ich möchte Ihnen ein kleines Andenken übergeben, auch sind Sie ohnehin niemals zu mir gekommen." — „Das darf ich nicht!" war die verlegene Antwort, „ich darf nicht in dies Haus gehen." — „Leben Sie in Feindschaft mit meinen Hausgenossen?" fragte ich lächelnd, „oder fürchten Sie sich vor ihnen?" — „Ach nein! das nicht, aber —" „Nun aber?" — Die Gefragte brach in ein herzliches Gelächter aus. — „Gnädige Frau werden mich net verraten!" stieß sie endlich hervor, „aber — aber — so aner Fuchtigen lauft man net gern über den Weg!"

Blitzschnell sah ich mich wieder auf dem kleinen Friedhof am Schliersee der braven Frau gegenüber, die dort furchtlos treue Leichenwache hielt.

Digitized by Google

„So einer Fuchtigen? Wer ist das? Ist das meine gute Hausfrau, die Briefträgerin?" — „Na, na!" lachte das Mädchen, „gnä Frau werden 's so wissen, gnä Frau sind aber gut und wollen's net wissen. Wir haben uns immer gewundert, daß sich wirklich da jemand hinein g'traut hat und noch mehr, daß Sie es drei Monate ausgehalten haben!" Und damit drückte sie mir den duftenden Strauß in den Arm, küßte mir die Hand und lief lachend davon.

„Also bei einer ‚Fuchtigen' hab ich gewohnt! Nun es ist mir gut dort ergangen!" mit diesen halblauten Worten zu mir selber kletterte ich wieder in mein erstes Stockwerk, verzehrte einen bescheidenen Abendimbiß, und da alles gut eingepackt war, beschloß ich den letzten Abend auf meinem Lieblingsplatz, einer Rasenbank am See, zuzubringen. Noch einmal wollte ich das großartige Schauspiel der schäumenden Wogen, der gigantischen Berge, die das Ufer umsäumten, mit allen Einzelheiten in mich aufnehmen. Ein viertel Stündchen hatte ich mich an dem Spiel der Wellen, an dem sich ab und zu fallende Sterne lichtfunkelnd zu beteiligen schienen, ergötzt, als sich plötzlich zwei Hände auf meine Schultern legten und eine wohlbekannte Stimme sagte: „Gelt, der Abschied wird schwer? 's is halt was eigens, wie der See anzieht! Hab's a empfunden, als i als a junges Ding übers G'birg hinaus in den Dienst mußte und hätt mi mei Martin net ehrlich wie er's versprochen hat, heimg'führt, i glaub 's Herz wär' mir g'brochen vor Sehnsucht. Kommen Sie nur wieder im nächsten Jahr! Wir werden uns schon den ganzen Winter freuen! Wir sind ja mit einander gut auskommen, gelt?" — „Das kann sein, liebe Hausfrau," antwortete ich der Briefträgerin, denn sie war die Sprecherin, „wenn es sich auch jetzt noch nicht bestimmt sagen läßt. Setzen Sie sich her zu mir und erzählen Sie mir, wie Sie eigentlich zu Ihrem Beruf gekommen sind. Heute, den letzten Abend, dürfen Sie mir die Bitte schon nicht abschlagen." — „Du lieber Himmel! das hat sich halt ganz von selba so g'macht!" meinte die Briefträgerin, indem sie Platz nahm. „Mei Martin hat sich um das Briefaustragen beworben, wie wir fürs Dorf a d' Post kriegt haben. Für jeden Brief gab's einen Kreutzer, für jedes Packet 3—4 Kreutzer, je nach dem, 's hat sich summiert, und wir hatten 's nötig, denn wir waren arme Leut, die für sich und zwei Kinder 's Brod als Taglöhner verdienen mußten. Da war uns das eine Erleichterung, und wenn mei Mann, wie da immer mehr und mehr Sommergäst herkamen, die zerstreut auf den Bauernhöfen im G'birg wohnten, halt gar z' viel austragen mußt, so hab i ihm g'holfen, und weil wir pünktliche Leut waren und die Herrschaften freundlich bedient haben, so war's ganz selbstverständlich, daß i nach dem Tod von mein' liaben, guaten Mann, das G'schäft allein besorgt hab. Ist's heut z' viel, so hilft mir mei Tochter, wie i früher dem Vater g'holfen hab. Achtunddreißig Jahr sein 's her, seitdem s' Postamt hier aufgethan wurd und achtzehn Jahr ist 's grad heut, daß i mein braven Mann, der zwei Jahr krank war und viel g'litten hat, d' Augen zu'drückt hab. Ach ja," seufzte sie betrübt, „'s scheiden thut weh! recht weh! Nun aber der liabe Gott legt an net mehr auf, als ma tragen kann, und i muaß ihm dankbar sein, daß i fast zwanzig Jahr so a großes Glück derlebt hab, an der Seite von so an g'scheidten und achtbaren Mann, wie mei Martin g'west is!" — „Haben Sie das Häuschen hier am See mitgeheiratet?" — „O nein," kopfschüttelte die Briefträgerin, „wir waren froh als wir in d' Ehe traten, daß wir unsere kleine Zinswohnung, ein Zimmer und eine kleine Kuchel zahlen konnten. Nix war drin im Stübl als a Bett, a Tisch und zwei Stühl und in der Küche a Tisch und a Bank. Aber nach und nach wurd's nobel bei uns, da konnt ma von dem Brief- und Packetgeld Schränke, Stühle und sogar a schöne Schlaguhr und Bilder kaufen. Und als das Dorf immer größer wurd und immer mehr Brief und Packet auf die Villen z' bringen waren, wo's gute Trinkgelder absetzte, da haben wir uns das Kapital zusammensparen können, wovon wir das Häusel, in dem wir wohnten, nach dem Tod des Besitzers käuflich an uns brachten. Vor zwei Jahren hab i den ersten Stock aufbauen lassen, den Garten verschönern und vergrößern können, so daß i jetzt zwei Sommergäst oben Logis geben kann." — „Schau, schau," sagte ich, „und das haben alles die Briefkreuzer zusammen gebracht. Freilich, so a Postbeamtin, das will auch

Digitized by Google

was heißen." — „No i bild mir nix ein! Aber z'vorkommen laß i mir, was mei Amtsthätigkeit betrifft, niemanden! In den ganzen zwanzig Jahren, in denen i den Posten allein besorg, hat der Herr Postmeister ka Klag gegen mi vorbringen könna! Da muß alles klappen, pünktli und genau! Und wenn mir wer's Geringste in den Weg legen will, no aber da — da bin i dann fuchtig!"

„Also doch!" lachte ich herzlich, „gut, daß ich's endlich herausbekommen habe! Meine gute Hausfrau und Postbeamtin ist also wirklich nach eigenem Geständnis a Fuchtige." — Ich legte ihre Hand auf meinen Arm, und fröhlich und guter Dinge schritten wir zusammen über die gefürchtete Schwelle, um uns zur Ruhe zu begeben.

Das ist's, was ich von den beiden Fuchtigen zu erzählen weiß, die mir auf meinen Sommerreisen begegnet sind.

Das wissenschaftliche Zeichnen als Beruf der Frau.

Von

Helene Krüger (Memel).

Nachdruck verboten.

Es sind in den letzten Jahren vielfach Fragen in Bezug auf das wissenschaftliche Zeichnen an mich gerichtet worden, die zum größten Teil von Frauen ausgingen und, bis auf einige Abweichungen persönlicher Art, immer die gleichen waren. Auch wurde den meisten die gleiche Bemerkung vorausgeschickt: „Ich habe erst kürzlich etwas vom wissenschaftlichen Zeichnen erfahren, ich wußte vorher nichts von dieser Thätigkeit, noch weniger davon, daß auch Frauen sie betreiben." Die Fragen selbst lauteten: Worin besteht diese Thätigkeit?

Welche Vorbildung ist nötig, wenn man sie zum Beruf erwählt, und wo kann man diese Vorbildung erlangen?

Welche Aussichten hat eine Frau, die diesen Beruf erwählt, für ihre Zukunft?

Wie muß die Persönlichkeit beschaffen sein, die sich dem wissenschaftlichen Zeichnen widmen will?

Die letzte Frage wurde nie direkt an mich gerichtet, ich habe sie selbst hinzugefügt, und sie bildet gewissermaßen den allgemein formulierten Ausdruck für die so viele Male an mich gerichteten Anfragen: „Glauben Sie, daß meine Nichte, meine Tochter, meine Freundin sich zu diesem Beruf eignen würde?"

Da über das wissenschaftliche Zeichnen — selbst in Berlin und anderen Universitätsstädten, wo es doch ausgeübt wird — eine ziemlich weit verbreitete Unkenntnis zu herrschen scheint, und wir in einer Zeit stehen, die es sich vorgesetzt hat, den Frauen neue, geeignete Erwerbsquellen zu erschließen, so dürften einige allgemeine Mitteilungen über die wissenschaftlich zeichnerische Thätigkeit, soweit sie sich zum Frauenberuf eignet, nicht ohne Interesse sein.

* * *

Das Wesen der wissenschaftlich zeichnerischen bezw. malerischen Thätigkeit ist nicht mit wenigen Worten erschöpfend zu kennzeichnen. Es giebt verschiedene Zweige des Berufs; doch möchte ich ihn zunächst in zwei Hauptteile zerlegen, nämlich Zeichnen an der Staffelei oder am Reißbrett (Zeichnen im allgemeinen) und Zeichnen am Mikroskop; sagen wir der Kürze wegen: makroskopisches und mikroskopisches Zeichnen.

Das makroskopische Zeichnen umfaßt ein reichhaltiges Programm, in dem sowohl sehr leichte, als auch ungemein schwierige Aufgaben an den Zeichner oder die Zeichnerin herantreten. Heben wir nur einige davon hervor. Da sind neuerfundene Instrumente

Digitized by Google

für chirurgische Kliniken oder Laboratorien zu zeichnen; in Strichzeichnungen, wie sie in Patentbureaus verwendet werden oder auch in plastischer Ausführung. Tiere, Steine und Pflanzen sind für zoologische, mineralogische und botanische Institute nach der Natur oder nach Abbildungen darzustellen, Wandtafeln sind für Hörsäle anzufertigen, schematische Figuren korrekt und sicher hinzuwerfen. In kunsthistorischen Museen oder gewerblichen Instituten muß die Zeichnerin dem Forscher und Gelehrten auf dem Gebiet der antiken Baukunst oder der Keramik an die Hand gehen. Sie muß ferner anatomische Zeichnungen liefern können, häufig hat sie pathologische Erscheinungen festzuhalten, sie darf sich also nicht scheuen, die Kliniken und Krankenhäuser zu betreten, auch den Präpariersaal, um dort an Leichen, Embryonen und Mißgeburten ihre Kunst zu üben. Die Zeichnungen — größtenteils zur Drucklegung bestimmt — werden bald in leichter, skizzenhafter, bald in sehr genauer, feiner Ausführung verlangt. Doch bleibt es dem Zeichner meistens überlassen, welches Material er dazu benutzen will. Es wird sowohl in Aquarell als in Kohle, Kreide oder Blei gearbeitet, ja ich habe zu gewissen Arbeiten eine sehr schön wirkende Verbindung von Tusche und Zeichenfeder anwenden sehen. Die Ölmalerei kommt beim wissenschaftlichen Zeichnen weniger in Betracht, da es sich hier fast überall um das Hervorheben der Konturen handelt, überall mehr auf die Form als auf die Farbe ankommt, die oft nur ganz mechanisch verwendet wird, um Unterschiede oder besondere Merkmale hervorzuheben.

Es ist aus dem Gesagten leicht zu entnehmen, daß die Vorbildung für den makroskopischen Teil des wissenschaftlichen Zeichnens sich von der jeder anderen Zeichnerin oder Malerin nicht wesentlich unterscheiden wird. Je mehr Zweige ihres Berufs die Zeichnerin beherrscht, desto mehr Chancen hat sie natürlich. Eine akademische Vorbildung kann ihr von großem Nutzen sein, namentlich auf dem Gebiet der anatomischen und Aktstudien. Für eine junge Anfängerin würde aber der tüchtige, grundlegende Zeichenunterricht einer guten Schule oder Gewerbeschule in vielen Fällen genügen; wenigstens, wo Talent und die zu selbständigem Arbeiten nötige Intelligenz und Gewandtheit vorhanden sind. Denn es ist natürlich ausgeschlossen, daß die vorher erwähnten Aufgaben gleichzeitig an eine Zeichnerin herantreten. Es tritt im Gegenteil auch hier sehr häufig Arbeitsteilung in Kraft, und vor allem lernt auch in diesem Beruf der Arbeiter das Beste durch praktische Übung.

* * *

Doch betrachten wir nun die Thätigkeit der wissenschaftlichen Zeichnerin am Mikroskop. Die Frage nach Art und Wesen des mikroskopischen Zeichnens ist jedenfalls leichter gestellt, als sie sich dem Laien gegenüber beantworten läßt. Die Aufgabe des mikroskopischen Zeichnens besteht darin, kleinste, zum Teil dem unbewaffneten Auge unsichtbare Gegenstände und Bildungen der Natur so zur bildlichen Darstellung zu bringen, wie sie uns unter dem Mikroskop erscheinen. Es handelt sich in den meisten Fällen um die zwischen Glasplättchen konservierten Präparate der Aerzte und Naturforscher tierischen oder pflanzlichen Ursprungs; natürlich gelangen aber auch andere Gegenstände zur Darstellung, soweit sie sich dazu eignen. Es würde viel zu weit führen, auch nur einen Teil der zahllosen Aufgaben anzuführen, die hier von der Zeichnerin gelöst werden können; auch sie streifen sehr häufig pathologisches Gebiet; gehört doch z. B. die ganze Bakteriologie dem mikroskopischen Studium an. Die Bildchen sind gleichfalls in den meisten Fällen für den Druck bestimmt. Zur Ausführung sind ausschließlich Feder, Tusche oder Blei zu verwenden, und die Arbeit des mikroskopischen Zeichners kommt der des Lithographen oder des Xylographen wohl am nächsten. Das Zeichnen am Mikroskop ist nicht nur der schwierigste, sondern auch der wesentlichste Teil des wissenschaftlichen Zeichnens; für ihn ist eine spezielle Vorbildung unerläßlich. Absolvieren kann man diese, von einzelnen seltenen Fällen vielleicht abgesehen, nur in einer Universitätsstadt. Was die Kosten der Ausbildung betrifft, so sind sie verhältnismäßig gering und stellen sich, wie in so vielen anderen Fällen, nur für den hoch, der, aus der Fremde kommend, seine Ausbildungszeit in einer Pension zubringen muß.

Digitized by Google

In Berlin finden sich bisweilen Ärzte oder Professoren an den akademischen Instituten bereit, einen Kursus im mikroskopischen Zeichnen und zugleich in der Histologie abzuhalten; es ist wahrscheinlich, daß dies auch in kleineren Universitätsstädten gelegentlich der Fall ist. Andrerseits kommt es vor, daß die Herren sich eine Zeichnerin zum eignen Bedarf heranbilden; für Anfängerinnen wohl der günstigste Fall, da sie dann sogleich in fortlaufender Beschäftigung bleiben. Während der Vorbildungszeit erwirbt man zugleich die notwendigen Kenntnisse in der Handhabung des Mikroskops; vor allem aber muß mit dem Zeichnen das Studium der Histologie (mikroskopischen Anatomie, Gewebelehre) Hand in Hand gehen, wenn möglich, mit praktischen Übungen verbunden. Es giebt hier sehr gute Lehrbücher, deren jede Zeichnerin eines zum Nachschlagen besitzen sollte. Von einem privaten Studium ohne praktische Anleitung ist aber durchaus abzuraten. Bei Fleiß und Talent dürfte das Studium eines Semesters genügen; ich weiß aber von Fällen, wo nach Verlauf eines Semesters von selbständigem Arbeiten noch keine Rede sein konnte.

Inwieweit sich die Zeichnerin an der Herstellung von Schnitten und Präparaten beteiligen oder das Töten und Präparieren von Tieren erlernen will, bleibt persönlicher Entscheidung überlassen. Es können jedenfalls erweiterte Fachstudien, wenn man den Mut und die Zeit dazu hat, dem Beruf nur förderlich sein. Je höher überhaupt die Bildungsstufe ist, auf welcher die wissenschaftliche Zeichnerin steht, desto leichter und günstiger gestaltet sich die Ausübung des Berufs, jedoch darf nie vergessen werden, daß in erster Linie die Begabung für gutes und genaues Zeichnen erforderlich ist. Wenn daher mit Recht behauptet werden kann, daß ein tüchtiges Wissen in der Malerei, Botanik, Kunstgeschichte, freies Urteil, Belesenheit und die Kenntnis fremder Sprachen (zur Histologie) nur von günstigem Einfluß sein können, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ein strebsames junges Mädchen, das vielleicht nur eine Mittelschule besuchte, nicht ebenso wohl bei Fleiß und Ausdauer Erfolg als wissenschaftliche Zeichnerin haben kann.

Hat die Schülerin den mikroskopischen Kursus durchgemacht, so muß sie auf die Möglichkeit gefaßt sein, daß die so mühsam erlernte Kunst zunächst noch nicht anerkannt wird und noch keinen materiellen Vorteil bringt. So verschieden die menschlichen Individualitäten, so verschieden sind auch die mikroskopischen Auffassungen. Vor längerer Zeit bemerkte ein Professor, der einer Zeichnerin eine Arbeit übertrug: „Den mikroskopischen Teil behalte ich mir selbst vor. Vom mikroskopischen Zeichnen hat jeder seine besondere Ansicht und kann sich nur selbst darin genügen."

Nun ist zwar diese Auffassung nicht überall in so weitgehendem Sinne vertreten, und da es sehr vielen Herren an der Zeit fehlen dürfte, ihre Bilder selbst anzufertigen, so bleibt für die mikroskopische Zeichnerin noch genug Arbeit. Doch hat sie die Pflicht, sich den Auffassungen ihrer Auftraggeber genau anzupassen, denn ihre Hand ist nur ein Hilfsmittel, um die Ideen des Gelehrten auszuführen. Sie wende ihr Hauptaugenmerk auf die Ausführung; in dem Maße, wie bei fortschreitendem Arbeiten Hand und Auge sich stählen und immer erhöhten Anforderungen anpassen, wird sie selbst erkennen, ein wie hoher Grad in der Feinheit der Ausführung zu erreichen möglich ist. Hierin prägt sich denn auch die Eigenart der Zeichnerin aus. Es giebt, namentlich an den großen Universitäten, Zeichner und Zeichnerinnen, die nicht allein in fachwissenschaftlichen Kreisen einen hohen Ruf besitzen, sondern auch bedeutende pekuniäre Erfolge erzielen. Freilich gehört hierzu eine sehr sichere Hand und ein sehr scharfes Auge. Übrigens wird das mikroskopische Zeichnen — ich möchte es ein Kunsthandwerk nennen — immer leichter geschickte Meister aufweisen, als eine rein künstlerische Thätigkeit, und da ein begabter Handwerker stets bessere Chancen hat als ein ebenso begabter Künstler, so kommt es vor, daß eine wissenschaftliche Zeichnerin sehr geschätzt wird, trotzdem sie an der Staffelei ganz unwissend ist. Aber den umgekehrten Fall halte ich für verhängnisvoll. Wer vom Mikroskopieren keine Ahnung hat, sollte den Weg des wissenschaftlichen Zeichnens nicht betreten.

* * *

Digitized by Google

Wir berühren hiermit zugleich die Frage nach den Aussichten, die sich der wissenschaftlichen Zeichnerin in Bezug auf die Sicherung ihrer Existenz bieten. Der Beruf hat sehr deutlich in die Augen springende Vorzüge, einstweilen aber auch noch ebenso große Nachteile. Was die ersteren betrifft, so ist nur daran zu erinnern, welch einen ungeheuern Aufschwung die Naturwissenschaften, sowie gewisse Gebiete des medizinischen Studiums einschließlich der Mikroskopie in den letzten Jahren genommen haben und noch täglich nehmen. Dieser Aufschwung bedingt eine starke Vermehrung der einschlägigen Litteratur, und da die Litteratur dieser Gebiete meistens auf die Illustration als Hilfsmittel angewiesen ist, steht dem zeichnerischen Beruf hier die Zukunft offen. Einstweilen haben wir es dabei auch noch nicht mit einem so ungeheuren Übergewicht des Angebots über die Nachfrage zu thun, wie auf den meisten andern Gebieten. Vor allem dürfte der Beruf, namentlich der mikroskopische Teil desselben mit seinen starken Ansprüchen an Feinheit der Auffassung und Wiedergabe, an liebevolles Eingehen in Einzelheiten durchaus zum Frauenstudium geeignet sein.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das wissenschaftliche Zeichnen als Beruf noch etwas relativ Unbekanntes ist, die große Menge ihm fremd gegenübersteht. Es ist der Beruf *einzelner*. Die wissenschaftlichen Zeichnerinnen laufen noch nicht zu Dutzenden oder gar zu Hunderten in der Welt umher. Die Folge davon ist, daß es keine Verbände wissenschaftlicher Zeichnerinnen, keine Agenturen zur Stellenvermittlung, keine Krankenkassen, keine Altersversorgung giebt. Die wissenschaftliche Zeichnerin ist auf sich selbst gestellt. Sie wird selten Anschluß an ihresgleichen finden und oft ihre ganze Thatkraft aufbieten müssen, um sich Beschäftigung zu verschaffen, *trotzdem* an solcher kein Mangel ist.

Auch kann nicht geleugnet werden, daß der Beruf, soweit ihn Frauen ausüben, noch manchem Vorurteil begegnet, was wohl mit dem Umstand zusammenhängt, daß über das Wesen desselben noch vielfach ganz falsche Begriffe verbreitet sind.

Demnach ist in den günstigen Fällen, wo ein Gelehrter sich eine Zeichnerin heranbildet, um sie später dauernd zu beschäftigen, von diesem Beruf gewiß nicht abzuraten. Aber ein junges Mädchen, ohne daß ihm der Weg durch besondere Protektion geebnet würde, in die Welt zu schicken, um sie das wissenschaftliche Zeichnen erlernen zu lassen, dürfte einstweilen noch gewagt sein. Wenn es gleich darauf dauernde Beschäftigung findet, so kann dies eben nur ein glücklicher Zufall genannt werden.

Ist ein scharfes Auge das erste Erfordernis zu der Arbeit am Mikroskop, so sei in zweiter Linie Geduld empfohlen. Wer es nicht über sich gewinnen kann, drei bis fünf Stunden hintereinander still zu sitzen und sich redlich zu mühen, der bleibt der Sache besser fern. Außerdem dürfte ein Beruf, der gar keinen Anschluß an Frauen, geschweige denn an Frauenverbindungen bietet, eine gewisse Festigkeit des Charakters erfordern. Es dürfte aber die Zeit kommen, in der eine stattliche Anzahl wissenschaftlicher Zeichnerinnen eine fest gegründete Verbindung bilden wird. Möge diese dann ihren Hauptzweck darin finden, den jüngern Kräften die Bahn aufwärts zu ebnen, den ältern die absteigende zu erleichtern; vor allem aber: Ausbildungskurse für wissenschaftliche Zeichnerinnen einzurichten. Dann erst wird dieser Beruf seine volle Würdigung finden und zu der mühevollen „Arbeit im Kleinen“ wird wieder ein Körnlein beigetragen sein.

Digitized by Google

Eine von vielen.

Skizze von

A. Fromm.

Nachdruck verboten.

„Guten Morgen, lieber Hartmann — O Verzeihung, ich störe!“

Der Eintretende wollte sich zurückziehn, als er den Kommerzienrat im Gespräch mit einer Dame gewahrte. Es war eine schlanke, mittelgroße Dame mit einem feinen, blassen, von stark ins Graue spielenden Haaren eingefaßtem Gesicht, in schwarzer Kleidung, deren Abgetragenheit wohl nur das kundige Auge einer Frau hätte entdecken können; sie trug sich tadellos sauber.

„Ich bin im Begriff zu gehn und will die Herren durchaus nicht aufhalten,“ sagte die Dame mit einer sanften Stimme und in verbindlichem Ton. „Ich kann meine Angelegenheit getrost Ihnen überlassen, nicht wahr, Herr Kommerzienrat?“

„Gewiß, Frau Doktor. Ich will mein Bestes thun.“

„Und Ihr Bestes ist das Allerbeste, das weiß man,“ sprach die Dame mit einem angenehmen, leisen Lachen. „Also, Sie wissen, bester Herr Kommerzienrat, wenn irgend möglich, so wäre noch etwas —“

„Ich verstehe,“ unterbrach Hartmann sie. „Was irgend in meinen Kräften steht, soll geschehn.“

„So bin ich ganz beruhigt. Besten Dank im voraus. Ich empfehle mich.“ Mit einer geschickt zwischen den beiden Herren verteilten Verbeugung war sie hinaus.

„Gestatten Sie mir einen Augenblick, lieber Welten,“ sagte Hartmann, trat ans Fenster und sah hinaus. „Richtig,“ lachte er nach einer kleinen Weile. „Da geht sie drüben zu Frau von Behr. Ich hab's mir gleich gedacht.“

„Warum? Wer ist denn die Dame?“

„Es ist die verwittwete Frau Doktor Grote. Warum ich mir gedacht habe, daß sie in jenes Haus gehn würde? Sie kam zu mir, um mich zu bitten, ich möchte ihr aus der Wilkeschen Stiftung, zu deren Vorstehern ich gehöre, wieder eine Unterstützung, und zwar eine größere als im vergangenen Jahre, zusichern. Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich Ihnen das mitteile; sie ist wunderbar offenherzig und hätte ihr Anliegen in Ihrer Gegenwart wiederholt, wenn ich sie nicht unterbrochen hätte. Jetzt ist sie zu Frau Behr gegangen, weil die im Vorstand des Vereins für verschämte Arme ist, der demnächst einen Bazar veranstaltet. Die Frau Doktor ist eine der energischsten verschämten Armen und allgemein als solche bekannt.“

„Diese sanfte, feine Frau?“ fragte Welten kopfschüttelnd.

„Diese sanfte, feine Frau versteht es besser als hundert andere —“

„Die vermutlich bedürftiger sind als sie —“

„Das will ich nicht sagen,“ entgegnete Hartmann rasch. „Sie ist der Unterstützung bedürftig und ihrer durchaus würdig. Ihr Mann, ein Arzt mit ausgebreiteter Praxis, gab aus, was er verdiente, in der Meinung, es müßte immer so gehn. Aber da fiel er in eine langwierige, schließlich unheilbare Krankheit; was er etwa noch zurückgelegt hatte, ging für seine Pflege und für kostspielige Kuren drauf, und als er starb, blieben Frau und Tochter in den ärmlichsten Verhältnissen zurück. Die Tochter, von jeher zart, ist erzogen, wie vermögender Leute Töchter nur zu oft erzogen werden. Sie hat allerlei kleine Talente, eine der kostspieligsten Mitgaben, und verwertet sie jetzt, so gut sie kann. Sie malt, stickt, thut was in ihren Kräften steht, aber die reichen nicht weit. Man kann der Mutter ihre von vielen verspottete Energie nicht verdenken. Wie kann einem solchen Notstande anders abgeholfen werden, als durch materielle Unterstützung?“

„Abgeholfen, nein. Aber vorgebeugt könnte und müßte ihm werden, beizeiten, durch die Erziehung. Das Schlimmste dabei ist nicht der Notstand selbst, sondern daß es, so lange er besteht, so bedauernswerte Frauen wie diese

Digitized by Google

geben kann und geben muß." Das Gesicht des Sprechenden war sehr ernst geworden. —

Frau Doktor Grote hatte ihre verschiedenen Gänge beendet und kehrte in ihre Wohnung zurück. In dem kleinen Wohnzimmer, dessen Ausstattung beredt genug von entschwundenen besseren Tagen sprach, saß ihre Tochter mit einer Stickerei beschäftigt am Fenster, ein blasses, verblühtes Geschöpf, an dem nichts hübsch war als die lebhaften, klugen braunen Augen.

„Nun, Gerda?" sagte Frau Grote.

„Sieh einmal, Mütterchen, was ich da habe!" rief Gerda und wies auf ein Packet, das auf dem Tisch lag. „Arbeit von Schott und Meyer; und ich soll regelmäßig beschäftigt werden, wenn ich mich verpflichte, die Lieferungstermine pünktlich einzuhalten. Natürlich bin ich darauf eingegangen."

„Aber Kind," sagte die Mutter, „wie willst du noch mehr fertig bringen als jetzt?"

„Kann ich ganz gut, Mütterchen. Ich stehe ein wenig früher auf und gehe ein wenig später schlafen."

„Ein wenig!" seufzte die Mutter.

„Laß mich nur machen, Liebste. Es wird ganz gut gehn. Und dann habe ich noch etwas ausgefunden, während du fort warst," plauderte Gerda fröhlich weiter. „Du meintest, ich brauchte durchaus ein neues Kleid. Da habe ich noch ein Stück Stoff gefunden, das vortrefflich zu meinem grauen Kleide paßt. Ich weiß schon, wie ich es herstelle; du wirst sehen, es wird noch ganz gut, beinahe elegant. Und da habe ich ausgerechnet" — Gerda war aufgestanden und hatte ihren Arm schmeichelnd um die Schultern der Mutter gelegt — „wenn ich zu dem, was ich an meinem neuen Kleid erspare, noch etwas von dem hinzulege, was ich jetzt mehr verdiene, so können wir ein gutes schwarzes Kleid für dich kaufen. Keine Widerrede, Mütterchen! Ein neues Kleid für dich ist durchaus notwendig. Keine andre Frau als meine hübsche, zierliche Mama könnte das alte Fähnchen, in dem du herumgehst, noch anzuziehen wagen. Das Kleid wird gekauft."

Frau Grote lachte. „Du denkst mich mit Schmeicheleien zu fangen," sagte sie. „Aber ich glaube, es wird Rat zu dem Kleide für mich, und ganz sicher zu einem für dich werden, ohne daß du dich übermäßig anstrengst, mein Herzchen. Laß dir sagen, was ich derweile ausgerichtet habe. Zuerst war ich bei dem Kommerzienrat Hartmann, wegen der Verteilung der Gaben aus der Wilkeschen Stiftung."

„Er hätte wohl von selber daran gedacht," meinte Gerda leise.

„Mag sein. Aber woran er wohl nicht gedacht hätte, und woran er jetzt sicher denken wird, ist, uns etwas mehr als im vergangenen Jahr zukommen zu lassen."

„Mutter!"

„Was willst du, Kind? Es geht ja nicht aus seiner Tasche. Man darf nicht die Hände in den Schoß legen und warten, daß die Hilfe von selber kommt, man muß das Seine dazu thun."

Gerda bückte den Kopf schweigend über ihre Arbeit.

„Dann ging ich zu Frau Behr. Du weißt, sie haben nächstens einen Bazar. Aber, Kind, was soll das Achselzucken? Frau von Behr war sehr freundlich, sehr liebenswürdig."

Gerda preßte die Lippen zusammen und nähte immer eifriger fort.

„Du siehst so verdrossen aus, Gerda," sagte die Mutter gekränkt. „Du verdienst eigentlich gar nicht, was ich noch für dich gethan habe; ja, für dich ganz besonders. Wem, meinst du, bin ich begegnet? Herrn Wedekind, dem alten Freund von Papa. Er ist lange nicht hier gewesen; da muß es doch gewiß eine Fügung vom lieben Gott sein, daß ich ihm gerade in den Weg kam. Er erkundigte sich nach unserm Ergehen, ganz besonders nach dir. Natürlich habe ich dem alten Freund nichts verheimlicht."

„Du hast ihn doch nicht —", fing Gerda an und ließ die Arbeit aus den Händen fallen, „Mutter, nein, du kannst 's nicht gethan haben!"

„Ihn um etwas gebeten? Bewahre! Aber wie wir so auf alte Zeiten zu sprechen kamen, erinnerten wir uns an deine Taufe, bei der es lustig herging — er war ja dein Pathe —; und da machte es sich natürlich von selbst, daß ich deinen Geburtstag erwähnte, der nicht mehr fern ist, und wie du dich freuen würdest, wenn er bei der Gelegenheit zeigte — wir beide würden uns freuen und mit Recht —" Frau Grote verwirrte sich in ihrer Rede, kam aber nicht weiter, denn Gerda war mit einem Schrei aufgesprungen.

Digitized by Google

„Das hast du gethan? Mutter! Mutter!"

„Jawohl, das habe ich gethan, und nur für dich allein," entgegnete die Mutter in gereiztem Ton. „Was kann es dem reichen Mann darauf ankommen, dir ein hübsches Geldgeschenk zu machen."

„O Mutter! Mutter!" rief Gerda mit verzweifeltem Weinen. „Was hast du nur gethan!"

„Was ich gethan habe?" sagte Frau Grote scharf. „Was eine jede gute Mutter thut; ich habe für dich gesorgt, ohne an mich zu denken. Und du lohnst es mir mit Undank!"

„Sei still, Mutter, ich bitte dich, sei still." Die Mutter wollte etwas erwidern, aber Gerda war an ihr vorüber in das Schlafzimmerchen nebenan gestürzt und hatte die Thür fest hinter sich zugezogen. Sie warf sich vor ihrem Bett auf die Kniee, drückte das Gesicht in die Kissen und weinte krampfhaft.

Sie liebte ihre Mutter innig, heiß, fast leidenschaftlich. Sie liebte sie jetzt nicht weniger als zu jener schweren Zeit, gleich nach dem Tode des Vaters, wo sie einander alles sein mußten. An jene schwere, trübe Zeit dachte sie jetzt zurück wie an ein verlorenes Paradies. Sie hatten vieles still zu ertragen, sie hatten zu kämpfen, zu entbehren, zu darben; aber sie waren glücklich in aller Not durch ihre treue, feste Liebe zu einander; — bis wann? Bis zu jenem Tage, wo zum erstenmal eine Hilfe von außen her kam, nicht von ihnen gesucht, sondern von befreundeter Hand herbeigeführt. Von da an war es anders geworden. Nicht mit einem Schlage, sondern allmählich. Etwas war zwischen die beiden getreten, was sie langsam immer mehr von einander entfernte. Die Hilfe, die der Tochter ein Sporn zu fast verzweifelten Anstrengungen wurde, wurde für die Mutter etwas, was sie als ihr gutes Recht erwartete, beanspruchte. Sie berechnete ihre Ausgaben nicht mehr so ängstlich, sie gewährte sich und Gerda, trotz deren lebhaften Widerstrebens, manchen kleinen Luxus, aber heimlich, „um nicht unnütz Anstoß zu erregen" — sie war unermüdlich im Aufsuchen all derer, die ihr eine Unterstützung zuwenden konnten; und heute hatte sie sogar einen Mann, der ihnen gegenüber zu nichts verpflichtet war — um ein Almosen angesprochen! „O Mutter, Mutter!" stöhnte Gerda immer wieder. „Ich wollte, wir lebten noch in bittrer Not, wie damals, und ich müßte nicht um dich weinen wie jetzt!"

So lebhaft trat ihr jener Tag vor die Seele, an dem die erste Hilfe kam, als die Mutter, nachdem der, der sie ihr brachte, gegangen war, zu ihr hier in das Schlafzimmer trat, schamrot, mit Thränen in den Augen, und ihr fast scheu das erhaltene Geld zeigte. „Wir brauchen es sehr notwendig, Gerda," hatte sie geflüstert. Und dann war sie hier, auf dieser Stelle, in die Kniee gesunken, hatte ihr Gesicht verborgen, wie jetzt die Tochter, und bitter, bitter geweint.

Wie jetzt die Tochter! Gerda ist aufgestanden; sie weint nicht mehr, ihre Augen sehen starr auf einen Fleck; sie sinnt. Jetzt ist sie noch jung an Jahren wie an Empfindung. Aber die Zeit wird kommen, wo sie müde sein wird von dem steten Kampf gegen die kleinlichste, alltäglichste Misere und abgestumpft durch die Gewohnheit. Dann wird ihre Mutter eine gebrechliche Greisin sein. Wird die Tochter dann nicht vielleicht auch thun wie sie? Wird sie dann nicht zu ihrer eigenen Entschuldigung sagen: „Ich thue es ja nicht für mich, sondern für meine Mutter!"

Langsam geht sie auf die Thür des Nebenzimmers zu. Wie sie öffnen will, kommt die Mutter ihr schon entgegen. Auch sie hat geweint, aber sie lächelt, wie sie die Tochter erblickt.

„Kommst du zu mir zurück, du böses, liebes Kind?"

„Mutter verzeih!" stammelt Gerda.

Von dem Gesicht der Mutter verschwindet der letzte Schatten. „Ich wußte ja," sagte sie, „daß du einsehen würdest: was ich thue, thue ich für dich."

Die gute Frau ist glücklich. Sie fühlt in dem Kuß, den die Tochter auf ihre grauen Haare drückt, nur die Zärtlichkeit, nicht das gramvolle Mitleid; sie ahnt nicht, daß in der Heftigkeit, mit der Gerda sie umarmt, sich das Angstgefühl ihres Herzens Luft macht: „Einst werde ich sein wie du!"

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** läßt zum 1. April ein Zentralblatt erscheinen, das sowohl den zahlreichen ihm angehörigen Vereinen als Veröffentlichungsorgan dienen soll, als auch im allgemeinen über die Frauenfrage und die aktuellen Ereignisse auf diesem Gebiet seine Leser orientieren. Herausgeberin ist Frau Jeannette Schwerin, ein Name, der schon an und für sich eine Gewähr bietet. Ein eigenes Organ ist schon lange als Bedürfnis für den an Bedeutung immer mehr zunehmenden Bund erkannt worden.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat dem Reichstag nachstehende Petition eingereicht:

Die Vereinsgesetze der meisten deutschen Bundesstaaten enthalten Bestimmungen, welche den Frauen die Teilnahme an politischen Vereinen und z. T. auch an politischen Versammlungen verbieten.

Wir empfinden diese Verkürzung unserer staatsbürgerlichen Rechte, die uns mit Minderjährigen auf eine Stufe stellt, nicht nur als unwürdig und dem Kulturzustande des deutschen Volkes nicht mehr entsprechend, sondern die Vorenthaltung der vollen Vereins- und Versammlungs-Freiheit bedeutet auch eine schwere Schädigung der wirtschaftlichen Interessen aller beruflich arbeitenden Frauen und ist, im Hinblicke auf die Dehnbarkeit des Begriffes „politisch" geeignet, den Wert des § 152 der Gewerbeordnung für die Frauen illusorisch zu machen.

Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Neuzeit drängt, wie die Berufs-Statistik nachweist, eine jährlich wachsende Zahl von Frauen in eine selbständige Erwerbsthätigkeit. Dieser Umgestaltung der Lebensführung sollte die Gesetzgebung Rechnung tragen, anstatt durch Ausnahme-Bestimmungen die Frauen von vorn herein im Ringen um ihren Lebensunterhalt zu schädigen und ihnen die Erlangung besserer Lohn- und Arbeits-Bedingungen zu erschweren.

Ebensowenig dürften sie es den Frauen erschweren, in dem ihren Wünschen und Fähigkeiten entsprechenden Umfange an allen von der Gegenwart geforderten sozialpolitischen Reformen, an der Volkswohlfahrt und an der Hebung ihres eigenen Geschlechts mitzuarbeiten, denn ohne ihre Mitarbeit wird es niemals gelingen, alle diese Aufgaben einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Wir geben uns der zuversichtlichen Hoffnung hin, die Vertreter des gesamten deutschen Volkes auch zur Wahrung der wichtigsten Fraueninteressen bereit zu finden, und bitten daher einen hohen Reichstag, daß:

1. baldigst die Bestimmung des Art. 4 Nr. 16 der Reichsverfassung durch Schaffung eines der heutigen Zeit entsprechenden einheitlichen deutschen Vereins- und Versammlungsrechtes erfüllt und daß
2. in demselben die Gleichstellung mit den männlichen Volksangehörigen, welche die Frauen in den Vereinsgesetzen einiger Bundesstaaten (z. B. Baden, Hessen, K. Sachsen, Sachsen-Weimar) bereits besitzen, der Gesamtheit der deutschen Frauen gewährt werden möge.

Februar 1899.

Der Bund deutscher Frauenvereine.

J. A.: Auguste Schmidt,

1. Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine.
Leipzig, Grassistr. 33.

Hanna Bieber-Böhm,

1. Schriftführerin des Bundes deutscher Frauenvereine.

Marie Stritt,

2. stellvertr. Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine und Vorsitzende der Rechtskommission.

Auch die Petition des Bundes betreffend eine Ergänzung des Gewerbegerichts-Gesetzes vom 29. Juli 1890 (vgl. die vorige Nummer) ist mittlerweile eingereicht worden. Sie enthält die eingehend begründete Bitte, daß das Wahlrecht und die Wählbarkeit zu den Gewerbegerichten auch auf die weiblichen Arbeitgeber und Arbeiter ausgedehnt werde.

* **Heim für Lehrertöchter.** Der „Hilfsverein deutscher Lehrer" eröffnet am 6. April cr. in Berlin, Lottumstr. 10, ein Heim für Lehrertöchter (auch Lehrerinnen und Lehrerbräute), die sich zum Zwecke der Weiterbildung in hiesigen Instituten und Kursen längere oder kürzere Zeit in Berlin aufhalten wollen. Den Heimbewohnern wird für einen Pensionssatz von monatlich 46 Mark, bei ¼ Freistelle 36 Mark, ½ Freistelle 25 Mark volle Beköstigung und eine angenehme und sichere Wohnstätte geboten. Anmeldungen sind an den „Hilfsverein deutscher Lehrer" in Berlin N., Lottumstraße 10, zu richten.

* **Das Viktoriahaus für Krankenpflege** zu Berlin, das sich einer steten gedeihlichen Entwickelung und segensreicher Erfolge erfreut, nimmt

Digitized by Google

nach wie vor Schülerinnen zur Ausbildung auf. Gebildete Mädchen im Alter von 20 bis 30 Jahren, die Neigung zu diesem ehrenvollen und reiche Befriedigung in sich tragenden Beruf haben und nach gemeinnütziger Thätigkeit, sowie nach Versorgung fürs Leben ausschauen, mögen sich um nähere Angaben wenden an die Oberin des Viktoriahauses, Berlin NO., Landsberger Allee 19/20.

* **Auskunftsstelle für studierende Frauen.** Die Auskunftsstelle für studierende Frauen in Berlin ist bereit, Auskunft zu erteilen über die Studienverhältnisse an der Berliner Universität, über Logis, Pensionen u. s. w. in Berlin. Durch einzelne Damen in den übrigen deutschen Universitätsstädten werden der Auskunftsstelle Nachrichten übermittelt. Sie steht auch außerdem mit den Studentinnen-Vereinen von Wien, Zürich und Genf in Verbindung. Ebenso sind zu den anderen ausländischen Universitäten, an denen deutsche Frauen studieren, Beziehungen angeknüpft worden. Die Leitung der Auskunftsstelle liegt in den Händen von Frl. Dr. Anna Gebser und Frl. Chowanetz. Frl. Dr. Anna Gebser ist zu sprechen in ihrer Wohnung, Kurfürstenstr. 148, Gartenhaus, Sonntags von 12—1 Uhr; Frl. Chowanetz ist zu sprechen in ihrer Wohnung, Charlottenburg, Grolmanstraße 15, Montags von 11—12 Uhr.

* **Der Verein Frauenwohl, Danzig,** bisher Zweigverein des Vereins Frauenwohl, Berlin, beschloß in seiner am 2. März stattgehabten außerordentlichen Generalversammlung mit nicht unerheblicher Mehrheit die Loslösung vom Berliner Verein Frauenwohl.

* **Eine Geschäftsstelle für die Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine** ist am 1. März d. J. in Berlin eingerichtet worden. Sie befindet sich im Geschäftshause der Gesellschaft „Friedrich Wilhelm", Berlin W., Behrenstraße 60/61, unter deren Garantie sie arbeitet. Leiterin der Geschäftsstelle ist Fräulein Henriette Goldschmidt in Verbindung mit einem technisch geschulten Fachmann. Die Vorstände der Frauenvereine sind dahin benachrichtigt, daß in allen Vereinen Frauen als Agentinnen angestellt werden sollen, die von den Vorständen den Mitgliedern empfohlen werden, und dadurch leicht und angenehm arbeiten können.

* **Eine Fortbildungsanstalt** für Töchter gebildeter Stände, in Verbindung mit Gymnasialklassen, soll am 17. April d. J. in Stuttgart eröffnet werden. Die Gymnasialklassen wollen in einem 6jährigen Unterrichtsgang jungen Mädchen die zur Reifeprüfung erforderlichen Kenntnisse übermitteln. Anfragen bezüglich dieser Klassen sind an die Leiterin derselben, Baronin Uxkull-Gyllenband, Sofienstraße 30, zu richten. — Das Programm der Fortbildungsanstalt ist ein überaus reichhaltiges. Die Anstalt umfaßt 4 aufsteigende Jahreskurse, deren jeder ein in sich abgeschlossenes Wissensgebiet bietet. Anmeldungen für die Gesamtanstalt sind an die Vorsteherin, Frl. Johanna Bethe, Kronenstraße 41, zu richten.

* **Ein höherer Jurist,** der sich für das Wohl der Frauen warm interessiert, stellt nachfolgende Zuschrift zur Veröffentlichung zu unserer Verfügung:

„In dem Kampf e um das zukünftige eheliche Güterrecht des deutschen Volkes sind die Vertreter der Frauenbewegung unterlegen; während sie das System der Gütertrennung wollten, hat das Bürgerliche Gesetzbuch die Verwaltung und Nutznießung des Frauenguts durch den Mann als den regelmäßigen gesetzlichen Güterstand sanctioniert.

Ist das nun eine Niederlage für immer? Schwerlich — wird derjenige sagen, der in dem gesetzlichen Güterrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs einen Anarchismus erblickt und einer weiteren Entwicklung der Dinge in dem Sinne der Selbständigkeit der Frauen entgegensieht.

Aber das Gesetz ist doch nun einmal emaniert und soll mit dem Beginn des kommenden Jahres in Geltung treten; da fragt man sich denn, wie ist nun weiter zu kämpfen?

Zu dieser Frage ist eine Auslassung von Interesse, welche der Wirkl. Geheime Rat und ordentliche Honorar-Professor Dr. G. Planck, dessen hervorragende Teilnahme an der Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuchs hinreichend bekannt ist, in einem für den Göttinger Frauenverein gehaltenen Vortrage über: „die rechtliche Stellung der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch" gemacht hat. Nachdem Planck die Möglichkeit zugegeben hat, daß „die Entwicklung in der Richtung vorwärts geht, daß alles Gewicht auf die völlige Selbständigkeit der Frau gelegt wird", fährt er fort:

> „Wenn die Entwicklung dahin geht, wird sich dies bald in den Eheverträgen zeigen. Das Bürgerliche Gesetzbuch läßt Eheverträge ja im weitesten Umfange zu. Geht die Entwicklung in dieser Richtung, so wird das gesetzliche Güterrecht durch Eheverträge ausgeschlossen werden und dann wird es Zeit sein, das Bürgerliche Gesetzbuch zu ändern. Zur Zeit wäre es ein unverantwortlicher Sprung ins Ungewisse gewesen, wenn man so radikal mit der ganzen bisherigen Rechtsentwicklung hätte brechen wollen, wie dies durch die Einführung der Gütertrennung als gesetzliches Güterrecht geschehen sein würde."

Planck will also, daß auf dem Wege der Erfahrung, mittelst statistischer Erhebung, der Beweis für die Unmöglichkeit oder Notwendigkeit der Einjenigen des Bürgerlichen Gesetzbuchs erbracht werde. führung eines anderen gesetzlichen Güterrechts, als des-

Darin liegt ein guter Fingerzeig an die Partei der Frauenbewegung dafür, wie sie weiter zu kämpfen hat."

* **Der wissenschaftlichen Prüfung für Lehrerinnen,** die am 15. und 16. Dezember v. J. in Berlin stattfand, hatten sich zum erstenmal mehrere Damen aus Königsberg i. Pr. unterzogen. Sie hatten alle die wissenschaftlichen Fortbildungskurse

Digitized by Google

in Königsberg besucht, an denen größtenteils Universitäts-Professoren unterrichten, und daneben Vorlesungen an der Universität gehört. Für die Vorbereitung waren anfangs nur zwei Jahre in Aussicht genommen worden. Es erwies sich jedoch bald, daß zu einem gründlichen Studium ein drittes Jahr erforderlich sei, zumal da von Lehrern wie von Schülerinnen nicht auf das Examen, sondern in erster Linie auf tüchtige wissenschaftliche Weiterbildung und vertieftes selbständiges Studium in den einzelnen Fächern hingearbeitet wurde. Von den fünf Damen, die das Examen bestanden, hatten drei in Geschichte und Englisch, zwei in Geschichte und Deutsch gearbeitet.

* **Die Barmer Allg. Ortskrankenkasse** erhielt auf ihre Beschwerde an den Handelsminister wegen des Verbots der weiteren Beschäftigung des Fräulein Dr. Moesta als Kassenarzt vom Regierungspräsidenten den Bescheid, daß bei der Zweifelhaftigkeit der Rechtslage der Minister für Handel und Gewerbe im Einvernehmen mit dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten eine einheitliche Behandlung dieser Frage für das Reichsgebiet herbeizuführen beabsichtige.

* **Die gesetzgebenden Körperschaften von Oregon** (Verein. St.) haben vor kurzem den Frauen das volle Stimmrecht gewährt. Der Antrag fand in beiden Häusern eine glänzende Mehrheit; im Hause der Abgeordneten ging die Verfassungsänderung mit 48 gegen 6, im Senat mit 25 Stimmen gegen 1 Stimme durch. Frl. Dr. Annie Jeffreys und Abigail Scot Duniway aus Oregon bereiten im Anschluß an die Verhandlungen Vortragsreisen durch das Land vor.

* **Die neueste Statistik** der Vereinigten Staaten zeigt die ungeheure Zunahme der Beteiligung der Frauen in den verschiedensten Berufsarten während der letzten 30 Jahre. Am stärksten ist sie freilich auch heute noch in dem Beruf vertreten, dem sie sich auch schon im Jahre 1870 hauptsächlich zugewandt hatte, nämlich in dem der Sekretäre, Kopisten u. s. w. 1870 zählte dieser Beruf 8015, 1890 schon 64 848 und 1897 gar 92 824 Frauen. Die zweite Stelle nimmt heute die Stenographie und das Maschinenschreiben ein. Während 1870 erst 7 Frauen darin thätig waren, war die Zahl 1897 bis auf 50 633 angewachsen. An dritter Stelle steht die Musik, die 1870 5753 und heute beinahe 50 000 Damen als Erwerb beschäftigt. Weibliche Buchhalter und Rechner gab es 1870 in den Vereinigten Staaten überhaupt noch nicht, 1897 dagegen schon über 43 000. Die Zahl der Malerinnen und Bildhauerinnen stieg von 412 auf über 15 000. Weibliche Aerzte und Chirurgen gab es 1870 527, jetzt mindestens 7000. Behördlich angestellte Beamte weiblichen Geschlechts werden jetzt in den Vereinigten Staaten ebenfalls etwa 7000 gezählt, vor 30 Jahren waren es erst 400. Wissenschaftliche und litterarische Schriftstellerei beschäftigt heute erheblich über 3000 Frauen gegen 160 im Jahre 1870. Weibliche Geistliche giebt es i. J. 1897 1522 gegen 67 i. J. 1870, weibliche Journalisten 1436 gegen 36, weibliche Theaterdirektoren 943 gegen 100, weibliche Rechtsgelehrte 471 gegen 5, weibliche Zahnärzte 417 gegen 24, weibliche Ingenieure 201 gegen 0, weibliche Architekten 53 gegen 1.

Frauenvereine.

Der Hauspflegeverein in Charlottenburg unter der Leitung von Frau Kommerzienrat Heyl hat am 2. Februar das erste Jahr seines Bestehens hinter sich und sehr gute Resultate zu verzeichnen. Nach der Statistik, welche laut Jahresbericht die ersten elf Monate umfaßt, wurden beantragt: 154 Pflegen, von denen 124 übernommen wurden, und zwar mit 1152 ganzen und 325 halben Tagen. 20 Pflegerinnen und aushilfsweise vier Schwestern waren in diesen Pflegen thätig. 25 Frauen wirkten als Aufsichtsdamen. Die Pflege wurde beantragt wegen Wochenbetts in 110 Fällen, Krankheit der Hausfrau in 43 Fällen, Krankenhausaufenthalts der Frau in einem Falle. Im allgemeinen haben sich die Pflegefrauen gut bewährt und das geleistet, was von ihnen verlangt wurde. Der Verein hat sich für sie als eine gute Erwerbsquelle erwiesen. Häufig entwickelt sich ein näheres Verhältnis zwischen der Aufsichtsdame und den gepflegten Familien, indem die Damen, die die Not nahe gesehen und in die Verhältnisse einen genaueren Einblick gewonnen, auch fernerhin sich für die Familie interessieren.

Der Berliner Frauenverein hat aus Anlaß der Sitzungen der Berliner Gemeindewaisenräte, die unter Vorsitz des Herrn Stadtverordneten Hammerstein stattfanden, eine Petition an die Städtische Waisenverwaltung in Berlin gerichtet mit dem folgenden Wortlaut: Der unterzeichnete Frauenverein erlaubt sich, dem in Berlin tagenden Waisenrat folgende Erwägungen zu unterbreiten: In Anbetracht des natürlichen Berufes der Frau als Mutter und Erzieherin, in Anbetracht der in § 1779 des neuen

Digitized by Google

bürgerlichen Gesetzbuchs erweiterten Rechte der Frau bezüglich der Vormundschaft, in Anbetracht, daß in anderen Städten, wie Köln, Königsberg, Posen und Cassel schon Frauen mit bestem Erfolg als gleichberechtigte Mitglieder in der Waisenverwaltung thätig sind, bitten wir, daß auch die Berliner Waisenverwaltung die Stellung der in ihr thätigen Frauen so ordnen möge, daß dieselbe dem Recht und der Gerechtigkeit entspricht. — Der Vorstand des Berliner Frauenvereins. J. A.: Helene Lange, 1. Vorsitzende, Jeannette Schwerin, 2. Vorsitzende.

Bei der Verhandlung des Waisenrates über die Petition wurde betont, daß die städtische Waisenverwaltung schon seit längerer Zeit bemüht sei, Frauen zu ihren Arbeiten heranzuziehen und jedenfalls auf diesem Wege fortschreiten werde. Doch ist die Zahl der bei diesen Arbeiten verwandten Frauen noch eine so geringe und ihre Stellung eine so wenig selbständige, daß die Petition sehr am Platz scheint.

Der Frauenerwerbsverein zu Dresden

(Vorsitzende Frau Damm) hat im Vereinsjahr 1897/98 besonders für die weitere Ausgestaltung seiner Fachschulen gewirkt. Die Zeichenschule wurde durch Aufnahme eines Kursus für Stilisieren nach der lebenden Pflanze und durch Anfügung einer 3. Abteilung erweitert, und wie die Nähschule in engere Verbindung mit der Kunststickschule gebracht. Der Besuch der Kurse ist ein so reger, daß der Verein für einzelne Fächer Parallelklassen errichten mußte. Die Zahl der Schülerinnen belief sich während des letzten Vereinsjahres auf 586. Der Unterricht wird in 30 Klassen von 19 Lehrerinnen und 6 Lehrern in den Vormittags- und Nachmittagsstunden erteilt. Die im letzten Vereinsjahr erheblich gesteigerte Nachfrage nach den vom Verein ausgebildeten Schülerinnen ist der beste Beweis für die Leistungen seiner Unterrichtsanstalt. An der Ausstellung der gewerblichen Fachschulen Sachsens 1898 beteiligte sich der Verein durch Vorlegung ausführlicher Lehrgänge jeder Klasse. Der Verein wird vom Hohen Königl. Ministerium des Innern und vom Rate der Stadt Dresden subventioniert. Eine namhafte Einnahme brachte der Ertrag eines zur Förderung der Vereinszwecke veranstalteten Bazars.

Der Verein Frauenwohl zu Königsberg i. Pr.

(Vorsitzende Frau Pauline Bohn) hat während seines letzten Vereinsjahres der Frauensache einen besonderen Dienst geleistet durch die mit dem Königsberger Lehrerinnenverein gemeinsam veranstaltete Gründung von Gymnasialkursen für Frauen, die im Oktober 1898 mit 8 Schülerinnen und 10 Hospitantinnen eröffnet wurden. Die Handelslehranstalt ist von 36 Schülerinnen besucht worden, die zum größten Teil gleich nach dem Schluß des Kursus in Kontoren angestellt wurden. Die wirtschaftliche Fortbildungsschule ist während des letzten Vereinsjahres von 49 Schülerinnen besucht. Um den Zweck der Fortbildungsschule, auch den ärmsten Mädchen eine hauswirtschaftliche Ausbildung zu ermöglichen, zu erreichen, gewährt der Verein eine Anzahl von Freistellen. Die Fortbildungsschule wird vom Magistrat der Stadt unterstützt. Die Rechtsauskunftsstelle erteilte in 147 Rechtsangelegenheiten Rat und Auskunft. Außer der Generalversammlung hielt der Verein 4 Versammlungen ab, in denen verschiedene Themen aus der Frauenfrage zur Verhandlung kamen.

Der Frauenbildungsverein zu Frankfurt a. M.

(Vorsitzende: Fr. Rosalie Teblée) hielt am 22. Februar seine Generalversammlung ab. Dem Jahresbericht entnehmen wir Nachstehendes: Die Schülerinnenzahl betrug 334, welche 919 Kurse belegten. Hiervon entfielen auf die Fortbildungsschule 404, auf die Gewerbeschule 515. Die Prüfung für Handarbeitslehrerinnen bestanden 10 Schülerinnen; 8 für höhere, 2 für Volksschulen. Am 23. November wurde ein Kursus für Schreiberinnen bei Anwälten und Notaren mit 14 Schülerinnen eröffnet. Diesen Unterricht erteilt ein Rechtsanwalt. 78 Schülerinnen der Kurse haben Stellungen oder lohnenden Erwerb durch selbständige Thätigkeit gefunden. Als Handarbeitslehrerinnen 10, im Bankgeschäft 1, bei Rechtsanwälten 3, in kaufmännischen Geschäften als Buchhalterinnen 8, im Geschäft der Eltern 3, in Stickereigeschäften 2, als selbständige Kunststickerinnen 4, als Lehrerin im Kunststicken 1, als Schneiderinnen 23, als Hausmädchen 6, als Näherinnen 2, als Putzmacherinnen 4, als Büglerin 1, als Köchinnen 2, als Stütze der Hausfrau 2, als Familienkindergärtnerinnen 6.

Kindergarten, Fröbelsche Bildungsanstalt und Kochschule haben sich sehr günstig weiter entwickelt. Der Mittagstisch für Damen wurde gut besucht. Die Ausstellung der Schülerinnenarbeiten erfreute sich lebhaften Besuches; darunter waren der Oberbürgermeister, verschiedene Stadträte, sowie der Stadtschulrat und Stadtschulinspektor. Drei der ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden wiedergewählt; an die Stelle der eine Wiederwahl ablehnenden Frau Alfred Hahn trat Frau Justizrat Fuld.

Der Verein Preußischer technischer Lehrerinnen

beschloß auf seiner letzten Generalversammlung eine Petition an den Herrn Kultusminister Bosse zu richten, um dem von allen Seiten beklagten Mangel einer ausreichenden und einheitlichen Vorbildung der Handarbeitslehrerinnen abzuhelfen.

Der Inhalt der Petition gipfelt in der Bitte, staatliche Vorbereitungsanstalten mit mehrjährigem Kursus zu errichten, oder doch die Privatanstalten staatlich überwachen zu lassen und dafür zu sorgen, daß neben der Theorie auch die Praxis durch Lektionen in der mit der Anstalt verbundenen Schule fleißig geübt werde. Da ferner auch die im Amte tüchtigen Lehrerinnen doch noch der weiteren Ausbildung und Anregung bedürfen, so wurde die Bitte hinzugefügt, amtliche Konferenzen zu bestimmen und eine Directrice anzustellen, die diese Konferenzen leitet und zugleich den Unterricht der ihr unterstellten Lehrerinnen überwacht.

Digitized by Google

Für Haus und Familie.

Kaiser Wilhelm-Spende.

Über die Kaiser Wilhelm-Spende sind schon mehrfach Anfragen aus unserem Leserkreise an uns ergangen. Wir geben daher hier eine ausführlichere Darlegung darüber.

Die Kaiser Wilhelm-Spende, Allgemeine deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung in Berlin, ist ins Leben gerufen mit einem Grundkapital von 1 740 000 Mark als freiwillige Spende des gesamten deutschen Volkes zum Andenken an die Errettung Kaiser Wilhelms I. aus wiederholter Lebensgefahr und steht unter dem Protektorat Kaiser Wilhelms II.

Sie versichert Jahresrenten bis zum Höchstbetrage von 1000 Mark oder das entsprechende Kapital, zahlbar beim vollendeten 55. Lebensjahre oder auch später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die beliebig und zu jeder Zeit gemacht werden können. Jeder, der den gering bemittelten Klassen angehört und seinen Wohnsitz innerhalb des deutschen Reiches hat oder als Deutscher vorübergehend im Auslande sich aufhält, kann Mitglied der Kaiser Wilhelm-Spende werden durch Einzahlung solcher Einlagen; eine Verpflichtung zu weiteren Einlagen besteht nicht. Zu Gunsten eines Aufnahmefähigen kann auch jeder andere Einlagen machen. Ein solcher Einzahler hat das Recht:

1. sich selbst oder seinen Rechtsnachfolgern die Rückgewähr seiner Einlage vorzubehalten,
2. die Kündigung und Beleihung seiner Einlage seitens des Mitgliedes auszuschließen,
3. sich selbst oder seinen Rechtsnachfolgern die Kündigung seiner Einlage vorzubehalten,
4. zu bestimmen, daß die Zahlung von Rente oder Kapital erst in einem höheren Alter des Mitgliedes als bei Beginn seines 56. Lebensjahres, spätestens aber bei Beginn seines 71. Lebensjahres gefordert werden darf,
5. zu bestimmen, daß seine Einlage nur einen Anspruch auf Rente, nicht aber auch auf Kapital begründen soll.

Auf die Vorbehalte und Beschränkungen kann vom Einzahler oder seinen Rechtsnachfolgern jeder Zeit verzichtet werden.

Nur bei der ersten Einzahlung ist ein bestimmtes Anmeldeformular entsprechend auszufüllen und zu unterschreiben und mit einer amtlichen Urkunde, welche den Geburtstag der zu versichernden Person genau angiebt, einzureichen. Alle späteren Einlagen werden zu denselben Bedingungen angenommen. Es ist bei Einsendung derselben nur die Angabe der Mitglieds-Nummer mit dem Zusatz: „wie früher" erforderlich. Bei der Einzahlung muß gleich bestimmt werden, nach welchem Tarif die Einlagen angenommen werden sollen.

Es sind zwei Tarife vorhanden. Entweder geschieht die Einzahlung ohne Vorbehalt (Tarif I) oder sie geschieht mit Vorbehalt der Rückgewähr (Tarif II). Ersterenfalls verfällt die Einlage der Anstalt, ohne daß die Erben des Mitgliedes einen Anspruch auf ihre Rückgewähr erheben können, letzterenfalls erfolgt die Rückzahlung der Einlagen an die Erben des Versicherten oder an den Einzahler, bezw. dessen Rechtsnachfolger, vorausgesetzt, daß der Versicherte die Fälligkeit der ersten Rente oder des Kapitals nicht erlebt hat. Mit der Fälligkeit der ersten Rente erlischt der Vorbehalt.

Einlagen nach Tarif I ergeben höhere Renten oder Kapitalien als Einlagen nach Tarif II. Nachträglich kann ein Vorbehalt der Rückgewähr nicht erhoben werden, während jeder Zeit auf einen bestehenden Vorbehalt verzichtet werden kann. Es ist auch zulässig, einen Teil der Einlagen nach Tarif I und den anderen Teil nach Tarif II zu machen, dann sind 2 Anmeldungen auszustellen. Die Wahl, ob lebenslängliche Rente oder Kapital aus den Einlagen gezahlt werden soll, steht den Versicherten frei, bis er die Zahlung fordert, was mindestens 1 Jahr vor der gewünschten Fälligkeit zu geschehen hat. Im allgemeinen kann die Zahlung frühestens beim vollendeten 55. Lebensjahre erfolgen. Sie kann aber auch beliebig bis zum 70. Lebensjahre hinausgeschoben werden. Wird ein Mitglied durch Invalidität erwerbsunfähig, so kann schon vor vollendetem 55. Lebensjahre Rente oder Kapital in entsprechender Höhe gezahlt werden. In diesem Falle kann auch ein angemessener Zuschuß aus dem Unterstützungsfonds gewährt werden.

Bei Veränderung der Lebenslage eines Mitgliedes ist die Zurückziehung seiner Einlagen, sofern sie mindestens 5 Jahre bestehen, durch Kündigung ohne weiteres zulässig. Die Einlagen werden dann ½ Jahr später unverkürzt mit 2 Prozent Zinseszins zurückgezahlt. In dringenden Fällen können auch alle Einlagen, die noch nicht 5 Jahre, wohl aber mindestens 6 Monate bestehen, gleichfalls gekündigt werden.

5 Jahre bestehende Einlagen, für welche ein Vorbehalt der Rückgewähr für die Erben des Mitgliedes in Kraft ist, können auch bis $^9/_{10}$ ihres Betrages auf ½ bis 1 Jahr beliehen werden.

Besonders mag noch folgendes hervorgehoben werden:

Die Versicherung erfolgt ganz kostenfrei, die Verwaltungskosten werden aus den Zinsen des z. Zt. über 2 Millionen Mark betragenden Garantiefonds bestritten.

Aller Gewinn aus dem Versicherungs-Geschäft fällt unverkürzt den Mitgliedern zu. Er wird von Zeit zu Zeit auf Beschluß des Aufsichtsrats als Dividende an die Mitglieder verteilt, und zwar als Einlagen nach Tarif I, so daß dadurch eine wesentliche Erhöhung der tarifmäßigen Renten und Kapitalien eintritt.

Bisher sind dreimal Dividenden verteilt, und zwar:

im Jahre 1884	. . .	11 070,50 Mark,
„ „ 1891	. . .	31 282,05 „
„ „ 1895	. . .	134 341,90 „

Einige Beispiele sollen den Nutzen der Stiftung näher erläutern.

Wird z. B. für jemand vom ersten Lebensjahre ab alljährlich eine Einlage von 5 Mark gezahlt, so beträgt davon vom 56. Lebensjahre ab nach Tarif I: die jährliche Rente 83,25 Mark oder das Kapital 1116,78 Mark,

Digitized by Google

II: die jährliche Rente 71,23 Mark oder das Kapital 955,27 Mark.

Hat jemand im 20. Lebensjahre 4 Einlagen von zusammen 20 Mark gezahlt und legt denselben Betrag alljährlich ein bis zu seinem 65. Lebensjahre, so erhält er mit Beginn des 66. Lebensjahres nach Tarif

I: 350,08 Mark Rente jährlich oder 3398,16 Mark Kapital,

II: 280,80 Mark Rente jährlich oder 2727,60 Mark Kapital.

Es besteht aber keinerlei Verpflichtung, regelmäßige Einlagen alle Jahre zu machen, da jede Einlage von 5 Mark als besondere Versicherung berechnet wird. Wer in einem Jahre nichts erübrigt, zahlt nichts ein; wer viel erübrigt oder durch Zufälle, wie Erbschaft, Schenkungen, Gewinne in einem Jahre einen hohen Überschuß hat, zahlt zweckmäßig dann eine größere Summe ein, um sich so die Altersrente oder das Kapital möglichst zu erhöhen.

So setzen wir einmal den Fall, daß jemand vom 20. bis 35. Lebensjahre jährlich 50 Mark eingezahlt, in den nächsten 10 Jahren aber für Einzahlungen nichts erübrigen konnte; dagegen fiele ihm mit 45 Jahren eine Erbschaft zu, von der er den Betrag von 2000 Mark in die Anstalt einlegt. Vom 46. bis 56. Lebensjahre zahlt er wieder regelmäßig 100 Mark jährlich ein. Wenn nun die Festsetzung mit dem 61. Lebensjahre gefordert wird, so beträgt für das Mitglied nach Tarif

I: die jährliche Rente 827,50 Mark oder das Kapital 9568,60 Mark,

II: die jährliche Rente 702 Mark oder das Kapital 8100,90 Mark.

Nähere Auskunft erteilt und Drucksachen versendet die Direktion Berlin W, Mauerstr. 85.

Bücherschau.

„Im Unkraut". Roman von P. Stursberg (Leipzig, C. F. Müller.) Das kleine Buch spricht eine ergreifende Sprache. Zu Füßen des Dorfes Deauville, das von einem kräftigen, schönen Bauernstamm der Normandie bewohnt wird, ist ein neues Deauville entstanden, ein Ableger des benachbarten Trouville, ein Ort, wo die Reichen sich Paläste bauen und die Töchter der Armen heranlocken, um sie den Weg der Schande zu führen. Und um die Häuser der Lust wuchert giftiges Unkraut. — Ein deutscher Maler, den die Schönheit der Gegend angelockt, wird mit seiner Tochter in die Geschicke der Elenden verwickelt, die durch die Gewissenlosigkeit seiner Geschlechtsgenossen zu den Verlorenen zählen; in das Geschick einer jener unglücklichen vaterlosen Kleinen, die zu gleichem Lose prädestiniert sind. Und wie ein Schrei entringt es sich ihm: „Feiglinge! — Sind wir's denn wirklich? — Giebts keine Vertreter unseres Stammes, die mutig den Kampf auf sich nehmen und zum Siege voranreiten?" — — Und als eine Art Gelübde giebt er die Antwort: „Es giebt noch Männer in der Welt — Männer, die sich ihrer Aufgabe bewußt sind, Männer, welche sich schämen, dem Weibe allein die Last aufzulegen, die Last, die als Folge der Lüste unausbleiblich, wie ein düsteres Gespenst, vor ihr steht — bereit, sie in den Abgrund hinunterzuführen und auf immer darin zu begraben." — Wir empfehlen das Buch warm der Lektüre aller Denkenden.

„J. P. Jacobsen, Gesammelte Werke." Bd. 2. Frau Marie Grubbe. Aus dem Dänischen von Marie Herzfeld. (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. Preis 3 Mark.) Der Versuch, Jacobsen durch die von Diederichs verlegte Gesamtausgabe bei uns einzubürgern, wird jedenfalls gelingen, wenn auch seine Gemeinde keine allzugroße werden dürfte. Georg Brandes nennt ihn einmal „eigentümlich in der Form bis zur Manieriertheit" — das möchte am meisten von Frau Marie Grubbe gelten. Die Herbigkeit und absolute Objektivität der Schilderung, die diese „Interieurs aus dem 17. Jahrhundert" vor uns erstehen läßt und die jeden Nebeneffekt verschmäht, kann nur von einem kleinen Kreis litterarisch Hochgebildeter gewürdigt und goutiert werden; schon das fremdartige Kolorit, dem kein aufnehmendes Organ entgegenkommt, wird das Leihbibliotheks-Publikum zurückstoßen. — Die Gesamtausgabe umfaßt noch einen Band Novellen, Gedichte, Fragmente, Briefe und in einem dritten Band den Nils Lyhne. Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

„Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen." Das schöne Unternehmen der photographischen Gesellschaft zu Berlin schreitet rüstig vorwärts. Die letzten Lieferungen bringen unter anderm die Bilder Darwins, Lyells, Lorenz Okens, Haeckels, den echt englischen Charakterkopf Herbert Spencers, E. T. A. Hoffmann, Alexander Manzoni, Friedrich Hebbel, Wilhelmine Schröder Devrient, York von Wartenburg. Die kleinen Charakteristiken erweisen sich mehr und mehr als sehr wertvolle Beigaben. Sie sehen es als ihre spezielle Aufgabe an, den Gesichtswinkel zu geben, aus dem die betreffende Persönlichkeit in ihrer charakteristischsten Stellung erscheint. So erhalten wir eine Anzahl wertvoller Ausschnitte aus dem geistigen Leben unseres Jahrhunderts, vorzüglich geeignet, die durch die Bilder selbst gegebene Anschauung zu ergänzen.

„Julius Lange" von Georg Brandes. (Leipzig 1899, H. Barsdorf.) Georg Brandes giebt in diesem Buch die Aufzeichnungen über seinen Verkehr mit dem dänischen Kunsthistoriker Lange. Briefe und Gespräche, die zwischen beiden gewechselt werden, vereinigen anziehend Fülle geistiger Anregung mit menschlicher Intimität. Es ist diesmal nicht Georg Brandes auf der Rednerbühne, der über bildende Kunst und Litteratur, über landschaftliche und soziale Impressionen spricht; sondern es ist

Digitized by Google

Georg Brandes zu Haus oder auf dem Amagerwall, peripathetisch über die gemeinsamen Interessen plaudernd, oder in freundschaftlichen Episteln sich aussprechend. Großen Reiz hat dies dialogische Erörtern der Themen in Gespräch und Brief durch die vielseitige Beleuchtung, die sie auf die Dinge wirft. Die Freunde geben sich gegenseitig die Gedanken und empfangen sie im Wechsel reicher von einander zurück.

„Studien zur Genesiuslegende". 2. Teil. Von Bertha von der Lage. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Charlottenschule zu Berlin. Ostern 1899.) Die Verfasserin fügt der im ersten Teil ihrer Arbeit gegebenen historischen Untersuchung der Genesiuslegende noch eine Behandlung des heiligen Genesius im Volksmunde hinzu; eine höchst dankenswerte Ergänzung. — Wir können nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß der erste, kritische Teil eine überaus günstige Beurteilung erfahren hat, zum Teil in Zuschriften hervorragender Autoritäten des In- und Auslandes an die Verfasserin, zum Teil in Zeitschriften. So bemerkt das Allgemeine Litteraturblatt — obwohl es, von streng katholischer Richtung, mit der Tendenz der Broschüre nicht einverstanden ist: „Die Verfasserin hat ihre Untersuchung ... mit deutscher Gründlichkeit geführt und ihre Aufgabe in anerkennenswerter Weise gelöst. Wir staunen über ihre seltene Erudition, Akribie, ihre wissenschaftliche Methode, über die umfassenden Studien ... wie denn der kritische Apparat in mustergiltiger Weise gehandhabt wird. Die Schwierigkeiten, mit denen die Verfasserin zu kämpfen hatte, sind keine geringen." — Die Byzantinische Zeitschrift (v. Krumbacher) bemerkt VIII 1. p. 196/97: „Sehr fleißige und scharfsinnige Untersuchung der zahlreichen Quellen ... Verfasserin macht in hohem Maße wahrscheinlich, daß der römische Genesius ... überhaupt keine historische Persönlichkeit gewesen sei ... Hoffentlich entschließt sich die Verfasserin, die ihre hohe Befähigung zu streng wissenschaftlichen Arbeiten schon mehrfach bewiesen hat, zu einem 2. Teil ... Ein wichtiger Beitrag zur Entstehungsgeschichte christlicher Heiligenverehrung würde damit gegeben sein." — Noch sind tüchtige Frauenleistungen auf streng wissenschaftlichem Gebiet zu selten, als daß wir nicht an jeder eine ganz besondere Freude haben sollten.

„Napoleon I." Tagebuch von St. Helena. Geführt von Las Cases. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Schmidt u. Günther. 2 Bände à Mk. 4,60.) Die Tagebücher des Las Cases, der bekanntlich 18 Monate lang die Verbannung Napoleons auf St. Helena teilte und täglich aufzeichnete, was er ihn sagen hörte, haben s. Z. großes Aufsehen erregt und sollen dem Verfasser zwei Millionen Franken eingetragen haben. Sir Hudson Lowe, der hart darin angegriffen ist, hat zwar über die Wahrheitsliebe des Las Cases sehr böse Dinge gesagt; vieles aber trägt so sehr den Stempel Napoleonischer Eigenart, daß wir nicht umhin können, uns auf die Seite des Verfassers zu stellen. Jedenfalls wird diese (verkürzte) deutsche Ausgabe vielen sehr willkommen sein. Sie vervollständigt die Reihe der aus dem gleichen Verlage hervorgegangenen Napoleon-Veröffentlichungen.

„Natur und Menschenhand im Dienste des Hauses." Unsere wichtigeren Gebrauchsgegenstände nach ihrer Entstehung und Herkunft geschildert von Max Eschner. 2. Band: Unser Haus- und Handgerät. — Unser Haus. Mit 156 Bildern, nach der Natur und dem Leben gezeichnet von Bruno Héroux (Stuttgart, Hobbing & Büchle. Pr. geb. 7 Mk.) Der zweite, noch stattlichere und inhaltsreichere Band des in seinem ersten Bande schon von uns freudig begrüßten Werks liegt nun vor. Er wird in vieler Beziehung die junge Welt noch mehr interessieren, weil die Herstellung der zahlreichen Geräte, die wir häufig so gedankenlos in die Hand nehmen und deren Herkunft die frage- und untersuchungslustige Jugend noch lebhaft beschäftigt, Gegenstand der Behandlung ist. Da erfahren wir, wie Glaswaren, Topfgeschirr, Porzellan und Metallwaren entstehen; wir verfolgen das Metall zurück bis ins Bergwerk, wir werden dann ins Walzwerk und zur Schmiede geführt; unser Eßgerät wird uns ebenso in seiner Entstehung vertraut wie Nähnadel und Stecknadel, Schlösser und Stahlfedern, Uhren, Thermometer und Barometer.

Dann geht es in die Werkstatt des Böttchers, Tischlers, Drechslers, Rohrstuhlflechters, Buchbinders; der Photograph wird bei seiner Arbeit belauscht und das Klavier in seinem Bau verständlich gemacht. Dann begleiten wir die Entstehung des Hauses vom Steinbruch und der Ziegelei bis zur Ausstattung mit elektrischen Klingeln, Fernsprecher und elektrischem Licht; einfache und doch nichts Wesentliches auslassende Erklärungen geben auch von den hierbei in Betracht kommenden komplizierten Vorgängen ein klares Bild. So kann man wohl den Wunsch teilen, den Julius Stinde in einem kleinen Vorwort zu dem Bande ausspricht: daß das Werk als Geschenkgabe für die reifere Jugend sich überall einbürgern möge.

„Das Liebesleben in der Natur". Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. 1. Folge. Von W. Bölsche. (Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs. Preis M. 5.) Die „Moderne", für die das Geschlechtsleben das einzige behandelnswerte Problem des Menschenlebens ist, hat hier ihren Philosophen gefunden. Ihm ist die Geschlechtsliebe Ausgangspunkt und Mittelpunkt nicht nur des physischen Lebens, sondern der ganzen Kultur. „Wie das Blut Geist wird: das ist die große, durchschlagende Geheimgeschichte der Menschheit." Er kann diese Auffassung nur durchsetzen, indem er die kausalen Beziehungen umkehrt. Nicht die steigende Verfeinerung des geistigen Lebens adelt und verfeinert ihm das Geschlechtsleben, sondern aus der Verfeinerung des letzteren erwächst ihm erst die Kultur. So wird „aus Blut Geist". Das heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Aber wenn diese Philosophie auch nicht stichhaltig ist, so ist doch die Fülle positiven, interessanten Materials, das zum Teil in hochpoetischer Form geboten wird, eine dankenswerte und originelle Gabe. Vielleicht hätte man sie noch lieber ohne den nicht immer einwandfreien Witz hingenommen, der gerade auf diesem Gebiet den feinen Geschmack immer verletzen wird. Auch der Vorurteilslose — und nur einem solchen kann das Buch empfohlen werden — wird hier den vollen, wissenschaftlichen Ernst objektiver Forschung vorziehen.

Digitized by Google

„Beiträge zur Theorie und Praxis des deutschen Sprachunterrichts." Eine Sammlung von Aufsätzen über alle Zweige dieses Lehrgegenstandes von Ernst Lüttge. (Leipzig, Ernst Wunderlich, Preis 1,60, geb. 2,— Mark.) Diese Arbeit ist wohl geeignet, etwas zur Vertiefung und Verbesserung des muttersprachlichen Unterrichts beizutragen. Den methodischen Forderungen nach Beschränkung der schriftlichen Übungen zu gunsten der mündlichen und nach steter Berücksichtigung des Inhalts bei Behandlung der sprachlichen Form können wir nur zustimmen.

Der Paul Neffsche Verlag in Stuttgart, der durch seine zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Gebiet moderner Sprachen rühmlichst bekannt ist, hat wieder eine Reihe handlicher uud hübsch ausgestatteter kleiner Bücher herausgegeben, die dem nicht mit genügenden Sprachkenntnissen ausgestatteten Leser sehr willkommen sein dürften. Besonders möchte sich für die Italienreisenden ein **„Manuale di Conversazione italiana e Tedesca"** von Fiori (Preis geb. 2,75 Mark) und eine „Kurzgefaßte Grammatik der italienischen Sprache" von Cattaneo (Preis geb. 1,25 Mark) empfehlen. Ein „Deutsch-Englischer Familien-Briefsteller" von Philipp Wagner (Preis geb. 1,50 Mark), sowie ein „Deutsch-Französischer Familien-Briefsteller" von Paul Le Nestour (Preis geb. 1,50 Mark) bieten Muster englischer, bezw. französischer Privatbriefe jeder Art mit danebenstehender Übersetzung und geben mancherlei Aufschlüsse über Briefschlüsse, Adressen 2c., die dem nicht mit den Landessitten Vertrauten unangenehme Irrtümer ersparen können.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau". Berlin S., Stallschreiberstraße 34/36.

Eine Frage für die Küche.

Frägt man irgend eine geschickte Köchin, womit sie Suppen, Saucen 2c. verdickt, wird meist die Antwort: „Mit Brown & Polson's Mondamin", da es hierfür das beste Mittel ist. Ferner frage man, ob sie auch schon die neuen Recepte für die warmen Mondamin-Gerichte versucht hat. Wenn nicht, kann man diese Recepte in einem Buche kostenlos und franco von Brown & Polson erhalten. Man braucht nur unter deutlicher Adressenangabe an Brown & Polson, Berlin C. 2, sofort zu schreiben. Geschickte Köche schätzen das Verdienst und die leichte wie schnelle Anwendung des Mondamin's bei warmen Speisen. In den kalten Wintertagen sind diese neuen Recepte der Familie sowohl wie der Köchin gern willkommen. Mondamin Brown & Polson ist überall in Packeten à 60, 30 u. 15 Pf. erhältlich.

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig, Färber-Straße 12.**

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Konditorelen, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das Placierungsbureau
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahres.
Keine Einschreibegebühr.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich zur Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. 1.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) 2c. verordnet werden. Fl. 1.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. 1.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

In der unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden **Viktoria-Fortbildungsschule**, Berlin, Tempelhofer Ufer 2, beginnen Anfang April die neuen Kurse. Die ganze Organisation entspricht der doppelten Aufgabe der Schule als allgemeine Bildungsanstalt und als Berufsschule für die weibliche Jugend. Sie bietet einerseits eine vollständige Ausbildung für die kaufmännischen, gewerblichen, häuslichen Berufsarten, andererseits die Gelegenheit zu einer allgemeinen praktischen, sowie intellektuellen Fortbildung. Infolge der Gliederung in eine Tages- und eine Abendschule (mit 10 aufsteigenden Klassen für Deutsch, 5 für Französisch u. s. w.) ist es möglich, für eine jede Schülerin, mit den geringsten oder den umfassendsten Vorkenntnissen, nach absolvierter Gemeindeschule oder nach absolviertem vollständigem Kursus der höheren Töchterschule, die geeignete Stufe herauszufinden und eine den persönlichen Verhältnissen angemessene Fortbildung anzuschließen. Die Abendschule war im letzten Semester von 244 Schülerinnen (mit 591 Kursen), die Tagesschule von 240 Schülerinnen (mit 1160 Kursen) besucht.

Bei Einkäufen von **Damen-Kleiderstoffen** für die Frühjahrszeit verweisen wir auf das Inserat der anerkannten Firma:

Gebrüder Körner
in **Altenburg S.-A.**

Specialität dieser Firma sind **wetterfeste Lodenstoffe** für Reise- und Fahrradcostüme.

Stresa am Lago Maggiore.
Villetta Heimath.

Priv. Zimmer für reisende **deutsche Damen** auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.

Frau Professor **Polli.**

Verein Victoriahaus
für
Krankenpflege.

Gebildete Mädchen im Alter von 20—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und später eine gesicherte Lebensstellung. Meldungen an die **Oberin, Berlin N.O.**, Landsberger Allee 19—20.

Hausen's ✱ ✱ Kasseler Hafer-Kakao

Marke **„Servus"**
darf in **keinem** Haushalte fehlen.

Derselbe ist für Kinder, schwächl. Personen, Magenleidende unentbehrlich, da sehr leicht verdaulich und auch dem schwächsten Magen bekömmlich.

„Servus"
Kasseler Hafer-Kakao

ist **nur** allein echt in blauen **Kartons** für **1 Mk.** (= 40 bis 50 Tassen) und für **30 Pfg.** Erhältlich in Apotheken, Drogen- und besseren Kolonialwaren-Handlungen, wo nicht, liefern wir von 6 Karton an franko p. Nachn. Nachahmungen, weil wertlos, weise man zurück; dieselben verderben unbedingt, d. h. sie werden sauer.

Hausen & Co., Kassel.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei [23
und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins**, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Junge Mädchen
finden in meinem Hause zur Erholung wie zur Erlernung des Haushalts freundliche Aufnahme.
Nordseebad Wyk a./Föhr.
Frau Dr. Horn.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. 2]

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Abelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner**, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35.

Digitized by Google

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wws. Selma Spranger
Vorſteherin.

Penſionat

Haus Hexam,

Wiesbaden.

Litteratur, Geſchichte, Sprachen, Muſik, Malen, Haushaltung. Umgangsſprachen Engliſch und Franzöſiſch. Freie Lage, 5 Minuten vom Wald. Eigenes Haus, ſchöner Garten mit Turnhalle. Penſion 900 Mk. Referenzen durch die Vorſteherin

L. Harcourt.

Handelsinſtitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalſtr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korreſpondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klaſſen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Penſionsnachweis.

France.

Melle **Mattmann,** professeur agrégée de l'Université au Lycée de jeunes filles d'Amiens, 21 rue Dufour, recoit 3 à 4 étrangères. Leçons particulières. Cours du Lycée. Conditions très avantageuses pour la conversation. Vie de famille confortable. Avantages de la proximité de Paris.

— **Echanges de références.** —

Damen-Loden

u. **Cover-Coat,** ausgeprobte, wetterfeſte Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. **Reiſe, Sport** u. **Fahrrad** geben wir meterweiſe von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beſte Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muſter und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.

Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Eine Kochlehrerin

gut vorgebildet u. erfahren, wird als Leiterin und Lehrerin für die **Kochſchule Danzig,** Verein „Frauenwohl", z. 1. Aug. reſp. 1. Oct. geſucht. Meld. an **Frau Dr. Heidfeld, Danzig,** Hundegaſſe 25.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunſtſtickerei u. induſtr. Zwecke jeder Art.

Ueber 14 Millionen

fabricirt und verkauft!

Die Singer Nähmaſchinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leiſtungsfähigkeit, die von jeder alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.

Koſtenfreie Unterrichtskurſe auch in der Modernen Kunſtſtickerei.

Singer Co., Hamburg, Act. Ges.

Frühere Firma: G. Neidlinger.

Victoria - Fortbildungsschule,

Lehr- und Erziehungsanſtalt für die weibliche Jugend.

Unter dem Protektorat: **J. M. der Kaiſerin und Königin Friedrich.**

S.W. Tempelhofer Ufer 2.

Tagesſchule: Deutſch, Franzöſ., Engl., einf. u. dopp. Buchf., kfm. Rechn., kfm. Schönſchrift, Stenogr., Maſchinenſchreib., gewerbl. Zeichn., Kunſthandarb., Maſchinenſtick., gewerbl. Handarb., Schneid., Putzmach., Kochen.

Abendſchule: Deutſch, Rechn., Buchführg., kfm. Schönſchrift, Zeichn., Geſang, Turn., Geſundheitslehre, Fröbelſche Beſchäftig., Handarb., Maſchinennähen, Schneidern, Wäſchezuſchneiden, Ausbeſſ., Plätten, Kochen.

Anmeldg. bei H. Rektor Krauſe, 11—12 Uhr. **Der Vorſtand.**

„Die Waffen nieder!"

Monatsſchrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.,** durch die Poſt, jede Buchhandlung und **E. Pierſon's Verlag in Dresden. Aktuellſte Zeitſchrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüſtung! Schiedsgericht! Völkerverſöhnung! Völkerrecht!**

Soeben erſchien in **vierter** Auflage:

Herbert Spencer,

Die Erziehung

in geiſtiger, ſittlicher und leiblicher Hinſicht.

In deutſcher Überſetzung herausgegeben von

Dr. Fritz Schultze,

ordentl. Profeſſor der Philoſophie und Pädagogik und Direktor des pädagog. Seminars an der techniſchen Hochſchule zu Dresden.

Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig. **Hermann Haacke.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Poſt (Poſtzeitungsliſte Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsſchrift beſtimmten Sendungen ſind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34—35 zu adreſſieren.

Unverlangt eingeſandten Manuſkripten iſt das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rückſendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 8. Mai 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die freie kirchlich-soziale Konferenz und die Frauenfrage.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Durch einen Cyclus von sechs Vorträgen mit daran geschlossener Diskussion wurde in den Tagen vom 13. bis 15. April in Berlin die Thätigkeit einer neuen Organisation innerhalb der Frauenbewegung eingeleitet, einer Organisation aller „christlich gesinnten Frauen" zur Förderung der Fraueninteressen unter christlichem Gesichtspunkt. Wer die Namen der Einberufer des Kongresses kennt, weiß, daß damit bestimmte Gedanken und Bestrebungen der Frauenbewegung aufgenommen worden sind von Vertretern einer Weltanschauung, nach der bisher die öffentliche und organisierte Frauenthätigkeit unter die Konsequenzen des Gebots vom „Schweigen in der Gemeinde" gestellt wurde. Ein lebendigeres Verständnis für die geistigen Bedürfnisse des Frauenlebens und eine gewiß in ernster, gewissenhafter sozialer Arbeit gewonnene Erkenntnis von der Notwendigkeit geschlossenen Eintretens für die Hebung der Frau in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung hat auch hier über Traditionen gesiegt; man hat sich entschlossen, von einer wörtlichen und willkürlichen Anwendung historisch bedingter Forderungen auf anders geartete moderne Verhältnisse abzusehen; man will die Formen der gemeinsamen Arbeit annehmen, die die moderne Frauenbewegung seit lange geschaffen. Darin liegt die Bedeutung dieses ganzen Unternehmens für die „christlich gesinnten" Frauen selbst und für die Entwicklung der Frauenbewegung; in diesem Sinne bedeutet es einen Fortschritt, den niemand freudiger begrüßen wird als die, die bis dahin ihre Kräfte in den Dienst der Frauensache gestellt hatten.

Aber damit ist diese Bedeutung auch erschöpft, und es ist im Interesse der zukünftigen Arbeit der christlichen Frauengruppe zu bedauern, daß der Charakter dieser

Digitized by Google

einleitenden Versammlungen durch den Gedanken bestimmt wurde, es handle sich darum, „eine Bewegung, die durchaus im Fluß ist, in die rechten Bahnen zu lenken." Der Gedanke ist in dieser Fassung in einer Sitzung der freien kirchlichen Konferenz, in der die Frauenfrage im Anschluß an einen Vortrag des Herrn Professor v. Nathusius diskutiert wurde, von Herrn Hofprediger a. D. Stöcker ausgesprochen worden, er kehrte in ähnlicher Fassung sowohl in den Vorträgen als auch in den Diskussionen immer wieder. Man beabsichtigt, die Prinzipien der modernen Frauenbewegung durch den christlichen Gedanken zu vertiefen und damit eine sittliche Kraft in sie hineinzutragen, die sie bisher entbehrte. Damit überschätzt man die Bedeutung des Bekenntnis-Standpunktes für das sittliche Leben. Man nimmt die höchste Kraft sittlichen Handelns ausschließlich für eine bestimmte konfessionelle Richtung in Anspruch. Dadurch, nicht durch ihre christliche Tendenz an sich, stellt sich die christliche Frauengruppe allerdings prinzipiell auf einen ganz andern Boden, als ihn die deutsche Frauenbewegung einnimmt. Dort steht die religiöse Überzeugung, deren Berechtigung von den „Frauen von der andern Seite" (wie Herr Hofprediger Stöcker sich ausdrückte) ausdrücklich anerkannt wurde, als das eigentlich Einigende im Vordergrund, hier die Frauensache.

Dazu kam noch ein zweites. Das Gebot vom Schweigen in der Gemeinde hatte doch noch sein kanonisches Ansehen — hielt es doch Herr Professor von Nathusius noch für notwendig, ängstliche Gewissen durch die Versicherung zu beruhigen, seiner Ansicht nach „sündige" eine Frau nicht, die öffentlich rede, wenn auch „die Gottesordnung darauf hinweise, die Sitte zu schaffen, daß es das Gefühl der Frau werde, sie habe zu schweigen." Inwieweit der Redner damit im Sinn der versammelten Frauen sprach, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls aber hatte das Gebot vom Schweigen zu dem Resultat geführt, die Einführung in die verschiedenen Gebiete der Frauenbewegung Männern zu übertragen, und das bedeutete für das Verständnis der leitenden Ideen und die historische Objektivität der Darstellung einen beklagenswerten Nachteil. Die Diskussion konnte diesen Mangel nicht immer ausgleichen, da die allermeisten der anwesenden Frauen den einzelnen Thatsachen und den behandelten Fragen zu fremd gegenüberstanden, um die Darstellung kritisieren zu können.

Ein ganz eigentümliches Bild von der Geschichte und dem gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung gaben unter dem doppelten Einfluß einseitig parteiischer und einseitig männlicher Gesichtspunkte die beiden Referate des Herrn Pfarrer Werner, ein Bild, das den Reiz der Neuheit auch für die hatte, die mit den einzelnen Erscheinungen etwa schon anderweitig bekannt geworden waren. Aus der Geschichte der Frauenbewegung gab der Redner Auszüge, die ebenso zweckmäßig und planvoll gewählt waren, wie die es gewesen zu sein schienen, auf die er in Ermanglung eigner Lektüre seine Kritik des Hippelschen Buches „von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber" stützte. Die englische Frauenbewegung wurde markiert durch Daniel Defoe, Mary Astell, John Stuart Mill, Walter Besant und das Newnham-College, das der Verfasser gestand, nur von außen gesehen zu haben; als führende Persönlichkeiten in der amerikanischen erschienen wieder John Stuart Mill und der Bierbrauer, der das erste weibliche College gründete. Die deutsche Frauenbewegung charakterisierte der Verfasser vorläufig durch das Buch von Hippel, das er nicht gelesen hatte, und die letzten Erlasse, die weibliche Gewerbeinspektion und die weiblichen Gymnasien betreffend, um sich eine eingehende Darstellung für sein zweites Referat vorzubehalten. In diesem Referat

Digitized by Google

nun unterschied der Redner drei Gesichtspunkte, von denen aus die Frauenbewegung betrachtet werden könne, den konservativ-traditionellen, den radikal-emanzipatorischen und den sozial-reformatorischen. Die Richtung in der Frauenbewegung, die von dem zweiten Gesichtspunkt ausgeht, unterwarf der Redner einer ausführlichen Kritik, in der er die Unerreichbarkeit ihrer Ziele auseinandersetzte. Natürlich diente bei der Kritik der Forderung freier Berufswahl das weibliche Militär, diesmal noch unterstützt durch ebenso geschmackvoll zum Seemannsberuf in Beziehung gesetzte weibliche Luftschiffer, wieder dazu, einen Heiterkeitserfolg zu erzielen. Für die Thätigkeit der Luise Otto-Peters und des allgemeinen deutschen Frauenvereins, für die Arbeit des Bundes deutscher Frauenvereine und seiner Kommissionen wußte der Verfasser keinen Gesichtspunkt zu nennen, sie rangierten zwischen dem radikal-emanzipatorischen und dem sozial-reformatorischen, den er als seinen eigenen und den der christlichen Frauengruppe zuletzt einführte. Als das Eigentümliche dieses Gesichtspunktes erklärte er die volle Berücksichtigung der weiblichen Eigenart und die Ausbildung und Zulassung zu solchen Berufen, die dieser Eigenart entsprechen. Dabei sprach er die Hoffnung aus, daß die christliche Frauengruppe, die für die Frauenbewegung in diesem Sinn Pionierarbeit (!) zu leisten habe, sich der Frauenfrage am energischsten (!) annehmen werde.

Es war im Interesse der Sache bedauerlich, daß der Herr Redner seine Studien über die deutsche Frauenbewegung ebenso auf die Außenseite beschränkt hatte, wie die über das Newnham-College; vielleicht darf man sogar vermuten, daß er sich das College äußerlich doch noch besser besehen hat. Daß der gegenwärtige Stand der Frauenbewegung nicht mit einer krassen Skizze ihrer Auswüchse, einer rein politischen Würdigung der Luise Otto-Peters, einzelnen allgemeinen Thatsachen über den von ihr gegründeten Verein und einer nur aus Namen und Überschriften zusammengesetzten Darstellung der Organisation des Bundes gekennzeichnet wird, leuchtet jedem ein, der nur einigermaßen mit der Bewegung vertraut ist. Daß, wenn die leitenden Ideen dem Verständnis des Herrn Redners unzugänglich waren, ihm doch wenigstens die Thätigkeit der Hauptführerinnen hätte auffallen müssen, scheint noch selbstverständlicher. So wurde durch die gekennzeichneten Mängel der Nutzen dieses Teils des Kursus vollständig illusorisch; und man durfte doch wohl aus der Wahl dieser beiden Themen für den Anfang des Kursus den Schluß ziehen, daß die christliche Frauengruppe ein Verständnis der durch den Bund und den Allgemeinen Deutschen Frauenverein vertretenen Frauenbewegung für wünschenswert hielt. In dieser Hinsicht gab der Protest, den Frl. Helene Lange in der dem Vortrag folgenden Diskussion im Namen der deutschen Frauenbewegung gegen die Darstellung des Redners erhob, erst die notwendigen Ergänzungen: er gab die Entwicklung der Idee, die der allgemeine deutsche Frauenverein und seine Führerinnen seit seiner Gründung vertreten, der Idee, der Frau die ihrer Eigenart entsprechende Aufgabe im gesamten Kulturleben erfüllen zu helfen. Die folgende Diskussion drehte sich vor allem um zwei Punkte, von denen Frl. Helene Lange die Verwirklichung dieser Idee im Sinne der deutschen Frauenbewegung abhängig gemacht hatte: die Selbständigkeit der Frauenbewegung in der Bestimmung ihrer Ziele und die Beteiligung der Frau zunächst an der verantwortlichen Arbeit innerhalb der Gemeinden und seinerzeit auch an der Gesetzgebung durch die Gewährung des Stimmrechts. An diesen beiden Punkten schieden sich die Meinungen mit aller nur wünschenswerten Klarheit. Daß ein männlicher Teilnehmer der Versammlung die erste Forderung der Frauen allen Ernstes für „anmaßend" erklärte

Digitized by Google

und daß er es für nötig hielt, die anwesenden Männer vor der weiblichen Herrschsucht, als deren Ausdruck er die Frauenbewegung, besonders das Streben nach höherer Bildung, ansah, wohlmeinend zu warnen, war eine Reminiscenz aus dem Jesus Sirach: „Wie man dem Wasser nicht Raum lassen soll, also soll man dem Weibe seinen Willen nicht lassen," für die man die Versammlung nicht verantwortlich machen konnte. Aber auch Herr Hofprediger a. D. Stöcker, der im übrigen sein der Frauenbewegung im Reichstag gezeigtes Wohlwollen auch hier bethätigte, weissagte aus der Gewährung des Stimmrechts schweres Unheil, das seiner Meinung nach über das unglückliche Amerika bereits hereingebrochen sei. Sein Hinweis darauf, daß die christliche Frauengruppe in ihrer Arbeit vollkommen frei von männlicher Beeinflussung sein solle, wurde übrigens durch die Situation zu augenfällig widerlegt, als daß er sehr viel Eindruck hätte machen können.

Die zukünftige prinzipielle Stellung der Frauengruppe zu der Arbeit und den Zielen der deutschen Frauenbewegung ließ die Diskussion, wenn sie auch von Seiten der Frauengruppe fast ausschließlich von Männern geführt wurde, ziemlich klar erkennen. Die folgenden Tage gaben noch Gelegenheit zum Meinungsaustausch in Bezug auf die Stellung der Gruppe zu den Bildungsfragen und der sozialen Arbeit. Der Referent über Frauenbildung fügte seiner durchaus objektiven, unparteiischen, alle Namen vorsichtig vermeidenden Wiedergabe der verschiedenen Bildungsbestrebungen den Wunsch hinzu, „das Weib möge erst Weib werden, ehe sie etwas anderes würde."

Die Frauenuniversität fand sodann einen warmen Vertreter in Herrn Professor Hottinger. Seine Argumente gegen ein gemeinsames Studium der Geschlechter waren vor allem philanthropischer Natur. Er meinte, man müsse bei der Regelung der Studienfrage auf die große Mehrzahl männlicher und weiblicher Studierender Rücksicht nehmen, die bei der Anwesenheit des anderen Geschlechts durch die Übermacht ihrer Gefühle im Studium unausgesetzt behindert würden.

In der Besprechung der sozialen Seite der Frauenfrage zeigte sich eine viel regere Beteiligung der Frauen. Sowohl die mitgeteilten Erfahrungen als die geäußerten Wünsche, die sich vor allem auf Einführung in die Kenntnis der Gesetze bezogen, zeugten davon, daß die Mitglieder der christlichen Frauengruppe in ernster sozialer Arbeit stehen und ihre Organisation als ein Mittel benutzen werden, diese Arbeit im Sinne der Frauenbewegung immer vielseitiger leisten zu können. Überhaupt machte die aktive Teilnahme der Frauen an den Diskussionen, so vereinzelt sie auch blieb, während des ganzen Kursus den Eindruck, als ob das Verständnis für die Ziele und die Arbeit der Frauenbewegung unter ihnen ein weit klareres sei, als unter ihren männlichen Leitern. Dieser Eindruck läßt erwarten, daß die christliche Frauengruppe durch ihre praktische Arbeit sehr bald über die Ziele hinauswachsen wird, die ihr theoretisch von seiten ihrer männlichen Vertreter angewiesen wurden.

Digitized by Google

Ein Gutachten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Vor etwa 3½ Jahren hat die erste preußische Abiturientin ihr Examen bestanden. Seither warten wir auf eine Stellungnahme der preußischen Regierung zu den damit geschaffenen Fragen. Über alle Petitionen der Frauen um Zulassung der Abiturientinnen zur Immatrikulation, der Studierenden zu den Staatsprüfungen ist im Hinblick auf „die wohlwollende Gesinnung" der Regierung zur Tagesordnung übergegangen worden.

Die erste eingehende Meinungsäußerung aus Regierungskreisen liegt nach Ablauf dieser sieben Semester — eine hinreichende Zeit zu ihrer Ausarbeitung — in Form eines Gutachtens „über die Vorbildung von Mädchen für akademische Studien" im Aprilheft des Centralblatts für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen vor. Das Gutachten formuliert allgemein die Anschauungen, die in einem Ministerialerlaß vom 7. März d. J. für den Spezialfall der Einrichtung von Gymnasial-Kursen in „N." ihre Anwendung gefunden haben. Es ist in doppelter Beziehung interessant: es gewährt einen Ausblick auf die prinzipielle Gestaltung zukünftiger Mädchengymnasien und einen Einblick in die Schätzung, die man im Kultusministerium der jetzigen höheren Mädchenschule angedeihen läßt.

Das Gutachten stellt zunächst die Frage, ob eine Umgestaltung des gesamten höheren Mädchenunterrichts im Sinne der Gymnasialanstalten in Aussicht zu nehmen sei, oder für solche junge Mädchen, die ein akademisches Studium ergreifen wollen, besondere Einrichtungen zu treffen seien. Es sieht den letzteren Weg als den allein richtigen an. Die zweite Frage lautet sodann: sollen die neu ins Leben tretenden Schuleinrichtungen schon für Kinder oder erst für ein späteres Alter getroffen werden? Die Antwort heißt: nicht für Kinder.

Wenn auch die Begründung dieser Sätze im Gutachten zum Teil auf schwachen Füßen steht, so kann man ihnen selbst wohl kaum die Zustimmung versagen. Eine Umgestaltung der Mädchenschule als solcher in eine Gymnasialanstalt ist gewiß nicht wünschenswert, meines Wissens auch von niemand verlangt worden. Über den zweiten Punkt sind allerdings die Meinungen sehr geteilt. Ich muß mich entschieden zu dem Standpunkt derer bekennen, die die Einführung in die eigentlichen Gymnasialfächer einem späteren Alter vorbehalten wollen.

Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie der Beginn der Einführung in die alten Sprachen sich mit der Zeit immer mehr verschoben und die Schätzung der humanistischen Bildung überhaupt sich verändert hat. Im 16. Jahrhundert findet sich nach dem Urteil des außerordentlich vorsichtigen und objektiven Professors Friedrich

Digitized by Google

Paulsen „nicht ein einziger, weder unter den Lehrern und Schülern noch unter den Gymnasial-Pädagogen, der die Sache für etwas anderes als eine sehr harte Notwendigkeit angesehen hätte. Nach der neumodischen Gymnasial-Pädagogik müssen wir uns eigentlich glücklich schätzen, daß wir Latein und Griechisch nicht schon zu Hause von der Mutter lernen, sondern durch Unterricht in der Schule es uns anzueignen genötigt sind: es entginge uns sonst ja das vornehmste Mittel der ‚formalen Bildung'. Hiervon wußte im 16. Jahrhundert noch niemand, sondern alle waren der Meinung, daß die Erlernung der fremden Sprachen ein überaus schweres und bedauerliches Hemmnis der Jugendbildung sei; die Erreichung des Zieles der letzteren, Weisheit, Tugend und Beredsamkeit, werde dadurch mindestens um Jahre hinausgeschoben."

Aber die harte Notwendigkeit war eben da. Die Fähigkeit, etwa im 16. Jahre Latein geläufig zu verstehen und zu reden, war Voraussetzung des Universitätsbesuchs, und damit eine „künstliche Expatriierung der Schüler" vom frühesten Kindesalter an geboten. So beginnt nach dem Sturmschen Lehrplan schon mit dem vollendeten 5. Lebensjahre das Latein; es kann daher nach Sturms Meinung nicht fehlen, daß der Knabe bei vollendetem 9. Lebensjahr des Lateins einigermaßen mächtig sei, er kann daher mit dem Griechischen beginnen. Leibniz verlangt gar, daß bis zum 6. Jahre der Knabe das Lateinische wie das Deutsche „per usum" erlernt habe: man läßt den Hofmeister mit den Kindern nur Latein sprechen. Auch das 18. Jahrhundert kennt noch diese künstliche Expatriierung; Ernst Friedrich Haupt, der elegante lateinische Stilist, beginnt im fünften Jahre mit dem Lateinischen. „Längst schon machte ich," so berichtet er, „kleine Exercitia, ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahre alt, erfuhr, es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten. So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen!" [1])

Kein Wunder, daß Schülern und Lehrern das Erlernen des Lateinischen, namentlich der grammatischen Elemente, verhaßt ist. Schon Melanchthon entwirft davon eine lebhafte Schilderung in seiner Rede de miseriis paedagogorum. Begründeter, heißt es darin, als die Klage des Esels beim Äsop, daß er durch tägliche Mühsale ums Leben gebracht werde, sei die des Schulmeisters. Die Schilderung des Schülers, der vergebens nach lateinischen Worten sucht, möchte auch heute noch vielfach zutreffend sein:

„Erst steht er da, stumm wie eine Bildsäule; dann nimmt er sich zusammen, er sucht nach Worten, verdreht dabei die Augen und reißt den Mund auf, wie ein Epileptischer. Endlich bringt er einen Ton heraus; aber um nicht auf einem Fehler ertappt zu werden, murmelt er unverständlich; manche bringen es zu einer wahren Virtuosität im Verschlucken der Endsilben. Man ruft: deutlicher! Er wiederholt, und nun hört man Wortungeheuer, wider Grammatik und Latinität. Es ist ein Jammer! Und nun gar das Lateinschreiben! Nichts verabscheuen sie mehr; jeden Tag muß man mahnen, mit unermeßlicher Mühe bringt man es dahin, daß sie im Semester ein Brieflein schreiben . . . Zum Schlagen, sagt ein berühmter Feldherr, gehört dreierlei: daß die Soldaten Lust haben, Ehrgefühl zeigen und gehorchen. Der Schulfeldherr darf bei seinen Soldaten keins von diesen drei Stücken voraussetzen: sie haben keine Lust zu lernen, kein Ehrgefühl, keinen Gehorsam, die meisten würden lieber graben, als Latein lernen. Wahrlich, ein Kamel tanzen oder einen Esel das Lautenschlagen lehren wäre eine erträglichere Mühe.[2])

---

[1]) Freitag, Aus neuer Zeit. (Leipzig, S. Hirzel, S. 330.)

[2]) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart von Dr. Friedrich Paulsen. S. 246 f.

Digitized by Google

Und der Erfolg? fragt Paulsen. „200 Jahre später beschäftigt sich der Leipziger Ernesti mit einem Phänomen, das er stupor paedagogicus nennt, Schuldummheit; dasselbe entstehe durch das Lateinlernen und bestehe darin, daß dem Knaben bei lange fortgesetzter Jagd auf die Wörter die Fähigkeit, Gedanken aufzufassen, verloren gegangen sei." Wie dann die Zunahme dieses stupor paedagogicus bei einem weniger widerstandsfähigen Geschlecht zusammen mit anderen Umständen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, wie vor allen Dingen die Ansprüche des modernen Lebens zu einer stets fortlaufenden Einschränkung der alten Sprachen führen, bis Köchly im Revolutionsjahr 1848 zur größten Erbitterung der Stockphilologen die modernere Anschauung in dem Satz zusammenfaßte: „Es ist ein ebenso grober als allverbreiteter Irrtum, die altklassische Bildung mit Lateinsprechen und Lateinschreiben zu verwechseln, da doch viele dies vollkommen handhaben, ohne von jener eine Spur zu besitzen und so umgekehrt" — das kann hier nur angedeutet werden. Das Gesamtresultat war die Aufgebung des Ziels der alten Lateinschule: die Fertigkeit im Lateinschreiben und -sprechen. Für den Zeitgenossen Sturms, ja selbst Haupts, wäre der Abiturient von heute überhaupt kein Lateiner mehr. Schaper sprach es auf der preußischen Direktorenkonferenz vom Jahre 1864 offen aus, daß die Schüler selten die Fähigkeit erlangten, auch nur einen Schriftsteller mit Freude und Genuß zu lesen. Manche Abiturienten seien sich bewußt, daß sie keinen Hexameter richtig machen, keinen Schriftsteller ordentlich lesen, keinen Satz gut lateinisch schreiben könnten.

Der hier in großen Zügen angedeutete Umbildungsprozeß ist noch lange nicht vollendet. Er wird unzweifelhaft in der Richtung verlaufen, die Paulsen angiebt: „Der Utraquismus unserer Gymnasien, die mit dem hergebrachten Unterricht in den alten Sprachen den Unterricht in den neuen Wissenschaften und in den modernen Sprachen verbinden wollen, ist auf die Dauer nicht zu halten. Die Rückbildung in der Richtung der alten Lateinschule hat sich als unmöglich erwiesen; so bleibt nur die Umbildung auf Kosten der alten Sprachen. Ich glaube, die Zeit wird kommen, und vielleicht ist sie nicht mehr so fern, als die anscheinende Festigkeit unserer Gymnasialeinrichtungen vermuten lassen könnte, wo die Fähigkeit, lateinische Abiturientenaufsätze (die inzwischen ja schon gefallen sind. D. R.) zu schreiben und etwas Griechisch zu verstehen, für die Mehrzahl der Fakultätsstudien und gelehrten Berufe nicht mehr Bedingung der Zulassung sein wird. Lateinisch zu verstehen, wird zwar unentbehrlich bleiben, aber das, was man gegenwärtig klassische Bildung nennt, wird einmal für die Mehrzahl unserer Gelehrten aufhören, die Grundlage ihrer wissenschaftlichen Bildung zu sein."[1])

Heute freilich besteht noch dieselbe „harte Notwendigkeit", die die Zeitgenossen Melanchthons empfanden. Zwar hat das Latein längst aufgehört, die tägliche Sprache der Gelehrten zu sein, aber die Zulassung zu weitaus den meisten Studien ist an die Absolvierung des humanistischen Gymnasiums gebunden. Halb mag das alter Zopf sein, zum großen Teil dürfte es aber auch auf ein gründliches Mißtrauen in die erziehliche Kraft unserer eigenen Klassiker und der Philosophie, die doch nur an die Stelle der Alten treten könnten, zurückzuführen sein, eine Kraft, die den maßgebenden, altphilologisch gebildeten Kreisen vielleicht aus eigener Erfahrung nicht zur Genüge bekannt sein möchte. Und so besteht denn das Gymnasium einstweilen in seiner alten

[1]) Geschichte des gelehrten Unterrichts ꝛc. S. 761 f.

Digitized by Google

Gestalt weiter, obwohl auch heute der stupor paedagogicus dort eine große Rolle spielt. Der „Zeitgeist" vom 20. März 1899 brachte einen vorzüglichen Aufsatz über die „Ursachen der Schülernervosität" von Dr. med. M. Krisowski, in dem vor allem die Versündigung, die darin liegt, ein Kind im Alter von 9 bis 10 Jahren, „dessen zartes Gehirn auf Anschauung und Wahrnehmung, auf Konkretes und Faßbares gerichtet ist, mit abstrakten Formen und ihm fernliegenden Vorstellungen zu beschäftigen", für die stets wachsende Nervosität unserer Schuljugend verantwortlich gemacht wird. Ich empfehle die drastischen dort beigebrachten Beispiele der Kenntnisnahme.

Die Mädchengymnasien sind in der glücklichen Lage, das Experiment zu versuchen, — das ja übrigens heute auch die Reformgymnasien für Knaben machen — ob nicht der stupor paedagogicus vermieden und der wirkliche Gehalt der altklassischen Bildung angeeignet werden könne, wenn die Pensen anders verteilt und ein gereifterer Intellekt vor die Aufgaben gestellt wird, die dem kleinen Knaben in der Schule oft allen Lebensmut rauben. Der Versuch scheint bis jetzt zu einem günstigen Resultat zu führen. Ein absolut absprechendes Urteil a priori fällen nur Kreise von Stockphilologen und solche Frauen, denen selbst die Elementarpensen des Gymnasiums zu fremd sind, als daß sie wissen könnten, wie viel schneller ein entwickelterer Geist damit fertig werden kann. Möglich, daß die Formen weniger „in Fleisch und Blut übergehen": die lebhafte Anteilnahme am Unterricht, das eingehende Verständnis des Inhalts und die bewußte Durcharbeitung des Stoffes bieten dafür mehr als ein Aequivalent. Unsere Zeit stellt doch der realen Aufgaben zu viele, als daß man die kostbarsten Jugendjahre ohne Not an das Einpauken bloßer Formen setzen sollte — von den mit solcher verfrühten Überlastung des Gehirns untrennbaren gesundheitlichen Nachteilen ganz abgesehen.

* * *

Wenn man nun aus diesem Gutachten den Schluß ziehen wollte, die preußische Regierung beabsichtige demnächst mit der Begründung gymnasialer Vorbereitungsanstalten für Mädchen vorzugehen, so dürfte man sich vermutlich sehr irren. Denn der „Schutz der Freiheit", unter den in dem vorliegenden Gutachten „das akademische Studium" der Mädchen gestellt wird, möchte wohl praktisch dahin zu interpretieren sein, daß die Regierung in der Angelegenheit nichts zu thun beabsichtigt. Dahin deutet auch die unleugbare Befriedigung, mit der der Referent der jetzigen Veranstaltungen zur Mädchenbildung, der sog. „höheren Mädchenschule" gedenkt. Während die Knabenschulen das Unglück haben, vor einer Prüfung, einem Lehrziel zu stehen, ist die höhere Mädchenschule „bis jetzt vor gleichem Schicksal behütet gewesen; wenn ihre Aufseher, Leiter und Lehrer nur wollen, sind sie von niemand daran gehindert, ihren Zöglingen unter unausgesetzter Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens eine harmonische, religiös-sittliche Bildung zu geben, ihre Gaben zu entwickeln und ihre Lust am Lernen und an der Beschäftigung mit idealen Dingen lebendig zu erhalten. Dieses hohe Gut dürfen wir der Schule nicht rauben, und es liegt auch keine genügende Veranlassung dazu vor."

Der alte Schemen der harmonischen Bildung! Als ob man Fünfzehnjährige mit einer harmonischen Bildung von der Schule entlassen könnte! Sie sollen die Schule verlassen hungrig nach Wissen, hungrig nach Arbeit, und mit geschärften Organen für beides, was denn ohne Unausgeglichenheiten nicht abgeht. Harmonisch entwickelt, im kühlen Gleichgewicht geistiger Indifferenz sind in diesem Alter nur die

Digitized by Google

Dummen, und die erlangen die bequeme Harmonie der Dummheit auch ohne höhere Mädchenschule. Was aber die Ausbildung der Kräfte betrifft, so wäre es dringend zu wünschen, daß man gerade in der Beziehung die höhere Mädchenschule etwas mehr unter den „Schutz der Freiheit" stellte, den man dem akademischen Studium der Mädchen so gern gewähren will. Denn nichts ist unrichtiger, als daß die höhere Mädchenschule kein Lehrziel habe. Vielmehr ist bis auf das Kleinste alles festgelegt, und an Beispielen der Überbürdung mit abstraktem Stoff, die wir bei den Gymnasiasten finden, fehlt es auch bei den Mädchen nicht. Es wird einer allgemeinen Schulreform bedürfen auf Grund der Erkenntnis, daß Kinder Sachen, nicht Worte interessieren, ehe da an eine gründliche Änderung zu denken ist.

Ein anderes aber dürfte spruchreif sein. Daß die höhere Mädchenschule der Aufgabe nicht genügt, „Kräfte zu entwickeln" (was der Verfasser des Gutachtens doch als allgemeine Aufgabe der Erziehung hinstellt), das möchte heute ziemlich allgemein anerkannt sein. Vor allen Dingen bleibt das logische Vermögen rudimentär; in Bezug auf die Mädchen scheint man die auf dem kirchlich-sozialen Kongreß geäußerte Überzeugung, daß die Logik eine Erfindung des Teufels sei, durchaus zu teilen. Es fehlt einerseits gerade an den Disciplinen, die den logischen Verstand der Knaben ausbilden. Keine Mathematik prägt dem Mädchen den Unterschied zwischen Behauptung und Beweis für das ganze Leben ein; die sprachliche Schulung bleibt eine höchst mangelhafte. Es fehlt andrerseits an der Straffheit der Methoden, die schon an und für sich als Bildungsmittel wirkt. Wer Knaben- und Mädchenunterricht kennt, kann sich den großen Unterschied gerade nach dieser Richtung hin nicht verhehlen. Die obligatorische Einführung der Mathematik auf der Oberstufe, die fakultative des Lateinischen würde schon einen Fortschritt bedeuten; die Lösung der höheren Mädchenschulfrage ist aber thatsächlich erst in dem Augenblick gegeben, wo eine höhere Wertung der Mädchenbildung dem Mädchen die gleiche stramme geistige Disciplin sichert wie dem Knaben; wo das Märchen vom „geborenen Mädchenlehrer"[1]) (gewöhnlich ein gestorbener Knabenlehrer) nicht mehr geglaubt wird (ich empfehle, nebenbei gesagt, diese Stelle dem Herausgeber der Zeitschrift für weibliche Bildung, Herrn Buchner in Eisenach, als dankbares Thema seiner nächsten Philippika gegen mich) und einer kräftigen Entwickelung des Intellekts, ob Lehrer oder Lehrerin sie leite, auch bei dem Mädchen eine entscheidende Bedeutung beigemessen wird. Mit anderen Worten: die höhere Mädchenschule wird bei uns erst dann einen anderen Charakter bekommen, wenn man aufhören wird, dem Mädchen die dem Manne bequeme „harmonische Bildung" geben zu wollen und statt dessen die in ihm liegenden geistigen Kräfte um des Mädchens selbst willen vorurteilslos zu entwickeln beginnt.

Wann wird das sein?

---

[1]) Ich habe in meiner schon recht ausgiebigen Praxis gefunden, daß der beste Knabenlehrer immer auch der beste Mädchenlehrer ist.

Digitized by Google

Theodor Storm.

Von

Clara Lent.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung und Schluß von Seite 420.)

Storms Frauen stehen der Natur sehr nahe; auch äußerlich betont Storm dies, indem er sie — hierin Keller verwandt — am liebsten im Freien thätig zeigt, Rosen zum Potpourri sammelnd wie Fränzchen, Schoten pflückend wie Regine im „Grünen Blatt". Auch in seinen spätesten Novellen bleibt den Frauen diese Beziehung zur Natur: Psyche ist mit dem Meere vertraut, — Elsi in „ein Bekenntnis" schreitet ihrem Manne durch den Herbstgarten entgegen, Sommerfäden auf ein rosa Kärtchen wickelnd.

Das haben alle Stormschen Gestalten mit dem Dichter gemein: das instinktive Verständnis für die Natur, die allbeherrschende Liebe zu ihr. Sie verstummen oft plötzlich in der Natur, weil sie hinhorchen müssen auf das Weben der Naturkräfte, weil sie dem Schöpfungsgeist sich nahe fühlen.

Naturdarstellung und Naturstimmung vereinigen sich bei Storm zu seinen größten und tiefsten Wirkungen. Seine Natur weckt die kühlen Schauer der Eichendorffschen Waldesnächte, aber sie ist zugleich wirklicher, schärfer umrissen, sinnlicher; — sie giebt das zitternde Flirren und Flimmern Jensenscher Sommerwiesen, aber sie ist minder traumhaft, sie hat stärkeren Erdgeruch. Das macht, sie ist die oft genossene, in allen Stimmungen beobachtete, in tiefster Einsamkeit belauschte Heimatsnatur des Dichters, — es sind die Marschen und Kampe, — die Wälder und Dünen, es ist vor allem die braune Heide seiner Jugend! — Ganz in Naturstimmung getaucht ist „Ein grünes Blatt". Es erzählt, wie sich der Jüngling in der sommerlichen Heide verirrt.

„Um ihn her war alles Getier lebendig, was auf der Heide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gestäude, das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen. Nun stand der Wanderer still und blickte über die Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog; starr, einförmig, mit rotem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich in nicht gar weiter Ferne sah er einen Waldzug, an dessen Ende ein Faden weißen Rauches in die Luft hinaufstieg. Das war alles.

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche: aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einsame Kate, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor gesehen hatte. Er riß einen Büschel Heide aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen Stern der Blüte; dann nahm er seine Büchse herunter und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine Gedanken in der heißen, zitternden Luft zergingen.

Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Heidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab; dazwischen schossen rosenrote Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen."

Digitized by Google

In der Mondnacht weist ihm des Bienenzüchters Enkelkind den Weg zur nächsten Fähre:

„Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte sie seitwärts fort am Waldessaum entlang, so daß sie zwischen den einzelnen Bäumen und Gebüschen auf die draußen im Mondschein liegenden Wiesen hinaussehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht spielte zwischen den Zweigen herein und hing wie Tropfen an den dunklen Blättern; mitunter streifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um sogleich wieder darin zu verschwinden. Gabriel ging schweigend hinter ihr her; er hörte nichts als das Rauschen ihrer Füße in dem überjährigen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug, nur das feine, elektrische Knistern in den Blättern rührte sich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus dem Dunkel des Waldes etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel sah zwei Augen in seiner Nähe blitzen. „Was ist das?" fragte er.

Ein Rehkalb sprang in den Weg. „Das ist mein Kamerad!" rief das Mädchen; dann lief sie pfeilschnell auf dem Steige fort; das Tier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte sich an einen Baum; er hörte es zwischen den Büschen rauschen, er hörte das Mädchen in die Hände klatschen, dann alles in der Ferne verschwinden. Es wurde still um ihn her; nur die geheimnisvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Atem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen hinabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann."

Das Geheimnis der Sommernacht in einem lindendurchdufteten Park belauscht er in „Von jenseit des Meeres"; überhaupt hat es Storm die schaffende Nachtstille angethan, und auch die Stunde Pans, die Mittagszeit, läßt ihm das Weben der Naturkräfte vernehmbar werden. Man empfindet, daß Storm in der Natur die Weltseele ahnt, — das giebt seinen einzelnen Bildern die geheimnisvolle Tiefe, seinen Naturlauten die lange, fortschwingende Resonanz. Niemals sind es nur Momentbilder, wie die Modernen sie oft geben, die zufällige Einzelheiten mit photographischer Treue festhalten, — ihm ist jeder Windhauch, der ihm den Duft der Heide zuträgt, ein Atemzug der geheimnisvollen Allmutter Natur, die uns aus seinen Dichtungen mit unergründlichen Augen anschaut. Dieser pantheistische Zug seiner Naturauffassung verrät sich in dem häufigen Hineinspielen des Dämonischen. So an jener Stelle in „Immensee", als Reinhard versucht, sich in der Mondnacht der Seerose zu nähern, die wie verzaubert in immer gleicher Ferne schimmert. Oder in „Von jenseit des Meeres", als die marmorne Göttergestalt in dem nächtlichen Park sich plötzlich zu regen und von ihrem Postament zu steigen scheint. Es ist ihm, wie er es später in „Aquis submersus" ausdrückt, als ob Frau Venus in schwülen Sommernächten ausginge und den Sterblichen die Sinne verwirrte. Wer müßte hierbei nicht an Eichendorffs „Marmorbild" denken? Bei beiden dasselbe trunkene Reden der Ferne „wie von künftigem, großem Glück". —

* * *

So trägt bis zu den Siebziger Jahren die Stormsche Novellistik den Stempel der Weltabkehr, schwelgt in Stimmungen, lebt in Ahnungen und Erinnerungen. Mit den Siebziger Jahren tritt ein Umschwung ein, oder besser eine Entwicklung ins Kraftvollere. Es ist als ob Storm jetzt erst rechten Anteil nähme an andern als nur innerlichen Schicksalen, als ob die durchklingende Leidenschaft jetzt erst frei ans Tageslicht träte. Die politische Beruhigung des Vaterlandes, das mächtig erwachende Zusammengehörigkeitsgefühl mit einem siegreichen Staat hat wohl zu diesem Erwachen zur Wirklichkeit beigetragen. Gewiß aber auch die starken seelischen Erschütterungen,

Digitized by Google

die Storm, vor allem durch den Tod seiner Frau, erlitt. Er sagt selbst in seinem Gedicht: Im Zeichen des Todes:

„Und niederschauend von des Todes Warte
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn,
Die Lust, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' ins Angesicht zu sehn. —

Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich die Kraft, entgegen Lust und Schmerz,
Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn andres nicht, so doch ein ganzes Herz!"

Daß die Dichtungen der Siebziger und Achtziger Jahre sich in Stoffen und Stimmungen von denen der Fünfziger und Sechziger unterscheiden, dafür spricht die Thatsache, daß seine intimen Bewunderer gewöhnlich der einen oder der andern Epoche seines Schaffens entschieden den Vorzug geben.

Die Liebe ist von nun an nicht mehr der ausschließliche Mittelpunkt der Novellen, und die Darstellung der typischen Liebe der Jugend tritt hinter die Gestaltung eigenartiger Liebeskonflikte zurück. So kommt es in „Psyche" Storm darauf an, einen fast abnormen Fall der Entstehung der Liebe in einem ausschließlich künstlerisch gestimmten Gemüt zu schildern. „Psyche" enthält ein Experiment der Liebe. Storm giebt jetzt häufiger die Darstellung der Ehe. Ein nun hervortretendes Motiv ist auch die bange Liebe des älteren Mannes zu einem jungen Geschöpf, das ihm eine Verkörperung der Jugend wird. So in „Waldwinkel". — Dieses bange Verlangen nach einem letzten Aufglühen hat Storm in dem Gedicht ausgesprochen: „Noch einmal".

Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rote Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab' ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines seinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag.

In „Schweigen" und im „Bekenntnis" tritt das Problem noch klarer heraus, fast ließe es sich auf zwei Fragen zuspitzen: in „Schweigen": darf ein früher Geisteskranker heiraten, ohne der Geliebten das drohende Verhängnis mitzuteilen? Im „Bekenntnis": Ist ein Arzt befugt, das Leben eines qualvoll und hoffnungslos Leidenden abzukürzen?

Statt der Wehmut der Stimmung tritt uns jetzt häufiger tiefe Tragik entgegen. Die Tragik der moralischen Unfreiheit, die durch die Vererbung verhängnisvoller Neigungen hervorgebracht wird, behandelt in den dunkelsten Tönen „Karsten Kurator". Ich erinnere an die Stelle, wo der unglückliche Vater sagt: „Meinst du, daß die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihr Teil daran."

Zur Problem- und Konflikt-Novelle tritt als dritte die Chroniknovelle wie „Aquis submersus", „Die Chronik von Grieshuus", „Eekenhof". Als ein neues Element macht sich das kulturhistorische bemerkbar, das mit künstlerischem Maß

Digitized by Google

verwendet ist und durchaus in zweiter Linie bleibt. Sein Vorhandensein spricht dafür, daß in Storm das Interesse für die reale Welt, für Zustände und Thatsachen erwacht ist.

„Aquis submersus" steht auf der Schwelle zwischen zwei Epochen seines Schaffens; von der ersten hat es die Jugend der Liebesstimmung, der Naturempfindung bewahrt. Von der zweiten entlehnt es die bewegte Handlung, den weiteren Hintergrund. Insofern wird es mit Recht als ein Höhepunkt seines Schaffens betrachtet.

Die stärker bewegte Handlung setzt aktivere Charaktere voraus. Daher treten nun die Männer in den Mittelpunkt des Interesses. Wer hätte von dem Dichter von „Immensee" Männer erwartet wie John Hansen, genannt Glückstadt, der mannhaft ringt, die verlorene Ehre und das Leben der Seinen ans Licht zu retten, bis ihn die unvergessene Jugendschuld schließlich doch zu Boden zwingt! Und wo wäre früher eine so realistisch geschaute Gestalt wie der Vater in „Hans und Heinz Kirch", dessen ehrgeizige Liebe zu seinem Sohn dessen Untergang herbeiführt? Wer aber vor allem hätte von dem früheren Storm erwartet, daß er einen Hauke Haien im „Schimmelreiter" schaffen könnte! — Wie aus Erz gegossen steht er vor uns. Ein Mann, ganz brennende Thatkraft, ganz Gemeinsinn, ganz geschaffen für den Kampf; kraftvoll bis zur Härte, — dabei eine durchaus auf holsteinischem Strandboden erwachsene Natur! — Und er ist die letzte Schöpfung Storms, die eines Siebenzigjährigen! — Im „Schimmelreiter" potenzieren sich die Vorzüge Storms. Auf dem Hintergrunde des drohenden, grauen Nordmeers die herrschende Gestalt Hauke Haiens, der bis zum letzten Atemzuge mit der tückischen See um den Heimatboden kämpft, — dem die enge Selbstsucht, der Aberglaube seiner dörflichen Umgebung die Hände binden möchte, — bis schließlich die Herrschernatur wie die Herdenmenschen von der dämonischen Macht der Elemente besiegt und vernichtet werden. Neben Hauke das herbe, dunkeläugige Weib, Elke, das sich mit ihm aus innerster Verwandtschaft findet, das an ihn glaubt, mit ihm kämpft, mit ihm untergeht. — Tragisch und befreiend wirkt der Schimmelreiter, befreiend wie der Atem des Meeres! — Auch die alte Vorliebe Storms für Züge des Aberglaubens zeigt sich hier. Wie geht aber hier das Gespenstische aus der Seelenstimmung hervor, wie echt volkstümlich erscheint es hier bei diesem Strandvolk, das sich beständig in der Gewalt der Naturdämonen fühlt. Dieser Schimmelreiter ist ein grandioses volkstümliches Epos, — möglichst weit von dem lyrischen Ausgangspunkt Stormscher Novellistik entfernt.

Auch von ihm aber gilt das Jensensche Wort: „Storms Novellen wirken wie Gedichte."

Jensen weist mit dieser Betonung der dichterischen Wirkung auf die absolute Unterordnung des Stofflichen unter den künstlerischen Gesichtspunkt hin. Storm stellt selbst an die Novelle die höchsten formalen Anforderungen; er nennt sie „die epische Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung". Bei ihm geht die Form unmittelbar aus dem Inhalt hervor, — daher bei den lyrischen Novellen die Bevorzugung der Ich-Erzählung. Diese Ichform gestattet zugleich, über das, was dem Dichter psychologisch uninteressant ist, leicht hinwegzugehen. Der Ich-Erzähler muß sein Mitwissen um das Geschehene, seinen Bericht selbst jedesmal legitimieren; in der Erfindung solcher Rahmenerzählungen ist Storm unerschöpflich.

Auch die Art, wie er den Dialog verwendet, ist charakteristisch; sie bezeichnet seine Abneigung gegen alles rein Gedankliche oder gar Tendenziöse, die ihn sagen ließ: „Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch Vermittlung des Denkens berührt werden." — Seine Menschen schweigen viel

Digitized by Google

miteinander, und wenn sie reden, geschieht es in einer eigentümlich kargen Art, die mehr erraten läßt, als sie ausspricht, aber gerade dadurch im Banne der Stimmung festhält. In dieser Kunst des Erratenlassens ist Storm der erste Meister der Novellistik.

Der Sprache Storms in Vers und Prosa ist höchste Schlichtheit eigen. Eine unbedingte Wahrheitsliebe durchdringt seinen Stil, der jedes Kunststück, jede Manier verschmäht, und sie freilich nicht braucht in seinem stillen, melodischen Fluß. Die Abneigung Storms gegen das Pathos tritt besonders in der politischen Lyrik hervor, die so leicht zu Wortgeraffel und Posaunenstößen verführt.

Mit der entschiedenen Bevorzugung des Gefühlsmäßigen in der Lyrik hängt Storms Vorliebe für die einfachsten, volkstümlichen Strophenformen zusammen. Sangbar wie Volkslieder sind seine Gedichte. Lieder wie: „Es ist ein Flüstern in der Nacht" oder „Schließe mir die Augen beid'" sind kaum noch der Komposition bedürftig. Wie aus hoffnungslosem Dunkel tönt: „Über die Heide hallet mein Schritt, Dumpf aus der Erde wandert es mit." Wie unerschütterliche Zuversicht klingt es aus den Versen, die er „Trost" nennt.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Ist es möglich, daß man dem Dichter solcher Zeilen vor vierzig Jahren den Platz auf dem Nipptisch der Boudoirs anweisen wollte?

Wohl wird die zarte Reinheit seines Gefühlslebens immer besonders junge und junggebliebene Seelen anziehen, denen das Leben nicht den Schmetterlingsstaub von den Flügeln gewischt hat; — zumal seine Jugendnovellen werden nicht aufhören, das Evangelium stiller und innerlicher Naturen zu sein. Aber auch die litterarischen Kreise haben ihn unter dem Vorkampf Erich Schmidts als einen der ersten Lyriker und Novellisten Deutschlands auf den Schild erhoben.

Er ist ein Kind der Romantik. Seine Naturauffassung, sein Sinn für das Volkstümliche, das Spukhafte, — das Element der Weltflucht, seine Ästhetisierung des Lebens: das alles reiht ihn an seine Lieblinge: Brentano, Eichendorff, Mörike. — Aber er hat die moderne Entwicklung des deutschen Geistes mitgemacht; ein gesunder Realismus hat ihm um die verträumte Stirn geweht. Das macht seine Dichtungen wirklicher, lebenswahrer, als die üppigwuchernden Phantasien, die im romantischen Waldesdickicht aufgeschossen sind. Und vor allem: er hat sich in eine Selbstzucht genommen, wie die Romantiker sie nicht kannten, und diese bewußte Arbeit zeigt auch seine Form.

Storm bietet das erfreuliche Bild einer so starken Eigenart, daß die höchste litterarische Bildung sie nicht abzuschwächen vermochte. Seine Eigenart wurzelt tief in norddeutscher Stammesart, ist zugleich aber auch edelste deutsche Volksart!

Deutsche Romantik, deutscher Idealismus in ihrer gesunden und maßvollen Gestalt: das sind die Züge, die den Dichter Schleswig-Holsteins zum Eigentum Alldeutschlands machen.

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch einer Baroneſſe von Treuth.

Von

Kurt Martens.

Nachdruck verboten.

Den 6. 9. 1892.

Wie es anfing zu dämmern, bin ich in den Park gegangen. Nach dieſem ewigen Regen endlich wieder ein klarer Abend. Ich hatte Sehnſucht nach unſeren Bäumen. Immer, wenn ich ſie ein paar Tage lang nicht geſehen habe, fürchte ich, es könnte ihnen etwas zugeſtoßen ſein, zumal jetzt, nach dieſen ſchweren Gewittern. Eine wahre Qual iſt es, da in verſchloſſenem Zimmer zu ſitzen und anhören zu müſſen, wie draußen, kaum hundert Schritt von uns, der Sturm durch die Zweige fegt, die Blätter und die Triebe abreißt und alles durcheinander wirbelt. Ja, wenn Äſte ſplittern, kann es einem wehe thun, als ob es am eignen Leib geſchähe. — Unſre ſchönen alten Bäume! Sie ſtehen hinter dem Schloß wie auf Poſten, ſo ſchutzlos und ſo treu, müſſen Sturm und Blitz und Hagel über ſich ergehen laſſen; nicht einen Finger können wir für ſie rühren. Aber es ſcheint, daß ſie diesmal leidlich davongekommen ſind. Kein Stamm iſt gefallen, und die kleinen Schäden hat der Gärtner ſchon wieder heil gemacht. Nicht einmal die Kieswege ſind verſchwemmt. Gräſer und Moos ſtehen wunderbar dicht und friſch.

Das Waſſer des Burggrabens war klar wie immer. Nichts kann ihm ſein durchſichtiges Hellgrün verderben, ſolange noch unten am Gemäuer die Flechten gedeihen. — Ein Zauberſpiegel! — Als ich mich über die Brückenmauer beugte, blickte mein eigenes Geſicht, blaß und wie verſchleiert, mir entgegen. Stellte die lächerliche Frage, ob ich den Waſſernixen ähnlich ſei! — Nein! — Gott ſei Dank; denn nie habe ich eine recht leiden können, ausgenommen die Undine. —

Dann bin ich zum Teich gelaufen, damit die Schwäne vor dem Schlafengehen noch ihr Brot bekommen konnten. Es war ſpät für ſie. Sicher hatten ſie auf mich gewartet. Ganz nahe dem Ufer kreiſten ſie umeinander und fingen das Futter mit den roten Schnäbeln auf. Die junge Brut, die mich am beſten kennt, ſprang ſogar auf den Raſen, ließ ſich ſtreicheln und ſchnappte ſpielend nach meinen Fingern.

Mit einem Mal aber kam über das Waſſer ein Laut, der mich erſchreckte. In der großen Stille ringsumher klang es faſt wie ein gedämpfter Poſaunenton, wie ein ganz dunkler, trüber Akkord. Und als ich aufblickte, ſah ich, daß in der Mitte des Teichs, vor dem Thor ſeiner Pagode, der einſame Baldur unruhig auf und nieder ſchwamm, mit den Schwingen um ſich ſchlug und ſeinen ſchlanken Hals bald untertauchte, bald kerzengerade wie ein Szepter aufrichtete, jedesmal mit dieſem markerſchütternden Klageſchrei. Was mich erſchreckte, war nur, daß er gerade der Stillſte von allen iſt. Niemals hört man von ihm das boshafte Ziſchen. Ob er nicht gerade deshalb gemieden wird? Einen Augenblick kam mir der Gedanke, es könnte wohl der Geſang ſein, der den Tod ankündigt. Aber das iſt ja ein Märchen, und überdies wird es nur von den wilden Schwänen erzählt. Dennoch ward ich bedrückt und traurig davon. Immer ſchon hatte ich Mitleid mit dieſem Einſamen, der der Älteſte und Schönſte unter ſeinen Gefährten iſt. Vielleicht verbietet ihm der Stolz, mit den Geringeren ſich abzugeben. Vielleicht aber leidet er auch darunter und geht langſam ein, weil er ſich unnütz fühlt. — Den Reſt des Brotes warf ich ins Waſſer. Gefräßig

Digitized by Google

fuhren die Köpfe zusammen. Alle Zärtlichkeit für meine Tiere war in diesem Augenblick erloschen.

Ich kehrte zu den Bäumen zurück. Da vergaß ich bald. Die Bäume sind barmherziger als die Tiere; sie thun einander nichts zu leide. Freilich kommt es vor, daß sie durch ihr Wachstum den Kleineren Licht und Freiheit nehmen. Also wird man schließlich glauben müssen, daß die Steine noch die barmherzigsten sind.

Unser Waldpark aber ist sorgsam gepflegt. Da stehen die Eichen und die Rotbuchen als Freunde seit Jahrhunderten nebeneinander. Die Eichen sind wie freundliche, graubärtige Herren. Sie lassen sich wohlwollend zu der Jugend herab und klopfen ihr mit den knorrigen Ästen auf die Schulter. Wenn der Wind in ihnen rauscht, könnte man sich einbilden, daß sie etwas schwadronieren wollten, weil sie so viel erfahren und ausgehalten haben. Die Buchen sind distinguierter. Ihre Figur ist schlank und aufrecht. Ihr glatter Stamm mit der silbergrauen, dünnen Rinde, die glänzenden, flaumigen Blätter geben ihnen eine große Feinheit. Regelmäßig und doch zwanglos liegen die Zweige übereinander geschichtet. — In kindischer Spielerei stellte ich mir meine Brüder vor, wenn sie alt geworden sind. Da könnte, wie mir schien, Christoph wohl der Eiche und Hubert der Buche ähnlich sein. Und doch, so prächtige Menschen sie auch beide sind, klingt es nicht wie Prahlerei, sie mit den Bäumen im Walde zu vergleichen? —

Dann bin ich links abgebogen, nach Cercle Trianon, der mich zu jeder Stunde lockt wie ein Zaubergarten. Der Duft seiner Reseden und seiner Rosen zieht durch den ganzen Park. Dazu steigen vom Gesträuch, vom Moos und von den Gräsern würzige Dämpfe auf. Die letzten Sonnenstrahlen saugen am Nadelholz und am feuchten Laub. Und tausend andere, unnennbar feine Ingredienzien mengen sich darunter: der Dunst vom Burgbach, Gestäub, das von dem Schlosse her, aus den Gallerien, vom Gemäuer und von den Bodengängen herüberweht und auch ein ganz klein wenig Wirtschaftsgeruch, von den Pferde- und Rinderställen. Das alles ist es, was ich den Atem von Schloß Unfried nenne. Schloß und Wald und Garten atmen es aus, und ich zehre und lebe davon. Nirgends in der Welt würde ich die Luft so wiederfinden. Immer würde Fremdartiges beigemischt sein, oder Gewohntes würde mir fehlen. Deshalb vor allem möchte ich nicht weg von hier, solang' es nur angeht. Ich brauche kein Vergnügen und keine Erlebnisse. Von dieser alten, stillen Luft allein werde ich gesund bleiben und froh.

Cercle Trianon in voller Pracht! Zu beiden Seiten der Allee die bräunlichen Rabatten der Reseda, dahinter die Dahlien in ihrem sammetnen Farbenspiel und endlich die hochstämmigen Rosen, je eine blaßrosa La France zwischen zwei gelben Marschall Niel. Und welch ein Duft! Hier ganz berauschend. Hier freilich nicht mehr der liebe Alltags-Atem, sondern der süßeste Extrakt daraus gezogen, wie für ganz seltene und festliche Stunden. Abends noch ein paar Augenblicke von dieser Herrlichkeit zu kosten, das ist wie ein Kelch Sekt nach der Mahlzeit, so belebend, so berückend und so betäubend zugleich. Am Taxus-Rondell ließ ich mich nieder, in das dichte Gezweig zurückgelehnt wie in ein weiches Polster, und lauschte mitten in dem heiligen Dämmerungsfrieden dem letzten Vogelgezwitscher und dem Springbrunnen, der auf seinen Wasserarmen die goldnen Kugeln tanzen ließ.

Das war nun wieder der rechte Augenblick für meine Schattenbilder.

Es schläferte mich. Darauf machte ich die Augen zu und wartete. Wer hätte an dieser Stelle aber anders kommen sollen als die Marquise Blanchette! Vielleicht geht sie sogar als leibhaftiger Spuk hier um, in ihrem Cercle Trianon, den sie für sich geschaffen und wo sie die längste Zeit ihres Lebens verplaudert hat. Wie trübe und langweilig mag ihr unsre Waldgegend vorgekommen sein, ehe sie diesen Winkel anlegte mit den Beeten und Statuen, der Fontäne und den Taxuslauben. Und unser guter Ahnherr Georg August, der sie hergebracht, war gewiß ein steifer Gemahl, wenn er sich auch in seinen Memoiren rühmt, drei Jahre lang bei der Ambassade in Versailles gelebt zu haben.

Also die herzige Marquise Blanchette hat sich mir wieder gezeigt. Mit einer Schar von Damen und Kavalieren kam sie die Allee ent-

Digitized by Google

lang getrippelt, gerade auf mich zu. Sie trug ſich ſo, wie Rigaud ſie für unſere Gallerie gemalt hat; dasſelbe kokette Geſichtel mit den Schönheitspfläſterchen, eingerahmt von der gepuderten Coiffüre, das kleine weitausgeſchnittene Mieder, der Reifrock von hellgeblümtem Taffet und roſa Pantöffelchen mit hohen Hacken. Die Herren, unſere luſtigen Nachbarn, umſchwärmten ſie wie Motten das Licht, während Georg Auguſt mit Grandezza alte Damen unterhielt, wahrſcheinlich vom Roi Soleil und ſeiner Ambaſſade. Sie kamen herein und nahmen Platz auf Bänken und Seſſeln, rings um mich her, unter Scherzen und zierlichen Komplimenten. Damit war es an der Zeit, mich ſelbſt in die Marquiſe zu verwandeln. Ich ſelbſt wurde die Reizende, die Gefeierte. Mein Lächeln und die Schwingungen des Fächers waren von einer einzigen Anmut, und das Franzöſiſch ſprudelte ich hervor wie glockenhelle, perlende Muſik. Es wurden Spiele unternommen, jeux d'esprit, ein Wettſtreit in Verſen um die Vorzüge einer Schäferin; zuletzt die Pfandverloſung mit ſehr viel Übermut.

Als ich mich in die Wirklichkeit zurückgefunden hatte, war es ſchon dunkel. Ich mußte mich eilen; denn Tante ängſtigt ſich, wenn ich bis Sonnenuntergang nicht heimgekommen bin. Aber es iſt ſo verlockend, mit den alten Bekannten die Zeit zu verträumen, beſonders mit der Blanchette, die ſich gar nicht wie eine Ahnfrau ausnimmt, ſondern eher wie eine entzückende, kleine Freundin. Sie bleibt mir doch die Liebſte unter all den Bildern der Familie; und wenn ich ihr auch wenig gleiche, ſo iſt mir der Gedanke doch vertraut, daß ich ein Stück von ihr bin, ſchon damals in ihr und mit ihr lebte, und daß ich manchen Tropfen meines Blutes der Marquiſe Blanchette verdanke.

Den 9. 9. 92.

Tante Annemarie iſt immer ſo lieb zu mir. Das darf ich nicht vergeſſen. Aber eine Erlöſung bleibt es doch, wenn ich mich ihren Klagen mal entziehen kann. Warum nimmt ſie jede Kleinigkeit ſo furchtbar ernſt und redet über alles, ohne daß es beſſer dadurch würde? Sie ſorgt ſich um die Wirtſchaft, um die Dienſtboten, um den Hof und den Viehſtand, am liebſten um das ganze Rittergut. Vielleicht ſollte ich mir Gewiſſensbiſſe machen, ſelbſt mit nachſehen und zugreifen. Nur fürchte ich, werd' ich mich nie drein finden; höchſtens Verwirrung ſtiften und die Leute kopfſcheu machen. Unſer Verwalter iſt treu und umſichtig. Und Chriſtoph ſelbſt hat es mir niemals zugemutet. Jedesmal, wenn er aus ſeiner Garniſon herüberkommt und ſich Rechnung legen läßt, findet er alles in Ordnung und freut ſich, daß meine Hände weiß geblieben ſind. — Alſo Tantchen ging ihren Beſorgungen nach, ich glaube ins Dorf, wo ſie jetzt eine Kinderbewahranſtalt gründen will. Da hält ſie mit dem Herrn Paſtor und dem Lehrer nun öfters „Konferenzen" ab und iſt von dieſer wichtigen Aufgabe ganz erfüllt.

Inzwiſchen war ich mit Hubert zuſammen. Da Tante es nicht ſehr paſſend findet, wenn ich mich in ſeinem Pavillon aufhalte — „er iſt doch immerhin nur dein Stiefbruder," ſagt ſie — ließ er ſich ſeine Bilder, ſeine Papiere u. ſ. w. herübertragen, und zwar nicht mehr nach der Bibliothek, wo es doch gar zu finſter iſt, ſondern nach dem oberen Bankettſaal. Dort haben wir den breiten Serviertiſch vor das Eckſofa gerückt und es ſo behaglich gefunden, daß wir einander, ſo lange man uns nur nicht aufſtört, beinahe jeden Vormittag Geſellſchaft leiſten.

Ich hatte mein Panneau vorgenommen: ſieben feuerrote Flamingos, die ich auf Goldgrund ſticke. Es wird wohl niemals zu Ehren gelangen, ſondern in die Spitzenlade, unter die übrigen Zierlichkeiten, die Deckchen und Bordüren, zu liegen kommen, die ſeit Urzeiten ſich dort anzuſammeln pflegen. An unſren riſſigen Wänden, zwiſchen dem verblichenen Mobiliar, würde ſeine Farbenpracht grell und aufdringlich ſich abheben. Aber es iſt eine hübſche Beſchäftigung, über die man nicht nachzudenken braucht. Ich freue mich nur immerfort an dem leuchtenden Gold und an den Linien dieſer ſteifen Vogelbeine, an den gewundenen Hälſen, die ſie, einer wie der andere, auf Waſſerroſen niederbeugen.

Hubert war in ſeine venetianiſche Sammlung vertieft. Er lieſt und ſchreibt neuerdings viel über das Kaſtenweſen bei den Indern und Egyptern, über den Stolz und die heiligen Gebräuche, die ſie ſeit Jahrhunderten unter

Digitized by Google

ſich pflegten. Zwiſchendurch aber kehrt er immer wieder zu dem prunkvollen Venedig zurück, das er über alle anderen Erinnerungen liebt. Es iſt wie ein Prachtwerk, das er ſich ſelbſt geſchaffen hat: ſchwere Kaſſetten, angefüllt mit Bildern, Stichen und Photographien, dazu Bücher und Memoiren, Auszüge und Notizen, kleine Koſtbarkeiten, die er dort zuſammenkaufte, altertümliche Stoffe, Spangen und Kameen, in denen das Leben früherer Jahrhunderte ſich widerſpiegelt. Ich blickte gelegentlich von meiner Arbeit auf und ſah ihm zu, wie er ſich liebevoll über dieſe feinen Überreſte beugte, um die verblaßten Farben zu betrachten oder Zeichnungen mit der Lupe zu verfolgen. Bisweilen fügte er eigene Bemerkungen an den Rand der Schriftſtücke oder ſtrich mit Wohlgefallen über den Atlas der Meßgewänder und über die Figürchen von Bronze. So zärtlich und ſorgſam hantierten ſeine Finger; quer darüber fiel ein breiter Sonnenſtreif; in dieſem Streifen tanzten die Staubatome und kräuſelte ſich der Rauch aus der kurzen, braunen Thonpfeife, ohne die man Hubert gar nicht mehr ſieht. Ich glaube gar, er fängt ſchon an zu altern; ſein Haar wird an den Schläfen grau und ſeine gebräunte Haut allmählich fahl.

Mir fiel ein breites, buntes Blatt auf, von dem er ſich gar nicht trennen konnte. Den Kopf in die Hand geſtützt, verſenkte er ſich darein, faſt wie in Andacht. Als ich ihn danach fragte, zog er mich neben ſich und erklärte es mir.

Es war ein Bild in Waſſerfarben, das die Ausfahrt des Bucintoro, des venetianiſchen Staatsſchiffes, darſtellte. Hubert hatte es, als er in London bei der Botſchaft war, von einem befreundeten ſpaniſchen Maler zum Geſchenk erhalten. Im Hintergrunde war die Piazzetta mit dem Dogenpalaſt zu ſehen und eine lange Reihe prächtiger Façaden. Davor, auf dem Kanal, der gewaltige Bucintoro, geſchmückt mit Teppichen, Guirlanden und flatternden Wimpeln, von Schiffen und Gondeln ganz umringt. Auf allen drängte ſich Kopf an Kopf eine bewegte Menge, die jubelnd Tücher und Baretts nach ihrem Staatsſchiff ſchwenkte, zum Gruß für den Dogen und für den hohen Rat von Venedig.

„Wir müſſen uns das alles lange, bis ins einzelne betrachten," ſagte Hubert, „bis wir darin leben. Dann werden wir auch den Duft von dieſen Blumengewinden und den Weihrauch der Prozeſſionen ſpüren. Dann werden wir den Geſang und das Spiel der Inſtrumente und den Enthuſiasmus des Volks mit eigenen Ohren hören und werden mit den Edelleuten auf dem Bucintoro ſelbſt das Feſt begehen."

Dann erzählte er mir weiter von der Herrlichkeit dieſer Ariſtokratie, von ihrer Kunſt zu herrſchen und zu genießen, wie ſie es verſtand, ihre Stadt vor allen anderen mächtig zu machen und die Maſſen im Zaum zu halten. Die Namen ihrer Familien ſchrieben ſie in ein goldenes Buch; wen ſie darin nicht aufnahmen, der blieb ausgeſchloſſen von der Herrſchaft und von allen Ehren. Ihr Daſein glitt dahin wie eine ritterliche Feier, in Kraft und Glanz, und ſelbſt ihre Schandthaten boten ein Schauſpiel voll Größe und Schönheit.

Wie können die Augen meines Bruders noch leuchten, wenn er von ſolchen Zeiten ſpricht!

Ich erinnerte ihn daran, daß er trotz alledem mir noch zurede, an unſerem Hof mich vorſtellen zu laſſen, an einem Hof, wo ſteife Bälle, Gratulationscouren und théâtres parés den fürſtlichen Glanz erſetzen ſollen, wo man ſich zwiſchen Kommerzienräten und vorlauten Amerikanerinnen hindurchdrängen muß, wo der Gipfel aller Schönheit Uniformen ſind und der Gipfel aller Freude die Médiſance.

„Du haſt wohl recht," antwortete er mir. „Es iſt auch mehr Chriſtoph, der es gern ſähe."

„Chriſtoph hält es für guten Ton," ſagte ich. „Er amüſiert ſich dort und möchte mir dasſelbe Vergnügen gönnen. Überhaupt liebt er es nicht, wenn man ſich von dem ausſchließt, was gebräuchlich iſt. Manchmal freilich wünſchte ich ſelbſt, ich könnte alles ſo luſtig finden wie er."

„Vielleicht würdeſt du das, wenn du es nur verſuchen wollteſt. Ich verſtehe dich ja vollkommen, Gabriele; aber wir müſſen bedenken, daß du älter wirſt und ſpäter vielleicht darunter leideſt, allein zu bleiben."

„Ich verlange nichts anderes," rief ich, „und wenn ich ein Schloßfräulein von hundert

Digitized by Google

Jahren werden ſollte. Ja nach meinem Tode ſelbſt möchte ich am liebſten als weiße Dame noch auf Unfried umgehen."

„Das würden ſich Chriſtophs Nachkommen wohl verbitten," ſcherzte Hubert. „Es genügt vollauf, wenn euer Vampyr ſpukt."

„Ich würde ein freundlicher Geiſt werden."

„Davon bin ich überzeugt."

Er ſtrich mir liebkoſend über das Haar und ſagte, daß, wenn Chriſtoph mich jetzt malen laſſen wolle, ich das ſchönſte Ahnfräulein in der Gallerie der Familie Treuth abgeben würde.

Und allmählich wurde ſein Geplauder wieder zu den Träumereien, auf die ich unabläſſig horchen könnte:

„Von den Tagen an, da ich als dreizehnjähriger Junge dich, Gabriele, von Spitzen umhüllt in der Wiege ſah, biſt du mir immer zarter, immer durchſichtiger erſchienen.

Als ich mit Mama hierher, nach dem Schloſſe deines Vaters zog, bedrückte mich anfangs die unheimliche Stille, der endloſe Wald und das Gebirge ringsum. Denn ich war von unſeren Reiſen, von den Städten her täglich allerhand Neues und laute Zerſtreuungen gewöhnt. Und dann iſt ja meine Unruhe auch ein altes Erbteil. Seit dreihundert Jahren ſchon haben die Karas ihre Güter verloren und vagabondieren an den Höfen.

Und ſelbſt nachdem Chriſtoph geboren war, habe ich mich immer noch ſcheu und fremd hier gefühlt; bis ich dich heranwachſen ſah. Mit dir zuſammen habe ich mich gewöhnt, Unfried als Heimat zu betrachten. Von den Schulen aus, von der Univerſität, von der Garniſon, von der Botſchaft aus — wohin ich auch verſchlagen war — habe ich gelernt, nach Unfried und nach dem Schloßfräulein Gabriele Treuth mich zurückzuſehnen."

So ſprach er. Seine Stimme klang mir wie ein leiſes, melancholiſches Lied, zu meinem Ruhme gedichtet. Auch konnte ich daraus entnehmen, wie glücklich er war, ſeinen Hafen in Unfried gefunden zu haben.

Den 13. 9.

Zu geſtern Nachmittag hatten ſich Karla und Daſy Wackwitz angeſagt. — Wir ſehen uns jetzt immer ſeltner, und ich muß geſtehen, durch meine Schuld. Wozu auch ein Verkehr, den man nur der Nachbarſchaft wegen pflegt, bei dem ſich im Grunde Wirtin und Gäſte langweilen, weil ſie ſich nichts zu ſagen wiſſen! Die Honsberger haben ihre Stiftserinnerungen und Ballerlebniſſe, in denen ſie ganz aufgehen; jeden neuen Herrn, den ſie kennen lernen, ſchildern ſie mir vom Kopf bis zu den Füßen nebſt ſeinen Familien- und Vermögensverhältniſſen; ich dagegen wüßte beim beſten Willen ihnen nichts Intereſſanteres vorzuplaudern, als von den Eigenheiten meiner ehemaligen Gouvernante oder von unſeren Fohlen, auf die ich mich ſelber nicht verſtehe. Um ihnen ein paar dankbarere Zuhörerinnen zu bieten, ließ ich es noch den Paſtorstöchtern ſagen, die ſich denn auch, auf die Minute pünktlich, einſtellten. Da die Honsberger ſich verſpäteten, blieb Tante Annemarie vorläufig bei uns und ließ ſich Neuigkeiten aus dem Dorf erzählen, wie die Leute mit der Ernte zufrieden ſeien und wer etwa Hilfe brauche. Dann ſprachen wir von der neuen Eiſenbahn, durch die unſere Gegend mit einem Mal ſoviel lebhafter geworden iſt. Die Mädels ſchlugen die Hände zuſammen, daß ich ſie noch nicht einmal geſehen hätte, obwohl ſie doch durch die königlichen Forſten, nahe unſerem Park vorüberfährt und man hier ſogar die Lokomotiven — greulicherweiſe — pfeifen hört. Von der Kreisſtadt Weißenberg, unſerer nächſten Station, kann man bis Honsberg jetzt in zwanzig Minuten fahren! Nun, dies Vergnügen werde' ich wohl nicht allzu oft genießen.

Nachdem der Thee kalt geworden, kamen die Honsberger Damen endlich an, Karla, wie gewöhnlich, ſehr elegant und etwas ſteif, Daſy dafür um ſo ausgelaſſener. Sie umarmten und küßten mich, was wenigſtens der Daſy ſicher von Herzen kam. Ein lieber kleiner Kerl iſt ſie doch. Weil ſie nächſten Winter zum erſtenmal ausgehen darf, weiß ſie ſich vor Übermut gar nicht mehr zu laſſen. Sie ſchwärmte mir vor, was für Toiletten ſie bekommen würde, alle in Wien gearbeitet, ferner, daß die Oberhofmeiſterin ſich ſchon nach ihr erkundigt habe, und daß ſie zwei Etagen, gerade dem königlichen Palais gegen-

Digitized by Google

über, bewohnen würden. Von dieſen Ausſichten war ſie ſo ganz berauſcht und zuverſichtlich, daß es mir wirklich Freude machte, ihr zuzuhören. Karla beſchrieb inzwiſchen den Paſtorstöchtern eine Schnitzeljagd und zählte die Reiter und die Pferde auf, die ſie alle dem Namen und der Abſtammung nach kannte. Die Paſtorstöchter warfen gelegentlich bewundernde Ausrufe dazwiſchen; aber vielleicht ſtellten ſie ſich auch nur ſo in ihrer Verlegenheit.

Darauf erfuhr ich die große Neuigkeit, von der mir merkwürdigerweiſe noch kein Sterbenswort bekannt war: Dorf und Schloß Unfried bekommen Einquartierung, und zwar ſchon in der nächſten Woche. Karla wollte wiſſen, daß die Ordres für den Schluß der Manöver abgeändert und die Truppen ziemlich unvermutet nach unſerer Gegend dirigiert worden ſeien. Aber das Netteſte dabei: es ſind die Königin-Ulanen, Chriſtophs Regiment. Zwei Schwadronen davon kommen nach Honsberg zu liegen und ſind dort bereits angemeldet.

Nachher, bei Tiſch, beſtätigte uns Hubert die Nachricht, die ihm eben erſt zugegangen war. Und auch Chriſtoph hatte geſchrieben, ganz gegen ſeine Art erregt: Unfried ſollte Stabsquartier werden. Ferner aber würde außer ihm ſelbſt noch Prinz Otto hier wohnen, der jetzt bei den Königin-Ulanen als Premierleutnant ſtehe.

Gegen die Damen war Hubert wieder von der berückendſten Liebenswürdigkeit. Da ſah man, wie heiter und lebendig er ſich noch zeigen kann, wenn er Luſt dazu hat. Er ſaß zwiſchen den beiden Wackwitz, die ziemlich eiferſüchtig auf einander wurden, weil er ſich abwechſelnd bald der einen, bald der anderen ſo ganz widmete, daß er alle übrigen ringsumher zu vergeſſen ſchien. Er hat dann ſo eine Art, ſich faſt vertraulich vorzubeugen und mit ſeiner leiſen, einſchmeichelnden Stimme das Spiel der Augen zu begleiten, als ob ihm ernſtlich etwas an uns kleinen Mädchen läge. Tante Annemarie findet, daß er die Galanterie übertreibt. Sie nennt uns alle, die wir nicht älter ſind als zwanzig, „junge Dinger“ und hat beſtändig Angſt, daß man uns verwöhnt. Aber Hubert antwortet ihr darauf, daß ſolche jungen Dinger „die Blüte unſerer welken Geſellſchaft“ ſeien und daß er ihnen entweder auf Tod und Leben den Hof machen oder ſich über ſie moquieren müſſe.

Sofort nach Tiſch ſchütteten mir die Honsberger ihr Herz aus, was für ein entzückender Menſch doch mein Bruder ſei, viel vollkommener und ganz anders als die Herren vom Hofe. Karla ſagte, ſie merke es ihm an, daß er Diplomat geweſen. Daſy dagegen bedauerte, daß er den Dienſt bei unſeren Ulanen quittiert habe; er müſſe wohl der ſchneidigſte Reiteroffizier geweſen ſein. Und dann ſchwärmten ſie weiter von ſeinen ſchmiegſamen Manieren, von ſeinen weißen, ſpitzen Fingern, ja ſogar von dem langen, altväteriſchmodernen Rock und der faltigen Kravatte, die ihm wie ein Jabot unter dem Kinn hervorquillt. Die Paſtorstöchter ſtimmten eifrig ein. Wenn Hubert ſie anſpricht, bleibt ihnen vor lauter Ehrfurcht immer das Wort in der Kehle ſtecken. Ich hörte gern zu und verſuchte nichts von ihrer Bewunderung abzuſchwächen, obwohl ſie alle ſein Weſen im Grunde falſch verſtehen.

Wir hatten uns nach der Bibliothek zurückgezogen und tranken noch von dem ſüßen Tokayerwein, um den mich Daſy jedesmal heimlich bittet. Daſy wurde immer aufgeräumter und hatte bald die komiſchen Bilderbücher von Wilhelm Buſch entdeckt, aus denen ſie uns verſchiedene Stellen, teilweiſe auswendig, zum beſten gab. Das machte uns allen viel Spaß. Nur gab ſich Karla zuweilen den Anſchein, als ob irgend etwas Schlimmes dabei wäre und verſuchte, Daſy das Buch aus der Hand zu nehmen. Dann wurden die Paſtorstöchter rot und kicherten.

Endlich kündigte uns Daſy eine Ballettvorſtellung an. Sie ſchürzte ſich das Kleid hoch, ſprang auf den alten Flügel und begann, während ihre Schweſter eine Tyrolienne ſpielte, ausgelaſſen zu tanzen. Es war wirklich drollig anzuſehen. Die Paſtorstöchter kicherten noch mehr; ſelbſt die korrekte Karla konnte ſchließlich vor Lachen kaum mehr weiter ſpielen. Beſonders ſtolz war Daſy auf ihre Pirouetten. Ein Fähnrich, der ſich ſehr für Ballett intereſſierte, hätte ihr alles beigebracht; doch wollte ſie nicht ſagen, wer und wo. —

Digitized by Google

Ja, sie ist ein liebes, fideles Mädel. Beim Abschied am Wagenschlag fiel sie mir noch einmal um den Hals und erdrückte mich fast:

„Du Lämmchen, weiß wie Schnee!" sagte sie zu mir; „aber ein reizendes Lämmchen, zum Streicheln und zum Küssen!" — —

Erst oben in meinem Zimmer fiel mir die Nachricht von dem Kantonnement wieder ein. — Das ist doch ein Ereignis! Viel Trubel und Festlichkeit wird bei uns einziehen. Aber da es nur ein paar Tage lang dauert, wird es schließlich gar keine üble Unterbrechung für den Frieden von Unfried sein. Ich freue mich darauf!

Den 14. 9.

Draußen muß es Sonnenschein geben! Ich muß mir vorstellen können, daß unter der leuchtenden Sonne alles in Licht und Glanz sich badet, und daß heitere Menschen über die Felder gehen, geputzt und voll sonntäglicher Stimmung, und daß auch Tiere und Blumen fröhlicher sind, weil die Menschen sie fröhlicher betrachten. Doch ich selbst, ich möchte in meiner Kirche bleiben, in dem alten Lederstuhl zwischen Hubert und Tante Annemarie. Der einzige Sonnenstrahl, der breit über die Altardecke fällt, erzählt mir genugsam von der Welt da draußen. Und dann ist es kühler hier, unter den ehrwürdigen Bogen. Von den Klängen der Orgel wird alles ernst und milde. Wer seinen Nachbar sprechen will, wagt höchstens ein Flüstern. Es ist wie eine große, weiße Gruft, in der wir, längst begraben, auf den Herrn warten. Friedlicher können von ihren Werken die Toten nicht ausruhen als unsere Kirchgänger von der Arbeitswoche. Da zeigt sich erst auf den runzligen Gesichtern, die oft so zum Erschrecken hart und grob erscheinen, der wahre Ausdruck: wie gut im Grunde diese Arbeitsleute sind und wie glücklich. Es kann wohl kaum ein Leiden geben, für das sie nicht am Sonntagmorgen Tröstung fänden. Und sie wissen auch, daß wir vom Schlosse ihnen immer helfen werden, soweit es in unseren Kräften steht. Wenn sie die Blicke auf den Altar richten, so streifen sie dabei die Stühle unseres Patronats, und unwillkürlich wird meine Andacht strenger, ich rücke mich zurecht und sammle die Gedanken, weil ich in diesen Augenblicken mich wie ein Vorbild fühlen möchte. Tante Annemarie ist ohnehin etwas unruhig. Sie hat sich so daran gewöhnt, immer geschäftig zu sein, daß sie selbst in der Kirche ihre Sorgen schwer los wird. Man sieht es ihr ordentlich an, wenn sie an irgend etwas, das sie vergessen hat, denkt und am liebsten aufspringen möchte, um es nachzuholen. Dann grämt sie sich über diese Kleinigkeiten zum Erbarmen; wobei sie auch oft das Taschentuch verliert, das sie stets — ich weiß nicht aus welchem Grunde — auf ihr Gesangbuch drückt; wenn ich es ihr aufhebe, nickt sie mir zu mit umständlicher Güte und macht ein sehr geplagtes Gesicht. — Hubert dagegen, wie regungslos, wie weltvergessen! Kaum wage ich es, seinen Arm zu streifen, aus Furcht, er könnte verstört auffahren und sich nicht zurückfinden in seinen Frieden. Ganz zusammengesunken, die langen, wachsbleichen Hände im Schoß gefaltet, den Kopf tief geneigt, die scharfen, bartlosen Züge ohne allen Ausdruck, so scheint er an den Stufen des Altars festgewachsen wie ein in schwarzen Stein gehauenes Grabdenkmal. Niemals kommen mir seine Jahre reifer, seine Erfahrungen verklärter vor, als bei seinem Gottesdienst. Ich weiß nicht, ob er zu allen Zeiten fromm gewesen ist — über seine heiligsten Erlebnisse schweigt er beständig — das aber ist mir gewiß, daß er jetzt erst seine Vollendung gefunden hat. All die kleinen Beschäftigungen der Woche sind nur das Beiwerk seines Lebens; er wechselt sie oft wie Spielereien. Aber die Regungslosigkeit seiner Feiertage ist immer dieselbe, ist der Rest von seiner reichen Jugend. —

Wir sangen das Jesu-Lied unseres Hardenberg:

„Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühlte nichts als Andacht, Lieb' und
Freude . . . . . ."

Welch sanfte Schönheit zog ein in die Kirche, als sich die Stimmen unserer Bauern auf diesen rührenden Tönen wiegten! Da war es, als ginge Jesus selbst durch die Reihen und segnete jeden mit seinem heiligen Finger

Digitized by Google

und küßte jeden tröſtend auf die Stirn. Mich aber drängte es, vor ihm niederzufallen und es ihm von Angeſicht zu Angeſicht zuzurufen: „O, Herr! O, Herr! Wenn ich dich nur habe!“ — Wieder ſuchte ich zwiſchen den Zeilen, worin denn eigentlich der wunderthätige Zauber läge; aber nichts ließ ſich erkennen als die Worte, einfache, ſchmuckloſe Worte eines längſt Verſtorbenen. Vielleicht hat er das Lied auf unſeren Fluren gedichtet, bei ſeinen nächtlichen Wanderungen durch unſeren Wald oder gar im Turmzimmer oben, als er krank lag und die beiden alten Fräulein Treuth-Lobkowitz ihn pflegten. Denn das iſt ſicher eine eigene Gegend hier, wo ſich viele ſchon ganz im Herrn verloren haben, eine Gegend, wo man, wie der Herr Paſtor ſagte, häufiger Marias Geiſt als den der Martha trifft. Faſt ſchien es mir, als wollte er darüber klagen und Marthas Geiſt verteidigen. Im übrigen aber war es dieſelbe liebgewordene Predigt, die ich ſo manches Jahr ſchon von ihm hörte, dieſelben Betrachtungen, dieſelben treuen Ratſchläge, oft ſogar mit denſelben Worten. Und wozu ſollten ſie auch verändert werden? Wollen wir doch keine Neuigkeiten hören, ſondern Erinnerung pflegen an das, was uns vertraut und teuer geworden iſt, die Andacht aus den früheren Jahren immer wiederholen und feſtigen, ſo daß es uns ſchließlich vorkommt, als hätten wir die Kirche niemals verlaſſen. Zu den Füßen des Herrn ſitzen, jeden Gedanken, jede Handlung ihm aufopfern, alles, was klein und niedrig, von mir weiſen, ſollte das nicht der beſte Schutz gegen Leid und Anfechtungen ſein und auch ſchon Vorgefühl der ewigen Seligkeit! Gewiß muß es Frauen mit der Geſchäftigkeit der Martha geben, die niemals zu ſich ſelber kommen und noch viel weniger zu jenen großen, ſtillen Freuden; aber wie abgehetzt, ja wie beſchmutzt müſſen ſie ſich fühlen unter ihrem Alltagskram! Darum ſind ſie auch in Geſinnung und Formen den Mägden ähnlich. Niemals habe ich verſtehen können, weshalb ſie ſich zu dieſen Dienſten freiwillig hergeben. Iſt es ihre Natur, die ſie abwärts zieht oder halten ſie es wirklich für verdienſtlich, über den kleinen Pflichten die großen Herrlichkeiten zu vergeſſen?

Auf dem Heimweg fragte ich den Herrn Paſtor danach, ohne daß er es mir hätte begreiflich machen können. Was lag auch daran? Wir redeten darüber, und ich durfte ſeine milden, väterlichen Worte hören, während er mit hinauf zum Schloſſe ſtieg, meine Hand in der ſeinigen, wie wir es ſeit dem Einſegnungstage Sonntag für Sonntag gewohnt ſind; vor uns Hubert mit der Frau Paſtorin und Tante Annemarie mit den Töchtern.

Ein Spätſommermorgen von unbeſchreiblicher Zartheit! Das Dorf mit den Ziegeldächern im Sonnenſchein, dahinter die Wieſen der Gemeinde, über deren Grün die Feuchtigkeit der letzten Nacht verdampfte. Vor uns der Abhang mit dem Weißdorngeſtrüpp und dem Burggraben, deſſen rauſchendes Gefäll und Gemurmel jeden Winkel unſeres Thals mit Melodieen füllt; darüber aufragend das Schloß, dann der Waldpark und endlich die Forſten, die ſich in dunſtigen Wellenlinien höher und höher bis ins Gebirge ziehn. Auf den Gutswieſen, links an der Chauſſee, lag friſchgeſchnitten das letzte Gras gebreitet; auch einige Garben erheben ſich noch über den Stoppelfeldern, einer endloſen, gelben Fläche, von der der friſche Oſtwind uns entgegenſtrich, gewürzt vom Duft des Heus und der trocknen Erde. Eine verlaſſene Kornblume fand ich noch am Wege. Als ich ſie pflücken wollte, blieb ſie mir ſamt den Wurzeln in der Hand; ein Stück Scholle zerſtäubte an meinem weißen Kleid. Da grub ich faſt beſchämt die Blume wieder ein und konnte mich nicht entſchließen, den Staub mir abzuklopfen, den Staub unſerer Ackerkrume, der in Anhänglichkeit mich zu liebkoſen ſchien.

Leider geriet der Herr Paſtor zum Schluß wieder auf die Andeutungen, die mich nun einmal abſtoßen und ermüden. Er rühmte das Walten der Hausfrau im Kreiſe des Gatten und der munteren Kinderſchar und ließ durchblicken, daß es für mich an der Zeit ſei, dieſen Idealen Geſchmack abzugewinnen. „Denn,“ ſprach er, „es iſt der Beruf der Jungfrau, Gattin und Mutter zu werden.“ Mit dem Thema ſeiner Predigt: „Eins iſt Not!“ mochte ich ihm nicht antworten. Aber ich fragte ihn, ob ich um meiner ſelbſt willen da ſei oder zur Verſorgung von Menſchen, die noch gar

Digitized by Google

nicht lebten. Er antwortete, Gottes Wille wäre es, daß die Menschheit sich fortpflanze.

„Gilt das im einzelnen," erwiderte ich, „auch für die Familie Treuth?"

„Was meinen Sie damit, Gabriele?" fragte er mit großen, verblüfften Augen.

Aber ich hatte wirklich nichts anderes damit gemeint, als daß es gewissen Familien, die ihre Schuldigkeit gethan haben, doch wohl gestattet sein müsse, auszusterben.

Den 16. 9.

Nun haben wir endlich die letzten, genauen Nachrichten über unsere Einquartierung. Außer Christoph und dem Prinzen Otto sind fünf Offiziere angemeldet, dazu noch Ordonnanzen und Mannschaften, für die in den Wirtschaftsräumen, zur Not auch auf den Heuböden, Platz geschaffen werden muß. Bereits nächsten Sonnabend treffen sie ein. Da gilt es denn, in aller Eile die Zimmer herzurichten und Proviant zu bestellen, vor allem auch die Leute zu instruieren; denn so lange ich mich erinnern kann, hat es auf Unfried nicht solch eine Schar von Gästen gegeben.

Es macht mir Vergnügen, mich selbst darum zu kümmern. Schließlich bin ich doch die Schloßherrin und Tante Annemarie nur mein Chaperon. Mich wird Christoph verantwortlich machen für das Wohlbefinden seiner Gäste, wie für den Ruf unserer schönen Burg, von der sie schon alle wohl haben erzählen hören. Kein Wunder also, daß Tante mit ihrer Rührigkeit mich angesteckt hat, so heftig, daß Hubert in vergnügtem Spott mir Trägheit predigte und sich vor der beginnenden Unruhe nach seiner Gartenwohnung rettete. Tante ist sofort hinüber nach Weißenberg gefahren, um Einkäufe zu machen, Wildpret, Delikatessen und Sekt zu besorgen; auch meint sie, geschliffene Wasserflaschen und geblümte Lavoirs würden sich nicht gut umgehen lassen. Noch am Wagenschlag beschwor sie mich, den Salon des Prinzen mit der neuen Plüschgarnitur auszustatten, was ich ihr indeß rundweg abschlug.

Ich werde seine beiden Zimmer nach eigenem Geschmack einrichten, weder in Plüsch noch in sonst einem neumodischen Flitterstaat, sondern mit den schweren Stoffen und dem kostbaren Holz unserer Vergangenheit. Das Schlafzimmer soll keinen Schmuck haben, außer daß es hell und sonnig ist und in der weißen Pracht unserer besten Leinwand schimmert; im Salon aber werden zwei Gobelins an den Wänden hängen, und die Diele wird von einem Teppich bedeckt sein, den unsere selige Mutter als Mädchen mit eigenen Händen wirkte. Dann werde ich die Tafel aus geschnitztem Eichenholz ans Fenster stellen und außer den Stühlen vielleicht noch ein paar Luthertische, das Waffengestell und den Glasschrank, in dem die silbernen Humpen und das Porzellan von Marcolini prangen könnten. Freilich, die Stoffe sind verblichen und von Motten zernagt, in dem Holz arbeitet der Wurm, und manches daran ist rissig oder zerbrochen; aber sicher wird der Prinz begreifen, daß es unser Bestes ist, was wir ihm zum Gebrauche geben; er kennt die Geschichte von Unfried und weiß, daß es keine Schande ist, alt geworden zu sein.

Für einen königlichen Prinzen denke ich mir überhaupt das Beste kaum gut genug; und je weniger wir ihm schuldig sind, desto mehr sollen wir zeigen, wie wir seine Würde fühlen. Zwar scheint es jetzt zum guten Ton zu gehören, daß man das königliche Haus für weiter nichts Besonderes achtet. Die gute Gesellschaft, wenn sie unter sich ist, möchte den Schein erwecken, als wäre sie dem Hof beinahe ebenbürtig; geflissentlich redet sie von dem, was an den Fürsten menschlich ist und ihren eigenen Sitten gleicht; denn es kränkt die Eitelkeit, Ausnahmemenschen, die man nicht versteht, über sich zu wissen. — Als wären Jahrhunderte auserlesener Zucht und Feinheit ganz bedeutungslos, als könnten Überlieferungen von Kriegsruhm, Herrschergröße, Herrscherpracht und Schrankenlosigkeit die Abkunft unbeeinflußt lassen! Und wenn ich mir vorstelle, wie die Prinzen aufwachsen, in den Palais und in den weiten Gärten der Lustschlösser, an der Hand der Königin oder der Gouverneure, abgeschlossen vom gemeinen Leben, vor harten Wahrheiten ängstlich behütet, wie ganz anders, wieviel edler müssen sie werden als die Unterthanen, die in Massen untereinander wohnen und sich gegenseitig besudeln mit ihren Ansichten, Sorgen und Bagatellen!

Digitized by Google

Wenn dieſer Prinz nun vollends einem Hauſe angehört, dem die Treuth auf Unfried gedient haben, ſeit ſie das Wappen führen, ſo werden wir uns wohl nichts vergeben, wenn wir ihm Ehrfurcht erweiſen. Ich habe öfters von ihm erzählen hören, aber wenig davon iſt mir im Gedächtnis geblieben. Im ganzen ſcheint man ſich nicht beſonders für den Prinzen Otto zu intereſſieren. Sehr einfach und beſcheiden ſoll er, glaub' ich, ſein, etwas ſtill und ſchwerfällig, aber klüger als ſeine Geſchwiſter. So ſtelle ich ihn mir auch nach den Bildern vor. Hubert kennt ihn nur oberflächlich. „Unſere Naturen ſind zu verſchieden," ſagt er, „als daß ich mich für ihn erwärmen könnte; aber es ſcheint mancherlei Gutes in ihm zu ſtecken." —

Da bin ich nun durch alle Räume gewandert, um die paar Koſtbarkeiten zuſammenzuſuchen, deren Anblick dem Prinzen Freude bereiten könnte, oder die ſich wenigſtens für die Zimmer der Offiziere verwerten ließen. Mit einer grauen Kutte bekleidet, Handſchuhe an den Händen, ſo bin ich auf die Speicher geklettert, wo unter Staub und Spinngeweben das Gerümpel der Jahrhunderte begraben liegt; ich mußte mir die Kapuze meines Mantels über die Haare ziehen, zum Schutz vor dieſem Moder und dem Mörtel, der von den Mauern bröckelte. Auf Treppen und Leitern ging es hinauf, hinunter, über Balken und morſche Bretter, durch Fallthüren und enge Luken; mit der Blendlaterne leuchtete ich in Winkel, die feucht und finſter wie Höhlen waren, ein Totengräber, der ruhendes Gebein aufſtört. Da lag zerbrochenes Prunk- und Küchengerät zwiſchen Kleiderreſten und zerſchliſſenen Polſtern, kupferne Kannen, Keſſel und Bratſpieße, die einſt wohl bei wilden Gelagen ihre Dienſte leiſteten; auch Lederkoller, Kanonenſtiefel mit roſtigen Sporen, umgeſtürzte Seſſel und ſchwere Laden mit geſchmiedeten Schlöſſern. Mancher Herrin mag ſchon der Gedanke gekommen ſein, hier einmal aufzuräumen; dann aber wird ſie ſich geſagt haben, daß nur wenig ſich noch gebrauchen ließe und daß man gleichwohl ſich ſcheuen müſſe, nur ein Stück von dieſen Erinnerungen zu verſchleudern. Auch ich wagte nicht, hier zu wühlen; bloß ein paar Kleinigkeiten, die zu oberſt lagen, wählte ich aus, eine zierliche Truhe und einen Handſpiegel aus Kriſtall mit elfenbeinernem Rahmen; dazu noch eine Entdeckung, die mich beſonders erfreute: das langvermißte Betpult, über dem auf gewundenen Säulchen ein Giebel thront, in dieſem, als Relief geſchnitzt, der Leib des heiligen Sebaſtian, an einen Stamm gefeſſelt und von Pfeilen durchbohrt. Es iſt kein Kunſtwerk; aber trotz der groben Arbeit liegt ein ſehr rührender Ausdruck in dem Antlitz dieſes Märtyrers. Seine Augen ſcheinen voll Thränen zu ſtehen, und doch ſieht er tapfer aus. Ich werde es dem Prinzen an das Fußende ſeines Bettes ſtellen. Als Katholik wird er mir dankbar dafür ſein.

Chriſtoph will das Turmzimmer beziehen; thatſächlich iſt es der einzige Raum, der noch für ihn übrig bleibt. Seit den zwanziger Jahren hat niemand mehr darin gewohnt. Nach wie vor liegt die Sackleinwand über den Möbeln; der dumpfſüßliche Geruch ſchlug mir entgegen, der weder durch Scheuern noch durch Lüften ſich vertreiben läßt. Dabei iſt es urſprünglich ein herrliches, hohes Gemach, durch deſſen Fenſter man rings die ganze Landſchaft ſieht, das Dorf mit den Feldern und der freundlichen Ebene und gegen Norden das ſchwarzbewaldete Gebirge. Nur der Schloßring erſcheint, von oben betrachtet, recht verwittert, faſt wie ein Trümmerhaufen.

Nachdem ich aufgeſchrieben, was hier an Einrichtung noch zu beſorgen war, konnte ich es mir nicht verſagen, über die Wendeltreppe hinauf nach der Rüſtkammer zu ſteigen, die gerade unter der Spitze des Turmes liegt. Es war ſehr kalt und windig hinter den zerborſtenen Mauern. Das Licht der Blendlaterne flackerte unruhig und ſpiegelte ſich in ſeltſamen Sprüngen auf den beiden Rüſtungen, die wie kampfbereite Männer ſich gegenüberſtanden. Ermüdet ließ ich mich auf dem Amboß nieder und betrachtete dieſe ausgedienten Waffen: die kreuzweiſe aufgehängten, von Helmen gekrönten Hellebarden, die verroſteten Musketen, Schwerter und Reiterpiſtolen, die Degen und Gewehre jüngerer Zeiten, die gelegentlich noch geputzt werden, nur wie aus Mitgefühl. All dies grimmige Eiſen, einſt blank und ſcharf und vom Blut der Feinde rauchend, büßte nun hier oben, verlaſſen und

Digitized by Google

entwertet, ſeinen kriegeriſchen Übermut. Mir war, als wollte es gehäſſig mich umdrängen und Rechenſchaft fordern von den Nachkommen jener Ritter, die es vergötterten. Dazu ſtarrten mir aus dem Zwielicht die Spalten und Höhlungen des Gemäuers entgegen. Selten nur ließen ſie einen ſchwachen Sonnenſtrahl herein; denn die Schießſcharten waren verſtopft von Schutt oder von den Neſtern der Dohlen. Was für Gewürm und Ungeziefer mochte wohl in dieſen Löchern ſich verſtecken, oder war es gar der Schlupfwinkel des Vampyrs, der durch finſtere Gänge abwärts in das Turmzimmer ſeinen Weg ſich bahnte? Wir glauben nicht mehr recht an dieſen Vampyr, und dennoch ſteht es feſt, daß Friedrich Hardenberg hier zuerſt den Keim zu ſeinem frühen Tode fühlte, und ebenſo iſt überliefert, daß fünfundzwanzig Jahre ſpäter jener franzöſiſche Emigrant, der in geheimen Dienſten des Fürſten Metternich das Land bereiſte, hier ganz plötzlich ſein Leben verlor. Haben wir doch in der Familienchronik den eidlich bekräftigten Bericht des Sekretärs, der, durch das Stöhnen ſeines Herrn erweckt, ein ſchwarzgeflügeltes Tier von deſſen Hals ſpringen ſah. Und alsbald erinnerte ich mich auch der älteren, noch rätſelhafteren Legenden über den blutſaugeriſchen Dämon unſeres Hauſes, und ein Grauen wollte mich überfallen, daß ich vielleicht vor ſeiner Höhle ſaß, ſeiner Gier hilflos preisgegeben.

Eilig, in einer Art von Flucht, ſuchte ich wieder die bewohnten Räume auf; doch erſchienen ſie mir heute, da ich die einzig lebende Seele darin war, nicht minder verlaſſen und kalt. Da waren mir in der Gallerie die vertrauten Geſichter meiner Vorfahren ſehr willkommen. Lange wandelte ich unter ihnen noch auf und nieder und ſtellte mich Aug' in Auge bald mit den lächelnden Damen im Reifrock, bald mit den finſteren Herren in Mantel und Krauſe. Zuſehends gewannen ſie Leben und Bewegung zurück, nickten und winkten mir zu, ließen ihre Fächer kniſtern oder ſchüttelten die Allongeperrücken. Ihre Stimmen wurden vernehmbar, flüſternd, kichernd, warnend oder grollend. Sie gaben Kunde von ihren Schickſalen, von den Tugenden, Schwächen und Laſtern ihrer Zeit. Ihre Seelen floſſen zuſammen zu einem einzigen ſpätgeborenen Weſen, in dem ſie alle ſich wiederholten. Und dieſes Weſen war ich ſelbſt. Einſt würde ich — ſo träumte mir — am Ende dieſer langen Reihe meine Stelle finden, dort, wo jetzt der blinde Spiegel hängt, aus dem mein Bildnis mit der Kutte mir eben noch ſo wunderlich verzerrt entgegenſprang. So würde wenigſtens ein Reſt, ein Schatten meiner irdiſchen Geſtalt auf Unfried bleiben und nicht eher in Staub zerfallen, als Turm und Mauern. Dann freilich, wenn gleichgiltige Menſchen die letzten Trümmer beiſeite räumen, dürfte Gabriele Treuth völlig vergeſſen ſein.

Den 19. 9.

Zuweilen bedaure ich doch, daß wir hier ſo völlig vom Theater abgeſchnitten ſind. Eines oder zwei meiner liebſten Stücke möchte ich gern auf der Bühne ſehen. Als ich Goethes „Iphigenie" wieder las, war es nicht leicht, mit der Einbildungskraft mir alles ſelbſt vorzuſpielen. Meine Stimme iſt zu ſchwach und ungeſchult, um auf dem Strom der wundervollen Verſe ſo dahinzugleiten, daß die Worte leben. Auch die Bewegungen in ihrer Milde und gehaltenen Hoheit ſehe ich nicht immer klar. Eine große Künſtlerin müßte ſie darſtellen, die der Iphigenie im Innerſten verwandt iſt. Ob es wohl noch Frauen giebt, die ſo prieſterlich, dabei ſo kindlich fühlen können? Die es verſtehen, ein reiches Leben zu führen — ohne Leidenſchaft? Frauen, die in einem Thoas, einem Pylades nichts Anderes erblicken, als Helfer zum Ziele, weil ihre Gluten in Sehnſucht nach der Heimat ſich erſchöpfen? —

Ein anderes Schauſpiel fiel mir neulich in die Hände: „Hedda Gabler" von Henrik Ibſen. Ich habe wenig davon verſtanden. Denn ſolchen Leuten begegnen wir hier nicht. Dieſe Art von übermäßiger Klugheit und nimmerſatten Wünſchen verirrt ſich kaum nach unſerem Schloß. Doch ſoviel habe ich aus dem Buch entnommen, daß es da draußen Frauen giebt, vor denen ich einen faſt ſündigen Abſcheu empfinden müßte. Es ließe ſich wohl denken, daß ich dieſer Dame in irgend einer Geſellſchaft einmal begegnete. Wahrſcheinlich würde ſie groß und üppig und von überſtolzer Hal-

Digitized by Google

tung sein, würde sich auch etwas pudern und auffallende Toiletten tragen. Ich sehe sie, wie sie die Herren mustert, ob sie auch Eindruck macht; denn das ist ihr einziges Bestreben. Mich wird sie mit herablassender Freundlichkeit behandeln, heimlich aber denken: „Was für ein unbedeutendes Geschöpf, diese kleine Treuth, dabei wie hochmütig!" In ihrer rastlosen Unzufriedenheit spielt sie heute Musik und morgen Tennis, diesen Sommer reist sie ins Seebad und den nächsten nach der Schweiz, bald schwärmt sie für blond und bald für brünett; aber ihr einziger Gedanke ist dabei immer nur der Mann, dem sie gefallen möchte, von dem sie das große Glück erwartet.

In den neuen Büchern, die Hubert mir giebt, stoße ich jetzt öfters auf diese Begierde nach dem „großen Glück"; und wen sie quält, der sucht sie gewöhnlich dadurch zu befriedigen, daß er „sich auslebt." — Nun, wer möchte es denn nicht besitzen, das große Glück? Aber wenn ich es nur dadurch erkaufen kann, daß ich von Leidenschaften zu Leidenschaften jage, mit Menschen und Sitten den Kampf aufnehme, um mich zu befreien; mich nur befreie, um zu genießen, bis neue Begierden mich in neue Kämpfe stürzen, in denen ich womöglich schmachvoll untergehe — so möge mich Gott vor dem Glück wie vor dem Leben in gleicher Weise gnädig behüten!

Den 20. 9.

Unter klingendem Spiel zog kurz nach fünf Uhr das Regiment im Dorfe ein. Während die nach Honsberg bestimmten Schwadronen sich loslösten und den Weg quer über die Felder nahmen, stellten die Unsrigen sich vor der Kirche auf. Ich konnte beobachten, wie die Frauen und Kinder dort unten zusammenliefen, um ja nichts von dem bunten Schauspiel zu verlieren, wie die Offiziere, an dem helleren Tuch der Ulanka kenntlich, die Reihen blinkender Lanzen auf- und niederritten und die Quartierzettel verteilen ließen. Danach änderte sich das Bild: die Reiter zerstreuten sich, um truppweise ihre Wohnungen aufzusuchen. Bald erschienen die ersten Mannschaften auf unserem Hof: Ordonnanzen fragten nach dem Gepäck, das schon am Mittag auf Leiterwagen und Krümpern eingetroffen war. Ein nie gehörtes Lärmen, Gelächter und Flüche, Singen und Pfeifen, dazwischen das Gestampf und Gewieher der Pferde, drang von den Wirtschaftsgebäuden zu uns herüber.

Plötzlich hörte ich Christophs Stimme unten im Flur. Ich lief ihm entgegen und kam gerade dazu, als er mit ausgestreckten Armen Tante Annemarie verfolgte, die fürchtete, er könne sie, staubig wie er war, umschlingen. Nachdem er sich an ihrem Schrecken gründlich geweidet hatte, begrüßte er sie mit Kußhänden aus der Ferne und ergriff mich dann um so stürmischer. Ich fand ihn noch dicker geworden und krebsrot im Gesicht. Das Haar hat er sich ganz kurz scheren lassen, daß es aussieht, wie ein gelbes Stoppelfeld. Hubert zog ihn auf mit seiner Figur und sagte, er hätte ihn anfangs für den Stabstrompeter gehalten; aber Christoph erwiderte, das sei der kommune Civilneid auf den königlichen Rock und auf den roten Schnurrbart. Natürlich fragte er sehr aufgeregt, ob auch alles in Ordnung sei ...

„Wenn du mich in diesen Tagen blamierst, Gabi, laß ich mich wahrhaftig zum Train versetzen!"

Rasch verteilte er noch das Gepäck in die richtigen Zimmer, inspizierte alles bis auf die kleinsten Bequemlichkeiten mit Kennermiene, besuchte noch sein Chargenpferd im Stall und stieg dann endlich nach dem Turmzimmer hinauf, um die sehr notwendige Säuberung vorzunehmen.

Ich wartete inzwischen mit Tante Annemarie, die sich in schwarzseidenen Staat geworfen hatte, auf die Ankunft der Gäste. Jetzt erst überlegte ich, daß sie mir eigentlich wider Willen kamen, ungeladen und doch mit dem Recht, in unserm Haus es sich bequem zu machen, zwar Kameraden meines Bruders, für mich aber völlig fremd, kaum daß ich ihre Namen kannte. Ausgenommen den Prinzen. Und selbst auf diese Ehre hätte ich nicht ungern jetzt verzichtet, weil sie mich erregte.

Christoph kam nach beendeter Toilette gerade noch zurecht, die Offiziere auf der Treppe zu empfangen. Sporenklirrend schritten sie am Salon vorüber; wir hörten ihre Stimmen ausgelassen durcheinander plaudern, Christophs höfliche Erkundigungen und seine Späße, endlich Huberts Anerbieten, die Herren

Digitized by Google

vom linken Flügel nach ihren Zimmern zu begleiten.

Noch eine Viertelſtunde, und Chriſtoph trat mit dem Oberſtleutnant von Groſſe herein. Ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen. Das ſtellte er als unerhörte Mißgunſt des Schickſals dar. Nachdem er mir voll Inbrunſt und faſt unterwürfig die Hand geküßt, ſagte er:

„Anders als verwunſchene Prinzeſſin kann man Sie ſich garnicht mehr vorſtellen, gnädiges Fräulein. Werde ich überhaupt je die Ehre haben, auch nur einen Walzer mit Ihnen zu tanzen?“

Für einen Kommandeur iſt er merkwürdig jung und übermütig. Als ich ſeine dienſtliche Strenge bezweifelte, beteuerte er mir das Gegenteil, fügte aber hinzu:

„Ihren Herrn Bruder hab' ich freilich gründlich verwöhnt.“ Und Chriſtoph beſtätigte ihm das lachend unter kordialer Verbeugung.

Mit Tante Annemarie tauſchte er Erinnerungen aus. In ſeiner Leutnantszeit iſt er ihr öfters auf Bällen begegnet. Ja, ſie erzählte, daß ſchon der Fähnrich von Groſſe den jungen Frauen durch ſeine Geſprächigkeit aufgefallen wäre.

„Allerdings, gnädige Frau,“ antwortete er, „meine Vorliebe für das Gegengewicht des Dienſtes bin ich nie recht los geworden.“

Wir erfuhren dann, daß der Prinz noch den Bezirkskommandeur in Weißenberg aufgeſucht habe, jeden Augenblick aber mit ſeinem Wagen eintreffen müſſe.

Inzwiſchen ließen die übrigen Gäſte ſich vorſtellen: Graf Wülffen, der etatmäßige Major, und Leutnant von Brunier; außerdem noch ein Herr Schirmer, der als Reſerveleutnant eben ſeine Übung macht und von Chriſtoph „protegiert“ wird. Er iſt, glaub' ich, einer von den reichen Baumwollen-Schirmers aus Weißenberg. Herr Paſtor hatte mir von ihm als von ſeinem Vetter geſprochen.

„Sie ſind mit dem Herrn Paſtor verwandt?“ fragte ich ihn.

„Ach, nur ſehr weitläufig, gnädiges Fräulein. Man kann es kaum Verwandtſchaft nennen; eigentlich nicht mehr als oberflächliche Beziehungen.“

Darauf ging er etwas unvermittelt zu dem Thema von der Weißenberger Geſelligkeit über, wobei er durchblicken ließ, daß die Schirmers darin eine wichtige Rolle ſpielen. Im übrigen benimmt ſich der Herr Schirmer ungeheuer höflich und beſcheiden und erſtirbt beſonders in Vergötterung des Regiments.

Leutnant von Brunier, der Regiments-Adjutant, hat viel Ähnlichkeit mit ihm, nur daß er weniger höflich und weniger beſcheiden iſt, dafür aber fabelhaft elegant.

„Sprich den Namen ‚von Brunier‘ mit Verſtand aus,“ raunte mir Chriſtoph zu; „denn das Diplom hat ſeinem alten Herrn in Wien zweimalhunderttauſend Gulden gekoſtet.“

Graf Wülffen, der einen ſehr geſcheuten und ſtillen Eindruck macht, fiel am wenigſten auf.

„Kein Front-Offizier!“ meinte Chriſtoph etwas herablaſſend; „wird aber nächſtens zum Generalſtab kommandiert.“ —

Die Unterhaltung drehte ſich nun um die gewöhnlichen Fragen, um unſere Gutsnachbarn und unſere Fohlen, um die nächſten Rennen und um die Jagden; wer jetzt die Brigade bekommen würde, und ob wohl die Königin mit ihrem Fußleiden die Hofbälle werde beſuchen können.

Endlich wurde die Ankunft des Prinzen gemeldet. Chriſtoph und Hubert empfingen ihn am Thor. Bald danach trat er, begleitet von den Brüdern und ſeinem Adjutanten, in den Salon und ließ ſich uns vorſtellen. Er verbeugte ſich leicht, lächelte etwas gezwungen und ſprach dann ziemlich froſtig von dem Vergnügen, unſere Gaſtfreundſchaft genießen zu dürfen. Die Umſtehenden, die reſpektvoll geſchwiegen hatten, nahmen nur zögernd die Unterhaltung wieder auf. Während dann der Oberſtleutnant ſich nach ſeinem Beſuch beim Bezirkskommandeur erkundigte, machte uns Hubert mit dem Adjutanten, Premierleutnant Kollm, bekannt, einem ſeiner älteſten und liebſten Freunde.

„Wir haben auf der Schule unvergeßliche Stunden miteinander verlebt,“ ſagte Hubert.

„Na, lieber Junge,“ erwiderte der Leutnant Kollm, „die ſpäteren Stunden, auf der Univerſität und in Paris, ziehe ich doch bedeutend vor. Wir haben uns nämlich von jeher in den Haaren gelegen,“ erklärte er mir,

Digitized by Google

„besonders über den Wert der verschiedenen Amüsements. Der Geschmack Ihres Herrn Bruders ist mir öfters 'n bißchen zu hoch gewesen. Wenn er Absynth trinken wollte, war ich gewöhnlich für Kornschnaps. Aber oft genug haben wir uns auch ergänzt."

„Wahrscheinlich werden Sie Hubert zu manchem Vergnügen haben zwingen müssen?" fragte ich ihn.

„O nein, da irren sich gnädiges Fräulein. Umgekehrt war die Sache. Immer wenn ich irgend eine nette Situation behaglich auskosten wollte, hatte er sie schon wieder gründlich satt und trieb mich aus den Kirchen in die Theater und aus den Theatern zu seinen exquisiten Soupers."

Dabei sah er Hubert mit herausfordernder Fröhlichkeit an. Der aber nickte mit seinem feinen Lächeln nachdenklich vor sich hin.

Wir gingen zu Tisch, Tante Annemarie geführt vom Prinzen, ich am Arm des Kommandeurs. So kam der Prinz mir zur Linken zu sitzen, ihm gegenüber Christoph.

Solange das Gespräch ein allgemeines war, blieb auch Prinz Otto im Mittelpunkt. Obwohl er mit den Kameraden auf völlig gleichem Fuß verkehrt und sie wenig Scheu vor ihm zeigen, bleibt die Kluft zwischen ihnen doch stets fühlbar, und, wie mir scheint, ist ihm das gerade recht. Wenn er sie etwas fragte, war seine Miene zerstreut und wenn sie ihm antworteten, mehr geduldig als gespannt. Bis zu dem Augenblick, da er mich von neuem ansprach, fand ich ihn, ich muß gestehen, abstoßend. Schon sein Äußeres ist nicht geeignet, für ihn einzunehmen. Er vernachlässigt seine Haltung; die Uniform hängt ihm allzuweit und locker um die hagere Gestalt; häßlich, aber merkwürdig zugleich ist sein Schädel mit der breiten Stirn und den hervorspringenden Backenknochen. Alles an diesem Gesicht ist eckig und kantig; selbst der große Mund, der immer mit etwas zu kämpfen scheint, mit dem Lachen oder mit dem Weinen, ist wie aus Holz geschnitten. Ich verglich diesen Kopf mit dem Bilde meiner Vorstellung, wie es sich nach den Bemerkungen der Gesellschaft und nach Photographien gebildet hatte. Gewiß, eine äußere Ähnlichkeit war vorhanden; aber wie oberflächlich und lückenhaft zeichneten sie die Züge nach, so fast, daß jede Linie bei der Ergründung sich in ihr Gegenteil verkehrte. Wohl giebt er sich zurückhaltend, aber nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Stolz. Wohl ist er schwerfällig, aber nur in den gleichgiltigen Bewegungen seines Körpers. Wohl ist er einfach, aber nur in den Redensarten; hinter jedem seiner selbstgedachten Worte lauern, wie mir scheint, sehr verwickelte und schwierige Bedeutungen. Ein merkwürdiges Schauspiel, wenn seine Augen, die für gewöhnlich schläfrig blicken, von innerer Erregung plötzlich aufgeweckt werden und zu leuchten beginnen wie angefachte Flammen.

Sobald er der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht mehr ausgesetzt war, wandte er sich mir zu, mit einer unterdrückten Lebhaftigkeit, die mich seine bisherige Kälte vergessen ließ.

„Sie haben mir ein Quartier gegeben, Baronesse, wie man es wohl in keinem Palast finden wird."

„Königliche Hoheit, es ist unvollkommen genug."

„Sie haben es mit eigenen Händen hergerichtet. Das ist unverkennbar. Die ganze Herrlichkeit Ihres alten Schlosses liegt in diesen zwei Zimmern. Wenn ich Unfried jemals hätte vergessen können, von heute ab wäre es wieder lebendig in mir geworden."

„Königliche Hoheit kennen Unfried?"

„Als Knabe war ich einmal hier. Unser Gouverneur machte mit mir und meinem älteren Bruder eine Tour durch diese Gegend. Und Ihr Herr Vater war so freundlich, uns zu führen."

„Man hat mir niemals davon erzählt," gestand ich offenherzig.

„Es ist auch kein historisches Ereignis," antwortete er lächelnd. „Aber Sie selber, Baronesse, blieben leider inkognito. Wir sahen Sie von weitem im Park. Sie spielten mit sich allein in einer Taxushecke."

„Im Cercle Trianon!" rief ich unwillkürlich.

Neugierig fragte er mich nach diesem Namen, ließ sich Park und Blumen schildern und freute sich darauf, alles wiederzusehen. —

Er spricht langsam zu mir, doch nicht aus Überlegung, vielmehr so, als ob an den Worten überhaupt nicht viel gelegen wäre.

Digitized by Google

Nur wie ein Sinnbild der Gedanken klingt seine Sprache; und mit jedem Gedanken wechselt, unmerklich fast, der Ausdruck seiner starken, beweglichen Lippen.

Als dann die Tafelheiterkeit lauter anschwoll, nahm er unbefangen daran teil. Zwar seine Augen verschleierten sich wieder, mechanische Geberden suchten die Zerstreutheit zu verdecken; doch war er gern bereit, die Scherze seiner Kameraden zu belachen und Einfälle, die ihm passend kamen, preiszugeben.

Den 21. 9.

Früh, noch vor dem Gottesdienst, ließ Christoph mich nach der Bibliothek bitten.

„Guten Morgen, Gabi, gut geschlafen nach dem Feste?"

„Vorzüglich, sogar ohne zu träumen! Aber du Christoph? Wie hast du dich mit deinem Vamphyr vertragen?"

„Habe nichts gewittert. Das Biest muß umgestanden sein."

„Was hast du denn da für Dokumente?"

„Ja, Gabi, dazu brauch' ich dich eben. Das sind nämlich — Geschäfte!"

Immer wenn Christoph das Wort „Geschäfte" ausspricht, schneidet er eine unvergleichliche Grimasse, halb respektvoll und halb verekelt.

„Das Zeug haben mir nämlich die Federfuchser vom Vormundschaftsgericht zugeschickt. Weil du nächstes Jahr majorenn wirst, soll ich das mit dir prüfen und dich unterschreiben lassen. Woll'n wir's uns also 'mal ansehen?"

„Wenn's durchaus nötig ist, warum nicht?"

„Ein scheußliches Durcheinander!" brummte er, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Vielleicht kannst du's noch eher entziffern als ich."

„Was soll denn eigentlich drin stehen?"

„Ja, so! — Eine Abrechnung ist es, was ich als Gutsinhaber und Vormund dir jährlich auszuzahlen habe. — Unser guter Papa hat das in seinem Testament etwas unpraktisch eingerichtet. Anstatt einfach zu erklären: „Barvermögen is nich. Von den Gutsrevenuen kriegt die Gabi so und so viel," berechnet er alles einzeln nach Prozenten, und wir haben die Schererei."

Darauf versuchten wir also gemeinsam, uns die Sache klar zu machen, aber ohne besonderen Erfolg. Nur die Gesamtsumme, von der ich zu leben habe, bekamen wir glücklich noch heraus.

Ich wollte unterschreiben; aber Christoph hielt mich noch zurück:

„Die Hauptsache ist doch wohl, Gabi, ob du damit auskommst."

„Aber natürlich; mehr hab' ich doch nie gehabt! Und außerdem zahlst du doch der Tante Annemarie ihr kleines Legat."

„Ja, lebst du denn auch bequem? Ich weiß ja nicht, was ihr Mädels so braucht. Toiletten, was? Hüte, Bonbons und dergleichen?"

„Nein, ich danke dir," wehrte ich lachend ab. „Nichts davon. Ich bin vollkommen zufrieden und Tante wohl auch. Höchstens . . . Hubert . . . für seine Sammlungen . . ."

„Der arme Kerl!" meinte Christoph unter gutmütigem Achselzucken. „Das kann ich mir denken, daß der mit seinen übriggebliebenen Kröten keine großen Sprünge machen kann. Übrigens — verzeih, Gabi — ist seine Sammlung doch immerhin nur eine kostspielige Liebhaberei. Und selbst wenn ich könnte, er würde ja garnichts annehmen."

„Mußt du dich denn einschränken, Christoph?" fragte ich besorgt.

„Na, weißt du . . . das müssen wir eigentlich alle, solange wir noch keine reiche Partie gemacht haben. Man hat doch so seine Läpperschulden. Meinen Rennstall mit den zwei Gäulen könnt' ich ja zur Not aufgeben; aber wenn dir's an nichts fehlt, wenn du wirklich standesgemäß und reichlich leben kannst — na — offen gestanden — dann behalt' ich ihn lieber. — Vor allem die Fuchsstute, da kannst du dich drauf verlassen, die macht noch mal was!"

In dieser Hoffnung erstrahlend, genehmigte er nun meine Unterschrift und küßte mich übermütig auf beide Backen.

Zur Kirche konnte er mich nicht begleiten, da er im Dorfe die Quartiere zu inspizieren hatte. Auch die übrigen Offiziere waren dienstlich verhindert. Der Prinz mit Leutnant Kollm wollte den Vormittag benutzen, um den alten Herrn von Wackwitz aufzusuchen, der als langjähriger Whistpartner des Königs noch hoch in Ehren gehalten wird. Übrigens sind

Digitized by Google

wir, zu Ehren des Prinzen, morgen nach dem Manöver alleſamt auf Honsberg zum Diner geladen.

So ſchloß ſich denn von den Gäſten bloß Herr Schirmer unſerm Kirchgang an.

Als ich neben ihm die Brücke betrat, hinter uns Hubert mit Tante Annemarie, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich vergangene Nacht dennoch geträumt, und zwar eben dieſes Bild: Herr Schirmer neben mir vor unſerem Schloß, hinter uns mein Stiefbruder und die Tante und ſonſt niemand. Und weiterhin fiel mir ein, daß draußen irgendwo die Offiziere langſam verſchwanden. Mit höflich ablehnendem Gruß hatte einer nach dem andern ſich davongeſchlichen. Im Schloß war es ſeltſam ſtill geweſen. Wir ſtanden auf der Brücke und warteten in bedrücktem Schweigen, bis aus dem Turmzimmer her ein gellendes Gelächter erſcholl. „Unſer Chriſtoph iſt doch immer munter und wohlauf," ſagte die Tante in weinerlichem Ton. Und dann gingen wir.

Ich hatte bis vor wenigen Minuten nicht daran gedacht, daß wir vier allein zur Kirche gehen würden. Aber im Traum habe ich es mir bereits zurechtgelegt; was übrigens keine Kunſt iſt, wenn man ſich mit den Menſchen, die man kennen gelernt hat, beſchäftigt. Nur iſt beängſtigend, daß wir den größten Teil der Träume wieder vergeſſen, vielleicht gerade die bedeutungsvollſten, nach denen wir unſere Handlungen richten könnten.

Herr Schirmer war unbefangener, als ich ihn dieſe Nacht geſehen, aber gerade noch befangen genug, um ſofort eine krampfhafte Konverſation vom Zaun zu brechen. Sein blaſſes Kontorgeſicht kam mir unter der Czapka etwas deplaciert vor. Dazu waren ſeine Augen ſtets zwecklos beſchäftigt. Entweder blickten ſie mich ſcheu von der Seite an, oder er ließ ſie verſtohlen an der Uniform entlang bis auf die Lackſtiefelſpitzen gleiten, als ob er um ſeinen korrekten Anzug in Beſorgnis bleiben müſſe.

„Gnädiges Fräulein haben doch einen zu reizenden Aufenthalt," ſagte er.

Was ſollte ich darauf erwidern!

„Wie lange bewohnt Ihre Familie wohl ſchon das Schloß?" fuhr er fort.

„Seit den Kreuzzügen etwa."

Darauf erging er ſich in ungeheuchelter Bewunderung und fragte nach allen möglichen Einzelheiten, über den Stammbaum und das Wappen, an dem er die „geſchmackvolle Farbenzuſammenſtellung" rühmte. Auch meiner eigenen Perſon verſetzte er gelegentlich Schmeicheleien, zum Beiſpiel, daß mir das Alter der Familie anzuſehen ſei und anderes, das ich ſchriftlich nicht wiederholen möchte.

„Eine famoſe Waſſerkraft haben Sie," meinte er, als wir am Kaskadengebüſch vorüberkamen.

„Wieſo?" fragte ich erſtaunt.

„Ach, Pardon — mir als Fabrikanten imponiert natürlich auch die techniſche Verwertbarkeit. Für Kattun-Druckerei und Baumwollen-Spinnerei, wie für alle größeren Induſtriewerke laſſen ſich jetzt ſolche Gefälle vorzüglich ausnutzen."

„Wie ſind Sie denn eigentlich zu der Freundſchaft mit meinem Bruder Chriſtoph gekommen?" erkundigte ich mich.

„O, Ihr Herr Bruder war von jeher hervorragend freundlich zu mir. Schon als ich mein Jahr abdiente und er als Fähnrich von der Preſſe kam, nahm er ſich meiner an. Und wie ich dann Wachtmeiſter geworden war und er als Leutnant in der Garniſon mir zum erſtenmal wieder begegnete, ja, denken Sie, da kam er ſogar quer über die Straße auf mich zu, um mir zu gratulieren. Das war doch hervorragend liebenswürdig!"

„Sie unterhalten ſich auch prächtig miteinander, wie es ſcheint."

„Gewiß, gnädiges Fräulein, warum auch nicht? Wir haben dieſelben Geſinnungen. Er liebt es, ſeine Späßchen zu machen, und ich ſekundiere ihm dabei."

Während er mir nun ſeine Geſinnungen vortrug, die in der That ſehr anſtändig und ehrenwert waren, gelangten wir zur Kirche. —

Nach dem Gottesdienſt warteten wir wie gewöhnlich auf den Herrn Paſtor, der ſeinen Vetter mit großer Genugthuung begrüßte. In ſeiner herzensguten Fröhlichkeit drehte er den verlegen Lächelnden vor unſeren Augen hin und her und rief ganz ſtolz: „Iſt er nicht ein ſchmucker Leutnant geworden, unſer kleiner Ewald?"

Dann nahm er ihn unter den Arm und mich an die Hand. So ſtiegen wir diesmal den Schloßberg hinan.

Digitized by Google

Auf halbem Wege begegneten uns die vier dienſteifrigen Offiziere zu Pferd, gefolgt von einem Wachtmeiſter und mehreren Ordonnanzen. Herr Schirmer machte ſich ſchleunigſt vom Paſtor frei, den Chriſtoph mit großer Herzlichkeit vorſtellte. Der Kommandeur, aufgeräumt wie immer, feierte uns als Frühaufſteher. — Zu Schirmer gewendet, ſagte er:

„Das trifft ſich ja famos. Sie könnten uns eigentlich begleiten. — Wachtmeiſter, geben Sie dem Herrn Leutnant Schirmer doch das Handpferd ab!“

Herr Schirmer warf mir einen ſchmerzlichen Blick zu, antwortete aber: „Zu Befehl, Herr Oberſtleutnant!“ und trabte mit der Kavalkade davon. —

Auch den Prinzen trafen wir im Schloß noch an.

„Der Beſuch auf Honsberg hat Zeit,“ erklärte er mir. „Jetzt haben wir kaum elf Uhr; wenn ich in einer Stunde abreite, komme ich immer noch früh genug.“

„Vielleicht wandern Königliche Hoheit inzwiſchen mal durch unſern Park?“ ſchlug Hubert vor.

Prinz Otto war ſofort dabei. Es ſchien ihm ſogar lieb zu ſein, daß der „unvermeidliche Stab“, wie er ſich ausdrückte, diesmal anderweit beſchäftigt war. Der Herr Paſtor blieb mit Tante Annemarie im Salon zurück, um die Beratung über die Kinderbewahranſtalt fortzuſetzen. Bloß Kollm ſchloß ſich uns an. Da er indeß neben dem faſt nur noch ſchleichenden Hubert in ſehr behaglichem Tempo ging, während der Prinz immer eilig, faſt heftig ausſchreitet, ſo war ich mit dieſem bald weit voraus.

„Aber ich gehe Ihnen zu raſch, Baroneſſe,“ ſagte er, indem er ſtehen blieb.

„Durchaus nicht, Königliche Hoheit; ich eile oft in einer halben Stunde durch den ganzen Park.“

„Ich weiß, es iſt eine üble Gewohnheit von mir,“ fuhr er fort, „ich möchte mich ſo gern auf das Wandeln verſtehen; aber immer treibt es mich einem Endpunkt zu, einem Ziele, oft nur einem eingebildeten.“

„Und alles, was am Wege liegt, geht verloren . . .“

„O nein, ich bleibe wohl auf Augenblicke ſtehen — ſo jetzt, um zu horchen, wie es in Ihrem Parke rauſcht — dieſes eintönige, milde Lied des Baches und der Bäume . . . iſt es nicht ſchon ſo in Ihnen aufgegangen, daß Sie es überhaupt garnicht mehr hören?“

„Es iſt weniger eintönig, als man glauben ſollte. Es wechſelt mit jeder Stunde. Heute iſt es lebendiger als ſonſt. Wenn der Nordwind aus der Ebene herüberweht, klingt es im Park ſchon faſt wie Sturm.“

Er ſagte, halb im Scherz, halb in Bewunderung:

„Alſo dämpft ſich auf Unfried ſelbſt der Sturm zum Liede.“

Wir ſetzten unſere Wanderung fort, und er begann nach einem Schweigen:

„Baroneſſe, ſogar für meinen Gottesdienſt haben Sie das rechte Bild gefunden. — Kennen Sie die Legende vom heiligen Sebaſtian?“

„Nein, Königliche Hoheit. Es iſt das einzige Heiligenbild, das einzige Betpult, das wir von früher her noch beſitzen.“

Darauf erzählte er mir die Legende, mit einer begeiſterten und frohen Schwärmerei, wie man ſie wohl in Dichtungen von alten Helden findet.

„Die Pfeile, die von allen Seiten ihn durchbohren,“ ſo ſchloß er, „ſind nur wie Nadelſtiche vor dem großen Ziele, das Gott ihm beſtimmte. Deshalb haben ſeine Züge auch dieſe Fröhlichkeit; Thränen erpreßt ihm nur der körperliche Schmerz. — Das iſt ein Märtyrer, von dem nicht nur die Katholiken, ſondern wahrhaftig alle Menſchen Troſt und Mut ſich holen könnten, wenn ſie von den Bagatellen des Lebens gepeinigt werden. Mit dem einen großen Ziele alle ſchmerzlichen Erlebniſſe in Nadelſtiche zu verwandeln . . .!“

„Die Freuden aber, Erlebniſſe und Menſchen, an denen unſer Herz noch hängt, gehen die nicht auch in dem einzigen Ziele unter?“

„Ja, wer vorwärts will im Kampf, der muß hinter ſich laſſen, was ihn beſchwert.“

Ich fragte:

„Giebt es denn heutzutage noch Kämpfe für einen Königsſohn?“

„Es klingt faſt, Baroneſſe,“ antwortete er, „als wollten Sie mich verſpotten. — Freilich, ein Prinz, der nicht einmal zum Thron berufen iſt, ſcheint jetzt ſein Leben mit Jagden

Digitized by Google

und Paraden verbringen zu ſollen. All unſere Traditionen hat man uns genommen, faſt ſchon das Recht, Kriege zu führen. Wer da noch kämpfen will, muß ſich die Felder ſuchen, wo man unblutige Schlachten liefert."

Wir kamen zum Teich. Ich rief die Schwäne. Doch ſie achteten nicht darauf. Gleichgiltig hockten ſie am anderen Ufer und putzten ſich. Erſt als der Prinz meinen Lockruf wiederholte, erhob ſich Baldur, der abgeſondert von den übrigen, den Kopf im Gefieder verſteckt, zu ſchlafen ſchien.

„Wer iſt denn dieſer Einzige, der auf mich hört?" fragte der Prinz.

„Es iſt Baldur, der Älteſte und Zarteſte von allen. Er entzieht ſich den übrigen und leidet darunter. Noch vor kurzem habe ich ſein Klagen gehört. Jetzt aber iſt er ganz ſtill geworden."

Da rief ihn der Prinz noch einmal, und Baldur ſchwamm auf ihn zu, ſtieg ans Land und duckte ſich zu ſeinen Füßen in das Gras. Der Prinz aber kniete vor ihm nieder, liebkoſte ihn, indem er mit leiſer Hand über die ſchimmernden Flügel ſtrich, und Baldur wand ſeinen ſchlanken Hals um den Arm des Prinzen. Ganz ſtill verhielt er ſich, voller Hingebung, als ob er hätte ahnen können, daß es ein Königsſohn war, der mit ihm fühlte.

Ich that eine Frage, die ſich nicht auf den Schwan bezog. Ich fragte den Prinzen, ob ich ihn wohl vor Abend wieder ſehen würde. Wie ich gerade jetzt auf dieſe Frage kam, ich weiß es nicht. Ich hätte es ja immer noch zur Zeit erfahren.

Er aber fuhr fort, den Schwan zu liebkoſen und gab mir keine Antwort. Ich wartete und wartete. Und die Sekunden erſchienen mir wie Ewigkeiten; denn es erfüllte mich mit Bitterkeit, daß er über der Teilnahme an dieſem Tier meine Gegenwart vergeſſen konnte. Auf beiden Knien lag er vor dem Schwan. Die Hand, mit der er das Gefieder ſtrich, war breit und knochig, recht eine Hand, um den Degen zu führen, und wußte doch ſo ſanft zu ſtreicheln. Die bunte Uniform jedoch ſtand ihm in dieſem Augenblick ſchlechter zu Geſicht denn je.

Ein Mann, deſſen Worte und Stellungen ſich einprägen, ob ſie gleich achtlos hingeworfen ſcheinen, der, wo er zur Bewunderung zwingt, verletzt, der meine Gedanken in aller Güte mit Rätſeln quält. —

Ich möchte mich zurückziehn dürfen vor dem Prinzen, aber auch vor den übrigen, die das Haus jetzt überſchwemmen. Schon kommt es mir ſo vor, als drängen ſie alle auf mich ein, als ſuchten ſie mich zu verwirren. Ich werde ungerecht und finde den Kommandeur zu leichtfertig, Herrn Schirmer zu höflich und ſelbſt Chriſtoph, meinen Bruder, zu übermütig. Aber ſind das nicht alles ſehr einfache und gerade Menſchen? Was thun ſie denn, daß ſie Eindruck auf mich machen ſollten? Nichts, als daß ſie vor meinen Augen hin- und hergehen und handeln, wie es ihrem Stand entſpricht. — Was kann daraus entſtehen? Nichts als Erinnerungen, die ſich verwiſchen.

Den 22. 9.

Mit Sonnenaufgang weckten mich die Signale. In kurzen Zwiſchenräumen klangen ſie bald näher, bald ferner vom Dorf herüber, ſo kriegeriſch und munter, als wäre Unfried Feldlager geworden, als riefen die Hörner Landsknechte zum friſchen, fröhlichen Krieg. Doch unſre Soldaten gaben darauf mißmutige Antwort. Auf dem Hofe erhob ſich lautes Schelten. So machte ſich das Militär heute zuerſt bemerkbar. Burſchen und Ordonnanzen führten die Pferde über die Wirtſchaftsbrücke zum Thorweg herein, und in den trägen Hufſchlag miſchten ſich die Flüche eines Unteroffiziers, auf den dann wieder der Ärger des Wachtmeiſters niederpraſſelte. Auch als die Offiziere, einer nach dem andern, mit nachſchleppendem Säbel ſich einſtellten, wollte ſich der mißvergnügte Lärm nicht legen. Ja, der Kommandeur überſchüttete ſeinen Burſchen mit einer Flut ganz unglaublicher Verwünſchungen, mit ſo haarſträubenden, widerwärtigen Ausdrücken, wie ich ſie bei dieſem geſchniegelten Herrn niemals für möglich gehalten hätte. Wäre er noch einer von der rauhen, ungehobelten Sorte geweſen — aber nein, er ſpielte ja fortwährend den Kavalier. Ich beobachtete vom Fenſter aus, wie Prinz Otto mit finſterm Erſtaunen ihn muſterte. Der Oberſtleutnant fing den Blick auf und mäßigte ſich. Gleich darauf ſtiegen

Digitized by Google

ſie zu Pferde und ritten davon, der Prinz zwiſchen Kollm und dem Kommandeur. Sie wechſelten ein paar Worte, wobei ich die Abneigung erkannte, die zwiſchen den beiden beſteht, natürlicherweiſe beſtehen muß.

Nun ward es wieder ſtill im Haus und auf dem Hof, endlich wieder einmal ſtill. Ich ging hinunter nach dem Frühſtückszimmer, wo ich Hubert traf. Seit vorgeſtern Nachmittag waren wir nicht einen Augenblick allein geweſen. Wenn ich die neuen Eindrücke ihm hätte mitteilen wollen, ich hätte keine Gelegenheit gefunden. Das fühlte er wohl. Denn als wir neben einander am Fenſter lehnten und den durch das Dorf ausrückenden Schwadronen nachblickten, legte er den Arm um meine Schulter und ſagte:

„Unfried reibt ſich den Schlaf aus den Augen; wundert ſich faſt, daß es noch lebt."

„Es lebt ſogar ſehr flott", antwortete ich.

Wie zum Troſte ſtrich er mir über das Haar:

„Nur vier Tage noch, und wir haben den alten Schlummer."

„Vier ſolche Tage können Jahre werden, wenn man bedenkt, daß unſre Jahre, in denen nichts geſchieht, vergehen wie eine einzige Herbſtnacht . . ."

Der Wind pfiff um die Mauern, ſchüttelte das Gebüſch an den Kaskaden und beugte die Krone des Ahorns und der Ulmen.

„Nordweſt!" ſagte Hubert. „Wir werden Regen bekommen."

Noch war der Himmel klar. Aber in langen, ſpitzen Streifen zogen Windwolken darüber hin, weißgefiederte Pfeile von einem grauen Wall am Horizont. — Ach, ich freute mich auf den Regen. Er würde das überbunte Bild dieſer Tage und die ausgelaſſene Stimmung etwas dämpfen. Alle würden dann vielleicht mehr zu ſich ſelber kommen. — Doch Hubert, als ob er meine Gedanken unterbrechen wollte, ſagte:

„Wenn es einmal regnet, was werden ſie dann erſt treiben —"

Wir blieben nun wieder beiſammen, an dem Ecktiſch des Bankettſaales, ich mit meinem Panneau, Hubert mit einem Werk über die uradeligen Wappen, die er nachzeichnete und kolorierte. Dabei ſprach er mir von den Familien, zu denen ſie gehörten, ſchilderte deren Entwicklung und Verdienſte; auch die uns jetzt näher getreten waren, erwähnte er: die Groſſes, ein junger waffenvergnügter Briefadel, die Grafen Wülffen, die, ſeit ſie verarmten, auf ſtrenge bürgerliche Arbeit im Staats- und Militärdienſt angewieſen ſind, die Bruniers mit ihrem gekauften Diplom.

Prinz Otto beſchäftigte ihn viel. Immer wieder kam er auf ihn zurück. Er fragte mich, ja er forſchte mich aus, beinahe ängſtlich, wovon der Prinz mich eigentlich unterhielte.

„Wir müſſen uns hüten", ſprach er, „ihn ernſt zu nehmen; denn er iſt ein Schwärmer, einer von denen, die zweckloſe Verwirrung ſtiften. Er denkt wohl, aber was? und wozu? Er iſt anſpruchslos, aber ſo geladen mit Selbſtvertrauen, daß er mir oft geradezu fatal wird."

Vor allem ſcheint es meinem lieben Hubert fatal zu ſein, daß er zum Weſen des Prinzen Otto den Schlüſſel nicht finden kann. Vielleicht gar einer, dem er ſich nicht überlegen fühlt! Das hätte ſich Hubert von Karas wohl nicht träumen laſſen, daß es noch Menſchen giebt, vornehmer als er und am Ende gar glücklicher.

Zu der Beſichtigung des Manövergeländes hatte Hubert ſehr wenig Luſt. Aber Tante Annemarie bat ihn ſo flehentlich und drängte ſo unermüdlich zum Einſteigen, daß er wohl oder übel aufbrechen mußte. Sie hatte den Jagdwagen anſpannen laſſen und ihn reichlich mit Nahrungsmitteln bepackt; ſogar für Champagner auf Eis war geſorgt.

Die Fahrt war wirklich nicht übel. Weil ich den Regen ahnte, genoß ich noch einmal von Herzen warmen Sonnenſchein; und auch den Wind, der uns entgegenblies, mochte ich lieber als das verbiſſene Schweigen trüber Tage. Wie geht das ſo vertraulich ein, wenn man mit eignen Pferden über eignes Land hinfährt! Die Bauern bleiben am Graben ſtehen, ziehen die Mütze und blicken uns nach. Alles Leute, die uns ehren und die wir lieb haben. Nur ändert ſich das, ſobald wir jenſeits unſrer Grenzen ſind.

„Wollen wir nicht lieber umkehren?" fragte Hubert, um Tante zu necken. Sie

Digitized by Google

protestierte erschrocken, und ich nahm ihre Partei.

„Welchen Leutnant möchtest du denn bewundern?“ wandte er sich an mich.

„Den Prinzen“, gab ich zur Antwort.

„Dazu ist das Schlachtfeld wohl nicht die rechte Stelle.“

Ja, das wußte ich, und gerade deshalb zog es mich hin.

Bald wurde die Landschaft militärisch. Wir bemerkten Vorposten an den Bauernhöfen, Proviant- und Sanitätswagen und endlich auch Truppen der Infanterie, die matt und stumpf an uns vorübermarschierten. Sie wirbelten den Staub mit ihren schweren Füßen auf. Ein fürchterlicher Dunst verpestete hinter ihnen noch lange die Luft. Dann stießen wir auf Regimenter, die längs der Feldraine lagerten. Sie tranken und trieben ihre Späße. Unserm Wagen riefen sie spöttische Bemerkungen nach.

„Wie fröhlich diese Leutchen sind!“ rief die Tante aus.

„Meinst du wirklich?“ fragte Hubert.

„Nun, siehst du denn nicht, daß sie lachen?“

„Was bleibt ihnen auch andres übrig? — Aber ich will sie nicht beurteilen. Ich kenne und verstehe sie ja so wenig. Selbst in den drei Jahren, als ich Offizier war, haben sie mich stets nur als ihren natürlichen Feind betrachtet. Dabei habe ich ihnen nie ein grobes Wort gesagt!“

Wir stießen auf eine Husarenschwadron, die im Walde abgesessen war und auf irgend ein Kommando wartete. Einige der Offiziere kannten Hubert. Sie ritten heran und ließen sich vorstellen. Von allen ward Hubert mit der gleichen Liebenswürdigkeit begrüßt, mit jener Mischung von Respekt und Zutrauen, die jeder Standesgenosse ihm entgegenbringt.

Mit Mühe fragten wir uns zu den Königin-Ulanen durch. Sie kamen gerade von einer Attacke. Deshalb hatten sie noch mit den Pferden zu thun. Der Prinz allein, sobald er uns bemerkte, sprengte auf den Wagen zu.

„Wir haben uns mit Ruhm bedeckt“, rief er.

„Sie auch, Königliche Hoheit?“ fragte ich zweifelnd.

„Ich ganz besonders“ antwortete er sehr heiter. „Mitten in der Schlacht bin ich mit meinem Zuge wider Wissen und Willen zum Feinde übergegangen. Ehe ich mich dessen versah, attackierte ich den eignen Rittmeister. Nicht wahr, Treuth“, wandte er sich zu Christoph, der gleichfalls herankam, „fast hätte ich Sie niedergestochen?“

Ehrfurchtsvoll rühmte Christoph die Heldenthat Seiner Königlichen Hoheit und fügte hinzu:

„Überhaupt haben wir uns glänzend geschlagen. Obwohl unser Regiment offenbar schon gänzlich aufgerieben war, haben wir die Infanterie noch zu Paaren getrieben. Die Sandhasen entrüsteten sich über solchen Schneid, aber gesiegt hatten wir doch.“

Jetzt näherte sich uns der Honsberger Wagen. Karla und Daisy nahmen den Prinzen sofort in Beschlag, so daß Herr Schirmer, der sich bisher bescheiden im Hintergrund gehalten hatte, nun die Konversation mit mir beginnen konnte. Eingehend erklärte er mir die General- und die Spezialidee des Manövers, zeichnete mit seinem Säbel die Stellung der Truppen in den Sand und erbot sich, soweit der Dienst es erlauben würde, uns überall herumzuführen. Er wurde unterbrochen von seinen Regimentskameraden, die sich mit trefflichem Appetit zum Frühstück bei uns einstellten, bald aber zu erneuten Schlachten abgerufen wurden.

Wir zogen noch kreuz und quer über die Felder, betrachteten Reiterkämpfe und Geschützfeuer und fuhren erst nach Schluß der Übung mit den Wackwitz zusammen nach Honsberg hinüber.

Dort glänzte alles in einer neuen, überraschenden Pracht. Nicht nur Garten und Gehöft hatten sauberes Gewand angezogen, selbst das Innere des Schlosses war mit einer prunkvollen Einrichtung ausstaffiert, die gegen den bisherigen Verfall merkwürdig abstach. Dieser Anblick erklärte sich einfach daraus, daß Herr von Wackwitz die Erbschaft seines kürzlich verstorbenen Schwiegervaters, des Kommerzienrats Kaimann, angetreten und dessen Mobiliar nach Honsberg übergeführt hatte. Jedes Zimmer war in einem ebenso modernen wie historisch echten Stil gehalten, das eine in

Digitized by Google

Rokoko, ein anderes in Louis seize, ein drittes in dem der Biedermeierzeit. Mit Recht ſprachen die Gäſte dem Herrn von Wackwitz volle Bewunderung aus. Der aber ſchien des Prunkes faſt ſchon überdrüſſig, oder hatte von Anfang an nicht das rechte Verſtändnis dafür.

„Eigentlich iſt's ein Unſinn," ſagte er gemütlich; „die Mädels werden ſich wohl nicht mehr lange auf Honsberg vergraben, und mein Junge will von dem zweiprozentigen Rittergut vollends nichts mehr wiſſen. Der würde die alte Klitſche am liebſten verkaufen und ſich ſtatt deſſen an der Riviera eine Villa bauen, wo er auf ſeinen diplomatiſchen Lorbeeren vergnügter ausruhen kann, als hier im Gebirge. Heutzutage, meint er ganz richtig, will ein Gut bewirtſchaftet ſein. Zwar auf die Grundherrſchaft haben ſich unſere Familien einſt famos verſtanden. Aber mit der Bewirtſchaftung hapert es doch gewaltig. Dazu paſſen andere Leute beſſer."

„Warum nicht gar!" rief Herr von Polenz, der immer einen gewiſſen Idealismus vertritt. „Es heißt eben feſte arbeiten. Wir ſind Landwirte, und arbeiten iſt unſere Pflicht!"

„Ach, gehen Sie mir mit Pflicht!" erwiderte der alte Wackwitz. „Pflicht iſt auch ſo 'ne bürgerliche Redensart."

Da kein Bürgerlicher in der Nähe ſtand, durften alle ungeniert lachen.

„Wir haben unſere Ehre," fuhr er fort; „die genügt. Und eine Ehre iſt es wahrhaftig nicht, den armen Agrarier zu ſpielen und ſich mit dem Juden ums Korn zu ſtreiten." — —

Beim Diner ſaß ich zwiſchen Herrn Schirmer und einem Regierungsaſſeſſor Meyer.

Da es nicht weiter ruhmvoll iſt, darf ich mir's eingeſtehen, daß ſie ſich um meine Gunſt ſehr heftig bemühten. Zunächſt wollte keiner den andern zu Worte kommen laſſen. Herr Meyer überſchüttete mich mit einem Schwall von Scherzen und chevalereſken Wendungen. Herr Schirmer ſuchte ihn mundtot zu machen, indem er von Schloß Unfried ſprach. Endlich fragte ihn Herr Meyer mit der liebenswürdigſten Miene:

„Sie ſind auch Juriſt, wenn ich fragen darf?"

„Nein, doch nicht," erwiderte plötzlich eingeſchüchtert Herr Schirmer. „Ich bin nur Fabrikant."

Nunmehr hatte Herr Meyer gewonnenes Spiel. Er ließ mich hören, daß er Korpsſtudent, ſogar Saxo-Boruſſe geweſen; auch daß er wohlhabend und von guter Familie ſei, kam ſo nebenbei heraus. Seine Geſinnungen glichen denen des Herrn Schirmer, höchſtens waren ſie noch etwas energiſcher.

Prinz Otto ſaß entfernt von mir, neben der Frau von Wackwitz. Alle bemühten ſich um ihn, heiter und unterwürfig zugleich. Doch er lohnte mit Undank. Still, ſchwerfällig, unbedeutend, wie die Geſellſchaft ihn immer findet, ſo erſchien er auch heute wieder. Er fühlte ſich unbehaglich; das ſah man ihm an, und ich — ſollte ich mich deſſen ſchämen? — ich empfand darüber Genugthuung.

Ich ſah ihn an, abſichtslos und doch vielleicht zu lange. Ob, was ich dachte, mir auf der Stirn geſchrieben ſtand? Ich glaube es nicht. Gewiß iſt, daß er meinen Blick erwiderte, daß in ſeinen Augen jener warme Glanz ſich entzündete, der ankündigt, daß es gelungen iſt, ihn aus ſeiner Welt herüberzurufen in eine andere, in die meinige. Langſam, mit einem bedeutungsvollen Lächeln glitt darauf dieſer Blick die beiden Reihen der Tafel entlang und kehrte, ernſt geworden, zurück zu mir. Mit dieſer Sekunde wußte ich, daß er all den Leuten rings um ihn her im Innerſten der Seele fremd war. Er konnte Wohlwollen für ſie hegen, vielleicht auch für ſie ſchaffen oder gar ſich opfern, aber er ſtellte ſich über ſie mit dieſem Blick, wie ein Königsſohn ſich über die Menge ſtellt. So würden auch dieſe Kreiſe immer nur wenig von ihm wiſſen und wiſſen wollen, und nur eine arme Baroneſſe dürfte an der Einbildung ſich erfreuen, daß er königliche Schätze verborgen hält.

Das war es, was ich heute noch vom Prinzen erfuhr. Kein Wort hat er weiter zu mir geſprochen. Er blieb bei den alten Herren und Damen, während die Leutnants und die jungen Mädchen, ich ſelbſt zwiſchen Herrn Schirmer und Herrn Meyer, im Garten „Kämmerchen-Vermieten" ſpielten.

Alle waren ſehr ausgelaſſen; aber ich konnte mich nicht recht drein finden. Die Schäferſpiele der Marquiſe Blanchette wären mir tauſendmal lieber geweſen, ach, wohl nur deshalb, weil ſie aus der Mode waren.

Digitized by Google

Herr Schirmer war mir unaufhörlich auf den Fersen. Ich glaube fast, er macht mir den Hof. Wenigstens stieß Dasy mich an und fand es drollig, und Karla flüsterte mir wichtig ins Ohr, zum mindesten sei es auffallend.

Selbst Tante Annemarie machte sich Gedanken darüber. Als wir heimwärts fuhren — schon fielen schwere Regentropfen auf das Wagenleder — sagte sie:

„Ei! Ei! Mir scheint, er hat Absichten, der Herr Schirmer, und die Gabi läßt sich's gern gefallen! — Nun, nun, es werden schon noch andre kommen."

„Aber Tante," rief ich verstimmt, „er denkt ja nicht daran."

Hubert, der mit geschlossenen Augen in der Ecke lehnte, sagte, ohne sich zu rühren:

„Warum soll er nicht? — Greif zu! Wir verdienen es so!"

Wie klang das traurig und bitter! —

Den 23. 9.

Soll ich glauben, daß schon im Diesseits die Seele zeitweilig sich vom Körper trennen kann? Oder sind das nur Augenblicke, wo sie stärker lebt und ihrer selbst so klar bewußt wird, daß sie die enge Hülle vergißt und abzustreifen scheint?

Ich ging umher und wußte nicht, was mir geschah. All meine Regungen waren begleitet von einem Wesen, daß, wenn es wirklich Gestalt besaß, weit draußen über die Felder ritt. Ich bin wohl im Schloß gewesen, bald in den Sälen, bald in meinem Zimmer, jetzt in der Galerie, dann wieder auf den Treppen. Auch an der Mittagstafel habe ich gesessen. Hubert und Tante haben geplaudert, und ich werde wohl mit Frage und Antwort daran teilgenommen haben. Doch weiß ich davon ebensowenig wie von meinen Schritten; denn sie waren frei von Gedanken wie alles, was ich heute erlebte. Einige Minuten höchstens hat die Erinnerung festgehalten: wo ich den Regen sah, der unter eintönigem Rauschen auf das Felsgestein und das Gebüsch der Kaskaden sich niederließ. Gleich einem Schleier, aus grauglitzernden Fäden gewebt, verhüllte er das Antlitz unserer Landschaft. So verschwanden, als die farblose Fläche sich dazwischen schob, Dorf und Felder vor meinen Augen. Alles da draußen war jetzt kalt und triefend. Doch nicht wie sonst ging auf mein Herz die Stimmung von Unfried über. Nicht von der verschwundenen Sonne kam die Wärme, die so wundersame Bilder in mir, wie Blüten im Treibhaus, entfaltete.

Im Grunde waren es auch keine Bilder; denn ich sah sie nicht, auch nicht in meiner Einbildung, wie jene, die mir im Cercle Trianon erscheinen. Viel eher waren es traumhafte, flüchtige Vorstellungen des Gemüts, vermittelt durch einen neuen Sinn, der stärker ist als Hören und Sehen und beides vereint. Immer umgaben mich die Eigenschaften unseres Prinzen, oft vereinzelt wie sanfte oder sieghafte Mächte, dann in ergreifender Harmonie zusammenklingend zur Persönlichkeit. Er war es, den ich Prinz lieber als Prinz Otto nenne, weil er nicht die äußeren Züge dieses Bestimmten trägt, sondern zugleich die aller seiner Ahnen und einiger weniger, die vielleicht nach ihm kommen werden.

O, welch edler und gewaltiger Wille, welch ein Reichtum an Thaten, an Ruhm und huldvoller Güte offenbarte sich da meiner armen Seele! Was ich ersehnte und was ich ahnte: daß solche Schätze der Prinz in sich verborgen hielte, das strömte wie eine goldene Flut immer breiter, immer mächtiger und glanzvoller über mich dahin, je mehr ich in Entzücken mich unterwarf.

Da waren die Eroberungen des Begründers seiner Dynastie, die blutigen Kämpfe im Land, unerbittliche Rache und heimlicher Mord. Da waren aus späteren Jahrhunderten der Glaubenseifer, die Treue zum obersten Lehnsherrn und die Verehrung aller Wissenschaften. Bald trug er den Panzer, bald den Purpurmantel, bald den gestickten Waffenrock mit Degen und Schärpe. Und endlich war er der Bedrängte, der Überwundene, dem das Volk die gottverliehenen Rechte raubt. In allen Lagen, in allen Gestalten aber blieb er der Fürstensohn von unvergleichlicher Größe.

Dieser selbe Prinz ritt heute über unsere Felder, ganz unscheinbar, wie man zu Zeiten, wenn der Feind im Lande, die kostbarsten Juwelen mit den Schollen gewöhnlichen Erdreichs bedeckt. Nur drängte es mich, zu wissen, ob er es war, der diese Eingebungen

Digitized by Google

mir geſandt, ob er vielleicht, wie ich, jetzt achtlos ſeine Wege nahm und ſeine losgelöſte Seele mich einlud zu dieſem Feſte der Betrachtung. Hielt er es der Mühe wert, mich zu beſchenken oder hatte ich mich bei ihm eingeſchlichen, während er ganz andere Gedanken trug? Ach, es lag mir nur zu viel an dieſer müßigen Frage. Bald würde er ja unſern Schloßhof für immer verlaſſen. Dann gab es ſicher keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen dem Prinzen und dem einſamen Fräulein. Ich ſelber würde ſie auslöſchen müſſen, dieſe wunderſamſte meiner Erinnerungen.

In einem Halbdunkel fand ich mich wieder, in der dumpfen Atmoſphäre unſerer Bibliothek, die den Geruch von Pergament und vergilbten Papieren ausſtrömt. Hier herrſcht zwar Dämmerung zu allen Stunden. Aber es mochte wohl Sonnenuntergang ſchon nahe ſein. Ich ging die Regale entlang, beſchäftigt, die Titel auf den Bücherrücken zu entziffern. Wo ich Abbildungen erwartete, zog ich auch eines oder das andere hervor und blätterte darin. Da fand ich in groben Holzſchnitten die Belagerung einer Stadt geſchildert, oder in einem Folianten über die hohe Jagd einen gehetzten Hirſch und hinter ihm die Rüden. Zuletzt entdeckte ich die Geſchichte des Königlichen Hauſes. Die ſchlug ich begierig auf.

Doch in demſelben Augenblick trat jemand neben mich und blickte über meine Schulter in das Buch. Es war der Prinz. Ich wunderte mich kaum. Es war Prinz Otto.

„Sie leſen auch, Baroneſſe? . . . Bücher, immer wieder Bücher!“ ſagte er in ſeiner langſamen, ſchweren Art.

„Es iſt die Geſchichte Ihres, des Königlichen Hauſes,“ antwortete ich.

„Um ſo ſchlimmer. Die geht niemanden mehr etwas an. Und die letzten Kapitel ſind unerquicklich genug. — Giebt es denn nichts, woran Sie ſich erfreuen könnten als dieſes Leſen?“

„Mancherlei. Aber nur das Leſen könnte mich denen näher bringen, die über mir ſtehen.“

„Dem Manne alſo. Etwa um ſeine Kameradin zu werden?“

„Ich habe bisher noch nicht daran gedacht. Doch warum möchten Sie es mir widerraten, Königliche Hoheit?“

„Weil die Frauen, ſelbſt wenn es ihnen gelingt, dadurch nicht ſchöner werden.“

„Was liegt an der Schönheit!“

„So fragen Sie, Baroneſſe, weil Sie die Schönheit niemals vermißten. Die Männer aber, die im Leben ſtehen . . die Zerſtreuung brauchen und ein holdes Spielzeug . . .“

Schon hob ſich ſeine Stimme, als wollte ſie heftig werden. Auch ſah ich, daß er ſeine Finger ſpreizte und zuſammenkniff und daß in ſeinen Augen die Flammen ſich entzündeten. Und ich wartete, zitternd, als müſſe etwas Unerhörtes vor ſich gehen.

Worauf habe ich gewartet, ich Thörichte?

Er trat zurück von mir. Die Hände auf dem Knaufe ſeines Säbels gefaltet, ſah er mich finſter an, und leiſer denn zuvor ſagte er:

„Ich darf mich nicht zu dieſen Männern rechnen. Überdies — Schönheit iſt die Loſung von Rittern, die ſich verliegen. Aber ſpäter einmal, viel ſpäter, wenn wir uns da wiederſehen könnten, Baroneſſe! . . .“

Digitized by Google

Friedrich Nietzsches Einfluß auf die Frauen.

Von

Marie Hecht.

Nachdruck verboten.

Ein feines Fluidum, mit unwiderstehlichem Durchdringungsvermögen, mit hypnotischer Kraft begabt, das Nietzsche-Fluidum, durchzieht in immer steigendem Grade die Gedanken und Worte eines großen Teils der redenden und schreibenden Menschen. Die Nietzsche-Nachdenker, die Zarathustra-Anbeter bilden eine stetig wachsende Gemeinde. Sie haben alle die große Sehnsucht empfunden, von der einer dieser Gläubigen bekennt: „Es kam eine große Sehnsucht über mich — wonach? — nach einem neuen Gotte! aber nicht nach einem, der über Sternen thront, nein, nach einem frischen, fröhlichen Erdengott, nach einem Siegfried im Reiche der Geister, nach einem machtvollen, übermütigen Drachentöter! — Ich fand ihn — in Friedrich Nietzsche.“ [1])

Nun sind sie des Geistes ihres neuen Gottes voll; sie reden mit seinen Wendungen und sprachlichen Neuschöpfungen, ahmen den sprunghaften Stil, das mit Fallgeschwindigkeit dahinsausende Tempo nach und geberden sich womöglich noch schroffer, wert- und erderschütternder, noch diktatorischer als ihr Meister. Überall Nietzsche-Fluidum, überall spürt man den Zauber, der von dem genialen Dichter-Denker ausgeht.

Ein moderner Rattenfänger von Hameln zieht er mit sirenenhaften Weisen die Jugend hinter sich drein zum Tanz mit dem Leben, „Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen“ [2]), sendet er zu denen, die verirrt, verwirrt, friedlos nach einem festen Halt suchen, und den lachenden Löwen Zarathustras, den Herrschernaturen von Selbstsuchtsgnaden, die auch ohne Nietzsche das Sklaventum der „viel zu vielen“ herausgefunden haben, verkündet er das ersehnte Evangelium vom Willen zur Macht. Aller Unzufriedenheit unserer gährenden Zeit, allem Schmerz über die minderwertige Ausprägung ethischer Ideale in der Münze des täglichen Lebens öffnet der große „Immoralist“ das Ventil der Umwertung aller Werte. Seine Beeinflussungskraft ist so groß, daß selbst die, die naiv eingestehen, daß sie nicht alle seine Lehren als verbindliche Gebote anzusehen vermögen und Irrtümer des Meisters — die aber Grundirrtümer sind — zugeben müssen, daß selbst sie in ihm trotz alledem den Erzieher, den Heilsverkünder, den Erneuerer der Menschheit verehren. Das Nietzsche-Fluidum lähmt ihr Urteil, umnebelt ihren Sinn; es hat eine Modekrankheit hervorgerufen, die zur gefährlichen, ansteckenden Geistesinfluenza zu werden droht.

Auch unter den Frauen hat Nietzsche eine große Zahl begeisterter Anhängerinnen. Sie machen das Wort des alten Weibleins Zarathustras: „du gehst zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht,“ zu einem Rat voll tiefer psychologischer Weisheit. Dem, der die Peitsche so nachdrücklich über ihnen geschwungen hat, küssen sie anbetend den

---

[1]) Dr. Max Zerbst „Nein und Ja“ S. 2. (Leipzig, C. G. Naumann.)

[2]) Also sprach Zarathustra, Teil 2: „Die stillste Stunde“.

Digitized by Google

Saum des Gewandes. Oder erscheint ihnen vielleicht die Peitsche als eine ungefährliche Pritsche? — Es ist ja ein merkwürdiger, fast erheiternder Widerspruch vorhanden zwischen Nietzsche dem Schriftsteller, der im Weibe ein Spielzeug, einen Besitz, „ein verschließbares Eigentum, etwas zur Dienstbarkeit Vorherbestimmtes und in ihr Sichvollendendes" sah[1]) und Nietzsche dem Manne, der in seinem ganzen Leben nur mit geistig bedeutenden, hoch und selbständig dastehenden Frauen zu verkehren begehrte, von der Zeit an, da er sich einer Cosima Wagner, einer Malvida von Meysenbug in verehrender Freundschaft anschloß, in Lou Andreas-Salomé leidenschaftlich die verständnisvolle Jüngerin suchte, bis zu den Jahren fieberheißen Schaffens, schweren Leidens, in denen der Einsame, Umhergetriebene die letzten Stunden der Ruhe und Erquickung im Umgange mit Meta von Salis-Marschlins fand. — „Zunge und Feder standen bei ihm in einem wunderlichen Kontrast",[2]) sagt Ludwig Stein sehr treffend, und dieser Kontrast wirkt wohl auf Frauen als besonderer Reiz.

Trotzdem muß es Wunder nehmen, daß der zurückhaltende, in sich gekehrte Mann, der nach dem Ausspruch seiner Schwester für alles, was nicht der Welt der Erkenntnis angehörte, nur sehr „temperierte Empfindungen" übrig hatte und, seit er Schopenhauer kannte und verehrte, „schreckliche Reden gegen die Weiber hielt"[3]) von den Frauen so sehr verwöhnt wurde. Nicht nur die treue Schwester ist allezeit „das gute Lama" gewesen, wie der Bruder sie scherzend nannte, bereit, die schwersten Lasten für ihn auf sich zu nehmen. Alle Frauen seines Kreises wetteiferten, soweit er es nur gestattete, ihn mit mütterlicher Sorgfalt zu umgeben, „feierten es als ein kleines Fest, wenn er in Gesellschaft erschien." Malwida von Meysenbug blieb trotz ihrer Verehrung für Wagner Nietzsche herzlich verbunden, nachdem der Bruch zwischen den beiden Großen eingetreten war. Lou Andreas-Salomé folgte willig seinem Ruf, und für Meta von Salis-Marschlins ist das Optimum ihrer Erlebnisse durch Nietzsche verkörpert. Sie lächelt nur, als sie ihm die Botschaft einer über seine Frauenverachtung entrüsteten Dame ausrichtet.[4])

Wie sehr aber der Nietzsche-Kultus bei den Frauen unserer Tage im Schwange ist, das zeigt nicht nur das Bekenntnis der Nietzscheanerinnen, Aussprüche wie: „Wer danach strebt, seine Zeit geistig in sich aufzunehmen, zu erfassen, der kann ohne Nietzsche nicht auskommen — es wäre dasselbe wie die Griechen verstehen wollen — ohne Plato,"[5]) vor allem aber die Unfähigkeit der von ihm Hypnotisierten, sich von dem oben erwähnten Fluidum freizuhalten. Ihr ganzes Sein und Wesen, ihre Weltanschauung, ihre seelischen Äußerungen, sind darin eingetaucht. —

Und wenn man sich jedes Urteils darüber enthielte, ob Nietzsches Umprägung der moralischen Werte, die Erschütterung des Bodens, in dem unsere ethischen und religiösen Ideale wurzeln, sein Hedonismus, die Lehre vom Übermenschen, von der Herrenmoral, von der ewigen Wiederkunft, kurz seine ganze Verkündigung eine Gefahr oder eine Erhebung für die Menschheit bedeute, so müßte eine so starke Beeinflussung

---

[1]) Jenseits von Gut und Böse § 238.

[2]) L. Stein: „Friedrich Nietzsches „Weltanschauung und ihre Gefahren." (Deutsche Rundschau, Nr. 11, 12 u. 16, 1893.)

[3]) E. Förster-Nietzsche, Fr. Nietzsche's Leben. Band I S. 180 und 293. (Leipzig, C. G. Naumann.)

[4]) M. v. Salis-Marschlins, „Philosoph und Edelmensch." S. 12 und S. 22. Leipzig. C. G. Naumann.

[5]) Helene Stöcker, „Zur Nietzsche-Lektüre." (Volkserzieher, Nr. 45 und 46, 1898.)

Digitized by Google

der Frauen in einer Zeit, in der sie danach streben, sich ihrer Eigenart gemäß selbständig zu vollentwickelten Persönlichkeiten herauszugestalten, schon an sich als eine Erscheinung von folgenschwerer Bedeutung betrachtet werden. Es dürfte daher wohl der Mühe wert sein, zu untersuchen, welchen Zügen seines Wesens Nietzsche diese Gewalt über die weibliche Psyche verdankt und welche ihrer Saiten unter der Hand des großen Künstlers vibrieren.

Ueber Nietzsche den Denker mögen die Meister der Metaphysik, all die weisen und unweisen Freunde der Σοφία zu Gericht sitzen. Die Frauen krönen Nietzsche den Dichter, gefangen genommen von dem Reichtum, dem Wohlklang, der Bilderfülle seiner Sprache, die wie ein griechisches Gewand sich graziös dem Gedanken anschmiegt, ihn im spielenden Faltenwurf halb verhüllend, oder wie ein Nessuskleid mit ihm zum lebendigen, sich in der eigenen Glut verzehrenden Organismus verschmilzt, deren Zaubergriffel zarte Skizzen in leichten Strichen vor uns hinhaucht und Bilder voll südlicher Farbenglut entstehen läßt. „Wie ein zierlicher Wind ungesehen auf getäfeltem Meere tanzt, leicht, federleicht, so — tanzt der Schlaf auf mir.“[1]) „Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht dunkler Bäume, doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Cypressen.“[2])

„Zugleich aber lebte in Nietzsche auch ein Musiker von hoher Begabung.“[3]) Er verlieh seiner Rede die rhythmische Bewegung, den dithyrambischen Schwung, die in der „Geburt der Tragödie“ aus dem Geiste der Musik, in „Also sprach Zarathustra“ uns wie auf Wogen des Klanges dahintragen, er gab ihm die Macht, seine Leser und Hörer in „dionysisch-musikalische Verzauberung“ zu versenken. — Diesen künstlerischen Gaben aber bringt das weibliche Geschlecht in hohem Grade Empfänglichkeit entgegen; die meisten Frauen haben „das dritte Ohr“, das Nietzsche verlangt; sie werden leicht in Stimmung versetzt und geben sich dem süßen Rausch um so widerstandsloser hin, je mehr ihnen in dem Werk der Künstler selbst entgegentritt.

Und Nietzsche, dem sich „herausgestellt hat, was jede große Philosophie bisher war: nämlich das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires“[4]), der vom Erlebten sagt: „Was sind denn unsere Erlebnisse. Viel mehr das, was wir hineinlegen, als das, was darin liegt! Oder muß es gar heißen: an sich liegt nichts darin? Erleben ist Erdichten,“[5]) Nietzsche, dem „Philosophie dieser tyrannische Trieb selbst ist, der geistigste Wille zur Macht, zur Schaffung der Welt zur causa prima“,[6]) er ist der allerpersönlichste aller Schriftsteller, der, die Anschauung verachtend, seine Philosopheme aus sich selbst allein schöpft, seine Lehren durch Offenbarung empfängt, dessen „Bücher Erlebnisse sind, die erlebtesten Bücher, Erlebnisse freilich eines Denkers, Gedanken als Erlebnisse.“[7]) — Unter den Frauen von heute aber sind die „echt weiblichen“ Naturen noch zahlreich vorhanden, die für die große Idee schwärmen, wenn der große Mann sie vorträgt, die einen besonderen

---

[1]) Also sprach Zarathustra. Teil IV. Mittags.

[2]) Also sprach Zarathustra. Teil II. Tanzlied.

[3]) Lou Andreas-Salomé „Fr. Nietzsche in seinen Werken.“ S. 23.

[4]) Jenseits von Gut und Böse § 6.

[5]) Morgenröte § 119.

[6]) Jenseits von Gut und Böse § 9.

[7]) Alois Riehl „Nietzsche, der Künstler und Denker“ S. 15 (Frommanns Klassiker der Philosophie, Heft 6.)

Digitized by Google

Reiz darin finden, in seinen Gedanken dem Herzschlag des Denkers nachzuspüren, und deren Interesse für den Dichterphilosophen erhöht wird durch das Mitleiden mit dem Unglücklichen, dessen tragisches Geschick sich in seinen letzten Werken in schrillen Dissonanzen ankündigt.

In Nietzsches Wesen lag ein feministischer Zug. Er hat sich von geschlechtlichen Ausschweifungen frei erhalten; vor allem Unreinen, Unlautern empfand er Ekel. Aber eine feinere, geistigere, weibliche Sinnlichkeit war in ihm, die sich in seinen leidenschaftlichen Freundschaftsgefühlen, in seinem Hingebungsbedürfnis, der wollüstigen Sympathie mit der „prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden Bestie",[1]) in seinen sinnlich gefärbten Phantasien kundgiebt. „Der Mond liegt ihm trächtig am Horizonte, als wolle er eine Sonne gebären,"[1]) „die Dattel, braun, durchsüßt, goldschwürig, ist lüstern nach einem runden Mädchenmaule, mehr aber noch nach mädchenhaften, eiskalten, schneeweißen, schneidigen Beißzähnen; nach denen nämlich lechzt das Herz aller heißen Datteln."[2]) Als „wohlgeratenes, nicht entartetes und angebröckeltes" Weib gilt Nietzsche nur das „gebärtüchtige", bei dem alles nur eine Lösung hat, „die Schwangerschaft heißt," das Weib, das sich selbst ganz als Geschlechtsmensch fühlt, nach dem Manne giert und „Siehe, eben jetzt ward die Welt vollkommen"[3]) spricht, wenn es den Herrn in ihm gefunden hat.

Dies Empfinden, diese Verkündigung macht Nietzsche zum Propheten jener neuesten Richtung innerhalb der Frauenwelt, die, durch die Theorien einzelner radikaler Gleichmacherinnen ins Extrem gedrängt, die „reine Weibnatur" als brünstigste Sehnsucht nach dem Manne, wollüstiges Verlangen nach dem Kinde à tout prix rühmt und schildert. — Zarathustras: „Der Zweck ist immer das Kind" klingt aus dieser modernen Frauenlitteratur wieder, wird in mannigfacher Weise in ihr illustriert.

Auch die leidenschaftliche Maßlosigkeit des geharnischten Kämpfers gegen das asketische Ideal, seine Unfähigkeit anders als in Superlativen zu reden, die ihn zwang, in seinen letzten Werken, in der „Götzendämmerung", im „Fall Wagner", im „Antichristen" „mit wildem Geschrei auch den Schwerhörigen die Ohren zu öffnen"[4]), haben etwas der weiblichen Extase Verwandtes. Das Wilde, Ungezügelte ist nicht das echt Weibliche, aber es ist eins seiner Ingredienzien; es bricht bei Frauen, deren Intellekt unentwickelt, deren Willenskraft ungeübt ist, mit elementarer Gewalt hervor und läßt sie in der Erregung Würde und Selbstbeherrschung verlieren. Vesuvische Ausbrüche, glühend niederprasselnde Invektiven begreifen sie als Äußerungen einer der ihren kongenialen Natur.

Der große Zauberkünstler Nietzsche sucht nicht nur alles, was er berührt, zu verwandeln: ein Proteus, zeigt er selbst sich in immer neuer Gestalt. Was hat der in dyonisischer Begeisterung dahinstürmende, von Kunst und Musik berauschte Seher, dem „die Welt und das Dasein nur als ästhetisches Problem ewig gerechtfertigt sind"[5]), Gemeinsames mit dem Positivisten, dem Freigeist, der wenige Jahre später mit „eiskaltem Blick" in das Leben schaut, alle seine bisherigen Ideale stürzt, nicht mehr an

---

[1]) Genealogie der Moral § 11.

[2]) Also sprach Zarathustra, T. IV. Von den Töchtern der Wüste.

[3]) Also sprach Zarathustra, T. I. Vom alten und jungen Weiblein.

[4]) Hans Gallwitz „Friedrich Nietzsche, ein Lebensbild", S. 264.

[5]) Geburt der Tragödie, S. 45.

Digitized by Google

die Mission des Genies glaubt, sondern die eine Hoffnung hegt: „Allmählich wird nicht nur der einzelne, sondern die ganze Menschheit zu dieser Männlichkeit emporgehoben werden, wenn sie sich endlich an die höhere Schätzung der haltbaren, dauerhaften Erkenntnis gewöhnt und allen Glauben an Inspiration und wundergleiche Mitteilung von Wahrheiten verloren hat“ [1]). Und der Unterirdische, Bohrende, Untergrabende“, der seinen Weg für sich — und, wie billig, seine Bitterkeit, seinen gelegentlichen Verdruß an diesem „Für sich“) hat, der in die Tiefe stieg, in den Grund bohrte, um unser Vertrauen zur Moral zu untergraben, trägt dieser Trophonios etwa die Züge Zarathustras, des Übermenschen, der zu den glückseligen Inseln fliegt, der „brünstig ist nach dem Ring der Ringe, nach dem Ringe der ewigen Wiederkunft“ und da er ihn voll tiefer Seligkeit gefunden hat, hervortritt, „glühend und stark wie die Morgensonne“ um — ach, wie bald — in dunkle Nacht unterzutauchen? —

Gegner und Freunde Nietzsches greifen in den Reichtum seiner Aphorismen hinein, um absolut Gegensätzliches als seine Meinung zu beweisen, schreiben ihm die rücksichtsloseste Selbstvergötterung und die opferbereiteste Selbstüberwindung zu, machen ihn zum Cyniker und zum Heiligen: alles mit seinen eigenen Worten. Dies Wandelbare, Sprunghafte, Irrlichternde, Paradoxe verblüfft, reizt, packt Frauengemüter, die nicht gewöhnt sind, festen Leitsternen des Lebens zu folgen. —

Nietzsche, der Feind der Religionen, der Antichrist, war eine tief-religiös veranlagte Natur. Mit wüsten Schmähreden fällt er über das Christentum, das sein Ideal nicht verwirklichte, her; er nennt es „den einen großen Fluch“, „den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit“ [3]); er wird nicht müde, hohnlachend zu versichern, daß Gott tot sei; den Apostel Paulus stempelt er zum „rachsüchtigen, frechen Rabbiner“, Luther zum tölpelhaften Zerstörer der Kultur der Renaissance. Und dieser Atheist, dieser blinde Hasser verlangt mit allen Fibern seiner Seele nach einem Gegenstand der Anbetung, nach einem Etwas, das über ihm sei. Den alten Gott wähnt er begraben zu haben, einen neuen schafft er sich, den „Übermenschen“; er verliert sich dabei in wunderbare Symbolik und Mystik. Auch dieser Zug seines Wesens macht Nietzsche zum Apostel der Frauen. Ihrer viele haben den Glauben der Kindheit verloren, fühlen sich unbefriedigt im Gewohnheitskultus, und der ungestillte religiöse Trieb in ihnen verlangt nach Befriedigung. So werden sie zu begeisterten Anhängerinnen des „Erdengottes“ Nietzsche und seiner mystischen Lehren. —

Aber unter den Frauen der Jetztzeit haben wir auch die in sich geschlossenen, besonnenen, selbständigen Naturen. Vielleicht werden auch diese nicht an Nietzsche vorbeikommen, ohne einen starken Eindruck zu empfangen, aber die Wirkung wird eine negative sein. Ihre eigene Spannkraft wird ausgelöst werden und einen energischen Gegendruck erzeugen, der sie vor jeder ihre freie Entwicklung bedrohenden Beeinflussung schützt. Dem Zauber der Rede, der Poesie und Kunst werden sie nicht willenlos unterliegen. Zwingt der große Fragende sie, ihre moralischen Werturteile, ihre ethischen Ideale einer scharfen Prüfung zu unterziehen, so werden sie sich der Festigkeit des Grundes, in dem ihre Lebensanschauung wurzelt, freudig bewußt werden. Die Verherrlichung des Gewaltmenschen, des Willens zur Macht, die Verwerfung des Mit-

[1]) Menschliches — Allzumenschliches. S. 294.

[2]) Morgenröte, Vorrede, S. 3 und 4.

[3]) Antichrist. (Schluß.)

Digitized by Google

leidens, die Verachtung der „viel zu vielen", der „Sklaven und Herdentiere" können in den Herzen solcher Frauen keinen Widerhall finden. Abgestoßen, tiefer in soziales Empfinden und Denken hineingetrieben, werden sie um so williger ihre Kraft bei jedem Werk einsetzen, das eine Hebung des ganzen Niveaus der Menschheit bezweckt. Ihre Hoffnung wird nicht heißen: „Möge ich den Uebermenschen gebären,"[1]) sondern: „Möchten meine Kinder sichrer und erfolgreicher als ich auf den Wegen des Übermenschen, der uns vor zwei Jahrtausenden geboren ward, den vielen, die nicht zu viele sind, Freiheit und Erlösung bringen."

Kampf gegen Kinderarbeit.

Von

Konrad Agahd.

Nachdruck verboten.

Als die Herausgeberin dieser Blätter vor drei Jahren die Anregung über Berlin hinausgab, geschlossen vorzugehen gegen das Massenelend unter den Kindern, da fügte sie mit gutem Recht die Worte hinzu: „Wir dürfen uns selbstverständlich über die Grenzen unserer Macht nicht täuschen. Wir werden das Kinderelend nicht beseitigen, weil wir die sozialen Verhältnisse nicht ändern können, denen es entstammt." Sie empfahl individuelle Behandlung da, wo die Notlage der Eltern derartig war, daß sie zum Mitverdienst der schulpflichtigen Kinder zwang. Im übrigen sollten die Ausführungen eine „Anregung" bedeuten.

Niemand wohl hat s. Z. mehr auf die Zeichen gewartet, die einer solchen folgen würden, als der Verfasser. Man wird es ihm nicht übel nehmen dürfen, wenn er mit Stolz behauptet, daß seine grundlegenden Erhebungen über die Verhältnisse sämtlicher Knaben (3276) seines Wirkungsortes auch solchen Leuten die Augen öffnete, die noch schlafen, wenn es ringsum brennt.

Es ist höchste Zeit, etwas zu thun; denn der Umfang der Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder hat einen bedenklichen Grad erreicht. Es handelt sich dabei erstens um die unter dem Arbeiterschutzgesetz stehenden, also in Fabriken beschäftigten Kinder und zweitens um solche, die eines Schutzes bisher vollständig entbehren, trotzdem sie seiner dringender benötigt sind als jene. Diese sind hauptsächlich entweder in der Hausindustrie, oder im Handel und Verkehr, als Zeitungsträger, Kegeljungen oder -Mädchen, Dienstboten, Hütekinder u. dgl. beschäftigt.

Sprechen wir zunächst von den in Fabriken beschäftigten Kindern, deren Zahl beklagenswerterweise im letzten Jahr in Deutschland wieder um etwa tausend zugenommen hat. Die Gewerberäte und Aufsichtsbeamten bedauern das Ergebnis. Ich glaube aber, daß man die höhere Zahl größtenteils auf die größere Aufmerksamkeit wird zurückführen können, die genannte Berichterstatter der Frage des Kinderschutzes in den letzten Jahren entgegenbrachten. Soviel steht fest: wäre das menschenfreund-

[1]) Also sprach Zarathustra. Teil I. Vom alten und jungen Weiblein.

Digitized by Google

liche Gewerbeschutzgesetz nicht in Kraft getreten, so gäbe es heute 40 000 in Fabriken beschäftigte Kinder, vorausgesetzt, daß ihre Zahl in demselben Tempo sich erhöht hätte, wie in den letzten Jahren vor Erlaß des Gesetzes. Hatten wir doch

im Jahre	1886	in Fabriken	beschäftigte	Kinder		21 053
„ „	1888	„	„	„	„	22 913
„ „	1890	„	„	„	„	27 485

wogegen diese Zahl nach Erlaß des Gesetzes fiel

1892	auf	7315	Knaben,	3897	Mädchen	= 11212
1893	„	3730	„	2181	„	= 5911
1894	„	2682	„	1577	„	= 4259

um wieder zu steigen: 1896 auf 5312 Kinder, und 1897 die Ziffer vom Jahre 1893 mit 6151 zu überholen.

Deutschland darf gewiß stolz sein auf ein Gesetz, das der Kinderarbeit in Fabriken den Todesstoß versetzte; aber Staat und Gesetzgebung dürfen sich nicht der Hoffnung hingeben, es sei die Kinderarbeit — wir meinen damit eine regelmäßig fortgesetzte Lohnarbeit — erdrosselt. Ja, wenn es keine Hausindustrie gäbe! Aber, Gott sei es geklagt: 38 267 Kinder unter 14 Jahren insgesamt, und diese Zahl als „Minimalzahl" nach dem Anschreiben des Herrn Reichskanzlers gefaßt, sind hausindustriell thätig im — Hauptberuf. Wieviel Elend schreit ungezählt zum Himmel!

Es ist nicht zu leugnen, daß die Arbeit der Kinder von der Fabrik auf das Haus übertragen worden ist, und die Kinderkraft hier mehr ausgebeutet wird als ehedem in Fabriken; andrerseits aber kann auch als bewiesen erachtet werden, daß die bei fremden Arbeitgebern beschäftigten Kinder mehr ausgenutzt werden, als wenn sie für die Eltern im Geschäft als Backwaren-Frühstücksträger u. dgl. arbeiten. Es ist hier also der Gegensatz festzustellen: in Großstädten für Laufburschen, Kegel-, Zeitungsjungen größere Belastung durch fremde Arbeitgeber; in Industriegegenden stärkere Heranziehung der Kinder seitens der Eltern. Für die in der Landwirtschaft arbeitenden Kinder endlich — es waren nach dem genannten Anschreiben

a) Kinder unter 12 Jahren

Knaben . . .	24 164
Mädchen . . .	6 440
Sa.	30 604

b) Kinder von 12—14 Jahren

Knaben . . .	69 957
Mädchen . . .	34 564
Sa.	104 521

Hauptsumme 135 125 Kinder bis zu 14 Jahren — liegt ein so eingehendes Material, daß dieser Schluß auch nur mit der Möglichkeit einer Richtigkeit gezogen werden könnte, noch nicht vor, wohl aber sind Mißstände der schwersten Art auch hier zu beklagen.

Gab es denn bis dahin keinen Kinderschutz? O doch! Seit etwa 80 Jahren! Bezeichnend genug. Die Frage einer wirksamen Bekämpfung der Ausnutzung hat aber mit dem völligen Inkrafttreten des Gewerbeschutzgesetzes — es galten bis 1896 noch Übergangsbestimmungen — einen gewissen Abschluß gefunden: Kinder unter 13 Jahren dürfen in Fabriken überhaupt nicht mehr beschäftigt werden, und Vierzehnjährige nur, wenn sie vom Unterricht dispensiert sind. Daß man von der Beurlaubung leider ausgiebig genug Gebrauch macht, beweist der Umstand, daß in der Berufsstatistik 3449 Knaben als Lehrlinge angeführt sind. Es wird aber nachzuweisen sein, daß

Digitized by Google

1. der Schutz für die in Fabriken und Werkstätten noch immer beschäftigten Kinder nicht ausreicht,
2. daß die Ausbeutung in der Hausindustrie gebieterisch (selbstredend unter Vermehrung eines zuständigen Gewerbeaufsichtspersonals) die Ausdehnung der Aufsicht auf das Haus erheischt, selbst auf die Gefahr hin, die sogenannten Elternrechte einzuschränken,
3. daß durch besondere Maßnahmen jener Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft entgegengetreten werden muß, für welche die Frühstücksträger und Kegeljungen als typische Vertreter anzusehen sind, und
4. daß die maßgebenden Behörden alle Ursache haben, auf die eigentümlichen Begleiterscheinungen bei den in der Landwirtschaft beschäftigten Kindern fortgesetzt ihr Augenmerk zu richten, bezw. auch die hier bereits erlassenen Schutzvorschriften eher zu verschärfen als zu mildern.

Man hat sich gewöhnt, die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten und neuerdings auch die Berufs- und Gewerbestatistik des deutschen Reichs als das Arsenal zu betrachten, dem die Waffen zur Bekämpfung der Mißstände entnommen werden könnten. Wir haben eben kein anderes „amtliches" Material gehabt, und doch liegt es klar auf der Hand, daß die Aufsichtsbeamten diese Frage doch nur nebenbei berühren konnten, und nur insoweit, als die Kinderarbeit sie eben anging. Ein Gewerberat hat z. B. noch nie berichtet, ob ein Spediteur 2 oder 30 Kinder, ein Bäckermeister 4 oder 15 gleichzeitig in aller Herrgottsfrühe bei Wind und Wetter hinausschickt zur Bedienung der Kunden. Wie gesagt, es bieten die Berichte ein Bild des vollen Umfanges und der Art der Kinderarbeit garnicht, wenn einzelne Mitteilungen allerdings auch wirkten wie ein heller Blitz in dunkler Gewitternacht . . . . .

Dieselbe Bedeutung legt Verfasser auch nur den Angaben in der Berufs- und Gewerbezählung bei, aus denen folgende hier — es sind „Minimalzahlen" auch nach Angabe des Reichskanzlers — Platz finden sollen.

Kinder unter 14 Jahren arbeiteten im „Hauptberuf"

Berufsart	Zusammen	männlich	weiblich
Ziegelei	1575	1453	122
Schmiederei	989	982	7!
Schlosserei	2075	2062	13
Spinnerei	1148	459	689
Weberei	2199	1057	1142
Strickerei	426	143	283
Stickerei	382	160	222
Posamenten	183	59	124
Papier- und Pappefabrikation	232	108	124
Tischlerei	2107	2078	29!
Bäckerei	1919	1803	116
Fleischerei	988	947	41
Tabakfabrik	792	333	459
Näherei	1223	—	1223
Schneiderei	2156	1729	427
Schuhmacherei	2026	1962	64
Maurer	2272	2152	120!

Diese Ziffern werden im Bericht selbst bereits hervorgehoben. Wir erwähnen noch für die Leser dieser Zeitschrift als besonders nachdenkenswert:

Digitized by Google

Berufsart	Unter 14 Jahren	
	Knaben	Mädchen
Erzgewinnung	114	21
Kohlenbau	212	62
Steinmetzen	462	28
Steinbrüche	258	44
Glashütten	225	46
Spiegelglas (!)	52	42!
Verarbeitung edler Metalle .	244	220
Eisengießerei	181	15
Chemische Präparate . . .	47	18
Getreidemühlen	371	14
Gummiwaren (!)	24	9
Branntweinbrennereien . .	34	8
Tabak	333	459

Es muß jeden Menschenfreund wundernehmen, daß in demselben Jahre, in dem über $^3/_4$ Millionen erwachsene Arbeitslose gezählt wurden in Deutschland, hier rund eine Million Kinder erwerbsthätig waren. Diese Zahl enthält die Berufsstatistik nicht, wohl aber ergiebt sie sich aus den Berechnungen und Erhebungen der deutschen Lehrerschaft mit positiver Sicherheit. Allerdings sind die in der Landwirtschaft thätigen Kinder in dieser Zahl mit einbegriffen.

Zur Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf die Hausindustrie könnten schon die Zahlen der Berufsstatistik beweiskräftiges Material abgeben, doch wird eine Reichsenquete (Februar 1898), die in den Schulen stattgefunden hat und deren Bearbeitung, bezw. Veröffentlichung man mit Spannung entgegensieht, umfassendere und, nach den Ausführungen des Herrn Reichsschatzsekretärs v. Posadowsky, ausschlaggebende Zahlen bringen.

In welcher Weise werden Kinder in der Hausindustrie beschäftigt? — Wir greifen Schmölln-Thüringen heraus und damit einen Ort, der keineswegs mit 40,87 Prozent meist hausindustriell arbeitender Kinder den traurigen Ruhm beanspruchen kann, das höchste Kontingent „kleiner Sklaven" zu stellen. U. a. waren hier zum Aufnähen von Knöpfen verwendet:

Im	Alter	von	14	Jahren	24	Knaben	23	Mädchen,
„	„	„	13	„	50	„	31	„
„	„	„	11—12	„	46	„	47	„
„	„	„	10	„	30	„	59	„
„	„	„	9	„	44	„	39	„
„	„	„	8	„	25	„	44	„
„	„	„	7	„	28	„	?	„

Wir erwähnen ferner Mühlhausen mit 25 Prozent, Altenburg i. S. mit 33,6, Langenbielau in Schlesien mit $53^2/_3$ und Hohenstein-Ernstthal (sächsischer Weberort) mit 60 Prozent schulpflichtiger erwerbsthätiger Kinder. Wir erwähnen nur, daß im Bezirk Aachen-Burtscheid festgestellt wurde, daß unter etwa 5000 hausindustriell arbeitenden Kindern sich auch solche fanden, die noch nicht schulpflichtig waren, und weisen hier auf Grund von durch Augenzeugen mitgeteilten Thatsachen darauf hin, daß die Zustände in der Kinderspielsachen-Hausindustrie des Thüringer Waldes geradezu herzbrechend sind. Hier mußten u. a. ein $2^3/_4$ Jahr und ein 3 Jahre altes Kind regelmäßig mitarbeiten. (Puppenhöschen.)

In Bezug auf die Länge der Arbeitszeit wird aus Langenbielau ähnliches berichtet, wie bereits früher von einer Reihe von Gewerbeaufsichtsbeamten. Ich kann im weiteren hinsichtlich dieses Punktes nur auf meine betr. Arbeit im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik Bd. X Heft 3 und 4 hinweisen. (Heymanns Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

Es ist Elternliebe so schön besungen worden . . . In der Hausindustrie ist das Kind — Maschine der Eltern, und zwar bis zum 14. Jahre. Dann wird es selbständig, sorgt für sich, zahlt den Eltern Schlafgeld, und wenn es ihm daheim nicht mehr gefällt, so zieht es anderwärts „in Schlafstelle". Kenner geben der Hausindustrie bei den Eltern für die Kinder aber immer noch den Vorzug vor der bei fremden Arbeitgebern. Unter anderm finden wir in einer Broschüre von Bittrich & Huster (Industrie und Mutterberuf) bezüglich der sittlichen Zustände in der Hausindustrie erschreckendes Thatsachenmaterial. Daß gerade hier eine furchtbare Ausbeutung der Kinder stattfindet und diese die Löhne der Erwachsenen drückt, dürfte aus wenigen Beispielen erhellen. In Schmölln erhalten sie von 7 bis 2 Pfennig herab stündlich. In Mühlhausen näht u. a. ein Mädchen für 20 Pfennige wöchentlich jeden Tag drei Stunden! Welcher Art die Einwirkung auf die geistige Entwicklung der in dieser Art beschäftigten Kinder ist, beweist u. a. die Statistik Mühlhausen, wo unter 1830 Kindern 448 Lohnarbeiter sind. 126 Kinder bleiben einmal, 95 mehrere Male sitzen, 40 Prozent der Kinder „sind beinahe blödsinnig", bei 27 beklagen die Lehrer Stumpfsinn. Weitere Zahlen aus dem uns zur Verfügung stehenden Material hier zu bringen, müssen wir uns leider versagen. (cf. unsere bezüglichen Angaben in Band X der „Sammlung pädagogischer Vorträge" bei Sonnecken-Berlin.) Die Arbeitsart, ihre Dauer und der Lohn, dazu die Gefahren körperlicher, sittlicher und intellektueller Art, welche die Hausindustrie mit sich bringt, erfordern durchaus einen Ausbau der Gewerbeschutzgesetzgebung. Es kann von „heiligen Rechten" der Eltern keine Rede sein, wenn die Gesamtheit geschädigt wird, und das ist hier zweifelsohne der Fall.

Und nun komme ich zu denen meiner Schutzbefohlenen, mit welchen sich bis vor einigen Jahren eigentlich niemand nachhaltig ernst beschäftigt hat: Kegeljungen, Zeitungs-, Frühstücksträger, Aufseher auf Fuhrwerk, Hausierer auf Straßen und in Lokalen, nicht zu vergessen die, welche im „Interesse der Kunst" schweißtriefend an den Trapezen in Cirkus und Spezialitätentheater arbeiten. Einer Zuschrift aus Gleiwitz entnehmen wir in Bezug auf letztere die Mitteilung, daß sie „meist aus größeren Städten von armen Eltern" oder von gefallenen Mädchen „den Unternehmern für ein vorher vereinbartes Geld auf gewisse Jahre übergeben worden sind . . ." Das klingt ebenso betrübend, als wenn nach einer Zählung in Hamburg aus 27 Schulen (Knaben) hervorgehoben werden muß, daß 31 Kinder um 3 Uhr morgens, 42 um 4, 116 um 5, 374 um 6 und später ihre Arbeit begannen, daß ferner in Charlottenburg 147 Kinder, die vor dem Unterricht als Frühstücksträger arbeiteten, 10 bis 12 Jahre, und 104 weitere noch nicht 10 Jahre alt waren. Eine nicht unbedeutende Zahl von Kindern wird dazu am Nachmittage weiter beschäftigt in einer andern Berufsart, oder sie arbeitet am Abend bis Mitternacht, ausnahmsweise auch bis 3 Uhr morgens als Kegeljunge, Hausierer 2c. Man stelle sich die Arbeit eines Frühstücksträgers nur nicht so leicht vor. Wir haben s. Z. einen Knaben von 11 Jahren kennen gelernt, der an jedem Morgen 45 Kunden bediente, von denen 18 in verschiedenen Häusern und 11 wiederum vier Treppen wohnten.

Diese Art der Beschäftigung hat in den Großstädten von Jahr zu Jahr zugenommen. Sie beträgt für die Knaben etwa 13, für die Mädchen 7 Prozent; doch treten für diese mehr die „häuslichen Dienste" auf, von denen noch zu sprechen sein wird. Es waren allein in Berlin thätig:

Arbeitsart	Knaben	Mädchen	Zusammen
Zum Austragen von Frühstück	3667	928	4595
„ „ „ Milch	1259	627	1886
„ „ „ Zeitungen	2188	1481	3669
„ „ „ Wäsche	312	239	551
Als Laufbursche, Bote, Ablieferung	6333	1076	7409
Zum Kegelaufsetzen	414	1	415

Digitized by Google

Wir erwähnen nebenbei, daß sich gelegentlich einer Enquete in Wien, nicht in Berlin (?), eine vorkommende Bedienung der Prostituierten durch Kinder unter 14 Jahren herausgestellt hat. In Berlin sind nach obiger amtlicher Erhebung überhaupt 25 394 Kinder erwerbsthätig, davon 11 091 „länger als 3 Stunden". Wie lange nun täglich? — Danach ist nicht gefragt; auch nicht nach der Nachtarbeit, der Doppelbeschäftigung nach Art und Zeit — und doch sollte der „Grad der Erwerbsthätigkeit" festgestellt werden. Wir stellen auf Grund der Erhebungen der Lehrerschaft in Liegnitz, Rixdorf, Stettin, Hamburg, Leipzig, Charlottenburg und andern Vororten Berlins, Halle, Braunschweig, Brandenburg a. H., Stolp i. Pomm., Dresden, Breslau u. a. fest, daß für eine große Zahl der in dieser Art beschäftigten Kleinen die Vorbedingungen einer gesunden körperlichen und geistigen Entwicklung vollständig fehlen oder mindestens in Frage gestellt werden. (cf. Resolution w. u.) Ergebnis: ausgiebiger Schutz thut auch hier, in der Großstadt, den Kindern dringend not.

Einer Beschäftigung der Mädchen in häuslichen Diensten bei fremden Arbeitgebern könnte man zustimmen, denn es ist selbstredend, daß der Einfluß pflichtbewußter Hausfrauen ein durchaus vorteilhafter sein kann. Wie sehr aber nach dieser Seite hin gesündigt wird, erfahren wir aus Charlottenburg, wo u. a. 24 Kinder mit 30 bis 40 Stunden, 53 mit 40 bis 50, 22 mit 50 bis 60 und 2 mit mehr als 60 Arbeitsstunden wöchentlich erwähnt werden. In solchen Fällen müssen Kinder die erwachsenen Dienstboten vollständig ersetzen, und man braucht sich durchaus nicht zu wundern, daß sie die Lust verlieren, weiter als „Mädchen" zu dienen, zumal die Arbeitgeber unverantwortlicherweise den Kindern den Sonntag rauben. Es sind das dieselben, die ihr eigen Fleisch und Blut fremden Kindern in einem Alter anvertrauen, wo die kleinen Arbeitnehmer selbst einer Aufsicht und Erziehung noch benötigt wären. Finden wir doch in einer Zählung 27 Kindermädchen von 12, 21 von 11, 9 von 10, 5 von 9 Jahren angeführt. Wir enthalten uns dazu jeder Bemerkung.

Und endlich: wie stehts um die Kinderarbeit in der Landwirtschaft? Zu einer Zeit, in der an einflußreicher Stelle und unter dem Beifall einer großen Partei davon gesprochen wurde, daß die Kinder nicht früh genug an landwirtschaftliche Arbeit gewöhnt werden könnten, zu einer Zeit, wo man Mittel verlangt, die eine Herabdrückung des Bildungsniveaus der Landbevölkerung ohne weiteres nach sich ziehen müssen, und zwar zu dem Zweck verlangt, die Kinderkraft in der Landwirtschaft zu benutzen, in dieser Zeit wollen wir nur mitteilen, daß auf Grund der Angaben von 58 Referenten aus der pommerschen Lehrerschaft von 3275 lohnarbeitenden Kindern für 2310 sittliche Gefahren, für 1382 gesundheitliche befürchtet wurden.

Hinzugefügt sei eine Schutzverfügung der anhaltischen Regierung, in der es heißt:

„Nur mindestens Achtjährige dürfen zu ganzen Tagesleistungen herangezogen werden, noch jüngere sollen nur die Hälfte oder zwei Drittel der Zeit beschäftigt werden dürfen. Sobald die Anzahl der Arbeitenden 25 übersteigt, sind die Geschlechter getrennt unter Aufsicht zur Arbeitsstätte zu befördern; hier sollen sie, wenn möglich, nach Alter und Geschlecht getrennt frohnen. Die Arbeitszeit ist von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends mit einer zweistündigen Mittagspause festgesetzt. Ist nach dieser Leistung noch ein Fußmarsch nötig, so soll das Ende der Arbeitszeit so gelegt werden, daß die Heimkehr spätestens bis 8 Uhr erfolgt sein kann. Beim Transport mittelst Wagen ist Überfüllung und ein Herausfallen der Kinder zu verhüten. Vor dem Frühunterricht hat keine Beschäftigung zu erfolgen. An heißen Tagen ist seitens der Arbeitgeber für genügendes Getränk zu sorgen."

Uns thut das Herz weh. Kinderschutz?!! Wir können aus Erfahrung sagen, daß gerade die Ueberanstrengung der Kinder die „Leutenot" auf dem Lande vermehren hilft, müssen es uns aber versagen, mit Zahlenmaterial aus Hannover, Pommern und Posen aufzuwarten. Giebt es bei uns keine Kindergesindemärkte (Thätigkeit des klerikalen „Hütekindervereins" in Tyrol), so sprechen doch die Einzelthatsachen auch bei uns Bände. Gott sei es geklagt! Gegen eine vernünftige Beschäftigung sind wir nicht; im Gegenteil!

Wir kommen zum Schluß. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Zahl derer, denen es um eine energische Eindämmung der Ausbeutung der Kinderkraft zu thun ist, von Jahr zu Jahr wächst. Seitens der Behörde wird man das

Digitized by Google

Zahlenmaterial abzuwarten haben. Wir erfahren, daß 530 000 Kinder gewerblich beschäftigt sind. (Landwirtschaft und häusliche Dienste sind bei der amtlichen Zählung ausgeschlossen.) Eine Reihe von Vereinen sind neuerdings mit Eingaben an den Reichstag (Arbeiterverein Berlin), den Städtetag (Berliner Frauenverein mit sechs nachgezeichneten Vereinen), die Polizeiverwaltungen (Verein zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung an das Polizeipräsidium in Berlin) herangetreten. Soll hier etwas Durchgreifendes geschehen, so ist eine Organisation sämtlicher Wohlthätigkeitsvereine, auf welche immer wieder hingewiesen werden muß, mit ein Haupterfordernis. Der Berliner Frauenverein hat s. Z. eine Resolution gefaßt, die überall dort, wo man genauen Einblick in die Verhältnisse gewonnen hat, gutgeheißen werden wird; handelt es sich doch um das Wohl von mehr als einer halben Million von Kindern, die allein in der Großstadt und Industrie lohnarbeitend beschäftigt sind. Möchte in allen Vereinen, in denen Frauen ihr eigenes und das Los der Menschheit zu bessern sich bemühen, im Sinne der nachstehenden Resolution gearbeitet werden, damit das öffentliche Gewissen erwache und das Laster gleichgiltiger Gewohnheit dem Willen zu helfen weiche. Der Beschluß lautet:

„So sehr auch der Berliner Frauenverein einen erziehlichen Wert der Kinderarbeit im allgemeinen zu schätzen weiß, für so verwerflich hält er doch jene Erwerbsthätigkeit, welche das in der Entwicklung begriffene Kind körperlich, sittlich oder intellektuell schädigt. Auf den Boden der Beschlüsse der Deutschen Lehrerversammlung zu Breslau sich stellend, tritt er darum im Prinzip für die vollständige Beseitigung der Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder ein. Solange aber die sozialen Verhältnisse, namentlich die Notlage mancher Familien, eine Durchführung jenes Prinzips noch unmöglich machen, muß wenigstens eine energische Beschränkung der Lohnarbeit von Kindern dahingehend angestrebt werden, daß — unter Schaffung von Übergangsbestimmungen — verboten werde: 1. jede Lohnarbeit von Kindern unter 12 Jahren, 2. jede Lohnarbeit auch älterer Kinder vor Beginn des Unterrichts, nach 6 bezw. 7 Uhr abends, an Sonntagen, in Doppelbeschäftigung und Akkord; 3. jede Beschäftigung in Wirtshäusern als Hausierer, Schlächter und in Schaustellungen. — Bei der Lohnarbeit schulpflichtiger Kinder müssen 5. gesichert sein alle besonderen Rücksichten auf die Gesundheit und Sittlichkeit der Kinder, weswegen 6. die staatliche Aufsicht auf sie auszudehnen ist und die Erweiterung des Arbeiterschutzgesetzes nach dieser Seite hin zu dringender Notwendigkeit wird." [1])

Es ist hohe Zeit! Qui vivra, verra! Wer ein Kind rettet, der rettet ein Geschlecht!

---

[1]) In ähnlichem Sinn geht nunmehr der bereits oben genannte Verein zum Schutze der Kinder gegen Mißhandlung und Ausbeutung vor. Allen denen, die helfen wollen, Tausenden von Kindern die Kindheit zu erhalten und zurückzugeben, sei der Beitritt empfohlen. Es wird eine Organisation über ganz Deutschland angestrebt. Eine Anzahl von Zweigvereinen besteht bereits. Der Verein zählt etwa 1200 Mitglieder. Anmeldungen an den 1. Vorsitzenden Herrn Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne Exz., den stellvertretenden Vorsitzenden Prof. D. Freiherr von Soden-Berlin.

Digitized by Google

Ferienkurse in Oxford.

Von

Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

In diesem Jahr, da der Internationale Frauen-Kongreß in London gewiß viele aus dem Leserkreise der „Frau" nach England hinüberlocken wird, scheint es mehr als je angebracht, die, welche die Reise zu unternehmen gedenken, auf die Ferienkurse aufmerksam zu machen, die von der „University Extension" im Lauf des August in Oxford abgehalten werden.

Wie in den früheren Jahren setzen sich die Kurse auch diesmal aus zwei Teilen zusammen, von denen der erste vom 29. Juli bis zum 9. August inkl., der zweite vom 9. August bis zum 23. desselben Monats dauert.

Die Vorlesungen sind als eine Folge der in den Vorjahren abgehaltenen zu betrachten und verfolgen das Ziel, ein Bild von der Geschichte, Litteratur und Kunst des Zeitabschnitts von 1837—1871 zu geben, sowie die Fortschritte auf den Gebieten der Nationalökonomie und Naturwissenschaften während derselben Periode zu beleuchten.

Außerdem finden besondere Kurse von Vorlesungen statt über „die Fortschritte der Kenntnis des griechischen Altertums im Laufe des 19. Jahrhunderts", über „die Geschichte, Theorie und Praxis der Pädagogik" und „die Geschichte der Architektur" mit besonderer Berücksichtigung der Bauwerke Oxfords und seiner Umgebung, wie das Komité es sich überhaupt angelegen sein läßt, Besuche der verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Universität zu arrangieren.

Von besonderem Interesse für uns Deutsche und in erster Linie für die, die sich im Englischen noch zu vervollkommnen wünschen, ist der Unterricht in der englischen Sprache, der hauptsächlich im Hinblick auf Ausländer eingerichtet worden ist und in den Vorjahren viel Anklang gefunden hat.

Die Empfangsräume und Lesezimmer der „Examination Schools", sowie die dort befindliche Bibliothek stehen allen Teilnehmern der Kurse während der Zeit ihres Aufenthalts in Oxford zur freien Verfügung und sind täglich von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr abends geöffnet.

Das vollständige Programm für das sogenannte „Summer-Meeting", das vom 25. April ab durch den Secretary, University Extension Delegacy, Oxford, jederzeit für den Preis von 7 Pence inkl. Porto erhältlich ist, enthält außer den genauen Angaben über die Vorlesungen eine Liste verschiedener Pensionen und deren Bedingungen. Eine beschränkte Anzahl Damen kann auch in den Frauen-Colleges, Somerville College, Lady Margaret's Hall und St. Hugh's Hall Unterkommen finden. Da der Aufenthalt dort besonders gerühmt wird und die Nachfrage dementsprechend groß ist, ist es ratsam, sich so früh wie möglich schriftlich an die Vorsteherin (Principal) der betreffenden Anstalten zu wenden und um Aufnahme während der Ferienkurse zu bitten. Der Pensionspreis beträgt in Somerville College 3 Shilling 6 Pence pro Tag, in den beiden anderen Colleges 30 Shilling die Woche. Auf Anfragen wegen Privatwohnungen erteilt der Sekretär der University Extension Delegacy jederzeit gern Auskunft. Er versendet auch auf Verlangen Ratschläge für vorbereitende Lektüre (A Guide to Preparatory Reading) für den Preis von $3^1/_2$ Pence.

Der Preis für die Teilnehmerkarten ist im Hinblick auf die Fülle des Gebotenen ein außerordentlich niedriger. Er beträgt für den ganzen Kursus 30 Shilling und für den halben Kursus 20 Shilling. Die Karte ist unübertragbar und berechtigt zur Teilnahme an allen Vorlesungen und sonstigen Veranstaltungen während der Zeit mit Ausnahme des Sprachunterrichts, für den ein Extrahonorar von 20 Shilling für den ganzen und 10 Shilling für den halben Kurs erhoben wird.

Digitized by Google

Das Organ der University Extension-Bewegung, das „University Extension Journal", veröffentlicht in seiner Märznummer den Brief eines jungen Mannes, den dieser kurz nach Beendigung der Ferienkurse des Sommers 1897 an eine englische Zeitschrift richtete und in dem er die internationale Färbung, die diese Vereinigung der aus allen Gegenden herbeiströmenden Wissensdurstigen im Lauf der Jahre in immer stärkerem Maße angenommen hat, besonders rühmend hervorhebt. „Von dem erziehlichen und wissenschaftlichen Wert dieser Vereinigungen ganz abgesehen," schreibt er, „liegt es auf der Hand, daß ein unter solchen Umständen herbeigeführtes ungezwungenes Zusammensein der verschiedensten Nationalitäten von unabsehbarem Nutzen sein muß. Wir treffen uns alle auf gemeinsamem Boden, wir lernen einander kennen und schätzen, wir schleifen uns gegenseitig ab und gehen um viele Vorurteile ärmer wieder auseinander. Wenn dieses Gefühl des Wohlwollens und der Freundschaft unter einer so zusammengewürfelten Schar von Studierenden schon allein durch die gemeinsame Beteiligung an Vorlesungen, Unterrichtskursen und Ausflügen hervorgerufen werden kann, wieviel enger und freundschaftlicher muß das Band sich erst gestalten, wenn eine Anzahl von 30 bis 40 Personen vier Wochen lang zusammen unter einem Dache wohnt! Mir wurde der große Vorzug zu teil, in diesem Sommer in Worcester College Aufnahme zu finden, das einer beschränkten Anzahl von Herren für die Zeit der Ferienkurse Unterkunft gewährte. Von ihnen waren über die Hälfte Ausländer, hauptsächlich Deutsche und Franzosen — Österreich, Dänemark, Holland, die Schweiz und Amerika waren ebenfalls, jedoch schwächer, vertreten. Dreimal täglich versammelten wir uns um den gemeinsamen Eßtisch; es wurden Erfahrungen ausgetauscht und alle Tagesfragen von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert. Alle nationalen Gegensätze traten zurück. Wir fühlten uns nur noch als Weltbürger. Vollkommene Harmonie herrschte zwischen uns, das gesellschaftliche Leben im College war so angenehm, die ganze Atmosphäre so dazu angethan, optimistische Anschauungen zu fördern, daß man sich unwillkürlich der Hoffnung hingab, eine Vereinigung aller Völker Europas zu einer großen Brüderschaft sei vielleicht doch keine Utopie.

Was aber ermöglichte unser freundschaftliches Zusammensein in Oxford? War es nicht das Gefühl, daß wir alle aus der gemeinsamen Quelle der Wissenschaft tranken? Und ist es nicht denkbar, daß Erziehung — in der weitesten Bedeutung des Wortes — allein das vollkommene Verständnis einer Nation für die andere, eins der höchsten Ziele der Menschheit, herbeiführen könnte? Als wir Oxford verließen, hatte ich wenigstens das Gefühl, daß unsere kleine Gesellschaft in Worcester College, ohne sich dessen bewußt zu werden, vielleicht ein Werk von größerer Wichtigkeit und Tragweite vollbracht hatte, als alle theoretischen Friedensbestrebungen. Jedenfalls war eine gute Saat ausgesäet, ein kleines Stück Weltarbeit verrichtet worden; und wenn die University Extension-Bewegung auf diese Weise unbewußt sich an dem guten Werk beteiligen kann, unser Verständnis für unsere Nachbarn zu fördern, verdient sie die Unterstützung nicht nur derer, die sich aktiv an der Arbeit der Menschenerziehung beteiligen, sondern aller, denen das wahre Interesse ihres Vaterlandes am Herzen liegt."

Soweit der enthusiastische Korrespondent des englischen Blattes. Seine Sprache ist jugendlich optimistisch, und skeptische Naturen werden nicht umhin können, über seine hochgespannten Hoffnungen mitleidig den Kopf zu schütteln und die seltsame Harmonie in diesem Fall einem besonders glücklichen Zufall beizumessen. Dennoch liegt gewiß viel Wahrheit in seinen Worten, und hoffentlich werden sie auch in manchem deutschen Herzen Widerhall finden. Jedenfalls sollten sie uns ein Beweis sein, daß ein jeder, der Lust, Zeit und Geld genug hat, um im Sommer 1899 eine Pilgerfahrt nach der ehrwürdigen Stätte englischer Wissenschaft zu unternehmen, dort mit offenen Armen aufgenommen und nicht nur um manche wertvollen Kenntnisse, sondern falls das Glück ihm hold ist, auch um ein paar gute Freunde bereichert, in die Heimat zurückkehren wird.

Digitized by Google

Siebenbürgisch-Sächsisches Frauenleben in Hermannstadt.

Von

Marie Klein.

„Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten —
Land voll Gold und Rebensaft".

Nachdruck verboten.

So singt das kleine Häuflein der Siebenbürgener Sachsen auch heute noch in begeisterter Liebe zur schönen Heimat, die einst wirklich ein Land des Segens war. Auch heute noch bilden die hohen, den größten Teil des Jahres mit weiß schimmerndem Schnee bedeckten Berge den festen Wall um die grünen Thäler, in die unsere Vorfahren vor 700 Jahren herein gekommen sind, als König Geisa sie vom Niederrhein her in den fernen Osten „zum Schutz der Krone" gerufen hatte.

Die Geschichte erzählt uns, wie sie dem neuen Heimatsboden den „Segen" abgerungen haben. Wie sie Sümpfe getrocknet, Wälder gerodet haben und wie bald der feste Wall, den die Natur aufgebaut hatte, nicht mehr genügte, um die anstürmenden Feinde abzuwehren. Wir erfahren, wie die Väter ummauerte Kirchenburgen, Türme und feste Städte bauten und sich darin gegen Mongolen, Tataren, Hunnen und später gegen die Türken wehrten, wie Hermannstadt, die Hauptstadt des Siebenbürgener Sachsenlandes, sich so tapfer gegen die Türken verteidigt und sie so gründlich geschlagen hat, daß im 15. Jahrhundert Papst Eugen IV. die Stadt: „Der ganzen Christenheit Bollwerk, Mauer und Schild" nennt. Sie erzählt uns auch sonst viel vom männermordenden Kampf gegen wechselnde Feinde bis heute. Vom Leben unserer Mütter aber weiß sie wenig zu berichten. Unsere Geschichte kennt keine Schlachtenjungfrauen und Kriegsheldinnen, aber der Geist der Treue, der Vaterlandsliebe, des Kampfesmutes und der Ausdauer, der trotz allem immer noch in unsrem Volk lebt, ist ein beredtes Zeichen dafür, daß auch die Mütter, Frauen und Töchter im Haus und in der Familie immer mitgeholfen haben, diesen Geist zu wecken, zu pflegen und zu erhalten.

Heute drohen andere Feinde und andere Gefahren als Türken und Hunnen dem deutschen Leben in diesen Bergen. Die Männer kämpfen mit andern Waffen als vor Jahrhunderten, und andere Bollwerke müssen errichtet werden, um den deutschen Volksstamm in seinem Bestand zu schützen. Beim Bau dieser neuen Wälle kann die Frau nicht müßig zusehen. Nicht mehr nach dem alten System: „wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", soll sie nur in ihren vier Wänden Zucht und Sitte pflegen und wahren. Sie muß auch die Dornen gebrauchen lernen. Sie muß hinaustreten in den Kampf des Lebens. Die gerühmte „Fülle und Kraft" des Landes gehört der Sage an. In alten Zeiten, in den großen Wirtschaften, wo noch gesponnen und gewebt wurde, wo die Handarbeit die größte Rolle spielte, fand ein Mädchen, auch wenn es nicht heiratete, leicht entsprechende Beschäftigung, und Frauen des Mittelstandes dachten kaum an einen Erwerb. Heute aber, im Zeitalter der Maschinen, haben sich diese Verhältnisse allmählich auch bei uns, die wir der

Digitized by Google

modernen Entwicklung nur langsam nachkommen, geändert. Viele Mädchen haben, auch wenn nicht gerade die Not sie treibt, ein Gefühl der Leere und Zwecklosigkeit ihres Daseins und sehnen sich nach beruflicher Thätigkeit. Die Anzeichen dieser neuen Richtung treten immer mehr hervor und im Zusammenhang damit bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß eine gute Schulbildung die erste Grundlage zu jeder späteren Ausbildung legen müsse.

Wie in Kronstadt und anderen siebenbürgischen Städten, so hat daher auch in Hermannstadt schon vor fast einem Vierteljahrhundert eine Anzahl Frauen damit begonnen, die von der evangelischen Kirchengemeinde erhaltene Mädchenschule durch Geldunterstützungen zu kräftigen und zu heben. Frau Josefine Bielz, eine edle, feingebildete Frau, hat, trotz ihres Berufes als Hausfrau und Mutter, dem sie stets mit mustergiltiger Pflichttreue nachgekommen ist, noch Zeit und Kraft gefunden, für die Gesamtheit zu arbeiten. Mit gleichstrebenden Freundinnen gründete sie einen „Mädchenschulverein", mit dem Zweck, sowohl zum inneren als äußeren Ausbau der Mädchenschule möglichst viel beizutragen. Seit seiner Gründung hat der Verein über 12000 Gulden zur Förderung dieser Zwecke beigesteuert und außerdem ein Kapital von über 17000 Gulden erspart. Diesen Fonds hat er zu einem rentablen Häuserkauf verwendet und hofft damit dereinst zu dem Bau eines neuen, modernen Anforderungen genügenden Schulhauses beitragen zu können. Dann soll, wie die noch heute den Verein leitende und beseelende Frau selbst sagt, „jede sächsische Frau Hermannstadts sich sagen können, auch ich habe Jahr für Jahr Bausteine geliefert für den Tempel, in dem Geist und Seele der Kinder geweckt, gehegt und zum Erhabenen geleitet werden".

Durch die mühsam ersparten Gulden und Kreuzer der Frauen, durch die unermüdliche Arbeit der Vorsteherin und des Ausschusses sind schon manche Verbesserungen in der Mädchenschule möglich geworden. Nicht nur die schulbesuchende Jugend hat dabei gewonnen, auch die Teilnahme weiterer Kreise an den Zielen des Vereins und der Schule ist gewachsen. Durch gesellige Veranstaltungen gelingt es alljährlich, die Einnahmen zu steigern und das Interesse des Publikums wach zu erhalten, so daß die schulerhaltende Gemeinde der thätigen Mithilfe des Frauenvereins zum gedeihlichen Aufschwung der Schule jetzt nicht mehr entraten kann.

Außer diesem Mädchenschulverein besteht in Siebenbürgen noch der Allgemeine Evangelische Frauenverein, der seinen Sitz in Hermannstadt hat. Die Vorsteherin desselben ist Fräulein Charlotte von Dietrich. Die Organisation dieses sich über das ganze Sachsenland ausdehnenden Vereins ist ähnlich wie die des Gustav Adolf-Vereins. Fast jedes Dorf und jede Stadt hat ihren Ortsverein, der ein Glied dieses Allgemeinen Vereins ist. Der Hermannstadter Ortsverein, dessen Vorsteherin Frau Julie Zikeli ist, hat ein reiches Leben in seinem weit ausgedehnten Arbeitsfelde geweckt. Er hat eine Frauen-Arbeitsschule geschaffen, nach dem Muster der Frauen-Arbeitsschule in Reutlingen, und bildet darin jährlich eine Anzahl junger Mädchen zu Handarbeitslehrerinnen, Kunststickerinnen, Weiß- und Kleidernäherinnen aus. Durch seine Ausstellungen fördert er das Interesse für weibliche Kunstarbeiten beim größeren Publikum, und schafft den Lehrerinnen an dieser Schule — die ebenfalls heimische Kräfte sind — einen ausreichenden Erwerb.

Außerdem hat derselbe Verein eine Haushaltungsschule, verbunden mit einer Feinküche, gegründet, und erzieht darin Mädchen besserer Stände mit höherer Schulbildung sowohl zu tüchtigen Hausfrauen, als auch zu Leiterinnen ähnlicher Anstalten. Auch diese Schule hat ihre jährlichen Prüfungen und veranstaltet kleine kulinarische Ausstellungen im eigenen Heim, einer netten Villa inmitten eines großen Gartens. Auch sie hat sich als eine für unser Volk segensreiche Einrichtung bewährt.

Für ärmere Mädchen, meistens vom Land, hat derselbe Ortsverein eine Dienstbotenschule ins Leben gerufen. In dieser werden nicht nur alle Arbeiten, wie Kochen, Waschen, Plätten, Zimmeraufräumen u. s. w. gelehrt und die Schülerinnen an Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, sondern man bietet auch den aus der Schule ausgetretenen und in fremdem Dienst arbeitenden Mädchen ein Heim, wo sie an

Digitized by Google

Sonntagen anständige gesellige Ansprache finden und Auskunft erhalten über praktische Fragen. Auch muß jeder Dienstgeber gewisse Verpflichtungen gegenüber den dem Verband der Schule auch später noch angehörenden Mädchen übernehmen.

Frau Julie Zikeli, die thatkräftige Schöpferin auch dieser aufblühenden Anstalt, hat dabei nicht nur den Zweck verfolgt, den Hausfrauen geschulte Arbeitskräfte zu verschaffen, sondern es lag ihr mehr noch das Wohl der Mädchen unseres Volkes am Herzen. Sie, die fremd und unerfahren vom Dorf in den Dienst nach der Stadt kommen, wollte sie schützen vor mancherlei Gefahren und ihnen eine Ausbildung geben, die sie zu höheren Lohnansprüchen berechtigt. Bei all diesen Bestrebungen wird die rührige, warm fühlende Frau von den Mitgliedern des Ausschusses unterstützt.

Doch so viel tüchtige, ausdauernde Arbeit diese Schulen auch erfordern, so ist damit die Kraft des Vereins noch nicht erschöpft. Er tritt mit ein bei einem Freitisch für arme Gymnasiasten, bei der Beköstigung der Lehrlingsherberge und leitet die Arbeit der Volksküche. Außerdem unterstützt er mit Rat und That die evangelische Krankenpflegeanstalt. Diese wird von der evangelischen Gemeinde erhalten und ist vor zehn Jahren von dem jetzigen Sachsenbischof, Dr. Müller, errichtet und nach dem Muster des Sophienhauses in Weimar organisiert worden. Unter der Leitung der Oberin, Schwester Johanna Schmidt, haben sich die Pflegeschwestern eine hochgeachtete, allgemein anerkannte Stellung errungen, und es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von Fräulein Charlotte von Dieterich, daß durch ihre hingebende Mitarbeit unter den Schwestern selbst die edle Auffassung ihres Berufs sich immer mehr vertieft. Wer diese Frau ganz würdigen will, muß sie als Leiterin der Volksküche gesehen haben, wie sie, obwohl sie in den Jahren steht, in denen andere sich auszuruhen pflegen, jede Arbeit mit immer gleichem Humor angreift und mit immer gleicher Ausdauer durchführt. Wie sie jeden der vielen mit ihren Töpfchen herantretenden Armen kennt und jedem ein treffendes, freundliches Wort gönnt, und wie über das Antlitz jedes dieser Mühseligen und Beladenen ein Lichtstrahl huscht, wenn er sie sieht oder ihren Namen nur hört. Man muß sie auch gesehen haben, wie sie um die Weihnachtszeit unermüdlich bis tief in die Nacht hinein näht und zuschneidet für arme Waisen, deren Bekleidung der Frauenverein übernommen hat. Wer einmal am Weihnachtsabend in ihr gütiges Auge geblickt hat, wenn sie inmitten all der armen Kinder unter dem strahlenden Weihnachtsbaum die Gaben austeilt, der wird sie nie vergessen.

Das Beispiel dieser Frauen aber muß und wird alle Jüngeren anspornen zur Arbeit für unser in seinem Bestand so sehr bedrohtes deutsches Häuflein hier.

Das sind die neuen Wälle, die zum Schutz und zur Verteidigung des Sachsenstammes aufgeführt worden sind. Möchten sie ihn stärken und schützen, und möge auch durch die Hilfe edler Frauen das Wort des sächsischen Dichters wahr werden: „Hier stirbt der Deutsche nicht."

Von Frauen und über Frauen.

Die große Furcht, das junge Mädchen, die Frau überhaupt könne aus dem Geleise geraten, ihre gute und natürliche Gangart verlieren, wenn man sie in den Lebens- und Konkurrenzkampf hineintreibe, leitet nicht nur die Erziehung, sondern bestimmt auch die Weltanschauung im allgemeinen. Man erinnert sich gar nicht mehr der vielen vorzeitig gebrochenen und nutzlos verbrauchten weiblichen Existenzen, die den Boden unter den Füßen verlieren, sobald die Möglichkeit, das Ziel, das man ihnen als das einzig wünschenswerte gepriesen, in immer weitere Ferne rückt. Je reicher die ursprüngliche Veranlagung des jungen Geschöpfs, desto empfindlicher muß die seelische Verkümmerung sein.

Dr. Ella Mensch.

(Die Frau in der modernen Litteratur.)

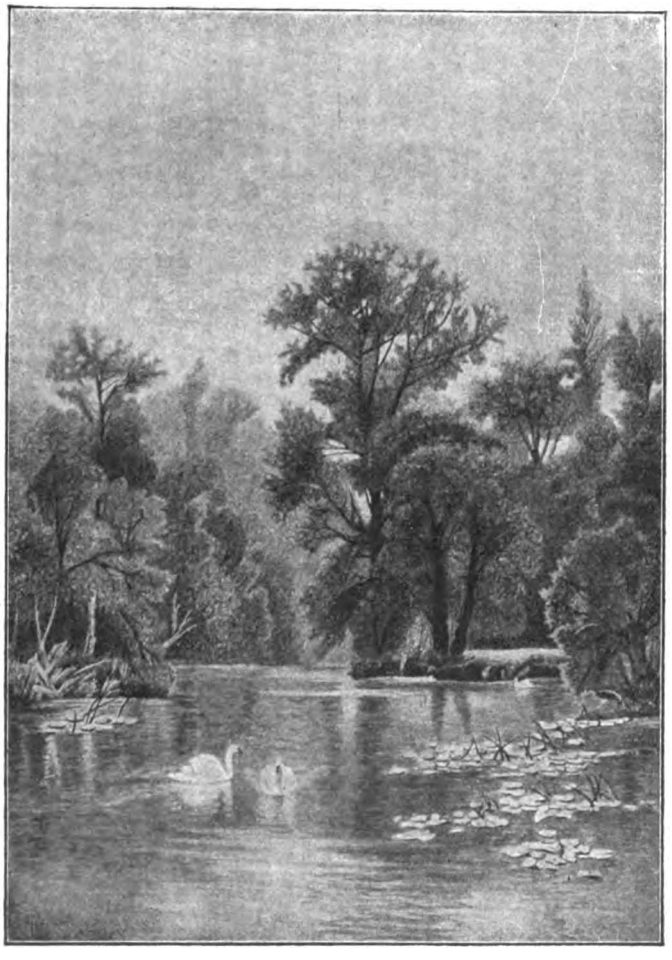
Digitized by Google

Erwerbsthätigkeit.

Nadelmalerei.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit genommen, in größeren Artikeln (3. Jahrgang, Heft 3; 5. Jahrgang, Heft 7 und Heft 10) auf die hervorragenden Leistungen der Singer-Nähmaschine hinzuweisen, die sich noch immer mehr vervollkommnen. Als höchsten Triumph der Nähmaschinentechnik führen wir heute eine Nadelmalerei vor, die durchaus künstlerische Wirkung hervorbringt. Ein Motiv aus dem Spreewald ist zu Grunde gelegt. Außer dem Wasser ist alles auf dem Bilde in Stickerei ausgeführt. Vorzüglich ist es dabei gelungen, die plastische Wirkung herauszubringen.

Das Bild ist übrigens nicht das einzige Kunstwerk dieser Art, das auf Singer-Nähmaschinen hergestellt worden ist. Auf der Wiener Jubiläumsausstellung war ein ganzer Pavillon mit solchen Nadelmalereien ausgestattet, die das Erstaunen und das Entzücken der Besucher erregten. Wer von unseren Leserinnen sich für diese eigenartige Nadelmalerei interessiert, wende sich an die Singer Co., Berlin W., Leipzigerstraße 86 oder Kronenstraße 11, wo sich eine permanente Ausstellung dieser Nadelmalereien befindet, und wo geschulte Kräfte über die Technik derselben gern Auskunft geben, sowie jeden Besitzer oder Käufer einer Singer-Nähmaschine diese schöne Kunst unentgeltlich lehren.



Motiv aus dem Spreewald.
(Nadelmalerei, ausgeführt auf einer Singer-Nähmaschine.)

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Für den internationalen Frauenkongreß,** der Ende Juni in London unter dem Vorsitz von Lady Aberdeen stattfinden wird, liegt eine große Anzahl von Verhandlungsgegenständen vor. Nach dem vom Ausschuß herausgegebenen Rundschreiben wird der Kongreß sich mit fünf Hauptgruppen beschäftigen: Erziehungswesen; Berufsarten der Frauen; Gesetzgebung und gewerbliche Fragen; politische Fragen; soziale Fragen. Die Sektion für Erziehung wird sich beschäftigen mit der Kindererziehung im allgemeinen, der Schule, den Universitäten, der Coeducation, der Lehrerbildung u. s. w. Von den Themen der politischen Sektion heben wir hervor: die parlamentarische Mündigsprechung der Frau und die Beteiligung der Frauen an der Gemeindeverwaltung. Die Zahl der Themen erscheint für die kurze Zeit der Verhandlungen (26. Juni bis 4. Juli) außerordentlich groß. Andrerseits ist zu bedenken, daß es sich bei solchen Kongressen immer in erster Linie um Anregungen handelt. Als Sprachen sind französisch, deutsch und englisch zugelassen, Dolmetscher sind bestellt.

* **Die Petition des Bundes deutscher Frauenvereine** um Anstellung von weiblichen Ärzten behufs Untersuchung der staatlichen und städtischen Beamtinnen ist von der betr. Kommission des Reichstages dem Reichskanzleramt als Material überwiesen worden. Der Antrag ging vom Verein der Berliner Volksschullehrerinnen aus und wurde auf der Generalversammlung zu Hamburg einstimmig genehmigt. — Auf seine Petition, die Einrichtung von Kursen zur Ausbildung weiblicher Gewerbe-Aufsichts-Beamten betreffend, ist dem Bund erwidert worden, daß wegen Mangels an Mitteln die Anstellung weiblicher Hilfskräfte vor dem 1. April 1900 nicht möglich sei. Es bestände jedoch die Absicht, später besondere Kurse für weibliche Aufsichtsbeamte einzuführen oder aber Frauen an den jährlich stattfindenden Instruktionskursen für männliche Aufsichtsbeamte teilnehmen zu lassen.

* **Fräulein Jettina v. Holleben** ist wegen ihres außerordentlich segensreichen Wirkens auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege von der Stadt Rudolstadt zur Ehrenbürgerin ernannt worden. Sie ist seit 1882 Vorsitzende des Rudolstädter Frauenvereins, hat 1884 eine Volksküche begründet, die mancher Volksküche in anderen Städten zum Vorbild gedient hat. Am 1. August 1889 richtete sie auf eigene Hand ein Kinderheim ein, 1893 eine Kinderbewahranstalt, im selben Jahre auch das Frauenvereinshaus, in welchem der Thätigkeit des von ihr geleiteten Frauenvereins ein örtlicher Mittelpunkt gegeben ist. Die seit 1883 alljährlich stattfindenden Christbescherungen für arme Schulkinder und die alle zwei Jahre zu Gunsten von Freibetten im Landkrankenhause veranstalteten Bazare sind wesentlich ebenfalls ihr Werk.

* **Frl. Johanna Westorf,** Direktorin des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer zu Kiel, ist in Anerkennung für die Dienste, die sie der vaterländischen Altertumskunde geleistet hat, das Prädikat Professor beigelegt worden. Wir werden in nächster Nummer noch eingehender der um ihre Wissenschaft hochverdienten Frau gedenken.

* **Über die hallischen Kliniziſten** und ihr unqualifizierbares Vorgehen haben alle namhaften Zeitungen kräftige Bemerkungen gebracht. Einen sehr beherzigenswerten Artikel darüber aus der Feder von Auguste Schmidt bringt Nr. 8 der Neuen Bahnen. Er schließt mit einem energischen Protest gegen die immer wieder aufs Tapet gebrachte Begründung von Frauenuniversitäten, den wir hier folgen lassen:

„Wir in Deutschland haben mit zäher Energie an dem gemeinschaftlichen akademischen Studium beider Geschlechter festzuhalten. Uns könnte sogar ein Millionengeschenk, wie es Moskau zur Errichtung einer Frauenuniversität erhalten hat, nicht helfen! In der jungen Kultur Rußlands, wo die Bildungsziele der Frauen seit langen Jahren denen der Männer möglichst gleich sind, mögen immerhin besondere Universitäten für Frauen gegründet

Digitized by Google

werden. Es wird keinem Russen einfallen, diese auf einer Frauenuniversität gebildeten Ärztinnen und Philologinnen für geringwertiger zu halten als ihre männlichen Kollegen. Aber in Deutschland, wo absichtlich die höhere Bildung der Frauen so tief unter derjenigen der Männer gehalten wurde, könnte man sich niemals mit dem Gedanken befreunden, daß die Frauen thatsächlich dasselbe lernen wie die Männer, wenn sie es nicht im gemeinsamen Unterricht zu beweisen vermöchten. Es wäre daher für unsere Bestrebungen eine schwere Schädigung, wenn aus falschem Wohlwollen getrennte Unterrichtskurse geschaffen werden sollten. Hier in Deutschland müssen die Frauen gemeinsam mit den Männern ihre Berechtigung zur akademischen Bildung beweisen. So verwirklichen sich wohl auch am idealsten jene sozialen Zustände, die auf den Geistesverkehr gleichwertiger Männer und Frauen begründet sind."

* **In Mainz** hat die Kommission der städtischen Arbeitsvermittlung beschlossen, einer Frau die Führung des Arbeitsnachweises amtlich zu übergeben. Man hofft, durch die Einstellung weiblicher Vermittlungspersonen das Vertrauen der Arbeiterinnen und Dienstmädchen sichrer zu erwerben und dadurch den unentgeltlichen Arbeitsnachweis segensreicher zu gestalten.

* **In Freiburg i. Br.** hat Frl. Emmy Lüroth als Erste im Badener Land die Abiturientenprüfung mit Erfolg bestanden. Sie ist die Tochter des Professors der Mathematik an der Hochschule zu Freiburg und hat ihre Studien privatim gemacht. In Berlin bestand ferner Frl. Elise Taube, in Bremen Frl. Anna Stemmermann das Maturitätsexamen mit gutem Erfolg. Beide haben ihre Ausbildung zum großen Teil in den Berliner Gymnasialkursen erhalten. In Halle bestand Frl. Hildegard Lindner die Maturitätsprüfung.

* **Die Frauen in der Danziger Armenpflege.** Danzig hat seit einem Jahre Frauen offiziell als städtische Armenpfleger in die Armenverwaltung aufgenommen. Der Decernent der Armenpflege äußert sich über ihre Thätigkeit folgendermaßen: „Nach den bisherigen Erfahrungen sind die weiblichen Mitglieder, 39 an der Zahl, mit sehr großem Eifer in der Armenpflege thätig; sie besuchen die monatlichen Sitzungen fleißig, übernehmen mit Freuden die Prüfung der ihnen übertragenen Fälle und nehmen sich der Armen, die ihnen zugewiesen sind, teilnehmend und fürsorgend an. Dabei ist die Befürchtung, daß die Frauen die Armenpflege verteuern würden, bisher im allgemeinen nicht wahrgenommen worden."

* **Die diesjährige Generalversammlung** des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium" (Hauptsitz Wiesbaden) findet — wie uns die Vorsitzende, Frl. Dr. von Doemming mitteilt — vom 11. bis 13. Mai zu Baden-Baden statt.

* **Frauenstimmrecht in Amerika.** Die Gesetzesvorlage, die für die Frauen das Schulwahlrecht fordert, ist in beiden gesetzgebenden Körperschaften des Staates Californien mit großer Mehrheit angenommen worden. Das Gesetz wurde vom Gouverneur bereits unterzeichnet; im Senat waren nur sechs Stimmen dagegen. — Die Volksvertretung des Territoriums Oklahama hat fast einstimmig ein Gesetz angenommen, welches den Frauen das volle Stimmrecht gewährt.

* **Die erste holländische Juristin.** Vor kurzem hat die erste Holländerin, ein Fräulein van Dorp, ihr juristisches Examen an einer holländischen Universität abgelegt. Ihre Studien hat sie an der Universität Leyden vollendet.

* **Moskau.** Die typographische Anstalt von Elisabeth Herbech feierte kürzlich den Jahrestag der Eröffnung der Abteilung, in der junge Mädchen als Setzerinnen ausgebildet werden. Zuerst wurden 28 junge Mädchen ½ Jahr unentgeltlich unterrichtet. Es ging so ausgezeichnet, daß in kurzer Zeit das ganze Setzerpersonal aus Mädchen und Frauen bestand. Am Ende des ersten Jahres wurde nicht nur das Setzen, sondern auch das Drucken nur durch weibliche Kräfte ausgeführt. Gegenwärtig ist die Typographie von El. Herbech die erste mit ausschließlich weiblichem Personal nicht nur in Moskau, sondern überhaupt in Rußland.

Totenschau.

Am 29. März starb die Schriftstellerin Karoline Freifrau von Berlepsch zu München in ihrem 70. Lebensjahre. Sie hatte ihre Staatsprüfung als Lehrerin mit Auszeichnung bestanden und war als Schriftstellerin nicht ohne Erfolg thätig. Ihre schweizer Novellen „Ledige Leute", ein Roman „Talia in der Sommerfrische", „Nebelbilder" fanden den Beifall ihres Publikums. Ihren zweiten Gemahl, den Freiherrn von Berlepsch, hat sie recht eigentlich durch ihre schriftstellerische Thätigkeit kennen gelernt. — In ihrem 89. Lebensjahre starb in Lindenhof unweit Dresden am 2. April Karoline Pierson. Sie hat sich als Novellistin und mehr noch als Improvisatorin einen Namen gemacht. Rückert hat sie einmal in einem Gedicht als Deutschlands Corinna gefeiert. — In England ist kürzlich Elisabeth Brown gestorben; wohl eine der ersten englischen Frauen, die sich der Astronomie gewidmet haben und in ihrem Wissensgebiet Bedeutendes leisteten. Sie befand sich unter der Zahl der Gründer der British Astromical Association, war zeitweise Vizepräsident dieser bedeutenden Vereinigung und Direktor der Abteilung für Sonnenuntersuchungen. Ihr künstlerisches Geschick und ihre unbedingt zuverlässige Genauigkeit, die ihre Zeichnungen von Sonnenflecken zu einem äußerst wertvollen wissenschaftlichen Material machten, ließen sie zur Leitung der Sonnenbeobachtungen geradezu als berufen erscheinen. Sieben Jahre lang hat sie diese Stellung aus-

Digitized by Google

gefüllt und alljährlich einen Bericht über die Vorgänge auf der Sonnenoberfläche veröffentlicht. Dreimal unternahm sie lange Reisen, um eine vollständige Verfinsterung der Sonne beobachten zu dürfen. 1887 reiste sie nur mit einer Dame als Begleiterin bis nach dem inneren Rußland. Schon zwei Jahre später finden wir sie auf der Insel Trinidad in Westindien zu dem gleichen Zwecke; 1896 war sie mit der englischen Expedition nach Vadsö in Lappland gegangen. — Am 1. April starb die Baronin Hirsch in Paris. Sie hat sich durch ihre in großem Stil geübte Wohlthätigkeit über Frankreich hinaus einen bekannten Namen gemacht. Sie war für humanitäre Zwecke aller Art unermüdlich thätig und schreckte vor keinen Hindernissen zurück, wo es für sie galt, helfen zu können. — Die Nachricht von dem traurigen Ende der begabten Schriftstellerin Juliane Dery hat allerorts lebhafte Teilnahme gefunden. Wahrscheinlich war es ein Zwist zwischen ihr und ihrem Verlobten, der sie bestimmte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Sie gehört nicht zu denen, die fertige und ausgereifte Werke hinterlassen; aber sie hat starke Talentproben gegeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihre letzte dramatische Arbeit, auf die sie ihr ganzes Hoffen gesetzt hatte, jetzt nach ihrem Tode auch in Berlin zur Aufführung gelangen wird.

Frauenvereine.

Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen

hat in drei an die gesetzgebenden Körperschaften gerichteten Petitionen zu den die soziale Frage berührenden Gesetzesvorlagen und Anträgen Stellung genommen. — In einer Petition an den Landtag bittet der Landesverein in erster Reihe: „Um Erweiterung und Umgestaltung der staatlich überwachten Erziehung sittlich gefährdeter und verbrecherischer Kinder", und macht für diese Reform folgende Vorschläge: „1. Die Ausdehnung des Schulzwanges für sittlich gefährdete Kinder auf die Kinderhorte als mildeste Form der Zwangserziehung; 2. die Vermehrung der staatlichen Zwangserziehungsanstalten für verbrecherische Kinder; 3. die Einsetzung von Erziehungsämtern, zu denen auch Glieder des Lehrstandes der Volksschule gehören." In der zweiten, auf die „Lex Heintze" bezüglichen und an den Reichstag gerichteten Petition wird hingewiesen auf: „1. Mangel eines ausreichenden gesetzlichen Schutzes für die sittlich gefährdeten Kinder; 2. die zu niedrige Grenze der Strafmündigkeit; 3. das Fehlen einer gesetzlichen Bestimmung über Sittlichkeitsvergehen schulpflichtiger Mädchen; 4. die großen Mängel der öffentlichen Waisenpflege." Angesichts dieser Notstände in der Erziehung der Volksschuljugend wird „um Erlaß eines Reichsgesetzes zum Schutze sittlich gefährdeter und verwahrloster Kinder" gebeten. Eine dritte Petition an das Herrenhaus gilt der „Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend." Es wird in der Petition auf die dringende Notwendigkeit gleicher Fürsorge (die Antragsteller hatten gefordert, daß 1. für die schulentlassene männliche Jugend bis zum 18. Lebensjahre der Aufenthalt in Schankstätten verboten werde; 2. die Kommunen bei gleichzeitiger Gewährung eines Zuschusses aus Staatsmitteln dazu angehalten werden, Einrichtungen zu treffen, um den genannten jungen Leuten es zu ermöglichen, an Sonn- und Festtagen in angemessener Weise eine erfrischende und veredelnde Unterhaltung zu erlangen), für die schulentlassene weibliche Jugend hingewiesen und gebeten: 1. alle Einrichtungen kommunaler und staatlicher Fürsorge zur sittlichen Hebung der schulentlassenen Jugend grundsätzlich und gleichmäßig beiden Geschlechtern zugänglich zu machen; 2. von polizeilichen Maßregeln absehen zu wollen, da dieselben ganz ungeeignet sind, das Übel an der Wurzel zu fassen; 3. staatliche Unterstützungen zum Bau von Gemeindehäusern flüssig zu machen.

Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau.

In der Gartenbauschule zu Friedenau bei Berlin, Fregestr. 40, 1894 gegründet und seither geleitet von Frl. Elvira Castner, Dr. D. S., wurde am 22. März d. J. die 4. Entlassungsprüfung abgehalten. — Es sind in der Gartenbauschule verschiedene Kurse eingerichtet: kurze Frühjahrs- und Herbstkurse, nur für Unterweisung in praktischen Arbeiten, einjährige Kurse für Damen, welche die erlangten Kenntnisse auf eignem Gut oder im eignen Garten verwerten wollen, und endlich die vollen zweijährigen Kurse zur Ausbildung von Berufsgärtnerinnen. Nach Absolvierung der letzteren wird ein Examen abgelegt, über dessen Ausfall die Lehrer der Anstalt ein Zeugnis ausstellen. Ein Zwang zur Teilnahme an dem Examen besteht nicht. So unterziehen sich demselben meist nur solche Damen, welche behufs Ausübung der Gärtnerei als Beruf einen Ausweis über die erlangten praktischen und theoretischen Kenntnisse zu haben wünschen. — An dem diesjährigen Frühjahrsexamen beteiligten sich 4 Damen: Frl. Küpper-Berlin, Frl. Lackner-Bartenstein (O.-Pr.), Frl. Ast-Inowrazlaw und Frl. Grieb aus Burgdorf (Schweiz). Die erstgenannte Dame erhielt das Prädikat sehr gut, die drei anderen bestanden gut. Die Prüflinge stehen im Alter von 18—23 Jahren. Die Anstalt sorgt für Stellen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die Nachfrage stets größer ist als das Angebot. Zwei von den jungen Mädchen nahmen Stellen als Gärtnerinnen auf dem Lande an in Ostpreußen und Thüringen (bei freier Station und vollständigem Familienanschluß ein Anfangsgehalt von 400 Mark); eine ist als Volontärin zu weiterer praktischer Übung in eine große Obstplantage (Rheinland) eingetreten; die vierte fand Anstellung als Gärtnerin im Pestalozzi-Fröbel-

Digitized by Google

hause Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74 — wo sie neben der Ausübung ihres eigentlichen Berufes noch pädagogisch wirken kann.

Die Prüfung erstreckte sich auf Theorie und Praxis des Gartenbaues und die einschlägigen Hilfswissenschaften und wurde von den Herren Dr. Lorenz (Chemie), Dr. Gröbner (Botanik), Dr. Stadelmann (Zoologie), Obergärtner Cornelius (Obst-, Gemüse- und Weinbau, Blumenzucht, Gehölzkunde usw.) abgehalten. Der Prüfung wohnten auch diesmal die Herren Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wittmack, Professor Sorauer, Professor Aschersон, Königl. Landschaftsgärtner Vogter bei, die sich sehr befriedigt äußerten.

Die Anstalt ist jetzt voll ausgestattet und bietet ihren Zöglingen nach jeder Richtung hin Gelegenheit zur Ausbildung. Wenn der Wissenschaft auch naturgemäß ein breiter Raum zugewiesen ist, wird doch nichts vernachlässigt, was für die praktische Anwendung des Gelernten notwendig ist; auch die gärtnerische Buchführung wird von der bewährten Hauslehrerin Fr. Brewitz gelehrt. Da die Zahl der Schülerinnen stetig steigt, baut Frl. Dr. Castner jetzt eine neue Anstalt in Marienfelde bei Berlin; in Friedenau wird eine Vergrößerung durch Raummangel verhindert. Dieselbe ist im Rohbau fertig und verspricht in jeder Hinsicht eine Musteranstalt zu werden. Die Wohn- und Schulgebäude sind für die Aufnahme von 60 Schülerinnen eingerichtet; dieser Zahl entspricht auch die Ausdehnung des Gartens. Die Uebersiedlung der Anstalt ist für den Herbst in Aussicht genommen.

Anna Blum.

Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München.

In seiner letzten Generalversammlung am 23. März hat der Verein beschlossen, wie aus dem soeben erschienenen Jahresbericht zu ersehen ist, wiederum eine Eingabe beim Königl. Kultus-Ministerum einzureichen, um Genehmigung zur Errichtung eines vollklassigen Mädchengymnasiums in München. Er hofft die bisherigen Gründe der Verweigerung dadurch zu entkräften, daß er statt seines Lehrplans für eine humanistische Bildungsanstalt für Mädchen, den Lehrplan der Knabengymnasien adoptiert, während er durch Hinweis auf den Garantiefonds, der bereits die Höhe von 97000 Mark erreicht hat, die finanziellen Bedenken des hohen Ministeriums für gehoben erachtet. Desgleichen will der Verein seine Kraft auch dafür einsetzen, die Immatrikulation der Frauen an den bayrischen Universitäten zu erlangen. — Die Zahl der Mitglieder hat wieder erheblich zugenommen, und es sind Namen bedeutender Männer der Wissenschaft unter denselben. Ebenso laufen viele Anmeldungen von Schülerinnen für das noch nicht genehmigte Mädchengymnasium bei der Vorstandschaft ein. — Im Vorstand und Ausschuß hat eine Änderung nicht stattgefunden. A. St.

Bücherschau.

„Illustriertes Konversationslexikon der Frau." Vollständig in 40 Lieferungen à 50 Pf. (Verlag von Julius Becker in Berlin.) Ein eigenartiges, höchst zeitgemäßes Unternehmen, das des lebhaftesten Interesses der Frauenwelt sicher sein dürfte. Es will nicht nur einen Überblick über die aktuellen Fragen auf dem Gebiet der Frauenbewegung, sondern auch über das Wissens- und Interessengebiet der Frauenwelt im allgemeinen geben und bietet zu dem Zweck ca. 5000 alphabetisch geordnete Artikel von bewährten sachkundigen Mitarbeitern. Das Gesamtmaterial ist in 6 Hauptgruppen geschieden worden, die je einer besonderen Redaktion zur Bearbeitung übergeben wurden. Gruppe 1 umfaßt Erziehung und Bildung, Gruppe 2 Berufliches und Soziales, Gruppe 3 und 4 gesellschaftliche und häusliche Aufgaben der Frau, Gruppe 5 Medicinisches, Gruppe 6 Juristisches und Volkswirtschaftliches. Die erste Lieferung des Werks ist soeben erschienen. Sie umfaßt den größten Teil des Buchstaben A, u. a. höchst interessante Artikel über die Arbeiterinnenbewegung, die Arbeiterinnenschutzgesetzgebung, Ärztinnen, Apothekerinnen 2c. Alle 14 Tage wird eine weitere Lieferung folgen. Das Werk wird für alle, die sich mit der Frauenfrage beschäftigen, einfach unentbehrlich sein. Die Anschaffung in der bequemen Form des lieferungsweisen Erwerbs dürfte sich daher sehr empfehlen. Die vorzüglichen Tafeln und Textillustrationen sind eine überaus dankenswerte Zugabe.

„Jakob." Roman von Alexander L. Kielland. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. (Berlin W. 8, Harmonie.) Man kann Kielland niemals der Schönfärberei in Bezug auf Menschen und Verhältnisse beschuldigen. Diesmal aber scheint er die Konturen fast etwas zu hart zu ziehen. Sein Held, Törres Wall, der sich den skrupellosen Erzvater Jakob zum Vorbild erwählt hat, weiß sich durch gewissenlose Geschäftsmanipulationen vom Habenichts zum reichsten Mann der Stadt heraufzuarbeiten. Seinesgleichen giebt es leider nur zu viele; daß aber unter den zahlreichen Nebenfiguren, die der Dichter mit sorgfältigster Kleinmalerei vorführt, nicht eine einzige ist, bei der man mit Behagen verweilt, nicht eine, die einen idealen Zug trägt, das heißt doch fast der Wirklichkeit Gewalt anthun. Und dennoch ist die Kunst des Dichters groß genug, uns seine Welt glaubhaft zu machen. Und psychologisch fein ist es, daß statt der „poetischen Gerechtigkeit", die so unwahr anmutet, die Gerechtigkeit der Welt, die den Erfolg über alles schätzt, über dem Schlußakt waltet; Törres Wall, der große Mann, wird als Vater und Wohlthäter gefeiert und antwortet mit vieler Würde darauf. „Er hatte so gute Vorstudien beim Bankpräsidenten gemacht und sich später in der Kammer ausgebildet, daß er die leersten Worte und die glattesten Schmeicheleien herausagen konnte, wie ein ernster Mann, der von Herzen spricht."

Digitized by Google

Margherita Traube-Mengarini: L'Educazione dei nostri figli, estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 1º settembre 1898, vol. LXXVII, serie IV. Roma, Forzani & Co. 1898.

Frau Mengarini ist Berlinerin und Tochter des berühmten Mediziners Prof. Traube, dem seine dankbaren Zuhörer und Schüler ein Denkmal gesetzt haben. Sie selbst betreibt medizinische Studien, deren Ergebnisse in akademischen Zeitschriften niedergelegt worden sind. Als Mutter ist ihr die moderne Schulmethode der heutigen Erziehung bekannt; ihr Bruder, Dr. Ludwig Traube, ein hervorragender Philologe in München, hat sich mit poetischen und sonstigen Denkmälern des frühen Mittelalters sehr erfolgreich beschäftigt. Sie hat also wohl Anspruch darauf, gehört zu werden.

Ihre Broschüre ist eine Streitschrift, die sich allerdings hauptsächlich gegen die heutige italienische Knabenerziehung richtet, aber doch mehr oder weniger die ganze moderne Kindererziehung verurteilt. Die Anklagen lassen sich zusammenfassen in dem Satze: Die heutige Erziehung ist eine Erziehung der Angst, die das Kind vom ersten Augenblick an unablässig am Gängelband führt. Von nervösen Eltern stammend, kommt das Kind nervös und schwächlich auf die Welt, bedarf künstlicher Nahrung, vielfach sogar der Arzneimittel; nach 3—4 Jahren beginnt die Dressur, die im Kindergarten ihren Anfang nimmt, die Initiative des Kindes wird gehemmt, die Flügel seiner Phantasie gebrochen. Die Schule setzt diese Arbeit fort, sie raubt kostbare Zeit der freieren, selbständigen Entwicklung des kindlichen Geistes und schädigt die Gesundheit. Der gymnasiale Unterrichtsplan entbehrt der einheitlichen Logik und steht teilweise noch, trotz vielfacher Umänderungen, auf einer jetzt vergangenen intellektuellen Stufe. Der klassische Sprachunterricht verlangt Gedächtniswerk ohne Anregung der Phantasie, der naturwissenschaftliche Unterricht, weil zu wissenschaftlich für das betreffende Alter betrieben, stumpft die natürliche Beobachtungsgabe ab, der Geschichtsunterricht zieht den Chauvinismus groß, indem er, ohne dies auf die Kenntnis der Vergangenheit aufzubauen, die Jetztzeit und das eigene Land als bewunderungswürdig hinstellt; außerdem beleuchtet er beides von einem politischen Standpunkte aus. Die modernen Sprachen, in gleich lebloser Weise wie die alten betrieben, sind der letzte Teil der geistigen Zwangsjacke, in der der kindliche Geist vom Morgen bis zum Abend gelassen wird, jedes selbständige Denken und Handeln unmöglich machend. Beginnt das Universitätsleben, so ist das Gehirn schon stark beschädigt; der junge Mann, vom 4.—19. Jahr am Gängelband geführt, soll plötzlich selbständig sein. Entlastung und Vereinfachung des Unterrichtsprogrammes wären das dringendste Bedürfnis einer rationelleren Erziehung.

Obgleich Frau Mengarini hauptsächlich Italien im Auge hat, findet sie ähnliche Zustände in allen Ländern Europas mit Ausnahme Englands, das aber wieder durch die Entfernung des Knaben von dem Elternhaus das Kind schädigt. Keine Erziehung darf nach allgemeinen Regeln geschehen, sie muß durchaus individuell sein, kann daher erfolgreich nur von den Eltern ausgeführt werden. Aber auch diese elterliche Erziehung leidet an dem Fehler des modernen Lebens: Überreizung der Nerven, Zerfahrenheit des Geistes, welche Eigenschaften sich schon in der modernen Wohnungs- und Lebensweise abspiegeln.

Unselbständig, mit zerstörten Gehirnnerven, unfähig, sich selbst und das Leben zu verstehen, verläßt der Jüngling Schule und Universität. Gleichwie der einzelne, so ist das ganze Volk unfähig, sich einen eigenen Weg zu suchen, Anlehnung und Nachahmung gleichen die nationalen Unterschiede aus, die Nationaltugenden verschwinden, die Nationalfehler greifen um sich und überbrücken die Kluft zwischen den Völkern.

Die heutige Manie, lehren zu wollen, was dem Menschen angeboren ist, die mit Fröbel beginnt, der dem Kinde den Gebrauch seiner Gliedmaßen zeigen will, anstatt es denselben selbst finden zu lassen, und mit der psychologischen Schule endet, welche wie Bourget das menschliche Herz bis in seine tiefsten Tiefen aufdecken will, ist der Ruin der Menschheit. Nur wenn wir die Kinder mit ihrem eignen Verstande denken, ihre eigne Phantasie gebrauchen lassen, werden wir wieder in eine gesundere Entwicklungsphase der Menschheit einlenken. —

Mit dieser kurzen Analyse hoffe ich, die Hauptgedanken der Verfasserin wiedergegeben zu haben. Ob dies traurige Bild der modernen Erziehung auch auf Deutschland paßt, und ob wirklich eine solche Rousseau'sche Einzelerziehung wünschenswert und vor allem möglich ist, bleibe dem Urteil der Leser überlassen. Jedenfalls aber ist eine solche Stimme aus dem befreundeten Lande, und von einer geistig so bedeutenden Frau herrührend, nicht zu überhören. B. v. d. Lage.

„Das Frauenstudium der Nationalökonomie". Von Dr. H. Herkner, Professor an der Universität Zürich. (Berlin, Karl Heymann's Verlag, 1899. Preis 1 Mark.) Es ist die am 29. Oktober in Zürich gehaltene akademische Antrittsrede des Verfassers, die hier im Druck vorliegt. Eine eingehende Untersuchung dessen, was Frauen bisher auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Nationalökonomie geleistet haben, führt den Verfasser zu dem Resultat: „Wir schulden den Frauen bereits eine Reihe von Arbeiten, die nicht ausgeschaltet werden können, ohne wichtige Glieder in der Kette der nationalökonomischen Forschungen aufzugeben." Von seinem kritischen Verständnis des Eigentümlichen dieser Frauenleistungen zeugen die Ausführungen über den Wert der Mitarbeit von Frauen auf diesem Gebiet; sie zeugen auch davon, daß der Verfasser nicht der Gefahr erlegen ist, die die „gelehrte Nationalökonomie" nach seinem eigenen Urteil so oft nicht zu vermeiden weiß, der Gefahr, wirtschaftliche und soziale Probleme mit mathematischen Formeln sich deutlich machen zu wollen. Der Verfasser erwartet von dem Frauenstudium der Nationalökonomie eine intellektuelle und sittliche Vertiefung und Erweiterung der Frauenbildung, deren Mängel er sehr scharf und klar charakterisiert, und zugleich eine Vervollkommnung unserer Wirtschaftsorganisation. Er sieht in der Empfänglichkeit der Frau für den sozialen Fortschritt eine Gabe, von deren Ausbildung er sich eine wachsende Geltung aller großen Gedanken echter Sittlichkeit und freien Menschentums verspricht.

Digitized by Google

„Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre" von Luise Hagen und Anna Beyer — die von der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt preisgekrönte Arbeit, auf die wir bereits mehrfach hingewiesen haben, ist soeben im Verlag von Carl Villaret, Erfurt, in zweiter Auflage erschienen.

„Die Küche des Mittelstandes. Anleitung billig und gut zu leben. Mit einem vierwöchentlichen Speisezettel nebst erprobten Rezepten" von Ida Niederer. Vierte Auflage (Frauenfeld 1899, Verlag von J. Huber. Preis geb. 1 Mark). Die Verfasserin hat sich die interessante Aufgabe gestellt, für eine Familie, bestehend aus dem Elternpaar nebst 3 Kindern, bei einem jährlichen Einkommen von 1800 fr., von denen sie 923 fr. auf die Beköstigung anrechnet, den täglichen Küchenzettel zu entwerfen. Sie hat dabei genau den Preis jedes Gerichts veranschlagt und naturgemäß den Nährwert der Speisen prüfend erwogen und in seinem Gehalt notiert — es ist erstaunlich, wie gut sich trotz des geringen Budgets das tägliche Menü ausnimmt. Und nicht nur dem Nährwert, sondern auch dem Wohlgeschmack, der Abwechslung, der Bekömmlichkeit ist dabei durchaus Rechnung getragen. Das Büchlein, das so schnell Verbreitung gefunden, ist von besonderem Interesse für alle, denen Volkswohlfahrt am Herzen liegt, und wird auch den Hausfrauen willkommen sein, die die schwere Aufgabe, mit 923 fr. jährlich auszukommen, nicht zu lösen haben.

„Der Haus und Gemüsegarten." Praktische Anleitung zur Kultur der Küchengewächse, der Blumen, des Zwergobstes, der Beerenfrüchte und der Tafeltrauben im freien Lande, mit

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Milch leichter verdaulich.

Oft können Kinder und Kranke die nahrhafte Milch nicht vertragen, weil sie im Magen gerinnt. Diese werden es mit Freuden erfahren, daß, wenn Milch mit ein wenig Mondamin gekocht wird, dieselbe bedeutend leichter verdaulich und selbst schwachen Magen zuträglich wird. Säuglingen ist nur Milch zu geben, aber nach Durchbruch der Zähne, wenn Zusatz zur Milch erwünscht wird, ist Mondamin in hohem Grade dazu geeignet. Mit Milch gekocht, bietet Mondamin eine wirklich nahrhafte Kost, welche alle Bestandteile zum Aufbau des Körpers besitzt. Die alleinigen Fabrikanten für Mondamin sind Brown & Polson, welche einen mehr denn 40jährigen Weltruf besitzen. Es ist erhältlich in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M. 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer**,
in Firma **J. Proskauer, Leipzig**, Färber-Straße 12.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.**, durch die Post, jede Buchhandlung und **E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart!** Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor **Dr. O. Liebreich**, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.**

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Digitized by Google

Angabe der verschiednen Konservierungs- und Verwendungsmethoden. Von A. Kraft. Achte durchgesehene Auflage mit 3 lithographierten Tafeln und 2 Tabellen. (Frauenfeld 1899, Verlag von J. Huber, Preis geb. 1,60 Mark). Aus einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser vor Jahren bei Erteilung von Gartenbaukursen gehalten hat, ist das Büchlein hervorgegangen. Es empfiehlt sich durch seine knappe Behandlung des Stoffes und die klare Erklärung des Wissenswerten. Der Verfasser hat besonders darauf Rücksicht genommen, welche Arbeiten für Mädchen und Frauen — auch gesundheitlich — beim Gartenbau empfehlenswert sind; er hat das praktische Bedürfnis scharf in den Brennpunkt der Betrachtung gerückt. Eine Tabelle über die Bestandteile der einzelnen Gemüsearten, des Obstes und sonstiger Genußmittel ist dem Buch beigegeben.

„Heinrich Seidels erzählende Schriften" werden in einer Lieferungsausgabe (53 Lieferungen à 40 Pfennig, Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) erscheinen. Die erste Lieferung ist soeben ausgegeben. Insgesamt werden 7 Bände mit folgendem Inhalt erscheinen: 1. Leberecht Hühnchen. 2. und 3. Vorstadtgeschichten. 4. und 5. Geschichten und Skizzen aus der Heimat. 6. Phantasiestücke. 7. Aus meinem Leben. Die Verlagsbuchhandlung wird sich vielen Dank erwerben durch diese Gelegenheit, allmählich (die Lieferungen erscheinen alle 14 Tage und können durch jede Buchhandlung bezogen werden) in den Besitz eines Dichters zu gelangen, der immer weitere Kreise unsres Volks durch seinen köstlichen Humor gewinnt.

„Die Dokumente der Frauen", das neue, von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder herausgegebene Organ des allgemeinen österreichischen Frauenvereins, enthält in Nr. 3 einen sehr interessanten Aufsatz von Auguste Fickert über das Frauenwahlrecht in Österreich, den wir warm der Kenntnisnahme empfehlen. Es dürfte vielen unsrer Leserinnen etwas ganz Neues sein, daß in allen österreichischen Provinzen mit Ausnahme von Krain, dem Stadtgebiet von

Illustriertes
Konversations-Lexikon
der Frau.

Ca. 5000 Original-Artikel.
An 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen.

40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr.
(Verlag von Julius Becker in Berlin.)

Unentbehrliches Hilfsbuch
sowohl
für die erwerbsthätige Frau
als auch
für die Frau im Hause.

Zu beziehen durch
alle Buchhandlungen.

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.
Schulgeld 81 Mk. jährl.
Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft:
Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Akademiestr. 67.

St. Alban's College,
81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.
nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miß Bowen; Frl. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. Büttner, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35.

Digitized by Google

Triest und der Stadt Wien die steuerzahlenden, eigenberechtigten Frauen sowohl für den Landtag wie für die Gemeinde ihre Vertreter teils direkt, teils durch Bevollmächtigte wählen. Auch die Wiener Frauen haben vor kurzem ihre diesbezüglichen Forderungen gestellt.

Kleine Mitteilungen.

Im Märzheft der „Frau" las ich die interessanten Mitteilungen über einen Aufenthalt in St. Alban's Kollege, London. Da auch viele junge Damen nach Frankreich gehen, um die Sprache zu studieren, möchte ich die Aufmerksamkeit der Leserinnen heute auf die in Nancy von der „Alliance Française" veranstalteten Curse lenken. Die Alliance Française hat den Zweck, die französische Sprache im Ausland zu verbreiten. Die Kurse in Nancy dienen dazu, den zahlreich dort weilenden Ausländern und Ausländerinnen ein gründliches, rasches Erlernen der Sprache zu ermöglichen und zu erleichtern. Sie finden während des ganzen Jahres, sogar während der großen Ferien, statt. Der Unterricht wird fünfmal wöchentlich erteilt; er umfaßt alle Gebiete der Sprache: Litteratur, Geschichte, Grammatik, Lektüre, Diktion. Die Kurse bereiten auf zwei Examen, ein leichteres und ein schwereres, vor. Das Examen wird dreimal jährlich abgehalten. Das examen supérieur besteht aus einer schriftlichen (Aufsatz über ein litterarisches Thema) und einer mündlichen Prüfung (Grammatik, Geschichte, Litteratur). Die in Frankreich schulfreien Donnerstage werden zuweilen zu gemeinsamen, unter der Leitung der Professoren unternommenen Ausflügen benutzt.

Nancy mit seiner reichen historischen Vergangenheit, seiner anmutigen Umgebung ist ein sehr angenehmer Aufenthalt. Ich lebte in der mir von einigen Lehrerinnen empfohlenen Pension der Damen Duré und fühlte mich daselbst nach jeder Richtung hin sehr wohl. Das Leben im Hause ist angenehm, die Kost gut. Als besonderen Vorzug erwähne ich, daß im Hause selbst die beste Gelegenheit geboten wird, französische

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und **Reinigung** [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Damen-Loden

u. **Cover-Coat**, ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. **Reise, Sport** u. **Fahrrad** geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg. S.

CACAO-VERO.

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewig**, [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

Frankreich.

Französische Dame, Oberlehrerin am Mädchengymnasium, wünscht 3 bis 4 junge Ausländerinnen in Pension zu nehmen. Angenehmes geselliges Familienleben. Französische Privatstunden im Hause. Auf Wunsch Besuch des Gymnasiums. Paris per Bahn in 1½ Stunde zu erreichen. Austausch von Referenzen.
Melle **Mattmann**,
Professeur agrégée de l'Université,
Amiens, 21 rue Dufour.

Stresa am Lago Maggiore.
Villetta Helmath.

Priv. Zimmer für reisende **deutsche Damen** auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.

Frau Professor **Polli.**

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel**,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 III.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Digitized by Google

Konversation zu üben. Ich kann jeder Dame, die nach Frankreich geht, Nancy und die Pension Duré warm empfehlen; zu näherer brieflicher Auskunft bin ich jederzeit gern erbötig. —
Sofie Sachs, Bunzlau.

Wir weisen wiederholt auf das vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium begründete Internat für Schülerinnen des städtischen Mädchengymnasiums in Karlsruhe hin, das im September v. J. eröffnet worden ist. Der Pensionspreis beträgt für Gymnasiastinnen 600 Mark jährlich. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an Fräulein Dr. Gernet, Karlsruhe, Akademiestr. 67 und an die Vorsteherin des Internats Fräulein Margarete Otten ebendaselbst.

Nr. 2 des **Centralblatts** des Bundes deutscher Frauenvereine enthält außer zahlreichen Mitteilungen über Bundesangelegenheiten u. a. einen lesenswerten Aufsatz von Rechtsanwalt Dr. Fuld in Mainz über „Gesindevermietung und Stellenvermittlung nach der Novelle zur Gewerbeordnung". — Bestellungen auf das Blatt (Abonnementspreis 3 Mark jährlich) nimmt entgegen der Verlag von H. Jenne, Cöpenick-Berlin, sowie alle Postämter (unter Nr. 1499 a).

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [12

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Junge Mädchen
finden in meinem Hause zur Erholung wie zur Erlernung des Haushalts freundliche Aufnahme.
Nordseebad Wyk a./Föhr.
Frau Dr. Horn.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/4 4. 2]

Soeben erschien in vierter Auflage:
Herbert Spencer,
Die Erziehung
in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.
In deutscher Übersetzung herausgegeben von
Dr. Fritz Schultze,
ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagog. Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden
Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Leipzig. Hermann Haacke.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 9. Juni 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Pietätswerte.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

In einem Gespräch mit Sulpiz Boisserée geht Goethe einmal scharf dem „Pestalozzischen Wesen“ zu Leibe. Er meint, daß diese Art zu vernünfteln, mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk zu gehen, nur Dünkel erzeuge. Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen mache. „Was wäre denn aus mir geworden,“ sagt er, „wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andren zu haben? Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu setzen, diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehn, wenn diese sich einmal der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen können?“

Bringen wir diese Ausführungen auf die kürzeste Formel. Für Goethe hat offenbar die formale Schulung des Verstandes für die Herausgestaltung des Edelmenschlichen nicht annähernd den Wert, wie die Bekanntschaft mit dem, was die Vorwelt uns überliefert hat an Großem und Bedeutsamem. Das erste erzieht zum Dünkel, das zweite zur Selbstbescheidung. Das erste isoliert, das zweite verbindet, verbindet mit der Vergangenheit wie mit der Gegenwart, die ihr entstammt, verbindet mit dem, was über, neben und unter uns ist.

Ganz in Uebereinstimmung mit diesen Anschauungen zeichnet der Dichter in Wilhelm Meisters Wanderjahren sein pädagogisches Ideal. Meister bringt seinen

Digitized by Google

Felix in die pädagogische Provinz. Unterwegs sieht er bei den auf dem Felde arbeitenden Knaben seltsame Grüße. Die jüngsten legen die Arme kreuzweis über die Brust und blicken fröhlich gen Himmel, die mittleren halten die Arme auf dem Rücken und schauen lächelnd zur Erde; die dritten stehen mutig aufgerichtet, gegen ihresgleichen gewandt in einer Reihe. Dem Fragenden wird der Sinn dieser Grüße erklärt. Wohlgeborene Kinder, heißt es, bringen viel mit, das der Erzieher entwickelt; „öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: Ehrfurcht." Ehrfurcht vor dem, was über und unter ihm ist, soll der Knabe lernen, Ehrfurcht vor Gott und dem irdischen Leben und Leiden, und, daraus erwachsend, die Ehrfurcht vor seinen Mitmenschen. „Ehrfurcht" — hört Meister sagen — „allen fehlt sie, vielleicht euch selbst".

Diese Ehrfurcht vor dem letzten Geheimnis des Lebens und seinen Symbolen in Kult und Völkerglauben, die Ehrfurcht vor dem dunklen Untergrund unseres irdischen Daseins, die Ehrfurcht endlich vor dem, was Menschengeist und Herz in langer geschichtlicher Entwicklung erzeugt haben, ist stets eine Eigenschaft unserer Größten gewesen. Und sie ist mit ihrer Entwicklung zur Größe gestiegen. Denn mit ihrem tieferen Eindringen in die Welt der Menschen und der Bücher ist auch die Erkenntnis des großen Zusammenhanges alles geschichtlichen Werdens gewachsen; mehr und mehr wird ihnen die Menschheit zum gewaltigen Organismus, auf den die Inschrift paßt, die Theodor Storm einst wehmütig nnd nachdenklich auf einem Grabstein liest: „Du warst, wirst sein, wirst nie vergehen, nie Todesraub." Und aus dieser Erkenntnis heraus erhält auch das, was den wirklichen, den Augenblickswert eingebüßt hat, einen Pietätswert, der ihm Dauer giebt. Aus dieser Erkenntnis heraus erwächst das Verständnis für die, denen noch positiv wertvoll erscheint, was jene nur die Pietät hochhalten läßt, aus ihr das feine Schonen in der Seele andrer, das den rücksichtslosesten Geisteskämpfer, das Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" ausrufen läßt: „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte deines Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst."

Diese Achtung vor dem, was gewesen und was ist, ist dem Wissen proportional. Und wenn sie unserer Zeit so bedenklich mangelt, wenn die Bedeutung der Pietätswerte an sich und in den Köpfen der Menge oft so völlig verkannt, so bedenklich unterschätzt wird, so hängt das damit zusammen, daß an die Stelle des wirklichen, eindringenden Wissens so viel Broschürenwissen getreten ist. Dies Broschürenwissen, dies Wissen um Schlagworte, fertige Resultate, dieses Naschen an Ragouts, aus anderer Schmaus zusammengesetzt, aus deren Resten man dann noch wohl ein eigen Ragoutchen zusammenbraut, gehört zu den bedenklichsten Zügen unserer Zeit. Zu den bedenklichsten: denn damit hängen die mancherlei Mißgriffe zusammen, die wir sonst kluge, formal gut entwickelte Menschen machen sehen, weil ihnen selbst die Pietät vor dem historisch Gewordnen fehlt, und weil sie die Bedeutung der Pietätswerte bei andren nicht richtig abzumessen verstehen.

Aber nun die andere Seite. Dieselbe Ignoranz, welche die einen die Pietätswerte unterschätzen läßt, läßt sie die andren überschätzen. Weil sie nur die gewordene Form, die Realität sehen, das Werden ihnen verborgen ist, so kommen sie, von andrer Naturanlage als jene ersten, zur blinden Verehrung des Bestehenden, der schon göttlich

Digitized by Google

erscheint, was grau vor Alter ist; zu dem falsch interpretierten Hegelschen Schluß: „Alles Wirkliche ist vernünftig.“ Daß das Aufzwingen der Tradition für das emporwachsende Geschlecht oft nichts anderes ist als, um mit Olive Schreiner zu reden, ein Versuch, einen Kinderschuh über einen Männerfuß zu ziehen, die Nahrung eines Kannibalen einem civilisierten Menschen aufzuzwingen, das können sie nicht verstehen, weil ihnen die Wandlung alles Gewordenen, das stets wiederholte, allmähliche Abbröckeln früherer Pietätswerte, unter dem Protest der damaligen Gegenwartsmenschen, verborgen ist. Diese Ignoranz ist der eigentliche Urgrund der immer erneuten Klage, daß die Völker aus der Geschichte nichts lernen. Wie sollen sie aus Geschehnissen lernen, die sie nicht kennen, oder die sie, wenn sie ihnen wirklich in Namen und Zahlen vor Augen stehen, in ihren tieferen Entstehungsbedingungen nicht erfaßt haben?

Im Grunde werden nun die Völker zwischen jenen beiden Gruppen hin- und hergerissen. Zwischen den ewigen Umstürzlern und den ewig Zurückhaltenden, zwischen denen, die keine Pietätswerte kennen, die voraussetzungslos handeln möchten, und denen, die alles mit einem Pietätswert belegen, die heutigen Zustände ewig konservieren möchten. Eben weil der Menge die äußersten Standpunkte bei ihrem Mangel an komplizierten Voraussetzungen, ihren scheinbar so einfachen und runden letzten Folgerungen weit leichter verständlich sind, als die auf weit- und tiefverzweigte Vorbedingungen gegründeten mittleren, so haben Mittelparteien dort keinen Boden. So scheint das Fangballspielen der extremen Parteien, das die Völker nur zu langsamem, in Zickzacklinien sich bewegendem Fortschritt gelangen läßt, so lange gesichert, als eine tiefere Bildung fehlt, die zu komplizierterer Erkenntnis befähigt und zu der Einsicht führt, daß die Weltprobleme sich nicht mit so einfachen Formeln lösen lassen.

Aber wo sind die Handhaben, um die rechte Formel zu finden? Wo ist die Grenze, die die echten von den falschen Pietätswerten scheidet? Wo die sichere Führung zu finden, die uns lehrt, was angetastet werden darf, ja *muß*, soll nicht Stillstand und Fäulnis eintreten, und was ewige Geltung hat? Wo endlich der richtige Maßstab für den Takt, der auch die Form zu schonen weiß, bis die Reife für eine neue erreicht ist?

Die Antwort liegt eigentlich schon in dem bisher Gesagten: das alles kann nur einer vertieften Bildung entstammen. Denn das, wovor die Ehrfurcht uns nie schwinden darf, ist die Natur selbst, die sittlich gegründete Menschennatur, die im geschichtlichen Werdeprozeß nach Entfaltung ringt. Was aber an Äußerlichkeiten, an abgestorbenen Formen und Formeln mit falschen Gefühlswerten belegt ist, kann und darf keinerlei Schonung beanspruchen, wenn auch Takt und Taktik zusammenkommen müssen, um Art und Zeit der Wandlung richtig zu bestimmen. Es erhellt ohne weiteres, daß nicht die Helden der Broschürenweisheit, nicht die nur mathematisch geschulten Köpfe, die in parlamentarischen Formen Redegeplätscher vollführen können, sondern die originalen Denker und Kenner der Menschennatur in Vergangenheit und Gegenwart die geborenen Reformer sind. Ihre Überzeugung kann auch ein vertieftes Studium nicht wanken machen, sondern nur festigen, ihnen leuchtet auch aus der verknöcherten Form der echte menschliche Zug hervor, so daß sie ihm zur ursprünglichen freien Gestaltung verhelfen können. Denn im Grunde ist jede Reform auf kulturellem Gebiet eine Wiederherstellung entstellter und geknechteter Menschennatur.

Die Ehrfurcht vor dieser Menschennatur, soweit sie zum Licht emporstrebt, die Ehrfurcht auch vor ihrem Entwicklungsgange kennzeichnet den großen Menschen, wie

Digitized by Google

andererseits die vollendete Pietätlosigkeit oder auch die Pietät jeder erstarrten und überlebten Form gegenüber den kleinen.

Diese Formen können nicht bleiben, können nirgends bleiben, wo Entwicklung sein soll; der Geist des Erwachsenen kann sich nicht entwickeln im Körper des Kindes.

Dies große Evolutionsgesetz, das die Welt beherrscht, möchten ängstliche Gemüter immer wieder leugnen. Gewiß, es versetzt die Welt in stete Unruhe; aber es ist damit wie mit der Unruhe in der Taschenuhr, sie allein hält das Werk im Gange. Völlige Ruhe kennzeichnet den Kirchhof.

Und dennoch hat man geglaubt, irgendwo einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, ein Unveränderliches, dem Wandel der Erscheinungen nicht Unterworfenes setzen zu sollen, das Mutter Natur schon fertig aus der Hand gab, an dem die Kultur nicht bessern, nur verderben könne: die Frau.

In der Gestalt, in der sie auf unsere Generation kam, war sie gleichsam ein einziger großer Pietätswert, an dem nicht gerührt werden durfte. Mochte sie sich äußerlich wandeln, mochte sie Bier trinken statt des dünnen Thees der Rahelperiode, mochte sie den Reifrock tragen statt des Empirekleides, mochte sie endlich in ein Reformkostüm hineinschlüpfen — das alles waren nur Außendinge, von jeher dem Wandel unterworfen; zur Beruhigung Unzähliger aber diente die Überzeugung, daß unter diesen Wandlungen die Frau selbst stets die gleiche bleibe, behütet „von der Notwendigkeit heiliger Macht," und an dieser sogenannten echten Weiblichkeit zu rühren, war Sakrileg.

Im Grunde hatten sie mit ihrer Überzeugung ganz recht, ebenso recht wie die, welche auch in der entstellten Form die echte Menschennatur noch finden und heilig halten. Gewiß giebt es einen Grundtypus des Weibes, so gewiß es einen Grundtypus des Menschen giebt. Nur deckt er sich so wenig mit dem, was als weibliches Ideal etwa in Gretchens oder Klärchens oder Käthchens Gestalt über die Bühne schreitet oder trippelt, wie das echte Menschentum mit dem Durchschnitts-Fin de siècle-Menschen. Diese Gretchen, Klärchen, Käthchen sind Übergangsformen, von genialer Hand ergriffen und festgehalten, als sie Gegenwart bedeuteten; für uns haben sie neben dem dichterischen nur einen Pietätswert. Sie sind nicht der Grundtypus echter Weiblichkeit. Das Nämliche freilich wird eine spätere Generation von den Noras und Ellidas sagen, die die ganze nervöse Unruhe, das Sprunghafte, Unvermittelte, oft Hastige und Unschöne der modernen Frau verkörpern, das Eckige, das den aus der Epoche des Unbewußten heraustretenden Menschen kennzeichnet. Auch sie werden für die nach uns Kommenden, die zur Harmonie Gelangten nur einen Pietätswert haben; sie werden sich bewußt sein, daß sie diesen Ringenden die Einheitlichkeit, die Fülle ihres Daseins zu danken haben.

Aber weder hier noch dort ist die Schablone geboten, in die das Weib hineingepreßt werden könnte, um ihrer Wesensbestimmung zu entsprechen, aus dem einfachen Grunde nicht, weil es eine solche Schablone überhaupt nicht giebt. Auch die Frau ist, so gut wie die ganze organische Welt, auf Evolution gestellt, auf Entwicklung angewiesen. Und nur vor einem brauchen wir Ehrfurcht zu haben: vor ihrer innersten Natur; den Phasen gegenüber, die sie durchlaufen hat, auch der Phase gegenüber, in der sie sich jetzt befindet, bedarf es nur des richtigen Takts und der richtigen Taktik, um zu schonen und um nichts zu verfrühen oder zu verspäten; im übrigen heißt es auch hier mit den falschen Gefühlswerten, mit denen solche Durchgangsstadien belegt sind, ruhig und entschlossen aufräumen.

Digitized by Google

Diese innerste Natur des Weibes auf eine knappe Formel bringen, ist schon darum eine nicht zu lösende Aufgabe, weil der Frau noch nie die volle Freiheit der Entwicklung geworden ist, die sie ganz zu Tage treten ließ, weil wir sie ebenso oft in der durch Zwang einerseits und Furcht andrerseits hervorgebrachten Verzerrung kennen gelernt haben als in der schönen Freiheit der Erscheinung. Daß aber die Worte: Mütterlichkeit, Helferin, Liebe, ein gut Teil, ja den besten Teil ihres Wesens umgrenzen, soviel dürfte die ungeschriebene Geschichte der Frau wohl schon verraten haben.

Die „moderne Frau" acceptiert diese Begriffsbestimmung ganz, wenn sie sie auch nicht als erschöpfend ansieht. Es ist eine der blödesten Verleumdungen der Frauenbewegung, wenn man behaupten will, sie trete der Ehe und Mutterschaft feindlich gegenüber. Ganz im Gegenteil, sie will sie mit dem volleren Gehalt erfüllen, den die intensivere Lebensenergie unserer Zeit in alle Verhältnisse hineinzutragen versucht, sie will auch hier mit falschen Gefühlswerten räumen und der Ehrfurcht vor der echten Menschennatur zum Siege verhelfen. Und da hat besonders eine Wandlung, die sich zu vollziehen beginnt, durch ihren äußeren Verlauf zu der erwähnten Auffassung vielleicht Veranlassung gegeben.

Fassen wir nämlich das Frauenideal der vergangenen Generation in den bezeichnendsten Ausdruck zusammen, so lautet er: Unterordnung, Passivität bis zur Auslöschung der eigenen Persönlichkeit. Der Dichter giebt seinem tiefsten Herzensbedürfnis Ausdruck, wenn er die Liebende als niedre Magd den hohen Stern der Herrlichkeit preisen, wenn er sie ausrufen läßt:

„Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demut
Mich verneigen dem Herrn mein."

Seinem Bedürfnis und dem künstlich auf diese Magd-Stimmung herabgeschraubten Frauenempfinden seiner Zeit. Es erinnert an die ekstatische Hingabe hochgespannten religiösen Empfindens, und eben darin liegt seine Erklärung. Es ist die Hingabe der Unfertigen, Schutzbedürftigen, Verehrenden; eine Hingabe, die mit einem vollen, tiefen Glücksempfinden verbunden sein kann, sich in Verbindung mit dieser vollen Auslöschung der eignen Persönlichkeit aber immer nur da findet, wo einem höher Gearteten demütige Verehrung gebührt. Und so wird in der That damals das Verhältnis der Frau zum Manne empfunden. Auf den reinsten und rührendsten Ausdruck hat wohl diesen Frauentypus Adalbert Stifter gebracht.[1]) Ein wilder Mann hat ein scheues, junges Weib gefreit, dessen rührende Angst und Hilflosigkeit ihn zur Sanftmut und Schonung zwingt, bis sie zu vollem Vertrauen erstarkt, und so — berichtet er — „ging ihr die Seele verloren, bis sie sonst nirgends war als in mir. . . Und als schon viele Jahre vergangen waren, als ihr schon Mut und Vertrauen gewachsen war, als sie in meiner sicheren Gattenliebe und Ehrbezeugung ruhen konnte: war sie noch demütig wie eine Braut und aufmerksam wie eine Magd . . ." Als sie eines Tages wieder mit ihm in Berg und Wald umherstreift, nachdem sie drei Jahre lang bei einem Mägdlein, das sie ihm geboren, zu Hause geblieben ist, kommen sie, im Walde verirrt, an eine sogenannte Holzriese, eine frei über den Abgrund gespannte, aus Bäumen gezimmerte Rinne, in der man das geschlagene Holz zu Thal führt.

[1]) Studien. Bd. 2, Aus der Mappe meines Urgroßvaters. Kap. 3.

Digitized by Google

Da ihnen kein anderer Ausweg bleibt, gehen sie hinüber, der Mann voran, die Frau, ihr Hündchen im Arm tragend, in der Mitte; ein Holzknecht macht den Beschluß. Ein Alpenstock, der Länge nach von allen gefaßt, stellt als eine Art von Geländer die Verbindung her. „So gingen wir," berichtet der Mann, „auf die Brücke, die in der Abenddämmerung wie eine gezogene Linie war. Ich hörte, da wir auf dem Holze gingen, nur seine Tritte mit den schwerbeschlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Riese waren, sagte der Holzknecht leise: ‚Sitzt nieder,' — auch empfand ich, daß der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich schaute plötzlich um — und . . . ich sah nur ihn allein . . . Sie lag unten zerschmettert. Still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zustand erraten, bis sie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfing. Da rief er ihr zu, sie solle sich setzen — aber es war zu spät. Wie ein weißes Tuch, sagte er, war es an seinen Augen vorübergegangen, und dann habe er nur mich allein gesehen." Dem feinen Gemälde ist ein outrierter Zug beigefügt, der die Verzeichnung verrät: das Hündchen ist gerettet, da die Frau es beim Fallen emporgehoben hat.

Die Symbolik solcher Zeichnungen bedarf keiner weiteren Deutung. Die Frauen jener Tage haben sie ohne Protest acceptiert: Chamisso und Stifter sind erklärte Frauenlieblinge gewesen. Die heutige Generation spottet ihrer vielfach; sie aus ihrer Zeit heraus zu begreifen, ist wohl fruchtbarer. Ihr Frauenideal ist freilich für uns nicht haltbar. Ziehen wir seine äußerste Konsequenz, so kommen wir zum Käthchen von Heilbronn, das nahe daran ist, die Peitsche ihres Gebieters zu kosten, ihm aber doch mit der Demut eines Hündchens nachläuft. Stifters feine Studie wird hier zur Karikatur, die Auslöschung der eigenen Persönlichkeit zum hysterischen Sichfortwerfen.

Wenn wir unvermittelt die Auffassung unserer Zeit diesem Frauenideal gegenüberstellen, so verstehen wir vielleicht die Erregung der unter seinem Einfluß großgewordenen Generation, für die ein starker Gefühlswert auf der liebgewordenen und vertrauten Überlieferung liegt.

Ein moderner Ethiker faßt dies moderne Frauenideal vielleicht in den knappsten, wenn auch in der Formulierung noch nicht ganz glücklichen Ausdruck: „Es ist notwendig", sagt er, „daß die Frau ihren vollen moralischen Selbstzweck erfülle und aus der wirtschaftlichen und sexualen Knechtschaft des Mannes befreit und zum Beruf ihres geistigen Menschentums erhoben werde." Den moralischen Selbstzweck der Frau aber sieht er in der Aufgabe, eine Persönlichkeit zu sein, die sich selbst genügt und in der Entwicklung der Menschheit zu höheren Lebensformen ihren Wert erblickt. So lange sie diesem Selbstzweck nicht genüge, werde ihre Gatten- und Mutterschaft eine Art Sklaverei bleiben. Und aus Platos Idealstaat wie aus dem Christentum ergebe sich, daß die Frau an der Gestaltung der sozialen Ordnung teilnehmen und Einfluß auf ihr eigen Schicksal gewinnen, daß sie ein selbständiges Glied in der geistigen Kulturgemeinschaft der freien Menschheit werden solle.[1])

[1]) Ludwig Woltmann, System des moralischen Bewußtseins, (Düsseldorf, Hermann Michels), S. 350 ff.

Digitized by Google

Wenn man sich den Wert einer philosophischen Maxime klarmachen will, so stellt man sich am besten ihre konkrete Verkörperung vor. Da scheint Ibsens Nora sich von selbst darzubieten. Die Erkenntnis, daß sie Selbstzweck ist, läßt sie Mann und Kinder verlassen, um zunächst der Ausgestaltung der eignen Persönlichkeit zu leben. Nun, wir alle, ob Frauenrechtlerinnen oder nicht, würden wohl eine Frau, die im wirklichen Leben so handelt, verurteilen, vielleicht Ibsen selbst. Aber die ernste Wahrheit, die das Stück lehrt, konnte nur unter diesem Symbol herauskommen. Daß die Frau von heute nicht mehr im Puppenheim sitzt, daß ihr nicht mehr ein süßes Hindämmern, ein Naturleben gestattet sein darf, daß sie größere Aufgaben zu lösen hat, denen sie nur mit den Hilfsmitteln erhöhter geistiger Kultur beikommen kann, diese ernste Wahrheit hätten wir nicht begriffen, wenn Nora etwa von nun an einen Doktor der Philosophie hätte zu sich kommen lassen, der ihr täglich einige Privatstunden gegeben hätte. Es muß ein Riß durch ihr Leben gehen, weil sie nur dem einen, dem Naturzweck genügt hat, von einem Kulturzweck bisher aber nichts gewußt. Dieser Riß geht heute durch das Leben vieler Frauen, vielleicht ohne daß sie sich klar darüber sind. Denn die Voraussetzungen zur Erfüllung ihres moralischen Selbstzwecks hat ihnen so wenig wie Nora das Leben mit in die Ehe gegeben; dauert doch in deutschen Landen allein das System noch fort, nach dem der Mann nur spärliche Brocken der geistigen Nahrung, die ihm selbst in reicher Fülle zuströmt, am Frauentisch servieren läßt. Es gehört eine seltene geistige Energie, eine noch seltenere Unabhängigkeit des Denkens dazu, um unter dem deutschen Mädchenerziehungssystem zur Trägerin eines moralischen Selbstzwecks heranzureifen.

So kann denn auch Nora nicht als Verkörperung der erwähnten Theorie gelten. Unter allen dichterischen Schöpfungen kommt ihr nur eine nahe: die leuchtende Gestalt der Iphigenie. Aber sie hat des Dichters Phantasie in eine Welt gestellt, die das völlige Gegenspiel der unsern ist, eine Welt, in der reines, edles Menschentum als vollwichtiger Einsatz gilt, eine Welt, in der es keine Konkurrenznot giebt, in der Mann und Weib geistig ebenbürtig und von gleicher Bildung einander gegenüberstehen, während bei uns der in möglichster geistiger Wehrlosigkeit gehaltenen Frau jeder Zollbreit Boden von dem schwergerüsteten Manne bestritten wird. Noch heißt es da: „Hier herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.“ Und darum finden wir in der Litteratur noch nicht und im Leben selten bei der „neuen Frau“ die vollendete Ruhe und Harmonie, die das Bewußtsein voller Ausgestaltung der Persönlichkeit und unbestrittener Geltung im Leben giebt. Wer das bedenkt, wird es weniger schwer nehmen, daß die Grazien bei mancher „neuen Frau“ nicht an der Wiege standen; die Grazien hätten diesen Kampf nicht ausfechten können. Und doch ist es dieser Umstand, das bißchen Kinderkrankheit unserer großen Bewegung, die etwas eckigen, knabenhaften Kampfbewegungen, die hie und da sich zeigen, die so manchen vernünftig denkenden Mann, so manche Frau, die in unsere Reihen gehörte, zurückhält. Hat nicht ihr eigener Sohn, hat nicht ihr Backfischchen solche Jahre durchzumachen gehabt, als sie aus der Periode der Unbewußtheit in das vollbewußte Leben hinübertraten? Gerade das aber geschieht heute mit dem Frauengeschlecht. Und es ist kein Zufall, daß es eben jetzt geschieht. Die Gestaltung der äußeren Welt ist zu einem gewissen Abschluß gediehen; die Technik, des Mannes Werk, feiert überall ihre Triumphe. Sie hat auch der Frau Freiheit zu anderem als rein häuslichem Schaffen gegeben. Und sie fühlt und sieht, daß im geistigen, im sozialen Leben eine Lücke ist, die nur sie füllen kann.

Digitized by Google

Und eben dies Bewußtsein läßt sie aus der gänzlichen Unterordnung zu bewußter Selbstbehauptung gelangen.

Wenn wir nun dies neue Frauenideal an dichterischen Erzeugnissen oder konkreten Erscheinungen noch nicht messen können, so haben wir doch einen andern Weg, es auf seine Berechtigung hin zu prüfen.

Gehen wir wieder von dem Unbestrittenen, vom Mutterschaftsberuf der Frau aus. Denken wir uns seine Ausübung in einer so komplizierten, in ihren ethischen, religiösen, sozialen Überzeugungen so unsicher umhertastenden Zeit wie die unsere, denken wir uns da die Frau an ihre Aufgabe, an die Aufgabe der Menschenerziehung herantreten als jenes Scheinwesen, das sein Licht nur von einem andern empfängt, als jene sich selbst auslöschende Persönlichkeit, die nur in Andacht und Demut ihrem Herrn sich neigen kann. Und nun denke man sich unsere modernen Kinder, Skeptiker fast schon in der Wiege, von einem Mangel an Ehrfurcht, wie kaum eine frühere Generation, wißbegierig, vorwärtsstrebend, von Achtung erfüllt nur der geschlossenen Leistung, der fertigen Persönlichkeit gegenüber. Die Mutter mit ihrem dürftigen Wissen, ihren unsicheren, auf Autoritäten sich stützenden Meinungen, ihren armseligen Schlagworten in Tagesfragen wird besonders den Söhnen bald nur noch das „Mamachen" sein, das sie freundlich protegieren, für das sie ein warmes Empfinden haben können, das aber auf ihr geistiges Leben keinerlei Einfluß haben kann. Will die Frau von heute auch nur den von aller Welt ihr zugestandenen Beruf erfüllen, soll das „Mamachen" wieder zur Mutter werden, zur Mutter, der der Sohn die geistige Existenz dankt wie die leibliche, so muß die Frau sich zur Persönlichkeit entwickelt haben, so müssen die Hilfsmittel unserer Kultur ihr offenstehen wie dem Manne, denn ohne ernste geistige Arbeit wird unter unseren heutigen Lebensverhältnissen niemand zu einer Persönlichkeit, die andre zu leiten, andern etwas zu sein vermag.

Giebt man das zu, so folgen alle weiteren Konsequenzen von selbst. Denn der freien Persönlichkeit in ihrer Entwicklung Halt zu gebieten, ist ein Versuch, der zwar immer wieder gemacht wird, der aber niemals gelingen kann. Sie entwickelt sich nach den in ihr liegenden Gesetzen, nach ihrer Wesensbestimmtheit. Und in der richtigen Empfindung, daß diese in erster Linie in der Liebe, der Mütterlichkeit bestehe, verlangt die Frau sie über den Rahmen der Familie auszuüben, sie auch den Draußenstehenden, den Verstoßenen und Enterbten zukommen zu lassen. Und da unsere ganzen Verhältnisse das direkte Widerspiel der Liebe sind, da jedermanns Hand wider jedermann ist, da das Christentum, zu dem wir uns äußerlich bekennen, das Gesetz der Nächstenliebe, nirgends bei uns Wahrheit geworden ist, da die Frau mithelfen will und ihrem innersten Beruf nach mithelfen *muß*, es zu verkörpern, so muß sie folgerichtig die Stellung im Staat verlangen, die ihr den nötigen Einfluß sichert; sie muß das Leben der Gemeinden so gut mitleben und mitlenken als der Mann, sie muß an der Gestaltung der Gesetze mitwirken, wenn sie in der That die Aufgabe, die ihr geworden: der Mütterlichkeit ihren Platz in der Kulturwelt zu sichern, erfüllen will. Das möchte der positive Inhalt oder besser ein Teil des positiven Inhalts sein der Formel: moralischer Selbstzweck, die der Ethiker aufstellt. Das möchte endlich der absolute Wert sein, der nicht mehr zum bloßen Pietätswert herabsinken kann.

So würde es denn also keine letzte äußere Schranke für die Frauenbewegung geben? So wenig es eine letzte äußere Schranke für die Männerbewegung giebt; denn so einseitig muß man wohl bis jetzt noch die Bewegung der Völker nennen, die

Digitized by Google

auf immer höhere Kultur, immer edlere Sitte, immer gerechtere Lebensbedingungen gerichtet ist, und deren Fortgang uns auch ein augenblicklicher Stillstand niemals verkennen lassen sollte. Und die Zeit wird kommen, vielleicht eher als wir denken, wo die Frau voll mit eintritt in diesen Zug zur Höhe empor, wo Männerbewegung und Frauenbewegung in der Menschheitsbewegung aufgehn. Dann, aber erst dann, wird die Zeit gekommen sein, wo die hohe Gestalt der Iphigenie, die einem ganzen Volk den Stempel höherer Gesittung aufzudrücken vermag, aus der dichterischen Wirklichkeit in die Lebenswirklichkeit hinüberschreitet, wo die Frau, auf sich selbst ruhend, im Vollbesitz einer unbestrittenen Geltung innerhalb der Kulturwelt, auch nach außen die volle Ruhe und Harmonie wiederfindet, die man so ungern von ihr sich abgetrennt denkt. Und willig wird der Mann die Gestalt vermissen, die ihm jetzt noch einen so hohen Pietätswert hat; statt Eiche und Epheu werden die Doppelsterne, die um einander, d. h. um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt gravitieren, ihr Verhältnis kennzeichnen. Schon deuten die Zeichen dahin; will doch schon heute die jüngere Generation in der Frau nicht die anbetend sich Neigende, sondern den rüstigen geistigen Kameraden haben, mit dem sie gemeinsam sucht und findet.

Um dies Ziel zu erreichen, haben wir noch manchen Schritt in Sonnenbrand und Regenschauern vor uns; auch ein Hagelwetter wird manchmal nicht fehlen. Gerade unsere Generation ist an einen verantwortlichen Platz gestellt. Wir sind die Pfadsucher, die hier zu schonen und zu umgehen, dort unerbittlich wegzuräumen haben was an verdorrtem Gestrüpp, an dem doch manches Herz noch hängt, auf unserem Wege liegt. Da heißt es sorgfältig scheiden zwischen echten und falschen Gefühlswerten. Nur eins kann uns richtig leiten: die Ehrfurcht vor echter, edler Menschennatur, die Ehrfurcht vor unserer Bestimmung, die allein uns das hohe Verantwortlichkeitsgefühl geben kann, dessen wir täglich und stündlich bedürfen. Und daneben die feine Schonung andrer, die nur die warme, selbstverleugnende Menschenliebe lehrt. Aber auch die Furchtlosigkeit falschen Deutungen, kleinlichen Auffassungen gegenüber, die den so gern schädigt, der unbekümmert einem großen Ziel entgegengeht. Und gerade in diesem Punkt hat die Frauenwelt noch viel zu lernen. Man hat sie durch Jahrtausende gelehrt, den Schein über das Sein zu setzen; sie muß erst langsam zu dem unerschrockenen Bekennen ihres innersten Wesens, dem festen Eintreten für ihre Überzeugungen erzogen werden, das dem Manne schon lange eigen ist. Aber sie wird es lernen. Und dann erst wird sie der an Liebe so arm gebliebenen Kulturwelt den Reichtum spenden können, den sie bisher nur den Ihren gab und den sie auch der Welt schuldet. Und eher nicht werden die Worte verkörpert werden, die einst durch die schweigende Nacht klangen und immer wieder als Mahnruf an unser Ohr dringen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Digitized by Google

Das vertragsmäßige eheliche Güterrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ein juristisches Mahnwort an Bräute.

Von

Victor Stegemann (Celle), Geh. Justizrat.

Nachdruck verboten.

An Stelle des gesetzlichen ehelichen Güterrechts, das im Märzheft dieser Zeitschrift dargestellt ist, kann durch Ehevertrag der Verlobten ein anderes eheliches Güterrecht gesetzt werden. Es lassen sich fünf Arten eines vertragsmäßigen Güterrechts unterscheiden:

1. Die Eheschließenden vereinbaren die Gütertrennung. In diesem Fall stehen sich die beiden Ehegatten als zwei vollständig gleichberechtigte Individuen gegenüber; es gelten aus Rücksicht darauf, daß sie eben Ehegatten sind, nur einige besondere Rechtssätze und zwar diejenigen, die in dem gedachten Aufsatz in § 2 unter V im wesentlichen dargestellt sind.

2. Die Eheschließenden vereinbaren die allgemeine Gütergemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

3. Die Eheschließenden vereinbaren die Errungenschaftsgemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

4. Die Eheschließenden vereinbaren die Fahrnisgemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat diese drei Gemeinschaften bis in das einzelne gesetzlich geregelt, und diese Regelung ist maßgebend für die unter die gedachten Vereinbarungen gestellten Ehen.

5. Endlich können die Eheschließenden beliebige andere Vertragsbestimmungen treffen. Dieselben sind maßgebend, sofern sie nur den Bestimmungen genügen, die für die Giltigkeit der Verträge überhaupt gegeben sind, beispielshalber nicht auf Unmögliches gerichtet, nicht durch Betrug oder Irrtum hervorgerufen sind und dergleichen mehr.

Über die unter 1 und 5 erwähnten Eheverträge ist weiteres nicht zu sagen; die unter 2, 3, 4 erwähnten Eheverträge sollen, so wie das Bürgerliche Gesetzbuch in seinen §§ 1437 bis 1557 sie gestaltet hat, in dem nachfolgenden dargelegt werden, jedoch nicht in dem Sinn, daß die Festsetzungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine vollständige und erschöpfende Darstellung oder gar eine juristische Durcharbeitung erhielten, sondern lediglich in dem Sinn, daß die Frau, die im Begriff steht, eine Ehe einzugehen, einen Leitfaden habe, an dem ihr die Lektüre und das Verständnis der gesetzlichen Bestimmungen, soweit sie für ihre konkreten Zwecke von Interesse sind, in etwas erleichtert werden.

Digitized by Google

§ 2.
Die allgemeine Gütergemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

1. Gesamtgut und Vorbehaltsgut.

Das Vermögen des Mannes und das Vermögen der Frau, gegenwärtiges und zukünftiges, werden gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten (Gesamtgut). Von dem Gesamtgut ausgeschlossen ist das Vorbehaltsgut; und Vorbehaltsgut ist namentlich, was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut eines der Gatten erklärt ist, und was einer der Ehegatten durch Erbfolge, durch Vermächtnis oder als Pflichtteil erwirbt oder was ihm unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zuwendung bestimmt hat, daß der Erwerb Vorbehaltsgut sein soll. Auf das Vorbehaltsgut der Frau finden die bei der Gütertrennung für das Vermögen der Frau geltenden Vorschriften entsprechende Anwendung; jedoch hat die Frau zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes einen Beitrag nur insoweit zu leisten, als hierzu die Einkünfte des Gesamtguts nicht ausreichen.

2. Verwaltung des Gesamtguts.

Das Gesamtgut unterliegt der Verwaltung des Mannes; er bedarf jedoch der Einwilligung der Frau namentlich zur Verfügung über ein zu dem Gesamtgut gehörendes Grundstück und zu einer Schenkung aus dem Gesamtgut.

Zur Annahme oder Ausschlagung einer der Frau zugefallenen Erbschaft oder eines ihr angefallenen Vermächtnisses ist nur die Frau berechtigt; die Zustimmung des Mannes ist nicht erforderlich. Das Gleiche gilt von dem Verzicht auf den Pflichtteil sowie von der Ablehnung eines der Frau gemachten Vertragsantrages oder einer Schenkung.

Der Mann ist der Frau für die Verwaltung des Gesamtguts nicht verantwortlich. Er hat jedoch für eine Verminderung des Gesamtguts zu diesem Ersatz zu leisten, wenn er die Verminderung in der Absicht, die Frau zu benachteiligen, oder durch ein Rechtsgeschäft herbeiführt, das er ohne die erforderliche Zustimmung der Frau vornimmt.

3. Schuldenhaftung.

Der eheliche Aufwand fällt dem Gesamtgut zur Last. Aus dem Gesamtgut können die Gläubiger des Mannes unter allen Umständen Befriedigung verlangen, wogegen das Gesamtgut für eine Verbindlichkeit der Frau, die aus einem nach dem Eintritt der Gütergemeinschaft vorgenommenen Rechtsgeschäft entsteht, in der Regel nur dann haftet, wenn der Mann seine Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft erteilt hat.

Was ein Ehegatte zu dem Gesamtgut oder die Frau zu dem Vorbehaltsgut des Mannes schuldet, ist erst nach Beendigung der Gütergemeinschaft zu leisten; soweit jedoch zur Berichtigung einer Schuld der Frau deren Vorbehaltsgut ausreicht, hat sie die Schuld schon vorher zu berichtigen. Was der Mann aus dem Gesamtgut zu fordern hat, kann er erst nach Beendigung der Gütergemeinschaft fordern.

4. Beendigung und Auseinandersetzung.

Die Beendigung der allgemeinen Gütergemeinschaft tritt nicht allein infolge der Beendigung der Ehe durch Tod oder Scheidung ein.

Beide Ehegatten haben in solchen vom Gesetz näher präzisierten Fällen, in denen die Vermögensverwaltung so wie bisher nicht füglich weitergeführt werden kann, ein Recht, auf Aufhebung der Gütergemeinschaft zu klagen. Mit der Rechtskraft des ergangenen Urteils tritt für die Zukunft Gütertrennung ein.

Nach der Beendigung der Gütergemeinschaft findet in Ansehung des Gesamtguts die Auseinandersetzung statt. Bis zu dieser steht die Verwaltung beiden Ehegatten gemeinschaftlich zu.

Die Auseinandersetzung erfolgt in der Weise, daß der nach der Berichtigung der Gesamtgutsverbindlichkeiten verbleibende Überschuß den Ehegatten zu gleichen Teilen gebührt. Wird die Ehe durch den Tod eines der Ehegatten gelöst und ist ein

Digitized by Google

gemeinschaftlicher Abkömmling nicht vorhanden, so gehört der Anteil des verstorbenen Ehegatten am Gesamtgut zum Nachlaß.

5. Fortgesetzte Gütergemeinschaft.

Sind aber beim Tode eines Ehegatten gemeinschaftliche Abkömmlinge vorhanden, so wird zwischen dem überlebenden Ehegatten und den gemeinschaftlichen Abkömmlingen, die im Fall der gesetzlichen Erbfolge als Erben berufen sind, die Gütergemeinschaft fortgesetzt; der Anteil des verstorbenen Ehegatten gehört in diesem Fall nicht zum Nachlaß. Dieses Rechtsverhältnis der fortgesetzten Gütergemeinschaft läßt sich in der Kürze dahin definieren, daß der überlebende Ehegatte die rechtliche Stellung des Mannes, die Abkömmlinge die rechtliche Stellung der Frau haben.

Der überlebende Ehegatte kann jedoch die Fortsetzung der Gütergemeinschaft ablehnen, und jederzeit die fortgesetzte Gütergemeinschaft wieder aufheben. Seine Wiederverheiratung beendet die fortgesetzte Gütergemeinschaft.

§ 3.

Die Errungenschaftsgemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

1. Gesamtgut, eingebrachtes Gut und Vorbehaltsgut. Verwaltung derselben.

Was der Mann oder die Frau während der Errungenschaftsgemeinschaft erwirbt, wird gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten (Gesamtgut). Auf das Gesamtgut finden im wesentlichen die für die allgemeine Gütergemeinschaft geltenden Vorschriften Anwendung.

Dem Gesamtgut stehen gegenüber das eingebrachte Gut eines Ehegatten und das Vorbehaltsgut der Frau.

Eingebrachtes Gut eines Ehegatten ist namentlich, was ihm beim Eintritt der Errungenschaftsgemeinschaft gehört, was er von Todes wegen oder mit Rücksicht auf ein künftiges Erbrecht, durch Schenkung oder als Ausstattung erwirbt, was durch Ehevertrag für eingebrachtes Gut erklärt ist. Das eingebrachte Gut wird für Rechnung des Gesamtguts in der Weise verwaltet, daß die Nutzungen, welche nach den für den Güterstand der Verwaltung und Nutznießung geltenden Vorschriften dem Mann zufallen, zu dem Gesamtgut gehören; auf das eingebrachte Gut der Frau finden die für diesen Güterstand gegebenen Vorschriften Anwendung.

Vorbehaltsgut der Frau ist namentlich, was durch Ehevertrag für Vorbehaltsgut erklärt ist und was die Frau durch Erbfolge, durch Vermächtnis oder als Pflichtteil erwirbt oder was ihr unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zuwendung bestimmt hat, daß der Erwerb Vorbehaltsgut sein soll. Vorbehaltsgut des Mannes ist ausgeschlossen. Für das Vorbehaltsgut der Frau gilt das Gleiche wie für das Vorbehaltsgut bei der allgemeinen Gütergemeinschaft.

Es wird vermutet, daß das vorhandene Vermögen Gesamtgut sei, so daß der, der ein anderes behauptet, solches beweisen muß.

2. Schuldenhaftung.

Der eheliche Aufwand fällt dem Gesamtgut zur Last. Dasselbe haftet für die Verbindlichkeiten des Mannes stets, für eine Verbindlichkeit der Frau jedoch, die aus einem nach dem Eintritt der Errungenschaftsgemeinschaft vorgenommenen Rechtsgeschäft entsteht, in der Regel nur dann, wenn die Vornahme des Rechtsgeschäfts mit Zustimmung des Mannes erfolgt ist.

Was ein Ehegatte zu dem Gesamtgut oder die Frau zu dem eingebrachten Gut des Mannes schuldet, ist erst nach der Beendigung der Errungenschaftsgemeinschaft zu leisten; soweit jedoch zur Berichtigung einer Schuld der Frau ihr eingebrachtes Gut und ihr Vorbehaltsgut ausreichen, hat sie die Schuld schon vorher zu berichtigen. Was der Mann aus dem Gesamtgut zu fordern hat, kann er erst nach der Beendigung der Errungenschaftsgemeinschaft fordern.

Digitized by Google

3. Endigung und Auseinandersetzung.

Beide Ehegatten haben auch hier unter ähnlichen Verhältnissen, wie bei der allgemeinen Gütergemeinschaft, ein Klagerecht auf Aufhebung der Gemeinschaft, die mit der Rechtskraft des Urteils eintritt. Auch endigt die Errungenschaftsgemeinschaft mit der Rechtskraft des Beschlusses, durch den der Konkurs über das Vermögen des Mannes eröffnet wird. Nach der Rechtskraft dieser Entscheidungen tritt für die Zukunft Gütertrennung ein.

Nach der Beendigung der Errungenschaftsgemeinschaft findet in Ansehung des Gesamtguts die Auseinandersetzung in gleicher Weise wie bei der allgemeinen Gütergemeinschaft statt; hinsichtlich des eingebrachten Guts der Frau gelten die Bestimmungen, die dafür bei dem Güterstande der Verwaltung und Nutznießung durch den Mann gelten.

§ 4.

Die Fahrnisgemeinschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Das bewegliche Vermögen beider Ehegatten und die Errungenschaft (also gegebenen Falls auch Grundstücke) werden gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten (Gesamtgut).

Demgegenüber stehen das eingebrachte Gut beider Ehegatten und das Vorbehaltsgut der Frau. Vorbehaltsgut des Mannes ist ausgeschlossen.

Eingebrachtes Gut eines Ehegatten ist namentlich das unbewegliche Vermögen (d. h. Grundstücke nebst Zubehör und Rechte an ihnen und auf sie mit Ausnahme der Hypotheken, Grundschulden und Rentenschulden), das er beim Eintritt der Fahrnisgemeinschaft hat oder während der Gemeinschaft durch Erbfolge, durch Vermächtnis oder mit Rücksicht auf ein künftiges Erbrecht, durch Schenkung oder als Ausstattung erwirbt, ferner was durch Ehevertrag für eingebrachtes Gut erklärt ist, und was er durch Erbfolge, durch Vermächtnis oder als Pflichtteil erwirbt oder was ihm unter Lebenden von einem Dritten unentgeltlich zugewendet wird, wenn der Erblasser durch letztwillige Verfügung, der Dritte bei der Zuwendung bestimmt hat, daß der Erwerb eingebrachtes Gut sein soll. — Auf das eingebrachte Gut finden die bei der Errungenschaftsgemeinschaft für das eingebrachte Gut gegebenen Vorschriften Anwendung.

Fortgesetzte Gütergemeinschaft tritt nur ein, wenn sie durch Ehevertrag vereinbart ist.

Im übrigen finden auf die Fahrnisgemeinschaft die für die allgemeine Gütergemeinschaft gegebenen Vorschriften Anwendung.

Schlußbemerkung.

Nur in der Kürze ist in dem vorstehenden und früheren Aufsatz das eheliche Güterrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs dargestellt. Es ist recht kompliziert; und wer die große Reihe der Gesetzes-Paragraphen liest, könnte — sit venia verbo — fast in den Irrtum verfallen, daß er anstatt ehelichen Güterrechts die Lehre über kaufmännische Erwerbsgesellschaften studiere. Dahin hat die Verquickung der Ehe mit dem Portemonnaie der Ehegatten geführt. War diese Verquickung im alten deutschen Recht vorhanden, so war sie doch deshalb nicht nötig für das neue deutsche Recht! Das deutsche Volk ist doch zu verständig, etwas bloß deshalb für schön zu halten, weil es deutschen Ursprungs ist; warum sind wir nicht dem Beispiel der anderen modernen Kulturvölker gefolgt, die ebensowenig wie die alten Römer die Ehe und das Vermögen der Ehegatten konfundiert haben und nach dem System der Gütertrennung leben?

Es sei gestattet, nach dem Citat der Frau Emilie Kempin (die Rechtsstellung der Frau S. 169) folgende Worte aus dem Buch des Professors Bridel „Le droit des femmes“ (Paris 1893) hierher zu setzen: „Die Gütertrennung oder Unabhängigkeit der Güter ist widerspruchslos das einfachste und klarste System für alle Beteiligten: für die Ehegatten, wie die Dritten. Es ist auch das gerechteste System, das einzige, welches in That und Wahrheit den Rechten der Frau Rechnung trägt. Dieses System

Digitized by Google

erscheint als das System der Neuzeit und der Zukunft, im Gegensatz zu den übrigen Kombinationen, welche der Vergangenheit angehören. Lassen wir die Irrtümer der Vorzeit mit allen ihren Häßlichkeiten und gehen wir mit Entschiedenheit die Bahn der Gerechtigkeit und Freiheit. Was giebt es Einfacheres und Rationelleres als folgende Bestimmungen: jeder der Ehegatten trägt zu Haushaltslasten im Verhältnis seines Vermögens bei, während die besondere Verantwortlichkeit des Ehemannes, in seiner Eigenschaft als Haupt der Familie, bestehen bleibt. Was die Verwaltung anbetrifft, so behält jeder seine Verfügungsfreiheit über sein Vermögen, solange nichts anderes vertraglich vereinbart ist. Wohlverstanden, der Ehefrau wird es jederzeit freistehen, ihrem Mann ihr Vermögen zur Verwaltung zu überlassen, und in der Praxis, wo die Verhältnisse normal sind, wird dies auch das Regelmäßige sein. Aber wenn die Frau aus irgend einem Grund die Verwaltung ihres Eigentums zurücknehmen will, mit welchem Recht soll sie daran verhindert werden? Die Zahl der Juristen, welche für dieses System eintreten, mehrt sich von Jahr zu Jahr. Wir sehen hier ein bekanntes Phänomen: es ist der gewöhnliche Lauf der menschlichen Dinge, erst durch alle möglichen Komplikationen hindurchzugehen, bevor sie an der Einfachheit anlangen. Und wenn das Einfache schließlich entdeckt worden ist, so hat man die größte Mühe, zu begreifen, daß es so viele Jahre und zuweilen Jahrhunderte gebraucht hat, um dahin zu kommen."

Abseits.

Novelle

von

Johanna Klemm.

Nachdruck verboten.

Durch das breite, niedere Fenster einer Mansarde fällt das kalte Licht des Februarnachmittags, dem es nicht gelingt, über die Öde dieses Raums hinwegzutäuschen. Es ist eins jener billigen möblierten Zimmer, die nur das Nötigste enthalten und dies gewöhnlich in recht verbrauchtem Zustand, so daß es von dem jeweiligen Besitzer abzuhängen pflegt, etwas wie ein wirkliches Wohnzimmer daraus zu machen.

Hier hat wohl überhaupt noch niemand den Versuch dazu gemacht, denn ein abgenutzter Koffer wie eine flache Holzkiste stehen ungeöffnet da, und eine leere Staffelei lehnt unbeachtet in einer dunklen Ecke. Der Eigentümer aber dieser wenigen Habseligkeiten sitzt mitten im Zimmer am Tisch, hat den Kopf in die linke Hand gestützt, während die Rechte schlaff herabhängt, und starrt vor sich hin. Dann und wann geht ein leises Frösteln durch seinen Körper, aber er verändert seine Stellung nicht. Daß der Tag sich neigt und graue Dämmerungsschatten an den farblosen Wänden hinkriechen, scheint er nicht zu bemerken.

Da dringt durch die Stille der Ton eines Flügels. Eine Folge von dunklen, vibrierenden Accorden, fast wie das Schwirren eines fernen Orchesters — eine kurze Pause — und dann hebt eine tiefe Frauenstimme an:

„Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn."

Der Einsame horcht auf, und da das Weitere gedämpft und nicht mehr so deutlich vernehmbar klingt, scheint es ihn wie unbewußt vom Stuhl auf und nach der Thür zu ziehen.

Draußen liegt ein schmaler, schmuckloser Korridor, seiner Thür gegenüber eine eben-

Digitized by Google

solche, die eine Karte mit dem Namen Lottka Boehm trägt. Und hinter dieser weißlackierten Thür wird die Musik gemacht.

„Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohre vernehmbar,
So erquicke sein Herz!"

Er hört das jetzt wieder deutlich, und ohne sich Rechenschaft zu geben von seinem Thun, hat er drüben bereits die Thür geöffnet. Sie geht leise in den Angeln, und kein Geräusch verrät ihn der in ihre Musik Vertieften.

Er sieht ein ähnliches Zimmer wie das seine, nur behaglicher und individueller in der Einrichtung, auch nicht in dem kalten Dämmergrau, das bei ihm schon geherrscht, sondern vergoldet von dem letzten Strahl der Sonne, der auch auf den Kopf der am Flügel sitzenden Dame fällt. Sie hat den Rücken der Thür zugewendet, so bemerkt sie den Eintretenden nicht und singt ihr Lied zu Ende.

„So erquicke sein Herz," klingt es noch einmal, mit einer Inbrunst gesungen, wie aus einer wirklich einsamen Seele heraus. Dann steht sie langsam auf, um nach andern Noten zu greifen, da sieht sie den Eindringling und schrickt leicht zusammen.

Ihre große, überschlanke Gestalt energisch aufrichtend und die graden, dunklen Brauen zusammenziehend, tritt sie auf ihn zu und hebt eben mit abweichender Geberde die Hand, als der Fremde mit leiser, müder Stimme anhebt:

„Nicht diese Miene, bitte, als müßten Sie einen Bettler von Ihrer Thür scheuchen! Freilich — bin ich ein Bettler — aber zugleich ein Kranker — und man sagt doch — ihr seid ein mitleidiges Geschlecht!"

Er hat sich fest an den Thürpfosten gelehnt, seine schlaffe Haltung und die fahle Bläße des jungen Gesichts zeugen wohl für die Wahrheit seiner Rede. Die bestürzte Sängerin findet jetzt kein Wort der Abweisung, und er spricht mit demselben müden Ton:

„Brahms, nicht wahr?"

„Ja," sagt sie erstaunt, und er fährt kopfnickend fort: „Brahms — Goethe — ja, so erquicke sein Herz."

Seine Augen schließen sich plötzlich, und er greift mit der Hand in die Luft. Erschrocken schiebt die Dame den nächsten Stuhl heran, auf den er sich schwer fallen läßt, dann drückt sie auf den elektrischen Knopf neben der Thür, und da sie sich zurückwendet, ist ihr seltsamer Gast in tiefe Ohnmacht gesunken.

In ratlos peinvoller Empfindung steht sie da und blickt unverwandt in das schmale, abgezehrte Gesicht, in dem aber jetzt etwas wie ein Zug von Erlöstsein um den Mund spielt, als hätte etwas „sein Herz erquickt."

Dann horcht sie und atmet erleichtert auf, als Schritte sich ihrer Thür nähern. Herein tritt eine ältliche Person, die Frau des Portiers, die Fräulein Boehm Aufwärterinnendienste leistet.

„Nanu, wat is denn det?" ruft sie überrascht und läßt die lebhaften Augen von dem ohnmächtigen jungen Mann zu der erregten Dame hin- und hergehen.

„Ja, Frau Schmidt, ich bin in großer Verlegenheit — dieser Fremde —"

„I wo, dat is kein Fremder nich, dat heißt, seit jestern kenn' ich 'n auch erst, da is er ja eingezogen drüben in die andre Mansarde. Na, da hat er Ihnen Nachbarsvisite jemacht und is Sie gleich ohnmächtig jeword'n?" Die redselige Frau stemmt die Hände in die Seite und fährt fort: „Natürlich nichts jegessen! Hab' ich gleich gesagt zu meinem Mann: Paß auf, Aujust, det's wieder so'n Hungerleider von Maler! Haben Sie nicht 'n bisken köllsches Wasser? Schlückelchen Wein? So, det is jut — nu wird er sich rühren."

Fräulein Boehm hält sich im Hintergrunde, während die Frau energische Wiederbelebungsversuche an dem jungen Maler macht, die dann auch gelingen, so daß sie ihn einige Minuten später mit ihrer kräftigen Unterstützung in seine Wohnung hinüberschaffen kann, ohne daß sein Blick noch einmal auf die fällt, bei der er sich so seltsam eingeführt hat. Lottka setzt sich still auf den Klaviersessel und wartet, bis Frau Schmidt zurückkommt und meint:

„So, Fräulein, wach is er nu jänzlich, aber richtig is et nich mit ihm! Da stand sein Koffer noch nich mal ausjepackt — nichts nich hat er jegessen — un denn mit die rechte Hand, die is schlapp, da muß'n Doktor bei."

Lottka steht auf. „Können Sie noch ein wenig in der Nähe bleiben? Ich will gleich gehen und einen Arzt besorgen."

Digitized by Google

„Is recht, Fräulein, ich werd schon so lange aufpassen."

Lottka macht sich schnell fertig und steigt die vier Treppen des im Nordosten von Berlin gelegenen Hauses hinab und geht zum nächsten Fernsprechamt, um einen ihr bekannten Arzt herbeizurufen. Wirklich kommt er noch am selben Abend, und nachdem er bei Lottka vorgefragt und dann eine ganze Weile drüben gewesen ist, kommt er mit ernster Miene zu ihr zurück, die schon wartend an der Thür steht, denn sie empfindet ein ihr selbst befremdlich lebhaftes Interesse an dem Fall.

„Traurige Sache das," sagt Dr. Feldt, „kennen Sie den jungen Mann näher?"

„Garnicht, er soll gestern hier eingezogen sein, was ich nicht beachtet habe, denn er muß sich seitdem kaum aus dem Zimmer gerührt haben."

„So wird es sein. Er selbst kann sich auf nichts mehr besinnen. Jedenfalls ist er völlig ausgehungert und in jeder Hinsicht erschöpft. Doch das ist ja ein rasch zu hebender Zustand, aber —"

„Was ist das mit der Hand?" fragte Lottka.

„Der rechte Arm ist momentan ganz unbrauchbar. So viel ich aus seinen etwas verworrenen Erzählungen verstehe, sind Überanstrengung und Erkältung die Ursache eines rheumatisch nervösen Leidens, gegen das energisch eingeschritten werden müßte. Gute Pflege, ärztliche Behandlung, Ruhe. Aber er schweigt finster zu allen Vorschlägen. Er steht allein, wie er sagt, und die Mittel scheinen zu Ende."

Lottka ist aufgestanden und unruhig im Zimmer umhergegangen. „Geholfen muß werden," sagt sie jetzt, und da der Arzt nur mit Achselzucken antwortet, fährt sie heftig fort: „Es muß, sag' ich, auf meine Verantwortung."

„Es handelt sich aber um keine Kleinigkeit, Fräulein Boehm; ich will von mir ganz absehen, aber es gehört eine kostspielige Verpflegung dazu, den Mann wieder auf die Beine zu bringen."

„Es muß geschafft werden! Wird die Hand nicht hergestellt, bleibt ihm ja als Maler jede Möglichkeit genommen, sich wieder emporzubringen — er muß ja verkommen — es ist Mord!"

„Liebes Fräulein," sagt Dr. Feldt gleichmütig, „Sie regen sich wieder einmal in Ihrer uneigennützigen Weise auf, ohne zu bedenken, für wen!"

„Es ist gleich, ob er Schultze heißt oder —"

„Oder Schmidt; allerdings, das ist gleich, aber ich meine, ob's eine Malerhand ist, um die sich's lohnt, einem Unbekannten Opfer zu bringen."

„Es ist jedenfalls eine Menschenhand," sagt sie ernst, fast schroff, „und es kommt einer andern Menschenhand zu, sich zur Hilfe auszustrecken! Ich bitte Sie, Herr Doktor, alles zu veranlassen, was für den Kranken geschehen muß."

„Gut, mein Fräulein —"

„Vielleicht beauftragen Sie Frau Schmidt, zunächst etwas zu essen zu schaffen, und dann —"

„Dann muß der Arm massiert werden, es werden Bäder nötig sein — vielleicht ein Luftwechsel — ich übernehme also alles."

„Und nochmals: Auf meine Verantwortung! Guten Abend, Herr Doktor."

Nachdem der Arzt gegangen ist, setzt Lottka sich wieder vor den offenen Flügel, nachdenklich, ohne die Tasten zu berühren. Was ist alles geschehen, seit sie vorhin hier singend gesessen! Ein Fremder hat sich in ihr stilles Leben gedrängt, ein Hilfloser, und sie hat die Verantwortung für ihn übernommen. Gut! Sie ist sich bewußt, gehandelt zu haben wie sie mußte, es ist einer jener raschen Impulse gewesen, die schon oft in ihrem Leben sich folgenschwer erwiesen haben. Ob zu Nutz und Frommen, ob zum Schaden? Das lehrte jedesmal die Zeit, oft lehrte sie's auch bitter.

Für den Augenblick empfand Lottka hiervon noch nichts. Sie fühlte sich belebt, erregt — sie fand sich plötzlich am Schreibtisch, rechnend und zählend — dann horchte sie an der Thür. Drüben war alles still, nur zuletzt kam noch einmal Frau Schmidt und berichtete, daß sie dem Maler eingeheizt, daß er gegessen und getrunken habe und nun schlafen wolle.

Lottka empfand wirklich Dankbarkeit für die Frau, die sich mitleidig und hilfsbereit erwies. Ihr selbst war es nicht gegeben, aus

Digitized by Google

sich herauszugehen, und sie fürchtete gewöhnlich die Geschwätzigkeit der Alten. Aber heute verständigten sie sich rasch und gut. Lottka erfuhr auch an den folgenden Tagen so viel sie wollte von ihrem neuen Schützling, ohne doch der allzu großen Kordialität ihrer Helferin preisgegeben zu sein, denn Frau Schmidt hatte plötzlich einen gewaltigen Respekt vor Fräulein Boehm. So viel „harte Dahlerkens" hatte sie der still und bescheiden lebenden Sängerin nicht zugetraut.

Die beschäftigte sich indessen viel in Gedanken mit dem jungen Maler, und wenn sie zuweilen Momente hatte, wo sie ihr rasches Eingreifen in ein ganz fremdes Leben selber „romantisch" nannte, wie gewisse Freunde öfter ihre Handlungsweise bezeichnet hatten, womit sie eigentlich „unbesonnen" oder „thöricht" meinten, so sagte ihr gleich wieder eine andere Stimme: du kannst überzeugt sein, daß du deine Fürsorge nicht an einen Unwürdigen verschwendest.

Wenn sie sich sein Gesicht dachte, den leidvollen Ausdruck der tiefliegenden Augen und dann, als diese Augen sich in der Ohnmacht geschlossen hatten, den beinahe kindlich friedlichen Zug um den Mund, dann empfand sie immer wieder dasselbe tiefe Mitleid. Und wenn ihr einfiel, daß es ihr Gesang war, der ihn herübergezogen hatte, daß er die Namen Brahms — Goethe — so selbstverständlich ausgesprochen hatte, dann fühlte sie, daß es eine Art von „Losung" zwischen ihnen gab, an der die Geister sich erkennen.

Nach fünf Tagen sah sie ihren Schützling wieder, und nachdem er sich in aller Form als Eugen Thorandt vorgestellt hatte, faßte er rasch nach ihrer Hand und sagte stotternd vor Bewegung:

„Worte des Dankes sind nichts — aber — Sie haben mich gerettet!"

Sie wehrte leicht ab und meinte ruhig: „Danken Sie noch nicht, es ist erst wenig geschehen. Aber fühlen Sie sich besser? Das Stehen wird Sie ermüden — nehmen Sie Platz, Herr Thorandt."

Er setzte sich am Fenster in den altmodischen, tiefen Lehnstuhl und ließ seine Augen träumerisch über das Zimmer gehen. Auch Lottka schwieg einen Augenblick abwartend, und dann fing er an, wie sich besinnend:

„Ja so, ich bin Ihnen Aufklärung schuldig — Rechenschaft —"

„Rechenschaft nicht," entgegnete Lottka, „aber freilich würde es mich interessieren, zu hören, wie Sie in jenen traurigen Zustand geraten sind —"

„Und somit in Ihre barmherzigen Hände," fiel er ein. „Ja, es ging mir genau so, wie das Lied es ausspricht, das Sie damals sangen: ‚Aber abseits, wer ist's?' — Auch mich hatte ‚die Öde verschlungen.' Ja, in mir war eine Dumpfheit, die mich schon drüben fast das Bewußtsein hatte verlieren lassen, als Ihr Gesang mich noch einmal auf einen Augenblick weckte — zu meinem Heil. Ich weiß noch dunkel, daß Sie mich zuerst wie einen Bettler oder sonstigen Aufdringlichen fortweisen wollten und es dann doch nicht thaten; so war mein letztes Gefühl, ehe ich versank, daß es doch noch Menschen gebe."

Er richtete sich auf und aus seinem träumerischen Ton in einen rascheren übergehend, fuhr er fort: „Daß ich Maler bin, ist das einzige, was Sie bis jetzt von mir wissen. Ob ein guter, ein überflüssiger — danach haben Sie nicht gefragt. Es hat Ihnen genügt, sich eines glücklosen Künstlers zu erbarmen.

Warum ich das bin? Ich glaube, es ist mit einem Wort zu sagen: Ich bin kein Moderner, weder als Mensch noch als Künstler, und das ist — so viel ist mir jetzt klar — das größte Hindernis zum Erfolg. Ich gehöre keiner Partei an, ich habe kein Schlachtgeschrei. Sie wissen wohl von Impressionisten, von Secessionisten — Sie sehen, daß eine virtuose Technik sich in tollem Farbentaumel, in bizarrer Effekthascherei geltend macht, daß heutzutage ein Bild, wenn es von sich reden machen will, möglichst etwas „Mystisches" haben muß.

Wer kümmert sich um „Birken im Frühling", seien sie auch wirklich gut gemalt? „Kinder in der Wiese bei den Ringelblumen" — „Sonntagmorgen im Dorf"! — Es läßt sich nichts hineingeheimnissen, es ist zu schlicht und unkompliziert — so wie man im Traum

Digitized by Google

wünschen mag, das Leben wäre noch so, und nicht dieses grausame, verzehrende Etwas!"

Der Maler schlug sich plötzlich vor die Stirn. „Daß ich doch nicht bei der Stange bleiben kann! Ich sollte Ihnen erzählen, was Sie zu wissen ein Recht haben, in ordentlichen, gesetzten Worten, statt dessen verliere ich mich in Grübeleien. Verzeihen Sie nur, es muß das Ungewohnte sein — ich sprach so lange mit niemand — und dann — muß ich von Ihrer Nachsicht wohl sehr fest überzeugt sein!"

„Ich verstehe Sie auch ganz gut," sagte Lottka ruhig, und er wandte den in sich gekehrten Blick jetzt voll auf sie, als nähme er zum erstenmal ihre äußere Erscheinung in sich auf. Er hatte sie so ganz unpersönlich genommen, nur die helfende Hand gesehn, die sich dem Sinkenden bot. Daß diese Hand einem Mädchen gehörte, jung wie er selbst vielleicht, ward ihm erst jetzt ganz bewußt.

Oder war sie nicht jung? Es war schwer zu sagen, obwohl er sie jetzt prüfend ansah. Einem Malerauge zu gefallen, fehlte es ihr an Farben und Form, an Reiz; ein Psycholog — von dem doch ein gut Teil in jedem Künstler steckt, oder stecken sollte — mußte schon mehr finden an diesem schmalen, blassen Gesicht, das von schlichtgescheiteltem, dunklem Haar umrahmt war und in den Zügen nichts Besonderes aufwies, dessen graublaue Augen aber eine stille Schönheit bargen. Aber auch diese erschien wie gehalten durch den Zug von herber Abwehr, der um den festgeschlossenen Mund lag.

Da Lottka seinen forschenden Blick fühlte, suchte sie ihn abzulenken und auf seine Erzählung zurückzuführen.

„Und woher stammt wohl diese Ihre Anlage zum ‚Abseitsstehen', wissen Sie einen tieferen Grund dafür?"

„Ich bin ein Dorfkind, ein Pfarrerssohn aus einem abgelegenen Weltwinkel. Außer der Gabe, die mir unabweisbar in Auge und Hand liegt, hab' ich kein Erbteil mitbekommen, das zum Künstler prädestinierte. Weder an Temperament, an Lebensanschauung, noch an irdischem Gut, das den Weg bahnt. Ich hatte niemand, dessen Spuren ich nachgehen konnte, war der erste in unserem Kreise, der solchen Weg einschlug.

Ich war zum Theologen bestimmt und bereits im zweiten Semester, als mein Vater starb. Die Mutter hatte ich schon früher verloren — mein älterer Bruder war bereits eigene Wege gegangen, als Ingenieur nach Amerika — jetzt that ich es ihm nach, und das winzige Erbteil wurde eingesetzt zur Erreichung meines Lebenswunsches. Nicht umsonst, soweit es meine innere Berechtigung betrifft. Ich sage das ganz offen, wie etwas Objektives. Meine Lehrer setzten Hoffnungen auf mich, und die Lehrjahre, in denen ich mich durchgeschlagen auf eine Weise, die hinterher mir selbst fast rätselhaft erscheint, waren dennoch glückliche Jahre. Nichts schöner, als wenn man noch nichts als ein Schüler sein will, der um den Erfolg nicht sorgt! Dann aber kommt das Schwere. Das eigentliche Ringen — die tägliche Gefahr des Erliegens."

Er hielt einen Augenblick inne und starrte vor sich hin. Lottka blickte mit weitgeöffneten Augen, in denen etwas Unausgesprochenes lag, durch das Fenster und schwieg.

„Nichts hab ich erreicht," fuhr Eugen Thorandt langsam fort, „nichts. Die Bilder, die im Atelier gelobt wurden, waren in der Ausstellung stets schlecht gehängt, so daß sie leicht zu übersehen waren. Sie wurden übersehen! Wie ich schon sagte, sie waren nicht sensationell, meine Bilder, kein Mensch sprach oder schrieb darüber — viel weniger noch fand sich ein Käufer.

Da versuchte ich es mit dem Porträtieren, und man sagte: mit Glück. Aber Glück brachte es mir nicht. Während die Ateliergefährten sich rühmten, ein wie schönes Ding es sei, die Brillanten einer Börsenfürstin zu malen, die einen funkelnden Widerschein in ihre eigenen Börsen warfen — da hatte ich noch kein anderes Modell, als des Portiers Kind. Hätte ich es nun in malerische Lumpen gehüllt, das schöne, kleine Ding, vielleicht wäre es beachtet worden; in dem sauberen Schulkleidchen, wie ich es kannte, ja, da wirkte es wieder nicht.

Dennoch war es nicht umsonst gemalt. Die Herrin des großen Hauses, in dem ich damals unter dem Dache wohnte, sah es und

Digitized by Google

fand es so überaus ähnlich, daß sie mir ihr eigenes Antlitz anvertrauen wollte. Jetzt gab es in der That auch für mich Brillanten und kostbare Stoffe zu malen, leider aber war damit das Schöne erschöpft. Das Gesicht der Dame — ich will es nicht beschreiben — genug, sie hob plötzlich die Sitzungen auf und nahm in rücksichtsloser Weise ihren Auftrag zurück. Ob denn nie ein Spiegel so aufrichtig gewesen, wie mein Pinsel?

Mein Meister, dem ich verzweifelt diese Sache mitteilte, lachte und meinte: Wer hätte dem Idealisten, der in der Landschaft wie im Genre nur das Zarteste und Schönste wiedergiebt, zugetraut, daß er im Porträtfach ein so grausamer Realist sein würde? Gefallen kann die Dame nicht an sich finden, aber sprechend ähnlich ist sie! Wir müssen ein anderes Sujet für Sie finden.

Und es fand sich ein ausdrucksvoller, schöner Männerkopf, das Bild eines reichen, vornehmen Mannes, das nun endlich, endlich mich fördern sollte. Aber da — kam nach allen Enttäuschungen, zu allem Kummer das erste grausame Unglück: meine Hand versagte.

Ich sagte Ihnen, daß ich mich habe mühsam durchschlagen müssen. Neben den Studien, dem Werben um die hohe Kunst habe ich auch die geringsten handwerksmäßigen Arbeiten gemacht, nur um zu leben. Aber das kostet auch etwas vom Leben! Meine Augen waren und blieben stark und scharf, die Hand aber zeigte mitunter eine gewisse Schwäche, eine Neigung zum Zittern, die mich mit Entsetzen erfüllte, wenn ich sie mir auch kaum selbst eingestand.

Dazu kam eine schlechte Wohnung, feucht und zugig; plötzlich war ich zu Ende. Mitten in der Ausführung jenes Porträts, an das ich meine ganze Kraft setzen wollte, entfiel mir der Pinsel. Buchstäblich, die Hand vermochte ihn nicht mehr zu halten, und so oft ich ihn wieder aufnahm — es fehlte die Direktion, ich verdarb, was vorher gut war — ich mußte es einstellen.

Natürlich konnte der vornehme Mann nicht warten, bis ich hergestellt wäre, ich, ein armer, namenloser Anfänger, dem mit viel Herablassung die Ehre dieses Auftrags gewährt worden war. Ein anderer malte das Porträt, das zu einem bestimmten Zweck bestellt war, ein anderer stellte es aus.

Ich lag inzwischen fest. Abseits, im wahrsten Sinne des Worts. Es war die Zeit der jährlichen großen Kunstausstellung, Meister und Kollegen waren alle aufs höchste in Anspruch genommen, im Kampf um die Medaille, um Auszeichnung und Gewinn.

Meine Hauswirtin, die meine Pflege natürlich nicht übernehmen wollte, brachte mich in ein Spital. Hier ging das Letzte drauf, was ich besaß, und als ich entlassen wurde, war doch nur das Äußerste der Krankheit gehoben, die Ärzte zuckten die Achseln und ließen mich gehen. Ich mietete das Zimmer in diesem Hause, ohne eine Ahnung zu haben, wovon ich es bezahlen sollte — sonst wäre ja nur das „Asyl für Obdachlose" geblieben.

Und nun" — seine Stimme, die leise und eintönig diese traurigen Dinge erzählt hatte, erhob sich zu einem warmen, vibrierenden Klang, „nun hat der Obdachlose doch ein Asyl gefunden, Zuflucht in einer Menschenseele!"

Er berührte leise ihre Hand, die sie über die Augen gelegt hatte, und ein großer Thränentropfen, der durch ihre Finger fiel, war die einzige Antwort, die Lottka hatte auf diesen schlichten, ergreifenden Bericht von verfehltem Streben.

Dann stand sie hastig auf und machte sich im Zimmer zu schaffen. Als sie wieder vor ihm stand, staunte Eugen über den ganz verwandelten Ausdruck des Gesichts. Jetzt war sie nicht mehr unschön; die Augen glänzten von Thränenspuren, und der herbe Mund lächelte.

„Sie sind nun in meine Hand gegeben," sagte sie, „der wunderlichen Fügung dürfen Sie sich nicht entziehen. Folgen müssen Sie mir in allem, was ich für Sie für gut befinde — mit Hilfe des Arztes — und annehmen müssen Sie ohne Wehren, was ich zu geben habe. — Daß wir Schicksalsbrüder — Geschwister sollt' ich wohl sagen — sind, können Sie heute noch nicht wissen; ich aber kann Ihnen sagen, wir haben dieselbe Bestimmung: Abseits. Fragen Sie nicht," wehrte sie seine Unterbrechung ab, „noch nicht, aber den ein-

Digitized by Google

zigen Vorzug, den ich jetzt vor Ihnen habe, lassen Sie einmal zum wirklichen Vorzug werden, ja? Lassen Sie mich helfen, bis Sie ganz gesund sind!"

Der Maler sah ihr unverwandt in das von schönster Erregung strahlende Gesicht und sagte dann: „Sie sind groß, und ich — ich habe kein Recht mich zu wehren gegen solche Größe. Sie wissen ja, ich stand als Bettler an Ihrer Thür. Das erste Almosen war Ihre Musik, und dann haben Sie Ihr Lied wahr gemacht: So erquicke sein Herz."

* * *

Sie sahen sich von jetzt an oft, die beiden so seltsam zusammengeführten Nachbarn. Eugen Thorandts Genesung schritt langsam vorwärts, an Arbeiten war natürlich noch lange nicht zu denken. Er gestikulierte oft lebhaft mit der schwachen Hand, um ihre Beweglichkeit zu zeigen, doch Lottcka verwies es ihm, wenn sie es sah, und er folgte sofort. Wie sich überhaupt zwischen den beiden das Verhältnis ganz natürlich so herausbildete, daß das Mädchen sich als die Überlegene gab und der Mann sich willig fügte, in unendlicher Dankbarkeit.

Wenn Lottckas Art zuweilen schroff erschien, so lächelte der Maler und war nicht im mindesten überzeugt, daß dies ihre wahre Natur sei. Er hielt es teils für Angewohnheit, hervorgerufen durch ihr eigentümlich abgeschlossenes Dahinleben, dessen Ursache er noch nicht begriff; teils glaubte er, daß sie durch solche plötzlich hervorbrechende Herbheit Gefühlsäußerungen von seiner Seite abwehren wollte.

Und die lagen ihm oft sehr nahe! Er war ja ein „unmoderner Idealist", Eugen Thorandt, und je mehr er fühlte, aus welcher thatsächlichen Lebensgefahr ihn das rasche, bedingungslose Eingreifen Lottckas gerettet hatte, je mehr ihm Mut und Hoffnung für ein neues Anfangen in der Zukunft wuchsen, um so mehr war er geneigt, seiner Dankbarkeit begeisterte Worte zu leihen, um all sein Schwärmen dann gewöhnlich mit Darlegung der Pläne zu beschließen, wie er einst seiner selbstlosen Retterin alles vergelten wollte.

Und Lottcka? Sie erquickte sich daran, es wärmte ihr das einsame Herz und ließ es hochschlagen, aber — sie zeigte von all dem nichts. Sie kargte überhaupt mit Äußerungen, zumal über sich selbst, und sie waren oft zusammen gewesen, ehe es Eugen gelang, etwas Näheres von ihr zu erfahren.

Er war wieder einmal leise herübergekommen, als Lottcka am Flügel saß. Er wußte, daß er das durfte, nachmittags vor der Dämmerung, wenn der letzte Sonnenschein das Zimmer füllte. Er hatte sich still in den altväterischen Stuhl am Fenster gesetzt und träumerisch zugehört.

„Eins sagen Sie mir nur," fing er darauf an, „wer hört Sie, Fräulein Boehm?"

„Niemand", entgegnete sie kurz und schlug ein neues Notenheft auf.

„Aber ich begreife nicht — Sie sind doch eine fertige Künstlerin, wie kommt es, daß Sie sich so völlig vergraben?"

Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht eine Laune!"

„Laune? Ein Wesen wie Sie — und Launen?"

„Meinen Sie, daß die Welt daran verliert?" Sie sprach mit leiser Bitterkeit und spielte dabei wie unbewußt aus der Rhapsodie von Brahms, die ihre erste Bekanntschaft vermittelt hatte, jene Stelle, wo es heißt:

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbstsucht.

Eugen war aufgestanden und lehnte sich über den Flügel. Vor dem sprechenden Blick seiner Augen schwand plötzlich ihre Zurückhaltung und sie sagte mit ungewohnter Lebhaftigkeit: „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß wir Schicksalsgefährten sind. Auch für mich waren die Lehrjahre die beste Zeit meines Lebens und nachher — kam der Stillstand! Meine Lehrer rechneten fest darauf, daß mein Auftreten als Sängerin „ein Erfolg" sein würde, und sie zuckten die Achseln, als dieser Erfolg ausblieb.

Ich war dem Auftreten in der Öffentlichkeit nicht gewachsen! Nicht, daß übertriebene Ängstlichkeit mich gehindert hätte — nein, ich trat zuerst wirklich mit einer gewissen glücklichen Ahnungslosigkeit aufs Podium. Meine Lieder, die schönsten, die ich kannte, mußten

Digitized by Google

ja durch sich selbst wirken, meinte ich, und ich konnte sie ja singen. Mir passierte auch kein Unglück, es wurde auch kein Fiasko, aber — man sprach und schrieb nachher: ‚Eine ganz annehmbare Leistung waren die Lieder des Fräulein Lottka Boehm.‘ Annehmbar! Wo ich meine ganze Seele daran gesetzt hatte, wie Sie an Ihr Bild!

Ich hatte mich bisher nicht für besonders ehrgeizig gehalten, es war mehr die reine Freude am Singen, nun aber empfand ich doch einen nagenden Schmerz. Annehmbar, nein, das war mir zu wenig.

Mein Lehrer tröstete und mahnte zu neuen Versuchen — sie fielen ähnlich aus, nur daß ich jetzt nicht mehr die glückliche Unbefangenheit besaß und während des Vortrags selber ängstlich meine Leistung abwog. Dann mußte ich zu einem Agenten gehn, die Karriere durfte doch nicht gleich im ersten Anfang abgebrochen werden — mußte unter beängstigenden Vorkehrungen Probe singen, um mir dann sagen zu lassen: ‚Hübsch, ganz hübsch, mein Fräulein, nur — wenn ich raten darf: ein wenig Schminke und eine andere Frisur! Und wo werden gnädiges Fräulein Ihre Toiletten für die Tournee arbeiten lassen?‘

Ich war starr, wie ins Gesicht geschlagen, und verließ wortlos die Agentur. Sie können sich denken, daß aus jener Tournee niemals etwas wurde.“

Eugen nickte: „Ungefähr wie wenn der Verleger zum jungen Dichter sagt: ‚Ganz nett, Ihre Poesieen, junger Mann, um sie aber verkäuflich zu machen — ja, der Einband muß es thun‘.“

Lottka lachte bitter. „Ja, der Einband! Es mag ein wohlgemeinter Rat gewesen sein, mich aber riß er aus allen Himmeln, und ich konnte mich nicht entschließen, wieder einen Schritt in die Öffentlichkeit zu thun. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Mir fehlte das Äußere, und ich würde mich nie entschließen können, mich durch allerlei Kunstgriffe auch äußerlich ‚annehmbar‘ zu machen. — Ich habe von da an jede Sängerin fast kritischer angesehen als angehört, und ich habe gefunden — — doch genug“, unterbrach sie sich plötzlich, „oder vielmehr schon allzuviel hiervon. Aber begreifen Sie nun?“

„Ja, aber — zu Ende darf es damit nicht sein!“

„Ich fürchte, es ist zu Ende,“ entgegnete sie trübe, „ich bin überholt und vergessen, Sie wissen wohl, unsere Zeit hat es eilig.“

* * *

Es war inzwischen März geworden. Seit drei Wochen befand sich Eugen Thorandt in Behandlung des sorgsamen Arztes, und zwar mit bestem Erfolg. Nun meinte der Arzt, ein Badeaufenthalt müsse den Schluß der Kur machen, Nauheim oder Wiesbaden würde dem jungen Maler endlich völlige Arbeitsfähigkeit zurückgeben.

Bei diesen Worten fing Lottkas Herz an, unruhig zu klopfen; hatte sie sich nicht doch zu viel vorgenommen? Würde es ihre Mittel nicht übersteigen? Doch gleichviel, zu Ende geführt mußte es werden, dies Werk der Nächstenliebe, an dem, ach, sie konnte es sich nicht verhehlen, bereits ihr ganzes Herz hing.

So sagte sie ruhig, ohne irgendwie Bestürzung merken zu lassen: „Ich bin für Wiesbaden. Bitte, Herr Doktor, ordnen Sie alles an.“

Eugen war außer sich, als er dies Neueste erfuhr, und es fehlte wenig, daß er Lottka zu Füßen gestürzt wäre. Das verhinderte sie freilich; aber es klang weicher als sonst, wie sie in halbem Scherz sagte: „Erst werden Sie ganz gesund, dann sind Sie in Gnaden entlassen, und ich habe nichts mehr zu sagen!“

Aber da fuhr er auf: „Ich will nicht entlassen sein, nicht in Gnade, noch in Ungnade,“ rief er leidenschaftlich, „das dürfen Sie mir nicht anthun, Fräulein Lottka, meine Dankbarkeit bindet mich auf ewig an Sie!“

Sanft machte sie ihre Hand los, die er heftig ergriffen hatte, und ihr Gesicht überflog ein rosiger Schein, aber sie sagte ernst: „Ewig? Spielen Sie nicht mit inhaltschweren Worten, Thorandt! Für Sie fängt das Leben jetzt noch einmal von neuem an, dazu gehört aber, daß Sie sich frei fühlen; völlig! An mich denken Sie nur — wenn's Ihnen einfällt!“ schloß sie lächelnd.

„Es wird mir einfallen!“ sagte Thorandt, „und ich darf Ihnen schreiben, nicht wahr?“

Digitized by Google

„Ja — das heißt — können Sie denn schon schreiben? Unnötige Ermüdung müssen Sie vermeiden."

„Da nehm' ich die Linke, solche Übung ist sehr nützlich."

Bald darauf war er fort, und ehe die erste Nachricht von ihm kam, fühlte Lottka eine seltsame Unrast. Die Tage schlichen, und je gelassener sie sich äußerlich zeigte, desto heftiger bewegte sich ihr Inneres. Sie ging wie gewöhnlich am Morgen aus und gab eine Singstunde, das einzige, was sie noch mit der Außenwelt und dem musikalischen Leben verband.

Dann machte sie wohl einen Gang durch den Tiergarten, in dem ein vorzeitiger Frühling ringsum Knospen geweckt hatte. Und gern ging sie zu Goethes Standbild, zu dessen Füßen es sich schöner träumen ließ, als in ihrem einsamen Zimmer. Und einsam war es! Nie hatte sie es so empfunden wie jetzt!

Als sie sich damals nach ihrer bittern Erfahrung zuerst abschloß, da war's eine gesuchte, eine gewollte Einsamkeit. Sie bohrte sich fest in ihrem Kummer und wollte nichts, garnichts mehr von der Welt. Ihre Freunde — an wenige vermochte sie sich ja immer nur anzuschließen — schüttelten die Köpfe, redeten ihr zu, nannten sie eigensinnig und ließen sie endlich gehn. Berlin ist nicht der Ort, wo einer dem andern nachgeht, wenn er fühlt, daß dieser andere sich mit Vorsatz zurückzieht. So war sie wirklich allein, hinter ihr „schlugen die Sträucher zusammen."

Und jetzt empfand sie das, in mehr als einer Beziehung. Es war ein Stachel sitzen geblieben aus den letzten Gesprächen mit Eugen, auch aus den Momenten, wo sie ihm vorgesungen hatte. Seit sie an ihm, nach so langer Zeit, einmal wieder einen Zuhörer gefunden hatte für ihre Lieder, einen aufmerksamen und begeisterten, wandelte sie die Lust an, auch vor andern noch einmal zu erproben, wie weit ihre Macht über den Hörer jetzt gehen möchte.

Dazu kam noch etwas anderes.

Als sie sich die Wiederherstellung des jungen Malers zur begeisterten Aufgabe gestellt und dem Arzt plein pouvoir gegeben hatte, war es ihr, wie gesagt, doch nicht ganz klar gewesen, wie weit diese Verpflichtung führen, ob sie nicht doch ihr Budget übersteigen würde.

Sie gab ja Singstunden, aber sehr wenige, weil sie sich auch hier nicht zu Konzessionen entschließen konnte. Talentlose Schülerinnen, oder solche, die es nicht ernst nehmen wollten, ließ sie einfach gehen. Ihr kleines Vermögen, über das sie uneingeschränkt verfügte, gestattete ihr dies „Wählen". Sie war im Grunde eine so anspruchslose Natur, die immer genug hatte, was heutzutage etwas sagen will. Und von dem Übrigen hatte sie gedacht, dies Werk der Nächstenliebe bestreiten zu können. Nun aber drohte es ihr über den Kopf zu wachsen, und sie fing zum erstenmal an, ernstlich auf Erwerb zu sinnen, in aller Stille, natürlich, denn Thorandt mußte ja in dem Glauben gelassen werden, als gäbe sie nur von ihrem Überfluß.

Woher aber plötzlich mehr Schülerinnen nehmen, woher ein Konzertengagement mit gutem Honorar? Sie fühlte deutlich, wie völlig sie die Brücken hinter sich abgebrochen hatte, wie die hochgehenden Fluten des Musiklebens sie nicht mehr tragen würden. Und doch empfand sie jetzt das brennende Verlangen danach! Es war auch, als sagte ihr eine innere Stimme: Versuchst du's jetzt noch einmal, so wird's ein anderer Erfolg als damals.

So besann sie sich auf das einzige Freundeshaus, das sie sich noch erhalten hatte; wo man sie immer verstand und gewähren ließ, ohne sie zu quälen, wo man sie auch nach den längsten Pausen immer wieder freundlich aufgenommen hatte, woher ihr auch jetzt einzig und allein Rat kommen konnte.

Als sie das Haus vom Geheimrat Voigtland in der Bellevuestraße betrat, that ihr die vornehm ruhige Atmosphäre desselben so wohl, daß sie sich selbst nicht begriff, warum sie sich auch hier so fern gehalten. Würde man sie denn auch wirklich noch empfangen wie sonst?

Doch sie brauchte sich nicht zu sorgen. Der alte Herr, der dort am Schreibtisch saß, war ein viel zu guter Menschenkenner, als daß er Absonderlichkeiten in einer Natur wie Lottkas, für die er sich stets besonders interessiert hatte, nicht voll verstanden hätte. Auch war er ein großer Musikverständiger, Ehrenmitglied verschiedener großer Vereine, und in

Digitized by Google

seiner Eigenschaft als Arzt, als Spezialist für Halsleiden, bekannt mit Sängern und Schauspielern aller Art und in beständiger Verbindung mit dem Musikleben Berlins.

Lottka war, um ihren alten Freund sicher zu treffen, gegen Ende seiner Sprechstunde gekommen, hatte ruhig im Vorzimmer gewartet, bis alle Patienten entlassen waren und sich dann als Letzte melden lassen.

„Nun, nun," rief der Geheimrat ihr entgegen, als sie zögernd über die Schwelle trat, „ist Ihnen auch endlich mal was in Ihren prächtig gesunden Kehlkopf gefahren, daß man Sie einmal zu Gesicht bekommt?"

Lottka lächelte etwas befangen, als sie seine herzlich ausgestreckte Hand nahm und meinte: „Im Gegenteil, der Hals ist so gesund wie je, er sehnt sich nach Arbeit."

„Ist recht, ist mir lieb! Da kommen Sie gleich mit hinüber — das Vorzimmer ist ja wohl leer?"

„Ach ja, Herr Geheimrat, ich möchte, ich muß singen!"

„Sollen Sie auch, sollen Sie auch! Habe da die letzten Brahmsschen Lieder —"

„Ja — aber — nicht nur hier — denken Sie nur, ich möcht's noch einmal mit der Öffentlichkeit versuchen!"

„So! Haben wir ausgegrollt? Und nun kommen wir daher, Ende der Saison, wo alles musikmüde und satt ist, und denken, das geht nur so und ein Konzertchen wäre gleich aufgetischt? O Frauenzimmer, Frauenzimmer!"

Er schüttelte den Kopf, und Lottka stand ganz beschämt, aber mit solch flehendem Ausdruck, daß er ihr besänftigt auf die Schulter klopfte und meinte: „Nun, nun, kommen Sie nur, wollen mal erst das Werkzeug prüfen, ob das Rasten keinen Rost angesetzt hat."

Nein, es schien nicht so. Lottkas Stimme klang groß und weich, völlig beherrscht, und als das erste Lied zu Ende war, drehte sich der alte Herr, der die Begleitung gespielt hatte, um, und mit einem großen Aufschlag der dichtumbuschten Augen sagte er kurz: „Noch mal!" und Lottka begann glücklich dasselbe Lied von vorn. Dies peremptorische „noch mal" war ihr von jeher die höchste und liebste Form von Anerkennung.

Als sie zum zweitenmal geendet, ging die Thür auf, und mit schnellen, behenden Bewegungen kam eine Dame herein, deren zierlicher Kopf wie gepudert aussah; denn daß es der Schnee des Alters sei, glaubte man bei dem Feuer der dunklen Augen nicht, die das ganze brünette Gesicht beherrschten.

„Na drum auch!" rief sie lebhaft mit etwas süddeutschem Accent, „das konnte doch nur die Lottka sein! Wo kommen denn Sie her? Wie oft hab ich gesagt: das Boehmle hat der Erdboden verschluckt! Na, ist recht, daß Sie a mal da sind — nu, nu, Alterchen, weiß schon, was dein Augenmachen bedeutet! Wenn ihr am Singen seid, soll ich nit drein plauschen. Da fangt doch halt wieder an."

Lottka sang wieder. War's vorhin ein schwermütiges Lied, so folgte jetzt eines voll hinreißender Leidenschaft, und als sie geendet hatte, klatschte die Geheimrätin in die Hände und rief: „Na, das ist a mal gescheidt! So a Stimm', und die soll nit g'hört werd'n? Und was für Tön' Sie heut haben — ist was passiert? Sind Sie halt gar a bissel verliebt? Na, na, Kind'l, das wär' doch das Schlimmste nit — vielmehr a Glück! Und so — so bleib'n's nur bei, sich rot anzustecken, — da hat kein Agent oder sonstiger Nichtsnutz wieder was von Schmink' z'red'n!"

„Frau, Frau!" warnte der Geheimrat, Lottka aber lachte und sagte: „Der wunde Punkt soll nun ein überwundener sein, Frau Geheimrat —" und der alte Herr fügte erklärend hinzu: „Sie will wieder aufs Podium, die Fahnenflucht ist ihr leid."

„Ja, ich muß Geld verdienen," sagte Lottka eifrig und ernst.

„Ei, was ist denn? Haben's Verluste gehabt?"

„Nein — ich — ich habe, ich will — kurz, ich habe eine Verpflichtung auf mich genommen und möchte ein angefangenes gutes Werk zu Ende führen."

„O — so! Schaut's da heraus? Wieder eine von Boehmle's romantischen Bestrebungen, davon aber kein Mensch wissen darf! Nu, nu, wenn die Sache Sie selbst wieder musikalisch auf die Beine bringt, soll's uns recht sein."

„Das sagst du so leicht hin," bemerkte der Geheimrat, „jetzt gegen Ende der Saison ist nirgends mehr anzukommen."

Digitized by Google

„Natürlich hier in Berlin nicht, aber anderswo. Ei, der Pold'l — der Pold'l muß helfen!"

Der Pold'l war ein Bruder der Geheimrätin, der in einer thüringischen Residenz als Kapellmeister und Leiter eines großen Gesangvereins wirkte; und wenn der Geheimrat auch den Kopf schüttelte und meinte, der würde sich für seine Konzerte auch rechtzeitig mit Solisten versorgt haben, so griff doch Lottka diese Idee dankbar auf und ging völlig auf die sanguinische Art der Geheimrätin ein. Das war ihrem sonstigen zurückhaltenden Wesen so entgegen, sie sah auch so andersartig aus mit der erhöhten Farbe und den beredten Augen, daß die Geheimrätin noch einmal scherzend mit dem Finger drohte und meinte: „Richtig ist es nicht mit Ihnen, mein Dirnd'l! Wenn ich dahinter komm', was es mit dem Schützling für a Bewandtnis hat — na, na, ich dräng' mich nicht auf — 's wird schon gut sein. Auf alle Fäll' thut's Ihrem Stimmle gut, so haben's nimmer g'sung'n, nu werd'n's die Leut' schon glauben!"

In Lottkas Gesicht trat hierbei ein Ausdruck von zaghafter Seligkeit, und die Geheimrätin fuhr fort: „Glauben's mir, Kind, Sie haben Ihre Schätz' schon zu lang' vergrab'n. Lassen Sie doch a mal das arme Seelchen frei, — nacha wird sich schon alles machen!"

(Schluß folgt.)

Scheiden.

Und muß es sein, so komm zu mir,
Sieh mir ins Auge ohne Wanken:
Ich las von jeher die Gedanken
Von deiner klaren Stirne dir.

Ich sehe, wie du kämpfest still,
Gequält von unser beider Schmerzen. —
Du bist so teuer meinem Herzen,
Daß ich dich von mir lassen will.

Nein — keinen Dank! — Du sollst nicht wissen,
Was hinter dir zurücke bleibt. —
Was dich hinaus ins Leben treibt,
Wird jetzt dein Leitstern bleiben müssen.

Er führe dich ins Wunderland,
In das erhoffte und ersehnte,
In dem auch ich zu wandeln wähnte
Mit dir verbunden, Hand in Hand.

Das Wort so klein und doch so groß,
Das einst du trankst von meinem Munde,
Mein letztes sei's in dieser Stunde:
Ich liebe dich bedingungslos.

E. Michael.

Digitized by Google

Gemeinsames Universitätsstudium für Männer und Frauen, oder besondere Frauen-Hochschulen?

Von

Dr. F. Erismann in Zürich,
ehem. Professor der Hygiene an der Universität in Moskau.

Nachdruck verboten.

Als im Laufe der sechziger Jahre die ersten Frauen, mit Erlaubnis einzelner Professoren und Behörden, die Schwellen der Hochschulauditorien auf dem europäischen Kontinent überschritten und die ersten schüchternen Versuche machten, vom Baume der Erkenntnis zu naschen, sahen sich die offiziellen Vertreter der Wissenschaft plötzlich einer neuen Frage gegenüber, zu deren Beantwortung sie nicht vorbereitet waren. Viele sprachen sich von Anfang an dagegen aus; doch wurde das Verhalten des einzelnen in dieser Sache weniger durch objektive Beurteilung derselben als durch das subjektive Empfinden bestimmt. Aber bald fühlten die Gegner des Frauenstudiums das Bedürfnis, ihre ablehnende Haltung sachlich zu begründen. Und was lag näher, als den Bau und die Funktionen des weiblichen Organismus dem männlichen gegenüberzustellen, auf die bestehenden Differenzen hinzuweisen und aus diesen den Schluß zu ziehen, daß das Weib zum Studium der Wissenschaften und zur Ausübung sog. gelehrter Berufsarten nicht geeignet sei. Dem Anatomen war das Gewicht des Frauenhirns zu gering; dem Physiologen schien das gesamte Geschlechtsleben des Weibes gegen seine aktive Bethätigung an wissenschaftlicher Arbeit zu sprechen; der Psychologe betonte die sog. geistige Inferiorität der Frau; der Ethiker prophezeite den Untergang des „Ewig Weiblichen", und der Bürger und Familienvater wies mit Entsetzen auf die bevorstehende Verwaisung des häuslichen Herdes hin.

Aber alle diese Einwände und Befürchtungen konnten vor einer objektiven Beurteilung der Frage und vor der Wucht der Thatsachen nicht standhalten. Das Gewicht des Gehirns erwies sich als nicht maßgebend für die geistigen Fähigkeiten des Menschen; das Geschlechtsleben der Frau vertrug sich nicht nur mit dem Studium der Wissenschaft, sondern auch mit der Ausübung jener Berufsarten, die eine Hochschulbildung voraussetzen; die geistige Inferiorität verschwand, sobald man der Frau die Möglichkeit gab, denselben Bildungsgang durchzumachen, den der Mann Jahrtausende hindurch als sein Monopol betrachtet hatte; die Furcht vor dem Untergang des „Ewig Weiblichen" bei akademisch gebildeten Frauen erwies sich als grundlos, und Haus und Familie hatten nicht nur keine Verluste zu beklagen, sondern konnten sich ökonomisch und kulturell eines ganz entschiedenen Gewinnes rühmen. Die Erfolge, die das akademische Studium der Frauen zu verzeichnen hatte, Hand in Hand mit der immer wachsenden Beteiligung der Frau an mannigfaltigen Branchen beruflicher Thätigkeit, zeigten den Männern, daß es wohl nicht ganz richtig sei, wenn sie sich weiter als ausschließliche „Herren der Schöpfung" aufspielen würden und daß das Bestreben der Frau, sich ebenbürtig neben den Mann zu stellen, als berechtigt anerkannt werden müsse.

Es haben sich denn auch im Laufe der Zeit die Anschauungen der gebildeten Männer, der Vertreter von Wissenschaft und Kunst, über das akademische Studium der Frauen wesentlich modifiziert. Es giebt natürlich auch gegenwärtig noch Gelehrte,

Digitized by Google

die ihm abhold sind, aber im ganzen hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn sich jetzt jemand Mühe geben wollte, zu beweisen, daß sich die Frau ebenso gut und mit demselben Erfolg dem Studium der Wissenschaft hingeben könne wie der Mann. Am besten wird die gegenwärtige Stellung der gebildeten Männer — wenigstens in Deutschland — zur Frage des Frauenstudiums charakterisiert durch das Material, das Arthur Kirchhoff gesammelt und in seinem interessanten Buche: „Die akademische Frau" publiziert hat. Der Grundton der Antworten, die Kirchhoff auf seine diesfallsigen Anfragen bei den Spitzen der deutschen Intelligenz erhalten hat, geht dahin, daß es genug sei der theoretischen Erwägungen über Befähigung oder Nichtbefähigung der Frau zum streng wissenschaftlichen Arbeiten, und daß man auch in Deutschland zur experimentellen Lösung der Frage übergehen müsse, wie dies andere Staaten Europas schon lange gethan haben. Im Interesse der Gerechtigkeit wird verlangt, daß man den Frauen Gelegenheit geben solle, ihren Wettkampf mit den Männern auf wissenschaftlichem Gebiet unter denselben Bedingungen zu führen, unter denen sich der Mann befindet; nur dann können die in der Luft stehenden Behauptungen zu Gunsten des „Für" und „Wider" durch Thatsachen, durch eine sachliche Grundlage ersetzt werden. So ziemlich allein steht unter den von Kirchhoff befragten Persönlichkeiten Professor v. Bergmann, wenn er den Frauen kurzweg die Fähigkeit abspricht wissenschaftlich zu arbeiten oder sich in solchen Berufszweigen zu bethätigen, deren Ausübung höhere Bildung voraussetzt.

Die Meinungsverschiedenheiten über das Frauenstudium liegen also heutzutage nicht mehr wie früher auf prinzipiellem Gebiet; sie sind mehr opportunistischer Natur und beruhen einesteils auf der Furcht vor der Konkurrenz, welche die wissenschaftlich gebildete Frau in verschiedenen Berufszweigen dem Manne machen wird, während sich andernteils die Frage erhebt, ob es zweckmäßig sei, den nach akademischer Bildung strebenden Frauen die Thore der bestehenden Universitäten zu öffnen und sie gemeinschaftlich mit den jungen Männern studieren zu lassen, oder ob man vielleicht besser thue, besondere höhere Lehranstalten ausschließlich für die Frauen zu gründen.

Auf die Frage, ob es berechtigt sei, aus Furcht vor der beruflichen Konkurrenz den Frauen den Besuch der Hochschulen nicht zu gestatten, will ich hier nicht eingehen. Sie ist bis jetzt vorzugsweise in ärztlichen Kreisen ventiliert worden, was sich dadurch erklärt, daß die Frauen sich meistens dem Studium der Medizin widmen. Ihre Spitze hat die vielfach ablehnende Haltung der deutschen Ärzte dem Studium der Medizin durch die Frauen gegenüber in den Beschlüssen gefunden, die auf Antrag des Prof. F. Penzoldt vom XXVI. Deutschen Ärztetag zu Wiesbaden gefaßt worden sind. Dieser Standpunkt, der es nicht für wünschenswert hält, daß bei der oft prekären Lage der Ärzte und bei der schon bestehenden Konkurrenz der Arbeitsmarkt durch konkurrierende Frauen noch mehr überfüllt werde, findet in vielen Voten der von Kirchhoff befragten Persönlichkeiten eine strenge Verurteilung. Der bekannte Schriftsteller Dr. Fulda aus München drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „Den Männern, welche sich nicht scheuen, auszusprechen, daß sie die Konkurrenz der Frauen fürchten, denen sollte die Schamröte ins Gesicht steigen. So lange sie Tüchtigeres leisten, wie sie ja gleichzeitig so gerne von sich behaupten, so lange werden sie ohne Mühe die Oberhand behalten, und auch wenn sie nur ebenso Tüchtiges leisten, werden sie auf absehbare Zeit bevorzugt und besser bezahlt werden, nur deshalb, weil sie Männer sind. Sollte aber in irgend einem Falle die Frau die Tüchtigere sein, so verlangt nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch das klare Interesse der Allgemeinheit, daß der weniger tüchtige Mann ihr weichen muß. . . . . Eine Männerwelt, die vom Staate Schutzmaßregeln und Privilegien fordert, um nicht etwa von der weiblichen Konkurrenz geschädigt oder gar überboten zu werden, die mag sich selber fragen, ob sie diesen erbärmlichen Standpunkt noch mit ihrer Selbstachtung vereinbaren kann."

Auch Professoren der Medizin und Vertreter anderer Fakultäten sprechen sich über diesen Gegenstand in ähnlicher Weise aus. Ich will, wie gesagt, denselben hier

Digitized by Google

nicht weiter verfolgen. Wohl aber möchte ich die Frage, ob gemeinsames Studium der Männer und Frauen oder die Gründung besonderer Hochschulen für die letzteren vorzuziehen sei, einer näheren Betrachtung unterwerfen.

Von den 136 Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, von denen Kirchhoff Antwort auf seine Anfrage erhalten hat, sprachen sich über diesen Punkt 41 aus. Von diesen letzteren gaben nur 14 einer Trennung der Geschlechter den Vorzug, während die übrigen es für vollkommen möglich erklärten, den Frauen die bestehenden Universitäten zu gemeinschaftlichem Studium mit den Männern zu öffnen. Unter den Vertretern dieser Ansicht befinden sich ebensoviele Mediziner als Angehörige der übrigen Fakultäten. Beispielsweise haben sich für Zulassung der Frauen zu den bestehenden Universitäten ausgesprochen die Herren: His-Leipzig, Rosenthal-Erlangen, Rindfleisch-Würzburg, Gusserow-Berlin, König-Berlin, Meyer-Jena, Delbrück-Berlin, Förster-Berlin, Fresenius-Wiesbaden, Victor Meyer-Heidelberg, Ludwig-Bonn, Fulda-München, Bernstein-Halle u. A. Die Anschauungen dieser Herren werden am besten durch folgende Worte Bernsteins ausgedrückt: „So komme ich denn schließlich zu dem Resultat, daß man die Frauen zu dem Universitätsstudium, im speziellen zu dem der Medizin, unter denselben Bedingungen und an denselben Anstalten wie die Männer zulassen sollte. Gerade der Umstand, daß die Frauen unter nicht geringen Opfern und Hindernissen sich die nötigen Vorkenntnisse zum Studium erwerben, daß sie mit Hintansetzung jeder Scheu sich mit Männern gemeinsam in Hörsälen, Kliniken, Laboratorien und Sezierssälen bewegen müssen, wird eine gewisse Garantie dafür bieten, daß nur diejenigen unter ihnen studieren werden, welche einen innern Beruf dazu fühlen .... Es mag manchen Dozenten eine gewisse Ueberwindung kosten, seine Vorlesung, anstatt wie gewohnt vor Herren, nun auch vor Damen vorzutragen. Indessen dieses Gefühl des Ungewohnten wird bald überwunden sein. Auch sind besondere Rücksichtnahmen auf das weibliche Geschlecht in betreff des Vortrages und der Demonstrationen in den medizinischen Vorlesungen durchaus nicht erforderlich; denn alle diese Dinge können und sollen unter Wahrung ihres wissenschaftlichen Charakters so behandelt werden, daß sie absolut keinen Anstoß erregen."

Den Verteidigern des gemeinsamen Studiums schließt sich auch Prof. Lehmann-Würzburg an.[1]) Er weist namentlich die Meinung zurück, daß bei Gegenwart von Frauen — die ja doch in gleicher Weise zum Universitätsstudium vorbereitet sein sollen wie die Männer — der Vortrag der Professoren an Tiefe zu verlieren brauche, und daß er in manchen Vorlesungen eine gewisse Störung erleiden müsse, weil verschiedene Dinge sich wenig zur Erläuterung oder Demonstration vor einem gemischten Publikum eignen. Lehmann, der als einstiger Student und Assistent in Zürich in dieser Frage über persönliche Erfahrung verfügt, spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Nach meiner Erinnerung ist beim medizinischen Studium — und schlimmer dürfte es ja nirgends sein — höchstens ein Zehntel des Stoffes geeignet, Bedenken dieser Art zu erregen. Man wird hier dem Professor jede mögliche Freiheit lassen müssen, wie er sich mit diesen Bedenken abfindet. Ich würde es machen — wie meine Züricher Lehrer es thaten, ich würde kein Wort weniger sagen, als wenn keine Damen da wären. Stellt man sich auf den Standpunkt der reinen Wissenschaft, so läßt sich — für mein Gefühl — alles sagen und alles hören. Andere Dozenten empfinden allerdings anders; in diesem Falle wird es sich unschwer einrichten lassen, und da möchte sich in erster Linie empfehlen, einzelne Stunden, resp. einzelne Kurse doppelt zu halten, — eine Verpflichtung könnte allerdings dafür nicht bestehen. Ich kann versichern, daß sich all die theoretisch so schrecklichen Dinge in der Praxis unendlich viel harmloser gestalten — etwas Taktgefühl hilft über alle Klippen hinweg, und an die Teilnahme von Wärterinnen und Krankenschwestern beim praktischen medizinischen Unterricht ist man ja ohnehin gewöhnt."

---

[1]) Das Frauenstudium. Sep. Abdr. aus d. Beilage zur „Allgem. Zeitung" Nr. 141 u. 142. 1898.

Digitized by Google

Lehmann berührt ferner auch die Frage, ob die Studenten durch die Gegenwart ihrer Kommilitoninnen gestört werden. Auch hier spricht er aus Erfahrung. Er sagt: „Mir ist davon so wenig bekannt, wie etwa von einer besonderen Anfeuerung nachlässiger Männer zum Studium. Wir sahen in Zürich in den tüchtigen und fleißigen Damen tüchtige und sympathische Studiengenossinnen, mit denen man höflich und achtungsvoll, aber nicht galant verkehrte. Niemand gewährte z. B. den Damen bei einer Demonstration prinzipiell die besten Plätze; sie standen unter uns, wo sie der Zufall hinführte, und verlangten auch niemals etwas anderes als kollegial behandelt zu werden. Nicht die leiseste ungünstige Erfahrung drang in den sieben Jahren, die ich als Student und Assistent in Zürich verbrachte, an die Öffentlichkeit; die Damen gingen ihrer Wege, ohne daß wir uns viel um sie kümmerten ... Und wenn wirklich einmal das gemeinsame ernste Studium eine Neigung entstehen ließe, die zum Bunde fürs Leben führte, — wäre das ein Unglück? Ist nicht ein solcher Bund sicherer begründet, als der im Ballsaal geschlossene? Erleichtert wird allerdings ein Ehebund nicht durch das im Verhältnis zu den Männern relativ hohe Alter der Mädchen; dagegen haben gerade in Zürich eine ganze Anzahl akademischer Lehrer Schülerinnen geheiratet und volles Glück gefunden ... Es liegt also kein Grund vor, die Damen vom gemeinsamen Unterricht mit den Männern auszuschließen und eine besondere Frauenuniversität zu gründen."

Diese Anschauung von der vollkommenen Zulässigkeit des gemeinsamen Studiums teilt offenbar auch die medizinische Fakultät der Universität Halle, die ja bekanntlich in so würdiger Weise die leichtsinnigen und ungerechtfertigten Ausfälle eines Teiles der klinischen Studenten gegen die studierenden Damen zurückgewiesen hat.

Dennoch giebt es in Deutschland nicht nur im weiteren Publikum, sondern auch unter den maßgebenden Persönlichkeiten noch viele, die sich mit dem gemeinsamen Studium beider Geschlechter — namentlich an den medizinischen Fakultäten — nicht befreunden können, und es werden immer noch Stimmen laut, welche die Besorgnis äußern, die Gegenwart von Frauen — auch bei hinreichender Vorbildung der letzteren — möchte zu einer Abflachung des Unterrichts und zu mannigfachen Störungen, die sowohl vom Lehrpersonal als auch von den Studenten empfunden würden, Veranlassung geben.

Unter diesen Umständen dürfte es nicht uninteressant sein, die Meinung derjenigen Professoren zu hören, die schon Jahre und Jahrzehnte lang ihre Vorlesungen und Demonstrationen vor einem aus Männern und Frauen bestehenden Publikum abhalten und sich also in dieser Frage auf eine reiche persönliche Erfahrung stützen können. In dieser Lage befinden sich die Lehrkörper der schweizerischen Universitäten, namentlich aber die Professoren von Zürich, Bern, Genf und Lausanne, wo die Damen, der offiziellen Statistik gemäß, zwischen 15 und 20 Prozent der Gesamtzahl der Studierenden ausmachen. Es ist deshalb auch begreiflich, daß die Deutsche Reichsregierung, als sie Erkundigungen einziehen wollte über die Erfahrungen betreffend die Teilnahme männlicher und weiblicher Studierender am medizinischen Unterricht, sich mit einer bezüglichen Anfrage an die Schweizer Behörden wandte. Dies geschah im Jahre 1896. Hierdurch veranlaßt, richtete die Direktion des eidgenössischen Departements des Innern unterm 13. Oktober 1896 folgendes Schreiben an die Erziehungsdirektoren der Kantone Basel-Stadt, Zürich, Bern, Waadt und Genf.

Herr Regierungsrat!

„Die Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft in Bern hat den schweizerischen Bundespräsidenten zu Handen Ihrer Regierung um Auskunft darüber ersucht, welche Erfahrungen an den schweizerischen Universitäten in Beziehung auf die gemeinschaftliche Teilnahme männlicher und weiblicher Studierender am medizinischen Unterricht gesammelt worden seien. Dabei frage sich im besondern, ob die gegen die Zulassung von Frauen zum Studium der Medizin vielfach geäußerte Befürchtung sich als begründet erwiesen habe, daß die Teilnahme an Vorlesungen und Demonstrationen über

Digitized by Google

geschlechtliche Gegenstände entweder auf die Sittlichkeit der zugelassenen weiblichen Studierenden einen ungünstigen Einfluß übe, oder zu einer mit Anstand und Sitte unvereinbaren Verletzung ihres Schamgefühls führen müsse.

Mit der Einbringung eines Berichts zur Beantwortung dieses Auskunftsbegehrens beauftragt, stellen wir die Bitte an Sie, uns gefälligst und mit thunlicher Beförderung mitzuteilen, welche Wahrnehmungen bis jetzt an Ihrer Hochschule in betreff der oben bezeichneten Fragen gemacht worden sind."

Von den einzelnen Erziehungsdirektoren wurde die Frage den betreffenden medizinischen Fakultäten vorgelegt, die ihre Antworten entweder als Gesamtmeinungsäußerung der Fakultät (Basel, Genf, Bern, Lausanne) oder in der Form von Einzelgutachten der verschiedenen Professoren (Zürich) ihren Staatsregierungen mitteilten. Diese Antworten nun wurden mir auf meine Bitte durch die Liebenswürdigkeit des derzeitigen Vorstehers des eidgenössischen Departements des Innern, Herrn Bundesrat Lachenal, dem ich hierfür zu großem Dank verpflichtet bin, zur Verfügung gestellt und ich lasse sie hier folgen.

1. Basel-Stadt. Die Vorlesungen der medizinischen Fakultät und deren Demonstrationen über geschlechtliche Gegenstände haben bisher weder auf die Sittlichkeit der zugelassenen weiblichen Studierenden einen ungünstigen Einfluß geübt, noch zu einer mit Anstand und Sitte unvereinbaren Verletzung ihres Schamgefühls geführt. Unsere weiblichen Studierenden — es sind freilich nur wenige — sind musterhaft fleißig, bescheiden und anständig. Weder von Lehrern noch von seiten der männlichen Studierenden sind bisher Klagen über sie laut geworden.

Die Hauptsache scheint die Abhaltung unlauterer und mangelhaft vorgebildeter Elemente zu sein, wofür die Regierungsbeschlüsse vom März 1890 und 14. Oktober 1893 zu § 30 des Universitätsgesetzes in überaus genügender Weise sorgen.

(Gez.): Der Vorsteher des Erziehungsdepartements von Basel-Stadt.
Brenner.

2. Université de Genève, Faculté de médecine. A la faculté de médecine les étudiantes inscrites n'ont jamais donné lieu à des plaintes; elles ont toujours été d'une assiduité exemplaire; leurs rapports avec les étudiants ont toujours été corrects, nous pouvons dire même qu'ils sont très froids, quoique cependant les étudiantes fassent partie de la Société générale des étudiants et qu'elles y aient des représentants.

Pour la fréquentation des cours, soit au laboratoire d'anatomie, soit dans les cliniques, il ne s'y est jamais rien passé d'incorrect. Cela dépend complètement du ton que les professeurs savent imprimer à leurs élèves pour faire respecter ces demoiselles, qui savent elles-mêmes se faire respecter.

Le ton qui règne dans la faculté de médecine provient beaucoup de ce que pour les immatriculations nous sommes très sévères et exigeons des études classiques complètes; de cette façon nous avons des élèves ayant une culture et qui ont appris à se respecter. Si du début nous avons eu des craintes, nous en sommes complètement revenus.

(Sig.) Vaucher, doyen.

3. Bern. Die medizinische Fakultät ist der Ansicht, daß die Teilnahme der weiblichen Studierenden an dem jungen Männern erteilten Unterricht selbst in der Anatomie, Gynäkologie und Syphilidologie zu keinerlei Inkonvenienzen führt. Alle Professoren der Fakultät waren der gleichen Ansicht, daß man selbst die heikelsten Dinge, wie z. B. die Physiologie der Zeugung, die Anatomie der Geschlechtsorgane, die syphilitischen Erkrankungen, sehr gut vor einem gemischten Publikum behandeln kann, wenn nur die Sache stets und ausschließlich mit jenem sittlichen und wissenschaftlichen Ernst vorgetragen wird, den der Gegenstand verlangt, und der Dozent den Vortrag frei von Zweideutigkeiten und Witzen hält. Die ganze Sache erhält dann ein anderes Gewand, wenn auch nur im geringsten die streng sachliche Behandlung ver-

Digitized by Google

lassen wird. Alles kommt hier auf den Lehrer an. Ja, die Fakultät ist sogar der Ansicht, daß die Behandlung derartiger Dinge vor einem gemischten Publikum mancherlei Vorteile bietet, z. B. eben jene früher wohl da und dort üblichen Witzeleien gänzlich zum Verschwinden gebracht hat. Immerhin dürfte es sich empfehlen, im Präpariersaal und bei Demonstrationen der Geschlechtsapparate nicht Männer und Frauen an das gleiche Präparat zu setzen. Das läßt sich aber leicht einrichten.

Wenn nun auch — in Bern wenigstens — bisher keinerlei Unzuträglichkeiten äußerlich bemerkt wurden, so entzieht es sich doch der Beurteilung, ob die Frauen in ihrem inneren, gemütlichen Leben durch Vorträge, welche jene Dinge berühren müssen, Schaden leiden. Es scheint aber auch dies nicht der Fall zu sein. Endlich ist zu bemerken, daß Liebeleien zwischen Studenten und Studentinnen in Bern zu den allergrößten Seltenheiten gehören.

Die medizinische Fakultät kann also nur bestätigen, was einige ihrer Mitglieder wiederholt ausgesprochen haben, daß der gemeinsame Unterricht von Männern und Frauen in allen Fächern der Medizin sehr wohl möglich und durchführbar ist und weder ein ungünstiger Einfluß auf die Sittlichkeit der studierenden Frauen, die sich übrigens des besten Rufes erfreuen und ihrer Mehrzahl nach mit sittlichem Ernst an das Studium herantreten, noch eine Verletzung des Schamgefühls derselben beobachtet wurde.

(Gez.) Tschirsch, Dekan.

4. Lausanne. Conformément à votre désir, j'ai consulté M.M. les professeurs de la faculté de médecine sur les conséquences fâcheuses que la présence d'étudiants des deux sexes aux cours et démonstrations cliniques pourrait avoir provoquées. A l'unanimité mes collègues trouvent que les conséquences qu'on aurait pu redouter n'existent pas; la moralité des étudiants n'a donné lieu jusqu'à ce jour à aucune plainte et les cours et démonstrations ont toujours pu être donnés et faits sans que la pudeur de ces jeunes filles ait eu à en souffrir.

D'une manière générale notre faculté n'a eu qu'à se louer de la présence des étudiantes dans nos cours; nous pouvons de plus ajouter que les rapports des étudiants des deux sexes sont constamment restés très bons.

(Gez.) Dr. Dind, doyen.

5. Zürich. Hier liegt, wie gesagt, kein Kollektivgutachten der Fakultät vor, sondern Spezialgutachten einzelner Professoren, was damit motiviert wird, daß „die verschiedenen Disziplinen der Medizin das fragliche Gebiet entweder garnicht oder dann in ganz verschiedenem Umfang und anderer Weise berühren und auch die einzelnen Lehrer da, wo sie sexuelle Dinge besprechen müssen, eine individuell verschiedene Auffassung von der Art und Weise haben, wie der heikle Lehrstoff vor einem gemischten Publikum vorzutragen sei. Diese und gleichzeitig auch die von den verschiedenen Dozenten dabei gemachten Erfahrungen kennen zu lernen, muß für die in dieser Frage interessierten Kreise wertvoller sein, als ein durch Fakultätsbeschluß festgestelltes Gesamtgutachten, in welchem die Anschauungen und Beobachtungen des einzelnen nicht wohl zu ihrem vollen Rechte gelangen."

Wie nun aus den Einzelgutachten der Professoren hervorgeht, sprechen sie sich übereinstimmend dahin aus, daß, wenn auch in einzelnen Disziplinen die Anwesenheit von Damen bisweilen eine gewisse Gêne verursache, doch nicht genügende Gründe vorliegen, um die Geschlechter zu trennen. Speziell wurde in allen Voten betont, daß ein demoralisierender Einfluß des gemeinsamen Studiums absolut nicht nachzuweisen sei, daß bei rein wissenschaftlicher Behandlung sogar recht heikle Gegenstände ohne jegliche Verletzung des weiblichen Schamgefühls erörtert werden können. Dies bestätigten sowohl die Lehrer der normalen und pathologischen Anatomie (Stöhr und Ribbert), als auch der Physiologe Gaule und die Direktoren der inneren und chirurgischen Klinik Eichhorst und Kroenlein. Von wesentlichem Interesse ist natürlich in dieser Ange-

Digitized by Google

legenheit die Stellung, die der Professor der deskriptiven Anatomie einnimmt, und ich gebe deshalb das Votum des Herrn Stöhr, der gegenwärtig den Lehrstuhl für deskriptive Anatomie in Würzburg einnimmt, wörtlich wieder.

„Ich habe — sagt Prof. Stöhr — niemals beobachtet, daß die Erörterung der sexualen Verhältnisse die Sittlichkeit und das Schamgefühl der weiblichen Studierenden ungünstig beeinflussen. Ich würde es als eine Verkennung meiner Aufgabe betrachten, wenn ich aus Rücksicht für die Frauen auch nur eine Bemerkung unterließe, die ich im Interesse der Wissenschaft für nötig erachtet habe. Ebensowenig kann von irgend einer Beschränkung bei den Präparierübungen und bei den Demonstrationen die Rede sein. Im Seziersaale werden Harn- und Sexualorgane durch Gruppen von je 3 oder 4 Studierenden präpariert; es ist selbstverständlich, daß in diesen Fällen jede Gruppe nur aus Männern resp. Frauen zusammengesetzt wird; auch präparieren die Gruppen gewöhnlich an verschiedenen Tischen. Dies gilt aber nur für die Präparation der Sexualorgane, — im übrigen arbeiten Männer und Frauen nebeneinander, oft eine Frau an einem, ein Mann am andern Bein derselben Leiche. — Eine einzige Ausnahme erfährt mein Unterricht bei der Demonstration der Sexualorgane. Die Demonstrationen sind in der Züricher Anatomie derart eingerichtet, daß eine Reihe von Präparaten nebst schriftlichen Erklärungen und erläuternden Zeichnungen aufgestellt ist, so daß ich Gelegenheit habe, besondere Fragen, die von einzelnen an mich gestellt werden, sofort zu beantworten. Da ich befürchte, daß manche Frau sich vor Männern scheuen würde, solche Fragen zu stellen oder gewisse Präparate mit der sonst üblichen Genauigkeit zu betrachten, findet die Demonstration der Sexualorgane getrennt statt. Wenn der Lehrer nur mit Ernst an seine Aufgabe herantritt, kann alles besprochen und demonstriert werden; ich erinnere mich keines einzigen Falles, in dem beim anatomischen Unterricht irgendwo Anstoß genommen oder Anstoß erregt worden wäre. Das tadellose, durchaus taktvolle Verhalten sowohl der männlichen, wie der weiblichen Studierenden trägt dazu bei, daß der Unterricht ohne Beschränkung für den Lehrer und ohne Beeinträchtigung für die Hörer erteilt werden kann."

Ähnlich drückt sich der Physiologe Prof. Gaule aus. „Seit mehr als zehn Jahren — sagt er — habe ich die Physiologie vor einem aus männlichen und weiblichen Individuen gemischten Auditorium vorgetragen. Immer deutlicher ist mir in dieser Zeit geworden, daß auch durch die Physiologie der Zeugung, oder wo sonst die Physiologie das Gebiet der sexuellen Verhältnisse berührt, in den Zuhörern kein anderes als ein rein wissenschaftliches Interesse erregt wird, wenn die Behandlung des Gegenstandes eben eine rein wissenschaftliche ist. Nie hat ein unangenehmer Zwischenfall meine Vorlesungen gestört; nie habe ich in dem Verkehr meiner Zuhörer und Zuhörerinnen untereinander oder mit mir eine Abweichung von dem Ton bemerkt, wie er in den besten Kreisen gebildeter Männer und Frauen üblich ist. Ich möchte sogar betonen, daß die Beimengung einer Anzahl gebildeter, fein erzogener Mädchen, wie wir sie in unserer akademischen Jugend haben, die daselbst herrschenden Umgangsformen entschieden verfeinert hat."

Ebenso überzeugt und ebenso günstig äußert sich über das gemeinsame Studium Prof. Forel: „Ich lese seit 17 Jahren über Psychiatrie und psychiatrische Klinik an der Universität Zürich und habe niemals den geringsten Übelstand von dem Zusammenstudieren beider Geschlechter beobachtet — im Gegenteil . . . der Ton und das Benehmen werden dadurch naturnotwendig anständiger als bei ausschließlich männlicher Studentenschaft. Gerade die Psychiatrie und die Demonstration von Geisteskranken sind reich an sexuellen Abscheulichkeiten aller Art, an den ausgesuchtesten sexuellen Perversionen und Schamlosigkeiten.

Ich muß aber gerade hier konstatieren, 1. daß ich grundsätzlich durch die Gegenwart von Studentinnen in dieser Beziehung nie die allergeringste Beschränkung bei mir habe aufkommen lassen; ich habe ohne die geringste Rücksicht auf dieselben alles erklärt und demonstriert und bin auf alle Details der normalen und pathologischen Eigentümlichkeiten der Sexualbethätigung beider Geschlechter eingetreten; 2. daß ich niemals gesehen habe, daß gerade bei Studentinnen diese Verhältnisse irgendwie An-

Digitized by Google

stand oder Sitte verletzend gewirkt hätten. Stets haben dieselben vom Anfang bis zum Ende ihrer Studien Ernst und Anstand — gerade hier — mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, als männliche Studenten bewahrt. — Nach meinen langjährigen Erfahrungen, die bis in meine eigene Studentenzeit zurückgehen, wo schon Frauen hier studierten, und die sich auch noch auf fünf Studentinnen erstrecken, welche kürzere oder längere Zeit an unserer Anstalt Assistentinnen waren und ohne Nachteil sogar die unruhige Männerabteilung mitbesuchen konnten, muß ich erklären, daß von einem ungünstigen Einfluß des Frauenstudiums der Medizin auf die Sittlichkeit und den Anstand der Studenten überhaupt und der Studentinnen im speziellen absolut keine Rede ist. Daß Studentinnen resp. Ärztinnen weniger schamhaft und anständig als andere Frauen wären oder durch ihr Studium in moralischer Beziehung beeinträchtigt worden wären, davon ist nichts zu beobachten."

Seiner Bedeutung halber bringe ich auch noch das bezügliche Votum des Direktors der chirurgischen Klinik Prof. Kroenlein. „Meine Erfahrungen über das Frauenstudium — schreibt er — umfassen nicht nur die fünfzehn Jahre meiner hiesigen klinischen Thätigkeit als Vertreter der Chirurgie, sondern vier Jahre meiner eigenen Studienzeit und drei Jahre meiner klinischen Assistentenzeit an der Züricher Hochschule. Die Befürchtung, daß die Teilnahme an Vorlesungen und Demonstrationen über sexuelle Gegenstände entweder auf die Sittlichkeit der zugelassenen weiblichen Studierenden einen ungünstigen Einfluß ausüben, oder zu einer mit Anstand und Sitte unvereinbaren Verletzung ihres Schamgefühls führen müsse, — diese Befürchtung ist nach meinen Erfahrungen nicht gerechtfertigt. Dabei habe ich stets an dem Grundsatz festgehalten, daß das geistige und wissenschaftliche Niveau des klinischen Unterrichts auch nicht in einem Punkte heruntergedrückt werden dürfe, etwa in der Meinung, daß aus Rücksicht auf die anwesenden Damen dieses oder jenes Kapitel aus der sexuellen Sphäre, welches für den angehenden Mediziner von Wichtigkeit ist, nicht tangiert werden dürfe. Die Kliniken sind keine Mädchenschulen und sollen es auch nicht sein; aber der wissenschaftliche Ernst und die rein sachliche Darlegung in den Vorlesungen und bei den Demonstrationen über sexuelle Gegenstände ist wohl im stande, über die Schwierigkeit der Situation hinwegzuhelfen und Anstand und gute Sitte zu wahren ... Nur in einem Punkte machte ich bisher und mache ich noch jetzt dem Frauenstudium in der Klinik eine Konzession, ohne daß ich aber der Meinung bin, damit dem oben an die Spitze gestellten Grundsatze untreu zu werden: ich lasse die weiblichen Studierenden bei Männern mit Genital- und Urethralaffektionen nicht praktizieren, sondern suche in solchen Fällen männliche Studierende als Praktikanten aus, während selbstverständlich im übrigen die weiblichen Studenten der Untersuchung und Besprechung dieser Fälle in der Klinik beiwohnen ... In Summa: Etwas Takt und Rücksicht sowohl bei den Lehrern als auch bei den Studenten — männlichen und weiblichen — scheint mir allerdings eine conditio sine qua non, wenn der medizinische Unterricht für männliche und weibliche Studierende gemeinsam erteilt werden soll. In Zürich scheint mir diese Bedingung bis jetzt immer erfüllt worden zu sein."

In demselben Sinne waren auch die Antworten der übrigen Professoren der Züricher medizinischen Fakultät abgefaßt, und das eidgenössische Departement des Innern konnte deshalb, indem es der Kaiserlich deutschen Gesandtschaft genaue Abschriften sämtlicher Rückäußerungen der kantonalen Erziehungsdirektionen zustellte, mit vollem Recht darauf hinweisen, es gehe aus den vorliegenden Noten hervor, „daß die Teilnahme der Frauen am akademischen medizinischen Unterricht von keinerlei Unzukömmlichkeiten begleitet sei."

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Alexandra Smirnoff.

Die erste Pomologin des hohen Nordens.[1])

Von

Matthias Gebhardt.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Alexandra Smirnoff wurde in Wasa (Finnland) im Jahre 1838 als Tochter des Kaufmanns M. Smirnoff und dessen Ehegattin, geb. Lindequist, geboren. Die Mutter war eine flinke Frau, von der die Tochter die ausgeprägte Liebe zur Blumenkultur erbte. Der Vater, ein gutherziger Mann von sanftem Wesen, war in seiner Jugend Leibeigner des Grafen Scheremetjew gewesen. Der aber war ein wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnung wohlbekannter Edelmann, der seinen Leibeigenen nicht nur gestattete, sich Kenntnisse anzueignen, sondern ihnen dabei meist noch behilflich war.

Alexandra wuchs mit mehreren Brüdern zusammen auf. Puppen konnte sie im Gegensatz zu den meisten kleinen Mädchen nie leiden. Sie begrub sie vielmehr stets, gleich nachdem sie sie erhalten hatte, mit Pomp und Pracht, und diese Zeremonie war die einzige Freude, die sie daran hatte. Dagegen übte sie fleißig alle Arten Sport, z. B. auf Stelzen stehen, auf dem Ski gehen u. s. w. Sie ist die erste Frau in Wasa gewesen, die sich der Schlittschuh bediente. Ihr höchster Wunsch war jedoch, wie ihre Brüder studieren zu dürfen. Dazu fehlte ihr aber in jenen Tagen jede Anleitung.

Ihre Kindheit verstrich froh und sorgenfrei. Sie lebte in ziemlicher Ungebundenheit in ihrer guten Heimatstadt, bis Wasa im Jahre 1852 durch eine heftige Feuersbrunst gänzlich verwüstet wurde. Viele wurden damals obdachlos und hatten kein Dach mehr über ihrem Haupte. Zu diesen vielen gehörte auch Alexandra Smirnoff. Dazu kam, daß ihre Mutter, die sich beim Brande überanstrengt hatte, bald danach für immer von der Seite ihres Mannes und ihrer Kinder schied. Der Vater aber, ein weicher Charakter, konnte nunmehr die große Kinderschar nicht mehr zusammenhalten; sie zerstob bald nach allen Richtungen.

Alexandra kam nach Saarela in die Nähe Wiborgs, wo sie sich im Hause der verstorbenen Gräfin Steven von Steinheil in eine hocharistokratische Etikette und militärische Disziplin zu finden hatte, was dem ostbottnischen, früh an Selbständigkeit gewöhnten Mädchen nicht leicht fiel. Trotzdem wurde sie genau so behandelt, als ob sie ein Kind des Hauses wäre. Es war ihr gestattet, ihre Interessen dem Garten, den Gewächshäusern und dem Stall zuzuwenden. Die Gräfin selbst war nicht nur eine eifrige Blumenverehrerin, sondern besaß auch tüchtige Kenntnisse in der Botanik und war außerdem eine leidenschaftliche Pferdefreundin. Ihr Wunsch war es stets, daß nach ihrem Tode Alexandra in Schweden den Gartenbau studieren solle, damit sie später die Leitung der großen Gartenanlagen des Gutes Saarela übernehmen könne.

Infolgedessen kam Alexandra nach dem Tode der Gräfin im Jahre 1873 nach Schweden, wo es ihr gelang, sich auf Graf Trolle-Bondes umfangreichen Gütern in Södermanland aufhalten zu dürfen, wo sich größere Gewächshäuser, sowie Obstbaum-Anpflanzungen und Gemüsegärten befanden. Sie machte daselbst die Bekanntschaft des schwedischen Pomologen Dr. Olof Eneroth, der hier eine seiner vielen Obstbaum-Versuch-Sammlungen hatte. Dr. Eneroth überredete sie dazu, sich ganz und gar dem Studium der Pomologie zu widmen. Sie wurde seine Schülerin und

[1]) Aus Norsk Havetidende.

Digitized by Google

Gehilfin und durfte ihm beim Ordnen der russischen Obstsorten an die Hand gehen, was ihm infolge seiner Unkenntnis des Russischen bisher Schwierigkeiten bereitet hatte. — Hier arbeitete sie drei Jahre lang. Infolge von Eneroths Kränklichkeit fiel ein beträchtlicher Teil der Arbeit Alexandra zu. Sie erwarb sich dadurch aber auch mehr Kenntnisse, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, und Eneroth erwähnte nach Fertigstellung seiner pomologischen Arbeit in dem dazu gehörigen Vorwort Fräulein Smirnoff mit lobender Anerkennung.

Als sie aber von einander schieden, sagte Eneroth zu seiner Schülerin: „Mit finnischer Beharrlichkeit und der den Frauen eigenen Geduld werden Sie noch manches für Ihr Land ausrichten können." Diese Worte waren für Alexandra ein Ansporn und zeigten ihr das Ziel, dem sie fortan nachstrebte.

Zurückgekehrt nach Finnland, begann Frl. Smirnoff ihrem Lande die Kenntnisse nutzbar zu machen, die sie sich in Schweden angeeignet hatte; doch stieß sie auf mancherlei Hindernisse, die ihre Kraft nahezu brachen. So wurden z. B. alle Gesuche um Bewilligung von Studienreisen in Finnland, wo es vielerlei zu studieren und zu beobachten gab, ständig abgeschlagen. Sogar der aufopferndste aller ihrer Vorschläge, in einer ihr besonders nahestehenden Gemeinde unentgeltlich und mit Hilfe eigenen Unterweisungsmaterials die Schüler der Volksschule im Obstbau zu unterrichten, wurde von der betreffenden Gemeindeverwaltung rundweg abgelehnt.

Sie war in ihr Heimatland zurückgekehrt, bereit zu jeder selbstaufopfernden Arbeit, doch Schritt um Schritt sah sie sich zurückgedrängt. Ihr stets frisches, munteres Wesen, das bis auf den heutigen Tag glauben läßt, sie sei mindestens zehn Jahr jünger, als sie in Wirklichkeit ist, sowie ihre große Geduld kamen ihr in solchen schweren Stunden zustatten. Nicht zu vergessen sind auch ihre beiden Brüder, die während dieser ganzen Zeit ihre Stütze waren. Wenn sie die nicht gehabt hätte, sowie zwei treue Freundinnen, die alles aufboten, um ihren Mut hochzuhalten, die Zeit abzuwarten, in der ihre Kenntnisse ihr zu Nutze kommen könnten, dann würde sie vielleicht doch nicht Kraft genug gehabt haben, so tapfer standzuhalten.

In den nun folgenden achtzehn Jahren waren es besonders hochangesehene Privatmänner, die ihre Tüchtigkeit für sich in Anspruch nahmen, und die Arbeit als solche war ihr so lieb, daß sie oft vergaß, Bezahlung dafür zu nehmen. In diesen Jahren betrieb sie auch ein sehr anregendes Studium; durch Untersuchungen und Zeichnen von Früchten trug sie ein reichhaltiges Material für ihre im Entstehen begriffene „Finnische Pomologie" zusammen. Zu diesem Zweck stand sie in regelmäßigem Briefwechsel mit unserem großen deutschen Landsmann, dem bedeutenden Gärtnerbotaniker und bekannten russischen Pomologen Dr. Regel, ihrem Lehrer Dr. Eneroth, sowie mit den meisten bedeutenden Gärtnern aller Länder. Daneben befand sie sich vielfach auf Reisen in Schweden und im eigenen Lande und machte sich so mit den Fortschritten im Obstbau und mit den nach und nach darin gesammelten Erfahrungen vollständig vertraut.

Ungeachtet der ihr so wenig zuteil werdenden Ermunterungen und trotz der ihr immerfort sich entgegenstellenden finanziellen Schwierigkeiten arbeitete sie unverdrossen weiter und war, alle jene Vorurteile, denen sie überall begegnete, nicht achtend, allezeit von der einen gleichen Idee beseelt. Und wenn die meisten Bahnbrecher auf praktischen Gebieten gewöhnlich danach trachteten, aus ihren Arbeiten irgend einen persönlichen ökonomischen Vorteil zu ziehen, so ist die Arbeit Alexandra Smirnoffs ausschließlich als ein von lieber Hand dem Vaterlande gewidmetes Geschenk anzusehen.

Schließlich war der Augenblick gekommen, in dem sie meinen durfte, soweit gelangt zu sein, um die Früchte der Arbeit ihres Lebens und Strebens in geschlossener Form der Öffentlichkeit übergeben zu können. Im Jahre 1892 erschien ihre Schrift „Einige Worte über den Obstbau, sowie dessen gegenwärtige und zukünftige Ausdehnung in Finnland." In diesem Werk giebt sie eine Übersicht über den früheren Stand des Obstbaus in Schweden und Finnland und eine interessante Schilderung der älteren Obstgärten Finnlands, sowie eine Beschreibung jener Landgüter, auf denen sie selbst Gelegenheit gehabt hatte, Obstsorten zu erproben, die vorher im Lande noch

Digitized by Google

nicht allgemein bekannt waren. In dieser Schrift wies sie auch auf die Notwendigkeit der Anlage pomologischer Versuchsstationen hin und gab Andeutungen, welche Wege einzuschlagen seien, damit der Obstbau das werde, was sie für sein erstrebenswertes Ziel hielt: ein rationeller Nahrungszweig.

Gelegentlich der von der Volksbildungs-Gesellschaft im Jahre 1893 ins Werk gesetzten Veranstaltung kam bereits eine neue Auflage dieser Schrift heraus.

Um sie in den Stand zu setzen, die notwendigen Beobachtungen für eine spätere Ausgabe dieses Buches anstellen zu können, wurde ihr eine Freifahrkarte auf der Staatsbahn gewährt. Im Jahre 1894 erschien alsdann der mit Interesse erwartete

Alexandra Smirnoff

erste Teil ihrer „Finnischen Pomologie", die auf finnische Staatskosten gedruckt und vom russischen Domänenministerium durch Verleihung der silbernen Medaille ausgezeichnet wurde.

Als die Herausgabe einer neuen, den Ansprüchen der Neuzeit gerecht werdenden, umgearbeiteten Auflage der „Schwedischen Pomologie" des inzwischen verstorbenen Dr. Eneroth sich als notwendig erwies, wurde diese Arbeit dem Frl. Smirnoff als der dazu einzig Berechtigten übertragen. Denn sie allein hatte Kenntnis von den Veränderungen, die Dr. Eneroth auf Grund später gemachter Erfahrungen als wünschenswert erachtet hatte.

Sie unterzog sich dieser Arbeit als einer teuren Pflicht. Die ersten beiden Teile dieses „Handbuchs der Schwedischen Pomologie" kamen im vorigen Jahr heraus.

Digitized by Google

Der letzte Teil, die Kirschen, Pflaumen und Birnen behandelnd, befindet sich noch in Bearbeitung und wird zusammen mit dem über die Äpfel vielfach ergänzt und um das Doppelte erweitert werden, da das pomologische Material seit Eneroths Zeit sehr viel umfangreicher geworden ist.

Frl. A. Smirnoff ist Ehrenmitglied der „Handelsgärtner-Vereinigung" zu Helsingfors und der „Reutlinger Pomologischen Vereinigung". Ferner unterstand ihr während der letzten fünf Jahre die Leitung der Gartenbau-Abteilung in der finnischen Frauenzeitung „Hemmet och Samhället".

Über die Fabrikthätigkeit verheirateter Frauen und ihre Folgen für die Erziehung der Kinder.

Von

Konrad Agahd.

Nachdruck verboten.

Der geschäftsführende Ausschuß der im Deutschen Lehrerverein organisierten deutschen Lehrerschaft hat auf die Tagesordnung des Pfingsten 1900 zu Köln stattfindenden Lehrertages die Behandlung der Aufgabe gesetzt: Der Wert einer gesteigerten Volksbildung für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Volkes. Es ist fraglos, daß bei der Erörterung auch jene Mißstände wieder klargelegt werden müssen, die fortgesetzt der Erzieherarbeit sich in den Weg stellen. Mit dankenswerter Offenheit haben Deutschlands Lehrer in Breslau den Kampf gegen die Kinderarbeit proklamiert, und der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen hat erst kürzlich auf seiner Generalversammlung einen scharfen Protest eingelegt gegen „eine geforderte Verkürzung der Schulzeit zum Zweck landwirtschaftlicher Ausbeutung der Schulkinder". Trifft es sich wunderbar, daß hier wie dort für gesteigerte Volksbildung, im Parlament dagegen für rückständige Schuleinrichtungen plädiert wurde, so fragt man sich billig nach der Ursache dieser schroffen Gegensätze ... Zur Zeit krankt die Volksschule — wenn auch nicht verkannt werden soll, daß manches besser geworden ist — noch an unzeitgemäßen Lehrplänen, überfüllten Schulräumen, fliegenden Klassen, Mangel an Lehrpersonen, nichtfachmännischer Schulaufsicht, und jede Forderung schließt noch ein kleines Reförmchen in sich ein. Die aufgezählten Krankheiten sind aber sozusagen akute Spezialkrankheiten, denen man hier und dort bereits energisch zuleibe gegangen ist. Viel schlimmer stellt sich das Allgemeinbefinden dar. Das ist schlecht, weil man in einer Zeit, die je länger je mehr uns durch die veränderten Erwerbsverhältnisse zwingt, die Erziehungsthätigkeit aus dem Hause in die Schule zu verlegen, diesem ungemein erschwerenden Umstand nicht Rechnung genug trägt. Die Öffentlichkeit regt sich mit Recht auf über eine verabscheuungswürdige Tracht Prügel; sie regt sich aber — und das ist unrecht — nicht im geringsten darüber auf, wenn ein Lehrer kraftlos zusammenbricht, weil es ihm nicht gelang, die lügenhaften oder faulen oder widerspenstigen Kinder ohne Körperstrafe so zu fördern, wie der Vorgesetzte es verlangte. Ich gehöre gewiß nicht zu den Prügelpädagogen; aber ich stelle fest, daß nichts Oberflächlicheres in der Presse des vergangenen Monats mir vorgekommen ist als die Forderung: „Mit dem Stock aus der Schule," — wenn nicht gleichzeitig das Gewissen aller an der Schule beteiligten Organe aufgerüttelt wird. Die unserem Schulwesen anhaftenden Mängel machen die Lehrer nervös. Sie werden nach ihren Leistungen beurteilt, und — diese Leistungen sind doch häufig nur der Gradmesser der häuslichen Verhältnisse, also Zufall. Mit anderen Worten: hat der Lehrer eine Klasse, in der die Kinder noch eine häusliche Erziehung genießen, die frei ist von Einwirkung des Schlafstellen-

Digitized by Google

unwesens (sittlicher Gefährdung überhaupt), frei von Ueberanstrengung, frei von antireligiöser Beeinflussung („du sollst die biblische Geschichte nicht lernen"), frei von Aufreizung gegen die Autorität („der Lehrer hat dir garnichts zu sagen!") u. s. w., dann wird er seinem Schöpfer danken, und die von ihm geforderten Leistungen in einer auch für die Schüler angenehmen Weise erreichen; anders in anderen Klassen. Es ist ganz selbstverständlich, daß man auch da jedem Lehrer strenge Selbstzucht anraten muß, aber gegen die gedankenlose, weit verbreitete Ansicht, die die Mutter der weniger gebildeten Volksmasse in die ihrem Sechsjährigen zugerufenen Worte kleidet: „Warte man, komme du erst nach Schule; dir werd' der Lehrer schon zusammenhau'n", gegen diese fortgesetzte Untergrabung des Ansehens und der Autorität der Lehrerschaft seitens einer Reihe von Blättern und Zeitschriften sei hiermit ganz energisch protestiert. Entweder kennt man die Verhältnisse nicht, — dem kann abgeholfen werden —, oder man kennt sie und — nimmt Rücksichten . . ., oder man spricht bewußt Unwahrheiten aus zum Schaden einer Institution, deren Wert und Thätigkeit in der Zeit „eines sittlichen Niederganges" schließlich auch sonst noch eine angemessenere Einschätzung verdient, wie sie ihr neuerdings zu teil wurde. Die Lehrer der Volksschulen in Großstädten, Industriegegenden und auf dem platten Lande klagen gleichmäßig über die Begleiterscheinungen einer von Grund aus veränderten Erwerbs- und damit Lebensweise der Eltern.

In hervorragend negativer Weise wirkt auf mindestens zwei bis drei Millionen Kinder Deutschlands nun auch die Arbeit ihrer Mütter in Fabriken und Werkstätten ein. Hier einiges zunächst über den Umfang derselben. Wir bringen die Zahlen der in Hauptbetrieben gewerblich beschäftigten verheirateten Frauen nach der Berufs- und Gewerbezählung 1895 (Ergänzungen zum I. Heft 1898). Um nicht zu ermüden, fassen wir aber die Gruppen kurz zusammen. Verheiratete Frauen in:

1.	Kunst- und Handelsgärtnerei	2 670
2.	Tierzucht und Fischerei	70
3.	Bergbau, Hütten und Salinen	1 425
4.	Industrie der Steine und Erden	9 762
	(darunter: Ziegelei, Thonröhren und Porzellanfabrikation, Glashütten, Spiegelglas und Spiegelfabrikation.)	
5.	Metallverarbeitung. Gold-, Silber- und Bijouteriewaren, Eisengießerei, Blechwarenfabrikation (1133)	5 604
6.	Industrie der Maschinen, Instrumente	1 515
7.	Chemische Industrie, u. a. Herstellung von Explosivstoffen (1113) Zündhölzer (556)	3 029
8.	Industrie der Leuchtstoffe z. B. Fette, Öle, Seifen.	584
9.	Textilindustrie	70 655
	a) Zubereitung von: Seidentrocknung, Konditionieranstalten, Wollbereitung; Flachsröstanstalten und Flachsbrecherei	1 692
	b) Spinnerei: Seidenhaspeln, Seidespinnen, Wollspinnen, Mungo- und Shoddyherstellung, Flachshecheln und Spinnen, Jute-, Baumwolle-, Vigognespinnerei u. dergl.	17 796
	c) Weberei: Seide, Wolle, Jute, Baumwolle u. dergl.	41 438
	d) Gummi- und Haarflechterei	78
	e) Strickerei und Wirkerei	2 598
	f) Häkelei, Stickerei, Spitzenfabrik	967
	g) Bleicherei, Färberei, Druckerei, Appretur	4 772
	h) Posamenten	623
	i) Seilerei und Reppschlägerei	691
10.	Papierindustrie	6 390
	Papier- und Pappefabriken 4500, Buchbinderei und Kartonnagefabriken 1890.	
11.	Lederindustrie	1 581
12.	Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	2 922
13.	Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	23 656
	(u. a. in Rübenzuckerfabriken und Raffinerien 1509, Konserven und Senf 1687, Tabakfabrikation 16 134)	
14.	Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe	9 439
15.	Baugewerbe	1 567
16.	Polygraphische Gewerbe	2 635
	(darunter in Buch- und Steindruckereien 2484)	

Digitized by Google

17.	Künstlerisches Gewerbe	40
18.	Handelsgewerbe	10 623
19.	Versicherungsgewerbe	21
20.	Verkehrsgewerbe	367
21.	Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe	5 943

Es muß auffallen, daß von diesen 160 498 verehelichten Frauen, die in allen Gewerbebetrieben arbeiteten, allein auf die Großindustrie 123 603 entfielen. Daß in der Textilindustrie 9,7 Prozent der Gesamtarbeiter verheiratete Frauen waren, ist — wenn auch naturgemäß — ein sehr bedeutender Prozentsatz, und doch haben die Untersuchungen über das Konfektionsgewerbe in Berlin nichts genauer erwiesen, als daß hier eine große Zahl nicht einmal mitgezählt worden ist. Wir haben es also mit den niedrigsten Ziffern zu thun.

Für 1890 giebt Dr. Hitze im Bericht der VIII. Arbeiterschutzkommission des deutschen Reichstages über die in Fabriken thätigen verheirateten Frauen eine Übersicht, der wir folgendes entnehmen.

Es arbeiteten

Land	I. In Spinnereien	II. In Ziegeleien	III. In sonstigen Fabriken	Summa
1. Preußen	6 312	5 483	42 761	54 556
2. Bayern	2 504	646	11 164	14 314
3. Sachsen	4 893	1 295	21 900	28 088
4. Württemberg	643	—	4 201	4 844?[1]
5. Baden	960	118	6 918	7 996
6. Elsaß-Lothringen	1 633	124	5 065	6 822
7. die übrigen Staaten Deutschlands	—	—	11 789	
Summe	16 945	7 666	103 798	[2]
In Wirklichkeit in Deutschland gezählt Summa	18 211	8 070	103 798	130 079

Wie man sieht, ist das Material von 1890 noch etwas lückenhaft. Es ist aber doch beweiskräftig genug für eine fortgesetzte Zunahme der Arbeit verheirateter Frauen. Wir wollen hier von der Aufrechnung absehen. Durchaus einwandsfreies Material für diese Spezialfrage besitzt nur Baden. Dort ist die Zahl von

10 159 im Jahre 1892 gestiegen
auf 11 782 = = 1895 und
= 13 359 = = 1897

und während 1894 auf je 100 erwachsene Arbeiterinnen schon 27,05 Verheiratete kamen, betrug die Zahl für 1897 sogar 30,08.

Ehe wir auf die Folgen dieser Arbeit eingehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Ausbildung der in der Industrie beschäftigten Mütter der Kinder werfen. Wenn man erwägt, daß nach der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 in genannter Berufsart

97 364 Mädchen von 14—16 Jahren
155 748 = = 16—18 =
in Summa .... 253 112 Mädchen von 14—18 Jahren

beschäftigt wurden (im ganzen sind gezählt: 857 443 berufsthätige Mädchen dieses Alters), und neben diese Zahlen die der Fortbildungsschulen für Mädchen in Deutschland stellt, so ergiebt das eine für die Zeit eines „sittlichen Niederganges" ungemein

[1]) nach unserer Berechnung.

[2]) Da hier im Material eine besondere Trennung nicht überall stattfand, ergiebt sich in den Spalten I und II eine Differenz mit den Hitzeschen Angaben.

Digitized by Google

gefährliche und bedauernswerte Rückständigkeit in der Heranbildung der Mädchen aus dem Volke überhaupt und im besonderen noch für Preußen. Die preußischen Provinzen haben zusammen nur 7 135 Mädchen in Fortbildungsschulen, und sie bleiben mit dieser Ziffer hinter Berlin (7 268) um 133 zurück. Die Provinzen Brandenburg und Pommern zählen sogar weniger Fortbildungsschülerinnen als Reuß j. L. Nun wird niemand behaupten können, daß das von der Volksschule den Mädchen übereignete Maß von Kenntnissen auch nur annähernd den Bedürfnissen entspräche, die heute das Leben an sie stellt, zudem ein nicht unbedeutender Prozentsatz von Schülerinnen das Ziel nicht erreicht und schon aus der II. und III. Klasse abgeht.

Mit dieser vollständig unzulänglichen Bildung ist aber auch der größte Teil jener 253 112 Mädchen, die in der Industrie arbeiten, versehen und ist dann in den nachschulpflichtigen Lebensjahren als Fabrikmädchen in einer Reihe von Berufszweigen thätig, in denen besonders auch für die hausindustriell bei Fremden beschäftigten Mädchen noch die „gefährlichsten sittlichen Verhältnisse" konstatiert werden müssen. In Plauen z. B. waren 1893 für 287 uneheliche Geburten, welche standesamtlich eingetragen waren, die Mütter als Fabrikarbeiterinnen bezeichnet und unter diesen 287 waren 112, d. h. 40 Prozent Fädlerinnen und Aufpasserinnen. „Dabei kann zur Ehre der Mädchen Plauens festgestellt werden, daß die Fälle des Verlustes der Myrtenkrone noch lange nicht so zahlreich sind, wie in vielen anderen Orten des Königreichs." — Hervorgehoben sei auch der Mangel an jeder hauswirtschaftlichen Ausbildung. Das Mädchen, von der Fabrik heimgekehrt, hat keine Lust mehr, zu Hause zu helfen, denn es ist müde und abgespannt. Kein Wunder; führt doch die Arbeitsteilung (bis auf das Einfädeln der Nadel!) eine Abstumpfung herbei, die von Stumpfsinn nicht weit entfernt ist. — Nicht weniger gefährlich erscheint auch die zu frühe Selbständigkeit der Mädchen. Auf ihr Schlafgeld pochend, das sie den Eltern zahlen, lehnen sie jede Mithilfe ab, poltern, verrohen, werden lieblos. Die Schlaf- und Logismädchen lernen natürlich garnicht die Haushaltung kennen; kehren sich auch schwerlich an ihre Wirtsleute.

Wir wiederholen: Tausende und aber Tausende von Mädchen, denen die Volksschule selbst unter den günstigsten Verhältnissen ein nur bescheidenes Maß von Bildung bezw. Kenntnissen hat übereignen können, entbehren jeglichen Gegenmittels den schädlichen Einflüssen der Industrie gegenüber.

Wo lernen die meisten der zukünftigen Mütter unserer Kinder sich auf den Beruf der Hausfrau und Mutter vorbereiten? In der Fabrik, auf dem Lumpenboden, im Siedehause, auf der Straße und — auf dem Tanzboden. Hohe Zeit ist es, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen: die elterliche Autorität ist durch zu frühe Selbständigkeit gebrochen, eine patriarchalische Aufsicht des Lehrherrn fehlt, und doch liegt einige Jahre später in den Händen dieser Mädchen die Erziehung von zwei bis drei Millionen heranwachsender Volksschüler. Uns fällt dabei ein Ausspruch der Königlichen Regierung zu Potsdam bei: „Die Menschenkultur ist auf jeden Fall noch wichtiger und notwendiger, ja auch dem Staate noch ersprießlicher, als selbst die Erhöhung der Industrie und des äußeren Wohlstandes, welche noch dazu nur durch jene wahrhaft und dauernd gesichert werden kann." Vor 70 Jahren gethan, dürfte er noch heute Giltigkeit haben.

Aber liegt nicht der Gedanke nahe, solchen Müttern jeden gesunden Einfluß auf die Kinder abzusprechen? Liebe — das ist das Universalmittel, mit der die Mütter unsrer bezüglichen Volksschüler alle jene Mängel zu reparieren suchen, die sie als Mitgift dem Mann in die Ehe bringen. Und Liebe zu ihrem Kind hat die ungebildetste, unwirtschaftlichste, auch fast jedes Gefühllebens bare Mutter einst gehabt. Daß diese Liebe nach und nach bei vielen Müttern erkaltet, ja einem rauhen, mürrischen Verhalten den schulpflichtigen und größern Kindern gegenüber Platz macht, ist nicht immer, ja nicht einmal häufig Schuld der Mutter selbst. Noch findet sich im Familienleben, auch wenn es sich nur etwa auf ein Beieinandersein von Eltern und Kindern am Sonntag-Vormittag in der Küche beschränken sollte, eine Reihe von Momenten (sie werden allerdings zum Teil erst durch die erziehliche Einwirkung der Schule fruchtbar

Digitized by Google

gemacht), die den Erzieher bestimmen, der Familienerziehung vor jeder Anstaltserziehung den Vorzug zu geben. Ein freundlicher Blick des Mutterauges, eine Anerkennung des Vaters, das tägliche Beispiel ihrer Thätigkeit, die unscheinbarsten Vorgänge, alles das wirkt mehr als zehn anstaltliche Ermahnungen.

Wie viel könnte auch die junge Frau noch nachlernen, wenn es nicht durch ihre Fabrikarbeit zur Unmöglichkeit würde!

Jedes Kind bedarf vor allen Dingen einer gesunden Mutter. Unter einer Anzahl von qu. Arbeiten sei Dr. Hirth's Arbeiterschutz ganz besonders erwähnt. Eine Reihe von Autoren, wie Martin, Bebel, Bittrich und Huster, Hitze, die zum Teil vom parteipolitischen Standpunkt aus die Frage beleuchten, stützen sich auf das Referat des Geheimen Medizinalrats Dr. Schuler (58. Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher in Straßburg). Wir teilen folgendes mit: In Schweizer Fabriken stellte es sich heraus, daß die Ziffer der Krankheitstage der verheirateten Frauen für denselben Zeitraum um 50 Prozent höher war als die der Männer. Von 141 in der Bleiindustrie beschäftigten Ehefrauen eines Bezirks abortierten nach den „Annalen des Deutschen Reichs" 87, d. h. über 61 Prozent, und 65 Prozent der Kinder, deren Mütter in Spiegelbelegereien arbeiteten, starben im ersten Lebensjahr. Über die Kantone Zürich und Glarus, die industriell entwickeltsten der Schweiz, schreibt Dr. Schuler: „Während die Schweiz z. B. 1883 auf 100 Lebendgeborene 3,9 Totgeborne aufwies, stieg diese Zahl im Kanton Zürich auf 5, in dem noch industriereicheren Glarus auf 6,4. In letzterem stellte sich diese Zahl während einer Reihe von Jahren auf 8,2 bei Fabrikarbeitern", für die übrige Bevölkerung auf 6,6. Hitze erwähnt im „Arbeiterwohl" auch die große Sterblichkeit der Kinder von Zigarrenarbeiterinnen und glaubt als Ursache die Vernachlässigung der Säuglinge seitens der Mütter angeben zu sollen im Gegensatz zur „Neuen Zeit", die jene Arbeit an sich für gesundheitswidrig für Mütter hält. Martin führt an, daß die hohen Zahlen der Säuglingssterblichkeit in Sachsen fast ausnahmslos auf die Städte der Textilindustrie fallen. Diese Zahlen beweisen mit schlagender Sicherheit nicht nur die schädigenden Folgen für die Mutter und den innigen Zusammenhang zwischen Industrie und Kindermortalität, sie berechtigen auch zu dem Schluß, daß die am Leben bleibenden Kinder solcher Frauen mehr oder weniger Schwächlinge sein werden. Es ist ja auch längst kein Geheimnis mehr, daß die Ergebnisse der Aushebung in Industriestädten bezw. -Gegenden hinter denen des platten Landes zurückbleiben. Als gesundheitsschädigende Berufsarten verheirateter Frauen nennen wir noch: die Herstellung von Abziehbildern, die Strohhutwäscherei, Buntpapierfabrikation, Kautschukindustrie, Zündholzfabrikation, die Herstellung von Tapeten, Porzellan, Blutlaugensalz, Schweinfurter Grün, Färben und Bedrucken von Kattun u. A. Für einen Staat wie Deutschland versteht es sich von selbst, daß bereits gesetzliche Schutzvorschriften bestehen; (daß die Arbeiterinnen in ihrer Unbildung sich wenig daran kehren, ist eine ständige Klage der Gewerbeberichte), aber es wäre hochnotwendig, daß die verheiratete Frau eine besondere Schutzstellung in der Arbeiterschutzgesetzgebung erhielte.

Unter der Fabrikthätigkeit der Mutter leidet besonders auch die Ernährung des Kindes. Der Lehrer der Großstadt und der Industriegegend erhält oft aus Kindermund auf die Frage: „Warum kein Frühstück?" die Antwort: „Mutter war nicht da. Sie ist nach der Fabrik!" Zu Mittag giebt es Kaffee, am Abend etwas Warmes, das aber natürlich schlecht zubereitet ist. Wir sahen bereits, wie wenig das Fabrikmädchen von der Hauswirtschaft und Küche verstand, wie kann es lernen, nachlernen, wenn es elf Stunden als Frau und Mutter vom Hause entfernt ist? Sollte aber die Arbeitsstätte vom „Heim" (!) nicht zu weit abliegen und die Ausnutzung einer 1—1½ stündigen Mittagspause ermöglichen, so wird am Mittag meist das am Morgen „mitangesetzte Essen" gewärmt auf den Tisch gebracht. (Man vergleiche die Gewerbeberichte der Aufsichtsbeamten.)

Wie steht es weiter um die körperliche Pflege solcher Kinder? Man darf wohl behaupten, daß eine Frau, die den Tag über in der Fabrik arbeitet, nur ausnahmsweise eine solche den ihr Anbefohlenen wird zuteil werden lassen. Es geschieht

Digitized by Google

übrigens um so seltener, je älter die Kinder werden. Den Beweis hat man täglich auf den Schulhöfen. Die Kleinsten sind meist geglättet, gewaschen und ordentlich gekleidet; die bemoosten Häupter der Unterklassen und die Mittelklassen machen, weil zu früh sich selbst überlassen, lange nicht mehr einen so „propren Eindruck"; bei den Knaben der Oberklassen läßt Beschämung gute Erfolge zeigen — sie flicken zur Not die durchgerissenen Ellenbogenstellen am Ärmel selbst —; bei den Mädchen der Oberklasse bewirkt aber das liebe Eitelkeitsgefühl soviel, daß wenigstens das äußere Gewand gesäubert erscheint und die tägliche Waschung sich auch auf den — Hals ausdehnt. Mit Freuden ist es jedenfalls zu begrüßen, daß die Gemeinden pflichtgemäß helfend eingreifen, indem sie entweder Schulbrausebäder anlegen oder in gewünschtem Maße Freikarten zum Besuch von Badeanstalten abgeben.

Endlich: die Mutter soll dem Kinde doch nicht nur das Leben schenken. Sie soll ihm ein Vorbild sein der Sparsamkeit, der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit. Das Kind will sich Rat holen, mit der Mutter seine Schmerzen teilen können, seine Freude. Nichts von alledem. Haben die Kinder solcher „Arbeiterinnen" noch Mütter? Wir geben Martin Recht, wenn er sagt: „Anstatt ihre häuslichen Aufgaben zu erfüllen, beteiligen sich diese Frauen an der industriellen Sachgüterproduktion und schaffen hier Güter, die im Vergleich zu den unterlassenen wirklich armselig sind."

Zweifelsohne ist es ein erstrebenswertes Ziel, die verheiratete Frau aus der Fabrik zu entfernen. Keferstein meint in Betrachtungen über die und zu der Frauenbewegung: „Die den Frauen zu eröffnenden Berufsgebiete müssen mit der Erfüllung der Familienpflichten im Einklang stehen; im anderen Falle müßte die Eheschließung von vornherein mit der Zulassung der Frauen zu gewissen Berufsarten unvereinbar erklärt werden." Wir sind dieser Ansicht nicht — es handelt sich übrigens dort um geistige Berufsarten —, wohl aber meinen wir, daß mit der Verheiratung des Mädchens ihre Hauptpflichten im Haushalt liegen, und gerade weil die Fabrikarbeit auf jene Pflichten nicht Rücksicht nehmen kann, sie der verheirateten Frau nur ausnahmsweise gestattet werden dürfte. Wohlbemerkt ist das nur ein „erstrebenswertes Ziel". Jedenfalls ist nach meiner Kenntnis der häuslichen Verhältnisse eins so gewiß wie zwei mal zwei vier ist, nämlich — daß durch die sofortige Entfernung der Mütter aus den Fabriken die Hausindustrie noch vergrößert und — das Los der Kinder durch unverantwortliches Mitheranziehen bezw. Ausnutzung erschwert werden könnte, daß weiter die Hausindustrie die Löhne noch mehr drücken und die wirtschaftliche Lage der Familienväter verschlechtern würde. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Erneuerung der Familie heut nicht allein mit vervollkommneter Bildung der Masse, sondern auch durch wirtschaftliche Reformen herbeigeführt werden muß. Jedenfalls verdienen die Vorschläge, die Tews in seinen Vorlesungen über „Sozialpädagogik und Kulturpolitik" nach dieser Hinsicht gemacht hat, und die in der Hauptsache darauf hinausgehen, dem verheirateten Arbeiter und kleinen Beamten eine nach der Zahl seiner Kinder neben seiner sonstigen Bezahlung abgestufte Zulage als „Erziehungsgeld" zu gewähren, eine aufmerksame Beachtung.

Es ist doch nun einmal wahr, daß in einer Reihe von Berufsarten der Lohn des Mannes heute nicht ausreicht, die Familie zu ernähren; da *muß* die Frau mitarbeiten. Wahr ist leider auch, daß dort wieder, wo die meisten verheirateten Frauen mitarbeiten, die Löhne der Männer am niedrigsten stehen, sie dieselben also herabdrücken und damit die Kalamität vermehren. Soviel steht aber auch fest — der Mensch lebt nicht vom Brot allein —, die Lohnverhältnisse dürften denn doch wohl nicht der allein ausschlaggebende Gesichtspunkt in der Beurteilung von Fragen sein, die heranwachsende Generationen in der gekennzeichneten gefahrdrohenden Weise aufs empfindlichste zu schädigen geeignet sind. Von einem sofortigen Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen kann keine Rede sein; aber durch Übergangsbestimmungen (siehe die Resolution des Berliner Frauenvereins in Sachen „Kinderarbeit") diesem Ziel näher zu kommen und durch eine Reihe von besonderen Schutzvorschriften die Lage der verheirateten Frauen besonders im Interesse der Erziehung ihrer Kinder zu verbessern, das wäre eine der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung würdige Aufgabe.

Digitized by Google

Es ist in der That schwer zu verstehen, daß Martin, der die traurigen Folgen jener Arbeit in gleich vorzüglicher Weise schildert wie etwa Michelet und Kettler, zu dem Schlusse kommt: „Die Fabrikbeschäftigung verheirateter Frauen ist als eine Krankheit des sozialen Körpers aufzufassen, wie etwa die wirtschaftlichen Krisen. Durch ein einfaches Verbot der beanstandeten Fabrikarbeit vermag der Staat in der Gegenwart dieses Leiden nicht zu heilen. (Soweit geben wir ihm recht!) Vielmehr muß ein Eingreifen des Staates durch die Zeit, durch den allmählich vor sich gehenden sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt (es fehlt hier der Bildungsfortschritt der Massen) vorbereitet sein. Da aber dieser Fortschritt eine Entwickelung von unberechenbarer Zeitdauer zur Voraussetzung hat, so scheidet die Ausschließung der beanstandeten Fabrikarbeit für uns aus dem Kreis der aktuellen staatlichen Sozialpolitik aus." (A. a. O. S. 78.)

Giebt es denn zwischen dem sofortigen Verbot und der Weiterbeschäftigung keine Stufen? Die Frauenarbeit zehrt, wie die nunmehr so ziemlich aus der Fabrik verdrängte Kinderarbeit, am Volkswohl. „Die eheweibliche Fabrikarbeiterin ist der beste und bahnbrechendste Pionier des revolutionären Sozialismus", weiter „ein urkonservatives Ziel, im edelsten Sinn des Wortes" dem Hause die Frau und der Familie die Mutter wiederzugeben, so sagt derselbe Martin, der sogar auf dem Standpunkt steht, daß diese Art der Frauenarbeit nicht regelmäßig, ja „nicht einmal meistens" dem Bedürfnis nach Deckung des notwendigen Lebensunterhalts der Familie entspringe. Und lehnt doch ein aktuelles Eingreifen des Staates ab?

Nun ist es nicht meine, eines Lehrers, Aufgabe, Mittel und Wege zur Abhilfe anzugeben. Das überlasse ich gern berufeneren Leuten; auf die Notwendigkeit aber der möglichsten Beseitigung aller jener Nachteile, die zweifelhafte „Fortschritte" (z. B. die wirtschaftliche Hebung auf Grund kümmerlicher Löhne oder der Frauenarbeit und der Erwerbsthätigkeit der Kinder) mit sich bringen, auf Grund eines eingehenden Studiums der häuslichen Verhältnisse der arbeitenden Klassen in der weitesten Öffentlichkeit hinzuweisen, und zwar lediglich zu dem Zweck hinzuweisen, das Los der vom Schicksal hart mitgenommenen Kinder zu verbessern und ihre Erziehung günstiger zu gestalten, — das wird mir nach wie vor als eine Pflicht erscheinen.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß die Zahl der Kinderhorte in den Industriegegenden wächst, aber unter den heutigen Erwerbsverhältnissen brauchen wir die tausendfache Zahl, und — was ebenso wichtig ist — deren organische Verbindung mit der Volksschule. Diese selbst muß mehr als bisher Erziehungsanstalt und ihr Lehrplan zeitgemäß ausgestaltet werden. Dahin rechne ich, im Gegensatz zu einer großen Anzahl von Lehrern, (unter Voraussetzung gewisser Reformen) auch die Einführung des Haushaltungsunterrichts schon in der Volksschul-Oberklasse. Obligatorische Mädchen-Fortbildungsschulen sind überall anzugliedern. Von ihrem Besuch entbindet nur der Besuch einer Fachschule.

Ist die zunehmende Fabrikarbeit der Mutter ein „Fortschritt", so vergesse man ja nicht, die Nachteile mit in Rechnung zu setzen; dieser „Fortschritt" führt sonst zum Verderben. Wir geben Prof. Dr. Franz von Liszt, dem hervorragenden Strafrechtslehrer an der Universität Halle, recht, wenn er sagt: „Wenn der Vater tagesüber in der Fabrik arbeitet, und auch die Mutter durch die wirtschaftliche Lage der Familie gezwungen ist, Arbeit außer Haus zu suchen, so ist die unausbleibliche Folge dieses Zustandes die sittliche, geistige und körperliche Verwahrlosung der heranwachsenden Kinder. Hier kann die Gesetzgebung eingreifen, und sie muß es thun . . . . Schutz für die verwahrlosende Jugend unserer arbeitenden Klassen."

Wird es gelingen, weite Kreise der „gebildeten" Volksklassen auch für einen besonderen Schutz der verheirateten Frau in Industrie und Gewerbe zu gewinnen? In einem Kulturstaat muß das möglich sein, wofern die Kultur sich nicht in ihr Gegenteil verwandeln soll.

„Augen auf!" — Mehr aber: „Herzen auf!" Noch mehr: „Gerechtigkeit!"

Digitized by Google

Warten!

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es hat einen ganz eigentümlich schwermütigen, bitteren Klang, das Wort „Warten." — Da fällt mir immer das Schicksal der alten Pillatz ein, die es im Warten zu einer traurigen Meisterschaft brachte. Hat je ein Mensch so ausschließlich, so ohne Ablenkung, ohne Ermattung mit allen Seelenkräften gewartet, wie sie es in den letzten Jahren ihres Lebens that? Das, was unser aller wartet, der Tod, der schon seit Wochen vor ihrer niedrigen Kate in Gestalt von weiten Schneeflächen und eisigen Winden auf der Lauer gelegen hatte, setzte ihrem Warten endlich ein Ziel, zu allgemeiner Erleichterung und Befriedigung des ganzen Dorfes. „Habt ihr schon gehört, die Pillatzen ist tot," sagte einer zum andern mit aufgehelltem Gesicht. Gott sei Dank, nur einer oder der andere seufzte, daß es so weit gekommen, daß man dies Ereignis als eine gute Botschaft aufnehmen mußte.

Wilhelmine war in dem Heidedorf geboren, in dem sie später als die Frau eines Arbeiters lebte. Sie hatte viele Geschwister, gar zu viele, so daß, wo drei sich gesättigt hätten, sechs nur gerade am Leben erhalten wurden. Na, wenn der Joseph, der Fritz und die Karline erst aus dem Gröbsten sind, zur Arbeit gehen, dann kommen bessere Tage, hieß es, als sie noch klein war. Joseph, Fritz und Karline wurden groß, gingen ihre eigenen Wege, heirateten unvernünftig früh und zogen aus dem Elternhaus, was sie irgend konnten, um ihr eigenes Lebensschifflein damit auszustaffieren. Wartet nur, hieß es nun zum Trost für die drei jüngeren Kinder, wenn der Onkel stirbt — er war Stellmacher im Dorf und kinderlos — dann kommen wir auf einen grünen Ast, er wird uns nicht vergessen. — Der Onkel starb auch richtig und hinterließ seiner Frau sein irdisch Hab und Gut, mit dem Zusatz, einem unehelichen Kinde von ihm eine Rente auszuzahlen. Sauertöpfisch, gekränkt bis zum Gelbwerden, ging seine Witwe hinter dem selbstgezimmerten Sarg ihres toten Eheherrn und verlangte von ihren Anverwandten und allen Leidtragenden, wegen ihres Mißgeschicks beklagt zu werden. Scheu und enttäuscht drückten sich Mines Eltern gleich nach dem Begräbnis, ohne an dem den betrübenden Umständen angemessenen, nicht sehr üppigen Leichenschmaus teilzunehmen. „Wenn ich's dazu hätte, würd' ich mehr geben," äußerte die Witwe giftig, „wo ich aber jedes Vierteljahr 25 Mark abgeben muß, kann ich's nicht bestreiten." Nachträglich that es Minens Eltern leid, nicht doch geblieben zu sein; eine Nachbarin erzählte von einem gut gelungenen Schweinebraten, und sie fanden, daß die drei Jüngsten zu Hause alles aufgegessen hatten, da sie vermuteten, die Eltern würden wenigstens den Schmaus von des boshaften Onkels Begräbnis mitnehmen.

„Wollen's dem Toten nicht nachtragen," schlug die Mutter vor, als sie sich ihr schwarzes, nach Kampfer duftendes Kleid auszog, „dabei kommt auch nichts raus. Der liebe Gott wird weiter helfen, denn auf die Tante ist garnicht zu rechnen, die war zu fuchtig." — Dieser Abend wurde nicht ungemütlich in Mines Familie beschlossen, eine gewisse Weichmütigkeit war als Nachwirkung von dem Begräbnis zurückgeblieben; die Hinweisung auf einen himmlischen Schutz und himmlische Fürsorge fiel in diese Weichmütigkeit wie ein warmer Tropfen.

Digitized by Google

Mine neigte nicht zu Grübelei und Grillenfangen. Sie war ein kräftiges, härtliches Mädchen, sehr arbeitsam und heiter, eine die sich behaglich in ihrer Haut fühlte; die Haut war weiß, die Backen hellrot, der Kopf rund, die Augen klar, die Lippen stark, sie gefiel den Männern, und das war für sie gleichbedeutend mit Wärme und Behaglichkeit. Sehr bald nach ihrer Einsegnung kam der Pillatz. Eine Chaussee wurde an dem See vorbei nach dem Nachbardorf gebaut. Er war Steinsetzer, ein blasser, etwas bummlig aussehender Mensch mit einem dichten, dunklen Haarschopf. Sprechen that er nicht viel, machte er aber den Mund auf, so war es stets zum Guten. Lautes Gezänk liebte er nicht, auch nicht im Wirtshaus liegen und trinken. Sehr gern las er Zeitungen oder auch Bücher; er gehörte zu den Arbeitern, die über ihre Lage nachdenken, in deren Phantasie sich das Leben malt wie es sein könnte bei besserer Ausbildung, höherem Verdienst, und die daher entweder eine Neigung zur Schwermut oder zum Revolutionären in sich tragen; bei ihm war das erstere der Fall. Mine gefiel er gleich von Anfang an, sie bekam Thränen in die Augen, als sie ihn sprechen hörte und beobachtete, sie wußte nicht warum. Im Blick hatte Pillatz etwas Trübes, Geduldiges und zuweilen etwas Nachdenksames; vielleicht war es das. Und dann gefiel es ihr sehr gut, daß er geschickte Hände hatte; er konnte Nähkästchen machen und Küchengerät, auch an Uhren bastelte er herum, doch es gelang ihm nicht oft, sie wieder in Gang zu bringen und dann war er sehr unzufrieden mit sich und knurrte.

Später, als Mine mit ihm verheiratet war, fand sie heraus, daß er nicht so rührend gut war, wie sie gedacht hatte; er plagte sie unter anderm mit seiner Unordnung und seinem Eigensinn. „Mein Mann is akurat wie'n Bock, der mit dem Kopf gegen die Mauer rennt," erzählte sie ihren Eltern, aber sie lachte dabei, also war's doch nicht so sehr schlimm damit.

Der Bau der Chaussee brachte es mit sich, daß er im zweiten Jahr ihrer Verheiratung viel auswärts sein mußte. Gerade zu dieser Zeit, bald nach der Geburt ihres ersten Kindes, blühte Mine in rosiger Frische und Gesundheit. Sie war entschieden die anziehendste Frauensperson im Dorfe, besonders auch weil sie heiter und freundlich war. Alle Männer fanden sie reizend, besonders der Gemeindediener. Ob Pillatz nun Grund hatte oder nicht, eifersüchtig zu sein, wurde im Dorfe vielfach erörtert, Thatsache blieb es, daß er es in hohem Maße war und noch immer tiefer hineingeriet, da seine Gesundheit anfing sich zu verschlechtern. Er kam sich jämmerlich und alt neben seinem rotbäckigen blonden Weibe vor, das machte ihn mißtrauisch bis zum Wahnsinn. Öfters schimpfte er und schrie sie deswegen an, was eigentlich ganz gegen seine Natur war.

„Das ist die Krankheit," sagte Mine entschuldigend, nahm ihren kleinen Jungen bei der Hand, und ging mit ihm zur Nachbarfrau, denn sie mochte nicht, daß das Kind die häßlichen Worte des halb irre redenden Vaters hörte.

Einmal wurde der Pillatz noch gesund, das war, wie der Frühling leichte, neue, blaue Luft brachte, jungen, heilenden Sonnenschein und flammendes, duftendes Grün. Er war wieder im stande zu pflastern, diesmal auf der andern Seite des Dorfes, wo die Chaussee hinaus geführt wurde. Der Juni wurde sehr heiß. Als Mine ihm einmal saure Milch zum Frühstück brachte mit dem Jungen an der Hand, der stolz das Brot in einem Tuche trug, richtete er sich aus seiner gebückten Stellung mit nahezu brechendem Rücken auf, gelbe und rote Kringel tanzten in einem raschen Wirbel vor seinen Augen, ein Sausen ging in seinen Ohren los, in das ein Chor von Stimmen hereinbrach; das Gehirn wurde ihm so schwer im Kopfe und drückte so, als ob es auf die staubige Straße stürzen sollte.

Mine setzte erschreckt den Milchtopf hin und faßte ihren Mann unter die Achsel, da er wankte.

„Na, du bist wohl im Stiehm," sagte sie in ihrer Aufregung.

Er stieß sie von sich und ließ sich auf einen Kieshaufen fallen.

„Ich mein's nicht so, Pillatz, nu, laß man, trink und iß," Mine bereute rasch, ihren Verdacht geäußert zu haben.

Digitized by Google

„Heute die Hitze kann auch den Menschen bedämeln."

Pillatz saß zusammengefallen, die Stirn mit Schweiß berieselt, vor sich auf die Steine sehend, die er vergeblich zu unterscheiden trachtete.

Der kleine Christian ging jetzt aus eigenem Antrieb zu seinem Vater, sich zwischen seinen Knieen Raum schaffend, und hielt ihm das Brot unter die Nase. Da entschloß er sich endlich zu trinken und zu essen, worauf ihm besser wurde. Ich hatte wirklich gedacht, es wäre aus mit mir, dieser verwünschte Schwindel — seiner Gewohnheit gemäß dachte er dies und vermied es auszusprechen. Seine Frau setzte sich neben ihn und sagte auch nichts, nur das Kind plapperte, seinem Vater einige Brotkrumen abbettelnd, die ihm dieser in den kleinen Mund stopfte. Die Augen des Mannes hatten wieder diesen geduldigen, trüben Ausdruck, der durch den überstandenen Todesschrecken noch ein besonderes Gepräge bekam; er sah so gut, so unglücklich und so leidend aus. Mine hätte sich mögen durchpeitschen, daß sie ihm den Vorwurf gemacht, er könne betrunken sein. Seine Vorwürfe und sein Mißtrauen waren auch grundlos, aber er war ein kranker Mann und sie ein gesundes Weib, und er war gut, der Beste aus dem Dorf. Die Liebe zu ihm schlug in so heller, begehrender Flamme in ihr auf, daß sie ihn hätte an sich reißen und an ihre Brust pressen mögen und halbtot küssen mit Thränen, um ihm ihre Liebe und Teilnahme zu beweisen. Sie wagte es aber nicht ihn zu stören, als er so dasaß und vor sich hinsah; als sie ihm den Milchtopf fortnahm, tastete sie wie unabsichtlich an seinen Händen herum, und als er die verstaubten Wimpern zu ihr erhob, schluckte sie heftig auf. Er schob sie und das Kind zur Seite, richtete sich auf, den schweren Hammer ergreifend. Seine Frau stand noch einen Augenblick, mechanisch seine Bewegungen verfolgend. Einen flachen, rötlichen Stein hatte er zum Spalten ausersehen, der schwere Hammer mit dem langen Stiel hob sich. Der Schlag verhallte wie ein Schuß.

„Du, Pillatz, schon dich man, mut' dir nich' zu viel zu," sagte sie. Er drehte den Kopf über die Schulter. „Daran liegt nichts," sagt er mit kraus gezogener Stirn. „Dir liegt nichts dran, du weißt wohl was Besseres — un mir auch nicht." Sein Blick ging an ihr herauf und herunter, sie wurde glühend rot. Noch immer bohrte die Einbildung mit dem Gemeindediener in ihm, sie wurde zu einer Marotte. Was konnte sie thun als mit den Achseln zu zucken, sich abwenden und nach Hause gehn? Die Schläge seines Hammers dröhnten ihr höhnisch nach.

Es vergingen noch einige Jahre, in denen Pillatz zwischen launenhaft schweigsamen und rechthaberisch düsteren Stimmungen schwankte; seine Frau behauptete steif und fest, es käme all dies unglückliche Wesen von seiner Krankheit, sein Kopf hätte das Bücken in der Sonnenglut auf der kahlen Chaussee nicht vertragen. Thatsache blieb es, Pillatz fühlte sich unglücklich, unzufrieden, mißtrauisch gegen seine Frau, so daß ihm das Leben eine Last wurde.

Als Christian zehn Jahre alt war, starb der Steinsetzer; seine Witwe suchte Arbeit, und da sie ein tüchtiges, ordentliches Weib war, wurde es ihr nicht gar zu schwer, sich und den Sohn durchzubringen. Die Hauptsorge machte ihr der Sohn; sie nannte ihn oft genug Mäkelfritze, in hellem Ärger, wenn er immer nach etwas Besserem ausschaute, als was er gerade hatte. Dabei war er nicht etwa begabt und erfinderisch, nein, seine ganze Klugheit bestand darin, herauszufinden, daß jedes Ding in seinem Besitz oder in seiner Umgebung unvollkommen und armselig war. Ohne diese Mäkelsucht wäre er ein angenehmer und hübscher Mensch gewesen; die Eigenschaft aber machte sein Wesen unerquicklich und prägte sich in seinem Gesicht in einem verdrossenen, unzufriedenen Zug um seine Lippen aus. Mine fand immer mehr heraus, wie der Sohn seinem Vater ähnelte, nur daß dieser treuherziger und stiller gewesen, überhaupt ein goldenes Herz gehabt hatte, trotz alledem, wie er sie behandelt hatte — während jener kälter und härter war.

Christian Pillatz wurde Schlosser. Seine Mutter hatte darauf gerechnet, daß er keine Wahl nach ihrem Geschmack treffen würde, dazu war er viel zu widerspenstig; aber das hatte sie doch nicht erwartet, daß er sich um die

Digitized by Google

unangenehmste Marjell aus dem ganzen Dorf, eine schwächliche, semmelblonde Person mit flacher Brust und lispelnder Stimme bemühen würde, eine, die viel lachte, aber nicht von Herzen, und dabei schlechte Zähne zeigte, die viel Worte machte, mit denen sie sich selbst herausstrich, die nur an sich dachte, wie sie sich am angenehmsten einrichten könnte, so daß sie möglichst auf ihrem Stuhle sitzen blieb. Christians Angebetete war Schneiderin, und Mine waren die Schneiderinnen verhaßt, sie fand sie verziert, putzsüchtig und dünkelhaft. Aber natürlich, je mehr die Mutter an Rose Schröder auszusetzen wußte, je mehr stachelte das den Sohn an, hinter ihr drein zu sein.

Christian heiratete, und das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Tochter wurde jammervoll. Backte die Schwiegermutter Brot mit Sauerteig, so backte die Schwiegertochter welches mit Hefen, aber nicht genug, sie verlachte die Sauerteigbäckerei auf eine kränkende Weise. In der Behandlung des Ehemanns, in der Kleidung, im Reinemachen, in nichts stimmten die beiden Frauen überein. Sich sehen und einen Anfall von schlechter Laune und Reizbarkeit bekommen, war eins. Nie konnte die Mutter ihr Mitleid mit dem Sohne verbergen, daß er sich gerade Rose Schröder ausgesucht hatte, und diese Rose vergalt ihr dies Mitleid mit Geringschätzung.

An einem wunderbar sanften und warmen Frühlingsabend trat Christian zu der Mutter in die Stube, die an dem offenen Fenster saß. Ein Rosenbusch bewegte seine maigrünen, weichen Blätter in dem Luftzug. Mine Pillatz war immer noch eine hübsche Frau mit roten Backen, ihre Stirn nur war sehr faltig und in den Haaren weiße Fäden. Noch war es ihr immer möglich, sich ein eigenes Stübchen zu erarbeiten, und wenn sie auch sonst nicht viel Freude hatte, so bedeutete dieser Besitz doch unendlich viel.

Christian teilte seiner Mutter ohne viel Umschweife in seiner nichtsnutzigen Weise mit, daß er nach Berlin zu ziehen gedenke. Mine wurde bleich, aber sie faßte sich rasch. „Setz dich, mein Sohn," sagte sie, „du willst also fort?"

„Das Dorf ist auch so eng und nichts Rechts hier los, man sieht, man hört nichts." Christian setzte sich ungeschickt auf einen Stuhl, sein vor der Zeit altes Gesicht dem silbrigen Luftraume zuwendend. Er rieb sich das Kinn. „Is ja mehrenteils Schmiedearbeit, was ich hier thun muß, in Berlin werd ich feinere Arbeit kriegen, schätz ich."

Mine Pillatz sann nach. Die Entfernung der Schwiegertochter konnte ihr nur ein Labsal sein, aber der Sohn . . . Sie liebte ihn nicht so blind und stark, wie sie ihren Mann geliebt hatte, aber er war ihr Sohn und das einzige, woran sich ihr Herz hängen konnte. Ging er fort, dann stand sie ganz allein im Dorfe; so lange sie gesund und arbeitsfähig war, mochte das zu ertragen sein, aber wenn sie Schutz und Hilfe brauchte . . .?

„Das ist auch so unsicher in der großen Stadt," sagte sie endlich kleinlaut. „Hast du denn was Bestimmtes in Aussicht?"

Ja, das hatte er; ein Bekannter von ihm, der schon einige Jahre in Berlin lebte, wollte ihm eine Stellung verschaffen, wußte sogar schon von einer passenden. Nun ärgerte sich Mine, daß ihre Schwiegertochter ihr nichts erzählt hatte, wo sie sie doch am Vormittag beim Wasserholen getroffen hatte. Sie wurde grämlich und unwirsch und empfand den Fortzug ihres Sohnes nun doch wie ein Unrecht, das er ihr anthun wollte. „Was soll denn aus mir werden, wenn ich alt bin oder schwach, daß ich nichts verdiene?" fragte sie klagend und gereizt.

„Dann werde ich sorgen."

Mine sah ihrem Sohn ins Gesicht und seufzte.

Es kam bald dazu, daß Mine Pillatz in ihrem Stübchen saß, wenn es dämmerte, und niemand erwarten konnte. Der Frühling war mittlerweile Herrscher geworden, die Schwalben waren wieder da, sie zogen um das Häuschen in kühnen Flügen; in dem kleinen Garten vor dem Fenster blühten goldgelbe und tieflila Blumen, und darüber hinweg sah man auf den in Sandhügel eingebetteten, schmalen, langen See. Immer, wenn Mine Pillatz die Blumen und die Fernsicht sah, dachte sie: mir geht's noch nicht so schlecht, ich habe Arbeit und Essen und kann aus einem eigenen Fenster auf meine Blumen sehen. Aber so recht wohl war ihr doch nicht dabei, es war

Digitized by Google

ihr manchmal, als stände sie tief im Schatten, wenn auch die Sonne schien.

Ein feuchter, nebliger Herbst brachte ihr Husten und Gliederschmerzen, und es dauerte gar nicht lange, da war die Mine eine alte bedauernswerte Frau. Aber der Sohn schickte, sie konnte da wohnen bleiben, wo es ihr gefiel, und bei großer Sparsamkeit hatte sie ihr Leben. Es ging Christian nicht sehr berühmt in der großen Stadt, aber er hatte keine Kinder, da konnte er für seine Mutter sorgen. Davon, daß sie nachziehen sollte, schrieb er nie, sie hätte es auch wohl kaum gethan. Noch war also die Pillatzen keine so geringe, niedrige Existenz, noch holte sie sich jeden Monat Geld von der Post.

Es war im November, als sie auf die Post ging, um dort wie gewöhnlich ihren Geldbetrag vom Sohn aus Berlin entgegen zu nehmen, und ihr der Postagent mit einem Achselzucken und einem scheußlichen Grinsen — er war der häßlichste Mann im ganzen Dorf — mitteilte, es sei nichts da. „Ob's morgen kommt?" fragte die Pillatzen mit einem Gefühl, als sei sie plötzlich noch viel steifer und kränker geworden, seit sie an dem Postschalter stand. „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen." Der häßliche Mann grinste. „Wollen's hoffen."

Die Pillatzen merkte, daß sie eine Dummheit gesagt hatte, und stotterte einige überflüssige Worte, während sie sich ganz elend vorkam, und ging dann fort. Schließlich konnte das Geld ja morgen kommen oder ein Brief, noch war keine Ursache zu großem Gram, sagte sie sich selbst, aber sie konnte es nicht hindern, sie war so sehr niedergeschlagen; sie weinte, daß sie nicht arbeiten konnte und nun so ängstlich auf eine Unterstützung warten mußte.

Das Geld kam nicht, weder an einem zweiten noch an einem anderen Tage, auch ein Brief kam nicht. Wie kann mich der Christian vergessen? Oder ist er tot?

Mine beschloß, sich zu einer leichten Arbeit aufzuraffen; man gab ihr Gänsefedern zum Schließen, und während die zarten, weißen, von jedem Atemzug schwankenden Federn von ihren unsicheren, steifen Fingern zerteilt wurden, hatte sie Zeit, darüber nachzudenken. Den Dezember gab sie nun auf, der konnte nichts mehr bringen, aber der Januar, das Neujahr, Neujahr soll und muß doch etwas bringen. Konnte nicht die Schwiegertochter schreiben, wenn der Sohn krank war? Sie würden's wohl beide nachholen, ihr den Zuschuß von zwei Monaten im Januar schicken, vielleicht war etwas bei ihnen vorgefallen, in der großen Stadt kommt so vielerlei vor.

Noch war eine Menge Federn zu schließen, ein großer geblümter Beutel hing an der Decke wie ein gewaltiges Unterbett und in dem leinenen Beutel war noch die Hälfte drin. Viel zu schließen und viel zu denken; der Gram preßte ihr manchen Seufzer aus, der zitternd in die bauschigen Federn fuhr und die zarten Daunen in die Luft trieb. Seufzen durfte sie nicht, aber lauschen. Kam nicht jemand an ihre Thür? Der Postbote mit einer Nachricht? Sie war bereit, sie entgegenzunehmen — — es kam niemand. Als die Federn geschlossen waren, gab's keine neue Arbeit. Die Frau des Gemeindevorstehers hatte nur zehn Gänse geschlachtet, und das waren eben alle Federn, die sie der Pillatzen gegeben hatte. „Ich kann mir doch nicht selber Federn ausrupfen, selbst wenn ich welche auf meinem Körper hätte," erwiderte sie sehr witzig der um Arbeit bittenden Frau. Dabei blieb es. Der Rauch, der aus dem Schornstein des Häuschens kam, in dem Mine eine Stube bewohnte, war sehr gering von jetzt ab, er hätte keinem den Atem versetzt. Der Herd war kalt, nur unter dem eisernen Kaffeetopf lebte eine dürftige Flamme.

Als Mine am ersten Januar, als eben die Schlittenpost aus dem benachbarten Städtchen gekommen war, mit leeren Händen in ihre Stube zurückkehrte, fand sie hier die Erzieherin der Pfarrerskinder vor, die ihr eine Pelzjacke überreichte.

„Da der Januar unser kältester Monat ist und Sie doch so sehr an Rheumatismus leiden, schenke ich Ihnen diese Jacke," sagte das ältliche, gutherzige Mädchen mit einiger Feierlichkeit, die Jacke auseinander breitend, so daß die arme Frau deren Inneres betrachten konnte; etwas schadhafte Feebäuche. Es war der Dame nicht so ganz leicht geworden, den Entschluß zu fassen, sich von

Digitized by Google

dem Stück zu trennen — nun, sie hatte selbst nicht viel und schätzte Gegenstände demgemäß; ihre Freude am Geben und die Mahnung, bei dem eintretenden Frost an die Pillatzen zu denken, brachte sie dazu, sich von der Jacke zu trennen. „Der Überzug ist auch noch heil und ganz, guter Wollstoff, da, fassen Sie an."

Die Pillatzen faßte an. „Und passen wird sie Ihnen auch, natürlich." Die Erzieherin hatte einen Busen, auf dessen Fülle sie sehr stolz war, sie dachte: Lieber Gott, die Pillatzen füllt die Jacke im Leben nicht aus. Sie half ihr hinein, zog ihr die Hände vollends durch die Ärmel, knöpfte die drei grünlichen Hornknöpfe vorn zu, was die arme Frau alles mit sich geschehen ließ. „Na, schön warm, was?"

Die Worte heischten Antwort, Dank, aber woher Worte nehmen, wenn man so betäubt ist von einer gräßlichen Enttäuschung, als ob man einen Schlag mit dem Hammer vor den Kopf bekommen hätte. Zu Worten brachte sie's nicht, es blieb bei einem Zucken der Lippen; sie bückte sich und ergriff eine von den Händen, die ihr am Leibe herumfuscherten und küßte sie. Die Erzieherin errötete. Der Handkuß war ihr peinlich. Ein erfreutes, behagliches Wort wäre ihr lieber gewesen, aber das gab's nicht, die Pillatzen stand in ihrer dicken Jacke da wie von Holz und sah mit leeren Augen in eine Ecke.

„Nun adjö, lassen Sie sich's gut gehen." Die Erzieherin wandte sich der Thür zu, da fiel ihr etwas ein. „Hat Ihr Sohn denn etwas von sich hören lassen? Nein?"

Ein Kopfschütteln, die leeren Augen schillerten plötzlich in Thränen. „Er wird gewiß nächstens schreiben, ganz bestimmt." Tröstlich nickend, verließ die Erzieherin die Stube. Draußen lief sie beinahe die holprige, frosttrockene Dorfstraße hinab, indem sie nach ihren Zöglingen rief, die während der Dauer ihres Besuchs auf dem Tümpel unten schliddern gegangen waren. Die Leute sind doch oft sehr komisch, dachte sie enttäuscht, höchst komisch, von Freude war wenig zu bemerken, und dabei muß doch solch eine Jacke ein wahrer Schatz für so ein armes Weib sein. Beinahe gereute es sie, gerade der Pillatzen das kostbare Stück gegeben zu haben, aber da kam der Pfarrer die Straße herab, der stattliche Mann mit dem weichen anmutigen Kindergesicht, für den sie eine an Schwärmerei grenzende Sympathie hegte, da vergaß sie ganz ihren Wohlthätigkeitsakt.

Der Tag, an dem die Pillatzen die Pelzjacke geschenkt bekam, bedeutete eine neue Phase in ihrem Leben. Ihre Kränklichkeit nahm in dem schweren Winter so zu, daß sie an keine Arbeit denken konnte, und ihre ganz kleinen Ersparnisse und überflüssigen Sachen veräußerte: sie war von da ab auf Almosen angewiesen. Drei Monate und mehr umlagerte die feindliche Kälte ihr Häuschen, versuchte es mit unermüdeter Tücke, durch die dünnen Wände und Ritzen an dem Fensterrahmen einzudringen; bis in ihr Bett verfolgte sie den armseligen Körper, auf den sie es abgesehen hatte. Mehrere Male ging die Pillatzen zu dem Gemeindevorsteher wegen einer Unterstützung; es war sehr glatt und schwierig, den beeisten Hügel an der Pumpe herunter zu kommen. Ein Schweinehirt mit Flicken übersäetem Kittel faßte sie stützend am Arm, sie geleitend; allerdings machte er hinterdrein einige alberne Bemerkungen, nur um nicht in den Geruch von übergroßer Weichherzigkeit zu geraten. Aber er hatte ihr doch geholfen, und kränken that es die Alte nicht, die war darüber hinaus, sich zu ärgern, wenn junge Stimmen ihr etwas nachriefen. Wer jahrelang jeden Tag auf das wartet, was ihm Wohlergehen und Lebenslust bedeutet, führt ein Leben, in dem ihm aller Zierrat von der Seele fällt, so auch jede Selbstschätzung und Empfindlichkeit. Endlich, nachdem sie mehrere Male den beeisten Abhang mit Hilfe von jungen Armen und Beinen herabgeklettert war, erlangte sie die Unterstützung, die Ortsarme bekommen. Sie mußte ihre eigene Stube verlassen und war nun so gering, niedrig, bemitleidenswürdig, wie es ein Mensch im Dorfe sein kann. Ihre Erscheinung auf der Straße wurde eine typische, sie schlürfte langsam dahin in ihrem ärmlichen Rock, mit einem Kopftuch, das ihr Gesicht verbarg, gebeugt und vernichtet von Krankheit, vom Alter plötzlich überfallen, das sie vor der Zeit zu einer Greisin machte. Das wandelnde Menschenelend; ihre ganzen Seelenkräfte von

Digitized by Google

einem dauernden Warten aufgezehrt, von einem Haſten, das ſie aus dem Heute in das Morgen ſchleppte und ſie immer narrte.

Die Kinder ſahen ihr nach, die Kleineren grauten ſich, und die Erwachſenen ſchlugen ſich mit dem Mitgefühl herum, das ſie bei ihrem Anblick faßte — oder überſahen ſie wie etwas Gewohntes. Wo war die Zeit geblieben, in der ganz gelbe und dunkellila Blumen vor ihrem Fenſter blühten? Damals war es Sommer geweſen, ihre Füße und Kniee ſtark und die Arme ſtraff, damals hatte ſie eine eigene Stube gehabt und einen Sohn! —

„Das iſt ein Unglück, wenn man nur ein Kind hat," ſagte ſie, aber ihre Mitbewohnerin in der Armenkate beſtritt dies Unglück. „Nee, nee, ich hab vier Söhne gehabt und drei Töchter, und wo ſind ſie? Was thun ſie für mich?"

Die Pillatz rieb ſich die Hände und ließ die längſt bekannte Geſchichte über ſich ergehen, während ſie horchte, ob nicht der Poſtbote den Weg herabkäme. „Zwei ſind in Amerika, der eine, der Ignatz, iſt liederlich geworden, und die andern vier ſind tot, ſie liegen alle in einer Reihe, alle an derſelben Krankheit. Was hab ich nu' von meinen Söhnen und Töchtern?" Nun kam noch die endlos lange Krankheitsgeſchichte jedes einzelnen, denn wenn auch die Krankheit die gleiche geweſen, ſo war doch jedes einzelnen Sterben ſehr verſchieden.

Die Pillatz ſagte, ohne daß deshalb die andere mit ihrer Erzählung aufhörte: „Mein Sohn iſt nicht in Amerika, er iſt auch nicht tot, er wird heute etwas hören laſſen, mein Chriſtian — ein Tag iſt ſo wie der andere." Und ſie ging ans Fenſter und ſah hinauf, wo die hohe Dorfſtraße hinlief, die Armenkate lag unten an dem Tümpel. Hinter ihrem Rücken zuckte die Mitbewohnerin mit den Achſeln und ſchnitt allerhand Grimaſſen; nach ihrer Meinung war die Pillatzen rein verrückt mit ihrem Chriſtian.

Zuweilen ſchickte die Pfarrerin ein gutes, reichliches Eſſen in die Armenkate, das war immer ein Ereignis. Um Weihnachten wurde regelmäßig vom Frauenverein eine Beſcherung hergerichtet, die aus warmen Kleidern, Eßwaren und einigen beſcheidenen Leckereien beſtand; das ſollte ſogar mehr als ein Ereignis ſein, eine Freude. Das Schlimme war nur, daß alle dieſe Erleichterungen der Pillatzen wenig Eindruck machten. Sie nahm ſie hin, ſie genoß den Vorteil, ſatt zu ſein oder in guten, warmen Kleidern zu ſtecken, aber ihre Seele wurde nicht erhellt, ihre Gedanken nicht abgelenkt, immer blieb ſie in dieſem dumpfen, trüben Wartezuſtand. Alle Menſchen waren ihr gleichgiltig außer dem Poſtboten, alle Geräuſche unintereſſant, außer dem Klopfen an der Thür. Der Poſtagent hatte ſich ihre täglichen Beſuche auf ſeiner Stube verbeten und ihr zugeſichert, daß er ſofort einen Poſtboten ſchicken würde, ſobald etwas für ſie angekommen wäre.

Einmal zog ein Maurer, Karl Schneider, nach Berlin, dies erfuhr die Pillatzen und machte ſich auf, um ihm den Auftrag zu geben, nach ihrem Sohn zu ſuchen. Als ſie vor der Kate erſchien, wo Karl Schneider wohnte, fuhr deſſen junges Weib vom Fenſter zurück, ihr Kind, einen kleinen Buben mit ſich ziehend. „Hab' ich mich erſchrocken! Da kommt die Pillatzen." Sie ſah ihren Mann an, der am Herd ſtand, wo er Holz klein hackte, und lachte aufgeregt. „Soll ich ſie rein laſſen?" „Na gewiß doch," ſagte der Mann unwillig.

„Sie wird dir vorjammern wegen ihrem Chriſtian und dich bitten, du ſollſt ihn in Berlin aufſuchen — Berlin iſt doch groß!"

Der Mann ſtand ſchon an der Thür und machte ſie vor der gebückten alten Frau auf. „Na, Mutter Pillatz," ſagte er, ihr über die Schwelle helfend. Sie zitterte und ſchluchzte, den Kopf verhüllt in einem ſchwarzen, löchrigen Tuch. Das junge Weib bekam naſſe Augen, wie ſie ſie ſah, an den Arm ihres Mannes angeklammert, unfähig zu ſprechen. War ſie nicht reich, obgleich ſie wenig genug hatte, im Beſitz dieſes ſtarken Mannes und ihrer eigenen Jugend und Geſundheit? „Etwas Kaffee vielleicht?" fragte ſie unſicher, ihren Mann anſehend. Der hatte den Kopf geſenkt und horchte auf das, was ihm die Alte mit ſchwacher, verſagender Stimme mitteilte. „Ich ſoll den Sohn aufſuchen, den Chriſtian Pillatz, — ja woll, natürlich kenn' ich ihn, ſind ja zuſammen in die Schul' gegangen —"

Digitized by Google

Die Alte schluchzte auf und faßte des Maurers dicken Arm noch fester und flüsterte von neuem . . . „Ob ich ihn finden werde? Warum nich, wenn Sie seine Adresse wissen."

Die letzte Postanweisung, die ihr Christian gegönnt, kam zum Vorschein. „Da, das ist seine Wohnung." Gut. Der Maurer studierte die lange Adresse und schrieb sie sich in sein Taschenbuch.

„Der Himmel wird's Ihnen segnen." Die Pillatzen legte ihren Kopf seitwärts an Karl Schneiders Arm, murmelnd, als bete sie.

„Wenn Sie ihn sehen, den Christian, dann sagen Sie — sagen Sie — ich warte."

„Werd's bestellen," sagte der Maurer, die Stirn runzelnd, mit einem wahren Blaubartsgesicht, worunter er seine Rührung verbarg. „Das werd' ich wohl ausrichten, ich werd' ihm schon sagen, daß es nicht in der Ordnung ist, seine alte Mutter warten zu lassen, ich werd' ihn ausschimpfen."

Eine Hand regte sich abwehrend unter dem schwarzen Tuch.

* * *

Im März an einem grauen, trübseligen Tage saß der Maurer Karl Schneider zwischen zwei Mauern aufgetürmter Ziegel, die ihn vor dem Winde schützten, und aß sein Mittagbrod, während seine Frau in ihrem Tuch, frierend, etwas tiefer an seiner Seite auf einem Balken kauerte. Die Frische war von ihren Wangen und von seiner gewaltigen Gestalt ein Teil der Muskelfülle verschwunden. Beide sahen magerer, unruhig und sorgenvoll aus.

„Mir ist das immer so'n ängstlicher Gedanke mit dem hohen Haus," sagte die Frau, einen Blick über ihre Schulter an der gelbroten, grimmig kahlen Hausmauer in die Höhe schickend. „Mehr wie vier Stock wird's doch nicht geben, Karl?" „Nee." „Fall' mir nur nicht herunter," sie blickte seufzend und schwindlig zur Erde. „Du bist doch solch hohe Bauten nich gewohnt, Karl." Er sagte nichts darauf, beide schwiegen und zufälligerweise dachten beide zu gleicher Zeit, vielleicht zum erstenmal seit den drei Monaten, die sie in Berlin waren, mit Wehmut an ihr heimatliches Dorf.

„Was doch die alte Pillatzen macht! — Jesus, Karl, du solltest doch den Christian aufsuchen!"

Des Mannes Gesicht überzog Röte, er schleuderte ein Papier von seinen Knieen und erhob sich.

„Den Christian sollst' doch aufsuchen?"

„Na ja, das kann ich ja immer noch thun."

Die Frau schwieg betreten, sie sah es ihm an, es war ihm gräßlich, auf dieser Nachlässigkeit ertappt zu werden.

„Wirst morgen gehen?" Er stülpte sich seinen Hut auf den Kopf, einen schwarzen steifen Hut, der ihm sehr schlecht stand, und zog die rotgefärbte, leinene Hose in die Höhe. „Ja, morgen, nach Feierabend. — Ich möcht' auch wissen, ob wir bis jetzt eine freie Stunde hatten!"

„Nein, nein, zu thun war viel." Sie sah zur Erde und bohrte mit der Schirmspitze unter den Ziegelstückchen.

„Das Aufsuchen ist auch keine Kleinigkeit. Als ob er da noch wohnen wird. Hat sich was! Beim Teufel auf der Rinn' kann ich ihn suchen!" Die Frau nickte bestätigend. Vor beider Augen stand die letzte Begegnung mit der alten Pillatz zu deutlich, als daß sie nicht einen lebendigen Vorwurf verspürt hätten.

Am nächsten Tag kam es aber doch nicht dazu, daß sich Karl Schneider aufmachte; allerhand Sorgen und Eindrücke von der Straße und in ihrer nächsten Umgebung machten den Vorwurf still. Nach vierzehn Tagen ging der Maurer endlich seinen Schulfreund suchen. Da wohnte er längst nicht mehr in dem Hinterhause, vier Treppen hoch, am Schiffbauerdamm.

Ob sich nicht jemand besänne, wo er geblieben sei? Karl Schneider wandte sich an verschiedene Personen, die er auf der Treppe traf, sie antworteten ihm wegwerfend kurz und kalt, das ärgerte ihn; unbeholfen, wie er war, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte, einen Pförtner gab es natürlich nicht. Aber so rasch mochte er seine Erkundigungen nicht aufgeben, man wies ihn schließlich an eine Trödlerin in der Kellerwohnung im linken

Digitized by Google

Seitenflügel, mit unangenehm schwarzen, gerissenen Augen, die sich auf alles besann, was sich seit Jahren im Hause zugetragen hatte. Ja, sie wußte von Pillatzens. Sie, eine magere blonde Frau, Schneiderin, er, lang und nachlässig und grillig — ja, der war es. Keine Kinder. Sie kamen vom Lande, wußten mit nichts Bescheid. Die Hökerin lachte, einen langen Zahn zeigend. Viel los war mit dem Pillatz nicht gewesen, er war nicht helle im Kopf, ging wie im Schlaf rum und kümmerte sich nicht genug um seine Angelegenheiten. Zuerst hatte er Arbeit; dann bekam ihn schlechte Gesellschaft in die Hände, um ihn klug zu machen.

Karl Schneider hörte ungeduldig und geärgert zu. Die Hökerin hatte so was Spöttisches, Geringschätziges in ihrer Beurteilung des Christian Pillatz, was ihn auch traf. „Wissen Sie denn, wo er geblieben ist?“ unterbrach er sie barsch.

Aber die Erzählung ging weiter. Schließlich vernachlässigte er seine Frau und trieb sich mit einer Grünkramhändlerin von drüben, vom Reichstagsufer, herum. So 'ne fixe, flotte Person mit schwarzen Augen. Den Maurer traf ein anfeuernder, vielsagender Blick aus den unangenehm klugen Augen.

„Können Sie mir denn sagen, wo Christian Pillatz geblieben ist,“ überschrie er schließlich ihren Redestrom, sich ermannend.

„Nein, das weiß ich nicht.“ Die Hökerin schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Am nächsten Tage bekam der Maurer einen Brief aus seiner Heimat. Man schrieb ihm unter anderem, daß nun auch die alte Pillatzen gestorben sei. Seit vierzehn Tagen ruhte sie sich nun schon vom Warten aus.

Sie muß tanzen.

Von

Katharina Zitelmann.

Nachdruck verboten.

Geheimrat von Hollunder hat ein neues Quartier bezogen, ein prächtiges mit einem Tanzsaal und neun Zimmern. Die bescheidenere frühere Wohnung genügte nicht mehr, denn das Töchterchen ist aus dem vornehmen Stift, wo es erzogen wurde, nach Hause zurückgekehrt und soll in die Welt eingeführt werden. Welch eine Umwälzung das bedeutet! Sie selbst freilich kennt die Herrlichkeiten noch nicht, die man ihr vorsetzen will und beschäftigt sich garnicht damit. Ihre Gedanken und Interessen weilen noch im Stift bei den Freundinnen, mit denen sie ihr Leben teilte, bei den Lehrern und Lehrerinnen, die sie unterrichtet, bei dem „süßen“ Prediger, der sie eingesegnet hat. Aber alles muß ein Ende haben, und da sie nun siebzehn Jahre zählt und erwachsen ist, muß sie vorgestellt werden und in Gesellschaften gehen — so sagt Mama.

Die Geheimrätin von Hollunder ist eine stattliche, noch jugendliche Frau, die bisher ihrer Familie gelebt hat und ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nur so weit nachgekommen ist, wie unbedingt notwendig war. Sie hat fünf Kinder zur Welt gebracht und eins davon sterben sehen, und da sie es allezeit mit ihren Mutterpflichten ernst genommen hat, ist ihr nicht viel Zeit geblieben, weder zu anderer Beschäftigung, noch zur Pflege ihrer Interessen. Und sie hat Interessen; sie singt ein wenig und malt recht hübsch — aber da sie nicht dazu gekommen ist, weiter zu lernen, sind ihre Leistungen geringe geblieben. Ihre Gesundheit hat immer zu wünschen übrig gelassen, und so hat sie am Gesellschaftstreiben kein Vergnügen gefunden, ebenso wenig wie ihr Mann, der stark beschäftigt, froh war, wenn er abends daheim ruhig die Zeitung lesen oder mit seiner Frau einen Spaziergang machen konnte. An Verkehr freilich hat

Digitized by Google

es ihnen nicht gefehlt. Mutter und Schwestern der Frau Geheimrat lebten am Ort, und die Besuche vom Lande hörten nie auf, denn beide Gatten hatten Scharen von Vettern. Der kam in die Hauptstadt, um Wolle zu verkaufen, der, um sich zu amüsieren. Einer war Mitglied des Herrenhauses, der andere Landtagsabgeordneter — und alle sprachen gern bei Hollunders vor, so daß es zuweilen sogar etwas viel wurde. Wie hätten sie da noch Lust haben sollen, Gesellschaften zu besuchen?

Doch nun ist Gerda heimgekehrt, das älteste Kind, die einzige Tochter, der Mutter Abgott. Da kann es nicht wie bisher weitergehen. Das junge Mädchen hat Ansprüche an das Leben zu stellen.

Fürs erste ist Gerda trotz ihrer langen Kleider noch ein rechtes Kind, das sich am liebsten mit den Brüdern umhertummelt, neckt und auch einmal — balgt, und sich der goldenen Freiheit freut, die plötzlich über sie ausgeschüttet ist. Denn so gern sie auch im Stift war, sie ist doch froh, daß das „Büffeln" nun ein Ende hat, daß sie nun mit der Bildung fertig ist, wie Mama sagt. Höchstens französische Konversationsstunden soll sie noch nehmen; und vielleicht Klavier; — „Stunden kosten ein Heidengeld", sagt Mama, „die müssen doch mal aufhören. Jetzt handelt sich's für dich um andere Dinge."

„Um was denn?" fragt Gerda wißbegierig.

Frau von Hollunder gerät in Verlegenheit. In fernster Ferne blitzt vor ihren Augen eine Uniform — der Zukünftige der Tochter steckt darin. Es kann auch ein Civilist sein, denkt sie, wenn er nur wohlhabend und von guter Familie ist. Aber das hat noch Zeit. Gerda ist ja noch ein halbes Kind.

„Um was handelt sich's?" beharrt Gerda.

„Nun, du sollst mit uns in Gesellschaft gehen, fröhlich sein, tanzen, dich amüsieren. Wir haben den Wunsch, dir eine recht glückliche Jugend zu bereiten."

„Gute Mama!" sagt das Töchterchen, der Mutter um den Hals fallend. „Ich bin ja schon so glücklich! Ist es denn so schön, in Gesellschaft zu gehen? Früher stöhntest du doch immer, wenn ihr eingeladen wurdet."

Die Mama sieht Gerda überrascht an und antwortet dann verwirrt: „Ja, ich machte mir nicht viel daraus, früher — jetzt mit dir ist das ganz etwas anderes."

„Warum?" fragt das Töchterchen; — sie ist unausstehlich neugierig.

„Du bist ein kleines Schaf," entgegnet die Mama ein wenig ungeduldig. „Eine junge Dame aus unsern Kreisen muß die Welt kennen lernen; das gehört sich so. Weißt du schon, was für eine Freude wir dir zugedacht haben? Du sollst nach Neujahr bei Hofe vorgestellt werden!"

Mama hat unwillkürlich die Stimme gesenkt, um dem Töchterchen die große Neuigkeit mitzuteilen. Doch da dieses sich noch gar nichts Rechtes darunter vorzustellen weiß, scheint es nicht sonderlich erschüttert durch das ihm bevorstehende Glück.

„Freust du dich denn nicht?" fragt Mama enttäuscht.

Gerda macht ein ziemlich dummes Gesicht.

„Du bist doch noch ein rechtes Kind", seufzt Frau von Hollunder.

Die neue Wohnung ist sehr glänzend geworden. Eine der ersten Firmen der Hauptstadt hat den Auftrag, mehrere Zimmer neu einzurichten, zur vollen Zufriedenheit — nur etwas teuer — ausgeführt. Es ist eine wahre Pracht, was da an Vorhängen, Teppichen und Kronleuchtern geschaffen ist. Und nun Gerdas Stübchen! Ein wahres Vogelnest — so recht, wie es für ein junges Mädchen paßt. Welche Arbeit, welche Mühe, welche Kosten, bis alles vollendet ist! Frau von Hollunder leistet Bewunderungswürdiges. Und kaum ist diese Aufgabe bewältigt, so muß sie eine andere in Angriff nehmen: die Tochter auszustatten. Es ist nicht so einfach, all die Toiletten zu beschaffen, wenn man es „vernünftig" einrichten will. Sie fährt von Laden zu Laden, sucht Stoffe aus, verhandelt mit Schneiderinnen und Putzmacherinnen, kommt fast nie mehr zu rechter Zeit zu Tisch und ist abgehetzt und müde. Gerda muß natürlich dabei sein, denn ohne sie geht es doch am Ende nicht. Aber sie langweilt sich sträflich. Und nun erst die schrecklichen Anproben! Sie seufzt, wird unliebenswürdig — es kommt sogar zu Thränen. Endlich schilt Mama ihre undank-

Digitized by Google

bare Tochter, und die schämt sich. Doch freuen kann sie sich beim besten Willen nicht, nur künftig die Äußerungen ihres Mißmuts unterdrücken, um Mama nicht zu kränken. Das thut sie denn auch mit Opfermut. Sie duldet, daß sie fortwährend „einkaufen" gehen muß, daß man ihr das Korsett fest zieht und sie stundenlang Modellpuppe zu spielen gezwungen ist. Heimlich wünscht sie die sämtlichen neuen Kleider zum Kukuk und sehnt sich nach ihrem Stift zurück, wo man sie mit Toilettenfragen verschonte.

Als aber endlich alles fertig und ihre kleine Person zu einem Modedämchen herausstaffiert ist, da lacht sie vor Vergnügen, liebäugelt mit ihrer schlanken Taille im Spiegel und findet sich allerliebst. Ist das dasselbe unscheinbare Schulmädel, das eben noch im schwarzen Wollkleid einherlief, den Zopf auf dem Rücken? Wie das modisch frisierte Haar ihr steht! Und der große Rembrandthut. Reizend! Am Ende ist doch dieses Resultat nicht zu teuer erkauft worden. — Mama strahlt. Und Mutter und Tochter treten in vollster Einigkeit die Visitentour an.

Gerda knixt bis an die Erde vor allen möglichen Excellenzen — das hat sie im Stift gelernt — und antwortet ab und zu auf eine gnädige Frage ein schüchternes Ja oder Nein. Zum Glück kommt der Lohndiener, der die Karten in die Wohnungen trägt, meist mit dem Bescheid zurück, daß die Herrschaften nicht zu Hause seien. So ist auch die Qual bald überstanden.

„Na nu kann's losgehn!" sagt Papa.

Richtig! Da fliegt die erste Einladung zum Ball ins Haus.

Vorm Spiegel steht Gerda und wird geputzt. Die Modistin — keine gewöhnliche Schneiderin, bitte! — ist erschienen, um bei der Toilette zu helfen und fließt über von Bewunderung für das gnädige Fräulein, wobei auf ihr Werk ein gutes Teil fällt; denn Kleider machen Leute. Die Dienstmädchen stehen mit „Ach!" und „O!" im Hintergrund, und nun finden sich auch Großmutter und Tanten ein, um das Kind im Ballstaat zu sehen.

„Wie reizend! Wie süß! Eine Rosenknospe! Entzückend!" rufen sie, wie sie sachverständigen Auges sie mustern. Sechs Frauenzimmer umstehen die kleine Person, ziehen und zupfen an ihr herum, beeifern sich, ihr die Handschuhe zuzuknöpfen, geberden sich, als hätten sie nie etwas Schöneres gesehen und als sei Gerdas erster Ball das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte.

„Etwas zu mager noch," flüstert Mama der Schwester zu.

„Das thut nichts, die Fülle findet sich mit der Zeit," giebt die etwas korpulente Tante tröstend zurück.

„Sonst wäre sie ja auch eine vollkommene Schönheit," meint die andere Tante, die etwas überschwänglich ist.

Frau von Hollunder lächelt glücklich und ist überzeugt, daß die Schwester die Wahrheit spricht. Gerdas scharfe Ohren aber hören das alles, und der Weihrauch, den man ihr streut, beginnt ihr zu Kopf zu steigen. Sie muß doch wirklich ein sehr bemerkenswertes Geschöpfchen sein, daß man so viel Wesens von ihr macht. Wenn die Freundinnen im Stift sie jetzt sehen könnten! Wie die sie beneiden würden.

Man wirft ihr einen langen, warmen Mantel um die Schultern, und sie schwebt hinaus. Papa klemmt sich nur mit Mühe in die Droschke, die ganz angefüllt ist von den Toiletten der beiden Damen. Mama wird nicht müde, ihn zur Vorsicht zu ermahnen: „Nur nicht Gerdas Kleid zerdrücken, bitte, nimm dich in acht!"

Nun steht das junge Mädchen im Tanzsaal zwischen all den fremden Menschen und fühlt sich unglücklich und verlassen. Mamas Augen sprechen ihr Mut zu, folgen ihr, wo sie geht und steht. Ihre Tanzkarte füllt sich langsam, dann wirbelt sie umher in den Armen der Leutnants, und als sie nachts todmüde heimfährt, denkt sie bei sich: Ist das alles? Darum solch Aufhebens!

Mama aber ist überzeugt davon, daß ihr Kind sich „himmlisch amüsiert" hat. Es fehlt ihr nur an Herrenbekanntschaften, denkt sie, und darum müssen wir sogleich selbst tanzen lassen. Den Saal haben wir ja.

So winkt sich denn der Geheimrat auf dem Ministerium einige Assessoren herbei; ein paar Vettern werden verschrieben, die Söhne der befreundeten Kollegen geladen,

Digitized by Google

und die Sache „geht los", wie der Ballvater sagt, der sich in einiger Aufregung befindet über die neuen Pflichten, die ihm erwachsen sind. Frau von Hollunder dagegen benimmt sich wie ein Feldherr. Sie fühlt Riesenkräfte in sich erstehen bei den „großen" Aufgaben, die sie zu lösen hat; und sie löst sie vortrefflich. Das Fest ist glänzend, und jedermann ist hochbefriedigt. Auch Gerda findet heute mehr Vergnügen und giebt sich freier, als bei dem ersten Ball.

„Eine Gavotte!" kommandierte der den Tanz anführende Vetter.

Frau von Hollunder erschrickt. Ihre Schwestern blicken sich bestürzt an. Gerda hat noch keine Gavotte gelernt! In tiefer Reue senkt die Geheimrätin den Kopf. Daran hat sie nicht gedacht, daß jetzt andere Tänze Mode sind als früher. Und sogleich faßt sie den Plan, eine Tanzstunde für Gerda einzurichten. Vortrefflicher Gedanke! Das sichert dem Kinde Tänzer — und die sind notwendig. Sie ist zu unbekannt und könnte sitzen bleiben. Mama errötet vor Scham. Ihre Tochter Mauerblümchen? — Nein, das darf nicht sein.

Also Tanzstunde. Zwölf Paare sind bald gefunden, und zweimal wöchentlich wird nun von vierundzwanzig jungen Menschenkindern eifrig Gavotte und Menuett geübt. Es geht die Reihe herum in einigen Familien und ist höchst gemütlich. Zum Schluß giebt's Büffett und geselliges Beisammensein. Da lernt man sich dann kennen, und es fehlt nicht an Vergnügen, Hofmachereien, Eifersüchteleien, Bouquets und etwas wahrem Frohsinn. Gerda kommt allmählich in Geschmack. Wie sollte sie nicht! Sie ist ja siebzehn Jahre alt. Und wie sich nun die Einladungen häufen, ist sie keinen Abend mehr daheim. Morgens schläft sie bis zehn oder elf Uhr, sonst könnte sie das anstrengende Leben nicht ertragen. Trotzdem bekommt es ihr sehr schlecht. Sie ist blaß und matt und schluckt Hämatogen zu ihrer Stärkung. Zum Klavierüben oder Lesen kommt sie nicht mehr. Wo sollte sie die Zeit dazu hernehmen? Toilettenvorbereitungen und Besuche nehmen sie vollauf in Anspruch. Sie hat nicht einmal Zeit, Mama zu helfen, die sich fast aufopfert. Zum Glück sind die Tanten da, um der Schwester beizustehen.

Und nun der große Tag der Vorstellung bei Hofe. Die Kurschleppen sind fertig. Gerda kommt sich in der ihren vor, als ob sie selbst eine Majestät wäre. Mama in Bordeauxsammet schaut stolz auf das Töchterchen in weißem Atlas mit der schweren rosa Dammastschleppe. Alle ihre Gedanken gehen auf in dem Triumph ihres Kindes. Gerda gefällt sehr, benimmt sich höchst comme il faut, die Majestäten sind äußerst gnädig gegen sie, die Tanzstundenoffiziere beschützen sie und sorgen für andere Tänzer, während zahllose junge Gräfinnen und Baroninnen umsonst danach ausschauen — kurz, es geht alles nach Wunsch, und Frau von Hollunder sagt sich befriedigt, mehr könne keine Mutter für ihr Kind thun, als sie gethan. Nun kann es aus den ersten Kreisen den Gatten wählen.

Ja, Gerda soll heiraten. Glück ist nur die Liebe, Liebe nur ist Glück! — Aber die Liebe muß sich in eine gute Partie schicken, sonst ist sie vom Übel. Nur keine unnötige Verlieberei, um des Himmels willen nicht! Eine gute Partie, das ist das Ziel, auf das alles hinweist. Gerda ist ja zum Glück vernünftig und nicht zu Sentimentalitäten geneigt. Da wird der Rechte schon kommen. Eine alte Jungfer wie ihre Tanten soll sie nicht werden.

Die Vorstellung bei Hofe zieht eine Menge neuen Umgangs und alle möglichen Verpflichtungen nach sich. In den vornehmen Kreisen, bei den Gesandten und Ministern — überall tanzt nun Fräulein von Hollunder, und Mama begleitet sie, während Papa zuweilen streikt. Ja, der Papa fängt an ungemütlich zu werden. Ihm wird's zuviel; er vermißt Ruhe und Behagen, die friedliche Häuslichkeit von früher. Er brummt, daß seine Frau gar keine Zeit mehr für ihn habe. Aber was soll er machen? Wer A gesagt hat, muß auch B sagen, da hat seine Frau ganz recht. Und sie behauptet, die Pflichten gegen Gerda erforderten dies Treiben, er dürfe nicht egoistisch sein, wenn es sich um das Glück seines Kindes handle. Zwar ist er nicht völlig überzeugt davon, daß dies alles zu Gerdas Glück notwendig sei, aber da seine Gattin es verlangt, so thut er's. Er giebt nach und hofft auf den Sommer, wenn die Ruhe wiederkehren wird.

Digitized by Google

Auch Gerdas Brüder sind durchaus nicht einverstanden mit den häuslichen Zuständen. Umsonst rufen sie nach der Mama, die nie zu Hause ist, oder wenn sie da ist, keine Zeit für sie hat. Der kleine Bruno ist eine wahre Range geworden, seit er sich unbeaufsichtigt weiß, und Felix hat eine sehr schlechte Zensur nach Hause gebracht. Die Eltern drohen, ihn ins Kadettenkorps zu stecken, wenn er sich nicht bessert. Bernhard aber lebt auf beständigem Kriegsfuß mit Gerda, die er verhöhnt und eine Zierpuppe schilt. Wenn die Brüder jetzt kommen, mit ihr zu tollen oder zu spielen, so schließt sie die Thür vor ihnen ab. Sie hat keinen Sinn mehr für die ungezogenen Jungen, seit sie im Umgang ihrer Tänzer gereift ist. Gerdas Bild erscheint in allen möglichen Familienblättern. Auf der ersten Seite eines weltbekannten Journals ist ein Porträt Bismarcks von Lenbachs Meisterhand wiedergegeben, und den Schluß der Nummer bilden die Mädchenköpfe der Saisonschönheiten, die jungen Damen, die bei Hofe vorgestellt sind. Eine kurze Biographie ist beigefügt und belehrt die Leser über Lebenslauf und Thaten des Altreichskanzlers und der glücklichen Kinder der Crême der Gesellschaft.

Zwölf photographische Aufnahmen sind von Gerda gemacht worden, von denen Mama die bestgelungenen den illustrierten Blättern zur Verfügung gestellt hat. Die Wahl war sehr schwer, denn alle Bilder sind gut geraten. Das junge Mädchen ist en face und im Profil, in ganzer und halber Figur, mit gesenktem und erhobenem Kopf, mit gelöstem und aufgestecktem Haar, in künstlicher und natürlicher Beleuchtung, in Hauskleid und Kurschleppe dargestellt, und Mama hat sämtliche Bilder in Kabinettformat reizend gerahmt auf dem Tisch des Salons aufgebaut, wo sie im Kreise um die Lampe stehen, durch illustrierte Kunstwerke und Photographiealbums von einander getrennt. Hier müssen sie von allen Besuchern des Hauses bemerkt werden, und sollten sie doch einmal übersehen werden, so macht die Geheimrätin den Gast auf das vorzügliche Werk des Photographen aufmerksam. Daß manch einer heimlich lächelt, merkt sie nicht. Die einst so verständige Frau hat sich sehr verändert. Sie ist nur noch Ballmutter. Alle ihre sonstigen Eigenschaften sind von dem Krokodil der Eitelkeit aufgefressen, der Eitelkeit auf ihre Tochter. Und als der dritte Winter zu Ende geht, ist von Gerdas natürlichem, unverdorbenem Wesen auch nicht eine Spur mehr übrig. Mama hat es fertig bekommen, sie zu einer anmaßenden, dummen, kleinen Gans zu machen, einer leeren, oberflächlichen Seele ohne Geist und Streben, einer Gesellschaftspuppe, die von dem wirklichen Leben nichts weiß und stumpf und gleichgiltig daran vorübergeht.

Und doch meint Frau von Hollunder, ihre mütterlichen Pflichten gegen Gerda im vollkommensten Maße erfüllt zu haben.

Von Frauen und über Frauen.

Nicht allen wird ein Lebensinhalt auf dem Präsentierteller geboten: Not oder ein großer Schmerz oder eine große Liebe oder eine große Arbeit. Wem das nicht von selber kommt, der muß sich einen Inhalt schaffen. Das ist wichtiger als Essen und Trinken. Der Seele fehlt der Sauerstoff, sie kann nicht mehr tief atmen, wenn sie nicht etwas hat, was sie in den Tiefen bewegt. Das ist es, was viele Frauen so rastlos macht. Sie entbehren einen vollen Lebensinhalt, sie müssen ihn haben, um nicht zu versinken, und sie schaffen ihn sich. Und wenn das, was sie sich schaffen können, sie dennoch nicht ausfüllt, dann übertäuben sie das unheimliche Gefühl von Leere durch Allotria.

Frieda v. Bülow.
(Wir von heute.)

Digitized by Google

Die Orthopädin.

Von Paula Kaldewey.

Nachdruck verboten.

Während in früheren Jahren der Turnunterricht in den Mädchenschulen nicht obligatorisch war, ist man heute zu der Erkenntnis gekommen, daß der Einfluß des Turnens auf die Entwicklung des weiblichen Körpers von außerordentlich wohlthätiger Einwirkung ist. Wohlthätig allerdings nur für den ganz gesunden Körper. Deshalb kann es allen Eltern und Erziehern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, sobald sich bei einem Kinde der geringste Schwächezustand zeigt, wie Beschwerden beim Sitzen oder Gehen, Zeichen von Schiefwerden oder Rückgratsverkrümmungen, sofort den Rat einer erfahrenen Orthopädin einzuholen, und nicht etwa zu glauben, daß dergleichen durch Turnunterricht gehoben wird oder sich gar von selber „verwächst". Es würde sich als außerordentlich segensreich erweisen, wenn zu dem Nachweis der Befähigung als Turnlehrerin auch eine Kenntnis der Heilgymnastik erforderlich wäre; dann könnte in den Schulen an den vielen kränklichen Mädchen, und besonders denjenigen der ärmeren Klassen, die darauf angewiesen sind, ihren Lebensunterhalt dereinst selber zu erwerben, viel Gutes gewirkt werden.

Die Orthopädie ist der Teil der medizinischen Wissenschaft, der sich mit den Verkrümmungen des menschlichen Körpers und deren Heilung beschäftigt. Verkrümmungen nennt man im allgemeinen alle auffallenden Abweichungen äußerlich sichtbarer Körperteile von ihrer natürlichen Richtung. Die Aufgabe der Orthopädie besteht in der kunstgemäßen Behandlung der Verkrümmungen, in der Entfernung der Ursachen und in der Wiederherstellung der natürlichen Richtung des betroffenen Gliedes. Die Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke bedient, sind sehr verschieden, bestehen aber im wesentlichen in gymnastischen Übungen, in der Anwendung von Apparaten und Maschinen und endlich in operativen Eingriffen, wie zum Beispiel die Durchschneidung der Sehnen verkürzter Muskeln. Sowohl die schwedische Heilgymnastik, welche durch Kneten, Streichen oder Klopfen der Muskeln zu wirken sucht, als auch das gewöhnliche Turnen, zumal die Freiübungen, wenn sie unter Anleitung und Beaufsichtigung einer erfahrenen Orthopädin geschehen, üben den heilsamsten Einfluß auf die Verkrümmungen aus. Leichte Grade derselben können bei sorgfältiger Berücksichtigung des allgemeinen Gesundheitszustandes durch gymnastische Übungen allein entfernt werden. Vernachlässigt man dagegen solche Leiden, dann ist oft die Heilung ganz ausgeschlossen, und in den meisten Fällen kann dann nur eine Verschlimmerung des Übels verhütet werden. Je jünger das Subjekt, je geringer die Verkrümmung selbst ist, um so günstiger ist die Prognose. Bei älteren Verkrümmungen ist die Behandlung immer eine langwierige.

Leider haben sich bis jetzt die Turner der Einführung der Heilgymnastik vielfach feindlich gegenüber gestellt, sie betrachten sie als eine Rivalin, ohne dabei an den großen Unterschied zu denken, der darin liegt, daß das Turnen eine Beschäftigung für den gesunden Menschen ist, während die Heilgymnastik es nur mit dem kranken zu thun hat. Große Verdienste um die Orthopädie erwarb sich Gustav Zander in Stockholm durch seine Methode der Maschinengymnastik, bei welcher die Hand des Orthopäden durch zahlreiche, sehr sinnreich erdachte Maschinen und Apparate ersetzt wird.

Daß auch Frauen auf dem Gebiete der Orthopädie Tüchtiges leisten können, das beweisen die Erfolge, welche Damen in diesem Beruf bereits erzielt haben. Aber wenn auch die Wahl dieses Berufes Frauen anzuraten ist, darf der Hinweis nicht unterlassen werden, daß die Ausbildung nicht nur eine schwierige und anstrengende, sondern auch eine ziemlich kostspielige ist. Die notwendigen Kenntnisse erwirbt man zunächst durch das Hören von Vorlesungen an einer Universität bei Professoren, die sich mit dieser Spezialwissenschaft beschäftigen. Chirurgie, Anatomie und Innere Medizin sind die unerläßlichen Disziplinen, in denen auch der Nichtmediziner einige Kenntnisse haben muß, um als Orthopäde etwas zu leisten. In jeder Universitäts-

Digitized by Google

stadt finden sich heutzutage bedeutende Vertreter dieser Zweige der Heilkunde; für Berlin würden wohl die Professoren von Bergmann und König als größte Autoritäten auf dem Gebiet in Betracht kommen. Besuche von Kliniken und Krankenhäusern sind erforderlich, um die praktische Ausübung an den Kranken selber zu erlernen. Diese Studien, die sich bei angestrengtestem Fleiß eventuell mit der Vorbereitung zum Turnlehrerinexamen oder mit der Lehrthätigkeit im Turnsaal vereinigen lassen, können nach zwei bis drei Jahren beendet sein. Danach empfiehlt es sich zunächst, einige Zeit als Assistentin in eine orthopädische Anstalt zu gehen, wie sie sich heute in jeder größeren Stadt vorfindet, oder Anschluß an einen auf diesem Gebiete wirkenden Arzt zu suchen, um unter solcher Anleitung die nötige Sicherheit und Gewandtheit zu erhalten, die allein die Übung mit sich bringt. Die bedeutendste von einem Nichtarzt geleitete Anstalt, die sich eines Weltrufs erfreut, ist wohl die orthopädische Anstalt von Hessing in Göggingen b. Augsburg. Hier finden nicht allein die Kranken, die an irgend einer Verkrümmung des Körpers leiden, Aufnahme, sondern es werden auch alle die Apparate angefertigt, die der Orthopäde in seinem Berufe gebraucht. Eines guten Rufs erfreuen sich auch die orthopädischen Heilanstalten von Wolff in Berlin und Paschen in Dessau; in letzterer ist die Einrichtung getroffen, daß Kinder, deren Leiden einen längeren Aufenthalt in der Anstalt nötig macht, dort vollständigen Schulunterricht genießen können.

Nur wenn die Orthopädin mit der Zeit die Sicherheit erlangt, auch allein die richtige Diagnose zu stellen und die Behandlung zu übernehmen, sollte sie daran denken, eine orthopädische Anstalt zu errichten. Heutzutage kommt man immer mehr zu der Erkenntnis, daß für die Heilung bei einem derartigen Leiden mit ihrem großen Apparat von Heilmitteln, Bade- und anderen Vorrichtungen, nur unter steter Aufsicht eines Orthopäden, also in einem orthopädischen Institut, die größtmöglichste Gewähr geboten wird. Die Behandlung außerhalb einer Anstalt wird wohl niemals die Erfolge aufweisen können, schon allein deshalb, weil die ständige Aufsicht fehlt.

Einen bestimmten Kostenanschlag über die Ausbildung zur Orthopädin zu geben, ist nicht möglich. Aber wie schon einmal erwähnt, gehören immerhin einige Mittel dazu, um diesen Beruf zu erlernen. Besonders für diejenigen Damen, die nicht in einer Universitätsstadt wohnen, also gezwungen sind, für wenigstens zwei bis drei Jahre ihren Aufenthalt dort zu nehmen. Dazu kommt das Honorar für das Belegen der Vorlesungen. Alles in allem erfordert dieses Studium einige tausend Mark, ehe man daran denken kann, sich als Orthopädin niederzulassen. Will man dann eine Heilanstalt errichten — der sicherste Weg zum Erfolg — so ist natürlich ein Anlagekapital erforderlich zur Anschaffung der nötigen Apparate, Badeeinrichtungen u. s. w., zum Mieten eines geeigneten Lokales und schließlich — zum Warten auf Patienten. Denn ebenso wie der junge Arzt geduldig auf eine Praxis harren muß, ebenso wird es auch wohl der Anfängerin auf orthopädischem Gebiete ergehen. Erst ihre eigene Tüchtigkeit und glücklich ausgeführte Kuren werden ihr den Ruf schaffen, der zur Sicherung ihrer Existenz nötig ist.

Frauenvereine.

Im Berliner Frauenverein sprach vor kurzem der Abgeordnete K. Goldschmidt über das Wahlrecht der Frauen zum Gewerbegericht. Die Forderung, daß die Frau berechtigt sei, zu den Gewerbegerichten zu wählen und gewählt zu werden, gründete der Redner auf die Änderung unserer ganzen gewerblichen Entwicklung. Diese hat eine überwiegende Beschäftigung der Arbeiterin in der Textilindustrie, in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, in der Konfektion und im Putzfach herbeigeführt. Auch der Umstand, daß die Frau häufig Ernährerin ihrer Familie ist und in ihrem Arbeitsverhältnis in Lagen kommen kann, die nur die Frau zu beurteilen vermag, kann zu Gunsten dieser Forderung angeführt werden. Da den Arbeiterinnen eine Organisation zur Vertretung dieser ihrer Interessen außerordentlich erschwert ist, stellte es der Redner als eine Pflicht der Frauenvereine hin, in dieser Frage für die Arbeiterinnen einzutreten, eine Pflicht, die übrigens längst vom Bunde deutscher Frauenvereine als solche erkannt worden ist.

Im Verein Jugendschutz,

Berlin (Vorsitzende: Frau H. Bieber-Boehm) hielt am 3. Mai Fräulein Mießner einen Vortrag über das durch die moderne Litteratur zu einer Tagesfrage erhobene Problem der freien Liebe. Die Rednerin wies nach, daß von der Einführung des Rechtes der freien Liebe für die in der modernen Ehe waltenden Mißstände keine Besserung zu erwarten sei. Dagegen würde die Umgestaltung des Gemeinschaftslebens der Geschlechter auf dieser Grundlage die schwersten sittlichen Gefahren für den Mann und die Frau in sich schließen. In noch stärkerem Maße als bisher würde das Schicksal der Frau in der Ehe von äußeren Vorzügen abhängig sein, sie würde immer

Digitized by Google

allein die Last zu tragen haben, während der Mann ohne den veredelnden Einfluß der Vaterpflicht sich immer mehr zum Egoisten ausbilden würde. Für die kommende Generation würde mit der Aufhebung der Familie eine Erziehungsstätte fallen, in der allein die Individualität die erforderliche Berücksichtigung finden könnte, und das würde für das geistige und sittliche Leben eine unersetzliche Einbuße sein. Eine Hebung der in der Ehe herrschenden Mißstände erwartete die Rednerin nur von einer allmählichen Veredlung der sittlichen Anschauungen, die ihren notwendigen Ausdruck in veränderten Gesetzen finden wird. An dieser Veredlung mitzuarbeiten, auch durch energisches Eintreten gegen eine sittliche Theorie, die die Frau auf das sittliche Niveau des Durchschnittsmannes herabzieht, ist die Aufgabe der Frauenbewegung.

Bonner Lehrerinnenverein. Die Wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Bonn wurden am 24. April durch eine Feier eröffnet, an welcher der Bonner Lehrerinnenverein, der die Kurse ins Leben gerufen hat, die dabei beteiligten Universitätslehrer und zahlreiche Freunde des Unternehmens teilnahmen. Nach einer herzlichen Begrüßung der neuen Mitarbeiterinnen durch Herrn Prof. Loeschcke, bei der er auf die Bedeutung der Kurse für den Westen unseres Vaterlandes hinwies, konnte die Leiterin der Kurse, Fräulein Gottschalk, mitteilen, daß sich 50 Teilnehmerinnen gemeldet hätten, von denen 23 das Oberlehrerinnen-Examen abzulegen beabsichtigten. 17 wollen Deutsch, 9 Englisch, 8 Geschichte, 6 katholische Religion, 5 Französisch studieren, — es ist sehr zu wünschen, daß im nächsten Jahre auch der Kursus in evangelischer Religion zu stande kommt, für den sich bis jetzt nur 2 Damen gemeldet haben. Die städtische Schulverwaltung von Frankfurt am Main hat zwei Lehrerinnen, die Aachener eine zum Studium beurlaubt.

Bei einem der Eröffnungsfeier folgenden Festmahl bahnten sich freundliche Beziehungen zwischen den Bonner und auswärtigen Kolleginnen an, und die Stimmung war durch die Begeisterung gehoben, die der Hinblick auf ein ideales Ziel den Strebenden verleiht. Nach vielen ernsten und heiteren Tischreden wurde an die Mitbegründerin der Kurse, Fräulein Helene Lange, ein Telegramm entsandt.

Der Münchener Künstlerinnen-Verein

hat sein eigenes neues Heim bezogen, und das bezeichnet einen bedeutsamen Schritt vorwärts im Leben der noch jugendlichen[1]) Genossenschaft: die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, der die im vorigen Jahre heimgegangene erste Präsidentin, Frau S. Dahn-Fries, noch in ihren letzten Lebens- und Leidenstagen lebhaft beschäftigt hatte, als noch keine Aussicht auf solchen Erwerb bestand. Im Frühjahr 1898 fand sich jedoch ein passendes Grundstück in der besten Stadtgegend, Borerstraße 21, nahe dem Carolinenplatz, ein rechteckiger Baugrund, zwischen Gärten gelegen. Das Miethaus an der Straße mußte des Durchgangs wegen dazugekauft werden.

Es wurden Anteilscheine ausgegeben, innerhalb weniger Tage waren die zur Anzahlung erforderlichen 40 000 Mark gezeichnet, namhafte Geschenke kamen dazu. Der ungewöhnlich milde Winter begünstigte den Bau, so daß das Haus schon zum 1. April 1899 bewohnbar fertig gestellt werden konnte. Ein Stück des Grundes blieb als Garten erhalten, über die Nachbarzäune schauen die hohen Bäume herein, zwischen den nächsten villenartigen Häusern durch sieht die Front des Hauses nach der alten Pinakothek hinüber. Viel architektonischer Aufwand verbot sich von selbst, doch sieht der Bau gut und gefällig aus. Das Parterre nimmt fast ganz der in sehr schönen Verhältnissen gebaute große Festsaal mit der erhöhten, von Säulen abgeschlossenen Estrade ein, vorzüglich geeignet für alle Art Aufführungen und doch behaglich für die regelmäßigen Zusammenkünfte am Samstag Abend. Dahinter liegt die Bibliothek mit den langen Tischen, auf denen oft kostbare Werke aus der Staatsbibliothek ausgestellt sind; seitwärts die Hausmeisterswohnung. Über dem Festsaal tritt die Front zurück, so daß vor den Ateliers im ersten Stock eine breite Terrasse frei bleibt, auf der künftig Figuren im Freien gemalt werden können, (das „plein-air-Atelier" der Fliegenden Blätter!) In den drei oberen Stockwerken liegen je zwei mächtige Unterrichtsräume, daneben Sekretariat und andere Zimmer, Garderoben ꝛc.

Am 25. März wurde das Haus eingeweiht durch eine würdige Feier in Gegenwart der Prinzessin Ludwig (Ehrenmitglied des Vereins), der Vereinsmitglieder und vieler geladenen Gäste.

Zugleich war in allen Räumen eine geradezu epochemachende Ausstellung von Schülerinnenarbeiten arrangiert, die einen Begriff gab von der eingehenden, tüchtigen Arbeit, die im Lauf des Jahres wieder von der Vereinsschule geleistet worden war. Besondere Anerkennung fanden die lebensgroßen Akte aus den Ateliers von Schmidt und Fehr, die Arbeiten der Fehrschen Malklasse, sowie die frischen Compositionen und Proben verschiedener Illustrationstechniken, die unter M. Dasio's anregender und tüchtiger Leitung entstanden sind.

Der erste gesellige Vereinsabend fand am 8. April statt, mit Musik und einem Festspiel eröffnet, das die Freude über den Besitz des eigenen Heimes lebendig zum Ausdruck brachte und in allen Herzen frohen Widerhall weckte. Frl. J. Tecklenborg, der jetzigen Präsidentin, wurde eine schöne Mappe mit Beiträgen von zahlreichen Vereinsmitgliedern überreicht, als Zeichen des Dankes für ihre aufopfernde Thätigkeit im Interesse des Baues.

Seitdem ist die Schule eingezogen, und es wird schon wieder mit Macht geschafft; der Verein fühlt sich so wohl darin wie nur irgend ein angehender Hausbesitzer in seinen eigenen vier Mauern. „Es leb' der alte Geist im neuen Haus!" hieß es zum Schluß des Festspiels, und dazu ist auch alle Aussicht vorhanden. Irene Braun.

[1]) Gegründet 1882.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Friedenskonferenz im Haag** hat lebhafte Sympathiekundgebungen unter den Frauen erregt, denen in den Tagen vom 15. bis 17. Mai durch große Frauenversammlungen in weitem Umfange Ausdruck gegeben wurde. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die vereinbarten Sympathieerklärungen und Adressen nicht das Gepräge einer unklaren Schwärmerei tragen, die nicht mit den realen Verhältnissen rechnet, sondern einen klaren Blick für das Mögliche, aber auch den festen Willen, dies Mögliche zu erreichen. Ein Satz der Sympathieerklärung des Münchener Komitees für Kundgebungen zur Friedenskonferenz dürfte die Richtung dieser Kundgebungen am besten kennzeichnen:

„Wir mischen uns nicht in die Aufgabe der Staatsmänner und Politiker, denen die Ausführung im einzelnen zufällt. Wir verkennen auch nicht die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sein werden, und wir unterscheiden sehr wohl zwischen dem zur Zeit praktisch Möglichen und dem fernen Ideal. Aber wir fühlen uns berechtigt und verpflichtet, dem tiefen Bedürfnis und dem dringenden Verlangen des deutschen Volkes Ausdruck zu geben, daß bei dieser großen Gelegenheit alles aufgeboten werde, um das mit ernstem Willen jetzt schon Erreichbare auch zu erreichen, und daß die Konferenz nicht auseinandergehe ohne ein wesentliches und für die Zukunft der Völker fruchtbringendes Ergebnis im Sinne der Vorschläge des Zaren."

In Berlin fand am 17. Mai im Vereinshause Wilhelmstraße 118 eine Sympathiekundgebung zu der Friedenskonferenz in einer von Frau Lina Morgenstern und Fräulein Marie Mellien einberufenen öffentlichen Frauenversammlung statt. Es sprachen: Frau Morgenstern über den Welt-Friedensbund der Frauen, Fräulein Mellien über die Friedensbewegung in Deutschland. Außerdem hielt der Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft, Herr Dr. Max Hirsch, eine Ansprache an die Frauen. Der Bund deutscher Frauenvereine ließ seine Grüße durch Fräulein Helene Lange überbringen. Unter lebhafter Zustimmung der Versammlung wurde eine Kundgebung zur Friedenskonferenz beschlossen.

* **Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein** hielt in Danzig in den Pfingsttagen seine 5. Generalversammlung ab. Die wesentlichsten Fragen des Mädchenschulwesens fanden dort ihre Erörterung. Wir kommen auf die Bedeutung des Vereins und seiner diesjährigen Versammlung noch eingehend zurück.

* **Frauenstudium.** Der Bundesrat hat nun endlich beschlossen, die der Zulassung der Frauen zu den Prüfungen für Ärzte, Zahnärzte und Apotheker in den reichsrechtlichen Vorschriften entgegenstehenden Hinderniſſe dadurch zu beseitigen, daß die Zeit, in der sie nur als Hospitantinnen studiert haben, mit dem vorgeschriebenen Universitätsstudium gleiche Geltung haben soll, sofern nach den maßgebenden Vorschriften — wie dies zur Zeit noch der Fall ist — ihre förmliche Immatrikulation nicht erfolgen kann. Vorausgesetzt ist dabei, daß der Nachweis der für die Zulassung zur Prüfung vorgeschriebenen schulwissenschaftlichen Vorbildung erbracht, sowie daß ein sachlich ordnungsmäßiger akademischer Studiengang beobachtet ist. — Wenn einerseits die Bedeutung dieses Beschlusses für die Frauen nicht unterschätzt werden soll, so ist doch noch dringender vor einer Überschätzung zu warnen. Die Frauen sind damit immer noch unter den Ausnahmezustand gestellt, der in fast allen übrigen Kulturländern längst aufgehört hat. Das einzige Radikalmittel, die Zulassung zur Immatrikulation, aus der sich alles Übrige als einfache Konsequenz ergiebt, liegt in der Hand der Einzelstaaten. Nur das Großherzogtum Hessen hat sich bisher dazu verstanden. Es wird Sache der Abiturientinnen, Studentinnen und der Frauenvereine sein, immer wieder mit Petitionen in der Angelegenheit vorzugehen; ehe sie nicht zu Gunsten der Frauen entschieden wird, ist auch schwerlich die Zulassung der Philologinnen zu den Staatsprüfungen zu erreichen, die doch im Interesse der Mädchengymnasien so dringend zu wünschen wäre.

* **Vier junge Medizinerinnen** haben vor kurzem ihr Tentamen physicum in Halle bestanden.

Digitized by Google

Drei davon haben ihre Vorbildung zum Studium ganz, die vierte zum Teil in den Gymnasialkursen für Frauen zu Berlin erhalten.

* **An der Berliner Universität** hören gegenwärtig 157 Damen, während die Ziffer im letzten Winter 241 und im Sommerhalbjahr des vorigen Jahres 166 betrug. Von den eingeschriebenen Frauen stammen rund zwei Drittel (107) aus Deutschland, ein Drittel sind Ausländer. Unter diesen stellen die Russinnen den größten Prozentsatz, es sind im ganzen 26. Aus den Vereinigten Staaten kamen 12. Vereinzelt sind Österreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, Rumänien, Kanada, die Kapkolonien vertreten. Die Gattin eines siamesischen Majors studiert Medizin. Die von den Frauen bevorzugten Wissenschaften sind die philologischen Fächer und die Heilkunde.

* **Frau Emma Bely,** unsere verehrte Mitarbeiterin, erhielt bei einer Preiskonkurrenz der Kölnischen Zeitung für eine zwei Spalten lange Erzählung den Preis von 1000 Mark.

* **In Budapest** promovierte vor kurzem Frl. Betty Tedeschi als Doktor der Philosophie.

* **Frl. Dr. Therese Labriola,** Tochter des Universitäts-Professors Antonio Labriola in Rom, ist vom italienischen Kultusministerium zum Privatdozentenexamen für Rechtsphilosophie zugelassen worden.

* **Eine Frau** ist vor kurzem zum Direktor einer großen industriellen Gesellschaft in Rußland ernannt worden. Der weibliche Direktor ist die Witwe eines unlängst verstorbenen Mitgliedes dieser Gesellschaft.

* **In Illinois** soll ein neuer Lehrstuhl für Chemie errichtet werden, und zwar soll der akademische Lehrer eine Frau sein, die über Nahrungsmittellehre und die Hygiene des Hauswesens lehren soll.

* **Auf dem internationalen Kongreß für Mäßigkeitsbestrebungen,** der in der Woche nach Ostern in Paris stattfand, hat auch Frl. Ottilie Hoffmann, Bremen, in einer Sektion gesprochen. Die „Fronde" schreibt darüber: „Die Rednerin, welche den größten Erfolg gehabt hat, ist Frl. O. Hoffmann, welche uns mit wahrhaft beredter Bestimmtheit die Mäßigkeitsbestrebungen schilderte, welche von den deutschen Frauenvereinen begründet sind und unterhalten werden."

* **In Valparaiso und Santiago** sind ausschließlich weibliche Straßenbahnschaffner angestellt. Sie tragen blaue Uniform, Jacke und Rock, roten Seidengürtel und große Strohhüte mit roten Bändern. Sie haben zwei Gürteltaschen, die eine für das Geld, die andere für ihre Rationen an Brötchen und Wein. Mit Ausnahme der Sonntage haben sie täglich zehn Stunden Dienst.

* **Über Fräulein Johanne Mestorf,** ihren Studien- und Lebensgang sind uns noch die folgenden Einzelheiten zugegangen: Am 17. April 1829 ist Johanne Mestorf als Tochter eines Arztes in Bramstedt (Holstein) geboren worden. Sie erhielt ihre Schulbildung in Itzehoe, kam dann nach Schweden, wo sie sich zunächst dem Altertumsstudium widmete. Doch vertrug sie das Klima nicht und ging deshalb für mehrere Jahre nach Italien — ein Aufenthalt, der ihren Kenntnissen in der Kunstgeschichte zu gute kam. Sie lebte sodann von 1859 an längere Zeit im Hause ihres Bruders in Hamburg und betrieb antiquarische Studien. An der Gründung des Kieler Museums für vaterländische Altertümer, das im Jahre 1873 eröffnet werden konnte, nahm sie den regsten Anteil,

und noch in demselben Jahr wurde ihr die Kustosstelle daran anvertraut. Aus der eifrigen Kustodin wurde nach dem Tode des Begründers der Anstalt die Direktorin des Museums. Sie war die erste Frau, die in Deutschland Direktor eines staatlichen Museums wurde, und man darf dem Minister von Goßler Dank dafür wissen, daß er dem Verdienst die rechte Stellung gab. Im Auftrage des Ministers schrieb sie 1877 die „Ansprache an unsere Landsleute", in der sie warmherzig an das Interesse des Volkes zur Erhaltung und Sammlung archäologischer Funde appellierte. Später veröffentlichte sie eine Arbeit über die „Urnenfriedhöfe Schleswig-Holsteins" (1886) und das zusammenfassende Werk „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein" (1885), die bleibenden Wert besitzen und ihr einen Namen in der wissenschaftlichen Welt machten. Als ein besonderes Verdienst Johanne Mestorfs darf es anerkannt werden, daß sie immer die enge Verbindung der Altertumskunde mit der Anthropologie fühlte und beide Wissenszweige in ihren Arbeiten zugleich nutzte und förderte — sie ist seit langen Jahren auch erste Schriftführerin des Anthropologischen Vereins — und daß sie eine Vermittlerin zwischen deutscher und nordischer Altertumskunde wurde, sowohl als Übersetzerin als auch als ständige Berichterstatterin im „Archiv für Anthropologie". Die Ehrung, die ihr anläßlich ihres 70. Geburtstages durch das Prädikat „Professor" zu teil geworden, ist eine wohlverdiente gewesen und ist in dem eigentlichen Bezirke ihrer Thätigkeit, in Schleswig-Holstein, überall dankbar begrüßt worden.

Digitized by Google

* **Totenschau.** Marie Espérance von Schwartz ist kürzlich im 82. Lebensjahr gestorben. Nach unglücklicher Ehe lebte sie lange Zeit in Rom, hielt dort offenes Haus und wußte die litterarisch, künstlerisch und wissenschaftlich ausgezeichneten Persönlichkeiten in ihren Salon zu ziehen. Sie übersiedelte später nach Kreta, wo sie sich ein reizendes Heim schuf und sich unter dem Pseudonym Elpis Melena schriftstellerisch bethätigte. Sie übersetzte deutsche Schulbücher ins Neugriechische und schrieb ein Werk über Kreta, das seinen Wert behält. Sie trat lebhaft und leidenschaftlich gegen Vivisection und für Tierschutz auf, beteiligte sich an Vereinsthätigkeit und gründete auf Kreta ein Spital für kranke Tiere, ohne darüber die Fürsorge für ihre Mitmenschen zu vergessen. Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens hat sie in der Schweiz verlebt. — Im Hospital der Insel Guadeloupe starb Schwester Elise, die 37 Jahre lang das Spital für Aussätzige „La Désirade" auf Guadeloupe geleitete und ihr Leben ganz in den Dienst dieser ihrer Sache gestellt hat. Vor einigen Jahren wurde ihr das Kreuz der Ehrenlegion zu teil. — Fräulein Marie Schulz ist im 72. Lebensjahr verstorben. Sie hat sich ein Andenken als eine Wohlthäterin großen Stils gesichert. Die Stadt Berlin, das Lazarus-Krankenhaus, die Universität sind von ihr durch bedeutende Stiftungen und Legate bedacht worden. — In Genf starb, 73 Jahre alt, Frau Marie Gögg, die sich reiche Verdienste um die Frauenbewegung erworben hat. Besonders eifrig trat sie für die Sittlichkeitsbewegung im Sinne von Josefine Butler ein und gehörte dem internationalen Bunde zur Abschaffung der durch den Staat gesetzlich geschützten und geregelten Prostitution vom Augenblick der Begründung an.

Bücherschau.

„Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte." Ein Auskunftsbuch herausgegeben von der Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Zweite, vollständig umgearbeitete und ergänzte Auflage. (Berlin, Julius Springer. Kart. Preis 3 Mark; in Leinw. gebunden 3,60 Mark.) Das Auskunftsbuch hat schon in erster Auflage gerechtfertigtes Aufsehen erregt, so daß es in wenigen Monaten vergriffen war. Es stellt sich nunmehr, auf die Erfahrungen, die inzwischen gemacht worden, gestützt, in erweiterter und vielfach noch verbesserter Gestalt dar, so daß es allen, die in Berlin selbst der Hilfe bedürftig sind, ein unentbehrlicher Berater und Wegweiser sein kann, indem es über die zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen der Reichshauptstadt und seiner Vororte die eingehendste Auskunft giebt. Dem Buch dürfte aber noch eine Wirksamkeit in weiterem Rahmen zugesprochen werden können. Es bietet für das Studium unserer sozialen Verhältnisse ein überaus reiches Material; es dürfte endlich einen anregenden Wert für andere Gemeinwesen besitzen, der nicht zu unterschätzen ist. Daß es Frau Jeannette Schwerin gewidmet ist, ist ein sehr berechtigter Akt der Dankbarkeit gegen die Frau, die die Auskunftsstelle der Gesellschaft für ethische Kultur geschaffen und die Anregung zu dem verdienstlichen Werk gegeben hat.

Sehnsucht. Roman von Emma Böhmer (Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig, Preis 3 Mark). Die große Sehnsucht des Menschen nach einem vollen Lebensinhalt und nach einem Innenleben, das er mit anderen teilt, diese große Sehnsucht, die auch die Frau erfüllt und die nur zu oft unbefriedigt bleibt, diese Sehnsucht und ihre Erfüllung, das ist der eigentliche Inhalt des vorliegenden Romans. Wir haben mancherlei Versuche zur Lösung dieser Fragen. Die meisten werden unter die Formel: „Sichausleben" gebracht; hier ist das Gegenteil der Fall. Ein Sichzurückziehen auf die feinen geistigen Genüsse, die Litteratur und Kunst zu geben vermögen, Genüsse, die die Heldin mit einer ihr innig verbundenen Freundin teilt, das ist ihr Heiltrank. Das ist schließlich freilich auch eine Form des Sichauslebens; sie läßt uns einen unmittelbaren Einblick in die Stimmung der Verfasserin gewinnen. Ein reines und feines Empfinden, eine keusche Welt- und Lebensauffassung liegt ihr zu Grunde und zeichnet das Buch vor so manchem modernen Erzeugnis, auch aus Frauenfeder, vorteilhaft aus.

„Die rechtliche Stellung der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch". Von Dr. G. Planck. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899. Preis 0,60 Mark). Der Verfasser geht von dem Gesichtspunkt aus, daß das Bürgerliche Gesetzbuch für die Frau in jeder Beziehung ein Segen sei. Um das zu zeigen, betont er in seinem Referat unter sehr eingehender Benutzung des vorliegenden Materials besonders die Neuerungen, die thatsächlich für die rechtliche Stellung der Frau einen Fortschritt bedeuten. In seiner Kritik der Einwände, die gegen das Bürgerliche Gesetzbuch von Seiten der Frauen erhoben werden, stützt sich der Verfasser auf die Beweisführung aus der Geschichte. Nach seiner Meinung giebt die bisherige Entwicklung keinen Anhaltspunkt dafür, daß das geltende Recht der Rechtsauffassung und dem Bewußtsein des Volkes nicht entspricht, folglich konnte den Forderungen der Frauen nicht nachgegeben werden. Ob die Unfehlbarkeit dieser Beweisführung im Interesse des Fortschritts nicht doch angezweifelt werden könnte, mag dahingestellt sein; jedenfalls aber unterschätzt sie die Bedeutung des von Seiten der Frauen erhobenen Protestes als eines sehr deutlichen Beweises für ein entwickelteres Rechtsbewußtsein, als im Bürgerlichen Gesetzbuch vorausgesetzt wird.

Digitized by Google

„Der Agent." Roman von Paul Lindau. Verlag von S. Schottländer. Breslau 1899. Paul Lindaus neuer Roman ist ein überaus spannendes Buch, das man nur schwer aus der Hand legt, wenn man es einmal angefangen hat. Es hat alle Vorzüge des Kriminalromans, ohne doch recht eigentlich einer zu sein. Und es hat auch beinahe litterarischen Anstrich, ohne litterarisch zu sein. Es ist flott und gewandt geschrieben, von einem Mann der das Leben kennt — das darf man von Paul Lindau ja wohl sagen — und der auch abgesehen hat, wie man eine Geschichte „spannend" macht. Daß Lindau dabei gänzlich unfähig ist, lebende Menschen darzustellen, ist bereits von allen Seiten so oft festgestellt und versichert worden, daß man Unrecht thäte, wenn man unter der Voraussetzung, überzeugenden Characteren entgegenzutreten, das Buch öffnen wollte. Es ist ebend „spannend". Und man liest ganz gerne, wie ein junger Mann in die Netze eines gefährlichen Paares verstrickt wird; aber es ergreift einen auch nicht sonderlich, wenn er nachher von dem „Agenten" im Garten einer abgelegenen Villa verscharrt wird. Die Selbstbezichtigung des Mörders ist dann den Intentionen nach ganz fein.

„Frauenfrage und Frauenbewegung." Vortrag, gehalten zu Kiel von Frau Marianne Steffenhagen. Die Verfasserin dieses als Broschüre bei Maquardsen in Kiel erschienenen Vortrages beleuchtet die Frauenbewegung nach ihrer historischen Entwicklung und ihren maßgebenden Gesichtspunkten in sehr klarer, allgemein verständlicher Form. Die Forderungen, zu denen sie auf Grund ihrer Ausführungen kommt, müssen die Zustimmung aller finden, die der Frauenfrage mit Verständnis gegenüber stehen.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Erfrischende Fruchtspeisen.

Wer Flammris von köstlichem Geschmack begehrt, sollte sie mit Brown & Polson's Mondamin herstellen. Ein Pfund Mondamin ist überall für 60 Pf. zu haben und ist es so ergiebig, daß sich aus einem solchen Packet 12 Flammris für je vier Personen bereiten lassen. Die Kosten des Mondamins werden daher für einen Flammri so gering, daß es sich jeder gestatten kann. Mondamin ist überall erhältlich. Auch sind neue Recepte in einem Büchlein von Brown & Polson, Berlin C. 2, kostenlos franco zu haben.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Friedenau, Fregestraße 40.

(Vom 1. Oktober **Marienfelde**, Berlin-Dresdener Bahn.)

Beginn des nächsten Kursus am 1. Oktober. Meldungen zu richten an

Berlin, Eichhornstr. 6.
Friedenau, Fregestr. 41. **Elvira Castner Dr. D. S.**

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer**,
in Firma **J. Proskauer, Leipzig**, Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu **gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache** auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner**, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Hohe Straße Nr. 35.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Digitized by Google

„Entwicklung und gegenwärtige Organisation der englischen Fabrikinspektion." Unter diesem Titel hat Helene Simon, der wir bekanntlich schon mehrere vorzügliche Arbeiten über volkswirtschaftliche Themen verdanken, im Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reiche (Duncker & Humblot, Leipzig) eine Studie veröffentlicht, die über ihren Gegenstand vorzüglich orientiert. Sie gruppiert ihren Stoff folgendermaßen: I. Bis zum Gesetz von 1844. II. Das Gesetz von 1844. III. Die Kodifikation der Gesetze und Ausführungsbestimmungen. IV. Das Ergänzungsgesetz von 1891. V. Das Ergänzungsgesetz von 1895. VI. Schlußbetrachtungen. — Wir empfehlen die Lektüre der Abhandlung unseren Lesern angelegentlich.

„Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei" von Max Hesdörffer. Berlin 1899. Verlag von Gustav Schmidt (vorm. Robert Oppenheim). Wir haben anläßlich des Erscheinens der ersten Auflage dieses trefflichen Werkes gebührend darauf hingewiesen. Wie weit die vorliegende zweite Auflage eine „erweiterte", läßt sich nach der bisher erschienenen ersten Lieferung, die übrigens auch illustrativ einen sehr vorteilhaften Eindruck macht, noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Das gesamte Werk wird in 10 Lieferungen (zu je 75 Pfennig) abgeschlossen sein.

Kleine Mitteilungen.

Kunstwebeschule des Lette-Vereins. Um den vielen Nachfragen der Damen, die sich für diesen neuen Zweig der Hausindustrie interessieren und sich eine Vorstellung von dem Schicht- und Bildweben verschaffen möchten, entgegenzukommen, gestattet der Lette-Verein bis auf weiteres die Besichtigung seiner Webeschule, Hedemannstr. 2, in den Nachmittagsstunden von 2—4 Uhr.

Wir verweisen unsere Leser auf die Annonce: **„Luftkurort Ringgenberg"** 2c. in der heutigen Nummer. Die Pension ist von verschiedenen Lehrerinnen, die dort Aufenthalt genommen hatten, warm empfohlen worden.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Damen-Loden

u. **Cover-Coat,** ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. **Reise, Sport** u. **Fahrrad** geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges

von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

= Frankreich. =

Französische Dame, Oberlehrerin am Mädchengymnasium, wünscht 3 bis 4 junge Ausländerinnen in Pension zu nehmen. Angenehmes geselliges Familienleben. Französische Privatstunden im Hause. Auf Wunsch Besuch des Gymnasiums. Paris per Bahn in 1½ Stunde zu erreichen. Austausch von Referenzen.
Melle **Mattmann,**
Professeur agrégée de l'Université,
Amiens, 21 rue Dufour.

Stresa am Lago Maggiore.

Villetta Helmath.

Priv. Zimmer für reisende **deutsche Damen** auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.

Frau Professor **Volli.**

Das Placierungsbureau
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl.
Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft:
Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Akademiestr. 67.

Digitized by Google

W. Moeser Hofbuchhandlung.
Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.
In unserem Verlage erschien:
Schellfisch-Kochbuch
fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte
zur
Zubereitung des Schellfisches,
Kabliau u. verwandter Fische,
von
Elise Hannemann,
Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.
Preis mit Porto 63 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend portofreie Zusendung.

Das
photographische Atelier
von
Frau **Gertrud Bierent,**
Neue Friedrichstr. 70,
empfiehlt sich zur Anfertigung aller modernen Photographieen zu billigen Preisen. **Gruppenaufnahmen** auch außer dem Hause.

In der Familie eines akademisch gebildeten Herrn
E. A. Rowe M. A. Galahigh School, Galashiels,
finden Damen während des Sommers oder der Ferien ein freundliches Heim und Gelegenheit zum Studium des Englischen. Preis 120 Mark monatlich. Näheres bei
Fräulein **J. Kollmorgen,**
Berlin W., Eisenacherstr. 71.

Luftkurort
Ringgenberg
(Schweiz).
Hôtel und Pension Bellevue,
½ Stunde von Interlaken, schönste Lage am Brienzersee, staubfrei, naher Tannenwald, zahlreiche Spazierwege, große schattige Terrasse mit herrlicher Aussicht auf Gebirge, See und Umgebung, gut empfohlenes Hôtel, vorzügliche Verpflegung, aufmerksame Bedienung, Bäder im Hause. Pensionspreis incl. Zimmer 5 frk. pro Tag. **Beste Referenzen!**
Besitzer **J. Schmoker.**

Singer Nähmaschinen
für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.
Ueber 14 Millionen
fabricirt und verkauft!
Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeher alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.
Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.
Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Buchhalterin
gesucht zum 1. Juli. Bewerbung unter Beifügung von Photographie, Angabe bisheriger Thätigkeit und Gehaltsansprüche an
Max Bahr,
Landsberg a. W.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—¼4. 2]

Soeben erschien in vierter Auflage:
Herbert Spencer,
Die Erziehung
in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.
In deutscher Übersetzung herausgegeben von
Dr. Fritz Schultze,
ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagog. Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden
Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Leipzig. **Hermann Haacke.**

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 10. Juli 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Beim Tanz in Castua.

Von

Adalbert Meinhardt.

Nachdruck verboten.

Längs des liburnischen Gestades rollte das leichte, breakartige Gefährt dahin. Der junge Mann, der die Zucker lenkte, schwang seine kurzgestielte Peitsche mit den Troddeln und Quasten an der Schnur durch die klare, warme Luft. In langen Kehren ging es an der Bergwand hinauf, zwischen Maisfeldern und Weinbergen, unter alten Olivenbäumen, vorbei an grünumbuschten Gehöften, deren Gitter unter wuchernden Rosen- und rotem Weingerank beinahe verschwanden. Und immer blauer lag drunten die Meerflut mit den goldig glänzenden Lichtern auf den tanzenden Wellenköpfen, und bläulich, immer durchsichtiger und fabelhafter, wie Perlen schimmernd, schwammen die großen Inseln draußen, fern in der weiten Bucht des Quarnero.

„Wie herrlich, o wie wunderbar herrlich das alles ist! Und wie dankbar ich Ihnen bin! Wenn ich es Ihnen nur sagen könnte, wie solch ein Anblick mich glücklich macht!"

Die so sprach, saß als erste in dem Wagen, dicht hinter dem Rücken des Rosselenkers. Ihre Stimme klang ihm melodisch, weich ans Ohr. Er aber blickte sich nicht nach ihr um. Mit einer eigensinnigen Falte zwischen den Brauen starrte er unverwandt auf seine Tiere.

Auf der Höhe erst, vor dem Bahnhof von Mattuglie hielt er an. Der Zug fuhr gerade ein. Ein Gewirr von Trägern, Bahnbeamten, ankommenden Fremden, die sich zu den großen Hotelomnibussen hindrängten, Rufen, Geschrei, das schrille Pfeifen der Lokomotive, wie sie prustend weiterkeuchte — er hatte genug zu thun, in dem Wirrwarr sein ungeduldiges Gespann fest in seiner Gewalt zu behalten.

Inzwischen war aus dem Stationshaus ein junger Mann herausgetreten und ging auf den Wagen zu.

„Grüß Gott! Da seid ihr ja alle beieinander. Guten Tag, Tante Irene, wirklich, das ist ein zu hübscher Einfall, daß ihr kommt, mich abzuholen. Wie geht es dir, Onkel? Und Sie sind auch da, lieber Leutnant! Nun Resi, was treibst du? Du siehst ja gelangweilt aus — hat der Helmuth so wenig verstanden, dir die Fahrt interessant zu machen? Ah — es ist mir eine Ehre . . ."

Digitized by Google

Er zog den Hut nochmals, als seine weißhaarige Verwandte das Fräulein Vera von Kosmin mit ihrem lieben Neffen Paul bekannt machte. Aber die Aufforderung, einzusteigen, lehnte er ab. Er sei viel zu verstaubt von der Reise, sich so nahe den jungen Damen zu präsentieren. Er wolle lieber zu seinem guten Freunde auf den Bock.

„Nicht wahr, Alter, du gönnst mir doch wohl ein Plätzchen?"

Eine halb hingeworfene Antwort, die so gut nein wie ja heißen konnte. So lange der Wagen gehalten hatte, hatte die junge Fremde, Fräulein von Kosmin, aufgerichtet in demselben gestanden, die Hände auf den Kutschbock, neben dem Herrn des Gefährtes gestützt, und ließ sich von ihm die Namen der Berge, der Ortschaften sagen.

„So?" murmelte Paul in seinen Schnurrbart. —

Sein Gepäck war inzwischen einem der Omnibusse übergeben worden, es nach Abbazia mit hinunterzunehmen. Man wollte nicht zurück, eine Spazierfahrt nach Castua sei für heute beschlossen, erklärte die Tante, und er müsse mit. Der Diener sprang hinten auf, und fort ging's, daß die Hufen stoben, als ob der Viererzug den Bahnzug einholen wollte, quer dahin immer in gleicher Höhe über dem Golf. Erst wo die Straße abermals zu steigen begann, mäßigte Helmuth die fliegende Eile und ließ die Tiere sich in gemäßigter Gangart verschnaufen.

„Ach, war das köstlich, so hinzufliegen," sprach wieder die weiche Stimme im Wagen, „man träumt, man möchte für sein Leben nichts anderes als fahren, fahren, so geradenwegs in den Himmel hinein!"

Helmuth wandte sich zu ihr. Dem Lob seiner Fahrkunst, seiner Pferde, konnte er nicht widerstehen.

„So?" murmelte wieder sein junger Genosse neben ihm auf dem Bock.

Er drehte sich hastig nach ihm herum. „Was willst du? Was sagst du da?"

Aber er hatte nicht Zeit, auf die Antwort zu warten, denn das Fräulein Vera rief schon wieder: „Ist das Castua? Da die Mauerburg? Ach, wohnen denn da droben in dem Märchenkastell auch Menschen, ganz gewöhnliche unseres Schlages?"

„Nein," brummte der alte, gute Doktor, „unseres Schlages nicht und von Ihrem Schlage gewiß nicht. Sondern armes Volk, schmutzig und dumm, so Slavengesindel."

„Sie sind nicht sehr höflich gegen die Slaven, obwohl Sie wissen, daß ich als Russin zu ihnen zähle."

„Ach," rief der junge Marineleutnant — er gehörte zu den Leuten, deren Namen man sich zehnmal sagen läßt und sogleich zehnmal wieder vergißt — „wenn Sie sich eine Slavin nennen, mein Fräulein, so thut mir nur das eine leid, daß ich nicht gleichfalls Slave bin!"

Der aufwirbelnde Staub von entgegenkommenden Gefährten, Fußgängern, Reitern hüllte den Wagen ein und die Stimmen der Insassen. Nur Veras Lachen, ihr melodisches Lachen vernahm man.

„So?" sagte Paul zum drittenmale, „so steht es mit dir? Wer ist denn die? Ich dachte, du wärst in ganz anderer Absicht hierher nach Abbazia gekommen?"

Aber Helmuth hieb auf die Pferde ein, daß die vordersten sich bäumten und er nur zu schaffen hatte, sie wieder zur Vernunft zu bringen. „Was willst du?" knirschte er zwischen den Zähnen. „Ich mache ihr den Hof, weil sie ihn mir macht. Was ist's denn weiter? Malerin oder Sängerin glaub' ich, eine Passion deiner guten Tante Irene. Du kennst das ja. Was quälst du mich damit!"

„So, eine von Tante Irenes Passionen? Ja freilich, die kenne ich zur Genüge. Sie begeistert sich immer für alles Fremde und übersieht, was unter ihrer Nase vorgeht. Die arme Tante! Wenn sie wüßte . . . Und Resi, was sagt die zu dem allen?"

„Weiß ich's? Die macht für mich keine Augen. Überhaupt . . . mir scheint, ihr größtes Talent ist das Schweigen. Seit ich hier bin, hat sie noch keine drei Worte zu mir gesprochen."

„Hm, so . . . das ist schade. Du meintest doch, wenn du sie wiedertreffen könntest, müßtet ihr bald einig werden. Im vorigen Winter sagtest du selber . . ."

„Im vorigen Winter! Das ist jetzt über acht Monate her. Denkst du vielleicht, ein

Digitized by Google

junges Mädchen könnte so lange ein und derselben Meinung bleiben? Und was bewies mir denn überhaupt? . . . Sie schien gern mit mir zu tanzen. Das war alles. Vielleicht nur eben, weil ich gut tanze, als Maschine. Der Mensch ist ihr gleichgiltig gewesen."

„Das glaubst du im Ernst?" —

„Herr Helmuth, ach, Herr Helmuth!" rief die schöne Brünette im Wagen, „sehen Sie doch all die Menschen! Die braunen Gesichter, die Sachen, die sie tragen, das Geschirr, das Steinzeug selbst ist charakteristisch. Und wie sie in Trupps und einzeln im Staub der Straße herunterkommen! Und hinter ihnen die hochragende Stadt mit den finstern Cyclopenmauern!"

Frau Irene streichelte ihr zärtlich die Wange. „Wie Sie alles beobachten! Es ist wirklich ein Vergnügen, ist geistbereichernd, mit Ihnen so einen Ausflug zu machen. — Du könntest dir ein Beispiel dran nehmen, Resi," schloß sie, zu ihrer jungen Nichte gewendet, „dir macht nichts solche Freude."

„Können nicht alle Menschen sich gleich sein," murmelte ihr Gatte, „zum Glück!"

„Herr Helmuth, ach, wenn Markt dort wäre! Fragen Sie doch, es wäre zu hübsch!"

Sie hatte mit ihrem Sonnenschirmchen ihm die Schulter berührt, daß er sich wieder umdrehen mußte. Auf seine Frage erklärte der Diener, ja, es sei heut Marientag und ein Kirchweihfest in Castua für die Madonna della Colonna, die Kirche dort oben, die höchste und letzte von den vielen, die man schon sah, die mit dem breiten, dreieckigen Giebel über die Mauernbastionen ragte. Zu gleicher Zeit mußte Helmuth halten, weil er in dem Menschen- und Wagengedränge nicht mehr weiter konnte.

„Wollen wir trotzdem hinauf?"

„In das Volksgetriebe? Gräßlich!" stöhnte der Doktor.

„'s ist nichts mit dem guten Kaffee heut im Wirtshaus, den ich den Damen versprochen hatte," meinte der Marineleutnant.

„Also kehren wir lieber um," sagte Paul.

Helmuth hielt zögernd die Tiere am Zügel, die Peitsche halb gesenkt. „Ich habe mich Ihren Wünschen zu fügen. Die Damen entscheiden . . ."

„O," rief die Brünette, „umkehren? Hier?"

Und die Tante Irene lachte. „Nun, wenigstens sind Sie ehrlich und sagen, was Sie wollen. Du schweigst wieder, Resi? So schlage ich mich auf die Seite des Fräulein Vera. Wir kehren nicht um, sondern gehen hinauf."

Josef war schon bei den Pferden. Die Herren stiegen ab. Als Helmuth zum Wagenschlag kam, um gleichsam als Hausherr seinen Gästen zu helfen, war Resi schon herausgesprungen, der Doktor und der Marineleutnant mühten sich eben, der alten Tante beizustehen, die etwas ängstlich von dem hohen Tritt hinabkletterte, und die Fremde stand lachend, wartend, stützte sich dann auf seine Schulter und ließ sich von ihm hinunterheben. Er bot ihr den Arm zum Weitergehen. Sie streichelte seine Pferde. —

„Von all den anderen Gefährten, aus Abbazia, aus Volosca und Fiume, ist doch kein Tier," meinte sie, „wieviel weniger ein ganzes Gespann, das sich mit Ihren prächtigen Juckern im selben Atem nur nennen ließe. — Ach, wie malerisch ist hier alles! Das Gewühl am Weg, da die Gruppe von Bettlern zu Füßen des Steinkreuzes! Und die Straße vom Stadtthor her, so schwarz von Menschen, daß sie wie eine lange, lange Schlange sich den Berg herabwindet. Und wenn wir nun erst droben sein werden in dem wunderlichen Nest mit den turmhohen Mauern!"

„Sie möchten wohl das alles malen?" fragte er.

„Wenn ich es könnte, wenn ich's nur könnte!" seufzte sie. — „Zwar die Leute finden, Frauen seien zu anderem gut, als um Künstlerehrgeiz zu fühlen, und wenn sie wirklich etwas könnten, so könnten sie doch auch noch nicht viel. Aber trotzdem" . . . sie sah stolz aus und mutig, wie sie mit festgeschlossenen Lippen, die blitzenden Augen geradeaus gerichtet, neben ihm herschritt.

Tante Irene hat vollkommen recht, sie ist entzückend, diese Offenheit, dieser kindliche Enthusiasmus, und dazu die Augen! — Doch indem er so bei sich dachte, sah er den Abhang hinab — sie standen schon unter dem alten Stadtthor mit dem Doppeladler am Schlußstein des Bogens, während die anderen,

Digitized by Google

die sehr viel langsamer gingen, weit zurückgeblieben waren. — Er sah und suchte . . . Und als er aus dem Kopfgewimmel der sich windenden Straßenschlange den langen Hals des jungen, feschen Mariniers auftauchen sah, und neben ihm ein graues Hütchen mit einer grauen Feder erkannte . . . da . . . Er wandte sich ab. „Kommen Sie nur," sagte er, „ob die uns folgen oder nicht, wir brauchen sie nicht." — Und er zog ihre Hand fester in seinen Arm und drückte sie ein wenig dabei.

Eine enge Straße, Menschen und Menschenluft. Marktbuden mit Näschereien, roten und weißen Zuckerherzen, andere mit Stoffen, mit Stiefeln, mit Kleidern und mit Männerhüten. Vor jeder stand sie still, sah alles an und sah die Leute an, die kauften.

Er warf es ihr ungeduldig vor, er sei ihr ganz gleichgiltig, die Bäuerinnen interessierten sie mehr, die Jucker sehr viel tiefer als ihr Besitzer. Darauf gab sie ihm keine Antwort, sah ihm nur sekundenlang in die Augen und sah wieder fort und lachte ein wenig.

Aber an der nächsten Ecke war schon wieder etwas, was ihre Neugier festhielt; an der Erde ausgebreitet ein ganzes Lager von Tiegeln, Töpfen, Tassen und Tellern. Und gar die Spielsachen! — Das lustige Tierchen, den Vogel mit den zwei Steinbockhörnern, von denen jedes anders gedreht war, wollte sie kaufen. „Zur Erinnerung," sagte sie leise, „an den Tag in Castua und . . ."

„Und," bat er, „und . . ."

„Vielleicht auch an Sie . . ."

Der brave Verkäufer hatte das gelb und braun gestreifte Vögelein sofort an seine Lippen gesetzt und entlockte ihm, um es noch besser zu empfehlen, einen langen, schrillen Pfiff.

Helmuth bückte sich, ihr etwas anderes zu wählen. Aber Vera meinte, auch das sei volkstümlich, naiv, charakteristisch und geniere sie gar nicht. Sie probierte selbst auf dem Vogel zu blasen.

„Ihnen würde ich so etwas natürlich nicht zumuten," sagte sie und sah dazu Helmuth mit ihren schwarzen Augen spitzbübisch lächelnd an.

Er nahm ihr das kleine Ding fort, das von ihren Lippen noch warm war und setzte es an seine. Ihm im Rücken gingen grade die anderen Teilnehmer ihres heutigen Ausflugs vorüber, der alte Doktor mit seiner Gattin und Fräulein Resi zwischen Vetter Paul und dem Marineleutnant.

Er blickte nur immer in Veras Augen und blies auf ihrer Vogelpfeife.

Nur sehr langsam kamen sie vorwärts. Die enge Straße war so voll von Menschen. Überall gab's Aufenthalt. Da spielte Musik am Wirtshauseingang, drinnen im Saal tanzten die Paare, und auch hier draußen, die Straße hinauf, sah man Mädchen, Kinder, Soldaten, die sich nach dem Takte drehten. Sie gingen weiter, selbst halb gewiegt von dem Drehen und den Klängen. Als sie aber auf den Hauptplatz gelangten, den größten der Stadt, mußten sie beide unwillkürlich innehalten vor dem wundersamsten Bild.

Dort erhebt sich die Ruine von Sankt Stefan, ein mächtiger Bau, Strebepfeiler und Spitzbogen gliedern die ragenden Mauern zu beiden Seiten, sowie die Schlußwand. Vorn aber ist nichts, keine Eingangsstufe, nicht Thür noch Pfeiler, es fehlt das Dach, es fehlt alles Innere, und den Kirchenfußboden bildet nur das ungepflasterte dunkle Erdreich. Aber in dem weiten, offenen Raum des Längsschiffes, dem prächtigsten Festsaal, den man sich nur wünschen könnte, bis hinten zur Altarnische, wo das dreigeteilte Bogenfenster noch unversehrt ist, tanzte die Menge Kopf an Kopf, tanzte auf dem Platz davor, da auf dem grünberankten Balkon des gegenüberliegenden Hauses Musikanten mit Geigen und mit Flöten aufgestellt waren, tanzte bis drüben zu der verfallenen Mauerbastion, unter deren dichtbelaubten Platanen ein zweites Orchester, an Tischen sitzend, mit gleichem Eifer seine Blechinstrumente bearbeitete. Jedes Paar drehte sich auf dem Fleckchen, das man ihm freiließ und nach der Weise, die es hörte. Weil aber die beiden Dirigenten einander in dem Gedränge und Gestampf nicht verständigen konnten, so klappte der Takt auch nicht so besonders, die hier geigten Walzer, die dort bliesen Polka, die Tänzer und die Tänzerinnen mußten zusehen, wie sie ein jeder den geeigneten Schritt für sich zu finden vermochten.

Vetter Paul kam, die beiden Nachzügler zu suchen. Die übrige Gesellschaft sei schon weiter droben. Er sah dabei Helmuth mit

Digitized by Google

einem vorwurfsvollen Blick an. Der wandte den Kopf ab. Er hielt Veras Hand auf seinem Arm fest und führte sie noch die letzte Strecke bergauf neben der Seitenwand der Kirche, wo der Weg zu den höchsten Bastionen der Stadtbefestigung emporsteigt. Hier waren in die Kirchenmauer Löcher gebrochen, auf den Steinen, zwischen Ranken und Gestrüpp, kletterten barfüßige Buben, um auf die Tänzer drinnen hinabzusehen. Vor einem dieser bröckelnden Fensterchen fanden sie alle sich wieder zusammen.

Frau Irene richtete sich aus ihrer gebückten Stellung an dem Guckloch in die Höhe: „Nun, ihr zwei, ihr seid ja ganz unzertrennlich heute. Ihr habt wohl getanzt?"

„Oh, hätte man das können?" rief Vera.

„Macht Ihnen das Tanzen so viel Freude, daß Sie's auch in einem solchen Gedränge gern thun würden?"

„Es kommt nur darauf an — mit wem!"

Die alte Dame lachte herzlich. „Ja natürlich, Sie sind ehrlich. Was, mit dem Helmuth würden Sie es wagen? Da, mein verwöhntes Fräulein Nichte meinte eben, als der Herr Leutnant sie auffordern wollte: mit niemandem und um nichts in der Welt! Aber ich bin keine so engherzige Duenna, um es Ihnen zu verwehren. Wenn die Herren es also auch wünschen . . . Nur bedinge ich mir aus, daß Sie hier unten, grade unter mir in der Chornische da tanzen — damit ich Sie sehen kann, kleine Schönheit. — Nun, wie ist es, Helmuth, Sie führen Ihre Dame wohl hinunter?"

Er hatte sich ein wenig entfernt und war in Resis Nähe gekommen. „Sie tanzen nicht hier?" hatte er sie gefragt.

„Warum denn nicht?" gab sie zur Antwort, „wenn andere es auch thun . . . Bitte, Herr Leutnant, Ihren Arm."

Frau Irene hatte Helmuth nicht zum zweitenmale rufen müssen. Er verneigte sich schon vor Vera und bat sie hinunterführen zu dürfen.

„Das ist nett, daß Sie sich entschließen," flüsterte sie und hing sich an ihn, „ich dachte schon, Sie wären für solch ein Volksplaisir viel zu steif und aristokratisch, wie Fräulein Resi, die immer dreinschaut, als ob ihr alles gleichgiltig wäre. Nicht wahr, sie ist doch gar nicht hübsch?"

In dem Gedränge, durch das sie hinter jenem anderen Paare herschritten, brauchte er ihr keine Antwort zu geben. —

Frau Irene mit ihrem Gatten und Paul waren oben auf ihrer kleinen Zuschauerwarte stehen geblieben.

„Da seht, da seht nur," rief sie ihren Genossen zu, „jetzt sind sie schon unten in der Kirche. Und die Leute machen ihr Platz. Natürlich, eine solche Schönheit! Auch dies Volk hier huldigt ihrer Macht, beugt sich vor ihr und öffnet ihr bereitwillig den Weg."

„Oder dem Herrn, der sie führt," bemerkte der Doktor, „das Volk kennt Standesunterschiede."

„Sieh, jetzt treten sie an, um zu tanzen. Alle die anderen Paare stehen innehaltend und blicken auf sie."

„Und auf die Resi mit dem Leutnant," sagte der Doktor.

„Ist das ein Bild!" rief die alte Dame wieder. „Die bräunlich grauen, halb zerfallenen Kirchenmauern, der Abendsonnenstrahl, der schräge durch das glaslose Fenster hereinbricht, das dichte Volksgewühl im Schatten und sie zwei im Licht . . . Er ist doch auch ein schöner Mensch, der Helmuth. Jetzt blickt sie zu ihm in die Höhe. Sieh nur her, sieh du doch auch, Paul, wie die zwei zusammenstimmen!"

Doch Vetter Paul, der hinter ihnen den Hals emporstreckte, um gleichfalls durch das Mauerloch hinabspähen zu können, atmete auf. „Jetzt läßt er sie endlich. Und nun tanzt sie mit dem Leutnant. Und er tritt zur Resi."

„Ach," rief Frau Irene, „das ist jetzt nichts mehr, sie werden bald aufhören. Kommt nur, wir wollen lieber vorangehen, zurück zum Wagen!" —

Unten, im Chor der Kirche tanzten die zwei jetzt, Helmuth und Resi. Wie das gekommen war, daß er seine Dame plötzlich losgelassen hatte und sie ihren Herrn, wußten sie kaum. Er war vor sie hingetreten, hatte seinen hochgetragenen Kopf geneigt. Und sie, als ob es so sein müßte, sie nicht anders durfte, hatte seine Hand genommen, seinen Arm sich um die Taille legen lassen und war

Digitized by Google

ihm gefolgt. Die Flöten und Geigen und die Trompeten schmetterten lauter durcheinander. Ein paar Bauern sangen und stampften sich selbst den Takt. Er sah so lang auf sie hinunter, bis sie zu ihm aufsah. Und unwillkürlich lächelten beide, ein ernsthaftes, verträumtes Lächeln, bei dem die Augen groß und leuchtend, schwermütig fast, ineinander sich versenkten. Er zog sie leise aus dem Chor, durch das lange Kirchenschiff weiter und fort von den Menschen. Sie ließ es geschehen. Durch dörflich stille Straßen stiegen sie zur Seite hinauf. Die Musik, der Tanzlärm versanken hinter ihnen.

„Du!" — das war alles, was er ihr sagte — „du nur allein!"

Sie sah zu ihm auf.

Und das war alles, was er von ihr als Antwort hörte und was er brauchte.

So kamen sie wieder aus den Gassen ins Freie, auf die letzte und höchste der Bastionen, auf der abermals eine Kirche steht, die Madonna della Colonna, zu deren Ehren heute das Fest war. Unter ihnen weit ausgebreitet lag das blühende Land mit Hügeln und mit Feldern und Thälern, den weißen Ortschaften an der Küste, den Dörfern, Kirchen und Kapellen, versteckt im Weinlaub, auf den grauen Felsspitzen des Monte Maggiore, die das reiche Bild einrahmten, letztes Verglühen der Abendsonne und auf der grenzenlosen, fernen Meerflut des Quarnero der Widerschein, rot und violett und orangenfarbig und goldig, und über allem der leise sinkende, bläulich dunkelnde Duft der Nacht. —

Sie standen an die Brüstung gelehnt. Er sah sie an. Und sie nach einer kurzen Weile hob ihre ernsten, grauen Augen von dem schimmernden Bilde da draußen, daß er die großen Thränen sehen konnte, die ihr zwischen den Wimpern, noch unvergossen, zitternd hingen.

„Du mußt es nicht. Du sollst es nicht thun, wenn du es je bereuen könntest. Sie ist schöner als ich. Und so viel klüger! Was bin denn ich — nichts, nichts! Nicht einmal talentvoll, nicht einmal so bereit, für Sachen und für Bilder mich zu begeistern. Und wenn ich traurig bin, sehe ich gar nichts und weiß und fühle nichts als das eine, wie das Herz mir schwer in der Brust liegt. Daß die andern es alle wünschen, wollen, erwarten, Vetter Paul und Onkel Doktor, weil unsere Familien, unsere Güter zusammenpassen, daß sie deshalb dies Wiedersehen in Abbazia wohl arrangierten, das darf und soll dich nicht bestimmen. Du hast so vieles, die ganze Welt steht für dich offen, du bist . . . Und alle Frauen, alle . . . Und sie . . ."

Sie konnte nicht weiter. Die beiden großen Thränentropfen waren nun doch übergequollen und rollten ihr langsam über die Wangen.

Er lächelte dazu glückselig. Ihre beiden Hände hielt er und sah sie an und lächelte.

„Du bist mein," sagte er, „mein!" Das eine Wort umfaßte alles, was er fühlte. Und so nahm er sie in seine Arme und drückte sie an sich und hielt sie fest. —

Es nahten Schritte sich aus der Stadt her. Sie löste sich aus seiner Umarmung und lief die Stufen hinauf zu der Kirche. Drinnen war es schon ganz dunkel, nur hie und da über einem der Seitenaltäre brannte ein Öllämpchen, die hohen Kerzen, die riesigen Papierblumensträuße, das geflickte Altartuch beleuchtend. Am Boden lagen welke Blätter, zertreten, schmutzig, Überreste von der Prozession am Morgen. Und die Madonna della Colonna sah aus ihrem Rahmen, den silberne Herzen, wächserne Hände, Bänder, Bildchen, kleine Kreuze und Medaillen fast verdeckten, mit melancholisch starrem Lächeln auf den leeren Kirchenraum nieder. Heute früh Gebet und Spenden, Weihrauch und Lobgesänge. Und jetzt . . . Ob es immer so geht für Heiligenbilder, wie für Menschen, daß höchstes Glück und Daseinswonne nur so kurz währt, daß auf die jubelnde Festesfreude die Stille folgt, die Einsamkeit, so wie jeder sonnigste Tag doch in Nacht enden muß? . . .

Das Mädchen sank auf beide Kniee. Vor dem bunt gemalten Bilde hob sie ihre Hände unwillkürlich. „Laß es nicht enden! Dies nicht vergehen! Gieb, daß er für mich fühlt so wie heute. Und wenn er nicht mehr so denkt, laß mich sterben!" flehte sie lautlos in ihrem Herzen.

Da plötzlich sah sie ihn neben sich stehen. Sie hatte ihn nicht hereinkommen hören auf den glatten Marmorfliesen. Er zog sie zu sich

Digitized by Google

in die Höhe, faßte ihre Hand und hob sie in der seinen zu dem fremden, katholischen Wunderbilde auf. „Für immer und immer," sprach er leise, „so lange wir leben beide und atmen!" —

Dann gingen sie fort aus der kleinen Kirche, hinunter zum Marktplatz. Der Tanz drehte sich immer noch vor der Ruine. In den dunkelnden Straßen packten die Händler aber ihren Kram schon zusammen und schlugen ihre Verkaufsstände ab. Durch den Bogen des alten Stadtthors mit dem Doppeladler kamen die beiden wieder auf die Landstraße hinaus. Nur ein wenig weiter unten sahen sie den Wagen mit den vier Juckern. Die Insassen winkten ihnen zu. Er aber hielt sie noch zurück. Eine Sekunde standen sie nah aneinander, umspielt von der linden Abendluft und sahen den Mond, der rötlich golden eben aus dem Meer emporstieg. Hinter ihnen schallte es drein wie Musik und Tanz und Singen . . .

Er hielt ihre Hand. „Auf morgen," sagte er, „und auf alle Tage, die folgen!"

Dann ließen sie sich los und gingen zu dem Wagen hinab. Die Tante Irene rief von weitem ihnen zu, sich zu beeilen, es werde so dunkel, und Fräulein Vera ängstige sich vor der steilen Fahrt bergab. Diese selbst fragte etwas ungeduldig, wo sie zwei denn noch gewesen wären, daß man sich verfehlt hätte, sie und der Herr Leutnant hätten immer hinter ihnen drein gerufen, sie hätten ihnen nachgehen wollen und sie gesucht und nicht gefunden. Es sei wirklich zu schade gewesen! Am Wagenschlag stand Paul sie erwartend. Er half Resi einzusteigen. Helmuth war zu den Pferden getreten und sah ihr Riemenzeug nach. Dann schwang er sich auf den Bock, Freund Paul sprang ihm nach und sah ihm fragend in die Augen und nickte zufrieden . . .

Und so ging's bergab, hinaus in die Nacht. Die ummauerte Stadt auf ihrer Felshöhe blieb hinter ihnen, hinter ihnen die festlichen Straßen, die große Kirche in Ruinen, erfüllt von Menschenlärm, die andere kleinere, in der sie zwei allein gewesen, deren Giebel die hohe Endbastion dort noch überragte. Der Tag war vorüber, die Sonne versunken, das Fest verklungen. Aber wie drüben aus dem Meere, es silbern verklärend, die Mondscheibe größer und leuchtender sich hob und hob, so umschwebte und verklärte jetzt die Erinnerung schon, um für ihre ganze Lebensdauer treu es ihnen festzuhalten, was sie gesehen und erlebt und was sie empfunden, heut dort oben — beim Tanz in Castua.

Von Frauen und über Frauen.

Ja, so ist es! Die besten Wesen werden immer trauriger, je weiter das Leben vorrückt, weil sie mehr und mehr die unendliche Eitelkeit des Ganzen, „l'infinita vanita del tutto" wie Leopardi sagt, begreifen. Dafür giebt es keine Hülfe. Das Leben der Großen zeigt uns mit wenigen Ausnahmen immer dasselbe Schauspiel: Die Überzeugung, welche sich langsam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die schönsten Werke, die Schöpfungen der erhabensten Begeisterung nur selige Träume großer Seelen sind und von der Menge unverstanden bleiben und daß die ideale Reform, welche der Genius vollziehen will, wenn sie stattfindet, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt. Der idealste Ausdruck, welchen die Kunst jemals für diese unausbleibliche Traurigkeit gefunden hat, ist der auf dem Christuskopf auf dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, jene sanfte Bitterkeit auf dem edelen Antlitz, welche sagt: „Keiner hat mich verstanden und Einer hat mich verraten."

* * *

Die einzige Aufforderung, zu welcher der Gedanke an den Tod uns führen sollte, wäre die, das Leben mit dem höchsten Inhalt zu füllen, jedem Augenblick den edelsten Wert zu verleihen.

„Der Lebensabend einer Idealistin" von Malvida von Meysenbug.

Digitized by Google

Die deutschen Lehrerinnen in Danzig.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Als in der Abendstunde des 23. Mai im Remter des alten Franziskanerklosters, das den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein zu den Verhandlungen seiner fünften Generalversammlung vereinigt hatte, die letzten Worte und die letzten Klänge verhallten — da gewann in mir die tiefe Bedeutung alles Erlebten Gestalt in dem Bilde eines alten, frommen Brauches. — Sonnenwendfeuer auf den Bergen. Hochaufleuchtend die letzte Lohe von Balders Flammenstoß, um dann zusammensinkend zu verglühen. Aber das heilige Feuer darf nicht sterben. Nacheinander treten die umstehenden Männer zur verlöschenden Glut, jeder entzündet an ihr einen Brand für den häuslichen Herd und trägt ihn heim. Knisternd zerstieben auf der einsamen Höhe die letzten Funken unter dem leuchtenden Nachthimmel. Aber in den Thälern lodert schon ungesehen in vielen, vielen Heimstätten die heilige Flamme von neuem auf. Von zarter Ehrfurcht und frommer Erinnerung an jener Sommernacht Feierstunde treu gepflegt, so wird sie leuchten das ganze Jahr. Sie strahlt leuchtende, wärmende Kraft in das persönliche Leben jedes einzelnen, sie bleibt das Zeichen einer tief empfundenen Einheit vieler in dem, was sie in der stillen Größe jener Feier als das Heiligste durchschauerte.

Jetzt, da die Gedanken aus der Alltagswelt zu jenen Tagen zurückkehren, muß man wohl fragen, ob jenes Bild ihren Inhalt, ihre Bedeutung dem Wesen nach verkörpern kann, ob eine Stimmung, mögen auch die tiefsten und reinsten Saiten unseres Seins in ihr wiederklingen, als der eigentliche Gewinn aus unserer Versammlung bestehen kann, ob nicht die Frage nach „greifbaren Resultaten" im Vordergrund stehen sollte, wo wir uns von dem allgemeinen Wert des Erlebten Rechenschaft geben.

Wir brauchen diese Frage nicht zu scheuen. Man kann die Generalversammlung als eine geschäftliche Notwendigkeit betrachten oder als eine korporative öffentliche Demonstration unserer Leistungen, Forderungen und Ziele; man kann den Schwerpunkt darauf legen, daß die Frauen zur Handhabung parlamentarischer Formen erzogen werden, oder darauf, daß den einzelnen Gelegenheit zur Aussprache über ihre Ansichten und ihre Arbeit gegeben wird; man kann eine in gemeinsamer Besprechung gewonnene Klärung der Meinungen über einzelne Bildungsfragen oder das geschlossene Eintreten der gesamten organisierten Lehrerinnenschaft für bestimmte Forderungen als den Hauptzweck einer solchen Versammlung betrachten: von jedem dieser Gesichtspunkte aus werden die Verhandlungen der Generalversammlung einen Einblick in thatsächliche Leistungen eröffnen.

Digitized by Google

Die Berichte der Delegierten zeigten, wie die Zweigvereine auf dem Gebiete der Lehrerinnenbildung, der sozialen Hilfsarbeit, der materiellen Selbsthilfe mit wachsendem Erfolg und wachsender öffentlicher Anerkennung thätig sind; ein eingehender Bericht über den vom Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen organisierten Ausschuß für soziale Hilfsarbeit gab eine Fülle von einzelnen Leistungen von der Fürsorge für jugendliche Gefangene bis zur Blumenpflege in der Volksschule.

Auch die Bearbeitung der einzelnen Fragen, die in Vorträgen, Referaten und Anträgen zur Diskussion gestellt wurden, zeigte lebendiges Interesse und praktisch erworbenes Verständnis, sie wies der Arbeit des Vereins neue konkrete Ziele, sie stellte unmittelbar zu erfüllende Aufgaben für die Gesamtheit und die einzelnen.

Die Bedeutung des Universitätsstudiums für die Lehrerin wurde von Fräulein Dr. Hildegard Ziegler eingehend behandelt. Ihre Ausführungen, denen sie eine Gegenüberstellung des Bildungsganges der akademischen und der jetzigen Oberlehrerin zu Grunde legte, gipfelten in der Forderung einer vollwertigen akademischen Bildung mit der notwendigen Vorbereitung an Stelle des unzureichenden Surrogats der Oberlehrerinnenbildung. Ein Referat von Fr. Marie Loeper-Housselle über die Massenprüfungen der Lehrerinnen gab Gelegenheit zu Hinweisen auf die Mängel der Seminarbildung überhaupt und stellte damit den Verein vor eine neue, große Aufgabe: Reform der Seminarbildung — während im einzelnen eine Petition gegen diese Handhabung der Prüfungen beschlossen wurde.

In die Praxis der Volks-Mädchenerziehung mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen und Forderungen führte der Vortrag von Fräulein Helene Sumper-München über die weibliche Fortbildungsschule. Auch im Anschluß an diesen Vortrag wurde ein gemeinsames Eintreten für die Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen auf dem Wege der Petition beschlossen.

Andrerseits wurden die Bildungsziele der höheren Mädchenschule in ihrer Beziehung auf ein einzelnes Unterrichtsgebiet in einem Vortrag über die deutschen Klassiker in der höheren Mädchenschule beleuchtet.

Auf Einzelfragen, die durch Referate und Anträge angeregt und deren gemeinschaftliche Lösung zur Aufgabe des Vereins gemacht wurde, brauche ich hier nicht einzugehen. Das Gesagte zeigt eine ganze Reihe greifbarer Resultate der Vereinsarbeit sowohl als ihrer gemeinsamen Vertretung und Besprechung durch die Generalversammlung. Und nun möchte ich die Frage noch einmal stellen: liegt die eigentliche Bedeutung einer solchen Versammlung für uns darin, daß wir neues Erfahrungsmaterial für die Betrachtung und Durchführung einzelner konkreter fachlicher Aufgaben sammeln, oder etwa in der intensiven, mit Sicherheit und Sachkenntnis geführten aktiven Beteiligung vieler an der Diskussion nach dem Goetheschen Wort:

„Aber das Schöne war dabei:
Es kam an jeden auch die Reih',
Und wie sein Bruder welscht' und sprach,
Durft er auch welschen eins hernach."?

Es giebt ja Versammlungen genug, bei denen dies Wort allein über den Sinn der unermüdlichen Diskussionen Aufschluß giebt. Frauenversammlungen liegt diese Gefahr nahe, weil die Frauen es noch mit einem gewissen Recht als eine wertvolle Acquisition zu betrachten gewohnt sind, daß sie sich in parlamentarischen Formen bewegen können.

Digitized by Google

Gestützt auf das Maß der konkreten Leistungen, auf die wir verweisen können, dürfen wir aber nun doch vielleicht die Frage, ob die letzten Resultate eines solchen Zusammenseins, wie das der Danziger Tage, mit Händen zu greifen und in Thesen und Resolutionen zu fassen sind, mit „nein" beantworten. Es gehört für die Frau ein gewisser Mut der Selbstbehauptung dazu, diese Antwort zu geben. Ein ewig unreifer Idealismus und die weltabgewandte Pflege schöner Gefühle sind Züge des Frauentypus im Volksbewußtsein, gegen die sie beständig zu protestieren, die sie zu widerlegen hatte; da wagte sie auch das nicht zum Ausdruck zu bringen, was als die ewige schöne Bestimmtheit weiblichen Wesens seiner Karikatur zu Grunde lag. Jetzt dürfen wir's wagen.

Der bleibende Wert der gemeinsamen Arbeit liegt für uns nicht auf einzelnen Gebieten, als ein vielfach zerteilter; er liegt in der neuen Kraft, die wir aus solchen Stunden mit in die Alltagswelt mit ihren kleinen Aufgaben nehmen. Diese Kraft gewinnen wir im letzten Grunde nicht daraus, daß wir nun über das einzelne mehr wissen, größere Sicherheit und Klarheit gewonnen haben. Sie entzündet sich in uns an Persönlichkeiten, die uns in tausend wechselnden Formen den freudigen, thatensuchenden Glauben an die Macht der Idee verkörpern, mit denen wir uns eins fühlen in dem Kampf um das Dasein himmlischer Kräfte.

In den tausend Einzelheiten und Kleinlichkeiten unseres Berufes ist es schwer, immer die Überzeugung in uns lebendig zu erhalten, die allein unsere Arbeit aus dem Technischen in die reine Sphäre des Ewigen hebt, das Bewußtsein, mitzuwirken an der Gottheit lebendigem Kleid.

Tage wie die erlebten erneuern die Kraft dieses Bewußtseins. Ihre Erhebung ist nicht ein feiner ästhetischer Genuß, in dem man einmal das Kleine, das Konkrete, das Häßliche der täglichen Arbeit für eine Weile träumend vergißt: sie giebt uns die Arbeit, die wir manches Mal als einen Zwang gefühlt, als ein köstliches Geschenk; sie macht wirklichkeitsfroh und wirklichkeitstüchtig, sie macht uns zu Schaffenden, die der Welt, die sie in sich lebendig fühlen, ans Licht helfen müssen. Das ist die Kraft, die in all den „greifbaren Resultaten" gestaltend gewirkt hat, die mit unerschütterlicher Notwendigkeit weiter zu greifbaren Resultaten führen wird. Der Geist seiner Führerinnen hat dem allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein diesen Idealismus als die Form aufgeprägt, die sich lebend entwickelt in allen einzelnen Gestalten, die seine Thätigkeit annimmt. Das Gefühl intensiven gemeinsamen Lebens in der reinen Verkörperung dieser Form, die das alltägliche Leben uns so oft verzerrt, verklärt die Erinnerung und macht sie zu einer dauernd lebendigen. In der Verknüpfung mit solchen Augenblicken reinsten Genießens liegt für uns ein neuer Zauber über des alten Danzig Giebeln und Türmen, seinen stillen, verträumten Straßen, seinen maigrünen, sonnendurchleuchteten Buchenwäldern und dem weiten freien Blick über die blaue Bucht.

Digitized by Google

Von der Ausstellung für Krankenpflege zu Berlin.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Der Laie, der das Glück gehabt hat, von Krankheiten schwererer Natur verschont geblieben zu sein, vollends von der Notwendigkeit operativer Eingriffe und darauf folgendem längeren Siechtum, der vielleicht als imposanteste Vorführung moderner operativer Technik höchstens einmal den Fissurenbohrer und Plombierhammer eines Zahnarztes schaudernd erlebt hat — übrigens ist so ein Gouldscher Zahnoperationsstuhl z. B. immerhin schon ein kleines Wunder chirurgischer Technik — dieses glückliche Laienkind ahnt ja gar nicht, welch eine Fülle von Geist und Hingebung, von subtiler Erfindungskraft und liebevollem Sichversenken in all und jedes Bedürfnis eines armen Leidenden unsere moderne Krankenpflege gezeitigt hat. Wer einen Gang durch die „Ausstellung für Krankenpflege" macht, die am 20. Mai in der Philharmonie zu Berlin eröffnet wurde, der kann beinahe zu der Überzeugung gelangen, daß Kranksein heutzutage eigentlich — ein Vergnügen ist. Gleich beim Eintritt leuchtet ihm in der Vorhalle ein höchst elegantes Gefährt entgegen, das mit der fürnehmsten Berliner Hochzeitskutsche unbedenklich den Vergleich aushalten kann; nur besteht die Hinterwand dieser feinen Kutsche aus Flügelthüren, wie bei einem Postomnibus, und im Innern ist statt der beiden engen Polstersitze ein komfortables Ruhebett; die elegante Equipage ist ein Koppscher Krankenwagen.

Kommt man nun gar in die Ausstellung selbst und sieht sich gleich bei der ersten Umschau vor einem Krankenzimmer, wie es die Firma Heinrich Jordan (SW. 12, Berlin) ausgestattet hat, mit rotseidenem Bett, Prachtschrank u. s. w., dem ganzen Luxus einer „verwöhnten jungen Dame", wie es im Katalog heißt, oder vor der Nachbildung eines Krankenzimmers aus der Professor von Leydenschen Klinik mit seinen rosa Stofftapeten, zu dem die Firma S. Epner (Berlin C., Molkenmarkt) die prachtvolle Wäscheausstattung geliefert hat, so wird der Wunsch begreiflich, für alle Fälle die „verwöhnte junge Dame" zu sein. Nicht minder elegant und luxuriös sind das von Gerson (Werderscher Markt 5/6) eingerichtete Krankenzimmer mit den modernen englischen Möbeln in Weiß, ferner das von der Firma J. Adler (Berlin C., Königstraße 20/21) nach den Angaben von Fräulein Dr. med. Agnes Hacker eingerichtete Wöchnerinnenzimmer mit englischer Bettstelle von Nußbaumholz und Alt-Mahagonieinlage, Baldachin von waschbarem französischen Rips-Gobelin nach Zeichnung des Malers Mucha und Rückwand aus Brüsseler Tüll; endlich das vom Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhaus in Berlin ausgestellte vollständige Kinderkrankenzimmer zur Aufnahme eines diphtheriekranken Kindes und seiner Mutter und das Kinderkrankenzimmer von Max Kahnemann (Berlin N., Elsasserstr. 59) mit daranstoßendem Wärterinnenzimmer.

Digitized by Google

Freilich, wer nicht zu dem Gesellschaftskreise der „verwöhnten jungen Dame" gehört, der wird sich vorkommendenfalls mit etwas weniger Luxus auch zufrieden geben müssen. Noch das ebenfalls von der bekannten Firma Heinrich Jordan hergerichtete „bürgerliche Krankenzimmer" zeigt mehr als kleinbürgerlichen Komfort. Aber auch die vollständige Darstellung der Einrichtung eines Krankenzimmers für eine arme, erkrankte Frau, die von einer Diakonissin gepflegt wird, seitens derselben Firma ist so wohlthuend sauber und anheimelnd, — dabei bis in die unscheinbarsten Details echt, vom blaugrauen Kattun des Bettes bis auf die Weißbierkruke im Einholkorb, eine so lebenswahre Milieustudie, wie sie die realistische Regie einer unserer großen hauptstädtischen Bühnen nicht naturgetreuer in Szene setzen kann — daß selbst diese schlichte Arbeiterkrankenstube sich noch als eine Illustration zu dem Gedanken darzustellen scheint, den Geheimrat von Leyden in seiner Schrift über den „Komfort des Kranken als Heilfaktor" (Berlin 1898) ausführt. Es ist wohl einleuchtend, daß möglichster Komfort das Gemüt des Kranken aufs wohlthätigste beeinflußt und damit nicht unwesentlich zur Heilung beiträgt.

Und dieser Komfort der Krankenstube besteht nicht gerade bloß in gesteppten Atlasbettdecken, Seidenplumeaux und englischen Baldachinen — weit wesentlicher sind die tausend Einzelheiten, die Menschengeist erdacht hat, um dem geringfügigsten Bedürfnis jeder Art von Kranken ausgiebig gerecht zu werden. Was ist in dieser Beziehung doch alles auf der Ausstellung zu sehen! Ob es sich um eines der zahlreichen Modelle handelt, die das Krankenbettstell, die Matratze jedem nur denkbaren Bedürfnisse anzupassen sucht: verstellbar wie das nach den Angaben von Prof. Baginsky gefertigte Kinderbett des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses, zerlegbar wie das des Oberarztes am neuen Krankenhause in Mühlhausen i. Els., Dr. med. Kestner jr., fahrbar wie das von der Firma Hutter & Schrantz in Prag gefertigte oder durch Verstellung gleichzeitig als Krankentrage verwendbar wie das von E. Wulff & Hohmann (Berlin C., Gertraudenstr. 8/9), mit Umbetter und Krankenheber versehen[1]), mit Krankenhandhabe zum selbstthätigen Aufsetzen des Kranken, mit Kloset- und Heizvorrichtung, als Trockenbett für gelähmte und bewußtlose Kranke (Johanna Stuttgardtner in München), mit Eß- und Lesetisch ausgestattet, als Hängebett für Epileptische eingerichtet, als Tropenbett mit Mosquitonetzen (Deutscher Frauenverein für Irrenpflege in den Kolonien), mit Kühl- oder Erwärmungsvorrichtung u. s. w., u. s. w.; ob es sich um Bettwäsche handelt, wie sie in größter Auswahl die bereits genannten Firmen Jordan und Epner in erster Linie zur Ausstellung bringen, ob um Badewannen und Waschtische, wie sie am reichhaltigsten von Moosdorf & Hochhäusler (Berlin SO. 33) und von der Sanitas-Gesellschaft in Hamburg — prächtige Wannen und Waschtische aus Fayence — ausgestellt worden, ob um Ventilationsvorrichtungen oder Krankenzimmer- und Krankenbettbeleuchtung, um Signal- und Telephon-Apparate für die Patienten (Paul Hardegen & Co., Berlin S., haben sogar extra empfindliche Telephone für Schwerhörige konstruiert, die jeden Flüsterlaut vernehmbar machen) oder Kontrollapparate für die Wärter (L. Horwitz, Berlin C.), ob um Desinfektions- oder Sterilisierapparate, um Verbandzeug (als Neuheit tritt hier das Eicksengeflecht auf, das den Vorteil vor anderen Bandagen hat, sich weder zu verschieben, noch zu

[1]) Die von Dr. med. Bensch in Berlin konstruierten gestatten sowohl Hebung, Drehung, Fortbewegung und Bedienung des ganzen schwerbeweglichen Kranken ohne Kraftaufwand, als auch Hebung und Drehung einzelner Körperteile.

Digitized by Google

drücken, dabei nur die kranke Stelle von Luft und Licht abzuschließen; Erfinderin ist Frau Therese Eicksen in Berlin, Köthenerstr. 14) oder verbesserte Frauenkleidung (Fräulein Kristine Dahls patentierte rationelle Unterkleidung und Marie Herders Reformkorsetts) — überall zeigt sich das Bestreben, es dem Kranken, aber auch seinen Pflegern und Pflegerinnen so bequem wie möglich, jenem das Kranksein sozusagen so behaglich, diesen das Warten so leicht und darum natürlich auch so erfolgreich wie möglich zu machen.

Da hat z. B. Luise Biewend in Clausthal (Harz) „einige Geräte am Krankenbette, in eigener Krankheit selbst erdacht" — neckische Sachen zuweilen darunter: ein Zifferblatt mit drehbaren Zeigern zum Feststellen der Einnehmezeit, ein zusammenschiebbares und ausziehbares Bücherbrett, einen Selbstaufrichter des Kranken und besonders Handarbeiten für Bettlägerige. Da giebt es einen Gasselbstanzünder „Fiat Lux" zur bequemen Beleuchtung von Krankenzimmern aus der Fabrik der Aktiengesellschaft Ludwig Löwe in Berlin. Otto Krakow in Berlin S. stellt einen „Wasserdruckminderer" aus, der auf jeden Wasserleitungshahn gesteckt werden kann und vermittels einer Kombination von vier Aluminiumsieben selbst bei weitester Hahnöffnung jedes Umherspritzen des Wassers verhindert und einen „ölartigen, fast geräuschlosen Lauf bewirkt". Und Direktor Claaßen & Co. in Beuthen liefern sogar „Wasserleitungshähne mit völlig geräuschloser Funktion". Engeli & Co. in Grenzach (Baden) und Basel (Schweiz) liefern waschbare Tuchtapeten, und die Pegamoid-Gesellschaft (Berlin, Leipzigerstr. 111) stellt alle andern möglichen Tapeten aus Papier und Baumwollstoffen aus, die durch Imprägnieren mit Pegamoid zu täuschender Ledernachahmung geworden sind, dabei wasserdicht, abwaschbar, von vielen chemischen Agentien, selbst schwachen Säuren ebenso unangreifbar wie von Feuchtigkeit und Hitze. Auf ein Papier, das mit Pegamoid behandelt ist, kann man ruhig ein Faß voll Tinte gießen, etwas Wasser wischt sie fort, ohne daß auch nur eine Spur bleibt. So hat Max Bieber, Berlin W., ein vollständiges abwaschbares Krankenzimmer ausgestellt: alle in diesem Zimmer vorhandenen Gegenstände, Betten, Bettwäsche, Bettvor- und -Unterlagen, Matratzen, Kranken- und Lesetische, Büchereinbände, ja selbst die kleinsten Gerätschaften sind mit Pegamoidüberzug versehen und daher abwaschbar. Die königl. Hoflieferanten Rosenzweig und Baumann in Kassel wollen ähnliches durch Anstrich mit der von ihnen fabrizierten Porzellan- und Emailfarbe erreichen und stellen deshalb ein vollständiges Krankenzimmer mit allem Inventar aus, dessen Wände, Möbel und Zubehör vermöge dieses Anstrichs abwaschbar und desinfektionsfähig geworden sind. E. Sonneborn in Detmold zeigt Bettdecken mit Ärmeln und warmhaltenden Vorrichtungen, die ein Essen und Trinken im Bette unter vollem Bedecktbleiben gestatten. Ernst Loewe in Zittau hat Geräte für Ohr- und Nasenmassage konstruiert. Einen Zehenreiniger „Daktylotriptor" zur vollkommenen Reinigung der Zehenzwischenräume, bestehend aus glattem Hartgummibügel mit doppelt liegenden Streifen aus Frottiertuch liefert das schweizer Medizinal- und Sanitätsgeschäft A.-G. in St. Gallen. Wer sein Leben wie ein Vogel in der Luft oder im Grün der Baumwipfel zubringen will, der schaffe sich die von Dr. Alfred Groß aus Kronstadt in Siebenbürgen erfundene zusammenklappbare Luftgondel an. Sie ist mit Flaschenzug, Klettereisen, Isoliervorrichtungen bei Gewitter versehen, ferner mit Schlafanzug, Mundschützer, Mosquitonetz, Heiz-, Koch- und Leuchtapparat ausgestattet, wiegt trotzdem nur 5 Kilo und kann außer als hängende Baumwohnung auch als stehendes Zelt, ja sogar als Ruder- oder Segelboot

Digitized by Google

und als Badewanne benutzt werden — da soll man sagen, daß es nicht ein höchst vielseitiges Möbel ist! Und da es für den Winter mit Pelz ausgefüttert werden kann, so kann man überhaupt auf jede andere Wohnung verzichten, man hängt sich in den ersten besten Baum auf und braucht nie mehr Grundsteuern zu zahlen. Für Verheiratete werden Familiengondeln ausgerüstet. Wäre das nicht die Lösung der sozialen Frage, wenigstens der leidigen Wohnungs- und Grundbesitzfrage, wenn wir alle anfingen, in Großschen Luftgondeln auf Bäumen zu leben? Und die herrliche Rückkehr zu dem Urzustande der Menschheit, als sie noch dem Gorilla- und Schimpansengeschlecht verwandt war! Aber Scherz bei Seite; für Leute, die viel frischer Luft bedürfen, ist die Großsche Erfindung so übel nicht.

Zu den meistbeachteten Ausstellungsobjekten gehören noch die interessante Kollektion von Apparaten für mechanische Heilgymnastik von Dr. Gustav Zander in Stockholm, die zum Teil elektrisch betrieben werden und wohl das Vollkommenste an schwedischer Bewegungsgymnastik darstellen, und das kombinierte elektrische Glüh- und Bogenlichtbad der Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin NW., Luisenstr. 22a. Die Lichtheilmethode hat ja in letzter Zeit gute Aufnahme gefunden, und wer die prächtigen Lichtschränke in ihrer blendenden Funktion sieht, der bekommt wohl Lust, von der freigebig verteilten Legitimationskarte zur Besichtigung der medizinischen Licht-Heilanstalt Rotes Kreuz (Berlin, Luisenstr. 5) in vollem Betriebe einmal Gebrauch zu machen.

* * *

Mit zu dem Interessantesten endlich gehören die wunderbaren Apparate der deutschen Termophor-Gesellschaft (Berlin, Friedrichstr. 56). Es sind Gefäße mit Doppelwandung, in deren luftdicht verschlossenem Zwischenraum sich die merkwürdige, in ihrer Konstitution von den Erfindern natürlich geheim gehaltene chemische Substanz befindet, irgend eine Salzart, die innerhalb der Doppelwand zum Lösen gebracht wird, indem man in das Gefäß kochendes Wasser gießt und es da etwa zehn Minuten beläßt. Dann gießt man das Wasser wieder ab, wenn es sich nicht eben darum handelt, gerade Wasser warm zu erhalten, thut die Sachen hinein, die man warm halten will, und durch den in der Salzlösung im Innern der Gefäßwände nun stattfindenden Kryställisationsprozeß wird soviel Wärme erzeugt, daß noch acht bis zehn Stunden danach Speisen, die in den Termophor hineingebracht wurden, warm, ja selbst heiß blieben. So kann man in diesen Termophoren, deren geheimnisvolle, ohne alles Feuer und Brennmaterial wirkende Heizmasse, da sie luftdicht eingeschlossen ist, sich niemals vermindern kann, daher auch nie erneuert zu werden braucht, Wasser, Milch — z. B. auch die Milchflaschen für Säuglinge auf langen Reisen — Suppen, warme Getränke aller Art, ferner ganze Menagen mit Speisen stundenlang warm halten. Aber auch Kompressen lassen sich als Termophore konstruieren, indem die Heizmasse zwischen Gummiwänden eingeschlossen ist, und brauchen nun stundenlang nicht erneuert zu werden, da sie ja fast einen ganzen Tag heiß bleiben. Ja, selbst ein verstellbarer Krankenstuhl zur Körperruhe, durch Termophoreinrichtung heizbar, wird von der Gesellschaft vorgeführt.

Die Termophore weisen uns in die Abteilung der Nährpräparate, die einen erheblichen und mit den interessantesten Teil der Ausstellung ausmachen. Macht doch der „Verein für Volkserziehung, Pestalozzi-Fröbelhaus II, Seminar-Koch- und Haushaltungsschule ‚Hedwig Heyl'", der seine wundervolle „Krankenkochküche mit Speisekammer" in den oberen Räumen der Philharmonie hat, selber ausgiebigsten

Digitized by Google

Gebrauch von den Termophoren. Denn all diese leckeren Speisen, die da für Rekonvaleszenten nach der bewährten Methode der Überernährung (Mastkur) komponiert werden, sind bereits in aller Frühe im Heim des Vereins, Barbarossastr. 74, von geschickten Damenhänden zubereitet worden, die sich dort in der zweckmäßigen Herstellung von Krankenkost üben, und im Termophor werden sie täglich hinübergeschafft nach der Ausstellung, wo bis 3 Uhr Kostproben verabreicht werden. Jeden Tag gelangt dabei ein anderes in die Speisekammer aufgenommenes Nährpräparat zur Vorführung: Liebigs Fleischextrakt, Siebolds Milcheiweiß, Kufeke-Mehl, Tropon, Hoffmanns Speisenmehl, Maggi, Nutrose, Eulactol, und wie sie alle heißen!

Ganz ähnlich ist im Souterrain die Ausstellung der Kochschule und des Haushaltungs-Seminars des Lettevereins, nur daß hier speziell die Kost für Zuckerkranke und Kinder, sowie darmanregende und darmschonende Kost berücksichtigt ist. Die Schülerinnen des Haushaltungs-Seminars des Lette-Vereins werden zu reinen Chemikern ausgebildet: die vorgeführte Kost für Zuckerkranke, für die die angewandten Ingredienzien auf ihren Nährwert und ihre Zuträglichkeit genau berechnet wurden, beweist das ebenso wie die Vorführung einer kaum für möglich gehaltenen Anzahl von Formen, in welchen sich Krankenmilch zubereiten und darreichen läßt. Daß dabei das bekannte Brown- und Polsonsche Mondamin, dessen Verwendung bei Milch- und Mehlspeisen diesen die Eigenschaft verleiht, sie immer wieder schmackhaft zu gestalten, wenn man schon fürchtete, alles „über" zu haben, was nur an Milch und Mehl erinnert, eine große Rolle spielt, sei nebenbei erwähnt. Im übrigen präsentieren sich die Speisen der Lette-Schule genau so appetitlich und verlockend wie die der Heylschen Schule. Es ist ein Vergnügen, diese kulinarischen Herrlichkeiten zu sehen und wahrscheinlich ein noch größeres, sie kosten zu dürfen.

Ganz raffiniert wird die Kinderkost in der Lettevereinausstellung in einer besonderen Porzellanküche gekocht. Um aber so recht zu zeigen, daß auch auf einer so wohl durchdachten Ausstellung die scheinbar größten Gegensätze sich gerade am besten vertragen, hat sich neben der feinen Porzellanküche eine ganz ruppige Holzkistenküche etabliert. „Kistenkocherei, etwas Altes, was aber noch zu wenig Anerkennung gefunden hat", prangt als Aushängeschild. Und dieses hat recht: so unansehnlich der alte, wenig bekannt gewordene Aprimitive pparat ist, so interessant ist seine Vorführung, zumal er ein in der modernen Physik wie im praktischen Leben gleich wichtiges Gesetz aufs Überraschendste veranschaulicht: daß Holz ein schlechter Wärmeleiter und daher ein guter Wärmeisolator ist. Und praktisch ist der einfache Apparat am Ende auch, weil ihn sich jeder kostenlos selber herstellen, die ärmste Arbeiterfrau in ihm warmes Essen ihrem auf weit entlegener Arbeitsstätte weilenden Mann bringen kann. Er ist thatsächlich nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Holzkiste mit gut schließendem Deckel. Die Kiste wird mit Holzwolle oder Sägespänen gefüllt und darin werden die Töpfe mit den eben erst angekochten, aber noch lange nicht gar gekochten Speisen hineingesetzt. Zur vollends guten Einhüllung in Holz wird noch ein Säckchen mit Holzwolle obenauf gelegt und dann der Deckel darübergedeckt, und nun kann man getrost mit seiner Kiste den ein- oder zweistündigen Marsch aufs Feld antreten. An Ort und Stelle angelangt, hat sich das Essen ganz von selbst wunderschön gar gekocht. Welches ist nun das größere Geheimnis der wunderwirkenden Natur: dieses Weiterkochen ohne Feuer in der Holzkiste oder jenes stundenlange Warmbleiben ohne Feuer in dem Termophor?

Digitized by Google

Bei der Gelegenheit der Kocherzeugnisse und jener beiden Kochapparate sei schließlich noch des ingeniösen Feldherdes des Majors Hahn für Kriegszwecke gedacht, der verpackt gerade nur einen Würfel von einem halben Meter Seitenlänge darstellt. Aufgestellt aber zeigt er außer der riesigen zusammenstellbaren eisernen Herdplatte, Rost und Feuerthür, einen vierkantigen Kochkessel, 2 vierkantige flachere Gefäße, 7 cylindrische Kochtöpfe, sämtlich mit Deckel, 6 Portions-Kochtöpfe, 6 Bratpfannen, eine Kaffeetrommel und an die hundert Zubehörstücke, wie Fleisch- und Haumesser, Gemüsemesser, Messerschärfer, Konservenbüchsenbrecher, Gabeln, Löffel, Gewürzbüchsen, Reibeisen, Theesieb, Pfeffer- und Kaffeemühlen, Trichter, Teller, Trinkbecher, Fleischhaken, Fleischwage u. s. w., u. s. w. Es ist ganz erstaunlich, wenn man diese Unmasse von Gerätschaften aufgestellt sieht und sich vorstellen soll, daß sie in einem Blechkasten von einem halben Meter im Geviert Platz finden.

Aus dem Gebiet der Kriegskrankenpflege fällt das Kriegszelt des Vaterländischen Frauenvereins auf mit Feldbett, Tisch, Stuhl und vorschriftsmäßigem Schwesternkoffer, in dem selbst der Regenschirm Raum hat, weil seine Krücke abgeschraubt werden kann; der Schirmstock dient vorkommendenfalls auch zum Notverband als Schiene. Das dabei ausgestellte Schwesternzimmer ist bei aller Einfachheit und äußersten Zweckdienlichkeit noch immer anheimelnd; anheimelnd freilich mehr durch die Vorstellung, daß darin eine jener opferfreudigen, hehren Frauengestalten von ihrer schweren Berufspflicht ein Stündchen der Ruhe pflegen soll. Hübscher hat es die Schwester im Frieden, wie das Bild eines Schwesternzimmers des unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich begründeten Viktoriahauses für Krankenpflege im Nordosten Berlins zeigt. Der Pflegerinnenberuf im Frieden mag nicht immer so aufreibend sein, wie es der in Kriegszeiten oder auch nur in den Kolonien ist, — ein tropisches Krankenzimmer des Hauses in Togo ist ebenfalls auf der Ausstellung zu sehen — er bleibt aber doch wohl ein Beruf, zu dem eine ganze, starke, hingebungsvolle Frauenseele gehört.

Und weil solche Kräfte unsern öffentlichen Krankenhäusern zur Verfügung stehn, sollte — abgesehen vom Komfort, der in so ausgiebigem Maße, wie ihn diese Ausstellung zeigt, doch niemals in Privatwohnungen, sondern nur in Heilanstalten zu finden ist — die namentlich in den unteren Bevölkerungsschichten noch herrschende Scheu vor der Überführung ins Krankenhaus endlich schwinden. Es besteht die Absicht, aus dieser Ausstellung ein dauerndes Institut, ein Museum für Krankenpflege zu machen. Das wäre auch zum Zwecke der Bekämpfung jenes Vorurteils aufs lebhafteste zu wünschen.

Digitized by Google

Alfermanns Jüngster.

Skizze von

Anna Hellmann.

Nachdruck verboten.

Wieder war in der großen Stadt ein neuer Mensch geboren, kein namenloser, doch ein überzähliger. Keine angstvoll klopfenden Herzen hatten in einem gesegneten Heim seiner geharrt, kein gestammeltes Dankgebet, kein wonniges Lächeln seinen ersten Schrei begrüßt. Seine Mutter besaß seit Monaten kein anderes Obdach als den Unterschlupf, den eine gutmütige Nachbarin ihr und ihren Kindern gewährte; und als ihre schwere Stunde nahte, hatte sie ihre Zuflucht zu der auf öffentliche Kosten erhaltenen Anstalt nehmen müssen, die im Volksmunde „das Institut" hieß und sonst von ehrbaren Ehefrauen verächtlich gemieden wurde. Dort hatte Frau Amanda Alfermann an einem nebelgrauen Novembermorgen ihrem siebenten Kinde das Leben geschenkt, wenn anders ein Geschenk genannt werden darf, was der Geber sehr wider seinen Willen spendet. Unzähligemal hatte sie vor seiner Geburt gewünscht, erfleht, es möchte tot sein, aber ihr Hoffen war vergeblich gewesen. Es lebte. „Ein kräftiger Junge," so war es aus dem Kreise der sie Umgebenden an ihr Ohr gedrungen; doch sie hatte nicht verlangt, den Knaben zu sehen und ihn mit matter Geberde von sich gewiesen, als man ihn ihr reichte.

So war es geblieben; sie verweigerte sich ihrem Kinde, sie versagte ihm auch die mütterliche Nahrung. Alle Versuche, sie umzustimmen, begegneten einem stummen, doch hartnäckigen Widerstand, an dem auch das klägliche Wimmern des Säuglings wirkungslos abglitt. Damit der Mutter Zeit werde, sich zu besinnen, fütterte man ihn zwei Tage und Nächte notdürftig mit Surrogaten auf; als er aber ohne ernstliche Gefährdung nicht länger auf die bisherige Weise erhalten werden konnte, holte die Oberwärterin am dritten Morgen den leitenden Arzt der Anstalt zu ihrem Beistand an das Bett der Wöchnerin. Jedoch auch der letzte Ansturm von Vernunft und Güte mißglückte. Erst als der alte Herr in Zorn geriet und in heftigen Worten ausrief, es sei Pflicht und Schuldigkeit jeder gesunden Frau, ihr Neugeborenes zu stillen, und sie selbst trotz ihrer sieben Kinder rüstig und jung genug, auch vortrefflich im stande, es zu thun, erklärte Frau Alfermann weinerlich, sie könne es wohl, aber sie wolle es nicht. Wozu sie das Kleine erst an sich gewöhnen solle? Wenn sie aus dem Institut nach Hause komme, müsse sie doch gleich tagsüber auf Arbeit gehen.

Und von der Macht dieser Thatsache überwunden, stellten Humanität und Moral das Kreuzfeuer ihrer Gründe ein. Warum hatte sie das nicht schon früher gesagt? Wenn die Mutter auf Arbeit gehen mußte, dann freilich hatte des Kindes Anrecht auf seine natürliche Nahrungsquelle zu schweigen. Nur der junge Arzt, der eben die Runde machte, fragte halblaut, ob die Familie keinen Ernährer habe.

Die Antwort entging der Frau, aber das Wort „Ernährer" haftete in ihrem matt arbeitenden Gehirn. Der Ernährer? Sie selber war es ja, sie allein, die darbte und arbeitete, um dem Nest voll Kinder Brot zu verschaffen. Und nun war das neue gekommen, das überlästige, ihr eine Fessel am Fuß zu sein, eine Kette um die Hände, eine Bürde mehr auf dem Nacken, der ohnehin schwer genug zu tragen hatte. Unter einem Herzen voll Furcht und Abneigung hatte sie

Digitized by Google

es getragen; jetzt haßte sie es, haßte es um seiner selbst willen, weil es da war — haßte in ihm seinen Vater.

Ein feindselig bitterer Zug grub sich in ihr Gesicht. Solch ein gesunder, starker Mann und ließ seine Kinder hungern, trotzdem er reichlich verdiente. Wenn er auch nicht fest an einer Stelle in Brot und Lohn stand, als Arbeiter fand er jederzeit im Hafen bei den Schiffen und Speichern zu thun, sobald er nur wollte. Aber all das schöne Geld verthat er für sich selbst, und erst, wenn er nichts mehr hatte, kam er nach Hause, lag betrunken in der Stube herum und schickte, aus wüstem Rausch erwachend, die Kinder nach Branntwein. Und wenn sie sich weigerte, das Geld dazu herzugeben, mißhandelte er sie oder raffte zusammen, was es an Geldeswert in ihren vier Wänden gab und verpfändete es im Leihhaus. Versetzt und vertrunken! All ihre Habe war diesen Weg gegangen, auch der geringe Vorrat an Wintersachen für die Kinder. Ein Schauder überrieselte die Mutter. Sie hatte kein Geld gehabt, die Pfänder auszulösen; sie waren verfallen, und die kalte Jahreszeit stand dicht vor der Thür . . .

Nein, sie wollte nicht denken, lieber schlafen! Aber die wachgerufenen Gedanken ließen sich nicht bannen, ob sie auch die Augen schloß; mancherlei, was ihr sonst in der Tretmühle ihres täglichen Daseins kaum mehr zum Bewußtsein kam, hastete jetzt in ihrer notgedrungenen Muße durch ihren Sinn und wollte sein Recht haben. Was hatte sie alles leiden müssen, gerade sie, und war doch von Jugend auf schmuck und sauber gewesen, wie nur eine. An Freiern hatte es ihr wahrlich nicht gefehlt und just dem Seelenmager hatte sie in die Hände fallen müssen, dem schlechten Menschen, der ihr all das Herzeleid anthat und nur der Vater ihrer Kinder geworden war, nicht ihr Erhalter.

Sie weinte; den Kopf zur Wand gekehrt, deckte sie die Hände über die Augen, als wolle sie ihre Thränen vor sich selber verdecken, aber sie sickerten ihr unter den Fingern hervor, und für Augenblicke war es, als verschleiere jeder rinnende Tropfen etwas von der Häßlichkeit ihres Daseins und lösche den Staub von der unkenntlich gewordenen, in den Schmutz getretenen Liebe, die sie einst zu ihrem Manne geführt hatte. Ein kurzes Glück nur hatte die Ehe ihr beschieden, einmal aber war es noch hell aufgeflammt — damals, als sie ihren Erstgeborenen ans Herz gedrückt hatte.

Ihr Jungchen, ihr kleiner Paul! Sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er sie mit seinen klaren Augen anguckte, den blanken, dunklen Äuglein, in denen sie sich spiegeln konnte. Wie ein Prinzchen war er gewesen, so fein und hübsch; keines von seinen späteren Geschwistern ihm gleich, und keines hatte sie lieb gehabt wie ihn. Aber er war ihr nicht gediehen, sie hatte ihn hergeben müssen. Unter stärker strömenden Thränen rechnete sie nach, wie alt er jetzt sein würde; im achtzehnten Lebensjahre. Nun hätte er ihr schon eine Stütze sein können, hätte ihr vielleicht gar die Sorge um die Miete abgenommen, die sie zu keiner frohen Stunde mehr kommen ließ.

Bleiern legte sie sich ihr auch jetzt aufs Herz, ihre Gedanken unerbittlich von der Vergangenheit in die Zukunft lenkend. Die Miete für die Arbeiterwohnungen wurde immer unerschwinglicher in der Stadt, und je größer die Familie war, desto mehr Not hatte sie, ein Unterkommen, wie immer es bestellt sein mochte, zu finden. Frau Alfermann seufzte schwer. Sie sah sich mit einem Karren voll Gerümpel aus einer Straße in die andere ziehen, wie es unzähligemal geschehen war. Nirgends ein bleibendes Obdach! Überall nach kurzer Frist wieder vertrieben, sei es, weil der Wirt die Miete nicht länger stundete, sei es, weil die Nachbarn den wüsten Lärm im Hause, den der trunkene Mann vollführte, nicht dulden wollten. Allmählich war der Ruf als schlechte Mieter ihnen vorausgegangen; es hatte sie niemand mehr aufnehmen wollen, bis dem Meister Orloff in ihrer Gasse, dem reichen Fleischer, ein altes, baufälliges Gebäude im Wege der Zwangsvollstreckung zugefallen war, worin er der Familie Alfermann eine frühere Tischlerwerkstätte als Wohngelaß eingeräumt hatte.

Wieder mochten die schweifenden Gedanken eine wunde Stelle in Frau Amandes Alltagsleben berührt haben, denn ihre Hände bewegten sich unruhig auf der Decke, und ihr Blick irrte wie hilfesuchend ins Weite. Sie

Digitized by Google

wußte selbst kaum, wie es zugegangen war, aber seitdem sie dort wohnten, waren sie und ihre Kinder aus freien Menschen Hörige geworden. Zum erstenmal versuchte sie, sich Ursache und Wirkung klar zu machen; Schritt für Schritt verfolgte sie, wie es gekommen war, daß sie wie mit Leib und Seele den Orloffs anheimgefallen waren. Es waren das keine schlimmen Wirtsleute; im Gegenteil. Der Meister hatte sie nie um den Mietszins gedrängt, nur bei Heller und Pfennig die Summe aufgeschrieben, die sie ihm schuldig blieb. Und die Meisterin war wie ein barmherziger Engel gekommen, wenn der Hunger bei ihnen dicht vor der Thür stand, und hatte ihnen wieder und wieder das Unentbehrliche zum Leben hergegeben, alles unentgeltlich, aber aufgeschrieben hatte auch sie es. Und was in den Blättern gebucht stand, das mußten Mutter und Kinder abarbeiten; für jedes, was die Familie, groß und klein, leisten konnte, hatten die Wirtsleute Verwendung. Sie selber — wenn sie nur dachte, was die Frau ihr aufbürdete; all die gröbste Arbeit, die das umfangreiche Hauswesen und das Gewerbe des Hausherrn mit sich brachte. Und sie mußte immer bereit sein, es galt keine Widerrede. O, die Meisterin wußte sich ihre Wohlthaten einzubringen!

Sie seufzte wieder, mißmutig, hoffnungslos; zugleich aber überkam es sie wie ein dumpfes Behagen, daß die Anforderungen der Außenwelt sie einstweilen in diesem Asyl nicht erreichen konnten. Sie streckte die müden Glieder. Wie gut es that, zu ruhen und die Gestalten des heimischen Lebens von ferne wie in einem Strom an sich vorübertreiben zu sehen. Da war ein Gesicht, das immer wieder und wieder auftauchte: „Madame Candrian", wie sie in der Nachbarschaft hieß, die dicke Gemüsefrau, welche die obdachlose Familie gastlich bei sich aufgenommen hatte, als die frühere Tischlerwerkstätte mit dem Einsturz drohte und auf polizeiliche Anordnung geräumt werden mußte. Aber der Bau war in Angriff genommen; in absehbarer Zeit würde sie wieder zurück müssen in die frühere Abhängigkeit, die sie wie ein Netz umstrickte, und aus der es keinen Ausweg für sie gab — man mußte doch wohnen und essen.

Zitternd richtete sich Frau Amande in die Höhe. Nein, es würde nie anders mit ihr werden! Die Hilfe der Orloffs war ihr einziger Rettungsanker, sie durfte es nicht wagen, die stützende Hand zurückzustoßen, die sich als letzte Schranke zwischen sie und die äußerste Not stellte, durfte es vor allem nicht jetzt, da das kleine Geschöpf die Last ihrer Sorgen vermehrte, das eben gellend seine Stimme erhob, als wolle es mahnen, daß es da sei und seinen Anteil an Nahrung, Obdach und Kleidung der Familie Alfermann unabweislich verlange.

Eine Woche später war die übliche Frist, in der den Müttern freie Verpflegung im Institut gewährt ward, für Frau Alfermann abgelaufen; als wiederhergestellt, wenn auch noch der Schonung bedürftig, wurde sie am zehnten Tage ihres Aufenthalts mit ihrem Kinde aus der Anstalt entlassen. Es war ein klarer, kalter Morgen; helles Licht fiel durch die hohen Fenster des Ganges, in dem sie abschiednehmend vor der leitenden Dame des Hauses, einer schlanken, blassen Frau in nonnenhafter Gewandung, stand. Die Oberin, wie sie kurzweg von den Insassen genannt wurde, erfreute sich achtungsvoller Beliebtheit. Sie war selbst Mutter gewesen und hatte ihre Kinder verloren, aber Mütterlichkeit im edelsten Sinn war der Grundzug ihres Wesens geblieben. Eigenhändig half sie den Knaben in das Umschlagetuch einknüpfen, das Frau Amande um die Schultern trug, als der junge Arzt daherkam und sich zu der Gruppe gesellte. Freundlich begehrte er noch einmal das Würmchen zu sehen. Er hatte seit dem Kampf, in dem die Mutter zu Ungunsten ihres Kindes Siegerin geblieben war, ein mitleidiges Interesse an dem Kleinen genommen und blickte jetzt mit ernsten, guten Augen auf ihn hernieder.

Armer, kleiner Schelm! Es war nicht schwer, ihm die Diagnose zu stellen, daß er reichliche Mühe haben werde, sich zu leidlicher Bravheit durchzuringen. „Aber sieh dich vor, mein Junge," dachte er, „du wirst dennoch ebenso verantwortlich für deine Thaten gemacht werden, wie wir anderen, die wir an einer lichteren Seite des großen Lebensbaumes gewachsen sind. Noch gilt es nur in der Bibel,

Digitized by Google

daß mehr von dem verlangt wird, dem mehr gegeben worden."

Indes er sich, in seine Gedanken vertieft, über den Knaben beugte, erzählte Frau Alfermann in geläufiger Beredtsamkeit, daß sie, bis ihre frühere Wohnung wieder im stande sei, von ihrem Ehemann getrennt lebe. Die Madame Candrian sei eine resolute Frau, die ihr Hausrecht zu wahren wisse und den Störenfried nicht über ihre Schwelle lasse.

„Der Mann, das is einer!" wehklagte sie in dem ihr eigenen weinerlichen Ton. „Blüht wie 'ne Ros', und die Kinder haben nicht satt zu essen. Wenn ich nur nich wieder mit ihm zusammen müßt', nich mit ihm zusammen!" Und unter dem Tuch hoben sich ihre gefalteten Hände wie flehend empor.

Der Oberin mochte ein solcher Ausruf an der Stätte ihres Wirkens nicht fremd sein; prüfend ließ sie den Blick auf Frau Alfermann weilen. Groß und gut gewachsen, mit ihren hellen Augen und blühenden Farben, war die angehende Vierzigerin eine stattliche Erscheinung, doch ihr Blick war nicht offen, und der Ausdruck der wohlgebildeten Züge schien leer. „Sie wird nie ihre Ketten zerreißen," dachte die Oberin. „Rohe Gewalt auf der einen, charakterloses Ertragen auf der anderen Seite. Und wie immer es sein mag, sicherlich ist diese Frau von der Mitschuld an der Gestaltung ihrer Verhältnisse nicht freizusprechen."

Auch der junge Doktor hatte sich in Gedanken mit ihr beschäftigt. „Weshalb," fragte er, „wendet sie sich nicht an das städtische Armenamt mit der Bitte um Hilfe? Es würde zweifellos ihre Lage verbessern."

„Nur in einer Hinsicht," antwortete die Oberin. „Sie hat einmal diesen Schritt gewagt und dafür büßen müssen. Sobald ihr Mann merkte, daß sie die Aufmerksamkeit der Behörden auf ihn gelenkt hatte, ist sie kaum ihres Lebens vor dem Wütenden sicher gewesen."

„Die Unselige!" rief er warmherzig. „Und trotz alledem ist sie noch immer seine Frau? Es ist kaum faßlich, daß diese armen Weiber bis zuletzt bei ihren Peinigern ausharren, die ihnen den Lebensunterhalt schuldig bleiben und sie mißhandeln."

Ein mattes Lächeln glitt bei seinem Eifer über ihre Züge. „Sie vergessen," sagte sie, „es gehört ein kraftvoller Entschluß dazu, sich zu trennen. O, ich kenne ihrer, schlichte Frauen aus dem Volke, die diesen Entschluß, sofern er möglich war, faßten und mutig das Los der Familie in die eigene Hand nahmen. Aber dies sind Persönlichkeiten, Frauen von Nerv und Charakter. Bei den anderen fehlt es — wenn meine Erfahrung mich nicht trügt — irgendwie im Moralischen."

„Oder: die Armut ist an die Stelle der Seele getreten," murmelte ihr Gefährte mit einem Dichterwort. Er war an eines der Fenster getreten und sah Frau Alfermann nach, wie sie gesenkten Hauptes durch den sonnigen Vorgarten schritt, ihre Bürde im Arm. Unwillkürlich ergriff es ihn bei dem Anblick der beiden Gestalten, daß das Dasein dieses aus rechtmäßiger Ehe hervorgegangenen Kindes eine Schuld bedeute, schwerer als die andere, von der Gesellschaft geächtete, durch die dem Institut die Mehrzahl seiner Insassen zugeführt wurde; eine Schuld, die sich nicht gegen die herrschende Sitte, doch gegen die Menschheit selber richtete.

Sollte es nie anders werden? Würden in aller Zukunft aus Ehen, die zur Hölle auf Erden geworden, junge Leben hervorgehen, den Fluch weiterzutragen?

Sinnend blickte er vor sich hin. Es war, als ginge durch das große Haus der Geburten ein geheimes Raunen von dem Recht der Ungeborenen: eine Mahnung, dem Arzt, der in der Zunahme minderwertigen Menschenmaterials eine drohende Gefahr für die Allgemeinheit erblickte, ebenso deutlich vernehmbar, wie seiner Helferin an dieser Stätte, der mütterlichen Frau, die aus eigener Erfahrung den Besitz des Kindes als beseligendes Gut zu schätzen wußte, doch in der Überbürdung durch die Mutterschaft eine der größten Elendquellen für ihr Geschlecht erkannte. Oft und oft war die resignierte Klage der Frauen aus dem Volke, die unter der Last der großen Kinderzahl erliegen, zu ihr gedrungen, und es jammerten sie diese armen Mütter, für die nicht selten jedes Kind mehr eine Stufe tiefer in herz- und geistabtötende Not bedeutete.

Ein Seufzer hob ihre Brust. Dann fiel

Digitized by Google

drunten die eiserne Gitterthür klirrend hinter Frau Alfermann ins Schloß, der junge Doktor wandte sich vom Fenster ab und, indem er eine sachliche Frage an die Oberin richtete, gingen die Gedanken in dem Institut endgiltig zur Tagesordnung über den kleinen Burschen über, den die Mutter Schritt um Schritt dem Dasein entgegentrug, das seiner harrte.

Der Weg war weit und ermüdend. Frau Amande fühlte sich noch schwach; mühselig ging sie dahin, ohne auf ihre Umgebung zu achten, einzig mit einem Plan beschäftigt, der während der letzten Tage ihres Aufenthalts in der Anstalt in ihr gereift war. Sie wollte das Kind nicht behalten. Weshalb sollte sie als Mutter allein alle Last von dem kleinen Geschöpf haben und sein Vater gar keine? „Ich pack' es ein und schicke es ihm hin," dachte sie finster. „Mag er auch seinen Teil an der Plage haben, es unter Leut' geben oder zusehen, was er sonst damit macht, mir is es gleich." Es glühte in ihren Augen auf, während sie sich seine Überraschung bei dem Empfang des Kindes vorstellte, seine Verlegenheit, seinen steigenden Ingrimm. Darüber hinaus dachte sie nicht, trotz der Niederlagen, die sie erlitten hatte, sobald sie in den Streitigkeiten ihrer Ehe der angreifende Teil gewesen. Sie empfand nur eine unbezwingliche Lust, sich zu rächen, ihrem Lebensgefährten etwas Widriges anzuthun, ihm gleichsam mit Schlangenbiß in die Ferse zu stechen.

Dem dunklen Triebe dahingegeben, schritt sie schneller dahin, bis ihre Kraft erlahmte; auch fing das Kindchen, das bisher friedlich an ihrem Herzen geschlummert hatte, an, sich unruhig unter dem Tuche zu bewegen. So atmete sie erleichtert auf, als sie endlich die entlegene Gasse erreichte, an deren äußerstem Ende, im Erdgeschoß eines niedrigen grauen Hauses, ihre zeitweilige Wirtin, Madame Candrian, wohnte. Sie war nicht zu Hause und die Thür verschlossen, doch Frau Amande tastete mit der Sicherheit des Eingeweihten nach dem im Versteck geborgenen Schlüssel und gelangte in die Wohnung. Die Kniee zitterten ihr vor Schwäche, unfähig, sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie auf einen hölzernen Stuhl an dem schmalen Fenster und löste die Hüllen des Kindes. Es war der Küchenraum, worin sie sich befand; licht und warm war es um sie her. Auf dem ungefügen Feuerherd in der Ecke lag unter Torfstücken wohlverwahrt glühende Asche, jeden Augenblick bereit, in Funken aufzuleuchten, sobald eine rüstige Hand den schweren Kessel auf den Dreifuß setzen würde. Gegenüber, durch keinen Vorhang von dem Getriebe der Häuslichkeit getrennt, war in einem Winkel der Vorrat an Grünwaren aufgespeichert, dessen Madame Candrian zu ihrem Gemüsehandel bedurfte. Als Zeichen desselben prangten auf dem Fensterbrett ein paar Kohlköpfe, mit einigen Riesenzwiebeln, Kartoffeln und Wurzelwerk zu einer kühnen Pyramide aufgetürmt. Darüberhin warf die Sonne spielende Lichter auf das kleine Kind drinnen im engen Raum. Das Stillleben baute eine Mauer zwischen ihr und ihm, aber sie benützte listig jede feinste Öffnung, um hindurchzuschlüpfen und zu dem Bübchen zu gelangen, das, verschlafen mit den Äuglein blinzelnd, im Schoß der Mutter die winzigen Glieder streckte. Zugleich stieß es einen sanften, hellen Laut aus, der seinem sonstigen Wimmern so unähnlich klang, daß Frau Alfermann aufmerksam wurde. Sie beugte sich über ihn und, als habe es nur auf diesen Zeitpunkt gewartet, schlug es die Augen groß auf; dunkle, strahlende Sterne, in bläulichem Weiß schwimmend. Wie gebannt starrte sie hinein. Wie war ihr denn? Die Augen ... wo hatte sie diese Augen schon gesehen, in denen sie sich spiegeln konnte bis tief auf den Grund?

Ein Zittern überlief sie; längst vergangene Zeit tauchte vor ihr auf und griff ihr ans Herz. War sie denn blind gewesen, daß sie bis jetzt nicht die Ähnlichkeit mit ihrem Erstgeborenen wahrgenommen hatte? „Paulchen," flüsterte sie atemlos, von der Macht der Erinnerung bezwungen, „mein kleiner Jung', du, du!" Und über sich selbst hinausgehoben, tastete sie mit bebender Hand über den kleinen Körper, streichelte Köpfchen und Wangen und konnte sich nicht satt sehen an Stirn, Mund und Nase. Alles ihrem Ältesten gleich, dem Unvergeßlichen, alles so zart und hübsch wie bei ihrem Prinzchen! Wie eine Welle flutete eine große Zärtlichkeit über sie hin; sie hob den Knaben empor, hätschelte ihn, wiegte ihn

Digitized by Google

an der Brust, die ihm die Nahrung verweigert hatte, schmeichelnd hin und wider. Er ließ es sich so wohlig gefallen, wie die tanzenden Sonnenlichter und die vom Herde herüberstrahlende, freundliche Glut. Von Licht, Wärme und Liebe umgeben, war er, der kleine Proletarier, der Unwillkommene, reich wie ein Fürstenkind, wenn es auch nur eine erborgte, eine Schattenliebe war, deren er sich freute.

Die goldene Stunde in seinem Leben war's. Ohne ihn vom Arm zu lassen, hantierte Frau Amande, so gut sie es, also behindert, konnte, um ihm ein warmes, weiches Lager in einem alten Korbe zu bereiten. Nun ruhte er in den reinlichen Kissen, und sie kauerte neben ihm auf dem Schemel und summte ein Wiegenlied. Gleich zarten Schleiern legte sich ein Frieden um sie und hüllte sie ein, als wären sie beide allein auf der Welt: die Mutter und ihr kleines Kind — nichts Störendes zwischen ihnen, alle Not und Sünde, alle Last und Qual meilenfern.

Nichts regte sich um sie her, auch das leise Summen verstummte. In der unschuldsvollen Ruhe, die von dem schlummernden Kinde ausging, fielen der erschöpften Frau sacht die Augen zu. Sie schlief nicht, es war ihr nur Wohlthat, kein Glied rühren zu dürfen. So dämmerte sie gedankenlos vor sich hin, bis ein Klopfen an der Fensterscheibe den Zauber jäh unterbrach.

Es war eine Botschaft von ihrer Arbeitgeberin, der Meisterin Orloff. Sie hatte Frau Alfermann über die Straße gehen sehen und ließ ihr sagen, es sei hohe Zeit, daß sie endlich wieder da sei. Viel Arbeit habe sich in der Wirtschaft gehäuft; sie erwarte sie spätestens am Nachmittag.

Frau Alfermann preßte die Lippen zusammen; das innere Licht, das ihr Gesicht eine kurze Spanne Zeit erhellt hatte, wich aus ihren Zügen. Wortkarg gab sie ihre Zusage; dann stand sie noch eine Weile am Fenster und starrte regungslos vor sich hin auf die im Mittagssonnenschein liegende Gasse. Die blendende Helle mochte ihr wehthun; sie strich sich ein paarmal mit dem Rücken der Hand über die Augen und trat gesenkten Hauptes in die Stube zurück, ohne sich weiter um den kleinen Schläfer im Korbe zu kümmern.

Als bald darauf Madame Candrian von ihrem Gemüsestand auf dem nahen Marktplatz nach Hause kam, fand sie das Feuer auf dem Herde in hellen Flammen und die ersten Vorbereitungen zur Mittagsmahlzeit getroffen. Sie war eine rundliche kleine Frau mit gutmütig schlauen Augen und flinker Zunge. Bald hatte sie ihre Einwohnerin in die Ereignisse während ihrer Abwesenheit eingeweiht und erging sich in geläufiger Klage über die Kinder, die inzwischen arg verwildert seien.

„Den ganzen Tag auf der Straße, Amandchen. Mit denen werden Sie Ihre liebe Not haben. Und anzuziehen haben sie auch kein reines Stück mehr."

Frau Alfermann stand am Herde und schälte Kartoffeln. Jetzt so nachdrücklich an ihre Mutterpflichten gemahnt, ließ sie eine Handvoll in das hochaufspritzende Wasser gleiten und raffte die Schalen in ihrer Schürze zusammen, alles, um Zeit zu gewinnen; sie wollte erst der Thränen Herr werden, mit denen sie kämpfte. Endlich entschuldigte sie sich bedrückt, daß sie heute noch nicht, wie sie sich vorgenommen habe, die Wäsche für ihre Kinder besorgen könne, weil sie am Nachmittag auf Arbeit gehen müsse, zum Fensterputzen.

Darüber ereiferte sich das dicke Weiblein gewaltig. Fenster putzen, sich ausrecken, und das kleine Kind noch nicht zehn Tage alt! Hatte der Doktor im Institut nicht anbefohlen, die Mutter solle sich einstweilen noch Ruhe lassen?

Auf diesen Einwand blieb Frau Alfermann eine Antwort schuldig, wohl wissend, daß es nur Lippenworte gewesen; ein Luxus, den sich ihre Gönnerin zum Besten der beleidigten allgemeinen Menschenliebe gegönnt hatte. Auch vertiefte sich Madame Candrian sogleich, ohne eine Erwiderung abzuwarten, in die wichtigere Frage, was mit dem Säugling geschehen solle.

„Wenn er man kein Schreikind is," sagte sie böser Ahnung voll; „seine Ruh muß der Mensch in der Nacht haben. Und wo werden Sie mit ihm bleiben, Amandchen, wenn Sie auf Arbeit gehen?"

Beide Hände auf die Kniee gestemmt, sah sie gespannt zu ihr hin. Frau Alfermann

Digitized by Google

lehnte noch immer am Herde, unfroh blickte sie vor sich hin in die Glut. Nein, sie konnte den Knaben nicht von sich stoßen, wie sie es auf dem Heimweg geplant hatte! Aber die Liebeskraft, die in ihr frei geworden und sie von ihrem Vorsatz hatte erlösen können, war nicht stark genug gewesen, ihr die Seele gegen den Alltag zu stählen. Allzubald hatte sie seinen rauhen Anprall wieder spüren müssen und war ihm haltlos erlegen.

Lange berieten die Frauen. In einer anderen Stadtgegend war vor kurzem eine Krippe begründet worden; es wurde beschlossen, daß die Mutter einen Versuch machen sollte, den Säugling dort unterzubringen.

„Kostet Ihnen 'was, Amandchen."

„Weiß ich, Madame Candrian. Und die weiten Wege — immer die Schlepperei, morgens und abends!"

Sie seufzte; teilnehmend stimmte die andere ein. „Nein, was so 'ne kleine Kreatur einem für Kopfschmerzen macht," sagte sie bedächtig. „Wenn Ihnen bloß einer das kleine Kind abnehmen thäte, trautste Seele! Oder — wenn nich anders — der liebe Gott ein Einsehen hätte . . ."

Kein Aufschrei aus empörtem Mutterherzen antwortete ihr. Müde wandten sich Frau Alfermanns Augen dem Korbe im Winkel zu. Wie gelblich blaß das schlummernde Kind erschien . . . Hatte nicht so sein totes Brüderchen im Schlafe ausgesehen?

Unwillkürlich falteten sich ihre Hände. Und dann, ganz leise, den Blick unverwandt, halb scheu, halb traurig, auf ihr kleines Kind geheftet, begann sie der aufhorchenden Gefährtin von ihrem Ältesten zu erzählen. „Sie haben ihn nich gekannt, Madam Candrian. Keines von meinen anderen hat ihm gleich gesehen, nur der Kleine da, der is ihm wie aus dem Gesicht geschnitten."

„Und er starb Ihnen, als er noch klein war, Ihr Jungchen?" tönte es nach kurzem Schweigen zurück.

„Ja, er starb," wiederholte die Mutter gepreßt. Eine Stille trat ein, in der die Luft in dem engen Raum schwer zu werden schien von unausgesprochenen Gedanken. Doch noch einmal gewann die matt kämpfende Liebe die Oberhand — nicht, wie ein leuchtender Stern sieghaft durch vom Sturm zusammengetriebenes Gewölk bricht, nur wie ein schwaches Licht durch dichte Finsternis schimmert.

„Ich habe ja so viele aufgezogen, Madam Candrian," murmelte die eintönige Stimme. „Vielleicht bekomme ich auch diesen groß."

* * *

Es war anderthalb Monate später. Das Jahr, das den kleinen Alfermann in das Getriebe seiner Familie hineingefügt hatte, näherte sich seinem Ende. Wie ein weißes Blatt, auf dem mit unsichtbarer Schrift geheime Zeichen früherer Geschlechter verzeichnet standen, war das kleine Kind in seine Umgebung hineingeweht worden, und sie hatte sich beeilt, mit derbem Griffel ihre eigenen Züge darauf zu prägen, die verhängnisvoll an den meisten Stellen mit jener dunklen Schrift der überkommenen Instinkte und Eigenschaften zusammentrafen und sie bei jeder neuen Berührung deutlicher für alle Zukunft ans Licht arbeiteten. Der Kleine hatte Zeit gehabt, sich an die ihm bestimmte Erziehung durch Menschen und Dinge zu gewöhnen und zugleich während der vergangenen Wochen Madame Candrians Argwohn, daß er ein Schreikind sei, zu unumstößlicher Gewißheit erhoben. Wenn es wahr ist, daß das Weinen des hilflosen Kindes eine Bitte an seine Umgebung bedeute, so war er einer der flehendsten kleinen Bettler, die es geben konnte. Oder wenn es zutrifft, daß „jeder Schrei des Säuglings eine Frage nach dem Grunde enthalte" — warum kalt, warum naß, warum unbequem? — so gehörte er zu den unermüdlichsten Fragern unter der Sonne.

Niemand hatte seine Freude an ihm. In der Nachbarschaft wie in der Krippe, wo er Aufnahme gefunden hatte, galt er für einen bösen kleinen Knaben, und seine Mutter, hin- und herwandelnd zwischen dem öden Einerlei der schweren, körperlichen Arbeit und des häuslichen Lebens, ohne Behagen und Ausruhen, war nicht gestimmt auf weiche Gefühlsregungen oder willig zu den Handreichungen helfender Liebe. Immer mißmutiger wurde ihre Miene; immer gewitterschwerer aber auch Madame Candrians Stirn und unumwundener ihre Hinweisungen, daß sie

Digitized by Google

endlich ihren Wintervorrat an Kartoffeln einkaufen müsse und zu diesem Zweck jeden verfügbaren Raum ihrer Behausung gebrauche.

So war der Tag vor Sylvester herangekommen. Drohend hing die Gefahr, mit dem neuen Jahr um des kleinen Kindes willen obdachlos zu werden, über den Häuptern der Familie Alfermann; ein scheues, gedrücktes Wesen bemächtigte sich der geduldeten Gäste. Daher war es kein Wunder, daß sich die blonde Lene, ein halbwüchsiges, munteres Ding, auf dem abendlichen Heimweg von der Krippe mit ihrem Brüderchen ausgiebig bei einem Schauspiel verweilte, das den Kindern des Viertels zwar kein fremder Anblick war, aber eine nie versiegende Anziehung auf sie ausübte. Ein Betrunkener wurde auf einem Karren in den Turm geführt, von dem blitzschnell wie aus dem Pflaster hervorgeschossenen Spatzengesindel der Straßenjugend mit fröhlichem Gejohle auf seinem Schandwege begleitet. Nur der kleine Bursch auf dem Arm seiner Schwester wußte den Spaß nicht zu würdigen; oder vielleicht hatte sein Schutzgeist schaudernd die Augen vor dem Bilde des entwürdigten Menschen geschlossen, als sei es ein allzu greller Blitz aus der Zukunft, die seines Schützlings warte. Und da es just Stein und Bein fror, wie die Leute sagten, hatte das kleine Kind den unbehüteten Augenblick benutzt, sich den Tod zu holen.

Die kundige Madame Candrian war die erste, die es, wenige Stunden später, mit untrüglichem Scharfblick erkannte. Die Mutter wollte es nicht glauben. Sie hastete in geschäftiger Unruhe hin und her, in dem kleinen hölzernen Schaff ein warmes Bad für den Kranken zu bereiten, aber die Gemüsefrau winkte ihr mitten in ihren Vorbereitungen ab.

„Lassen Sie alles stehen und liegen, Amandchen! Der Junge stirbt Ihnen . . . Wir wollen 'n Vaterunser beten!"

Da war Frau Alfermann, von der ungewohnten Feierlichkeit des Tones getroffen, herbeigekommen. Sie nahm eine Veränderung in den Zügen ihres Knaben wahr; bleich und zitternd sank sie neben dem Lager nieder. Um sie her drängten sich die Kinder der beiden Familien, lautlos, voll neugierigen Grauens. All die glänzenden Augenpaare richteten sich auf den sterbenden Kleinen. Wie greisenhaft und grämlich er aussah! Beinahe wie einer, der sich mit allerlei Hoffnungen auf eine Wanderfahrt begeben hat und nichts als arges Wetter, unholde Gefährten und steinige Wege antrifft.

Dann erklangen in eintönigem Gemurmel die Bitten des Vaterunser. „Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser tägliches Brot gieb uns heute. Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel."

Das kleine Kind mochte das Dasein für das Übel halten, von dem Erlösung zu wünschen sei. Noch einmal stieß es einen klagenden Schrei aus, wie eine letzte Frage zu deuten, weshalb es von dem Geist des herrlichen Gebets, das jedermann auf den Lippen trug, gar so wenig gespürt habe; aber der schwache Laut verhallte unter den frommen Worten. —

Am nächsten Morgen wanderte der kleine Gesell im Totenhemd zur gewohnten Stunde auf dem Arm seiner Mutter durch die Straßen der Stadt, sein Endziel das Arbeits- und Siechenhaus, dessen Leichenkammer für seinesgleichen offen stand. Aber dahin zu gelangen, war nicht leicht, und mit sorgenvoller Miene forschte Frau Alfermann auf dem Standesamt bei dem Beamten, der die Todesfälle zu buchen hatte, nach den erforderlichen Schritten. Es war ein eisgraues Männlein, längst gewohnt, ohne sonderliche Erregung das Ableben eines seiner Mitbürger zu vermerken. Allein sei es der Anblick des toten Kindes, das die Mutter, der Zeitersparnis halber, auf ihren Wegen mit sich führte, sei es, daß Sylvester in der Luft lag und sich an diesem Tag der Abrechnungen Gedanken hervorwagten, die sonst in den großen Zahlenregistern schlummerten: sein üblicher Gleichmut ließ ihn heute im Stich. Anstatt zu schreiben, blätterte er in seinem Buche. Dreizehnhundert Säuglinge im Laufe des Jahres gestorben! Über dreißig Prozent der Lebendgeborenen! „Sie gehen mit ihren kleinen Kindern schlechter als mit ihren Haustieren um," dachte er, und es stieg wie ein Zorn in ihm auf; „sie vergeuden diese jungen Leben wie wertloses Gut."

„Frau," meinte er laut, die Feder in der Hand, „war das Kindchen denn gar nicht zu

Digitized by Google

retten? Was sagte der Doktor? Gab er es gleich verloren?"

Sie gab zögernd Bescheid. Es hatte in Wahrheit niemand an den Arzt gedacht, als bis es gegolten hatte, den Tod festzustellen.

Der Alte wiegte bedächtig den Kopf. So ein liebes kleines Kind! Und hatte nicht einmal den Seinen ein Versuch gelohnt, es zu erhalten? „Zum Totenschein kommen wir noch immer früh genug," sagte er trocken, „ich sollte denken, ein Rezept auszustellen, wäre für den Doktor wie für den Patienten angenehmer. Und nun möchten Sie von mir wissen, wie Sie zu freiem Sarg und freier Erde und freiem Begräbnis für Ihren Jungen gelangen? Sehen Sie mal an, was für ein kleines Wertstück er ist! Wenn ich Ihnen zusammenrechnen wollte, was er während seines Lebens gekostet hat, es käme ein ganz hübsches Sümmchen heraus, trotzdem er kaum zwei Monate alt geworden ist. Und erst die Ausgaben an Kraft und Mühe und Zeit, die er verursacht hat! Wenn man sie in Zahlen umsetzen könnte, würden sie sich gewiß noch höher belaufen. Und die sind nun auch umsonst gewesen. Alles in den Schornstein geschrieben! Ungetilgte Rechnung für alle Zeit!"

Die letzten Worte waren in einem undeutlichen Gebrumm untergegangen; es funkelte jedoch noch unter den buschigen Brauen, als setze er inwendig seine Sylvesterbetrachtung, und zwar nicht nur als Steuerzahler und guter Haushalter fort, dem die übergroße Sterblichkeit der Säuglinge vom ökonomischen Standpunkte aus eine unleidliche Verschwendung bedünkte.

„Vielleicht wäre es besser," dachte er, „der Kollege von den Geburten hätte weniger Meldungen zu verzeichnen, als es der Fall ist. Doch gleichviel! Was einmal aus dem Nichts zum Leben erwacht ist, hat Anspruch auf Schutz — es sollte heilig sein."

Versonnen rückte er an seiner Brille. Der außeramtliche Gedankengang war nicht glatt und ohne Rest aufgegangen, aber er hatte nicht Zeit, sich ihm hinzugeben. Neue Meldungen drängten ihn bei Seite, indes Frau Alfermann in ängstlicher Hast von Ort zu Ort eilte, um ihren toten Knaben kostenfrei unter die Erde zu bringen.

Endlich waren alle vorbereitenden Schritte erledigt. Sie hatte das Kind unter Thränen in dem Armenhause abgeliefert; ein stiller Gast, harrte es in seinem platten Särglein der Fahrt in dem „Rumpelkasten", wie der Leichenwagen der Anstalt im Volke hieß. Es wurde zur Winterszeit nicht einzeln vom Siechenhause aus begraben, und mancher Tag verging, ehe sich die genügende Anzahl Genossen zusammengefunden hatte. Das kleine Kind war beinahe schon in Vergessenheit bei den Seinen geraten, als es endlich zu seiner letzten Ruhestätte geleitet wurde.

Das neue Jahr hatte scharfe Kälte gebracht. Der Totengräber stieß, murrend über die verdoppelte Anstrengung, den Spaten in die gefrorene Erde, die er notdürftig über dem Grabe zusammenschaufelte. Er hatte Eile, ins Warme zu gelangen, und auch das Trauergefolge zerstreute sich schnell. Als aber der Armenkirchhof menschenleer geworden, öffneten sich die tief herniederhängenden Wolken. Schneeflocken rieselten herab in verschwenderischer Fülle. Wie ein unmittelbarer Gruß des Himmels an die Erde senkten sie sich rein und still auf das Gräberfeld und hüllten es in eine weiße Decke. Nirgends aber häuften sie sich so dicht wie auf der frisch zugeschütteten Gruft, als wollten sie alle Spur von Menschenwerk und Menschentreiben von der Stätte vertilgen, darin das Kindchen geborgen ruhte; eine leichte Flocke, vom Winde zur Erde getrieben — ein kleiner Wanderer, bereit zu neuem Werdegang.

Digitized by Google

Gemeinsames Universitätsstudium für Männer und Frauen, oder besondere Frauen-Hochschulen?

Von

Dr. F. Erismann in Zürich,
ehem. Professor der Hygiene an der Universität in Moskau.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 544 und Schluß.

Ich bin nun in der angenehmen Lage, die so eben beigebrachten Resultate der offiziellen Enquête, die sich ausschließlich auf den ethischen Einfluß des gemeinsamen Studiums der Medizin auf die studierenden Frauen bezog, zu vervollständigen durch die Meinungsäußerungen einer größern Anzahl den verschiedensten Fakultäten angehöriger Professoren schweizerischer Universitäten *über die Vorteile und Nachteile des gemeinschaftlichen Studiums überhaupt*. Es ist ja wahr, daß die Befürchtungen, die diesem von mancher Seite entgegengebracht werden, sich hauptsächlich auf den gemeinsamen Besuch *medizinischer* Vorlesungen und Demonstrationen beziehen. Aber auch in den Auditorien anderer Fakultäten, in Laboratorien und Seminarien ꝛc. treffen Männer und Frauen zusammen, und es schien mir wünschenswert, die Erfahrungen zu sammeln, die man mit der Zulassung der Frauen auch außerhalb der medizinischen Hörsäle und Kliniken gemacht hat. Außerdem hielt ich es für wichtig, auch die Einzelgutachten wenigstens eines Teiles der Vertreter der medizinischen Fakultäten der übrigen Universitäten (in der Art wie sie für Zürich vorliegen) einzuholen. Da ich nun die Absicht hatte, für ein Sammelwerk, das in Moskau zu Gunsten des medizinischen Instituts für Frauen in St. Petersburg herausgegeben werden sollte und an dem sich zahlreiche russische Gelehrte und Schriftsteller beteiligten, die Frage des gemeinsamen akademischen Studiums resp. der Zulassung der Frauen in die bestehenden Universitäten und technischen Hochschulen zu bearbeiten, so wandte ich mich, den Weg der Privatinitiative ergreifend, an 37 Kollegen der Universitäten in Zürich, Bern, Genf, Lausanne und des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich mit folgendem Schreiben:

Sehr geehrter Herr Kollege!

„Da sich gegenwärtig gewisse Kreise in Rußland lebhaft für die Frage interessieren, ob sich gegen den gemeinsamen Besuch der Hochschulvorlesungen durch Personen männlichen und weiblichen Geschlechts stichhaltige Einwendungen geltend machen lassen und ob es irgend welche Gründe giebt, die dafür sprechen würden, daß man für die beiden Geschlechter *getrennte* höhere Lehranstalten errichte, so erlaube ich mir, mich an Sie, hochverehrter Herr Kollege, mit der höflichen Bitte zu wenden, Sie möchten mir mit einigen Worten mitteilen, zu welcher Anschauung Sie, auf Grund Ihrer vieljährigen Beobachtungen und praktischen Erfahrungen, in dieser Frage gekommen sind. Es wird sich also wesentlich darum handeln, festzustellen, ob die Gegenwart des weiblichen Elements in den Hörsälen, Laboratorien, Kliniken ꝛc. in irgend einer Weise den Vortragenden oder die männlichen Hörer geniert, — ob also aus diesem Grunde getrennte Anstalten für beide Geschlechter als zweckdienlich zu betrachten wären, oder ob nicht vielmehr ein günstiger Einfluß des gemeinsamen Hörens und Arbeitens in ethischer Beziehung sich beobachten oder erwarten läßt. Hiebei müßte

Digitized by Google

auch entschieden werden, ob eventuelle Nachteile des gemeinschaftlichen Besuchs von Vorlesungen ꝛc. so bedeutend sind, daß sie die enorme Ausgabe für Errichtung und Unterhalt paralleler Hochschulen rechtfertigen würden."

Alle 37 Kollegen waren so liebenswürdig, meinen Brief in mehr oder weniger ausführlicher Weise zu beantworten. Nach den einzelnen Lehrfächern verteilen sich dieselben folgendermaßen:

Anatomie 4 (Ruge, Strasser, Bugnion, Laskowsky). — Physiologie 2 (Frey, Herzen). — Pathologische Anatomie 2 (Ribbert, Langhans). — Bakteriologie 1 (Tavel). — Interne Klinik 3 (Eichhorst, Sahli, v. Cérenville). — Chirurgische Klinik 3 (Kroenlein, Kocher, Roux). — Augenklinik 3 (Haab, Pflüger, Haltenhoff). — Geburtshülfe und gynäkolog. Klinik 2 (Wyder, Müller). — Nervenkrankheiten 1 (v. Monakow). — Kinderkrankheiten 1 (Wyß). Geisteskrankheiten 1 (Forel). — Botanik 2 (Dodel, Schröter). — Zoologie und vergl. Anatomie 2 (Lang, Yung). — Physik 2 (Forster, Soret). — Chemie 3 (Abeljanz, Bamberger, Graebe). — Geologie 1 (Heim). — Nationalökonomie und Statistik 1 (Platter). — Philosophie, Litteratur ꝛc. 3 (Stein, Michaud, Gourd).

Indem ich nun zuerst eine kurze, allgemeine Übersicht des Inhalts der mir gütigst zugesandten Antworten gebe, will ich gleich bemerken, daß, soviel man den abgegebenen Voten entnehmen kann, durchaus nicht alle diese Herren für das Frauenstudium sehr eingenommen sind. Manche verhalten sich der ganzen Frage gegenüber etwas skeptisch; aus einigen wenigen Briefen ist sogar ersichtlich, daß ihre Verfasser wenigstens dem Studium der Medizin durch die Frauen keine besondere Sympathie entgegen bringen. Doch ist die Zahl der prinzipiellen Gegner offenbar gering, und die Einwände, die von einzelnen Kollegen gegen das Frauenstudium gemacht werden, gründen sich vorwiegend darauf, daß manche studierende Ausländerinnen entweder die Sprache, in der die Vorlesungen gehalten werden, nicht gehörig beherrschen oder überhaupt eine ungenügende Vorbildung besitzen. Einige Professoren verlangen, daß man auch für Ausländerinnen die Aufnahme an die Universität von einem Maturitätszeugnis abhängig machen solle, während andere, ohne die Thatsache einer zuweilen mangelhaften Vorbereitung der Frauen zu bestreiten, dem Maturitätszeugnis an und für sich keine entscheidende Bedeutung beimessen und darauf hinweisen, daß auch die jungen Männer, trotzdem sie im Besitz eines solchen Zeugnisses sind, nicht gar selten die Hörsäle der Universität mit ungenügender Vorbildung betreten.

Es muß nun zugestanden werden, daß die Universitätsprofessoren vollkommen berechtigt sind, von denjenigen Frauen, welche zum akademischen Studium zugelassen werden wollen, eine in jeder Hinsicht genügende Vorbildung zu verlangen. *Eine Verflachung des Hochschulunterrichtes durch die Gegenwart der Frauen muß durchaus ausgeschlossen sein*, und der Vortragende muß die Überzeugung haben, daß alle seine Zuhörer befähigt sind, ihn zu verstehen und das Gehörte zu verarbeiten. Damit ist aber nicht gesagt, daß nur die gegenwärtige Gymnasialbildung diese Befähigung erteile, und es ist sehr wohl denkbar, daß dieselbe auch durch Personen, sowohl Männer als Frauen, erlangt werde, die nach einem Programm geschult sind, das von dem unserer klassischen Gymnasien mehr oder weniger abweicht. Außerdem steht dieses Verlangen in keinem prinzipiellen Widerspruch mit der Zulassung der Frauen zu den bestehenden Universitäten, d. h. mit dem gemeinsamen Studium beider Geschlechter.

So erklärt es sich denn, daß auch diejenigen Professoren, die in Beziehung auf die zuweilen mangelhafte Vorbildung der studierenden Frauen diese oder jene Bedenken äußerten, sich doch für das gemeinsame Studium aussprachen. *Überhaupt ist kein einziges Votum gegen das letztere gefallen, und keiner der 37 Professoren hat sich für Gründung besonderer Frauenuniversitäten ausgesprochen.* Für Zulassung der Frauen in die bestehenden Universitäten votierten auch diejenigen Herren, die persönlich dem Berufsstudium der Frau nicht sympathisch gegenüberstehen, und nach der Ansicht vieler Professoren (ich nenne z. B. Sahli, Forel, Wyß,

Digitized by Google

Eichhorst, Laskowsky) wäre es geradezu ein Unglück für die studierenden Frauen selbst, wenn man für sie besondere Fakultäten oder Hochschulen gründen würde; diese Herren sprechen die bestimmte Ueberzeugung aus, daß das wissenschaftliche Niveau solcher weiblicher Anstalten immer unter dem der Männer-Hochschulen stehen würde. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung die Antwort von Prof. Roux aus Lausanne, der wörtlich schreibt: „Ich schätze, auf Grund persönlicher Erfahrung, das gemeinsame Studium so sehr, daß ich glücklich wäre, wenn die eine oder andere meiner Töchter (oder auch beide) Medizin studieren würde, und zwar nicht in einer ausschließlich für Frauen bestimmten Anstalt, sondern an einer Universität, welche beide Geschlechter gleichmäßig aufnimmt."

Einige Professoren weisen darauf hin, daß infolge des Andranges weiblicher Studierender es in einzelnen Universitäten zu eng geworden und daß hie und da Mangel an Platz oder an Lehrmitteln eingetreten ist. Aber sie ziehen hieraus nicht den Schluß, man müsse die Frauen zurückweisen, sondern sie verlangen, daß die Universitätsgebäulichkeiten den Bedürfnissen entsprechend erweitert, die Lehrmittel der Institute, Laboratorien, Seminarien, Kliniken ꝛc. vermehrt werden.

Das allen Meinungsäußerungen zu Grunde liegende Motiv, welches die Professoren der schweizerischen Universitäten veranlaßt, sich für das gemeinsame Studium und gegen die Gründung besonderer Frauenuniversitäten auszusprechen, besteht darin, daß die Gegenwart der Frauen in den Hörsälen, bei den Demonstrationen und praktischen Übungen niemand geniert. Die allgemeine Ansicht, die wie ein roter Faden durch alle Antworten der Professoren hindurchgeht, ist folgende: Die Gegenwart der Frauen, namentlich wenn dieselben die entsprechende Vorbildung besitzen, stört weder den Vortragenden noch die männlichen Hörer; wir Professoren halten unsere Vorlesungen in demselben Umfange und mit derselben Gründlichkeit wie vor einem Auditorium, das nur aus Männern besteht; wir thun dies auch dann, wenn wir in die Lage kommen, Gegenstände zu berühren, über die man sonst vor Frauen nicht spricht — die Anatomie und Physiologie der Genitalorgane, die venerischen und syphilitischen Erkrankungen, die Prostitution, die natürliche Zuchtwahl, den Neo-Malthusianismus u. s. w. Trotzdem herrscht bei der gemischten Zuhörerschaft der einem Hochschulauditorium entsprechende Anstand und sittliche Ernst; die Männer fühlen, daß schlechte Witze u. dgl. hier nicht am Platze sind, und die Frauen ihrerseits verstehen, daß es in der Wissenschaft nichts Unanständiges giebt („naturalia non sunt turpia"); überhaupt treten die geschlechtlichen Differenzen in der Hörerschaft beim gemeinsamen ernsten Studium in den Hintergrund, und der junge Mann sieht in seiner Kommilitonin nicht in erster Linie das Weib, sondern den Kameraden, den nach dem Lichte der Wissenschaft strebenden Menschen.

Und demselben Bilde friedlichen und ungestörten Nebeneinanderarbeitens begegnen wir, nach der Schilderung der Professoren, auch in den Kliniken, den Laboratorien, den Präparier- und Seziersälen u. s. w. Überall haben die Vortragenden und Demonstrierenden nicht Männer und Frauen vor sich, sondern einfach Studierende; ungestört durch die Gegenwart der Frauen sprechen sie und zeigen sie alles, was sie im Interesse ihrer Zuhörer zu sagen und zu demonstrieren für nötig halten; indem sie selbst keinerlei Gêne zeigen, lassen sie auch in ihren Zuhörern dieses Gefühl nicht aufkommen; indem sie alle Zweideutigkeiten vermeiden, erhalten sie auch in ihrem Auditorium den Ernst der Stimmung, der im Tempel der Wissenschaft gefordert werden muß. Unter diesen Umständen ist natürlich auch von einer Verletzung des Schamgefühls der den Demonstrationen beiwohnenden Frauen keine Rede.

Sehr bestimmt spricht sich in dieser Beziehung Prof. Forel aus, dessen Brief ich hier auszugsweise wiedergeben will:

„Theoretisch war ich stets für das Frauenstudium aus folgendem Grund, den ich auch im Senat der Hochschule Zürich vorgebracht habe:

Entweder sind die Frauen zum Hochschulstudium befähigt, dann wäre es feige und brutal — ein abusus roher Kraft, es ihnen etwa aus Konkurrenzangst zu verwehren.

Digitized by Google

Oder sie sind dazu nicht befähigt — dann werden sie von selber im Kampf für die Existenz allmählich unterliegen und man hat ebenfalls keinen Grund, ihnen den Versuch zu verwehren. Letzteres gilt auch für eine einfache Minderwertigkeit.

Nun kommt die Erfahrung während circa 30 Jahren. Diese hat mir bewiesen, daß das gemeinsame Studium zwischen Männern und Frauen nicht den geringsten Nachteil, im Gegenteil erhebliche sittliche Vorteile besitzt. Daß da und dort Verliebtheiten, Verlobungen, Heiraten, auch weniger sittliche Verhältnisse vorkommen, ist nicht zu läugnen, doch weder mehr, noch weniger als es sonst überall zwischen beiden Geschlechtern vorkommt. Dagegen hat sich in der Schweiz etwas Sonderbares ereignet. Der natürliche Anstand, den der Mann dem Weibe schuldet, und den die Weiber durch ihr Benehmen zu fordern verstehen (einige wenige Ausnahmen bestätigen die Regel) zwingen die männlichen Studenten dazu, sich zusammenzunehmen und weniger lascív, weniger pornographisch zu reden und sich zu benehmen; sie müssen sich in dieser Hinsicht zusammennehmen. Und das ist dem germanischen Kneipstudenten am unangenehmsten. Es ist ihm auch oft unangenehm, sich höflich Studentinnen gegenüber zu benehmen; er fühlt sich geniert — unbeholfen oder befangen. Und dies hat das Gegenteil von Liebe — d. h. eine gewisse Gereiztheit und Antipathie der Studenten, speziell der Korpsstudenten, gegen die Studentinnen hervorgerufen. Dies wird nach meiner Überzeugung mit der Zeit schwinden, besonders wenn man sich an das Frauenstudium mehr gewöhnt haben wird. Je mehr normale und vernünftige Frauen studieren werden, desto mehr wird das Verhältnis freundlich und natürlich werden.

Ich bin niemals, auch nicht bei den heikelsten Themen (sexuelle Perversionen u. dergl.), durch die Gegenwart von dreißig oder mehr Studentinnen gestört worden. Ebenso wenig habe ich bei den Studenten eine Störung gemerkt. Es ist alles Konvention und Gewohnheit. Man schiebt diesen Grund vor als Vorwand, wenn man eben andere hat, die man nicht gestehen will.

Wenn ein Weib Medizin studiert, weiß es schon, daß es nicht die unwissende Unschuld spielen soll und daß es seine Ohren und Augen zu stählen hat. Und sie thun es ganz brav. Aber: „c'est le ton qui fait la chanson." Der Lehrer kann absolut alles vor den jugendlichsten weiblichen Ohren sagen und zeigen, vorausgesetzt, daß er dabei in Form und Ton den Anstand wahrt und nicht eine auf Effekt berechnete, beabsichtigte, pornographisch-lascive Pointe hineinlegt, — daß er einigermaßen Takt und Anstand zeigt. Und dies ist für Lehrer und Schüler eine vorzügliche Übung.

Ich gehe weiter. Unsere moderne Gesellschaft heuchelt noch viel zu viel in sexuellen Dingen. Mehr Natürlichkeit, mehr Offenheit, weniger Unkenntnis (sogenannte Unschuld) vor allem aber ungezwungeneren, natürlicheren Verkehr beider Geschlechter! Dies ist viel gesunder als die unnatürliche Sequestration, welche nur die Neugierde und die sexuellen Leidenschaften potenziert und unnatürlich gestaltet.

Weibliche Hochschulen hielte ich für ein ebenso verfehltes als unnütz kostspieliges Unternehmen. Es würde überall Kräfte zersplittern und die Mittelmäßigkeit fördern.

Was denn! Man läßt Mädchen und Jünglinge zusammen tanzen und sonstwie verkehren — gewiß mit Recht — sogar in Theater und Kirche zusammensitzen —, und da dürften sie nicht in den gleichen Hörsälen studieren?"

Um auch die Anschauung eines Klinikers aus der französischen Schweiz hier wiederzugeben, bringe ich einige Stellen aus dem Briefe des Herrn Professor v. Cérenville-Lausanne.

„Je vais essayer de résumer mes conclusions sous une forme aussi précise que le permet la complexité du problème, en vous communiquant mes impressions par la période de 8 années pendant lesquelles j'ai été à la tête d' un service clinique important, suivi par un assez grand nombre d'élèves des deux sexes. Le semestre dernier j'avais 56 élèves inscrits en clinique interne, dont une douzaine de dames.

1. A votre première question générale: y a t'il des raisons sérieuses contre les études en commun? je n'hésite pas à répondre négativement. Pour moi

Digitized by Google

il n'y a pas de raison de principe et d'espèce générale, qui s'oppose à l'admission des femmes dans la faculté de médecine. Au moins puis-je affirmer que pendant mon activité comme professeur, chargé de l'enseignement pratique, dans lequel pourraient éclater des inconvénients, s'il y en avait, mieux que dans les cours théoriques, je n'ai jamais vu naître une objection sérieuse contre les études mixtes. La présence des femmes ne présente pas d'inconvénients au point de vue de l'enseignement pratique, ni dans les rapports des „Praktikanten" avec les malades, ni dans les rapports des étudiantes avec leurs camarades du sexe fort. Je n'ai jamais eu à noter la moindre perturbation de l'ordre dû au mélange des sexes.

2. Je pourrais en revanche signaler une infériorité moyenne indisputable au détriment des étudiantes dans le profit qu'elles retirent de l'enseignement pratique. Elles sont moins aptes au développement du sens de l'observation, du sens clinique, elles sont moins débrouillardes (pour employer un mot expressif quoique familier). Je m'empresse d'ajouter qu'il y a d'honorables exceptions et que chez les élèves suisses comme chez les russes, j'ai eu à faire à quelques sujets distingués, susceptibles sans doute d'occuper une place très honorable à côté des étudiants de talent. Cette infériorité paraît liée étroitement aux lacunes de l'instruction préparatoire dont souffrent beaucoup de nos élèves femmes étrangères, russes ou bulgares ou arméniennes, ainsi qu'aux vices d'une éducation imparfaite.

Nous avons actuellement, parmi les internes (assistants) de l'hôpital, une dame russe de grande valeur dont la présence au milieu d'une douzaine d'internes n'a présenté aucun inconvénient. Je ne garantirais pas qu'il en fût de même pour d'autres moins brillamment élevées et d'espèce plus vulgaire.

Nos étudiants indigènes ont en général une éducation et une culture assez bonne pour qu'ils se comportent tolérablement avec leur camarades du sexe féminin, qui n'ont généralement qu'à se louer des rapports qu'elles entretiennent avec eux. Cela m'a été dit par plusieures de ces dames, qui comptaient ces facilités au nombre des avantages qu'elles se plaisaient à reconnaître à la faculté de Lausanne. Une dame qui a été interne à Paris témoignait encore dernièrement de la difficulté de sa position vis à vis des étudiants français.

La présence des femmes n'exerce pas sur nos étudiants d'influence défavorable. Je ne saurais affirmer que ce soit, d'autre part, une influence favorable, au point de vue éthique, et que l'attitude des étudiants se trouve modifiée par le besoin qu'éprouve un homme d'éducation de surveiller son attitude ou de châtier son langage lorsqu'il se trouve en présence d'une femme. Je n'irai pas jusqu'à prétendre que nos dames n'entendent pas parfois de mots un peu risqués. L'école de médecine n'est pas une maison d'éducation pour les demoiselles, mais il faut qu'elles acceptent ce côté dangereux de la virilité de leur profession . . ."

In ähnlicher Weise sprechen sich auch andere Kliniker aus (Kocher, Kroenlein, Wyder ꝛc.). Einigermaßen eine Sonderstellung nimmt Prof. Eichhorst in Zürich ein. Ich fühle mich deshalb verpflichtet, die charakteristischen Stellen aus seinem Briefe wiederzugeben:

„Die Frage (ob getrennte oder gemeinschaftliche Lehranstalten für männliche und weibliche Medizinstudierende) läßt sich meiner Meinung nach nicht mit einem einfachen Nein oder Ja beantworten, weil es wesentlich auf die Stellung ankommt, die der Antwortende dem Frauenstudium gegenüber einnimmt. Es giebt heutzutage noch sehr breite Volksklassen, die dem Frauenstudium feindlich gegenüber stehen, und so lange die Stimmung in der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung noch nicht umgeschlagen hat, liegt es meiner Ansicht nach im Interesse der studierenden Frauen, gleichzeitig mit den studierenden Männern unterrichtet zu werden und in völlig eindeutiger Weise dieselbe medizinische Ausbildung zu erlangen wie die Männer. Würden schon heute

Digitized by Google

eigene medizinische Lehranstalten für Frauen errichtet werden, so glaube ich, daß sich sehr bald der Vorwurf erheben würde, daß die Frauen eine andere und, man würde wohl sagen, minderwertige medizinische Ausbildung erhalten als die Männer und daher weder berechtigt noch fähig seien, mit den Männern in der ärztlichen Praxis zu konkurrieren. Dieser Vorwurf würde eine gewisse Berechtigung dadurch erhalten, daß man nicht ohne Grund den studierenden Frauen vorwirft, daß bisher ihre wissenschaftliche Ausbildung nicht jene Dauer und Gründlichkeit erreicht habe, wie sie von den Männern gesetzlich verlangt wird. Möglicherweise ändert sich in diesen Verhältnissen etwas, wenn den Frauen Gelegenheit gegeben sein wird, in ruhiger und geregelter Weise die gleiche Gymnasialbildung durchzumachen, die den Männern zuteil wird. Ob auch dann der vorhin angedeutete Vorwurf vollkommen verschwinden wird, erscheint mir fraglich, namentlich dann, wenn, wie das nicht ausbleiben wird, Frauen als Lehrerinnen an die Unterrichtsanstalten für weibliche Mediziner berufen werden, weil zwar einzelne Frauen den Beweis erbracht haben, daß sie ebenso gute und selbst bessere medizinische Examina als faule Männer machen können, dagegen bis jetzt der Beweis noch aussteht, daß die Frauen als selbständige wissenschaftliche Forscherinnen mit den Männern konkurrieren können.

Eine ganz andere Frage ist die, ob sich aus den gemeinsamen Besuchen medizinischer Kliniken, Laboratorien ꝛc. Unzulänglichkeiten ergeben haben, oder ergeben könnten. In Zürich sind dergleichen Dinge bisher nicht vorgekommen, ausgenommen ein einziges Mal, wobei meine Person in Frage kam. . . Dieser Angriff gegen mich kann aber durchaus nicht als Grund dafür angeführt werden, daß das gemeinsame Studium von Männern und Frauen bisher in Zürich zu einem Anstoß Veranlassung gegeben hätte. Männer und Frauen verkehren meiner Ansicht nach in den Kliniken und Vorlesungen in der anständigsten Weise, und es kommen kleine Reibereien, wie sie überall im Leben passieren, nur ausnahmsweise vor.

Trotz alledem aber trage ich keine Bedenken, Ihnen meine Ansicht dahin auszusprechen, daß es gewisse Gebiete der Medizin giebt, auf denen sich der Lehrer nicht mit der gleichen Unbefangenheit und Gründlichkeit bewegen kann, so lange er einer männlichen und weiblichen Zuhörerschaft gegenüber steht, und es ist ja selbstverständlich, daß ich dabei nur jene Vorgänge meinen kann, welche auf das Geschlechtsleben Bezug haben. Von dem verstorbenen Anatomen Meyer ist mir gesagt worden, daß er vor seinen Zuhörern die Geschlechtsorgane überhaupt nicht demonstriert und besprochen habe. Prof. Kroenlein äußerte in einer Sitzung, daß er in Bezug auf Vorstellung von Geschlechtskrankheiten auf die Gegenwart von Frauen keine Rücksicht nehme, daß er es aber vermeide, Frauen bei Männern mit Krankheiten der Geschlechtsorgane praktizieren zu lassen. Was mich persönlich betrifft, so kann ich es ja selbstverständlich nicht umgehen, in der Klinik Vorgänge des Geschlechtslebens zu erwähnen, allein es widerstrebt mir, dieselben mit jener Gründlichkeit und Unbefangenheit vorzutragen, die ich doch für einen Mediziner für absolut notwendig hielte, und die ich ohne alle Frage durchführen würde, wenn mich nicht die Gegenwart von Frauen davon abhielte. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es bewußt oder unbewußt allen meinen Kollegen so geht, und daß wir es zum Teil diesem Umstande verdanken, daß ein gemeinschaftlicher Unterricht für beide Geschlechter möglich ist. Ich vermeide es beispielsweise mit den Zuhörern auf den Saal für männliche Geschlechtskranke zu gehen und rufe auch keine Frauen als Praktikanten bei solchen Krankheitsfällen auf. Selbstverständlich bin ich mir bewußt, daß man mir einwenden könnte, diese Rücksichtnahme verlange niemand von mir; nun, so verlangt dieselbe wenigstens mein natürliches Empfinden, und ich bin fest davon überzeugt, daß, wenn man sich über dasselbe hinwegsetzt, sehr bald grobe Unzulänglichkeiten aus dem gemeinsamen Unterricht von Männern und Frauen sich ergeben werden . . ."

* * *

Wir haben die Stimme der Kliniker gehört; wir wollen nun die Anatomen sprechen lassen. Professor Strasser-Bern drückt sich folgendermaßen aus:

Digitized by Google

„Ich erteile gemeinsamen Unterricht für Studierende männlichen und weiblichen Geschlechtes seit Herbst 1887, nachdem ich seiner Zeit als Student in Bern schon mit Damen zusammen Medizin studiert hatte. Ich habe weder als Student noch als Lehrer irgend etwas beobachtet, was gegen die Zulässigkeit von Studierenden beiderlei Geschlechtes zu den gleichen anatomischen Vorlesungen, Kursen und Demonstrationen aus sittlichen Gründen sprechen würde. Soviel Takt darf jedem akademischen Lehrer zugetraut werden, daß er vor gemischtem Auditorium verfängliche Kapitel mit Ernst und Würde behandelt und dabei auf die früher vielfach beliebte Hyrtl'sche Darstellungsweise verzichtet. Sollte jemals von irgend einer Seite der geringste Versuch zu unpassendem, frivolem Verhalten gemacht werden, so könnte demselben leicht mit dem nötigen Ernst entgegengetreten werden. Doch ist auch unsere Studentenschaft wohlerzogen genug, um von sich aus jeden unpassenden Ton zu vermeiden und zu verpönen. Allzu verfänglichen Situationen gehen die Studierenden instinktiv selbst aus dem Wege, und die Leiter des Sezierſaales, die Demonstratoren ꝛc. können unauffälligerweise in dieser Hinsicht ebenfalls einige Rücksicht nehmen. Die Gemeinsamkeit und Öffentlichkeit des Unterrichts und Studiums, das sachliche Interesse und der wissenschaftliche Eifer sind eine gute Garantie selbst gegen unpassende Gedanken. Daß Männlein und Weiblein zusammen Anatomie treiben, ist unter solchen Umständen gerade so sehr und gerade so wenig bedenklich, wie daß beide Geschlechter zu unseren Antikensälen u. dgl. Zutritt haben. Meine praktischen Erfahrungen — und darauf lege ich das Hauptgewicht — sprechen, wie gesagt, entschieden dafür, daß dem gemeinsamen Besuch anatomischer Vorlesungen und Kurse durch männliche und weibliche Studierende sittliche Bedenken nicht im Wege zu stehen brauchen."

Auch nach der Ansicht der Professoren Ruge-Zürich und Bugnion-Lausanne verursacht die Gegenwart von Frauen bei den anatomischen Vorlesungen, Demonstrationen und Präparierübungen keine Unbequemlichkeiten, und diese Anschauung teilt auch Prof. Laskowsky-Genf, obgleich er aus anderen Gründen gegen das Studium der Medizin durch Frauen eingenommen ist.

Mehrere Professoren weisen in ihren Gutachten auf denselben Punkt hin, den auch schon Prof. Lehmann-Würzburg (s. oben) berührt hatte. Sie behaupten nämlich, daß die Stimmung und der Ernst des Auditoriums bei der Erörterung oder Demonstration heikler Gegenstände beinahe ausschließlich von dem mehr oder weniger taktvollen Benehmen des Vortragenden oder Demonstrierenden abhänge, an den in solchen Fällen die allerstrengsten Forderungen zu stellen seien. Am schärfsten spricht sich hierüber Prof. Dodel-Zürich aus:

„Seit 26 Jahren" — sagt er — „hören männliche und weibliche Studierende dieselben Vorlesungen über allgemeine Botanik, Pflanzenphysiologie, Physiologie der Fortpflanzung (beider Organismen-Reiche), Vorlesungen über allgemeine und sexuelle Zuchtwahl, über Leben und Tod ꝛc. ꝛc., ohne daß mir jemals etwas zu Ohren gekommen wäre, was gegen die Zulassung der beiderlei Geschlechter zu diesen meinen Vorlesungen hätte vorgebracht werden können. Ich muß betonen, daß ich mir weder in den Vorlesungen noch in den praktischen Kursen gegenüber den jungen Leuten irgend welche Reserve auferlege, trotzdem hier von sexuellen Dingen und Geschehnissen sehr oft, vielleicht öfter die Rede ist als in den analogen Vorlesungen auf zoologischem und anthropologischem Gebiete. Das Leben und die Fortpflanzungserscheinungen, die Generationsorgane und Generationsvorgänge sind im wesentlichen hier wie dort — im Pflanzen- und im Tierreich — dieselben. Und das wird in den Vorlesungen und Kursen ohne Rückhalt auseinandergesetzt, wofür die jungen Leute sehr dankbar sind und ihren Dank dafür bezeigen, indem sie mit stillem Ernst und „feierlicher Andacht" den Auseinandersetzungen folgen und nie sich beigehen lassen, schiefe Äußerungen, schlechte Witze oder faule Streiche irgend welcher Art zu machen. Der Dozent, der Professor — sei er Mann oder Weib — kann vor Studenten beiderlei Geschlechtes alles sagen und das intimste Naturgeschehen zur anschaulichsten Darstellung bringen, ohne jemals zu chokieren, sofern er den richtigen Takt und den rechten Ton zu wahren weiß. — Ich will es gleich herausſagen, was mir seit drei Jahrzehnten immer gleich deutlich

Digitized by Google

und gleich wahr als Erfahrungsresultat auf der Seele liegt: Ein schlechter Lehrer oder ein frivoler Geselle muß derjenige Professor oder Dozent sein, der es nicht wagen darf, vor männlichen und weiblichen Studierenden alles zu sagen und alles zu demonstrieren, was von wissenschaftlichem Interesse ist und daher gelegentlich auf den Katheder oder auf den Demonstrations-Saal zu kommen hat. Wer chokant lehrt, der sollte von Polizeiwegen schweigen müssen, nicht allein schweigen müssen vor einem gemischten Publikum, sondern noch umsomehr schweigen müssen vor einem Auditorium, wo nur ein Geschlecht vertreten ist. Allerdings wird das „gemischte" Auditorium die beste Institution sein, um die Zotenreißereien allerwärts zu verunmöglichen. Das ist ein pädagogisches Nebenprodukt, das gar nicht gering anzuschlagen ist . . ."

Ein solcher erzieherischer Einfluß wird der Gegenwart des weiblichen Elements in mehr oder weniger hohem Grade auch von anderen Professoren zugeschrieben (Herzen, Platter, Michaud, Langhans, v. Monakow, Soret, Bugnion, Schröter, Heim, Kocher, Roux, Bamberger, Forel, v. Cérenville, Wyß, Gourd, Abeljanz u. a.). Prof. Wyß-Zürich schätzt es in ethischer Beziehung besonders hoch, daß beim gemeinsamen Studium beide Geschlechter in ein kameradschaftliches Verhältnis treten, das dann auch im späteren, praktischen Leben noch seinen wohlthätigen Einfluß geltend macht.

Als einer günstigen Folge des gemeinschaftlichen Studiums erwähnen mehrere Professoren auch der geistigen Konkurrenz, die unwillkürlich hierbei zwischen beiden Geschlechtern entsteht. Die Frauen, der zahlreichen Vergnügungen und Zerstreuungen entbehrend, die das Universitätsleben den jungen Männern bietet, verwenden auf ihr Studium oft mehr Zeit als diese und zeichnen sich überhaupt im allgemeinen durch großen Fleiß aus. Nun duldet es aber der Ehrgeiz der Männer nicht, daß sie hinter jenen zurückbleiben, und sie legen sich deshalb nicht selten fester ins Zeug, als sie es sonst wohl gethan haben würden. Am bestimmtesten sprechen sich in dieser Richtung aus die Professoren Dodel, Bamberger, Platter, Heim, Stein, v. Monakow und Gourd.

Um das günstige Bild des gemeinsamen Studiums von Männern und Frauen auf den schweizerischen Universitäten, das die bisher angezogenen Voten entworfen, zu vervollständigen, will ich noch in extenso die Meinungsäußerungen von drei Professoren bringen, die nicht der medizinischen Fakultät angehören, nämlich der Herren Stein-Bern (Philosophie), Platter-Zürich (Nationalökonomie) und Heim-Zürich (Geologie).

Professor Stein schreibt folgendermaßen:

„Von Hause aus Gegner des Frauenstudiums, wie es alle deutschen Studierenden a priori sind, habe ich mich in den 25 Semestern, während welcher ich an schweizerischen Hochschulen Philosophie doziere, mehr und mehr davon überzeugt, daß man dem weiblichen Geschlecht bitteres Unrecht zufügt, wenn man ihm Befähigung und Sinn für philosophisches Denken und Arbeiten ungeprüft abspricht. In meinen philosophischen Übungen in Zürich und in dem meiner Leitung unterstellten philosophischen Seminar der Universität Bern habe ich die studierenden Frauen von der nächsten Nähe wissenschaftlich zu beobachten Gelegenheit gehabt. An Fleiß überboten sie in der Regel die männlichen Teilnehmer, im Erfassen der Probleme, in der Lebhaftigkeit und Schärfe der Diskussion standen sie ihnen nicht nach. Ja, sie haben auf die männlichen Teilnehmer durch ihr Beispiel vielfach anspornend, erfrischend, belebend gewirkt.

Mir ist kein Fall zur Kenntnis gelangt, daß das Zusammenstudieren in gleichen Räumen zu sittlichen Unzuträglichkeiten irgend welcher Art Anlaß gegeben hätte. Gerade die besten meiner Hörerinnen waren durchweg zugleich auch moralisch lautere, intakte Persönlichkeiten. Daß die Bekanntschaften an der Universität dann und wann zu einer Ehe geführt haben, halte ich für kein Unglück. Von lockeren Sitten dieser oder jener meiner zahlreichen Hörerinnen — ca. 80 im Durchschnitt pro Semester — ist mir nichts zu Ohren gekommen. Ich habe daher keinen Anstand genommen, ähnliche Anfragen aus Bonn und Breslau in bejahendem Sinne zu begutachten.

Digitized by Google

Eine meiner Schülerinnen, Fräulein Dr. A. Tumarkin (Russin), hat bei uns summa cum laude promoviert und ist in diesem Semester auf einstimmigen Beschluß unserer Fakultät als Privatdozentin für Philosophie zugelassen worden — eine demonstratio ad hominem, daß das Frauenstudium der Geisteswissenschaften nicht bloß dekorativen Wert hat.

Alles in allem bin ich auf Grund meiner Erfahrungen gegen getrennte, sondern für gemischte Hochschulen, wie sie bei uns in der Schweiz sich bewährt haben, ohne die geringsten Spuren von Unzuträglichkeiten zurückzulassen. Getrennte Frauen-Universitäten würde ich nicht bloß für eine logische Inkonsequenz, sondern geradezu für einen ethischen Unsegen halten."

Und von Professor Platter haben wir auf unsere Anfrage folgende Antwort erhalten: .

„Ich glaube nicht, daß irgend ein akademischer Lehrer, der es mit einer geschlechtlich gemischten Zuhörerschaft zu thun hat, bei gerechter, objektiver Beurteilung der Thatsachen irgend einen Nachteil aus der Anwesenheit von weiblichen Studierenden wird herleiten können. Ich selbst habe in meiner theoretischen Nationalökonomie und auch in anderen Vorlesungen die schwierigsten geschlechtlichen Probleme zu behandeln, bis zum Neomalthusianismus und zur Prostitution herab. Ich sage dabei alles, was zu sagen nötig oder wünschenswert ist, deutlich genug, daß jeder in solchen Sachen nicht ganz Unwissende mich sehr gut verstehen kann. Aber ich behandle solche Themata mit dem ganzen sittlichen Ernst, der in ihnen steckt, und mit besonders finsterem Gesicht — nicht der anwesenden Damen, sondern gewisser junger Männer wegen, die etwa ein unpassendes Betragen zeigen könnten. Ich würde es ganz ebenso machen, wenn gar keine Damen zuhörten. Geniert durch diese kann sich nur etwa ein Dozent finden, der solche Gegenstände frivol zu behandeln geneigt ist. Aber da liegt der Fehler beim Professor, nicht bei der Zuhörerschaft. Wenn geschlechtliche Fragen und Gegenstände auf die richtige Weise vor einer gemischten Zuhörerschaft behandelt werden, so werden sie gerade dadurch harmloser. Überhaupt kommt ein junger Mann zu einer jungen Kollegin in eine ganz andere Stellung, als sonst zu jungen Frauenzimmern. Galanterie ist hier fast undenkbar. Die Studentin ist dem Studenten gleich; es bildet sich eine ganz angemessene, beide Teile fördernde Kameradschaft in den Auditorien, Kliniken u. s. w. Er sieht, daß sie meist so viel weiß wie er und daß sie sehr pflichtgetreu und fleißig ist. Er kann sie nicht gering schätzen, wie es die Galanterie voraussetzt; er kann nicht mit ihr spielen, er kann sie nicht einfach geschlechtlich als Vergnügungsobjekt betrachten. Und sie kann sich auch dazu nicht hergeben. Liebesverhältnisse können natürlich vorkommen, aber sie sind im schlimmsten Fall von harmloser Art und führen häufig zur Ehe. Studenten und Studentinnen besuchen sich oft ganz frei in ihren Mietzimmern. Wenn da keine schlimmen Folgen erscheinen, so muß man doch anerkennen, daß das gemeinsame Studium, die akademische Kameradschaft, Gutes hat . . .

Ich bin also für gemeinsame Hochschulen vollkommen eingenommen und glaube, daß sie auf die Studenten sittigend wirken und auch anspornend zum Studium. Denn vor Kolleginnen sich zu blamieren ist sicher unangenehmer als vor Kollegen, besonders wenn das Bummeln allgemeiner Brauch ist, was es auf gemischten Hochschulen gar nicht werden kann."

Schließlich noch die eingehende Meinungsäußerung des Herrn Prof. Heim:

„Es sind nun wohl 20 bis 22 Jahre her, seitdem ich unter meinen Studierenden stets auch solche weiblichen Geschlechtes habe. Dieselben machen auch die geologischen Exkursionen mit, die oft anstrengend sind und häufig mehr als einen Tag dauern. Außerdem habe ich in meiner nun auch über zwanzigjährigen Stellung als Vorstand der naturwissenschaftlichen Abteilung des Polytechnikums, welcher stets einige Damen als Studierende angehören, vielfach Gelegenheit, näher in das Verhältnis zu blicken, wie es sich bei gemeinsamem Studium beider Geschlechter gestaltet. Ich leite an Universität und Polytechnikum Übungen, Repetitorien, Vortragsübungen, gemeinsam von

Digitized by Google

Studenten und Studentinnen besucht, und darf mir also da wohl ein Urteil, auf Beobachtung und Erfahrung gegründet, zutrauen.

Ich habe von dem Zusammenstudieren beider Geschlechter stets nur die schönsten Folgen beobachtet:

1. Niemals fühlte ich mich durch die Anwesenheit der Damen im geringsten gehemmt. Wenn es nur mit wahrhaft wissenschaftlichem Ernste geschieht, kann man vor Studierenden beiderlei Geschlechtes über alles frei sprechen, worüber zu sprechen einem Hochschullehrer Pflicht sein kann. Ich kenne auch Fälle, wo einem Hochschullehrer die böse Gewohnheit, unanständige Witze zu reißen, durch die Anwesenheit von Zuhörerinnen ausgetrieben worden ist — er nahm sich zusammen. Zuhörerinnen können also sogar ethisch von vorzüglichem Einfluß auf den Dozenten sein. In meinen seminaristischen Übungen sind schon Erscheinungen des Geschlechtslebens zur Diskussion gekommen, ohne daß das im geringsten peinlich geworden wäre. Vielmehr war die reine Wissenschaftlichkeit durch die Anwesenheit der Damen gesichert, und die Damen haben sich an der Diskussion mitbeteiligt. Wenn ich in meiner „Urgeschichte des Menschen" von den Geschlechtsverirrungen mancher „Wilder" oder von der Entwicklung der geschlechtlichen Beziehungen gegen die Monogamie hin zu reden habe, wird mir das viel leichter durch die Anwesenheit von weiblichen Studierenden. Es ist dabei sehr deutlich fühlbar, daß der Ernst des Dozenten durch die Anwesenheit von Damen unterstützt wird, indem auch der mutwilligste Zuhörer unter diesen Umständen sich hütet, den Worten des Dozenten eine schiefe Meinung zu unterschieben und das etwa durch Lachen am unpassenden Ort zum Ausdruck zu geben. Der Dozent ist nach meiner Erfahruug durch die Anwesenheit beider Geschlechter gerade in der Darlegung schwieriger Dinge moralisch unterstützt.

2. Mit sehr seltenen Ausnahmen entschließen sich zum Studium erfahrungsgemäß nur Mädchen von über mittelmäßiger Begabung, während unter den Studenten eine Menge von sehr mittelmäßiger Begabung sich finden. So kommt es, daß die Damen in der Regel ganz in der Minderheit bleiben, aber daß sie meistens zur besten Hälfte, häufig zu den allerbesten Studenten zählen. Die Damen, welche an der naturwissenschaftlichen Abteilung des Polytechnikums und an der phil. Fakultät II. Sektion studiert haben, waren fast immer von den besten Studierenden und haben ihre Examina mit Auszeichnung absolviert. Gerade hierin begründet sich der vortreffliche ethische Einfluß, den sie auf die Studenten ausüben. Der Student schämt sich doppelt, neben einer vortrefflichen Studentin ungeschickt zu erscheinen, er nimmt sich doppelt zusammen, er arbeitet mehr, er besinnt sich mehr, was er sagt. Sich vor der Mitstudentin zu „blamieren" ist ihm peinlicher, als wenn nur der Professor da wäre. Ganz besonders deutlich wird dieser gute Einfluß in Übungen, Laboratorien und vor allem auf den Exkursionen fühlbar. Ich freue mich jedesmal, wenn Studentinnen auf die Exkursionen mitkommen. Noch niemals haben sich daraus Unannehmlichkeiten ergeben; aber stets ist mir die Exkursionsführung dadurch erleichtert. Disziplinarisch geht dann alles stets ohne Mühe ganz glatt und leicht, es herrscht ein fröhlicher, heiterer Ton, der aber nie ausartet — jeder nimmt sich zusammen, vor den Mitstudentinnen nicht blöde zu erscheinen, alle sind eifriger bei der Sache.

3. Bei Studentinnen und Studenten untereinander entsteht bald ein ganz schönes kameradschaftliches Verhältnis, das von jeder Hofmacherei völlig fern ist. Sobald die Studentinnen tüchtig und bescheiden sind und Gutes leisten, gewinnen sie sofort die Achtung ihrer Mitstudenten. Unbefähigte Studentinnen sehen gewöhnlich sehr bald ihre Unzulänglichkeit ein und ziehen sich vom Studium wieder zurück. Nur wirklich taktlose Naturen riskieren Grobheiten von den Studenten. Ich kenne eine ganze Anzahl befähigter Studenten, welche, angesichts der besseren Leistungen ihrer Mitstudentinnen vom Ehrgeiz angestachelt, sich gesagt haben, daß der Unterschied in der Leistung davon herrühren müsse, daß die Damen nicht zur Kneipe gehen, und sie haben dann selbst ernste Arbeit an Stelle der Kneipstunden in ihre Lebensordnung eingesetzt. Im Benehmen und in der Lebensführung der Studenten konnte ich schon sehr viele Fälle des ethisch günstigen Einflusses der weiblichen Studiengenossen

Digitized by Google

beobachten, und ich muß gestehen, daß es mir wie ein furchtbarer pädagogischer Mißgriff erscheint, wenn man die Geschlechter trennen wollte gerade in einem Lebensalter, wo der Geist reift und der gegenseitige erzieherische Einfluß am günstigsten wirken kann. Die Erziehung der Studenten ist und bleibt einseitig und unvollkommen, wenn der Student nur mit seinesgleichen studiert. Im Ballsaal kann das weibliche Element nicht erzieherisch wirken — dort ist dazu Situation und Wahl des Individuums unpassend. Wohl aber im gemeinsamen Streben und Arbeiten nach Erkenntnis, da ist der rechte Boden, sich gegenseitig zu erziehen. Wehe dem jungen Mann, der das Weib nur als Balldame sieht und kennen lernt; wohl dem, der sich mit ihm auf dem Felde ernster Arbeit messen kann.

Als Assistentin am chemischen analyt. Laboratorium des eidgenössischen Polytechnikums ist jetzt eine diplomierte Schülerin der naturwissenschaftlichen Abteilung angestellt (Fräulein Marie Baum). Dieselbe hat etwa 60 Studenten zu beschäftigen und zu unterrichten. Die Professoren, unter deren Leitung dies geschieht, (Bamberger und Treadwell) erklären, daß noch niemals früher soviel im Laboratorium und so gut gearbeitet worden ist, daß noch niemals ein so anständiger Ton und eine so gute Disziplin geherrscht habe, wie jetzt. Also auch unter diesen, fast kühn zu nennenden Verhältnissen hat es sich wieder bewährt, daß die tüchtige Dame vortrefflich auf die Studenten wirkt, und als die erste Amtsdauer der Assistentin abgelaufen war, petitionierten die Studenten bei der Behörde um definitive Erneuerung ihrer Anstellung.

4. Die wenigen Fälle und Zeiten, wo in Zürich ein gewisser Unwille der Studenten gegen die Studentinnen sich fühlbar gemacht hat, bezogen sich auf einige, besonders medizinische Kliniken und Kollegien, wo eine ungewöhnlich hohe Zahl von Studentinnen aus dem Auslande sich eingestellt hatte, so daß die einheimischen Studenten kaum mehr Platz fanden. Zürich hat zeitweise unter Überfüllung mit Studentinnen gelitten, und es ist ein schönes Zeugnis für die Einsicht der Studierenden, daß sie trotzdem das Prinzip der Studentinnen als Studiengenossinnen als solches niemals angegriffen haben. Sie haben stets anerkannt, daß eine beschränkte Zahl tüchtiger Mitstudentinnen für sie kein Nachteil sei.

Die Ursache aber für die zeitweise Überfüllung Zürichs mit ausländischen Studentinnen liegt eben bloß darin, daß gegenwärtig nur ganz wenige Universitäten alle Studentinnen Europas aufnehmen müssen, weil die anderen Universitäten sich dem weiblichen Geschlechte noch in altmodischem Unverstand verschlossen halten. Sobald alle Universitäten die Bildungsgleichberechtigung beider Geschlechter anerkennen und sich dem weiblichen Geschlechte nicht verschließen, so verteilen sich die Studentinnen; sie werden dann überall in Minderzahl bleiben und die Überlastung mit ihren unangenehmen Folgen, wie Zürich sie empfand, wird nicht mehr eintreten. Der einzige Übelstand also, der sich in Zürich gezeigt hat, beruht auf dem Umstande, daß erst wenige Universitäten Damen vollständig zulassen, und dieser Übelstand wird allmählich verschwinden.

Ich resumiere kurz:

a) Die Studentinnen hindern im Hochschulunterricht nicht.

b) Ihre Anwesenheit übt auf Studieneifer und Disziplin der Studenten einen sehr wohlthätigen erzieherischen Einfluß aus, den ich nicht mehr entbehren möchte.

Ich finde es deshalb im höchsten Grade wünschenswert, daß nicht spezielle Damenuniversitäten gegründet werden, sondern daß Damen und Herren gemeinsam am selben Institute ihrer Studien pflegen."

Wir sehen also, daß die langjährige Erfahrung der schweizerischen Professoren mit großer Bestimmtheit zu Gunsten des gemeinsamen Besuches der Hochschulen — und zwar aller Fakultäten — durch Männer und Frauen spricht. Auch diejenigen Professoren, die persönlich dem Frauenstudium nicht sympathisch gegenüberstehen, äußern sich dahin, daß im Interesse der studierenden Frauen selbst gemischte Universitäten ausschließlich weiblichen Anstalten vorzuziehen seien. Ein schädlicher Einfluß des gemeinschaftlichen Studiums auf die Sittlichkeit

Digitized by Google

der Studierenden wird mit Einmütigkeit bestritten; im Gegenteil, von vielen Seiten wird eine in ethischer Beziehung günstige Wirkung desselben ausdrücklich zugegeben. Eine nennenswerte Störung erleidet der Unterricht auch in medizinischen Fächern durch die Gegenwart der Frauen nicht; selbst bei der Erörterung heikler Gegenstände hilft etwas Takt den Vortragenden oder Demonstrierenden über alle Schwierigkeiten leicht hinweg. Unter diesen Umständen wird auch das Niveau des Unterrichts durch die Gegenwart der Frauen in keiner Weise herabgesetzt.

Es wird niemand bestreiten wollen, daß für die Entscheidung der Frage über die Zulassung der Frauen zum Studium an den bestehenden Universitäten diesen auf langjährige Erfahrung gegründeten Meinungsäußerungen der schweizerischen Professoren eine große, vielleicht entscheidende Bedeutung zukommt.

Saul.

„Wo habt ihr eure Stimmen, Vögel? Blumen,
Wo habt ihr euren Duft? Schwert, bist du krank?
Du bist so blaß, du eh'dem purpurrotes!
Nacht, leises Kind mit großen schwarzen Augen,
Das nie mir früh genug erschien, o sage,
Hast du mir nichts mehr zu vertrauen? Starben
Denn all die süßen Wunderdinge, die
Du früher mir gebracht? Was soll die Stille,
Die Kälte, Leere, Finsternis? Sind tot
Denn alle Nachtigallen, sind erloschen
Des Himmels stolze Lichter? Findet nicht
Des kleinsten Sternes Glanz zu mir den Weg?
Ruft nicht der Hirsch zur Lenzzeit mehr der Braut?
Rollt nicht der Donner mehr an Sommertagen?
Vergaß der Strom die alten Melodien?
Folgt keiner Magd Erröten meinem Schritt mehr?
Kannst du mir diese Rätsel lösen, David?"

„Gebieter, wohl erklingt das Leben noch,
Wohl gehen Ströme noch im Frühling über,
Wohl küssen Vögel sich im Myrtenbusch,
Und Blumen streuen Düfte in den Tag,
Wohl ruft der Hirsch die schlanke Hirschin noch,
Und ihre Lippen hat die Nacht voll Lieder,
Doch — du bist alt geworden" . . . David greift
Mit leisen Fingern in der Harfe Saiten;
Rot stirbt der Tag am Himmel hin . . . Der König
Geht langsam durch das weite Prunkgemach.

Maria Janitschek.

Digitized by Google

Die Wohnfrage in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung und die jüngsten Bestrebungen auf diesem Gebiet.

Von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

Die Wohnfrage ist von einschneidender Bedeutung für die Gestaltung der gesamten Lebenshaltung weiter Bevölkerungskreise. Die einsichtigen Sozialpolitiker wissen das längst, und auch in den kommunalen Verwaltungen kommt man je länger, je mehr zu der Einsicht, wie sehr das Gemeinwohl von einer befriedigenden Lösung dieser Frage beeinflußt wird. Nicht nach ihrem vollen Umfang gewürdigt wird die Frage häufig in den Kreisen, die von ihr am härtesten betroffen werden. Für die unteren Volksschichten ist sie nicht einmal die für den ersten Anschein brennendste.[1] Es giebt eine ganze Reihe anderer Bedürfnisse, deren mangelhafte Befriedigung bitterer empfunden wird, als das Fehlen einer gesundheitsdienlichen Behausung, und für die man bei etwaiger Lohnerhöhung zuerst Aufwendungen machen muß. Es zeugt deshalb von einem bedenklichen Mangel an sozialpolitischem Verständnis, wenn der frühere Oberbürgermeister von Frankfurt, Herr von Miquel, meint: „Die Erfahrung lehrt, daß bei wachsender Kaufkraft die arbeitenden Klassen im Vergleich zu dem Verlangen nach besseren Lebensmitteln, besserer Kleidung, kleinen Lebensgenüssen das Wohnungsbedürfnis am wenigsten empfinden und an der Wohnung im Notfall zuerst zu sparen geneigt sind."[2])

Die Wohnfrage ist in der That eine Lohnfrage, aber, wie ich einschränkend hinzufügen möchte, eine solche, die durch eine einseitige Erhöhung der Löhne nicht gelöst werden kann. Eine solche würde lediglich den Erfolg haben, die Mietpreise noch mehr in die Höhe zu schrauben, einen noch größeren Teil des Arbeitslohnes dem Moloch der Grundrente zum Opfer zu bringen. Denn die notorisch vorhandene Wohnungsnot resultiert nur zum Teil aus der Niedrigkeit des Arbeitslohnes. Sie ist zum größeren Teil eine Folge der ungenügenden Wohngelegenheiten, des thatsächlichen Mangels an geeigneten oder überhaupt an Wohnungen, wie er sich insbesondere im Kern der Großstädte geltend macht, die Preise der Gelasse zu einer schier unerschwinglichen Höhe hinauftreibend und Räume in „Wohnungen" umwandelnd, die weit eher als Höhlen oder Löcher bezeichnet werden müßten.

Von welchem Einfluß müssen solche Wohnverhältnisse auf Gesundheit, Wirtschaftslage und Sittlichkeit derer sein, die sich mit ihnen abzufinden haben, und welche Wege sind einzuschlagen, der jetzigen Wohnungsnot zu begegnen?

Das ist die Doppelfrage, die wir versuchen wollen, an der Hand der einschlägigen Publikationen und einiger Eigenerfahrung zu beantworten.

Der Thatsache, daß auch auf dem Lande, insbesondere in den großen Gutsbezirken östlich der Elbe, viel Wohnungselend anzutreffen ist, wollen wir nur nebenher

---

[1]) Neue Zeit, XV. Jahrg., II. Bd. H. Fürth: „Wohnungsfragen und Sterblichkeit".

[2]) Wie ganz anders Fleisch, der die Wohnfrage als eine Lohnfrage bezeichnet und, in richtiger Erkenntnis der wahren Sachlage, ausführt: „Es ist nicht wahr, daß die Mieter sich in schlechten und ungenügenden Wohnungen zusammendrängen wollen. Sie nehmen sie, weil sie andere nicht finden können, also sich mit den schlechten begnügen müssen."

Digitized by Google

gedenken. Gleichgiltigkeit und Indolenz wirken hier zusammen, trotz reichlich vorhandener Wohngelegenheit durchaus unzulängliche und unwürdige Wohnungszustände fortbestehen zu lassen. Anders in den Großstädten. Hier trifft der Mangel an Wohnungen überhaupt mit dem gesundheitswidrigen Zustand der vorhandenen zusammen, um die Wohnungsnot in ihrer schlimmsten Form zu zeitigen, und selbst die klarste Erkenntnis von der weittragenden Wichtigkeit gesunden Wohnens schützt hier nicht vor der Nötigung, sich mit durchaus unzulänglichen und mangelhaften Wohnungen begnügen zu müssen. Und das muß nicht nur der Handarbeiter. Auch für den kleinen Beamten und Handwerker, und selbst bis tief hinein in die Reihen des gutsituierten Bürgertums wird die Wohnfrage zur Kalamität. Wohnungen, die den gesundheitlich notwendigen Mindestluftraum von 20 cbm pro Kopf des Erwachsenen aufweisen und den unumgänglichsten Forderungen an Luft, Licht und Trockenheit Genüge thun, sind nur der Elitearbeiterschaft und solchen kleinen Beamten, Handwerkern ꝛc. zugänglich, die nicht mit einer allzu großen Kinderschar gesegnet sind; und auch ihnen allen nur unter Aufwendung eines beträchtlichen Teiles des Gesamteinkommens. Ein Fünftel bis ein Viertel, das ist selbst in besser situierten Kreisen der Durchschnitt dessen, was vom Gesamteinkommen für Miete aufgewendet werden muß. In der Arbeiterbevölkerung dagegen, bei jenen, die am wenigsten besitzen, geht $^1/_4$ bis $^1/_3$ des Gesamtverdienstes für Miete darauf. In Köln[1]) wurden für Zwei- bis Dreizimmerwohnungen 300 bezw. 360 Mark bezahlt. In Breslau 227/488, in Stuttgart 280/420, in Frankfurt a. M. 280/449, Mainz 250/350, Mannheim 240/360 Mark. Von Frankfurt a. M. heißt es in einer Broschüre des Mietervereins[2]): „Elende Löcher, die teils gar nicht, teils höchstens von ein oder zwei Personen bewohnt werden sollten, kosten oftmals 120, 150, 160, 180, ja 200 Mark und mehr. Aber selbst die jämmerlichsten Einraumwohnungen unserer Untersuchung in der Innenstadt und dem inneren Sachsenhausen kosten durchschnittlich 168 Mark das Jahr, die Zweiraumwohnungen sogar schon 222 Mark." Und selbst zu diesen Wucherpreisen sind kleine Wohnungen nicht zu haben. Die hohen Mieten, die besonders im Kern der Großstädte für Läden und sonstige Geschäftsräume, eventuell für größere Luxuswohnungen erzielt werden, lassen es im Verein mit den ständig steigenden Bodenpreisen den Hausbesitzern unrentabel erscheinen, kleine Wohnungen herzustellen, nicht davon zu reden, daß die Verwaltung einer Mietskaserne mit zahlreichen kleinen und kleinsten Wohnungen mannigfache Unannehmlichkeiten im Gefolge, der Bauunternehmer somit weniger Aussichten hat, ein solches Haus rasch an den Mann zu bringen. So kommt es, daß fast überall die Zahl der disponiblen kleinen und kleinsten Wohnungen rasch zurückgeht. In Stuttgart[3]), einer Stadt von 170 000 Einwohnern, war Ende 1898 eine einzige Einzimmerwohnung frei (gegen 10 bei einer früheren Zählung), 18 Wohnungen von 2 Zimmern (früher 26). In Magdeburg[4]) waren 1894 noch 3522 Wohnungen angeboten, 1898 deren 617. Die Zahl der freien kleinen Wohnungen betrug 1894 2053. Sie waren 1898 auf 176 zurückgegangen.

Und wie schauen die meisten dieser Wohnungen aus? Verdient das Gelaß, in dem der Arbeitsmann mit den Seinen seine Tage bezw. seine Nächte verbringt, den Namen eines „Heims", diesen Namen, in dem sich eine ganze Welt deutscher Gemütstiefe zusammendrängt? Wie häufig besteht dieses Heim nur aus einem einzigen Raum, in dessen Enge sich all die mannigfachen Vorgänge des häuslichen Lebens abspielen! Da wird gewohnt, geschlafen, gekocht und gewaschen. Das ist Wochenstube und Krankenzimmer zugleich. Ja, manchmal wird dieser eine Raum gar noch zu gewerblichen Zwecken mitbenutzt. So wurden nach dem Berliner „Statistischen Jahrbuch"[5]), das die Ergebnisse der Volkszählung von 1895 in Rücksicht auf die Wohnungsverhältnisse der Hausindustriellen gesondert behandelt, 20 732 von Hausindustriellen

[1]) Siehe Soz. Praxis, VIII. Jahrg. Nr. 13.
[2]) „Das Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M."
[3]) S. P. VIII. Jahrg. Nr. 19.
[4]) S. P. 8. Jahrg. Nr. 25.
[5]) Siehe „Vorwärts" vom 22. Januar 1899.

Digitized by Google

bezw. Heimarbeitern bewohnte Wohnungen gezählt. Davon hatten 19 432 keine gesonderten Gewerberäume, und nur 1300 verfügten über solche. 1840 dieser Wohnungen bestanden nur aus einem einzigen Raum, nämlich nur aus einer Küche 101, aus einem unheizbaren Zimmer 25, aus einem heizbaren Zimmer 1714. Auch Gewerbegehilfen, Einmieter und Schlafleute fanden mitunter noch in diesen Einraumwohnungen Unterkunft.

In Harburg[1]) brachte der Magistrat, entgegen den Bestimmungen der Baupolizeiordnung, Arbeiterfamilien in den Kellern der städtischen Schulgebäude unter. In Charlottenburg führte der Mangel an kleinen Wohnungen dazu, eine Anzahl Familien in dem städtischen Barackenlazarett einzuquartieren. In Frankfurt a. M. bezeichnete die Polizei[2]) fünf Wohnungen als ungesund und darum unbewohnbar und verfügte ihre Schließung. Sie sind heute noch bewohnt, da es den Inwohnern schwer fällt, andere Wohnungen zu bekommen. Auch hier wird der Mangel an Zweizimmerwohnungen nachgerade zur Kalamität. Das führt hier wie überall sonst zu abnorm hohen Mietspreisen, zur Überfüllung der vorhandenen Wohnungen und zu sonstigen hygienischen Mißständen bedenklichster Art.

Was soll man aber dazu sagen, wenn die Wohngebäude von vornherein in einer Weise aufgeführt werden, die den elementarsten Forderungen einer vernünftigen, zweck- und gesundheitgemäßen Bauweise geradezu Hohn spricht? Aus Euskirchen[3]) (Rheinprovinz) wird gemeldet, daß die Arbeiterwohnungen zumeist Fachwerkbauten sind. Dort kommen Schlafzimmer vor, die 6 bis 7 cbm Luftraum aufweisen, Wohnzimmer von 1,75 m Höhe, die mit Fenstern, besser sollte man sagen Luftlöchern, von 55 auf 72 cm versehen sind. Die gewöhnliche Höhe der Zimmer beträgt knapp 2 m, eine Unterkellerung ist meist nicht vorhanden. Und für diese durchaus unzulänglichen und gesundheitswidrigen Wohnhöhlen müssen, bei einem durchschnittlichen Tagesverdienst von 2 Mark, 9 Mark monatlich bezahlt werden. — Bei der mehrerwähnten Enquete des Frankfurter Mietervereins stellte sich u. a. heraus, daß 55 Wohnungen mit 95 Erwachsenen und 163 Kindern ihren Insassen nicht einmal 5 cbm Luftraum pro Kopf zu bieten hatten. Die Gesundheitslehre fordert als Mindestmaß, an dem in Gefängnissen und Armenhäusern festgehalten wird, pro Kopf 10 cbm Luftraum im Schlafzimmer. Die Unglücklichen, die bis zu einem Drittel ihres Gesamtverdienstes für Wohnungen verausgaben müssen, sind nicht so gut daran wie die Insassen der Strafanstalten und Armenhäuser Um wieviel schlechter oft als diese, das mögen besser als lange Auseinandersetzungen und zahlenmäßige Beweise es können, einige Auszüge darthun, die den Veröffentlichungen des unter Leitung des Pastors Dr. von Bodelschwingh stehenden Vereins „Arbeiterheim" entnommen sind[4]). In einem Reisebericht des Geschäftsführers des Vereins, Oberinspektor Lieber, heißt es aus Stettin:

„Zu einer der ersten Wohnungen, die wir in Stettin besuchten, mußten wir in so einem neuzeitigen Massenquartier drei Treppen empor. Dort fanden wir 3 ganz hübsche lichte Räume, die indes nicht weniger als 360 Mark kosteten. Um diese Summe zu erschwingen, mußte die Mieterin, eine Witwe, sich mit ihrer ganzen Familie auf einen Raum beschränken. Den zweiten hatte ihre Schwester, ebenfalls Witwe, und deren 2 Kinder in Aftermiete. Im dritten hausten 2 Schlafburschen. Die Wirtin selbst hatte von 14 Kindern, die sie gehabt, noch 5 bei sich. Diese 6 Personen mußten sich wie gesagt mit dem einen Stübchen bescheiden und des Nachts Unterschlupf in 2 Betten und auf einem Sopha suchen. Die Frau, ein sehr ordentliches Weib, hatte eine Aufwartestelle und suchte mit der ältesten, gerade konfirmierten Tochter weiter durch Nähen sich und ihre Familie durchzubringen. Lange war sie krank gewesen, und da hatte in der That allein der älteste 13jährige Knabe als Kegeljunge die ganze Familie ernähren müssen. Und zwar verdiente das arme Kind von

[1]) Berichte der preußischen Gewerbeinspektion 1897.
[2]) Mitteilungen des Armenamtes 1898.
[3]) S. P. VIII. Nr. 16.
[4]) Soz. Praxis VIII Nr. 12.

Digitized by Google

abends bis 2 Uhr morgens ungefähr 75 Pfennig, wozu der freundliche Wirt wohl noch ab und zu etwas Essen (ich fürchte auch Getränk) gab. Um 6½ mußte das Kerlchen wieder zur Schule.

Bedeutend später traten wir über einen ganz kleinen Vorraum, in ein fast dunkles Loch zu ebener Erde, neben dem sich der oft gesehene Herdwinkel befand. Der Geruch war entsetzlich. Und doch mußte hier ein Matrose, der augenblicklich des amerikanisch-spanischen Krieges wegen nicht angeheuert war, dessen Frau und 6 Kinder leben, von denen das älteste noch nicht konfirmiert. Für alle 8 Personen waren in dem Loche 3 Betten eingeschachtelt. Wie hier Menschenlungen atmen konnten, war mir einmal wieder ein Rätsel. Freilich sahen die Kindergesichtchen auch danach aus. Und dieses Nest kostete immer noch 132 Mark.

Mit die schrecklichste Behausung, die uns in Stettin begegnete, sollten wir indes bald darauf erst sehen. Eine entsetzliche alte Treppe ging es empor. Draußen auf der Straße war es heller, lichter Sonnenschein, dennoch wäre das Loch, das wir betraten, stockfinster gewesen, weil es eben fensterlos war, wenn nicht ein armseliges Petroleumlämpchen auf einem Tischchen an der Wand gegenüber ein müdes Licht gespendet hätte. An diesem Tischchen (es lehnte sich anscheinend altersschwach an die Wand) saß ein Mann in Arbeitshemd und Hose, den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, die Hände im wirren Haar vergraben, und starrte vor sich in ein zerlumptes Buch. Dicht neben dem Tisch stand ein Kinderbett, auf dem tief eingesunken ein ungefähr 16jähriges Mädchen saß und bei dem müden Lampenlicht eine Flickerei zu machen schien. Soweit ich mich entsinne, war außer Tisch, Kinderbettstelle und Stuhl kein Einrichtungsgegenstand mehr, kaum noch ein paar Lumpen an der Erde in diesem verschwärzten, schrecklichen Loche. Nebenan war noch ein ganz ähnliches, das indes an der einen Wand hoch oben unter der Decke ein paar vergitterte Fensterchen hatte, vor denen dicht aber auch die Mauer des Nachbarhauses sich auftürmte. Das Ganze machte unwillkürlich den Eindruck einer Zelle für schwere Verbrecher. Auch das eine armselige Bett, das an der Wand stand, änderte an diesem Eindruck wahrlich nichts. Einige Lumpen lagen auch hier auf dem schwarzen Fußboden und in einem kleinen, finsteren Art Vorratsraum nebenan, sonst ebenfalls kein Einrichtungsgegenstand, nichts, nichts. Und in solchem Raum wohnten, atmeten und schliefen, wozu das Kinderbett und ein Bett nebenan genügen sollte, Mann, Frau und 4 Kinder, 3 davon waren noch klein, das älteste war das Mädchen bei der Flickarbeit. Grau, elend und verkommen sah auch das Weib aus, wie alles, was da lebte und webte. Daß in einem Kulturstaate, wo dem Verbrecher nicht bloß Obdach, sondern auch Verpflegung gereicht wird, freie Menschen in solch einem Loch Unterschlupf suchen und auch noch mit 108 Mark bezahlen müssen, das sollte doch unmöglich sein! Der Mann, ein Töpfer, der seit lange arbeitslos war, schuldete nun freilich schon seit 5 Monaten die Miete, und nur der Umstand, daß in solche Behausung doch nur die Ärmsten der Armen gedrängt wurden, hatte wahrscheinlich den Hausherrn abgehalten, die Familie auf die Straße zu setzen.

14 Stufen hinab ging es an eine andre Stelle, in einen Keller; dieser wie mancher weiterhin besuchte war ursprünglich Kohlenkeller gewesen, dann aber, bei so bedeutender Wohnungsnachfrage, zur Wohnung verwandelt worden. Es war ein dunkles, entsetzliches Loch, da die obere Kante der kastenartigen Fenster nur gerade mit einem kleinen Streifen über die Erdoberfläche hinausragte. Und auch dieser Raum kostete noch 84 Mark Miete. Selbstredend war der Jammer der Bewohner der Behausung entsprechend. Der Mann war fortgelaufen, die Frau, ein armes, müdes Geschöpf, nun allein auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, sich und 4 noch kleine Kinder zu ernähren, von denen das jüngste erst 2 Jahre zählte. Der Älteste mußte als Laufbursche schon etwas verdienen, kam aber auch höchstens täglich nur auf 50 Pfennige. Wenn die Mutter waschen ging, mußte er auch noch außer der Schulzeit seine kleinen Geschwister besorgen und das bißchen Mittagbrot fertigstellen. Ein Bett fand nur Platz in dem schauerlichen Raum, des Nachts wurde indes noch eine Lagerstatt auf dem Fußboden zurecht gemacht. Und so verkrochen sich denn 5 Häupter und Häuptchen, so gut es eben gehen wollte.

Digitized by Google

Nach vielen weiteren Besuchen gingen wir in einer andern Straße zu ebener Erde durch das Vorderhaus, bei der Unebenheit des Bodens indes hinten nach dem Hofe wieder eine Treppe hinab und alsdann im Seitengebäude noch eine Treppe tief unter die Erde. Der schmale, einfenstrige Keller, mit dem noch ein dunkles, vielleicht 3 Geviertmeter haltendes Loch in Verbindung stand, war naß und so niedrig, daß ich bequem an die Decke fassen konnte. Und solch ein Loch mußte immer noch mit 90 Mark bezahlt werden. Ein einziges Bett, vielmehr Bettgestell, mit einigen verschwärzten, zerschlissenen Bettüberresten darin, hatte außer einigen Lumpen und zerbrochenen Geräten gerade Platz. Vor dem Bettgestell standen ein paar Rohrstühle mit zerfetzten Sitzen. Vor dem einen, auf schmutzstarrendem Fußboden, kniete, mit Ausbessern beschäftigt, ein ungefähr 10- bis 12jähriges Mädchen, das hierdurch etwas zu verdienen suchte. Von diesem elenden, siechen Kinde mit dem müden Blick des Jammers, dem struppigen, wirren Haar, zerschlitztem, farblosem Kattunfähnchen, das schlotternd am Leibe hing, erfuhren wir den ganzen, abgrundtiefen Jammer; freilich stockte die Antwort auf unsere Frage oft und kam dann nur scheu heraus. Die Mutter lebte geschieden oder doch getrennt von ihrem Manne, dem Vater dieses und eines noch jüngeren, armen Geschöpfchens. Die Not, die Miete zu erschwingen, hatte bald den Schlafburschen einziehen lassen. — Die natürliche Folge war die wilde Ehe. Schlafbursche, Frau in wilder Ehe — 2 Kinder in schon reiferem Kindesalter — für alle ein Bett in einem solchen Schandloche!

Nicht viel besser war eine später angetroffene Wohnung. Wir mußten zu ihr über den engen, wahrhaft atembeklemmend riechenden Hof einer echten, 5stöckigen Arbeiterkaserne. Dort, eine Treppe hoch, in dem dunkeln Stübchen mit 2 elenden Betten, wohnte eine Witwe mit 2 Kindern, von denen das eine geisteskrank war. In dem dazu gehörigen Kämmerchen fand ein äußerst dürftiges Bett Platz. Dieses eine Bett war an 2 Schlafleute (Frauen) vermietet, von denen die eine eheverlassen war. Hierzu kam noch die mehrgesehene schwarze Kochgelegenheit. Für diese Wohnung mußten 168 Mark, trotzdem der Geruch auch in der Wohnung entsetzlich war, bezahlt werden. Das arme Weib suchte durch Stopfen und Flicken etwas zu verdienen, kam aber dabei natürlich täglich nur auf einige Pfennige. Die Armenverwaltung zahlte monatlich 10,50 Mark, die Schlafleute zusammen 6 Mark. — Im Hause wohnten ungefähr 50 Familien. Die 40 Familien des Hinterhauses hatten zusammen unten auf dem Hofe 3 häßliche, aus Brettern zusammengestellte Aborte. Zank, Streit und Liederlichkeit gab es, wie uns die Frau klagte, auch genug. Es braucht eigentlich kaum noch hinzugefügt werden, daß unter solchen — kaum flüchtig gestreiften — Umständen auch die körperliche Gesundheit, je mehr, je zarter die Wesen, teils schwer geschädigt werden mußte, gegebener Zeit alle von der Wohnungsnot ja untrennbaren Leiden, Rhachitis, Skrophulose, Tuberkulose u. s. w. ihre Herde finden müssen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Abseits.

Novelle

von

Johanna Klemm.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung von Seite 536 und Schluß.

Als Lottka wunderlich bewegt von diesem Besuch nach Hause kam, war der erste Brief aus Wiesbaden da. Ein langes, freudiges Schreiben, voll Dankbarkeit für all das Schöne, das sich ihm dort in tausend Eindrücken offenbarte, voll Hoffnung auf völlige Herstellung. Wegen der linkshändigen Schrift war es etwas mühsam zu entziffern, aber das störte Lottka nicht, dauerte doch der Genuß des Lesens so noch etwas länger.

Wo war nun das blasse, ernste Mädchen hin, mit den stillen Augen und dem resignierten Zug um den Mund? Die dort am Fenster in dem alten Lehnstuhl saß, war jung, war selig vertieft — die küßte den Brief und versteckte ihn, wie jedes Mädchen thut, mit dem ersten Brief des Liebsten. — Und dann erschrak sie über sich selbst und sah sich scheu im Zimmer um. Aber wer sollte sie beobachten? Allein war sie, allein wie immer, bis zu der Zeit, wo Eugen Thorandt in ihr Zimmer und damit unabweisbar in ihr Leben getreten war.

Was es heißt, die Sorge und Verantwortung für ein anderes Menschenleben auf sich nehmen, das hatte sie nun deutlich empfunden, als etwas tief Beglückendes, denn die „ung'nügende Selbstsucht" ihres dumpfen Dahinlebens war ihr oft zum heimlichen Vorwurf geworden, ohne daß sie den Mut gehabt hätte, etwas daran zu ändern. Nun war sie ihr in den Weg gelegt, die Aufgabe, die sie von sich selbst abziehen sollte, und zu der Pflicht, die sie freien Herzens übernommen hatte, gesellte sich allmählich ein unbewußtes Gefühl des Rechts auf dieses andere Menschenleben.

Bis dahin war's unbewußt, es war ein holdes Hingeben an etwas Neues, Ungekanntes, für das sie keinen Namen gewußt hatte. Jetzt in der Trennungszeit, vor Eugens erstem Brief, kam plötzlich die Erkenntnis: das war nicht bloß Menschenliebe, Opferfreudigkeit, das war — Lottka lag plötzlich auf den Knieen vor dem alten Lehnstuhl und weinte. —

Eugen schrieb oft. Schöne lebendige Briefe, die eine Daseinsfreudigkeit atmeten, die ihn selber einmal in das ahnungsvolle Wort ausbrechen ließ: „Mit unserer alten Losung ist es vorbei! So wie mir's jetzt ist, mein' ich, ich könnt's nicht tragen, wieder „abseits" zu stehn. Hier bin ich einmal mitten drin im vollen Leben, und diese Wochen bedeuten Jahre für mich! Mein Schutzgeist, darf ich denn noch bleiben? Kann ich wirklich immer wieder aufs neue Ihre Großmut annehmen? Wär ich nicht überzeugt von Ihrer himmlischen Güte, es müßte mich ja zu Boden drücken! So aber weiß ich, Sie thun nichts halb. — Mein Arzt sagt: Noch vierzehn Tage, dann garantiere ich für völlige und dauernde Arbeitsfähigkeit. — Sie sehen, ich schreibe heute mühelos mit der Rechten, sende Ihnen auch die ersten Skizzen, die ich in dieser herrlichen Natur gemacht, — eine Menge anderer hab' ich schon mit den Augen erfaßt und brenne darauf, sie mit dem Stift festzuhalten. Wie freu' ich mich darauf, Ihnen das alles bei meiner Rückkehr zu zeigen und das erste glücklich ausgeführte Bild Ihnen zu Füßen zu legen. Und es wird gelingen! Sie werden nicht umsonst mein Leben gerettet

Digitized by Google

haben, Lottka, auch den Stern meines Glücks werden Sie zum Steigen bringen, ich fühl's!"

Natürlich blieb Eugen. Lottka schrieb selten und kurz, aber immer in demselben Sinn, daß er sich um nichts beunruhigen, sich nichts versagen solle, was dieser „Gesundbrunnen" ihm zu bieten habe. Und immer neue Geldsummen begleiteten die Briefe. Lottka war selig, daß sie es konnte, grade jetzt.

„Der Pold'l" hatte wirklich geholfen. „Kann sie die Andromache singen?" schrieb er an seine Schwester. „Ich führe in acht Tagen den Bruchschen Achilleus auf, — einmal hier, zehn Tage später in H—hausen — und mit unserer Diva vom Hoftheater hat's kürzlich a bissel gekracht. Da möcht' ich dem Racker ganz gern zeigen, daß auch noch andere Leute können, was sie kann. Also wenn Du und Dein Mann einsteht für die Fräul'n — wie heißt sie gleich? — da kann sie kommen, je eher, je lieber, wegen der Orchesterproben. Pro Abend 300 M."

Nun ging alles in höchster Eile vor sich. Lottka sang die Andromache sofort beim Geheimrat durch und fühlte, daß sie noch fest saß; die Geheimrätin kümmerte sich um die Toilette, da Lottka in diesem Punkt etwas hilflos und doch jetzt nicht zu stolz war, es gering zu achten — und dann reiste sie ganz mutig ab.

Nach der Generalprobe schon schrieb der Pold'l an seine Schwester:

„Hast mir a Perl' geschickt! Was fehlt denn dem Mäd'l, daß sich's so lang versteckt hat? Denn was sie kann, das ist doch nicht von gestern? Hab' ihr gesagt, das verständ' ich nicht, was sie da vorbrächt', und sie wär' a klein's Bissel verrückt."

Diese drastische Art des Herrn Kapellmeisters schien aber Lottka sehr gut bekommen zu sein; sie erzählte nachher lachend, ihr seien „die Leviten gelesen", aber die Recension zeigte, daß man ihr auch anderes gethan und sie aufrichtig bewundert und gefeiert hatte.

Und von da an, seit dieser neue Versuch in der Öffentlichkeit so glänzend geglückt war, fühlte Lottka den heimlichen Wunsch, es möchte hiermit nicht sein Bewenden haben, es möchte ihr noch einmal gelingen, festen Fuß zu fassen im Konzertsaal.

Um diese Zeit traf die musikalische Welt die Trauerkunde: Johannes Brahms war gestorben!

Überall regte sich's zu Gedächtnisfeiern, und Lottka, in ihrer tiefen Verehrung für den Meister des modernen Liedes, fühlte deutlich: da muß ich mit, da will ich dabei sein! Und dasselbe dachte ihr alter Freund, Geheimrat Voigtland.

„Weiß schon, warum Sie kommen," rief er ihr entgegen, als sie in den Tagen sein Zimmer betrat. „Jetzt gilt's, Lottka, wenn wir unserem Meister Johannes ein Requiem singen, müssen Sie in der vorderen Reihe sein."

„Glauben Sie wirklich, Herr Geheimrat, wird es möglich sein?"

„Ja, ich meine, jetzt muß eine Gelegenheit für Sie kommen, seine „Rhapsodie" zu singen. Diese Brahmsabende, die nun sozusagen improvisiert, nicht lange vorbereitet werden — da ist noch anzukommen. Ich mache das — ohne Sorge! Sie können's doch noch, Ihr ‚Abseits, wer ist's?'"

Ob sie es konnte! War ihr je eine Musik zu Fleisch und Blut geworden, wie diese?

Und der Geheimrat „machte es". In kurzem hielt Lottka eine schriftliche Aufforderung von einem der großen Gesangvereine Berlins in Händen, Ende Mai in einer Brahmsfeier mitzuwirken: das Altsolo in der „Rhapsodie".

Es war jetzt Anfang Mai, in wenig Tagen mußte Eugen Thorandt zurückkehren. Das und die Aussicht auf das Singen überwältigten sie fast, und sie kämpfte und arbeitete an sich herum, in dem peinigenden Gefühl: Nur es ihm nicht zeigen, nichts verraten! Er wäre im stande, sich für verpflichtet zu halten — seine Dankbarkeit so weit zu treiben — o Gott, verhüte ein solches Schicksal!

Nach der letzten schlaflosen Nacht erschien sie bleicher als je, mit tiefen Ringen um die Augen, und mit einem bittern Lächeln wandte sie sich rasch von ihrem Spiegelbilde ab. Auch die Erregung des Wiedersehens verschönte sie nicht; im Gegenteil, die Angst, ihr Gefühl zu verraten, verschärfte wieder den herben Zug in ihrem Gesicht, und die wenigen Begrüßungsworte thaten ihr selber weh, weil sie so

Digitized by Google

anders klangen, als das schlagende Herz es verlangte.

Aber konnte sie denn überhaupt reden? Erstarb ihr nicht das Wort auf der Zunge, angesichts dieser Erscheinung, die da aus dem halbdunklen Flur, wo sie ihm entgegengegangen, in ihr helles Zimmer trat? War es derselbe Mann, der vor etwas mehr als zwei Monaten hier auf dieser selben Schwelle zusammengebrochen war, ohnmächtig, hilflos, zu Tode erschöpft? Dieses jugendschöne Gesicht mit den strahlenden, blauen Augen, die damals tief in den Höhlen lagen, dieser lächelnde Mund, unter dem weichen, blonden Bart — die aufrechte Haltung und der wahrhaft frohlockende Klang in der Stimme, mit der er rief:

„Ein gesunder Mann steht vor Ihnen, Lottcka! Ach, das Leben ist doch gut und die Welt ist schön! Glücklich der, dem solche Genesung ward! — Wollen Sie einmal fühlen, wie kräftig meine Hand wieder ist?" Und er lachte, daß die schönen Zähne blitzten und drückte und schüttelte Lottcka's Hände, daß sie es fast schmerzhaft und doch beseligend empfand.

„Ich bin jetzt überzeugt," meinte sie lächelnd und machte sich los.

„Und nun, was fangen wir jetzt weiter mit Ihnen an?"

„Jetzt reden wir zunächst garnicht von mir, sondern von Ihnen, Lottcka! Sie sind bleich — ganz elend, Sie sind doch nicht krank gewesen und haben es mir verheimlicht?"

„Ich war nicht krank," antwortete sie ruhig.

„Aber Sie haben mir so wenig geschrieben, selten und kurz, während ich recht ein übermütiger Schwätzer war. Warum so wenig von Ihrem Singen? Ich hab' mich doch so gefreut, daß Sie nun wieder drin sind im Fahrwasser. Geben Sie acht, ich sagt' es schon: mit unserer alten Losung ist es aus, und die neue muß ‚vorwärts' heißen, oder ‚durch'!"

Er hatte wieder ihre Hände gefaßt und sah ihr leuchtend in die Augen. Sie aber zitterte und fühlte nur: er ist da, er ist da, und ich liebe ihn! Was er sonst sprach und schwärmte, verstand sie kaum — wo war in diesem Augenblick die Künstlerin mit der hochfliegenden Seele? Nichts war übrig als das liebende Mädchen, und die Worte ihrer klugen Freundin fielen ihr wieder ein: „Warum den Schatz vergraben?" Ach, sie mußte ihn doch vergraben einstweilen, nicht einmal ein verräterisches Funkeln durfte an die Oberfläche dringen.

Sie machte sich geschäftig am Tisch zu thun, wo sie ihren Gast bewirten wollte, und dieser benahm sich ganz wie einer, der „nach Hause kommt". So saßen die zwei durch ein seltsames Schicksal auf einander Angewiesenen, in der sonnigen Mansarde hoch über dem brausenden Berlin, wie auf einer stillen Insel. Thorandt erzählte und Lottcka hörte zu, bis sie die Rollen tauschten und er sich ausbat, nun seinerseits zuhören zu dürfen, daß Lottcka ihm vorsingen möchte.

Sie that es, und was weder Augen noch Worte bekannt hatten, das sprach geheimnisvoll aus den Liedern, in denen die gefangen gehaltene Seele der Einsamen jauchzte und schluchzte.

Der Abendschein fiel wieder auf ihren dunklen Kopf und ihre leicht geneigte Gestalt, wie damals, als er sie zuerst gesehen hatte. Als sie die Finger von den Tasten gleiten ließ, kniete er schon neben ihr, küßte ihre Hände, und sagte mit der begeisterten Zuversicht, die heute aus seinem ganzen Wesen sprach: „Nun wird die Welt es glauben, daß Sie eine große Künstlerin sind — nun kommt der Ruhm!"

Lottcka zuckte zusammen und wandte sich ab. Ruhm! Nichts als Ruhm?

* * *

Die nächsten Tage vergingen in vielgestaltiger Geschäftigkeit. Eugen mußte eine neue Wohnung suchen, denn sein altes Zimmer war inzwischen besetzt. Es gelang ihm aber, in derselben Straße, in der Lottcka wohnte, eins zu finden, daß er doch täglich zu ihr heraufspringen konnte ohne viel Zeitverlust. Denn Zeit! Zeit! war jetzt sein beständiges Denken; wie viel verlorene Wochen hatte er einzuholen! Auch schwirrte ihm buchstäblich der Kopf von Ideen, die nach der langen Unthätigkeit zur Gestaltung drängten.

Übrigens that er geheimnisvoll mit der Arbeit, die er augenblicklich vorhatte, und nur seine Reise-Skizzen brachte er Lottcka, landschaftliche Eindrücke und Porträts aus der Wiesbadener Gesellschaft, wo er sich zum ersten-

Digitized by Google

mal im Leben sorglos hatte anschließen und hingeben dürfen.

In dem großen Familienhotel war er mit allen möglichen Leuten in Berührung gekommen, mit Herren und Damen, Künstlern, Ausländern, kurz mit der ganzen bunt internationalen Gesellschaft eines Weltbades.

Er wußte ganz ergötzlich davon zu erzählen, selbst erstaunt über die gesellige Ader, die sich in dieser Zeit bei ihm gezeigt hatte. Er meinte, und Lottcka stimmte ihm bei, daß nur die Ungunst seiner bisherigen Verhältnisse ihn zum menschenscheuen Abseitswanderer gemacht hätte, daß sich nun in Licht und Freiheit eine ungeahnte Freudigkeit seiner Natur entwickelt habe.

„Mein Werk!" sagte sich Lottcka selig, aber dann seufzte sie, und es war, als müsse sie hinzufügen: „Für mich blüht sie doch nicht auf, diese große, freudige Fülle."

Aber sie gab dem nicht nach. Sie spannte sich selbst aufs äußerste an, denn der Brahmsfeier wollte sie noch ihren ganzen Menschen widmen, das war sie sich und dem großen Toten schuldig.

Dann — was dann kam, davor hielt sie in Gedanken still.

Lottcka übte und Eugen malte; sie ging in ihre Proben, und er sicherte sich seinen Platz in der Kunstausstellung. Am Morgen des Konzerttages kam er zu Lottcka herauf, zu ganz ungewohnter Stunde, da er um diese Zeit sonst stets arbeitete. Heute aber kam er mit dem Ruf: „Fertig!" hereingestürzt, und „Lottcka", fügte er hinzu, „jetzt müssen Sie kommen und als erste das Bild sehen, Sie, der es gewidmet ist, Sie müssen Ihren Segen darüber sprechen."

Seine freudige Erregung teilte sich Lottcka mit und ließ sie für den Augenblick ihr eigenes Lampenfieber vergessen. So ging sie mit ihm, zum erstenmal in sein „Atelier", wie er mit scherzendem Stolz sagte. Es war ein ebenso ärmlicher Raum, wie der vorige, doch jetzt belebt von des schaffenden Künstlers Hand. Mehrere Staffeleien, Skizzen und Bilder; fehlte nur der phantastische Schmuck, der bei einem modernen Atelier fast unerläßlich scheint.

Das Morgenlicht fiel in breitem Strom herein, auf zwei mäßig große Bilder, die auf einer Staffelei neben einander standen, vor die der junge Maler Lottcka führte. Sie, die außer seinen Reiseskizzen noch nichts von ihm gesehen hatte, stand völlig stumm; aber ihre Augen wurden größer und größer, und ihre Hand streckte sich unwillkürlich nach der seinen aus. Er hielt sie mit sanftem Druck, und den andern Arm leicht um ihre Schulter legend, las er halblaut die Worte, die unter dem ersten Bilde standen:

„Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn."

Das Bild stellte eine dunkle Waldgegend dar, die sich im Vordergrunde lichtet. Zwischen den Bäumen tritt ein Jüngling hervor. Der Blick ist gesenkt, schlaff die Haltung, Willenlosigkeit der Ausdruck der ganzen Gestalt. Dicht zusammen treten die Stämme des Hochwaldes, zwischen denen geheimnisvolles Dämmern webt, während links in matter Färbung der Anfang einer Ebene angedeutet ist.

Auf dem zweiten Bilde dieselbe Gestalt, zu Boden gesunken, um ihn die „Öde", weites, kahles Haideland mit einem dunstig rötlichen Horizont, über dem sich leichte Wolkengebilde heben. In diesen Wolken erscheint, unendlich zart angedeutet, eine unirdische Gestalt, ein Gesicht, dessen Augen mit himmlischem Erbarmen sich der Erde zuwenden. In den Armen hält sie ein phantastisches, harfenähnliches Instrument, dem sie leise Töne zu entlocken scheint.

Und der Jüngling horcht! Während der Körper in tödlicher Erschöpfung hingestreckt ist, scheint der Kopf sich eben auf der linken Hand aufgerichtet zu haben. Die Augen sind groß aufgeschlagen, noch schmerzvoll, aber die Stirn hat sich wie unter sanfter Berührung geglättet, und um den Mund liegt schon das Lächeln des Erlöstseins.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmbar —
So erquicke sein Herz.
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste —

Digitized by Google

liest Eugen und fährt dann leise fort: „Fühlen Sie, Lottka, daß Ihnen dies Bild gewidmet ist und meinen ganzen Dank ausspricht? Denn, wenn es anerkannt wird, dann muß es meine Zukunft, mein neues Leben begründen, und dann sind Sie es, der ich dieses Leben danke!"

Lottka steht noch immer stumm, kaum merklich zuckt ihre Wimper, als würde sie schwer von andringenden Thränen, die doch nicht fallen sollen. Sie sagt ihm nicht, wie er ihr neulich: Jetzt kommt der Ruhm —. Sie ist unfähig eine Bewegung zu machen, ein Wort hervorzubringen, weil sie meint, jeder Laut müsse sie verraten. Da beugt Eugen sich plötzlich vor und sagt unruhig:

„Wie Sie zittern, Lottka, und so blaß! Ich war egoistisch, ich hätte nicht heute mit meinen Sachen kommen müssen, heute, wo Sie Ihre ganze Kraft nötig haben für den Abend. Vergeben Sie mir — es war mir so, als gehörte dies Bild auch zum heutigen Tage."

„Und Sie haben recht," sagt sie jetzt leise und fest, „heute gehen wenigstens unsere Geister Hand in Hand."

„Und einer denkt des andern im Schaffen, nicht wahr, teure Lottka?"

„Ja," sagt sie fest, und aus ihren Augen bricht die volle Schönheit des vergrabenen Schatzes zum erstenmal rückhaltlos hervor. Aber sein Blick ist gehalten, er sieht es nicht. Er hat sich schon wieder kritisch seinem Bilde zugewandt, auf das ein neuer Lichtreflex fällt, während er Lottka wie in Gedanken noch festhält.

„Ich möchte jetzt nach Hause," murmelt sie. Er will sie begleiten, doch sie wehrt es ab und meint, sie müsse sich jetzt möglichst ruhig halten und bis zum Konzert so wenig wie möglich sprechen.

Wie der Abend da ist, fühlt sie sich merkwürdig gesammelt. So wie Eugen eine Art Wendepunkt in dem Erfolg seines Bildes erwartet, so Lottka von ihrem Konzert. Nach all dem Schweben und Schwanken der letzten Zeit bringt sie ihr tiefstes, sehnsüchtiges Selbst noch einmal zum Schweigen und ist nur da für ihre Aufgabe.

Wie sie das Podium vor einem dicht besetzten Zuhörerraum betritt und das bekränzte Bild von Johannes Brahms sieht, ist ihr's, als hätte sie „seines Geistes einen Hauch verspürt."

Wie sie singt! Der verewigte Meister wäre zufrieden gewesen. Selbst der kritische Mann am Dirigentenpult kann nicht umhin, ihr während eines kurzen Zwischenspiels zuzunicken. Das übertrifft ja alle Proben! Daß die Stimme so groß und volltönig ist, das weiß er schon; aber die Seele der Sängerin scheint heute über sich selbst hinauszuwachsen.

Jetzt fallen die Männerstimmen ein. Und über dem ganzen, vollen Chor schwebt immer die dunkle, warme Stimme, bis es endlich ausklingt: „So erquicke sein Herz."

Daß Publikum und Kritik jetzt nicht mehr nur von einer „annehmbaren Leistung" sprechen werden, sagt Lottka sich kaum. Auch ob ihr Äußeres etwa heute ein anderes ist als damals, kommt ihr nicht in den Sinn. Undeutlich hört sie die Glückwünsche und vielfachen Reden um sich her, mechanisch lächelt und dankt sie, aber ganz bewußt lehnt sie jede Aufforderung ab, sich den übrigen Künstlern, dem Verein anzuschließen zu einer kleinen Nachfeier.

Nach Hause, nur jetzt nach Hause, denkt sie und strebt ihrem Wagen zu.

Eugen hat sie nicht gesehen im Saal, sie weiß seinen Platz nicht, aber jetzt, wie sie über den Korridor geht, erkennt sie ihn von fern im Wirrwarr der Garderobe. Ist er nicht eben einer Dame behilflich, in ihre Umhüllung zu gelangen? Lottkas Fuß stockt einen Augenblick. Ja, er legt ein weißes Mäntelchen mit einem rosa Seidenkapuzchen um eine junge Gestalt. Das Gesicht sieht Lottka nicht, nur ein goldschimmerndes, hochgetragenes Köpfchen.

Ein zufälliger Ritterdienst? „Ich will ihn nicht beobachten," sagt sie leise und errötet vor sich selbst.

Nun ist sie im Wagen und eine Viertelstunde später zu Hause. Rasch ist das Zimmer erleuchtet — ihre Blumen fallen unbeachtet auf den Tisch; sie sinkt in den alten Lehnstuhl. Äußerlich ist nun Ruhe eingetreten, aber in ihrem Innern dauert die Spannung fort. Während sie kein Glied bewegt, scheint sich ihre ganze Kraft in ihrem Ohr zu konzentrieren.

Digitized by Google

Er muß ja kommen! Muß?! Nein, aber er wird kommen. Es ist noch früh, das Konzert war vor neun Uhr zu Ende — er kann nicht so schnell hier sein wie sie, die gefahren ist - - aber jetzt jeden Augenblick — es ist noch immer früh — die Minuten schleichen — sie ist ja eben erst hereingekommen — wie? es schlägt schon 10. Da — ein Schritt auf der Treppe — doch!

Lottcka ist aufgesprungen und steht atemlos mitten im Zimmer. Das weiße Seidenkleid fließt an ihr nieder, und mit dem Schimmer der Begeisterung im Antlitz sieht sie, die ihr Äußeres selbst mißachtet, doch aus wie eine junge, selige Braut.

Aber das Klopfen an der Thür klingt nicht wie von Eugens Hand, und der da eintritt, ist nur ein Bote.

„Ein Brief für Frl. Lottcka Boehm," sagt er geschäftsmäßig und geht wieder. Lottcka tritt mit dem Brief an die Lampe. Ja, es ist Eugen Thorandts Hand, die große, kühne, vielgeliebte Schrift! Wie sie öffnet, sieht sie nur wenige Zeilen.

„Lottcka, teuerste Freundin, Sie haben sich selbst übertroffen! Alles ist hingerissen, Ihr Name ist in aller Mund — ich sagte Ihnen ja, jetzt kommt der Ruhm. Sein Sie nicht böse, daß ich heute nicht mehr komme; denken Sie, ich habe Freunde aus Wiesbaden getroffen, die nur kurz auf der Durchreise hier sind, und die — doch morgen erzähl' ich Ihnen alles. Nicht wahr, Sie verzeihen? Gute Nacht, Lottcka, ruhen Sie gut nach der Anstrengung und träumen Sie von Ihrem Ruhm! E. Th."

Ruhm!! — Sie hat es laut gerufen und dann den Kopf auf den Tisch gelegt, auf jenes Blatt Papier, lange, lange.

* * *

Am nächsten Tage kommt er früh. Aber wenn er stürmisch auf sie zufliegt, ihre beiden Hände küßt und in den wärmsten Ausdrücken seine Bewunderung über den gestrigen Abend ausspricht — nun kommt es zu spät. Der große Augenblick der Künstlerin ist vorüber und — hat sie einsam gefunden. Wohl zitterte in dieser Stunde noch einmal ein Nachhall davon in ihr, sie erkennt auch seine ehrliche Freude, aber — war es denn nur das, nur die Begierde nach seiner Anerkennung, was gestern in ihr brannte?

Was war's, das ihrer Stimme den Schmelz gegeben? Was war's, das selbst ihre Erscheinung, die blasse, reizlose Gestalt verklärt hatte? — Ja, zwischen dem Gestern und Heute liegt eine schlaflose Nacht, nun ist sie wieder die herbe Lottcka, der Schatz ist wieder versunken.

Aber sie bemüht sich, sie fragt nach seinen Erlebnissen, seinen Freunden aus Wiesbaden und erfährt, daß es jene amerikanische Familie ist, die er öfter erwähnte. „Mit der schönen Tochter?" „Ja." Nun weiß Lottcka, daß die goldhaarige Gestalt mit dem hellen Kapuzenmäntelchen Evelyn Granton gewesen ist.

„Da werden Sie jetzt alle Zeit diesen Freunden widmen müssen," sagt sie einfach, „Sie dürfen ja jetzt feiern, da Ihre Bilder fertig sind; genießen Sie die Tage recht. Bleiben die Grantons bis zur Eröffnung der Ausstellung?"

„Ja, sie wollen mein Bild sehen. Und — vielleicht erreiche ich es noch, daß ich Miß Evelyn malen darf."

„Das wäre ja ein Glück für Sie, Thorandt."

„Ja! Übrigens — ich habe so sehr den Wunsch — darf ich Sie nicht mit Miß Evelyn bekannt machen?"

Lottcka thut einen kurzen, tiefen Atemzug und sagt dann freundlich: „Gewiß, wenn Miß Granton es auch wünscht."

„O, ich sagte ja; sie ist begeistert von Ihrem Gesang, auch habe ich ihr in Wiesbaden so viel von Ihnen erzählt —"

„Und mir so wenig von ihr," unterbricht Lottcka mit leisem Vorwurf, „doch das ist nachzuholen. Also richten Sie unser Bekanntwerden ein, wie Sie wollen, und nun entschuldigen Sie mich, ich muß fort."

* * *

In der Kunstausstellung im zweiten Saal, an günstiger Stelle, günstig beleuchtet, stehn auf einer Staffelei Eugen Thorandt's zwei Bilder, die er mit dem Gesamtnamen „Abseits" bezeichnet hat.

So oft der junge Maler durch die Säle geht, kann er sich an der Thatsache erfreuen, daß sein Werk nicht übersehen wird. Immer drängen sich Zuschauer davor, und es ist der Gegenstand lebhafter Gespräche.

Digitized by Google

Von den Malern preisen die einen den eigenartig koloristischen Reiz des zweiten Bildes, die gelbrote, dunstige Atmosphäre über der Ebene, andere die meisterhafte Zeichnung des Jünglings. Die Luftgestalt in den Wolken giebt Anlaß zu allerlei Debatten — hier ist erreicht, was Thorandt an seinen früheren Bildern als Mangel bezeichnet hat — es läßt sich etwas „hineingeheimnissen".

Den Goethekennern ist es durchaus kein Geheimnis; sie meinen: man könne die „Öde" fast greifen, man sähe „die Sträucher zusammenschlagen" und „das Gras wieder aufstehn."

Die Musikalischen lesen die Worte: „Aber abseits, wer ist's?" Ach, das schöne Ding von Brahms, das die Lottka Boehm so herrlich vortrug! Haben Sie die Recension gelesen?" Und sie gehen in die Musikalienhandlung und holen sich den Klavierauszug von der „Rhapsodie", sie werden auch auf ihre Weise angeregt von dem Thorandt'schen Bilde.

Dann kommt eine glänzende Besprechung, mehrfache Nachfragen bei dem jungen Künstler, Kaufangebote — und dann der Moment, wo er strahlend in Lottkas Zimmer stürzt, und diesmal ohne Halten ihr zu Füßen.

„Alles erreicht!" ruft er und lehnt sein glühendes Gesicht an ihr Knie. „Alles! Mein Bild verkauft, von der Jury die Medaille und dann — ach Lottka, alles durch Sie, alles aus Ihrer Hand — auch Evelyn!

Ich versprach sie Ihnen zu bringen, aber daß ich sie Ihnen gleich als meine Braut zuführen würde, das wagte ich nicht zu hoffen. Lottka, Sie, die Sie mir in meiner Verlassenheit die Nächste auf Erden gewesen sind, Sie müssen nun auch mein neues Glück weihen!"

Aufsprang der leidenschaftlich Erregte, und da schob sich auch schon durch den Thürspalt der goldhaarige Mädchenkopf, den Lottka einmal von fern in der Garderobe gesehn, eine anmutvolle Gestalt erschien, und wie das Bild der Jugend und des Glücks eilte Evelyn Granton auf Lottka zu, ihrem Verlobten keine Zeit lassend zu irgend welcher Vorstellung. Sie machte es grade so, wie vorhin Eugen, sie kniete vor Lottka und sprach mit einem reizend fremdartigen Deutsch auf sie ein:

„Ich kenne Sie schon lange, und ich liebe Sie, o so viel! Sie haben Eugen gesund gemacht und zum wahren, großen Künstler! Seinen Schutzengel hat er Sie immer genannt, nun müssen Sie auch der meine werden. Denn wenn Sie sich nicht freuen, wenn Sie seine Evy nicht lieben wollen — o Lottka, Sie weinen —?"

Was Lottka geantwortet auf diesen reizenden Ansturm zweier Glücklichen, sie hat es später nie gewußt. Aber daß es höhere Kräfte giebt, die in entscheidenden Augenblicken plötzlich in uns wirken, hat sie sich immer wieder mit inbrünstigem Dank bekannt.

In der Stunde, wo ihr Herz, ihr großes, warmes Herz von dem ahnungslosen Egoismus, den alle glücklich Liebenden besitzen, zerrissen ward, hat sie dieses Herz mit starkem Wollen bezwungen.

Nachdem das Paar, selig und ahnungslos wie bisher, das Zimmer verlassen, schließt Lottka einen Moment die Augen. Ihr ist, als habe sie zu lange in die Sonne gesehen. Und nun will eine große Dunkelheit hereinbrechen, eine große „Öde".

Doch sie wehrt sich. „Nicht versinken, nicht versinken! Zu lange ging es abseits, jetzt nicht mehr die Wege vermeiden, wo die anderen Wanderer gehn, es ist ihr ja bewußt, daß sie mitgehen darf — nicht in dem großen Haufen, sondern in der kleinen Zahl der Auserwählten, die um den Preis ringen."

Sie nimmt einen Brief vom Tisch, den sie heute vom Geheimrat Voigtland erhalten, der ihr die Besprechung eines namhaften Kritikers mitteilt und selber hinzufügt: „Jetzt nicht nachlassen! Jetzt gilt kein Zagen, keine Laune, keine Stimmung — vorwärts muß die Losung sein! Wir wissen jetzt ganz genau, was Sie können, was Sie sind. Wenn die Jüngeren um die Berechtigung ringen, einmal die „Erbschaft" unsrer großen Toten antreten zu dürfen — wollen Sie irgend jemand den Vorrang einräumen?"

Lottka legt den Brief hin und flüstert: „Ich will sie antreten, die Erbschaft."

Digitized by Google

Rosa Bonheur.

(† 25. Mai 1899.)

Selbstbiographie.

Nachdruck verboten.

Deutsch von **Wilhelm Thal.**

Ich bin in Bordeaux in der Straße Saint-Cathérine am 16. März 1822 geboren. Ich war die Älteste von vier Kindern. Mein Vater war erst 22 Jahre alt, als ich zur Welt kam; er gab Zeichenunterricht. Wir wohnten mit den Eltern meiner Mutter zusammen, „Pépé" und „Mémé", wie man in Bordeaux sagte. Alle Sonntag speisten wir zusammen auf dem Lande, in der Umgegend der Stadt. Wir hatten damals zu intimen Freunden die Figueros und die Silvelos. Bei ihnen trafen wir viele Freunde und Künstler, und ich erinnere mich noch immer an den Dichter Moratin, den man den „hübschen, kleinen Kohl" nannte. Wie viel schöne Erinnerungen habe ich von dieser glücklichen Zeit behalten, in der ich das Recht hatte, ungehindert überall hinzugehen. Eines Tages wagte ich mich soweit von uns fort, daß ein Nachbar mich auf dem Platz des Quinconces fand und nach Hause zurückbrachte, wo schon alles in Aufregung war. Auf dem Lande verlor man mich im Gehölz, oder ich lief den Tieren nach. Ich war nicht zu bändigen. Um keinen Preis wollte ich lesen lernen, doch ich zählte noch keine vier Jahre, da fühlte ich schon eine wahre Leidenschaft für das Zeichnen und beschmierte die weißen Wände, soweit ich sie erreichen konnte, mit meinen Skizzen; großen Spaß machte es mir auch, Gegenstände aus Papier auszuschneiden. Übrigens waren es immer dieselben; zuerst machte ich mir lange Streifen, dann schnitt ich mit meiner Schere in erster Reihe den Schäfer aus, dann den Hund, dann die Kuh, dann den Hammel, dann den Baum, stets in derselben Reihenfolge. Ich habe bei diesem Zeitvertreib ganze Tage zugebracht.

Im Jahre 1829 forderten die Silvelos, die mehrere Monate vorher Bordeaux verlassen hatten, um sich in Paris niederzulassen, meinen Vater auf, ebenfalls nach Paris zu ziehen, indem sie ihm zu verstehen gaben, es würde ihm viel leichter fallen, sich in der Hauptstadt Stunden zu verschaffen. Unsere Abreise wurde beschlossen. Der arme „Pépé" war zu alt, um mitzukommen, doch „Mémé" begleitete uns. Es war eine herzzerreißende Szene, als ich meinen alten Großvater verließ. Schließlich stiegen wir in die Postkutsche und brauchten zwei Tage und drei Nächte, um nach Paris zu kommen. Die Silvelos hatten ein Pensionat junger Leute. Die meisten ihrer Schüler waren Spanier, Südamerikaner oder Kinder aus den Kolonieen. Dank Herrn Silvelo fand mein Vater bald Arbeit. Geoffroy Saint-Hilaire, der berühmte Naturforscher, ließ ihn naturgeschichtliche Bilder zeichnen, auch gab er in mehreren Familien Unterricht und wurde sehr geschätzt.

Wir wohnten zuerst in der Rue Saint-Antoine, wo unsere Wohnung, die sich über einer Badeanstalt befand, noch heute existiert. Die ersten Tage unseres neuen Lebens waren sehr hart. Paris mißfiel mir, sogar das Brot erschien mir schlecht und geschmacklos im Vergleich zu dem von Bordeaux, das so schön gesalzen war. Dann sehnte ich mich auch nach der Sonne meiner Vaterstadt zurück. In unserm Hause in

Digitized by Google

der Rue Saint-Antoine befand sich eine Schule, die von Herrn Antin geleitet wurde, der Jansenist war. Als der alte Vater Antin sah, daß ich so garnichts that, schlug er meinem Vater vor, mich als Schülerin aufzunehmen, und ich trat mit meinen Brüdern Auguste und Isidore in seine kleine Knabenabteilung. Ich war durchaus nicht eingeschüchtert, weil ich nur Jungen zu Kameraden hatte. Wenn wir im Garten der Place Royale spielten, war ich die Rädelsführerin und schreckte auch nötigenfalls vor einer Prügelei nicht zurück. Das dauerte bis zum Jahre 1830. Die Juli-Kanonen donnerten, als meine Schwester Juliette geboren wurde. Ich übertreibe nicht, wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, denn vor unserer Thür hatte man ein Artilleriegeschütz aufgepflanzt, das den Bastillenplatz bestrich. Es hätte wenig gefehlt, so hätte auch ich zur Zahl der Opfer des Kampfes gehört. Mein Vater war auf die große Thür des Thorweges geklettert, um den Fortschritt des Kampfes während der Kanonade zu verfolgen. Beim ersten Schuß fand eine so heftige Erschütterung statt, daß das Wackeln der Thür ihn neben mir niederfallen ließ. Ich erinnere mich noch an den Angriff der königlichen Garde und an das Siegesgeschrei der Kämpfer, die sie zurücktrieben. Dann erfuhren wir, daß der König Paris verlassen hatte.

Nach 1830 ging es uns sehr schlecht. Mein Vater hatte keine Stunden, und 1832 wurde die Situation noch schlimmer, als die Cholera ausbrach. Das war schrecklich. Die Karren mit den Toten zogen den ganzen Tag durch die Straßen. Als es wieder ein bißchen besser wurde, zogen wir in ein altes Haus der Rue des Tournelles, das noch aus der Zeit Ludwigs XIII. stammte. Eine alte Steintreppe führte zu unserer Wohnung. Es war so düster, daß ich mich fürchtete, allein hinaufzugehen, namentlich weil über uns ein Leichenbitter wohnte. Seine Frau machte Bälle und andere Kinderspielzeuge. Den Stoff zu den Bällen kaufte sie von Madame Micas. Die hatte eine kleine Tochter, der ich einmal im Garten der Place Royale begegnet war. Wir sahen sie sehr oft, die arme Kleine, mit ihrem kleinen, komischen Hut, über den wir lachen mußten, und dem großen, grünen Schirm, den sie zum Schutze ihrer Augen trug. Wir in der Schule Antin waren damals alle mitleidslos und machten uns über sie und ihr kränkliches, leidendes Aussehen lustig. Und dieses kleine, leidende Geschöpf war Natalie Micas, die später meine beste Freundin werden sollte.

Im Jahre 1835 starb meine arme Mutter, und ich kann sagen, daß ihr Tod der größte Kummer meines Lebens war. Meine Tante sorgte für mich und brachte mich bei einer ihrer alten Freundinnen, Madame Pèlerin, in Pension; doch ich konnte es nicht ertragen, von den Meinigen getrennt zu leben, und mein Vater mußte mich wieder zu sich nehmen. Kurz darauf kam ich zu einer Modistin, Madame Ganiford, in die Lehre. Doch ich hatte keine Veranlagung für die Näherei, und anstatt auf meinem Stuhle im Atelier der Madame Ganiford sitzen zu bleiben, ging ich zu ihrem Manne, der Patronenhülsen für Jagdgewehre anfertigte. Ich drehte das Rad, und das gefiel mir weit besser, als Kanten und Säume zu nähen. Deshalb blieb ich auch nicht lange bei meiner Prinzipalin. Mein Vater, der von seinen Stunden ganz in Anspruch genommen war, hatte gar keine Zeit, sich um mich zu kümmern, und ich war fast ganz auf mich selbst angewiesen. Er war befreundet mit Herrn und Frau Brisson, die heraldische Malerei betrieben und Platten aller Art kolorierten. Madame Brisson nahm mich einmal mit in ihr Haus, und da sie sah, daß ich Neigung für solche Arbeiten hatte, so gab sie mir leichte Zeichnungen, kaleidoskopische Ansichten und anderes zu kolorieren. Ich verdiente einige Sous, armselige kleine Sous, an die ich nicht ohne Rührung denken kann. Wie amüsant und originell war diese Madame Brisson! Sie war Mutter dreier Knaben und konnte sich nicht darüber trösten, daß sie keine Töchter hatte. Um sich darüber hinwegzutäuschen, hatte sie ihre Jungen im Familienkreise umgetauft und ihnen weibliche Namen gegeben; der jüngste, mein Lieblingskamerad, hieß Eleonore.

Doch ich wurde größer, und mein Vater, der wünschte, ich solle nicht so unwissend bleiben, schickte mich in ein Pensionat. Ich kam zu Madame Gibert in der Rue de Reuilly und wurde dort ein richtiger Zankapfel, denn meine Jungensmanieren

Digitized by Google

übten einen bedauernswerten Einfluß auf meine Genossinnen aus. Eines Tages schlug ich ihnen in der Freistunde vor, Krieg zu spielen. Wir verschafften uns Holzsäbel und ich befehligte den Angriff der Kavallerie. Wir richteten ein wahres Gemetzel in dem Rosenbeete an, das den Stolz des Herrn Gibert bildete. In kurzer Zeit lagen die schönsten Rosen am Boden. Dieser Streich machte das Maß voll; Herr und Frau Gibert weigerten sich, den Störenfried noch weiter zu beherbergen, und man brachte mich wieder zu meinem Vater zurück.

Wir waren nach der Rue des Tournelles zurückgekehrt. Der erste Stock des Hauses war in ein Maleratelier umgewandelt worden, und während mein Vater in ganz Paris Unterricht erteilte, arbeitete ich, so gut es ging, allein. Als er eines Abends nach Hause zurückkehrte, fand er mich, wie ich eben mein erstes Bild nach der Natur, Kirschen darstellend, beendete. „Aber das ist ja sehr hübsch," sagte er, „und du mußt dich in Zukunft ernsthaft daran machen." Ich fing nun an, Kupferstiche zu kopieren. Ach, um wieviel angenehmer war mir das, als Grammatik und Arithmetik zu studieren! Sonntags ging ich mit meinem Vater und seinem unzertrennlichen Freunde J. Mathieu, einem bedeutenden Bildhauer, aus. Wir machten große Ausflüge in die Umgegend von Paris. Meine Brüder waren mittlerweile herangewachsen, und um ihre Pensionskosten zu bestreiten, gab mein Vater Zeichenunterricht. Um mehr in ihrer Nähe zu sein, zogen wir in das Faubourg du Roule. Das war im Jahre 1841. Neue Wohnung, neue Nachbarn, neue Bekanntschaften! Hier trat mein Vater in Verbindung mit Herrn Saint Germain le Duc, der ein Freund Balzacs war, mit den Czartoriskys und Feuillet de Conches. Die Prinzessin Czartoriska hatte ihr Hotel ganz in unserer Nähe. Oft brachte die Prinzessin Adam, die in Paris als Exilierte lebte, einen Nachmittag bei uns im Atelier zu. Sie machte schöne Stickereien, die sie verkaufte, um die geflüchteten armen Polen zu unterstützen. Sie hatte ein sehr gutes Herz, und ihre Protektion verschaffte meinem Vater einige Schüler, so daß unsere pekuniäre Lage sich besserte. Unser bescheidenes Atelier war der Sammelplatz der angenehmsten Gesellschaft. Ich erinnere mich noch an eine kleine, niedliche, exzentrische englische Dame, die Frau des Admirals, der den „Bellerophon" befehligte, auf dem Napoleon I. sich nach St. Helena einschiffte. Sie wollte mich nach Versailles mitnehmen, und ihr verdanke ich mein erstes weißes Kleid. Einige Zeit darauf gab ich der Prinzessin Ida Czartoriska Zeichenunterricht; doch ich muß sagen, daß wir nichts weiter thaten, als über den Parkettboden der großen Gallerie zu rutschen. Mein Großvater hatte Recht, als er zu meiner Mutter sagte: „Du glaubst, eine Tochter zu haben? Irrtum! Rose ist ein Junge in Unterröcken."

Um dieselbe Zeit begann ich im Louvre zu arbeiten. Mein Kostüm und mein Benehmen hatten mir von Seiten der Saalaufseher den Zunamen „der kleine Husar" eingetragen. Mein Frühstück bestand regelmäßig aus einem Brödchen für einen Sou, und für zwei Sous Bratkartoffeln mit einem Becher Wasser, das ich aus dem Springbrunnen des Hofes schöpfte.

Im Jahre 1845 zogen wir in die Rue Rumford. Mein Vater hatte sich wieder verheiratet und ich setzte meine künstlerische Ausbildung fort, indem ich tüchtig in dem Viertel von Paris arbeitete, das sich hinter dem Park Monceau erstreckt und damals nur Felder, Pachthöfe und Meiereien zeigte. Ich studierte hier die Kühe, die Hammel und die Ziegen. In Villiers, in der Nähe des Parkes von Neuilly, hatte ich ein reizendes Fleckchen entdeckt. Ich zog zu einer braven Bäuerin und blieb hier mehrere Monate. Über meine ersten Versuche berichten, hieße die Geschichte aller Künstleranfänge wiederholen; ich unterlasse es deshalb lieber.

Im Salon stellte ich zum erstenmal im Jahre 1845 ein ganz bescheidenes Bild, Kaninchen darstellend, aus. Im folgenden Jahre machte ich eine Reise nach der Auvergne, wo ich die Skizzen entwarf, die mir zu meinem Bilde aus dem Jahre 1847 „Rote Ochsen vom Cantal" dienten, das mir meine erste Auszeichnung, eine Medaille dritter Klasse, einbrachte. Zwei Jahre später erwies mir der Herzog von Aumale die Ehre, mich nach Chantilly einzuladen. Beim Dessert zeigte ich ihm, während ich eine Cigarette rauchte, die armselige kleine Medaille mit dem Bilde seines Vaters, des

Digitized by Google

Königs Louis Philippe. „Sie hat Ihnen Glück gebracht," sagte er, und dem war wirklich so.

Mein Vater war gebeten worden, die Portraits mehrerer Mitglieder der Familie Micas zu malen, und bei dieser Gelegenheit fand ich auch Natalie, das kleine Mädchen von der Place Royale mit dem grünen Schirm, wieder. Seitdem haben wir uns zärtlich wie zwei Schwestern aneinander angeschlossen. Sie nahm sich meiner Kleider an und besserte sie aus. Ich brachte sie mit meinen Geschichten über unser Zigeunerleben zum Lachen. Sie schalt mich aus, hielt mir Vorträge und verhätschelte mich. Ich bedurfte ihrer guten Ratschläge gar sehr, denn mein Vater, der der beste Mensch von der Welt war, hatte nur wenig Einfluß auf mich. Unser Atelier war ein wirres Durcheinander von allem möglichen Trödel. Wenn nun mein Vater Geld für seine Arbeit erhielt, nahm er eine Handvoll davon und warf sie in dieses Chaos. Kamen dann die Tage, wo wir keinen Sou mehr hatten, so suchten wir in dem Haufen und fanden manchmal ein Fünffrankstück, das uns vor dem Hungertode schützte.

Ich arbeitete fleißig. Um mich in dem Studium der Natur zu vervollkommnen, brachte ich ganze Tage in dem Schlachthause des Faubourg du Roule zu. Man muß schon eine große Begeisterung für seine Kunst haben, um in diesem gräßlichen Milieu und unter diesen plumpen Leuten leben zu können. Sie waren erstaunt, daß ein junges Mädchen sich für ihre Arbeiten interessierte und machten mir den Aufenthalt so unangenehm wie möglich. Doch wer recht handelt, ist nie verlassen; mir kam die Vorsehung in der Person des Herrn Emile, eines athletisch gebauten Schlächters, zu Hilfe, der erklärte, wer sich nicht höflich mir gegenüber benehmen würde, bekäme es mit ihm zu thun.

Endlich hatte ich Glück. Der Gemäldehändler Tedesco kaufte mir eins meiner Gemälde ab, die Verwaltung der „Schönen Künste" bestellte eine Flucht nach Ägypten, und außerdem malte ich einen „Schäfer und seine Herde, vor dem Sturm Zuflucht suchend", den ich sehr gut verkaufte. Schließlich hielt noch, um das Glück voll zu machen, ein Droguist um meine Hand an. Ich hatte jedoch keine Neigung für die Droguerie und lehnte ab. Die Lage meines Vaters war ebenfalls besser geworden, doch der Tod entriß ihn mir, als wir eben anfingen, glücklich zu werden. Im Jahre 1858 kaufte ich die Besitzung By im Walde von Fontainebleau, wo ich noch heute wohne. Ich bezahlte dafür 50 000 Francs und ließ ein großes Atelier bauen. Der Kaiser räumte mir ausdrücklich das Recht ein, im Walde, der sich hinter meinem eigenen Park erstreckte, zu jagen. Ich lebe hier glücklich, fern von der Welt, empfange den Besuch einiger intimer Freunde und arbeite, so gut es geht.

Im Jahre 1865 beschäftigte ich mich eines Nachmittags mit meinen Bildern, als ich Peitschenknallen und Wagenrollen vernahm. Mein kleines Dienstmädchen Oliva trat ganz aufgeregt in das Atelier. „Fräulein, Fräulein, Ihre Majestät die Kaiserin!"

Ich hatte gerade noch Zeit, einen Rock über meine wollene Hose zu werfen, meine lange, blaue Blouse abzustreifen und ein Sammtjackett anzuziehen.

„Ich habe hier," sagte die Kaiserin zu mir, „eine Kleinigkeit, die ich Ihnen im Auftrage des Kaisers bringe. Er hat mich ermächtigt, den letzten Tag meiner Regentschaft zu benutzen, um Ihnen Ihre Ernennung für die Ehrenlegion mitzuteilen."

Mit diesen Worten umarmte und küßte sie den neuen „Chevalier" und heftete das Kreuz auf mein Sammtjackett. Einige Tage später erhielt ich eine Aufforderung zum Frühstück nach Fontainebleau, wo der kaiserliche Hof damals residierte. An dem bestimmten Tage holte man mich im Galawagen ab. Ich irrte mich, als ich hinkam, in der Thür, und hätte mich verirrt, als der Kammerherr Mocquard mich der Verlegenheit entriß und mir seinen Arm bot. Beim Frühstück wurde ich neben den Kaiser placiert, und während der ganzen Mahlzeit sprach er mit mir von der Intelligenz der Tiere. Die Kaiserin nahm mich dann mit, um in ihrer Gondel eine Spazierfahrt über den See zu machen. Der kaiserliche Prinz, der mich bereits in By besucht hatte, begleitete uns. Dieser Besuch am Hofe interessierte mich sehr; doch ich glaube, ich habe die Prinzessin Metternich enttäuscht, die mich aufmerksam beobachtete und jedenfalls erwartete, daß ich Verstöße gegen die Etikette begehen würde.

Digitized by Google

Während des Krieges okkupierten die Preußen Moret und die Umgegend; By wurde nicht verschont. Man denke sich meine Überraschung, als ich eines Tages im November einen von dem Prinzen Friedrich Karl unterzeichneten Geleitbrief erhielt, der mich und mein Schloß vor jeder Unannehmlichkeit sicherstellte. Gleichzeitig schickte man mir von Odesse zwanzig Säcke Getreide. Ein guter Freund, Herr Gambard, der damals spanischer Konsul war, hatte sie mir schicken lassen. Ihm verdankte ich diese Lebensmittel, die mit Freuden angenommen wurden, denn fast alle Bauern von By hatten sich mit ihrem Vieh zu mir geflüchtet.

Die Gesundheit meiner armen Freundin Natalie war inzwischen immer schlechter geworden. Wir beschlossen, den Winter im Süden zuzubringen. Ich ließ eine Villa in Nizza bauen, wo wir in jedem Winter vom Dezember bis zum März die Freude genossen, die die schöne Sonne und die Blumen zu bereiten vermögen. Die Freundschaft der Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha trug viel dazu bei, uns diesen Aufenthalt angenehm zu machen. Eines Tages stellte sie uns den Prinzen von Wales und eine seiner Töchter vor. Die Prinzessin, die einen photographischen Apparat hatte, fertigte mehrmals mein Portrait an. In Nizza lernte ich auch Dom Pedro von Brasilien und den Herzog von Montpensier kennen.

Am 24. Juni 1889 starb Natalie, die edle und heilige Frau, die so hingebend für mich gesorgt hatte. Dieser Verlust brach mir das Herz. Lange Zeit war es mir nicht möglich, in der Arbeit eine Erleichterung für diesen bitteren Schmerz zu finden. Ich denke an sie alle Tage und segne das Andenken dieser Seele, die der meinen so nahe stand.

Im Jahre 1893 machte mir der Präsident Carnot mehrere Besuche und forderte mich auf, etwas nach der Ausstellung von Chicago zu schicken. Bei dieser Gelegenheit wurde ich zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Man wird mich vielleicht für eitel halten, wenn ich mitteile, daß ich mehrere Orden und Auszeichnungen erhalten habe. 1865 schickten mir die Kaiserin Charlotte und der Kaiser Maximilian das San-Carloskreuz von Mexiko; 1867 nahm mich die Akademie der schönen Künste von Anvers unter ihre Mitglieder auf; Alfonso XII. verlieh mir das Patent als Kommandeur des Ordens Isabella der Katholischen; der König von Belgien das Leopoldkreuz; der König von Portugal ernannte mich im Jahre 1884 zum Offizier des Ordens von St. Jacob; doch meine Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion hat mein Herz am höchsten schlagen lassen.

Ich führe das Leben eines Bauern; ich stehe früh auf und gehe spät zu Bett. Morgens mache ich frühzeitig einen Spaziergang im Garten mit meinem Hund und eine Fahrt im Ponywagen im Wald von Fontainebleau. Um 9 Uhr sitze ich an meiner Staffelei und arbeite bis 11½, dann frühstücke ich sehr frugal, rauche eine Cigarette und werfe einen Blick in die Zeitungen. Um 1 Uhr nehme ich meine Pinsel wieder zur Hand, und um 5 Uhr mache ich wieder einen Ausflug. Ich sehe gern, wie die Sonne hinter den großen Bäumen des Waldes untergeht. Mein Diner ist ebenso bescheiden wie mein Frühstück; ich beschließe mein Tagewerk mit einer Lektüre, und mit Vorliebe lese ich Reise- und Jagdgeschichten.

Ehe ich ein Bild beginne, studiere ich meinen Gegenstand lange Zeit aufmerksam und gewissenhaft. Ich suche meinen Himmel, das für meine Idee geeignete Terrain und mache keinen Strich, bevor ich das nicht gefunden habe. Als einzigen Führer habe ich den Wunsch, die Wahrheit und Einfachheit, soweit es irgend möglich ist, wiederzugeben. Das Studium und die Arbeit haben mich nie ermüdet. Sie ist noch heute, wie sie es mein ganzes Leben war, mein größtes Glück, denn beständige Arbeit allein kann uns der Lösung des vielleicht unlösbaren Problems der ewig wechselnden Natur näher bringen, ein Problem, das mehr als jedes andere die Seele erhebt und sie mit Gedanken der Gerechtigkeit, Güte und Barmherzigkeit erfüllt.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Über die Frage des Frauenstudiums** wurde wieder einmal im preußischen Abgeordnetenhaus in der Sitzung vom 18. Mai verhandelt und — zur Tagesordnung übergegangen. Es standen zwei Petitionen um Zulassung der Frauen zur Immatrikulation und zu den Staatsprüfungen zur Diskussion, eine von dem Berliner Frauenverein (Vors.: Helene Lange u. Jeannette Schwerin), die andere von denjenigen weiblichen Studierenden, die bisher in Deutschland die Maturität erworben haben. Die Unterrichtskommission hatte in der Vorberatung die Ausführungen des Berichterstatters und die Erklärung des Herrn Regierungskommissars „angehört und den Übergang zur Tagesordnung beschlossen", wie Herr Abgeordnete Wetekamp in der Sitzung des Abgeordnetenhauses mit Recht konstatierte. Diese Erklärung begründete den Antrag auf Übergang zur Tagesordnung damit, daß die Verhandlungen über Zulassung der Frauen zu den medizinischen, zahnärztlichen und pharmaceutischen Prüfungen bereits dem Abschluß nahe seien — die den Frauen günstige Entscheidung darüber ist ja mittlerweile gefallen — daß aber angesichts der in Universitätskreisen noch herrschenden Abneigung gegen die gleichberechtigte Zulassung der Frauen die Regierung in dieser Sache keinen Schritt weiter zu gehen gedenke.

Bei aller dankbaren Anerkennung der entgegenkommenden Haltung der Regierung den Medizinerinnen gegenüber kann man doch nicht umhin, den eigentümlichen Widerspruch zu konstatieren, den in Bezug auf diese Frage die Erklärung des Regierungskommissars enthielt. Während er einerseits versichert, daß die Staatsregierung in der Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium eine Forderung der Billigkeit sieht und deren Erfüllung mit Freuden begrüßt, — also damit doch prinzipiell die Notwendigkeit weiblicher Ärzte anerkennt — fürchtet er doch andrerseits, daß „die Schaffung organisatorischer Einrichtungen für das Frauenstudium Frauen in weiterem Umfange als bisher zum medizinischen Studium verleiten und uns weiter führen könnte, als wir bisher gegangen sind."

Die Äußerungen des Hauses zu der Frage des medizinischen Studiums hatten ja für die Erledigung der Angelegenheit keine Bedeutung mehr; um so interessanter sind sie zum Teil wieder als ein Gradmesser der Sachkenntnis, mit der solche Fragen behandelt zu werden pflegen. Daß das Vorgehen der hallischen Klinizisten, dem die Fakultät nur deshalb nicht disciplinarisch entgegengetreten ist, weil sie annahm, daß die Herren sich der Tragweite ihrer Handlung nicht bewußt gewesen seien, noch im Abgeordnetenhause als ein Ausfluß „christlich geläuterter Sittlichkeit" proklamiert wird, würde die Herrn Klinizisten selbst vielleicht fragen lassen: „Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?" Aber allerdings spielte in den Ausführungen des Herrn Abgeordneten Schall, der dies Urteil auszusprechen die Liebenswürdigkeit hatte, das: „so viel ich mich erinnere" eine ziemlich bedeutende Rolle. Er muß dann nur nicht verlangen, man solle ihm glauben, daß er die jungen Studenten und die jungen Studentinnen aus eigner Erfahrung kenne, wenn er mit einer Furchtbares verhüllenden Unbestimmtheit von „den Zuständen" spricht, die durch das gemeinsame Studium der Geschlechter in Zürich herbeigeführt sind. Die in dieser und der Juninummer veröffentlichten Gutachten der Schweizer Professoren dürften in der Beziehung wohl schwerer ins Gewicht fallen, als die Quellen, die dem Herrn Abgeordneten zur Verfügung gestanden zu haben scheinen.

Im Abgeordnetenhause wurde über die Petition zur Tagesordnung übergegangen, weil die Verhandlungen, für welche die Petition als Material hätte in Betracht gezogen werden können, beendet sind. Dem Umstande, daß diese Petition auch noch für andere Gebiete die Zulassung der Frauen fordert als für das medizinische, wurde nicht weiter Rechnung getragen, nicht einmal in Bezug auf die Ausbildung zum wissenschaftlichen Lehrberuf. Der Regierungs-

Digitized by Google

kommissar erklärte ein akademisches Studium für die Ausbildung der Oberlehrerinnen nicht erforderlich, trotzdem doch fast alle bestehenden Anstalten in Verbindung mit der Universität stehen. Die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Schall sind hier nicht zu schwer zu nehmen; sie standen unter dem Einfluß seiner gekränkten Vatergefühle. Man hatte seine Tochter im Lehrerinnenexamen 8 Tage lang mündlich und schriftlich examiniert, und das ging seiner Meinung nach nicht nur „weit über das wünschenswerte und erforderliche Maß hinaus", sondern auf diesem Wege treiben wir auch einem Ziele zu, „welches wir nicht mit dem deutschen Frauenideal vereinen können." Wenn nicht der Herr Abgeordnete noch unter dem Eindruck besagter Familienverhältnisse gestanden hätte, so müßte man es allerdings als einen bedenklichen Standpunkt kennzeichnen, von dem aus es „human" erscheint, eine oberflächlich geprüfte und demnach eventuell ungenügend vorbereitete „junge Dame" zu erzieherischen Experimenten loszulassen.

Zur Sache ist, wie gesagt, in der ganzen Verhandlung wenig gesagt worden. In der Verfolgung unserer Ziele kann uns dieser wiederholte Übergang zur Tagesordnung nicht irre machen. Wir sind wie Herr Abgeordneter Wetekamp der Überzeugung, „daß über die rückständigen Anschauungen, die sich dadurch dokumentieren, daß über diese Petition zur Tagesordnung übergegangen werden soll, der Gang der Verhältnisse selber zur Tagesordnung übergehen wird." Der Berliner Frauenverein aber wird, wie alljährlich, auch in der nächsten Sitzungsperiode wieder mit seiner Petition zur Stelle sein.

* **Der Berliner Frauenverein** nahm in seiner letzten Sitzung in Bezug auf die sogenannte Zuchthausvorlage nachfolgende Resolution an:

„Der Berliner Frauenverein erklärt, daß er in dem Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen keinen Schutz der mehr als 2 Millionen Fabrikarbeiterinnen und der ungezählten Heimarbeiterinnen sehen kann; vielmehr erwächst den arbeitenden Frauen aus diesem Gesetz eine neue Schwierigkeit, eine bessere Lebenshaltung zu erringen. Die für Frauen so ungünstigen Vereinsgesetze entziehen ihnen das einzige Mittel, für die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen selbständig einzutreten, und der neue Gesetzesentwurf giebt Handhaben genug, um jede Aufklärung durch Presse, Wort und That zu verhindern. Er bedeutet also eine rückhaltlose Auslieferung der wirtschaftlich Schwächsten.

Der Berliner Frauenverein protestiert daher gegen ein Gesetz, welches die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau in wirtschaftliche Sklaverei verwandeln würde."

Der Verein richtete ferner an das Preußische Abgeordnetenhaus folgende Petition:

Petition des Berliner Frauenvereins an das Preußische Haus der Abgeordneten betr. das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch.

Die Unterzeichneten bitten, das Hohe Haus der Abgeordneten wolle Art. 75 § 2 dahin abändern:

„Zu dem Amte eines Waisenrats wie zur Unterstützung desselben können auch Frauen berufen werden."

Begründung.

Im B. G. B. kommt zum Ausdruck, daß überall, wo es sich um besondere persönliche Fürsorge für das Mündel handelt, die Frauen besonders zur Vormundschaft zu berufen seien.

Dieselben Gründe liegen für die Wahl der Frauen zu Gemeindewaisenräten vor. Denn der Gemeindewaisenrat soll in engster Fühlung mit seinem Mündel bleiben, um je nach den Verhältnissen die Thätigkeit des Vormundes kontrollieren und das Vormundschaftsgericht unterstützen zu können. Dazu gehört viel Zeit uud viel Einsicht in alle die häuslichen und sittlichen Momente, die das Leben des Mündels beeinflussen. Dazu ist, wie ja auch der Preußische Entwurf des Ausführungsgesetzes zum B. G. B. betont, die Heranziehung von Frauen „zur Unterstützung des Gemeindewaisenrates" wünschenswert.

Wir aber glauben, daß man Frauen, denen man die Führung der Vormundschaft anvertraut, auch die selbständige Arbeit als Gemeindewaisenrat überlassen kann.

* **Der deutsch-evangelische Frauentag** in Cassel wurde am 6. Juni durch einen Vortrag des Herrn Pastor Lic. Sardemann über die Frauenthätigkeit auf dem Gebiete der Krankenpflege eröffnet. In den von der Versammlung angenommenen Leitsätzen erkannte es der Verein als seine Aufgabe, auf eine stärkere Beteiligung der Frau an der Krankenpflege, und zwar seinen Grundsätzen entsprechend, der im Anschluß an ein konfessionell geleitetes Mutterhaus organisierten Diakonie zu wirken. Die an einen Vortrag von Frau Dr. Scheven (Dresden) angeschlossenen Leitsätze fordern organisierten Anschluß der privaten und Vereinsarmenpflege an die öffentliche, theoretische und praktische Ausbildung von Frauen zu dieser Thätigkeit und betonen, daß es freudig zu begrüßen ist, wenn man auch Frauen zur Armenpflege heranzieht, „da überall, wo das Elberfelder System eingeführt ist, sich Mangel an männlichen Pflegern fühlbar macht". Für die Beteiligung der Frau an der Waisenpflege, die die Thesen für wünschenswert erklären, ist durch das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches, das der Frau das Recht der selbständigen Vormundschaft gewährt, der gesetzliche Boden geschaffen. Der Vortrag des Herrn Lic. Weber (München-Gladbach) über die Berufsbildung der Frauen für die gewerbliche Thätigkeit gipfelte nach einer Darstellung der Bestrebungen und Einrichtungen auf den verschiedenen Gebieten in der Forderung an den Staat und die Kommunen, daß sie gewerbliche Mittelschulen für Mädchen selbst errichten und Fachschulen für bestimmte Berufe mit ihren Mitteln unterstützen. Die Leitsätze wurden nach kurzer Erörterung angenommen. Die Vorträge von Frl. Auguste Förster (Cassel) über die Bestrebungen zur Hebung der hauswirtschaftlichen Frauenbildung und von Frl. v. Kästner (Cassel) über den Lehrerinnenberuf und seine Weiterentwicklung wurden einer Kommission zur Beratung überwiesen.

Wenn durch den deutsch-evangelischen Frauen-

Digitized by Google

bund die Hebung der gewerblichen Frauenarbeit ein Förderung erfährt, wie es sich nach den aufgestellten Forderungen vielleicht erwarten läßt, so ist das sicher freudig zu begrüßen. Nach der Stellung, die der Verein den Bildungsfragen und der politischen und rechtlichen Stellung der Frau gegenüber eingenommen hat, scheint aber seine Bedeutung für die Frauenbewegung auch auf das genannte Gebiet beschränkt zu bleiben.

* **Auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß** in Kiel sprach Frl. Dr. Windscheid (Leipzig) über die bisherigen Ergebnisse des Frauenstudiums in Deutschland und seine voraussichtliche Entwicklung. Sie hat damit der Frauenbewegung den Dienst geleistet, ihre Ziele in Bezug auf Frauenbildung vor einem Publikum zu entwickeln, das ihnen noch verhältnismäßig fern stand.

* **Der dritte allgemeine Privatlehrertag,** der in Berlin stattfand, erkannte bei seinen Erörterungen über die Frauenfrage die Notwendigkeit einer näheren Fühlung mit der Frauenbewegung an und äußerte den Wunsch, mit den Frauenvereinen in Beziehung zu treten. — In der Besprechung über den Anschluß der Privatlehrer und -lehrerinnen an die Invaliditätsversicherung legte Frl. Marie Mellien energischen Protest ein gegen die Unterstellung unter den Versicherungszwang. Leider blieb der Protest für die Resolution des Vereins ohne Erfolg.

* **Die „Wiener Frauen-Vereinigung für soziale Hilfsthätigkeit“,** welche vor zwei Jahren nach Berliner und Londoner Muster gegründet ward, hat eine für Wien ganz neue Institution geschaffen, die „baby basket“, d. h. leihweise Verabfolgung von Kinderwäsche. 12 „baskets“, welche Wäsche für das erste Lebensjahr des Kindes bieten, sind in den armen Bezirken in Thätigkeit und werden ständig in Anspruch genommen. Allen düstern Vorhersagungen zum Trotz kommt die dargeliehene Wäsche pünktlich und in gutem Zustande zurück. — Eine ausgedehnte Thätigkeit entwickelt innerhalb dieses Vereins die Gruppe „Unterricht“. Es haben im Winter 98/99 66 Frauen und Mädchen armen Kindern oder auch Erwachsenen, die dessen bedürftig waren, unentgeltlichen Privat-Unterricht erteilt. Derselbe erstreckte sich auf die Lehrgegenstände der öffentlichen Schule, aber auch auf fremde Sprachen und Musik. Wo die Qualifikation der Mitglieder nicht hinreichte, z. B. für den Unterricht schwachsinniger Kinder, wurden berufsmäßig wirkende Lehrkräfte herangezogen.

* **Die Friedensdemonstration der norwegischen Frauen.** Aus Christiania wird uns geschrieben:

„Die große internationale Friedensdemonstration, die in diesen Tagen 15 Länder in einem gemeinsamen Gedanken vereinigte, hat auch hier in Norwegen würdige Beteiligung gefunden. In etwa 30 verschiedenen Städten des Landes wurden Festversammlungen gehalten. In Christiania sah am 15. Mai der große Saal der Freimaurerloge eine festliche Versammlung. Björnsons Friedenslied eröffnete die Feier. Eine Friedensapotheose als lebendes Bild, von Frauenchören begleitet, erregte stürmische Begeisterung. Zwei kurze Reden wurden gehalten und darauf die schon früher nach Haag entsandte Resolution verlesen.

„Nous autres femmes norvégiennes unissons nos voix au grand appel des peuples qui résonne au même jour sur le globe.

Nous saluons pleines de joie et d'espérance le nouveau temps, où le pouvoir ne sera plus comme jusqu'ici le droit usurpé, mais où le droit sera le pouvoir irrésistible.“

Au nom des femmes norvégiennes:
Mme Dikka Möller,
Présidente de la ligue de paix
(groupe norvégien).
Mme Dr. Mjöen,
Secrétaire en Norvège pour la démonstration internationale de paix.

Diese Resolution, die durch Telegramm ringsum im Lande acceptiert wurde, war am Tage vor der Versammlung durch Frauen aus den leitenden Kreisen der Gesellschaft der königl. norwegischen Regierung in einer Audienz bei Sr. Exc. Staatsminister Steen vorgelegt worden.

* **Frau Ayrton,** die kürzlich von der Institution der elektrischen Ingenieure in London eingeladen wurde, eine Vorlesung über „das Zischen des elektrischen Bogens“ zu halten, ist in Anerkennung ihrer bedeutenden Leistungen zum Mitgliede der 3300 männliche Mitglieder zählenden Gesellschaft ernannt worden, ohne die Zwischengrade durchmachen zu müssen. Es ist ihr auch ein besonderes Honorar für ihre verdienstvolle Arbeit zuerkannt.

* **Totenschau.** Am 16. Mai starb in München Elise Polko im Alter von 75 Jahren. Sie gehört dem Charakter ihres Lebens und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nach einer vergangenen Generation an. In Leipzig unter den geistigen und künstlerischen Anregungen des Mendelsohn'schen Kreises aufgewachsen, wendete sich Elise Polko zuerst der Bühne zu, um aber bald ganz ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu leben. Haben ihre biographischen Studien, ihre Märchen und Novellen auch nur eine vorübergehende Bedeutung, so sind sie doch ausgezeichnet durch manchen psychologisch feinen Zug und die leichte Anmut der Erzählung. — Am 18. Mai starb in Stokaja-Russa im Gouvernement Nowgorod Dr. med. Barbara Alexandrowna Kaschewarowa-Rudnewa, die erste russische Frau, die im Jahre 1868 ihre Studien an der medico-chirurgischen Anstalt beendigte. Sie war zur Wahl ihres Berufs veranlaßt worden durch die weibliche Bevölkerung des Uralgebietes, die sich auf keinen Fall von einem männlichen Arzte behandeln lassen wollte. Mit derselben Energie, mit der sie einst die Zulassung für ihren Beruf durchsetzte, hat sie ihn seitdem zum Wohle ihrer Mitschwestern ausgeübt.

Digitized by Google

Der Letteverein (Vorsitzende: Frau Professor Kaselowsky) hat seinen 26. Rechenschaftsbericht (über das Jahr 1898) veröffentlicht. Das Hauptziel seiner Arbeit für Jahre hinaus ist die Erbauung eines neuen Hauses, das alle vom Verein geleiteten Institute in der in letzter Zeit erreichten und künftig zu erwartenden Ausdehnung aufnehmen kann. Für die Kunstwebeschule, die im April 1899 eröffnet wurde, mußte ein Raum außerhalb des eigenen Hauses genommen werden. Der Verein wurde auch im verflossenen Jahre von dem Herrn Kultusminister, dem Herrn Handelsminister und von dem Magistrat der Stadt Berlin subventioniert. Er erhielt außerdem Zuwendungen von den Ältesten der Kaufmannschaft und einem seiner Mitglieder. Die Einnahmen der Weihnachtsmesse betrugen ca. 12 000 Mark. Wie alljährlich veranstaltete der Verein auch im Januar und Februar 1899 einen Vortragscyklus. Die Ausstellung der Schülerinnenarbeiten sämtlicher Anstalten wurde von der hohen Protektorin des Vereins, Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, besucht. Am 5. Mai fand die Enthüllung der von Professor Alexander Tondeur gefertigten Büste der Frau Anna Schepeler-Lette statt.

Die Arbeit der einzelnen Institute nahm bei zahlreicherer Beteiligung als im vergangenen Jahre ihren gedeihlichen Fortgang. In der Handelsschule mußte im Jahre 1898 eine dritte Parallelklasse wegen der großen Zahl der Anmeldungen errichtet werden. Die Zahl der Schülerinnen überstieg die des vorigen Jahres um 211. Der Verein umfaßt augenblicklich nachfolgende Institute: Eine photographische Lehranstalt, eine Handels- und Gewerbeschule, Restaurant und Kochschule, Haushaltungsschule, Wasch- und Plättanstalt, Kunstarbeits-Atelier, Setzerinnenschule, Bureaukursus des Viktoriastifts, eine Stellenvermittelung und eine Darlehnskasse. Dazu kommt seit April 1899 die Kunstwebeschule.

Allgemeine Deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin Friedrich.

Dem Jahresbericht für das Jahr 1897 entnehmen wir Folgendes:

Die Zahl der Mitglieder belief sich am 31. Dezember 1897 auf 3202. Von diesen 3202 Mitgliedern beziehen Pension 514 mit zusammen jährlich 150 073,32 Mark, und außerdem bestehen 3181 Versicherungen mit einem Gesamtbetrage von 1 020 900 Mark. Einmalige Beihilfen sind in 59 Fällen gewährt worden, nämlich 3 zu 30, 5 zu 40, 25 zu 50, 19 zu 60, 5 zu 75, 1 zu 80 und 1 zu 100 Mark, im ganzen 3235 Mark, außerdem sind in 20 Fällen Beitragserlasse bewilligt und die entsprechenden Summen aus dem Hilfsfonds gedeckt worden — im Betrage von 657,20 Mark. Dazu treten 185 fortlaufende Beitragserlasse aus der Großmann'schen Stiftung mit 3435,40 Mark, und endlich hat wiederum, um bei dem geringeren Zinsertrage den Hilfsfonds nach Möglichkeit zu entlasten, der Kultusminister 35 Mitgliedern der Pensionsanstalt außerordentliche Unterstützungen im Gesamtbetrage von 3120 Mark bewilligt. Demnach sind im ganzen 299 Mitgliedern an Unterstützungen 10 447,60 Mark zugewendet worden. Gesuche und Anfragen sind an den Direktor des Central-Verwaltungsausschusses Ministerialdirektor Dr. Kügler oder an den stellvertretenden Direktor Stäckel nach „Berlin W. 64, Behrenstraße 72" zu richten. Neu eintretenden Mitgliedern wird dringend empfohlen, für den Pensionsbeginn das frühe Alter 50 nur dann zu wählen, wenn die in diesem Falle zu entrichtenden höheren Beiträge ohne Bedrängnis gezahlt werden können. Die Lehrerinnen-Pensionskasse befindet sich nach wie vor in dem Ministerialgebäude „Behrenstraße 72"; die Amtsstunden der Kassenbeamten sind von 12 bis 2 Uhr nachmittags.

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium hielt seine diesjährige Generalversammlung in Baden-Baden ab. Ungefähr hundert Mitglieder nahmen daran teil aus Berlin, Königsberg, Hannover, Dresden, Wiesbaden, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Pforzheim, Karlsruhe, Freiburg und hauptsächlich aus Baden. Den Vorsitz führte Fräulein von Doemming. Die einzelnen Abteilungen, es sind bis jetzt deren zwölf, zeigten durch ihre Berichte, welcher rührigen Thätigkeit sich der Verein rühmen kann. Der Hauptzweck des Vereins ist, durch Errichtung und Unterstützung von Mädchengymnasien der weiblichen Jugend dieselbe Vorbildung für die Hochschulen zu sichern, wie sie der männlichen zu teil wird. Der Kassenbericht des Hauptvereins weist einen günstigen Abschluß auf. Besonders freudig wurde die Nachricht aufgenommen, daß zu Gunsten des in Karlsruhe bestehenden Internats für Gymnasiastinnen dem Verein fünfzigtausend Mark als Geschenk zugewendet worden sind.

Um den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches nachzukommen, muß der Verein seine Satzungen revidieren lassen, zu welchem Zweck auf November 1899 eine außerordentliche

Digitized by Google

Generalversammlung für Wiesbaden anberaumt wurde. An den Debatten über die Anträge beteiligten sich vorzugsweise Fräulein Dr. Augspurg, Fräulein Dr. Winterhalter, Baronesse von Bistram, Frau Marie Stritt, Fräulein Erdmann, Fräulein Dr. Bluhm, Frau Professor Weber, Herr Rechtsanwalt Bieber, Herr Dr. Knittel, Herr Stadtpfarrer Roggenburger und Herr Reallehrer Gruner. Letzterer hob die Notwendigkeit hervor, in kleinen Städten mit wenig Gymnasiasten für Mädchen die Erlaubnis zu erwirken, am Gymnasialunterricht der Knaben teilnehmen zu dürfen. Am Abend des zwölften Mai fand bei völlig besetztem Saale im Konversationshause der erste öffentliche Vortrag statt. Fräulein Freudenberg aus München sprach über das Thema: „Was nützt der Frau wissenschaftliche Bildung." In der Einführung hob die Präsidentin Fräulein von Doemming hervor, daß im Großherzogtum Baden die Bestrebungen des Vereins die erste wirkliche Würdigung in Deutschland fanden und sprach der Großherzoglichen Regierung warmen Dank für ihr Eintreten beim Bundesrate für Zulassung der Frauen zu den Universitäten aus. Der nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Vortrag von Fräulein Freudenberg eröffnete viele neue Gesichtspunkte und gipfelte in der Behauptung: Das Verlangen der Frau nach gründlicher Schulung, ihr Bemühen, ein reifer, mündiger, selbstverantwortlicher Mensch zu werden, beweise die Kraft zur sittlichen Erneuerung, die trotz aller Entartung den heutigen Kulturvölkern innewohne.

Auch der folgende Tag verlief interessant. Die gefaßten Beschlüsse sind teilweise von großer Tragweite. Sämtliche Mitglieder des Hauptvorstandes, wenn auch in etwas anderer Ordnung, sind wiedergewählt. Fräulein von Doemmings Erklärung, die Wahl zur I. Vorsitzenden nochmals annehmen zu wollen, wurde mit Enthusiasmus begrüßt. Fräulein Dr. Winterhalter nahm die Wahl zur II. Vorsitzenden an. Um 5 Uhr hielt Frau Stritt im großen Rathaussaale einen sehr interessanten, klaren Vortrag über: „Die Unweiblichen".

Fräulein von Doemming schloß mit einem Danke an die Stadtvertretung und das Kurkomitee für das so freundliche Entgegenkommen, das sie der diesjährigen Generalversammlung zeigten.

Noch sei beigefügt, daß Herr Geh. Regierungsrat Haape und Herr Oberbürgermeister Gruner den Vorträgen anwohnten und letzterer die Präsidentin in seiner Eigenschaft als Vertreter der Stadt begrüßte. Als Vorort für die ordentliche Generalversammlung im nächsten Jahre wurde Weimar bestimmt.

Der Verein „Frauenwohl" zu Nürnberg

(Vorsitzende: Frau Helene von Forster) vollendet mit der stattlichen Anzahl von 2754 Mitgliedern das fünfte Jahr seines Bestehens. Das erste und wichtigste Unternehmen dieses Jahres war die Gründung eines Wöchnerinnenheims, des ersten in Bayern, das am 27. März 1898 durch Herrn Regierungspräsidenten von Schelling eröffnet wurde. Es ist auf Grund eingehender Besichtigungen schon bestehender Anstalten nach den neuesten hygienischen Erfahrungen und Anforderungen eingerichtet und kann 16 Kranke aufnehmen. Im Anschluß an das Wöchnerinnenheim bildete sich eine Hauspflegekommission, die die Aufgabe hat, eventuell Hauspflege während des Aufenthaltes der Frau im Heim zu übernehmen. Das Heim hat die für das erste Jahr bedeutende Zahl von 63 Patientinnen aufgenommen. Das allerdings noch in weiter Ferne liegende Ziel des Vereins ist es, das Heim einmal in eigens dazu erbauten Räumen einrichten zu können, er hat bis jetzt schon den Baugrund dazu erworben. Am Tage der Einweihung des Heims war auch die der Lesehalle, die während des ersten Jahres von durchschnittlich 150 Besuchern täglich benutzt wurde, ein Zeichen, wie groß das Bedürfnis nach einer solchen Einrichtung in Nürnberg gewesen ist.

Ein weiteres größeres Unternehmen des Vereins war die Reformkleider-Ausstellung. In theoretischer Beziehung wurde der Zweck dieser Ausstellung unterstützt durch zwei Vorträge des Herrn Dr. Simon über die Notwendigkeit der Reformkleidung. Sowohl das Heim als die Ausstellung wurden durch den Besuch Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern ausgezeichnet, der dem Vorstand Seine Befriedigung über die Leistungen des Vereins auszusprechen geruhte. Die Unterrichtskurse, die der Verein in den verschiedenen Zweigen des Frauenerwerbs halten läßt, wurden von 886 Frauen und Mädchen besucht. Außerdem veranstaltete der Verein zwei Vortragscyklen über die Entwicklung der Frau in den verschiedenen Kulturepochen und über die Erziehung des Mädchens in den einzelnen Altersstufen und einen sehr stark besuchten Samariterkursus. Der Verein ist korporatives Mitglied des Bundes Deutscher Frauenvereine, des Volksbildungsvereins Nürnberg, des Vereins für verbesserte Frauenkleidung und hat seinen Beitritt zum allgemeinen deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit beschlossen.

Der neue Frauenverein zu Lübeck

(Vorsitzende: Frl. Therese Rösing, Fr. Consul Meyer) vollendete am 1. April 1899 das zweite Jahr seines Bestehens. Es hat die im ersten Vereinsjahr begonnenen Bestrebungen in kräftigem Gedeihen entwickelt. Der Verein veranstaltete wissenschaftliche Kurse, einen Turnkursus, fünf öffentliche Versammlungen und neun Unterhaltungsabende, an denen 1600 Personen teilnahmen gegen 700 im Vorjahre. Für den Sommer ist ein botanischer Kursus unter Leitung eines bewährten Lehrers eingerichtet. Innerhalb des Vereins bildete sich eine Abteilung zur Fürsorge für weibliche Gefangene, deren Mitglieder regelmäßig Gefängnis und Zuchthaus besuchen.

Der Verein Frauenwohl in Breslau

(Vorsitzende Frau Sanitätsrat Clara Neisser) hat im März dieses Jahres das achte Jahr seines Bestehens beendet. Er begann seine Thätigkeit im letzten Jahre mit einer Petition an das Staatsministerium zu Gunsten der von städtischer Seite beabsichtigten Gründung eines Mädchengymnasiums. Diese ist bis heute unbeantwortet geblieben. Die Vorträge und Diskussionsabende des Vereins fanden in gewohnter Weise statt. Das erfreuliche Gedeihen des vom Verein gegründeten Kinderhorts, die sehr rege Beteiligung an den im letzten Jahre ins Leben gerufenen

Digitized by Google

Sonntagsunterhaltungen für junge Arbeiterinnen und Dienstmädchen, wie auch die in Aussicht genommene Gründung eines zweiten Mädchenhorts, die von mehreren Mitgliedern geleistete soziale Hilfsarbeit und der von 46 Frauen in Anspruch genommene Rechtsschutz geben Kunde von der Arbeit des Vereins. Als Mitglied des Bundes deutscher Frauenvereine hat der Verein sich an dessen Bestrebungen und Petitionen beteiligt.

Das Heim hessischer Lehrerinnen,
seit dem Juni 1898 in Darmstadt, Kießstraße 101, eröffnet und unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin stehend, nimmt außer ständigen Insassen auch vorübergehend Gäste auf. Einen solchen vorübergehenden Aufenthalt gewährt es seinen Vereinsmitgliedern für 2 Mark täglich, Lehrerinnen, die dem Verein nicht angehören, für 2,50 Mark und anderen Damen für 3 Mark. Das Heim liegt in der Außenstadt, in einem freundlichen Garten, in nächster Nähe der Tramlinie und unfern des Waldes. Anfragen sind zu richten an die Vorsitzende des Vereins, Frau Lilli Wolfskehl, Darmstadt, Karlstraße 84, oder an die Vorsteherin des Heims, Frl. Bindewald, Darmstadt, Kießstraße 101.

Bücherschau.

„Das Illustrierte Konversationslexikon der Frau" (Verlag von Julius Becker in Berlin), auf das wir in voriger Nummer schon hingewiesen haben, hat soeben seine 3. und 4. Lieferung ausgegeben. Wer in einem der gangbaren Konversations-Lexika irgend welche genauere Auskunft über Wesen, Geschichte, Bedeutung, rechtliche oder soziale Stellung der Frau sucht, wer sich informieren möchte über die Mittel und Wege, durch die sie sich eine Stellung im beruflichen und wirtschaftlichen Leben erringen kann, wird in fast allen Fällen vergebens suchen. Die große Frauenbewegung, die nichts Geringeres zum Gegenstand hat als der Frau die ihr gebührende Stellung innerhalb der Kulturwelt zu erringen, wird bis jetzt noch mit einem knappen, wesentliche Faktoren ganz außer Acht lassenden Artikel abgethan; die zahlreichen Fragen, die sich an sie anknüpfen, und die beispielsweise bei den Berufs- und den Rechtsartikeln heute von einschneidender Bedeutung für die meisten Familien sind, bleiben völlig unberücksichtigt. So zeigt für die Frau jedes Konversations-Lexikon eine klaffende Lücke. Den Versuch, sie auszufüllen, macht eben das „Illustrierte Konversations-Lexikon der Frau", das somit die für die Frauen notwendige Ergänzung zu jedem Konversations-Lexikon giebt. Wenn nun auch das Material, das zunächst in den Gruppen: Hauswirtschaftliches, Gesellschaftliches, Medizinisches verarbeitet wird, auch anderweitig zu finden ist, so bieten doch auch diese Gruppen durch die moderne Auffassung und die bestimmte Beziehung alles Einschlägigen auf die Frau eine Menge neuer Gesichtspunkte. Im höchsten Grade bedeutsam aber für die gesamte Frauenwelt erscheinen die Gruppen, die sich unter den Titeln: Soziales, Berufliches, Erziehungs- und Bildungsfragen, Juristisches und Volkswirtschaftliches zusammenfassen lassen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das Lexikon hier geradezu schöpferisch vorgeht. Nicht nur die großen ethischen Fragen, die mit den Worten: Arbeiterinnenbewegung, Frauenbewegung, Kulturaufgabe der Frau u. s. w. aufgeworfen werden, sondern auch die praktischen Fragen des täglichen Lebens finden dabei ihre Berücksichtigung. Über die verschiedenen Frauenberufe sollen nicht nur geschichtlich orientierende Darstellungen, sondern auch praktische Winke in Bezug auf Wege und Ziele gegeben werden; die Rechtsartikel, von tüchtigen, vorurteilslosen Juristen verfaßt, werden in den zahlreichen Fällen, in denen das neue bürgerliche Gesetzbuch insbesondere die Ehefrauen in eine unwürdige und gefährdete Stellung bringt, wertvolle Fingerzeige geben; die Artikel über Erziehungs- und Bildungsfragen sollen auf die schweren Mängel vor allem unserer Mädchenerziehung hinweisen. Daß das so aufgestellte Programm in würdiger Weise durchgeführt wird, dafür scheint das Verzeichnis der Mitarbeiter eine ausreichende Gewähr zu bieten. Es soll nun freilich nicht verschwiegen werden, daß die ersten Lieferungen einige Artikel gebracht haben, die uns weder den geringsten instruktiven, noch aesthetischen Wert zu haben scheinen. Wir glauben kaum, daß an den Artikeln: „Abendschönheit", „Armes Mädchen", „Alte Jungfer" irgend jemand Freude finden kann. Doch konstatieren wir gern, daß die neuesten Lieferungen in Bezug auf das betreffende Gebiet kritischer angelegt zu sein scheinen. So erscheint wohl das Gesamturteil gerechtfertigt: das vorliegende Lexikon ist für jeden, der sich ernstlich mit der Frauenbewegung und den Fraueninteressen beschäftigt, gradezu unentbehrlich. Nirgends findet er das einschlägige Material in auch nur annähernd der Vollständigkeit beisammen, in der es hier geboten wird. Für die Frauenwelt aber und vor allem die Frauenvereine erscheint es nebenbei als eine Ehrenpflicht, ein Unternehmen zu unterstützen, das so ausschließlich ihren Interessen dient.

„Träume." Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 2. Auflage. (Berlin, Ferdinand Dümmler. Preis 1,60 Mark.) Als die erste Auflage der „Träume" erschien, war der Name der Verfasserin bei uns noch verhältnismäßig wenig gekannt. Inzwischen haben ihre eigenartigen Schilderungen aus Südafrika die Aufmerksamkeit vielfach auf sie gelenkt und den idealistisch-mystischen Visionen des vorliegenden Bändchens einen konkreten Hintergrund gegeben, der sie doppelt bedeutsam macht, denn überall sind es thatsächliche Verhältnisse, die den Träumen zu Grunde liegen; ein auf das Ideale gerichteter Sinn stellt sich in schönen, wenn auch oft seltsam phantastischen Bildern die Verkörperung von Plänen und Ideen vor, als deren Gesamtresultat man die sittliche Hebung der Menschheit bezeichnen kann.

Digitized by Google

„Das Museum“ ist in seinem neuen (IV.) Jahrgang bis zur 14. Lieferung fortgeschritten. Noch immer bietet es den gleichen Reichtum und die gleich sorgfältige, immer das Charakteristische heraushebende Auswahl, wie in den ersten Jahrgängen. Wir möchten besonders hervorheben: das van Dyckſche Bildnis Karls I. von England, ein vorzüglich reproduziertes Doppelblatt; Jan Vermeer van Delft: Ansicht von Delft; Charles François Daubigny: der Frühling; Jan von der Heyde: das Kirchdorf; Adriaen van de Velde: die Farm; Antoine Watteau: die Einschiffung nach der Insel Cythere; Anton von Dyck: Wilhelm II. von Oranien; Michel Angelo: das jüngste Gericht. Nicht genug kann auch die vollendete Technik der Reproduktion gerühmt werden, so daß ein (20 Lieferungen à 1 Mark umfassender) Jahrgang des Spemannſchen Museums in der That als ein schöner Besitz und ein willkommenes Geschenk bezeichnet werden darf.

„Rad-Rundfahrten in Deutschland.“ Heft 6: Holsteinische Schweiz. Pr. M. 1. Heft 10: Rhein-Taunus. Pr. M. 1,50. (Berlin W., Franz Ebhardt u. Co.) Von den „Rad-Rundfahrten“ sind bereits zehn Hefte erschienen, weitere sind in Vorbereitung. Die kleinen handlichen Rotleinenbände werden sich schnell genug einbürgern, da sie nicht nur trockenes Zahlenmaterial geben, sondern in der That dem Radfahrer ein Führer sein wollen und sind. Man merkt dem Büchlein an, daß hier eigene Erfahrung mitspricht. Dem eigentlichen Text gehen allgemeine Orientierungen über Reisevorbereitungen, das Verhalten des Radfahrers gegen sich selbst, erste Hilfe in Unglücksfällen ꝛc. voraus. Der Text ist dann mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehen und macht auf alles aufmerksam, was irgend den Blick des Wanderers auf sich lenken kann, so daß er dem Wanderfahrer den Bädecker vollkommen ersetzt.

„Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.“ Von Herbert Spencer. Mit des Verfassers Bewilligung nach der dritten englischen Auflage in deutscher Übersetzung herausgegeben von Dr. Fritz Schultze, ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und Leiter des pädagogischen Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden. Vierte, verbesserte Auflage. (Leipzig 1898. Hermann Haacke. Pr. 3 M.) Der Wert des Spencerſchen Buches liegt darin, daß der Verfasser die Resultate der modernen Philosophie, Psychologie uud Naturwissenschaft in ihrer Anwendung auf die verschiedenen Gebiete der sittlichen, intellektuellen und körperlichen Erziehung durch die durchaus populäre, leicht faßliche Form seiner Darstellung, die ausgezeichnete Klarheit seiner Disposition und die Auswahl und Fülle seiner Beispiele aus der pädagogischen Praxis auch dem Verständnis des Laien übermittelt. Von ganz besonders aktuellem Interesse für die augenblicklich in Deutschland vorzugsweise diskutierten Erziehungsfragen sind seine Ausführungen über die Notwendigkeit einer Unterrichtsreform, die den Realien die ihnen zukommende Stellung in den Lehrplänen zuweist, ferner seine auf physiologische Studien und Beobachtungen gegründeten Hinweise auf die Folgen geistiger Überbürdung und auf die körperliche Ausbildung. Der Abschnitt über sittliche Erziehung ist der kürzeste und, bei einseitiger Betonung rein utilitaristischer Gesichtspunkte, viel weniger erschöpfend als die andern. Den Vorzug der Klarheit und Popularität behält das Buch dank der ebenso sorgfältigen wie gewandten Übersetzung auch für deutsche Leser.

„Die Betrogenen.“ Roman von Ilse Frapan. (Berlin, Gebrüder Paetel, Preis 5 Mark.) Eine seltsame Geschichte aus den Kreisen der Züricher internationalen Studentenschaft. Zwei starke Geister, männlichen und weiblichen Geschlechts, Rudolf Mohl und Sybille Bauer, beide in den besten Verhältnissen, so daß sie sich den Luxus einer Heirat vollauf gestatten könnten, beschließen, der Pedanterie philisterhafter Moral ins Gesicht zu schlagen und in „freier Liebe“ einander anzugehören. Wie dann diese freie Liebe sie unfrei macht und ihnen das Leben vergällt, wie sie zuletzt froh sind, Hochzeit machen zu können, wie ganz gewöhnliche Menschen, froh, „in die alte, langgediente Hürde zu kriechen und stolz auf die Idee, als hätten sie das Funkelnagelneuste entdeckt“, das alles ist höchst ergötzlich von der gewandten Erzählerin vorgeführt, und die „Betrogenen“ der freien Liebe ergehen sich mit dem hellsten Behagen über ihr zukünftiges philisterhaftes Glück: „Vergiß nicht, daß wir elektrische Klingeln haben müssen, besonders hinauf in die Mädchenkammern,“ ermahnte Sybille. Mohl entgegnete ernsthaft: „Was meinst du, wir laden doch auch unsere Alten zur Hochzeit? Ich denke, das würde jedenfalls einen sehr soliden Eindruck machen.“ — Der Roman ist aber doch ernsthafter als das Komische darin ihn auf den ersten Augenblick erscheinen lassen möchte.

„Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen.“ (Berlin, Photographische Gesellschaft. Preis à Lieferung 1,50 Mark.) Die letzten Lieferungen des schönen Sammelwerkes weisen wieder eine Reihe interessanter Charakterköpfe auf. Wir erwähnen nur Christoph Friedrich Schlosser, Gervinus, Curtius, Spielhagen, Chopin, Lachmann, Fraunhofer, Geoffroy Saint-Hilaire, Klaus Groth, Theodor Storm, Laube, Kerner, Cotta, Perthes, von Mohl, Otto Ludwig, Achim von Arnim und Bettina. Der 2. Band wird eingeleitet durch eine Goethenummer, die die bedeutenderen Goetheporträts, das Mayſche aus dem Jahre 1779, Goethe in der Campagna von Tischbein, die Rauchſche Büste, die feine Zeichnung von Schwerdtgeburth aus dem Jahre 1832 in ausgezeichneten Reproduktionen enthält, zum Schluß das Kolbeſche Bild von Karl August. Der Text bietet eine für den geringen Umfang außerordentlich reichhaltige, überall die wesentlichen Gesichtspunkte sicher herausstellende Zusammenfassung von Goethes Leben und Bedeutung aus der Feder Herman Grimms und eine Lebensskizze Karl Augusts von Ottokar Lorenz.

„Die Frauen in der Philosophie“ von Dr. Karl Joel (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G.) Der Wert der kleinen Schrift, die als Heft 246 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ erschienen ist, liegt darin, daß sie nicht nur eine statistische Zusammenfassung der Frauennamen und -leistungen auf diesem Gebiet giebt, sondern die Eigenart der weiblichen Arbeit fein herausfühlt und psychologisch begründet. In dieser Hinsicht füllt die Schrift eine Lücke, die in allen bisherigen Darstellungen der Geschichte der Philosophie bemerkbar war.

Digitized by Google

„Prostitution und Frauenkrankheiten." Hygienische und volkswirtschaftliche Betrachtungen von Professor Dr. med. Max Flesch, praktischem Arzt und Frauenarzt in Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M., Johannes Alt, Preis 1,80 Mark.) Die Broschüre, die hier in zweiter erweiterter Auflage erscheint, ist von uns bereits in der ersten Auflage eingehend gewürdigt worden. Wenn auch manche der dort gemachten Vorschläge von der „Frau" auf das entschiedenste bekämpft worden sind (vgl. den Artikel: Der Reichstag und die Frauen von Helene Lange, 5. Jahrgang, S. 353 ff.), so verdient doch, wie wir auch s. Z. hervorgehoben haben, das von Dr. Flesch zusammengetragene reichhaltige Material die eingehendste Beachtung, die ihm auch der hohe wissenschaftliche Ernst seiner Untersuchungen sichern muß. — Die zweite Auflage bringt noch einen Anhang: „Bemerkungen über die strafrechtliche Verfolgung der Übertragung von Geschlechtskrankheiten in der Lex Heinze," der eine sehr beachtenswerte Kritik bietet.

„Praktisches Gartenbuch" von Friedrich Schneider. Zweite Auflage von Friedrich Huck, Oranienburg. Ed. Freyhoffs Verlag. Preis 1,50 Mark. Dies kleine Handbuch, das in seiner knappen Übersichtlichkeit und in der praktischen Verwendbarkeit seiner Ratschläge bereits in seiner ersten Auflage Beifall fand, liegt jetzt in gänzlich umgearbeiteter Neuauflage wieder vor. Der bekannte Kunstgärtner Huck in Erfurt hat es sich angelegen sein lassen, seine eigenen Erfahrungen auf dem Gebiete der Blumen-, Gemüse- und Obstzucht dem Büchlein zu gute kommen zu lassen.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Milch leichter verdaulich.

Oft können Kinder und Kranke die nahrhafte Milch nicht vertragen, weil sie im Magen gerinnt. Diese werden es mit Freuden erfahren, daß, wenn Milch mit ein wenig Mondamin gekocht wird, dieselbe bedeutend leichter verdaulich und selbst schwachen Magen zuträglich wird. Säuglingen ist nur Milch zu geben, aber nach Durchbruch der Zähne, wenn Zusatz zur Milch erwünscht wird, ist Mondamin in hohem Grade dazu geeignet. Mit Milch gekocht, bietet Mondamin eine wirklich nahrhafte Kost, welche alle Bestandteile zum Aufbau des Körpers besitzt. Die alleinigen Fabrikanten für Mondamin sind Brown & Polson, welche einen mehr denn 40jährigen Weltruf besitzen. Es ist erhältlich in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Friedenau, Fregestraße 40.

(Vom 1. Oktober **Marienfelde**, Berlin-Dresdener Bahn.)

Beginn des nächsten Kursus am 1 Oktober. Meldungen zu richten an

Berlin, Eichhornstr. 6.
Friedenau, Fregestr. 41. **Elvira Castner Dr. D. S.**

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M. 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer**,
in Firma **J. Proskauer, Leipzig**, Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Mehrfacher Anregung aus unserm Leserkreise folgend, haben wir einen Separatabdruck des Artikels von Prof. Dr. Erismann: Gemeinsames Universitätsstudium für Männer und Frauen oder besondere Frauenhochschulen? (Juni- und Julinummer der Frau) herstellen lassen, von dem wir eine geringe Anzahl von Exemplaren unsern Lesern zum Preise von 1 Mark zur Verfügung stellen können.

Die Redaktion der Frau.

Ferienkurse finden wie alljährlich so auch in diesem Sommer an verschiedenen deutschen Universitäten statt. Über die in Bonn geplanten haben wir bereits berichtet. Greifswald veranstaltet seinen Ferienkursus vom 10.—28. Juli, Jena vom 2.—22. August, Marburg vom 17.—29. Juli und vom 2.—15. August. Die Vorlesungen bezwecken überall, Lehrern und Lehrerinnen Gelegenheit zur Erweiterung und Anleitung zur wissenschaftlichen Vertiefung ihrer Kenntnisse zu geben. Sie umfassen das Gebiet der deutschen, englischen und französischen Sprache und Litteratur; in Greifswald und Marburg zugleich das der Phonetik, in Greifswald und Jena das der Religion und Kulturgeschichte. In Jena finden zugleich mit den allgemeinen pädagogische Fortbildungskurse statt. Ebenso ist hier wie in Greifswald das Gebiet der Naturwissenschaften mehr als sonst berücksichtigt. Näheres bringen die Prospekte. Sie sind zu erhalten bei Hugo Meinmann, Jena, Spitzweidenweg 41, für Greifswald unter der Adresse: Ferienkurse, Greifswald, für Marburg bei Herrn Dr. Finck, Marburg, Frankfurterstr. 20.

Photographin sucht intelligente Dame m. Cap. als Theilhab. f. feines Berliner Atelier. Off. sub. J. D. 3503 an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. 2]

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei [23
und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Das Placierungsbureau
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2 1/2 % des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [9

CACAO-VERO.
entöliter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditorelen, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wws. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen
von Frau Elise Brewitz, [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

France.
Melle **Mattmann,** professeur agrégée de l'Université au Lycée de jeunes filles d'Amiens, 21 rue Dufour, reçoit 3 à 4 étrangères. Leçons particulières. Cours du Lycée. Conditions très avantageuses pour la conversation. Vie de famille confortable. Avantages de la proximité de Paris.
— Echanges de références. —

Stresa am Lago Maggiore.
Villetta Heimath.
Priv. Zimmer für reisende deutsche Damen auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.
Frau Professor Polli.

Damen-Loden
u. Cover-Coat, ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. Reise, Sport u. Fahrrad geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Das
photographische Atelier
von
Frau Gertrud Bierentz,
Neue Friedrichstr. 70,
empfiehlt sich zur Anfertigung aller modernen Photographieen zu billigen Preisen. Gruppenaufnahmen auch außer dem Hause.

Wir haben schon in einem der vorhergehenden Hefte auf die Firma **Gebrüder Körner in Altenburg,** Damen-Loden und Cover-Coat betreffend, aufmerksam gemacht. Wir möchten jedoch noch bemerken, daß diese Firma nicht nur beständig ein umfangreiches Lager in allen Qualitäten und Farben dieser Stoffe unterhält, sondern auch von Damenschneidern geleitete Arbeitsstätten für die Anfertigung von Costümen und Mänteln eingerichtet hat. Die Firma ist daher in der Lage, fertige Confection prompt und preiswert zu liefern, zugleich aber auch die Stoffe schon meterweise abzugeben.

Wiesbaden

Emserstrasse 36.

Kleines Familienpensionat in schöner, freier Lage im Hause des Arztes. Angenehm für **Gesunde** und ebenso passend für **Pflegebedürftige** jeder Art. Vorzüglich geeignet für **Damen, junge Mädchen** und **Knaben,** die auf Wunsch vollen Familienanschluß erhalten. Kräftige norddeutsche Küche. **Bäder** und verschiedene Arten von **Gymnastik** im Hause. Nähere Auskunft und Referenzen auf Verlangen umgehend.

Dr. **Max Conrad** u. Frau.

In der Familie eines akademisch gebildeten Herrn

E. A. Rowe M. A. Gala-High-School, Galashiels,

finden Damen während des Sommers oder der Ferien ein freundliches Heim und Gelegenheit zum Studium des Englischen. Preis 120 Mark monatlich. Näheres bei

Fräulein **J. Kollmorgen,**
Berlin W., Eisenacherstr. 71.

Seidenbilder,

künstlich gewebt. Illustr. Preisl. gratis.
Emil Fischer, Treuen i. S.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei u. industr. Zwecke jeder Art.

Ueber 14 Millionen

fabricirt und verkauft!

Die Singer Nähmaschinen verdanken ihren Weltruf der vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, die von jeder alle Fabrikate der Singer Co. auszeichnen.

Kostenfreie Unterrichtskurse auch in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co., Hamburg, Act. Ges.
Frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor

ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Menschenkinder.

Novellencyklus

von

Lou Andreas-Salomé.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4. M. 50 Pf.

Die Sammlung einiger der besten Stücke von der Hand der beliebten Verfasserin ermöglicht eine eingehende Würdigung ihrer Kunst. Dem Reiz dieser intimen Schilderungen aus dem Seelenleben fein fühliger, insbesondere weiblicher Naturen, worin mehr zart angedeutet als breit ausgeführt wird, dürfte sich niemand entziehen können.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 11. August 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Der internationale Frauenkongreß in London.

Von

Marie Stritt-Dresden.

Nachdruck verboten.

Je weitere Kreise die moderne Frauenbewegung und Frauenarbeit zieht, desto häufiger werden die nationalen und internationalen Veranstaltungen, in denen sich ihre Vertreterinnen zusammenfinden, um zu den verschiedenen aktuellen Frauenfragen Stellung zu nehmen. Die rasche Aufeinanderfolge der internationalen Frauenkongresse in den letzten Jahren entspricht indessen nicht sowohl dem Bedürfnis, bindende Beschlüsse zu fassen und ein einheitliches Vorgehen in diesen Fragen einzuleiten — was bei den wesentlich verschiedenen Verhältnissen und dem verschiedenen Stand der Bewegung in den einzelnen Ländern nicht nur verfehlt, sondern unmöglich wäre — als vielmehr dem allgemeinen Verlangen nach einem anregenden und fördernden Gedanken- und Meinungsaustausch, nach einer besseren Verständigung und Erweiterung unseres Gesichtskreises. Ein Resultat dieses gegenseitigen Lernens und Lehrens ist die wachsende Erkenntnis, daß, bei aller Beschränkung auf nationale praktische Arbeit, unsere Bewegung als solche eine internationale ist, daß unsere Fragen Menschheitsfragen sind. In diesem Licht, als symptomatische Erscheinungen und demonstrative Kundgebungen des bewußten Frauenwillens und zugleich als eine Revue über alle Frauenarbeit und alle Frauenbestrebungen betrachtet, wird man die hohe ideelle Bedeutung und den propagandistischen Wert dieser Kongresse für die Frauensache zugeben müssen, auch wenn man ihnen eine praktische Bedeutung und sichtbare praktische Erfolge nicht zuzuerkennen vermag.

Besser und wirkungsvoller als irgend einer seiner Vorgänger konnte der letzte internationale Frauenkongreß, der vom 26. Juni bis 5. Juli in London stattfand, seinen Zweck erfüllen — nicht nur, weil der fortgeschrittene Stand der

Digitized by Google

englischen Frauenbewegung und die verhältnismäßig freie soziale Stellung der englischen Frauen die denkbar günstigsten Vorbedingungen dafür boten, sondern auch, weil er im Anschluß an die fünfzigjährige offizielle Generalversammlung des Welt-Frauenbundes (International Council of Women) und unter dessen Auspicien und Verantwortung veranstaltet, von vorn herein einen offiziellen Charakter trug.

Die bis jetzt an den International Council angeschlossenen Nationalverbände (Vereinigte Staaten, Canada, Deutschland, Schweden, Großbritannien und Irland, Neu-Südwales, Dänemark, Holland, Neuseeland und Tasmanien) waren durch je drei offizielle Delegierte, die Länder, in denen noch keine Nationalverbände existieren, durch je eine vom Council ernannte Delegierte, die letzteren aber ohne Stimme, vertreten. Die fünf geschäftlichen Sitzungen des Councils waren nur Mitgliedern von angeschlossenen Vereinen, die beiden großen offiziellen Meetings sowie alle Sitzungen des Kongresses dagegen jedermann zugänglich. In den Councilsitzungen wurden die zum Teil sehr interessanten Berichte der Nationalverbände über ihre Entwicklung und Thätigkeit erstattet, eine ganze Reihe wichtiger Beschlüsse, betreffend die Organisation des Internationalen Bundes, seine Statuten und Geschäftsordnungen, gefaßt, und das Arbeitsprogramm für die nächsten fünf Jahre festgestellt. Die Redefreiheit war hier selbstverständlich auf die offiziellen Delegierten beschränkt. In den Kongreßsitzungen war die festgesetzte und immer streng eingehaltene Zeit von $2^1/_2$ Stunden zur einen Hälfte kurzen Referaten der eingeladenen Rednerinnen und Redner, zur anderen freier Diskussion gewidmet, an der sich jedermann beteiligen konnte. Resolutionen wurden hier nicht gefaßt.

Von der Reichhaltigkeit des Programmes giebt schon die Zahl dieser freien Kongreßsitzungen ungefähr einen Begriff. Es fanden in sieben Tagen, in vier, resp. sechs verschiedenen Lokalen 56 Meetings, durchschnittlich 8 an jedem Tage statt, die sich auf die einzelnen Sektionen wie folgt verteilten: Erziehung 11, Frauenberufe 16, Industrie und Gesetzgebung 9, politische Sektion 5, soziale Sektion 15. Da diese Meetings nicht nach einander, sondern immer je vier zu gleicher Zeit stattfanden, war der Besuch derselben auch dem gewissenhaftesten und leistungsfähigsten Kongreßmitglied nur in sehr beschränktem Maße möglich, und die Delegierten, die in erster Linie durch die geschäftlichen Sitzungen in Anspruch genommen waren, mußten oft auf die interessantesten Verhandlungen verzichten. Dieses System des Neben- statt Nacheinander erwies sich als ein schwerer Mißgriff in dem sonst sehr umsichtig getroffenen Arrangement, und gab dem Council Veranlassung, für die Zukunft eine praktischere Einteilung des Programms, vor allem in Bezug auf die geschäftlichen Sitzungen, ins Auge zu fassen. Auch die bei aller wohlwollenden Haltung doch im ganzen sehr flüchtigen und oberflächlichen Berichte der Tagesblätter waren wohl hauptsächlich auf diese verfehlte Einteilung und auf das verhängnisvolle Zuviel im Programm zurückzuführen, das eine einheitliche, genaue und übersichtliche Darstellung unmöglich machte. Trotz alledem aber war die Beteiligung eine außerordentlich starke, waren die großen Säle in Westminster und St. Martin's Town-Hall ꝛc. meist bis auf den letzten Platz gefüllt und überfüllt und hielt das lebhafte Interesse bis zum Schluß an.

Für die nötigen Informationen, die Bequemlichkeit und das Wohlbefinden der Kongreßmitglieder war in ausgiebigster Weise durch Auskunfts-, Post- und Preßbureaux, durch Lese-, Schreib-, Konversations- und Toilettenräume, durch Verkaufsstellen aller einschlägigen Propaganda-Litteratur, durch ein vortrefflich zusammen-

Digitized by Google

gestelltes, zur Orientierung unentbehrliches Handbuch 2c. 2c. Sorge getragen. Alle möglichen, in irgend einem engeren oder loseren Zusammenhang mit der Frauenfrage stehenden Klubs, Vereine, gemeinnützigen Anstalten in und um London stellten ihre Räume zur Verfügung oder luden die Kongreßmitglieder zur Besichtigung derselben ein. Den Delegierten und eingeladenen Rednerinnen waren für die Dauer des Kongresses Freiquartiere in Privathäusern gewährt. Was uns sonst an herzlichem Entgegenkommen, an wahrhaft beschämender Gastfreundlichkeit, an ungezählten Einladungen von Privatpersonen und Vereinen, an offiziellen und nichtoffiziellen Empfängen 2c. geboten wurde, übertraf in demselben Maße unsere kühnsten Erwartungen und unsere deutschen Gepflogenheiten, wie das überreiche Kongreßprogramm die Leistungsfähigkeit der unermüdlichsten Frauenrechtlerin überstieg. Jedenfalls war es auch dem besten Willen ebenso unmöglich, die Feste zu feiern, wie sie fielen, wie den ernsten Arbeiten dieses Kongresses auch nur entfernt gerecht zu werden.

Die für uns und unsere Bestrebungen wichtigen und bedeutsamen Vorgänge, die sich in diesem, in seinen Umrissen angedeuteten, riesigen Rahmen abspielten, die mächtigen und nachhaltigen Eindrücke, die wir empfingen, waren so zahlreich, daß es unmöglich ist, aus der überwältigenden Fülle nur das Wesentliche festzuhalten. Damit soll keineswegs eine bedingungslose, blinde Anerkennung all der neuen und fremden Erscheinungen, die uns in so mannigfacher Gestalt entgegentraten, ausgesprochen werden. Wir haben im Gegenteil von dem großen Vorteil des Vergleiches, den diese internationale Heerschau uns bot, stets Gebrauch gemacht und bei aller ehrlichen Bewunderung fremder Vorzüge doch auch vieles mit kritischen Augen, manches mit bedenklichem Kopfschütteln betrachten müssen.

Es war fast selbstverständlich, daß trotz aller Bemühungen, den internationalen Charakter des Kongresses auf allen Gebieten zu wahren, das englische Element sehr häufig vorherrschend war, in seiner Stärke wie in seinen Schwächen. Wenn uns einerseits die Wahrnehmung freudig überraschte, daß die von der schweren Not der Zeit nicht berührten oberen Zehntausend an der englischen Frauenbewegung nicht nur unmittelbaren thätigen Anteil nehmen, sondern sie durch ihre Stellung und ihren Einfluß wesentlich getragen und gefördert haben, so mußte uns doch das unverkennbare Bemühen, diese ihrem innersten Wesen nach demokratische Bewegung auch anderwärts durch Titel und Namen zu stützen und, auch wo es ganz unangebracht war, Vertreterinnen der Aristokratie in leitende Positionen zu bringen, mit Recht befremden.

Bei aller Hochachtung vor dem stark entwickelten Unabhängigkeitsgefühl und der Unantastbarkeit der persönlichen Freiheit in allen sozialen Einrichtungen Englands, berührte uns doch manchmal die Systemlosigkeit und Willkür, die noch auf vielen Gebieten herrscht, sehr sonderbar. Dringend hätten wir z. B. in den Diskussionen über Haushaltungs- und Fortbildungsschulen, über Mädchenheime, vor allem aber über Vorbildung der Lehrerinnen die Anwesenheit berufener deutscher Fachrepräsentantinnen gewünscht, um auf das hie und da noch recht verworrene Chaos von mehr oder weniger glücklichen Experimenten das Licht ihrer gereiften Erfahrung und Sachkenntnis und einer wissenschaftlichen Behandlung fallen zu lassen.

Die naive Unkenntnis über den Stand der außerenglischen resp. außeramerikanischen Frauenbestrebungen, die in Bezug auf Deutschland noch durch falsche Berichte und Entstellungen ergänzt wurde, brachte uns zwar in die angenehme Lage, daß unsere

Digitized by Google

offiziellen und nichtoffiziellen Berichte mit großem Interesse, sogar mit einem gewissen frohen Erstaunen aufgenommen wurden — mit demselben Erstaunen wie der Umstand, daß wir Deutschen auch über die außerdeutschen Verhältnisse ziemlich gut Bescheid wußten. Doch glaube ich nicht, daß unsere liebenswürdigen englischen und amerikanischen Gesinnungsgenossinnen daraus auch für sich eine Pflicht, sich künftig über die Arbeit ihrer gleichstrebenden Schwestern besser zu unterrichten, herleiten werden. Das angenehme Bewußtsein, daß die „Nachzügler" auf den richtigen, auf ihren Wegen wandeln, dürfte ihnen auch für die Zukunft vollauf genügen.

Mit aufrichtiger, rückhaltloser Bewunderung erfüllte uns die freie, ruhige Sicherheit, mit der sich die englischen und amerikanischen Frauen in der Öffentlichkeit wie an ihrem Theetisch bewegen, ihre Überlegenheit in der Repräsentation, die Beherrschung der freien Rede und des ganzen formellen Apparates, der, obgleich viel komplizierter als bei uns, den Vertreterinnen aller Richtungen in gleichem Maße geläufig ist. All die vielen Meetings, ohne Ausnahme, wurden in tadelloser, ja musterhafter Weise von den betreffenden Präsidentinnen geleitet, und niemals, auch nicht in den erregtesten Debatten, bei denen die Geister und Meinungen am schärfsten aufeinander platzten, wurde die Grenze ruhiger, selbstverständlicher Höflichkeit überschritten. Nur einmal, als in einem Meeting der politischen Sektion eine amerikanische Gegnerin des Frauenstimmrechts die ältesten Phrasen-Ladenhüter vorführte, erinnere ich mich, daß die „allgemeine Heiterkeit" diese Grenzen nicht respektieren wollte; aber ein kurzer, ebenso energischer wie liebenswürdiger Appell der Vorsitzenden Mrs. Wright Sewall — an dem sich selbst ein Reichstagspräsident ein Beispiel hätte nehmen können — brachte die rebellischen Geister des Humors sofort zur Ruhe. Nur durch eine strenge und systematische soziale und parlamentarische Schulung konnten so glänzende Resultate erreicht werden, durch eine Schulung, um die wir unsere englischen Schwestern ebenso beneiden möchten, wie um den großen Zug, der ihre ganze Bewegung charakterisiert, und der sich vielleicht am deutlichsten in der großartigen Toleranz ausprägt, mit der die Vertreter der verschiedenen Richtungen, Konservative und Sozialisten, Strenggläubige und Freidenker einander auf dem gemeinsamen Arbeitsfelde begegnen, in der Achtung, mit der sie auch die abweichende Meinung in einer tüchtigen Leistung respektieren.

Auf einzelnes näher einzugehen, gestattet der Raum eines kurzen Artikels nicht — nur einige besonders bemerkenswerte Versammlungen möchte ich erwähnen: zunächst das originelle Begrüßungsmeeting, das sich zu einer Art Parade gestaltete, bei der die fremden Delegierten dem Kongreßpublikum in aller Form und Feierlichkeit von der Präsidentin des International Council, Lady Aberdeen, vorgestellt wurden. Manche interessante, charaktervolle Erscheinung, manche ernste Arbeiterin und tapfere Märtyrerin der Frauensache lernte man da als Trägerin eines längst vertrauten Namens von Angesicht zu Angesicht kennen. Sie wurden alle aufs herzlichste begrüßt — aber für den dekorativen Sinn des englischen Publikums waren die gänzlich unbekannten Trägerinnen der bunten orientalischen Kostüme, die Delegierten von Indien, Palästina, China u. s. w. mindestens ebenso interessant. Die kleine Chinesin besonders, die nur notdürftig englisch verstand, und zu den ernstesten Verhandlungen fortwährend stillvergnügt lächelte, wurde, wenn sie an der Hand ihres ebenfalls ewig lächelnden Bruders auf der Plattform herumtrippelte, von Komitee und Publikum immer mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelt.

Digitized by Google

Von größtem Interesse waren für uns Deutsche die Diskussionen über die Sittlichkeitsfrage und über den gesetzlichen Arbeiterinnenschutz. Die in dem ersteren Meeting erlassene Aufforderung an die jungen Mädchen und Frauen, den Saal zu verlassen, bewies uns, daß man auch in der Heimat Josefine Butlers noch nicht gelernt hat, die ernsteste Frauenfrage mit dem richtigen sittlichen Ernst zu erfassen, von dem im übrigen alle Referate glänzend Zeugnis ablegten. Einen tiefen Eindruck unter all den begeisterten und begeisternden Ansprachen im Sinne einer gleichen Moral machten die schlichten, auf Jahrzehnte lange Erfahrung gestützten Ausführungen der ersten amerikanischen Ärztin, Dr. Elizabeth Blackwell, über die gleiche, nicht generell, nur individuell verschiedene natürliche Veranlagung der Geschlechter in Bezug auf den Fortpflanzungstrieb.

Sehr hitzig wurde der Meinungsaustausch in der Arbeiterinnenschutzfrage. Mit Ausnahme einiger sozialistischen Führer und Führerinnen traten alle englischen und alle auswärtigen Rednerinnen dem von Mrs. Sidney Webb vertretenen Prinzip eines besonderen gesetzlichen Schutzes der Arbeiterinnen entgegen und für einen gleichen Schutz beider Geschlechter ein, und zwar auf Grund der allerwärts gemachten Erfahrungen, daß der erstere nicht sowohl die Frau vor Ausbeutung, als vielmehr nur den Mann vor der Konkurrenz der Frauenarbeit in den besser bezahlten Industriezweigen schütze, dagegen die Frau immer tiefer in die ökonomische Sklaverei hineinzwänge. In glänzender Weise sprachen in diesem Sinn Baronesse Griepenberg, Mrs. Stanton Blatch, Gräfin Schack u. a. Auch uns deutschen Frauen, die wir bisher den Standpunkt des Arbeiterinnenschutzes vertraten — allerdings nicht im Sinne einer Beschränkung der Frauenarbeit, wie er sich anderwärts erwiesen hat — mußte der einmütige, von tiefster Überzeugung getragene Widerstand dieser ernsten und besonnenen Frauen zu denken geben, jedenfalls uns auch in Bezug auf diesen „Schutz" der Frau durch männliche Gesetzgeber zu äußerster Vorsicht mahnen.

Die Ausführungen des beredten Anwaltes des gesetzlichen Schutzes, Mr. Barrows, waren insofern nicht ganz logisch, als er den Arbeiterinnenschutz mit den Arbeiterinnenorganisationen identifizierte. Viel wirkungsvoller vertraten seine Parteigenossen Mr. Macdonald und Mr. Sidney Webb mit ihren Referaten über den Minimallohn und die gesetzliche Lohnregulierung die Interessen der Frauen in dem großen Meeting über „die Ethik des Erwerbes". Das bedeutendste, geistvollste Referat, vielleicht des ganzen Kongresses, war aber an diesem Abend das von Mrs. Stetson, New-York, über „gleichen Lohn bei gleicher Leistung", in dem sie den innigen Zusammenhang der ökonomischen mit den sittlichen Lebensbedingungen darlegte.

Zu hochbedeutsamen Demonstrationen gestalteten sich die beiden großen Versammlungen in Queen's Hall, die der Friedens- und der Stimmrechtsfrage gewidmet waren, die erstere offiziell vom Council veranstaltet, der damit zum erstenmal aus seiner neutralen Stellung in Bezug auf eine bestimmte Propaganda heraustrat, in voller Übereinstimmung mit allen Nationalverbänden, die zu dieser Propaganda „von Herzen ihre Zustimmung gaben" — die letztere Versammlung zwar nicht im Zusammenhang, aber zu Ehren des Kongresses vom Bunde der englischen Stimmrechtsvereine einberufen. Die prachtvolle Queen's Hall faßt zwischen 3—4000 Personen, und beide Versammlungen waren überfüllt. Leider war das Arrangement der ersteren, in der Lady Aberdeen präsidierte, trotz — oder vielleicht wegen — seiner Vielseitigkeit von Ansprachen, Chor- und Einzelgesängen ꝛc. kein besonders glückliches; auch beeinträchtigte

Digitized by Google

die im letzten Augenblick erfolgte Absage Bertha von Suttners, die den Hauptvortrag übernommen hatte, etwas die allgemeine Stimmung. Doch wurde die Resolution: „die Friedensbestrebungen auch von Seiten des International Council mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln zu fördern," einstimmig und mit Begeisterung angenommen.

Den tiefsten, einen unvergeßlichen Eindruck wird wohl bei allen Teilnehmern das Stimmrechtsmeeting hinterlassen haben, das unter dem unvergleichlichen Vorsitz der Mrs. Fawcett stattfand und ohne Frage den Glanzpunkt des Kongresses bildete. Wie uns die englischen Freundinnen versicherten, ist eine derartig gelungene und würdevolle Kundgebung — der die zwei Tage vorher erlittene Niederlage der Frauen im Haus der Lords (in der Frage des passiven Municipalwahlrechts) noch ein besonderes Pathos verlieh — auch in England noch nicht dagewesen. Wir Fremden aber kamen uns wie in eine andere, ideale Welt, wie in die bessere Zukunft entrückt vor, der wir zustreben. Über Vorgänge, an denen man selbst thätigen, wenn auch nur sehr bescheidenen Anteil genommen hat, ist es schwer, ja unmöglich, einen unbefangenen Bericht zu geben, und so möchte ich nur des einen überwältigenden Augenblicks gedenken, als sich die tausendköpfige Menge wie ein Mann — oder besser wie eine Frau erhob, um die greise Susan B. Anthony, die Märtyrerin — und Siegerin in fünfzigjährigem, unermüdlichem Kampf um die Befreiung ihres Geschlechtes, die Achtzigjährige, und doch an Geistes- und Herzensfrische Jüngste von allen, mit jubelndem Zuruf und Tücherschwenken zu grüßen. Ich bedauere alle lieben deutschen Gesinnungsgenossinnen, daß sie diesen Augenblick und diesen Abend nicht mit uns erlebten! —

Von den Beschlüssen für die nächste fünfjährige Periode des International Council dürften die folgenden auch für unsere deutsche Frauenbewegung wichtig und interessant sein: Die Errichtung eines internationalen Preßbüreaus — um die Frauensache mehr als bisher durch die Presse zu fördern —, für das jeder Nationalverband ein Mitglied zu ernennen hat; die Annahme des vortrefflich geleiteten Women's Institute, London, als allgemeines Informationsbüreau für den International und alle National Councils, mit der sehr wichtigen Klausel jedoch, daß jeder Nationalverband, der über einen anderen Informationen wünscht, sich, um ungenügende oder falsche Auskunft zu vermeiden, direkt an dessen Präsidentin oder Schriftführerin zu wenden hat; einstimmige Ablehnung des der demokratischen Verfassung des Weltbundes nicht entsprechenden Antrages auf Ernennung von Counsellors, d. h. solcher Frauen, deren Einfluß oder Unterstützung für die internationale Frauenbewegung von Nutzen sein könnte, zu außerordentlichen Mitgliedern des Vorstandes; Annahme des Antrages des Bundes deutscher Frauenvereine: daß die Nationalverbände ihre Aufmerksamkeit dem in allen Ländern noch zu Recht bestehenden Entscheidungsrecht des Ehemannes (mundium) als dem grundlegenden Prinzip der Unterordnung der Frau in der Ehe, zuwenden möchten; Annahme des Antrages: daß es dem betreffenden Nationalverband, in dessen Lande die Generalversammlung stattfindet, künftig überlassen bleibe, ob er damit einen unter seiner Verantwortlichkeit abzuhaltenden internationalen Kongreß verbinden will oder nicht; einstimmige Annahme des Antrages des Bundes deutscher Frauenvereine: daß die nächste Generalversammlung des International Council in 5 Jahren in Berlin stattfinden solle. Die Vorstandswahl für das nächste Quinquennium ergab folgendes Resultat: Vorsitzende: Mrs. Wright Sewall (Ver. Staaten), stellvertretende Vorsitzende: Lady Aberdeen (Canada), 1. Schriftführerin: Miß Wilson (England),

Digitized by Google

2. Schriftführerin: Mlle. Vidart (Schweiz) Schatzmeisterin: Frau Schwerin (Deutschland).

„Die gleiche Moral für Mann und Weib" auf dem Kongreßprogramm soll, wie man uns sagte, in den maßgebenden Kreisen Anstoß erregt und die Ursache gewesen sein, daß der Kongreß nicht offiziell vom Lord Mayor von London begrüßt wurde. Die Kongreßleute haben diese ganz offizielle Begrüßung nicht vermißt und gern mit der halb offiziellen vorlieb genommen, die ihnen von Repräsentantinnen der englischen „Gesellschaft" in so überaus liebenswürdiger Weise geboten wurden, in erster Linie von Lady Aberdeen, dann von der jugendlichen Herzogin von Sutherland, von Lady Battersea, dem Bischof von London nebst seiner Gattin und von Lady Rothschild. Die Kongreßmitglieder werden wohl dem Empfang in dem prunkvoll königlichen Staffordhouse oder dem Gartenfest der Lady Rothschild in dem märchenhaften Park von Gunnersbury die Palme zuerkennen. Den Delegierten dürfte der letzte Tag in dem stillen vornehmen Cassiobury-Park, wo man sich dank der herzlichen und ungezwungenen Gastfreundschaft von Lord und Lady Aberdeen zum erstenmal auch menschlich näher treten konnte, die liebste und ungetrübteste Erinnerung bleiben.

Gern möchte ich den Lesern der „Frau" zum Schluß noch von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, von liebgewordenen, tief sympathischen „neuen Frauen" aus aller Herren Länder, von den liebenswürdigen Skandinavierinnen und Holländerinnen, von den prächtigen Frauen Altenglands und seiner Kolonien, von den lieben Schwestern aus Österreich, vor allem aber von den Amerikanerinnen erzählen, die durch ihre bedeutendsten Führerinnen vertreten waren — wenn ich nicht fürchten müßte, den mir zugewiesenen Raum bedenklich zu überschreiten. So kehrt die Erinnerung nur noch einmal zu der ehrwürdig schlichten Gestalt zurück, deren Gegenwart und lebendige Anteilnahme dem ganzen Kongreß die Weihe aufdrückte, zu dem licht- und trostvollen Bilde von Susan B. Anthony. Dies edle Bild hat sich so fest in unser aller Gedächtnis geprägt, wie die Worte, die sie zu uns gesprochen, — und sie sprach oft zu ihren „girls" — diese Worte, die immer zur rechten Zeit, keines zu viel und keines zu wenig, ein vollkommener Ausdruck ihres klaren, scharfen Geistes und ihrer vornehmen Gesinnung waren, die uns mit ehernem Klang an ihre Treue, ihren Opfermut, ihre unerschütterliche Überzeugung mahnten, und die immer und überall, im größten wie im kleinsten Kreise, in dem eindringlichen „ceterum censeo", dem Leitwort ihres Lebens ausklangen: „Erst durch das Wahlrecht kann uns geholfen werden."

Digitized by Google

Ein Barockporträt.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Venus, Merkur und Mars vereinten sich in der Nähe des Regulus im Sternbild „das Herz des Löwen" zu einer außerordentlichen Konstellation, als dem großen Protestanten Gustav Adolf und seiner Gemahlin Marie Eleonore, von ihrem Gatten nicht eben galant das malum domesticum genannt, der lang erwartete Königserbe geboren wurde. Der Königserbe war ein Mädchen. Und das Groteske dieses Lebens beginnt gleich damit, daß man den Ankömmling im Übereifer des Empfanges für einen Knaben hält und ihn als Knaben den Eltern anmeldet. Beschämt und zögernd müssen die falschen Diagnostiker sich zu einer Richtigstellung entschließen. Und Gustav Adolf dachte gutgelaunt, — wir mögen ihn dabei so sehen, wie ihn Conrad Ferdinand Meyer hinstellte, den Kopf zurückgelehnt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorspringt und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen niederblitzt — man muß Gott für alles danken und sagte: „Es wird ganz gewiß ein sehr kluges Mädchen werden, da es uns alle für Narren gehalten hat."

Dies Mädchen wird nachmalig die berühmteste Frau ihres Jahrhunderts. Die Geschichte hält ihren Namen fest als Christine, Königin von Schweden, die ihr Königreich verschenkte und ihren Glauben tauschte, das ganze gelehrte Wissen ihrer Zeit beherrschte und, von der Parteien Gunst und Haß umspielt, das Interesse Europas, so lange sie lebte, in Atem hielt.

Eine bunte Tragikomödie ist dies Leben voll grellster Mischungen. Die tragischen Scenen eines Königsdramas wechseln mit schwülstigen Barockinterieurs; gezierte, kokette Schäferintermezzi mit den derben Grobianismen des Rüpelspiels. Wir sehen bald eine majestätische Fürstin im hermelingefütterten, blauseidenen Krönungsmantel, die dem Reichsrat mit einer Sicherheit und Kühnheit präsidiert, die die alten Räte ihres Vaters erstaunen macht; bald wieder ein allzu schwaches, geschickter Schmeichelei nur zu sehr zugängliches Weib, eine Beute verwegener Abenteurer; dann wieder die femme savante, „die schwedische Minerva", „die zehnte Muse", die mit den Gelehrten schlagfertig disputiert und in ihrem Latein und Griechisch niemand zu weichen braucht. Und dann die landfahrende Amazone in Männertracht, die Königin ohne Land, die in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche „Zurückgekehrte", die nun durch die katholischen Länder sich einen Triumphzug bereitet von Festen zu Festen, bis ihr die Siebenhügelstadt strahlend aufgeht und der Vatikan sich ihr öffnet, der „katholischen Muse in den neu erblühenden Gärten der Rechtgläubigen." Im Hintergrund der offiziellen Scenen die menschlich intimen, im ironisch-tragischen Charakter von „Troilus und Cressida", die diese Christine im Negligé zeigen mit Wäscherinnenfäusten, wie einen Fuhrknecht schimpfend, cynisch bis zur Selbsterniedrigung.

Digitized by Google

Die Statue dieser Frau erscheint als ein grandios grotesker Torso. Die Meißelschläge einer Meisterhand wollten ein Gigantenbild aus dem Marmor locken, aber sie ließen das Werk im Umriß. Stümperhände stürzten sich darauf und klebten ihm Gewöhnlichkeit und Schwäche an zu zwitterhaftem Zerrbild:

Und so soll ich, die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Ein dänisches Buch[1]) versucht die Trümmer dieses seltsamen Königinnenlebens zu einem Ganzen zu sammeln. Doch sein Verfasser ist kein Menschheits- und Menschlichkeitsbetrachter, sondern nur ein schulmeisternder Compilator. Er hat kein Gefühl für die Ironieen der Lebenskomödie. Das Widerspruchsvolle und Negative dieses gesprenkelten Charakters reizt nicht die psychologische Schauluſt in ihm, sondern weckt einen den Finger aufhebenden Moralisten. Dies Buch hat wenig Distanz zu seinem Helden.

Werner von Heidenstamm, der Dichter, der die tollverwegene, berauschende Lebensfabel des schwedischen zwölften Carl mit heißpochendem Herzschlag nachgeträumt, hätte die Epopöe und die Travestie dieses andern Königsschicksals singen müssen.

Und doch kann man dem schulmeisterlichen Chronikon dankbar sein. Es holt aus dem Schacht der Historien mancherlei farbig belebtes Detail, bunte Steine, aus denen das Bild Christinens zusammengesetzt wird. Bricht man die Steine aus dem plump pedantischen Rahmen, dann leuchten ihre Facetten . . .

* * *

„Das Land wird von Minerva selbst regiert, der bekränzten Göttin des Kriegs, der Wissenschaften und des Friedens," verkünden im emblematischen Stil die Barock-Historiographen. Sie zeichnen das Bild der gelehrten Königin als heraldisch-höfisches Kupfer. Der Olymp öffnet sich über ihr und entsendet die Musen, sie als zehnte in ihren Reigen aufzunehmen, und in seltsamlichem Kontrast zu der leichtgeschürzten Heidenwelt drängt sich im Vordergrunde die Schar der Perückenhäupter mit Folianten und Pergamenten.

Etwas abweichend von der pompösen Schilderei ist ihr reales Portrait, das nüchternere Zeitgenossen so zeichnen: „Sie war etwas unter Mittelgröße und erschien noch etwas kleiner, weil sie der Bequemlichkeit halber keine Absätze an ihren Schuhen trug. Ihre Gestalt war ein wenig untersetzt und die eine Schulter etwas höher als die andere, was sie aber leicht hätte durch die Kleidung verdecken können, wenn es ihr der Mühe wert gewesen wäre. Sie hatte blonde Haare und Augenbrauen, eine große Stirn, große, dunkelblaue Augen, eine gebogene Nase, einen nicht kleinen, aber schön geformten Mund."

So sieht die Königin von Schweden aus, die alle Sprachen Europas versteht; Latein, Griechisch, Hebräisch völlig beherrscht; mit den gelehrtesten Männern, die sie an ihren Hof zu ziehen weiß, mit Vossius, Salmasius, Hugo Grotius und Descartes disputiert; die rastlos sich müht, aller Wissenschaften Herr zu werden. Von männlicher Energie,

---

[1]) Königin Christine von Schweden 1626—1689. Ein Lebensbild von H. E. Friés. Autorisierte Übersetzung von Pauline Kleiber. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1899.

Digitized by Google

schrankenlosem Selbständigkeitsdrang und Unabhängigkeitsgefühl; voll leidenschaftlicher Verachtung der Ehefesseln. Im preziösen Stil dieser Zeit gab sie dieser Abneigung Ausdruck. Bei einem Maskenfest erschien sie als Diana, die die Pfeile des Liebesgottes zerbricht. In Paris sagte sie später, als sie bereits die Krone niedergelegt hatte: „Selbst der beste Mann verdient es nicht, daß man um seinetwillen seine Freiheit opfert. Außerdem die Kinder — welch eine gräßliche Sache!" Und in Rom läßt sie eine Medaille prägen, die sie als Phönix über den Wolken schwebend darstellt mit der Umschrift: „Frei geboren, frei gelebt und gestorben."

Doch mit dieser Freien erlaubt sich die Natur ein grausam ironisches Spiel. Diese Philosophin und Gelehrtin, die gegen sich so nachlässig war, daß sie es manchmal vergaß, sich die Haare zu kämmen, die nie daran dachte, ihren Körperfehler, die eine hohe Schulter, durch Toilettenkünste zu verbergen, wird von einer maßlosen Eitelkeit verzehrt.

Freilich nicht von einer kleinlichen, sondern von einer Eitelkeit größten Stils. Eine Welt soll auf sie sehen, soll von ihr sprechen, — Aufsehen um jeden Preis. Doch dieser Ehrgeiz der großen Dinge — das ist das Tückische der Natur — macht Christine, die Unabhängigkeitsfanatikerin, zu einer Sklavin. Um die erträumte Größe zu erlangen, greift sie skrupellos zu Mitteln, die sie in Kleinlichkeit verwickeln, ja in Lächerlichkeit. Die Gesänge ihres Lebens beginnen als Epopöe und klingen nur zu häufig als Travestie aus.

Wie Hedda Gabler wird ihr immer der Erdenrest zu schwer und lähmend für die Kraft ersehnten Aufschwungs, und sie könnte mit jener sagen: „O das Lächerliche und Gemeine, das sich wie ein Fluch auf alles legt, was ich nur berühre."

Diese Eitelkeit wird das treibende Feuer ihres Lebens. Es hat seine starken und schwachen Perioden. Ist es im Höhepunkt, dann überlodert es alles. Christine ist dann wie im Fieber, nichts anderes existiert. Sie starrt nur in die Lohe, und gebannt, verzaubert schreitet sie besinnungslos den einen Weg, den es ihr weist. Wer dieses Feuer nährt, der ist ihr Herr.

So wird die Kluge die Beute zahlloser Abenteurer, Goldmacher, verkappter Jesuiten. So verschenkte diese Ehrgeizige ihren Thron. So bekennt diese Irreligiöse mit feierlichem Pomp einen neuen Glauben.

Es lockte sie, in Italien eine Fürstin des Geistes zu werden, die Königin eines Musenhofes, eine Art Gegenpäpstin. Schwedens Boden genügte ihr nicht als Scene für die Galaoper ihres Lebens.

Das Widerspruchsvolle, die Mischung aus Königlichkeit und Bohèmetum, bestimmt von nun an ihren unstäten Weg.

Sie wollte bewundert werden, aber sie wurde als Curiosität angesehen, „die Dame, die sich wie ein Musketier kleidete," halb männlich, halb weiblich, auf dem Kopf eine große, unordentlich gehaltene Perücke, in einer Jacke, halb Wams, halb Frauenkamisol, einem Kragen von Büffelhaut und mit einem Degen, der ihr um die Fersen schlug; die fluchte und schwor wie ein Landsknecht, mit den Beinen schlenkerte, wenn sie saß, oder sie ungeniert auf einen Stuhl legte; die aber dann, wenn sie lateinisch oder griechisch kam, die Gelehrten in Verwunderung setzte; die mit ihrer scharfen Zunge und ihren durchdringenden Augen die Gecken des französischen Hofes, die ihren Spott an ihr versuchten, gründlichst einschüchterte.

Digitized by Google

Ihre Ironie wird gefürchtet. Einem alten Hofmann, einem Anekdotenerzähler von berüchtigter Langweiligkeit, erwiderte sie, als er ihr von einer Sache sprach, die erst in hundert Jahren eintreffen konnte: „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie um diese Zeit dann auch noch leben, um in demselben graugelben Rock dieselben Geschichten erzählen zu können, die ich, ehrlich gestanden, lieber auch erst in hundert Jahren hören möchte."

Aber sie selbst entgeht der Satire nicht.

Ein Franzose schreibt über sie: „Wie veränderlich ist das Schicksal der Menschen. Der Vater, König Gustav Adolf, hat Deutschland ausgeplündert und ausgesogen, und die Tochter brandschatzt nun den Papst, der doch sonst gewöhnt ist, die anderen auszubeuten. Der Vater brauchte offenbare Gewalt, die Tochter aber benimmt sich dabei auf eine feinere Weise; ihre sogenannte Bekehrung dient ihr zum Deckmantel und zum Vorwand einer Pilgerreise und Wallfahrt auf der ganzen Oberfläche der Erde herum, von der sie nun nach dem Rat der Spanier und der Jesuiten schon einen großen Teil gesehen hat. Ja, das sind pfiffige Leute."

Sie fühlte das nicht. Sie sonnte sich in dem Talmiglanz ihrer Triumphzüge durch die katholischen Länder, ohne merken zu wollen, wie unbequem diese diplomatischen Veranstaltungen für die Konvertitin den Gastgebern waren.

Sie genoß mit vollen Zügen alles, was sich ihr bot. Die femme savante tritt ganz zurück, wir sehen nur noch eine Vergnügungs- und Festsüchtige, die wie ein Backfisch an eine Freundin schreibt: „Meine Beschäftigungen sind derzeit gut speisen, gut schlafen, ein wenig studieren, dazwischen hinein plaudern und lachen, sowie französische, spanische und italienische Schauspiele sehen. Mit einem Wort, ich verbringe meine Zeit auf höchst angenehme Weise, ich brauche keine Predigten anzuhören, ich verachte alle Prediger mit Ausnahme Salomos; alles übrige sind nur Dummheiten."

* * *

Ein Triumphzug war freilich ihr Weg von Schweden nach Rom. Alle katholischen Fürsten huldigten der Tochter des großen Widersachers, die sich bekehrt; ein stolzer Sieg der Kirche.

Aus den Akten dieses Triumphzuges weht charakteristisches Kulturparfum. Das schwülstige Ceremoniel der Zeit, die hochstelzigen Komplimente, das heraldische Kostüm und die preziöse Sprache werden lebendig.

Von Antwerpen nach Brüssel fährt Christine gleich Agrippina auf dem Kanal in purpurprangender Schaluppe, die von zwölf Pferden stromaufwärts gezogen wird. Vor Brüssel lodert Fackel und Feuerwerk so hell auf, daß die Schmeichler meinen, die Sonne hätte sich wieder erhoben. Und über den Thoren der Stadt prangt der Name Christine vom Lorbeerkranz umschlungen und von pausbäckigen Barockengeln umgeben, und pompöse Devisen bemühen den Olymp mit seinen Heerscharen zum Ruhm der Unvergleichlichen.

Das ist aber nur ein schwaches Vorspiel zu den Feiertagen von Tirol.

Von allen erzbischöflichen Höfen wird „das Silbergeschmeide, so zu Durchzug und Kostfreyhaltung der Königin aus Schweden gebraucht," nach Innsbruck geschickt. Hier zog sie mit großem Pomp ein unter dem Klang der Heerpauken und Feldtrompeten in kostbarer Sänfte, an deren linker Seite der Erzherzog Ferdinand Karl auf einem „köstlichen Tummelpferd" ritt. Die Pauken schlagen Appell, die Trompeter blasen auf silbernen Instrumenten die Ordinarisonate.

Digitized by Google

In Innsbruck residiert sie in Zimmern, die mit Sammt, Seide und golddurchwirkten Tapeten ausgeschlagen sind, und ihr Bett ist mit weißer Seide gefüttert und mit rotgoldenen Behängen und Goldstickereien geschmückt.

Während der prunkvollen Tafel lassen „die Musici mit ausbündigen Stimmen wie auch mit trefflichem Saitenspiel sich vernehmen, daß die Königin zu mehrmahlens beede Hende gen Himmel hebte und continue mit dem Kopf agierte."

Dann giebt es monströse Festspiele, die Oper „Argia" wird von abends neun bis nachts drei Uhr aufgeführt, und in einer zopfigen Olympiade wird von der „Eifersucht zwischen Mars und Adonis" gehandelt. Maschinerieeffekte — durch die Luft von Tauben gezogene Wagen — vereinen sich mit den Abfällen philologischer, antikisierender Pedanterie zu einer monströsen Galanterie.

Mitten zwischen diesen Festen findet der öffentliche Übertritt Christinens zum Katholizismus statt, und an diesem Tage hörte man plötzlich in all dieser Künstlichkeit, in diesem Alexandrinerrhythmus der Reden und Gebärden eine derbe menschliche Stimme. Es ist die Stimme der am Morgen „in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrten" Königin, die am Abend im Theater zu ihren Kavalieren sagt:

„Meine Herren, es ist ganz recht, daß Ihr mir eine Komödie aufführt, nachdem ich Euch eine Farce vorgespielt habe."

Sie hatte sich in ihrer Unersättlichkeit wohl doch etwas an der Speise der Eitelkeit übernommen und wollte sich durch einen Cynismus erleichtern. Sie war aber bald wieder aufnahmefähig. Das Schlußtableau ihrer Pilgerfestfahrt harrte ja noch ihrer, die Apotheose in Rom.

Als Amazone ritt sie hier ein auf weißem Roß. Bernini, der Meister des Barock, hatte ihr selbst die Porta triumphalis gerichtet, deren Schildereien sie wie aus einem Füllhorn der Fortuna mit einem goldenen Regen der verschwenderischsten Attribute übergoß.

Eine Karosse harrte ihrer, die Bernini gleichfalls geschmückt: aus gepreßtem Silber war der Wagenkorb mit geätzten und gravierten Zeichnungen und die Polsterung aus hellblauem, gesticktem und gepreßtem Sammt. Die Feste der Kaiserzeit werden ihr zu Ehren wieder heraufbeschworen, Amphitheaterspiele mit lebendigen Büffeln und Elefanten.

Aus all dem Taumel der Oberflächlichkeit aber erhebt sich der Geist dieser Frau wieder, und sie errichtet, wie sie es sich einst in Schweden gedacht, im Palazzo Farnese eine Akademie der Wissenschaften und Künste, das gelehrte Rom drängt sich dazu. Und wenn es den feierlichen Sitzungen auch nicht an Prunk mangelt, so sind sie doch sicher kein bloßer Eitelkeitsmarkt.

Die Forscher schätzten diese Frau durchaus als gleichwertig ein. Nicht nur die galante Gelehrsamkeit Roms huldigte ihr, sondern ganz Fernstehende. Der Bürgermeister Otto Guericke von Magdeburg schickte ihr sein Werk über die Entdeckung der Luftpumpe; rege war auch der wissenschaftliche Briefwechsel. Christine, die selbst immer in Geldverlegenheiten war, fand sich stets zur Unterstützung von Forschungen bereit. So setzte sie einen Preis von 1000 Thalern für den aus, der die Bahn des Kometen von 1680 berechnete. Sie selbst trieb leidenschaftlich das Studium der Astronomie. Sie verbrachte viele Nächte — vier bis fünf Stunden Schlaf genügten ihr völlig — mit den Sternkundigen Cassinini und Borelli auf den Terrassen des Palastes Chigi, um mit großen Ferngläsern die Gestirne zu beobachten.

* * *

Digitized by Google

Doch ihr ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn. In der Stille der Wissenschaften wiegt sie sich wohl eine Weile. Dann wird der Dämon wieder mächtig. Und er hetzt sie in der Welt herum; sie möchte wohl selbst eines der goldenen Heiligenbilder sein, die durch die Länder geführt werden und vor denen die Menschen in den Staub sinken. So pürscht sie, eine wilde Jägerin des Ruhms, Königreiche und Republiken ab, ihren Huldigungszins zu erheben.

Kometenhaft taucht sie hier und da auf. Bald glänzend, miraculum generis humani, bald kümmerlich, eine reine bohémienne. In Frankreich erscheint sie, in Schweden kommt sie sehr unwillkommen, plötzlich wirbt sie um die Krone Polens; in Hamburg provoziert sie durch eine outrierte, ihr sicher nicht ernste katholische Demonstration einen Volksaufruhr; in Paris läßt sie ihren Vertrauten Monaldeschi ermorden und giebt dieser That den Schein einer Hinrichtung, um der Welt zu zeigen, daß sie, die „Königin ohne Land", sich immer noch das Recht über Leben und Tod zuerkenne. Mehr und mehr sucht sie nach den Effekten, je greller die Mittel, je besser.

Ihre ersten Stationen sind weihrauchumweht, und Komplimente werden ihr, steif und spreizig wie schwerer Brokat: „Der Vogel Phönix ist erschienen in vierfacher Gestalt, als die erhabene Tochter des großen Gustav Adolf und Königin, als Gelehrte, als Kriegerin und als Jungfrau — als majestätische Juno, allwissende Diana, kriegsgewohnte Pallas und jungfräuliche Asträa."

Dann aber wird es stiller. Die Bewunderung verfliegt. Christine wird zur Wunderlichkeit. Ja, man beginnt den kostspieligen Gast als Landplage zu betrachten. „Man sei nicht darauf eingerichtet, Gäste zu empfangen," ließ ihr der französische Hof, der sie einst so gefeiert, sagen. Die blutige Farce jener Hinrichtung, zu der sie sich herausfordernd die Hirschgalerie in Fontainebleau gewählt, verschlechterte ihre Position. Man begann sich von ihr zurückzuziehn.

Christine kehrt nach bunten Wechselfällen nach Rom zurück. Von Apotheose und olympischen Empfängen melden diesmal die Akten nichts.

Die Päpste hatten ja auch eine schwere Enttäuschung an dem so liebreich aufgenommenen „bekehrten Lamm" erlebt. Das Lamm hatte einen allzeit bereiten Giftzahn und schonte auch die heiligen Väter nicht. Sagte sie nicht: „Man meint, die katholische Kirche werde von dem heiligen Geist regiert. Ich glaube nächstens auch, daß es sich so verhält, denn nun habe ich vier Päpste kennen gelernt, also vier von den irdischen Regenten der Kirche, und nicht einer von ihnen hat gesunden Menschenverstand gehabt."

Und die römische Gesellschaft mochte auch nichts mit ihr zu thun haben, ihrem hochfahrenden Stolz, ihrer schonungslosen Malice, ihrem würdelosen, jähen Temperament, das sie hinriß, sich mit gröbsten Schimpfereien, ja Stockschlägen an ihrer Umgebung zu vergreifen.

Die Isolierung ist für die andere Seele Christinens wohlthätig. Sie führt sie zu ihren Studien zurück, und der letzte Teil ihres Lebens ist zwar nicht der glänzendste, doch sicher der gehaltvollste.

Sie hat jetzt das sechzigste Jahr vollendet, sie ist eine beleibte, schwere Dame von würdigem, matronenhaftem Aussehen. Der Mund eingefallen, die Unterlippe etwas hervorstehend, das Doppelkinn zeigt deutlich einen Bartanflug; unverändert sind geblieben die hohe Stirn, die gebogene Nase und die durchdringenden Augen. Sie lebt ihrer Bibliothek und ihren Sammlungen von Gemälden, Statuen, Münzen, Cameen. Sie ist Maecenatin mehr denn je. Der Palazzo Riario steht allen Künstlern

Digitized by Google

Gelehrten offen. Sie läßt hier auch Aufführungen veranstalten. Große Konzerte finden auf den Terrassen statt. In den Salons wird über Politik und Litteratur disputiert. Hielt sich auch Rom zurück, es mangelte nie an fremden Gästen. Die Regina di Svezia galt als eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Im Palazzo Riario, wo sie ihren letzten Hof hielt, ist sie dann gestorben. Vorher hatte sie in ihrem Testament geschrieben:

„Mit Ausnahme der Ausstellung der Leiche verbieten wir jeglichen Pomp und jede andere Eitelkeit."

Ein Leben, in dem sich das Höchste und das Niedrigste berührte, ging zu Ende. Diese Frau hat gleichzeitig das Frauentum durch ihren Geist erhöht und durch ihren Charakter gedemütigt. Sie ist gleichzeitig ein Vorbild der Stärke und Reife und ein Zerrbild des Weibes auf unterster Stufe.

In einer Walhalla der großen Frauen müßte sie als Janus stehen. Das Pariaantlitz in den Untergang gewendet, das Minervahaupt in den Osten.

Die Madonna am Waschfaß.

Von

Elisabeth Stuart Phelps.

Aus dem Englischen von Helene Lobedan.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Ich weiß garnicht, was die Sommergäste haben, daß sie so viel Wesens von den Muscheln und Schnecken machen! Ich kann das Gerede schon garnicht mehr mit anhören!" pflegte Ellen Jane Salz zu sagen.

Dasselbe dachte in diesem Augenblick Miß Helen Ritter; nur sprach sie es ihrer Gewohnheit gemäß nicht aus, während die Wäscherin ihren Gefühlen Luft zu machen pflegte.

Es war wieder dichter Nebel, wie er so häufig an der Küste von Massachusets herrscht. Miß Ritter saß auf der Felsklippe unter einem großen japanischen Papierschirm. Das thaten auch noch zwanzig andere Leute. Aber ihrer war — wofür sie dem Himmel dankte, — von zarter Elfenbeinfarbe, einfach und fein gemustert. Keiner von den grell roten mit schreiend bunten Figuren, die sich impertinent von einem blauen Himmel abheben. Es war ihr eine Befriedigung, keinen dieser geschmacklosen Schirme über *ihrem* Kopf zu haben. Selbst wenn es sich nur um einen papiernen Sonnenschirm handelt, thut solch ein Unterschied wohl. Ferner war es ihr eine Befriedigung, daß sie *allein* unter diesem Schirm saß.

Sie war viel allein.

Im Juli ist es angenehm hier am Strande, im September köstlich, im Oktober entzückend. Aber der August bringt Enttäuschungen — gerade so, als ob man bei einem lieben langjährigen Freunde unvermutet auf „Eigenheiten" stößt, welche die Zuneigung auf eine schwere Probe stellen.

Im August hört der Sonnenschein plötzlich auf, und es beginnt das Nebelwetter. Die Hauswirtin wird verdrießlich, die Kellnerin klappert unerträglich mit dem Geschirr; die Nebelglocke läutet, der Strandweg wird schlüpfrig, das Nebelhorn tutet ohrenzerreißend, und die Segelpartien müssen aufhören. Man kommt mit einem Male dahinter, daß das

Digitized by Google

Essen abwechselungslos ist und die Saucen und Puddings sich zu häufig wiederholen. Man hat zu viel Romane gelesen, und mag nach keinem neuen greifen, ist aber noch nicht weit genug ernüchtert, um sich an ein gutes, ernstes Buch zu machen. Dazu muß man anhören, daß die Tischnachbarin einem vorjammert, wie verkehrt es sei, den August nicht im Gebirge zuzubringen. Natürlich bekommen die Kinder, mit denen man auf demselben Flur wohnt, eine Kinderkrankheit. Es schwirren unheimliche Gerüchte in der Luft: über die Beschaffenheit der Milch sowie über die Mangelhaftigkeit der Abzugsgräben. Selbst an Stoff für Klatsch fehlt es, seit die junge Frau, die immer bei Mondschein mit einem anderen Herrn als ihrem Gatten herausruderte, abgereist ist. Im August kann man sicher sein, den Lieblingsplatz am Strande besetzt zu finden; jeder stille Winkel wird von dem Schwarm der neuen Sommergäste aufgespürt, und die, die den Ort entdeckt hatten und oft hergekommen sind, kennen ihn garnicht wieder mit seinem gesellschaftlichen Treiben und möchten am liebsten davonlaufen.

Gerade diese neuen Eindringlinge von Sommergästen sind es, die ihr Entzücken über die Muscheln am lautesten äußern. Dort in der Senkung, wo bei der zurückweichenden Ebbe die großen rötlich-glänzenden Basaltadern zum Vorschein kommen, in denen noch das längsterstarrte vulkanische Feuer zu pulsieren scheint, dort giebt es die meisten Muscheln, zwischen dem braunen, perlschnurartigen Seegras, das von heller Goldfarbe bis zu den dunkelsten Bronzetönen spielt. Die Sommergäste strömen durch diese Thalsenkung nach dem Strande, wenn die Ebbe die feuchtglänzenden Schätze enthüllt: braune, grüne, orangefarbige, citrongelbe, graue Muscheln, viele so klein, daß sie nur wie Farbenpünktchen erscheinen, beinahe regungslos, obwohl auch in ihnen eine lebendige Zelle und ein Wille sich regt. Sie gleichen darin größeren Lebewesen, die zuweilen ebenfalls zu Regungslosigkeit erstarrt sind.

Die Muscheln bilden das Interesse der neuangekommenen Sommergäste, und sie strömen gruppen-, ja scharenweise durch die Basaltschlucht nach jener Stelle: der weit überwiegenden Mehrzahl nach ist dies Volk weiblich, die wenigen männlichen Wesen verlieren sich in der Menge — und die Zahl der Kinder ist Legion. Erst ist der Ankömmling entzückt über diese Sehenswürdigkeit des Orts; dann beruhigt er sich bis zur Gleichgiltigkeit, und in diesem Stadium pflegt er sich zu entfernen, — vielleicht jetzt ein Gegenstand des Neides für die Muschel, die an ihrer Stelle bleiben muß. Aber wenn der eine Sommergast abreist, wird seine Stelle von anderen eingenommen, und so giebt es immer Leute, die sich über die Muscheln wundern. Die Damen dieses Schlages zeichnen sich dadurch aus, daß sie zuerst die wilden Heckenrosen im Gürtel tragen; dann kommen die großen weißen Sternblumen daran und schließlich die Goldrute. Kurz, es ist der Durchschnittstypus des großen Nordamerikanertums.

Aber anziehender sind einige andere Elemente, an denen es gleichfalls in Fairharbor nicht fehlt: solche, die kein lautes Geschrei über die Muscheln erheben und sich nicht beständig mit Blumen schmücken. Zu den Vertreterinnen dieser Klasse gehörte Miß Ritter, die Sommer auf Sommer nach Fairharbor kam, unter anderem, weil es ihr den Vorzug gewährte, sich allein in einer Menge zu fühlen, mit der sie weder angestammte, noch gesellschaftliche Beziehungen hatte. Sie bemerkte mit Bedauern, daß der einfache Ort ein Modebad zu werden drohte. Schon jetzt besaß Fairharbor ein „Hôtel", eine tägliche Dampferverbindung, eine Musikkapelle; es hieß, daß eine vorläufig noch mythische Gesellschaft breite Straßen und Brunnen anlegen werde — vorausgesetzt, daß man Wasser finde. Schon jetzt sah man elegante Equipagen mit entsprechenden Toiletten und den dafür erforderlichen französischen Jungfern, uud die dazu gehörigen Damen waren sorgsam bedacht, ihren Teint zu schonen. Schon betrachteten diese Eindringlinge die alten Stammgäste hochmütig von oben herab, weil sie dicke Stiefel und regenfeste Kleider trugen und sich von der Sonne verbrennen ließen, wenn sie wie Krabben nach dem Baden im Sande saßen, und auch beim Baden kräftig den Wellen trotzten ohne aufzukreischen.

Digitized by Google

II.

Miß Ritter, die oben an dem Klippenrande über der Basaltschlucht saß, war eine interessante Erscheinung. Sie bildete gewissermaßen unbewußt ein Bindeglied zwischen der ehemaligen und der zukünftigen Fairharborgesellschaft, indem sie die guten Eigenschaften der alten und neuen Sommergäste in sich vereinigte. Augenblicklich war sie jedoch mit ihnen, mit sich und auch mit Fairharbor im höchsten Grade unzufrieden. In dem weißen Flanellkleide, mit dem weißen Hut und der hellfeuerfarbenen Halsschleife, unter dem Reflex des hellen japanischen Sonnenschirms sah sie vornehm, ja etwas streng aus, und dieser Eindruck verstärkte sich, sobald sie aufstand oder ging. Sie erinnerte an eine Calla, wenn sie ernst und hochaufgerichtet vor einem stand.

Heute gab es keinen Sonnenuntergang; es war ein trüber, dumpfer Augusttag. Der Nebel wurde dichter und kroch heran wie das unentrinnbare Schicksal. Die Glocke auf dem zwei englische Meilen entfernten Leuchtturm läutete beständig, und der Ostwind trug jeden Ton herüber.

Ein paar Kinder von Sommergästen waren mit einem Nachen hinausgefahren, und bei dem Nebel sah man nichts mehr von ihnen. Die verzweifelte Mutter (mit einem grellroten Schirm) hatte einen Fischer angefleht, sie zu retten. Seine Kinder waren klug genug, sich bei solchem Wetter nicht herauszuwagen. Er gab ihnen einen Kuß, während er sein Boot ins Wasser schob. Alle am Strande Anwesenden nahmen teil an der Aufregung. Die Mutter Benzin mit dem roten Schirm machte ihrem unglücklichen Gatten in hellem Strandanzug (es hieß, er wäre Pastor) laute und bittere Vorwürfe, daß er es den Kindern erlaubt habe herauszufahren; sie hätte ja immer gesagt, daß sie noch 'mal ertrinken würden!

„Regen Se sich nich so uff!" sagte der Fischer, und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. „De Jungs haben heimlich meinen ollen Kahn genommen, und der hat 'n Leck; da müssen se immer Wasser 'rausschippen und können noch nicht weit in See sein. Diesmal will ich sie noch 'reinholen; aber's nächste Mal behalten Se se zu Hause, hören Se! Bei so 'nem Nebel, wagt sich ja kein Hund aus Fairharbor auf See; er müßte denn nach'm Doktor oder nach seinen Netzen; da sieht jeder sich vor. Aber so'n Landvolk weiß rein garnichts, das weiß nich 'mal, wenn's gefährlich ist. — Guten Tag auch, Miß Ritter!" sagte er, als sie mit ihrem stattlich ruhigen Gang den felsigen Weg herunter und auf den nassen, schlüpfrigen Strand kam.

„Das sieht Ihnen ähnlich, Henry. Wenn Sie auch grob sind, so thun Sie dabei ein gutes Werk. Und nun werden Sie im Nebel nach den Jungen suchen, als ob Sie nicht gescholten hätten!"

„Versteht sich, Miß Ritter, werde mir alle Mühe geben!" kicherte Henry vor sich hin. Dann patschte er mit seinen hohen Kniestiefeln in das tiefe Wasser und schob das Boot mit einem mächtigen Stoß hinein. Mit der ruhigen Gelassenheit, die den Fischern eigentümlich ist, bewegte er die Ruder; seine große, breitschulterige Gestalt hob sich einen Augenblick wie eine dunkle Silhouette gegen den Nebel, dessen gelbliche Farbe mit der seiner alten Ölkleider völlig übereinstimmte. Während Boot und Bootsmann immer undeutlicher wurden, konnte die geisterhafte Gestalt sich nicht enthalten, der Trägerin des roten Sonnenschirms zuzurufen: „Nun flennen Se nicht mehr! hören Se! Die Jungens werden sonst noch eingeängstigt und fallen über Bord. Wenn ich sie wiederholen soll, denn lassen Se mich's wenigstens in Ruhe besorgen."

Nun aber verschlang ihn der Nebel mit der geheimnisvollen Schnelligkeit, gegen die der Mensch ohnmächtig ist.

„Wie der Vorhang des Todes!" dachte Miß Ritter, als Mann, Boot und Stimme ganz verschwunden waren.

Es war nicht ihre Art, sich über das Ergehen ihrer Mitmenschen stark aufzuregen; sie hielt ihre Gefühle in dieser Hinsicht fest im Zügel. Obwohl sie aus Boston stammte, war sie nicht Philanthropin von Beruf; sie nahm die Menschen, wie sie eben waren, und fremde Schmerzen ertrug sie mit freundlicher Ruhe. In dieser Hinsicht hatte sie etwas von einer Künstlernatur, die sich ja nie verantwortlich fühlen; aber ausübende Künstlerin war sie nicht; sie malte nicht einmal Porzellan.

Digitized by Google

Wäre sie anders geartet gewesen, so hätte sie in Fairharbor wohl Gelegenheit gehabt, sich Sorgen hinzugeben. Doch wenn sie auch Willens war, ihre Nebenmenschen zu behandeln, wie es einer Dame ihres Standes zukam, sich Kopfschmerzen über die Gefährlichkeit des Fischereigewerbes zu machen, fand sie sich nicht verpflichtet. So hielt sie es gewissermaßen nur für eine Wirkung des trüben, dumpfen Wetters, daß der alltägliche Vorgang, das Hinausfahren dieses Henry in den Nebel, sie innerlich bewegte. Er erschien ihr plötzlich wie ein Symbol des mühseligen Lebens in Fairharbor; und wie ein anderer Ort als Sinnbild wohl einen Adler oder einen Pfeil im Wappen führt, so konnte Henrys gefährliche Fahrt als Wahrzeichen für Fairharbor gelten; und daran knüpften sich Gedanken an die kräftigen Männer, die zu Schiff gegangen und nicht wieder gekehrt waren, ein Schicksal, das vermutlich auch die einmal treffen würde, die jetzt noch am Strande ihr Wesen trieben.

„Ich muß noch bei Ellen Salz vorgehen und die gewaschenen Spitzen bezahlen," erklärte sie der Dame mit Sternblumen im Gürtel und einem orangegelben Schirm, der von der Feuchtigkeit halb aufgeweicht war. Die Bezahlung der Spitzen eilte im Grunde nicht, aber Miß Ritter war gerade nicht in der Stimmung, mit der blumengeschmückten Dame zu reden. Die Blumen thaten ihr leid; sie waren in den an sich zu engen Ledergürtel grausam hineingequetscht.

Miß Ritter mochte die Dame überhaupt nicht leiden, da sie beständig über das Frühstück klagte und genau darauf acht gab, wie oft jeder Ehemann seine im Hôtel wohnende Frau besuchte. Sie war hübsch, oberflächlich, unbeschäftigt und trieb unsinnigen, man möchte sagen, unmenschlichen Luxus. Sie trug stets für dreißigtausend Dollars Brillanten, weil sie fürchtete, sie könnten ihr gestohlen werden, wenn sie sie in ihrem Zimmer ließe. Als eine Subskription zum Besten der Witwen von zweihundert Männern aus Fairharbor und der Umgegend eröffnet wurde, die im Jahr vorher ertrunken waren, gab die Dame — drei Dollars: solche Unterstützungen beförderten nur die Armut, behauptet sie!

Während Helen Ritter allein durch den Nebel ging, an dem hohen Gebüsch von Heckenrosen und den Weiden entlang, bis zu dem riesigen Felsblock, vor dem das malerische, graue Häuschen ihrer Wäscherin lag, dachte sie weder an die Dame mit den Brillanten, noch an die zweihundert ertrunkenen Fischer, noch an Ellen Jane und die Waschrechnung — sondern an und über sich — wenn man diese etwas gleichgiltig ironische Betrachtung überhaupt „Nachdenken" nennen will.

Sie war in einer der Stimmungen, die wir alle kennen, in denen man lebensmüde ist und bereit wäre, sein Leben von sich zu werfen; es kommt nur auf den Menschen und seine Ziele an, ob solche Flucht aus geringfügigen oder edlen Motiven geschieht.

Kurz, Helen Ritter aus Boston, eine (nebenbei gesagt reiche) achtundzwanzigjährige Waise, eine Schönheit, sowie Mitglied der Trinity Church und des Intellektuellen Klubs, die mit ihren Verwandten wie mit ihrer Jungfer in Frieden lebte und sonst Freude an ihren Kunstsachen hatte, wurde, während sie im Nebel zu ihrer Wäscherin ging, von buddhistischen Anwandlungen geplagt und sehnte sich nach dem Nirwana. Und was war ihr begegnet? Einfach garnichts! Und daran lag es vielleicht.

„Ich bin nur ein Typus," sagte die junge Dame halblaut vor sich hin. „Ich habe weder Zweck, noch Ziel, noch Ruhm, und habe nicht mehr zu bedeuten als die Staffagefiguren auf Amateurphotographien. Dabei muß ich noch dem Himmel danken, wenn diese meine Stellung sich einigermaßen künstlerisch macht — aber das alles braucht mich nicht abzuhalten, meine Waschfrau zu bezahlen! Ich wundere mich nur, weshalb ich immer wieder nach Fairharbor komme!"

III.

Ja, warum that sie es eigentlich? Diese etwas indiskrete Frage, die sich Helen Ritter aufdrängte, wurde von ihr ebenso hochmütig abgelehnt, wie sie jeden zudringlichen Menschen hätte abfallen lassen. Sie erteilte sich keine Antwort. Im Grunde war sie zu jung, um dem Liede beizustimmen, das eine „musikalische" Dame jetzt im Salon schmetterte, und das

Digitized by Google

durch das Heckenrosengestrüpp bis zu ihr drang:

„Wenn die Liebe erst erloschen,
Ist das ganze Leben hin!"

Der Ostwind trug die Töne über das Felsgestein und durch die Weidenbüsche, und in dem Nebel klang es, als kämen gespenstische Klänge von der See.

Ja, warum kam Helen Ritter immer wieder an die alte Stelle zurück? An der einmal das Feuer der Liebe sich entzündet hatte und dann erloschen war. Warum ging sie wie ein Gespenst an dieser Stelle — dieser verwunschenen Stelle um! Nein, nicht verwunschen! Das nicht. Wem sollte sie es zuschreiben? Dem Geschick? Oder der Unfähigkeit eines Mannes, sich in die Natur der von ihm geliebten Frau hinein zu versetzen — oder ihrem Unstern — ihrer „Art" — ihrer unseligen „Art", mit der sie sich schon soviel Pein geschaffen hatte, weil sie so leicht mißverstanden werden konnte und dann tadelnswert erschien — vielleicht erscheinen mußte — ja, erscheinen mußte!

„Wenn die Liebe erst erloschen,
Ist das ganze Leben hin,"

sang die Musikalische noch lauter und gefühlvoller, denn die Herren kamen jetzt in den Salon.

„O du meine Zeit!" sagte Ellen Jane Salz. „Kommen Sie nur herein, Miß Ritter, aus dem Nebel draußen. Für Ihr Flanellkleid ist der Nebel gut — er bleicht es, — na aber — wie haben Sie es unten 'rum schmutzig gemacht! Sie waren wohl am Strande? Kommen Sie gleich ans Waschfaß; ich wasche Ihnen den Saum aus, wie Sie da gehen und stehen, und dann stellen Sie sich an den Ofen zum Trocknen, und ich bügle es gleich über, daß Sie wieder blitzblank sind. Schade! Ich habe es erst vorigen Sonnabend gewaschen — so ist's wieder sauber. Ja, ich stecke bis über die Ohren in Arbeit; aber so 'was Verschmutztes kann ich nicht mit ansehen — und vollends, wo Sie immer so prompt zahlen und so lange hierbleiben! Nein — die Spitzen kosten nichts, danke schön! Ich würde mich doch schämen, Ihnen so 'was extra zu berechnen. So 'ne Kleinigkeit mache ich gern für Sie. Aber mit den betollten Nachthemden von Mrs. Hannibal P. Harrowstone, das ist 'ne Arbeit! Alles echte Zwirnspitze! Bis zwei Uhr Morgens habe ich dran geplättet. Und es waren ihrer sechs! Ich konnte schon garnicht mehr, und dann kriegte Rasè um drei seinen Anfall! Der arme kleine Kerl, gerade als ich ein bißchen eingeschlafen war; denn oben in meinem Wandbett ist es gar zu heiß von dem vielen Plättfeuer, weil wir so nah bei dem Ofen sind."

Jane Ellen Salz war eine kleine, hagere Frau, eine von den Frauen, die große, breitschultrige Männer zu heiraten pflegen und sie am Gängelband führen. Sie hatte lebhafte, blaue Augen, deren dunklen Rändern man es ansah, daß ihr die nötige Nachtruhe fehlte. Die Stirn wie die Züge um den Mund verrieten, daß sie in der Jugend schwer gearbeitet hatte und auch für die Zukunft nur Sorge und Mühe erwarten durfte. Um den Mund lag eine große Gutmütigkeit, und nur manchmal, wenn die Umstände gar zu ungünstig und widrig waren, konnte ihm ein hartes Wort entschlüpfen. Auch die Stimme klang freundlich. Mit allen Frauen von Fairharbor hatte sie den eigentümlich gespannten Ausdruck um die Augen gemein, der von der Beobachtung des Meeres herrührt — allerdings in anderer Art, als es die Sommergäste thun. Weil diese Frauen so oft angstvoll nach dem Strande laufen oder nach der Werft, wenn plötzlich Nebel eintritt, weil sie unruhig oben auf den Felsenrand eilen, wenn der Wind stärker wird, und in der Morgendämmerung nach dem Boot ausschauen, oder es auch noch in der Abenddämmerung in der Ferne zu entdecken suchen, weil sie beim Mondlicht nach dem Vorgebirge spähen, tief in der Nacht auf das Leuchtfeuer schauen und, wenn die Novemberstürme toben, mit zitternder Hand das Fernglas halten, mit dem sie den leeren Horizont nach einem Segel absuchen. Diese Art der Meeresbeobachtung bringt einen Ausdruck in den Augen hervor, für den noch kein Gelehrter eine Bezeichnung gefunden hat.

Sie trug ein dunkelblaues, gutsitzendes, selbstgemachtes Kattunkleid; den Rock hatte sie aufgesteckt unter der großen, grauen Waschschürze aus Drell, an der sie die dampfenden, nassen Hände abwischte, um Miß Ritter zu

Digitized by Google

begrüßen. Am Halse hatte sie eine kleine, weiße Krause eingeheftet, und sie selbst wie ihr Häuschen sahen blitzsauber aus. Ja, man konnte ihren Beruf in poetischem Lichte sehen und ihr altes Häuschen einen Tempel der Sauberkeit nennen. Die kleine Küche war hell und freundlich und sah mit dem großen Plätttisch immer ordentlich und aufgeräumt aus. Es stand nichts herum — höchstens Kinder — denn mit Kindern war die Familie reichlich gesegnet. Und außerdem hatte Mrs. Salz eine „gute Stube". Jedermann in Neu-England, der etwas auf sich hält, hat eine „gute Stube"; das ist eine unbedingte Notwendigkeit, alles andere kommt erst in zweiter Linie; für die „gute Stube" macht man selbst Schulden.

In Mrs. Salz's „guter Stube" befand sich ein Teppich mit einem „stilvollen" geometrischen Muster, ein Prachtstück, zu dessen Schutz ein Streifen geölter Leinwand übergenagelt war, auf dem die Kinder gehen mußten, wenn sie sich in die hinten gelegene Schlafstube begaben. Die Wände waren frisch tapeziert mit einer billigen, olivgrünen, reich vergoldeten Tapete (zurückgesetztes Muster), die die Hausfrau eigenhändig angeklebt hatte, nachdem sie den Tag gewaschen hatte und „er" schon fest schlief.

In der guten Stube stand ein schwarzes Roßhaarsofa und in der Mitte ein Tisch mit roter Decke, auf dem die Bibel, ein „Jugendfreund", ein Heft von Harpers und ein Medizinreklamebuch lagen. Ein Farbendruck „Die schlafende Unschuld," (Zugabe bei einem Theeeinkauf) hing in goldenem Rahmen an der Wand, auch eine Photographie von Rafè; doch von ihm später . . .

Selbst eines „Instruments" durfte sich die gute Stube rühmen. Die Hausfrau hatte ein Pianino angestrebt, aber der Schellfischfang war in jenem Jahr sehr unergiebig gewesen, und so mußten die hochfliegenden Pläne herabgestimmt werden. Jedenfalls war es ein „Instrument", gleichviel ob es Melodeon oder „Zimmerorgel" oder sonst wie hieß; das musikalische Bedürfnis der Familie Salz wurde dadurch befriedigt. Zunächst war das Instrument für Emma Eliza bestimmt, die, wenn das Geschäft gut ging, Musikunterricht erhielt und Rafè vorspielen mußte. Emma Eliza war die älteste Tochter und Rafè der jüngste Knabe von Mrs. Salz's sechs Kindern. Rafè war ein Krüppel.

„War das nicht Mrs. Hannibal Harrowstone, die neben Ihnen vom Strande 'raufkam?" fragte Mrs. Salz, während sie flink weiter bügelte. Denn mit Miß Ritter, der langjährigen Kundin, machte sie keine Umstände, die gehörte so zu sagen zur Familie. Mrs. Salz verstand kunstgerecht und geräuschlos zu bügeln; nur wenn sie aufgeregt oder übermüdet war, stieß sie mit dem Eisen auf, und heute begegnete ihr das häufig.

„Ja, Mrs. Hannibal P. Harrowstone ist eine gute Kundin. Aber was muß sie reich sein! Alle die Spitzen an ihren Unterröcken, die geringsten sind kaum für 'nen Dollar den Yard — und dann die Brillanten; das Kleid, das ich letzte Woche für sie gewaschen habe, kostet mehr als unsre Miete das ganze Jahr. Und was man dabei verdient, langt nicht weit; denn die Medizin, die Rafè bei seinen Anfällen nehmen muß, ist so teuer. Ja, und die Miete — da läßt Biram nichts nach, ganz gleich, ob der Fang einträglich gewesen ist oder nicht. Und mit der Fischerei ist's nun einmal unsicher; 'mal hat einer achtzig Dollars davon und 'mal nur achtzig Cents. Aber ich will mich nicht beklagen; ich kann das Waschen Tag und Nacht aushalten, so lange es was zu waschen giebt. Wenn nur die Saison nicht so kurz wäre! Denn wenn die Sommergäste fort sind, ist hier für eine Frau nichts zu verdienen — rein garnichts. Wir müssen dann wie die Krabben in unsre Löcher kriechen und krumm liegen. Aber ich will wirklich nicht klagen — — nur sechs Kinder brauchen gar zu viel das ganze Jahr über — und Rafè —"

„Ich bemerkte schon, daß Rafè blaß aussieht," sagte Miß Ritter und sah durch die offene Thür in die gute Stube, in der eine kleine, gebeugte Gestalt in einem hohen, gepolsterten Stuhl am Fenster saß.

Der Knabe hatte ein feines, vom Leiden vergeistigtes Gesicht und einen besonders sanften Zug um den Mund; das lange, blonde Haar fiel über das Gesicht, da er sich tief über etwas bückte. Von den Geschwistern

Digitized by Google

war niemand zu sehen als das Jüngste, das in einer Wiege vor ihm stand, die er von Zeit zu Zeit mit dem Fuß in Bewegung setzte.

„Es ist Ihr Buch," fuhr die Mutter fort, „das, wo Sie die Ausschnitte eingeklebt hatten; Sie schenkten es ihm mit den bunten Bildern und Journalen, als Sie im Juni kamen. Was Sie dem Jungen damit für 'ne Freude gemacht haben. Vergelt's Gott tausendmal! Er hat solche Freude dran, weil's so schön ist. Die Sommergäste schenken ihm ja manchmal Geld, doch das freut ihn lange nicht so. Sehen Sie, an ihm ist so was Feines und Schönes, wie an den Herrschaften, für die ich wasche. Er ist garnicht wie andere Fischerkinder, und immer lieb und geduldig, selbst wenn die Schmerzensanfälle kommen. Auch letzte Nacht kein Wort der Klage. Sein Vater und ich können's garnicht mit ansehen, wenn er so leidet."

„Ich habe Ihren Mann eben unten am Strande gesehen," sagte Miß Ritter, die sich, der Anweisung von Mrs. Salz gemäß, an den Ofen gestellt hatte, um den gewaschenen Saum etwas trocknen zu lassen. Selbst in dieser ebenso unbequemen als warmen Stellung bewahrte sie ihre Anmut und Würde, wenn sie auch ebenso wenig in diese bescheidene Häuslichkeit zu passen schien, wie das elegante Scrapbook, das sie Rafè geschenkt hatte. Sie dachte wenig darüber nach, ob das, was sie armen Leuten erwies, auch angebracht war; doch traf sie es manchmal unwillkürlich. Freilich hielt die Wäscherin den leutseligen Ton der jungen Dame für persönliche Freundschaft.

„Ja, ich sah Henry. Er fuhr mit dem Boot heraus, um die Jungen von Benzin's zu holen, die immer Unfug stiften, sich im Nebel herauswagen oder sonst etwas anrichten. Er war noch leidlich sanftmütig; aber Bescheid hat er den Eltern doch gesagt. Die Kinder waren alle bei ihm, Tom, Sue und das Vorjüngste und die übrigen."

„Weiter sind keine da als Emma Eliza!" verbesserte die Mutter, „und sechs sind auch genug — das weiß der liebe Gott! und sie bringt eben Mrs. Hannibal P. Harrowstone die Wäsche hin — wenigstens so viel ich davon fertig hatte. Ja, und was meinen Mann angeht, das muß ich sagen: er thut das Menschenmögliche, aber runterschlucken kann er nichts, wenn er sich ärgert. Er und ich, wir kommen manchmal aneinander. Aber mir thut's immer hinterher leid. Ich meine es nicht so bös! Er sagt, er meint's auch nicht bös. Aber sehen Sie, Mannsleute sind nun 'mal Mannsleute; von den Frauenzimmern gar nicht zu reden. Ich glaube, der Herrgott hat sie geschaffen, daß sie einem Not machen — aber sehen Sie, es schadet nichts, wenn man sich nur lieb hat. Man kann sie um so besser verhätscheln und ein bißchen bemuttern. Denn so'n Mann bleibt immer wie ein großes Kind und will von seiner Frau bemuttert werden. Da muß man ein bißchen schön thun, und streicheln und sie bedauern und sich groß vorklagen lassen, wie schlecht ihnen zu Mut ist, wenn ihnen 'mal was fehlt, und sich anstellen, als ob man Angst hätte, daß es ihnen ans Leben ginge — und dabei ist man selbst vielleicht zehnmal elender — ja, so sind die Mannsleute. Ich will ja garnicht leugnen, daß mir auch 'mal die Galle überläuft; so was kommt manchmal unversehens — wie die Influenza. Und alles in allem habe ich einen sehr guten Mann, liebes Fräulein; es giebt keinen, der ordentlicher oder nüchterner in ganz Fairharbor wäre. Und Jahr für Jahr geht er nach den Bänken von Neufundland heraus. Ja, ich bin ihm von Herzen gut, und Henry und ich haben zusammen ganz glücklich gelebt."

„Ganz glücklich gelebt?" wiederholte Miß Ritter im stillen und sah sich in dem engen Häuschen um, in dem überall die Spuren der großen Kinderzahl und des entbehrungsvollen Lebens sichtbar waren. Schon dem Säugling in der Wiege sah man es an, daß er in Armut und Sorgen hineingeboren war. Und dann, dort am Fenster, der verkrüppelte Knabe, der sich weit vorbeugte, um etwas Licht zu erhaschen; und die nervöse Hast der Bewegung verriet, wie erschöpft die Hausfrau war. Ellen Jane Salz hielt sich keineswegs für eine Heldin, aber sie litt an Gliederschmerzen und anderen Beschwerden, bei denen Miß Ritter oder Mrs. Hannibal P. Harrowstone sofort berühmte Spezialisten befragt haben würden

Digitized by Google

und lebenslang nicht aus ärztlicher Behandlung herausgekommen wären. Jede Dame, die sich so zerschlagen wie diese Waschfrau gefühlt hätte, hätte sich zu Bett gelegt. Aber die Fischersfrau wusch und bügelte und konnte dadurch die Stärkungsmittel für Rafè und das Geld für — das „Instrument" bestreiten. Doch selbst „das Instrument" verlieh dem Fischerhäuschen nicht den Stempel der Wohlhäbigkeit.

„Es behält doch seinen Wert, ich kann es immer verkaufen," entschuldigte sich Mrs. Salz, wenn nationalökonomisch veranlagte Gemüter sie wegen dieser Verschwendung tadelten. „Es ist sehr 'was Gutes; es hält die Kinder abends im Hause, und Rafè hört es so gern — ich hab's hauptsächlich für ihn angeschafft."

Als Miß Ritter die Worte der Waschfrau: „Ganz glücklich gelebt!" wiederholte und sich dabei in dem ärmlichen Häuschen umsah, in das die Dämmerung jetzt schnell hereinbrach, hielt Mrs. Salz im Bügeln inne und sagte mit weichem Ton:

„Ja, Henry und ich haben recht glücklich mit einander gelebt — obgleich er nur ein Fischer und ich 'ne Waschfrau bin — dabei sechs Kinder — und Rafè — — und arm. Ja freilich, manchmal sind wir so arm gewesen, wie ich's garnicht sagen mag. — Dann ist's freilich schwer. Aber sehen Sie, ich und Henry sind uns von Herzen gut. Daran liegt's wohl."

„Ja, daran liegt's wohl," wiederholte Miß Ritter nachdenklich. Dann ging sie schnell in das Stübchen, küßte das verkrüppelte Kind mit Herzlichkeit auf die Stirn, sagte ihm ein paar freundliche Worte und kam wieder unruhig und hastig in die Küche zurück.

Rafè glitt langsam und vorsichtig von seinem hohen Sitz herunter, griff nach seiner Krücke und hinkte ihr nach. Die Mutter zündete jetzt die Petroleumlampe an, und es wurde plötzlich hell in dem ärmlichen Raum. Der Knabe zupfte an dem blauen Kattunkleid, da band die Waschfrau schnell die grobe Drillichschürze ab, setzte sich auf den Tisch, nahm den Kleinen, — der vielleicht nie ein Großer werden würde — in ihre Arme und drückte ihn an ihre Brust. Der Bügeltisch, Waschkorb, das Waschfaß mit eingeweichter Wäsche bildeten den Hintergrund des Bildes, und vorn lag die Krücke von Rafè, die Miß Ritter an das kleine Kreuz erinnerte, das auf Madonnenbildern der jugendliche Johannes dem Jesusknaben reicht.

„Die Madonna — am Waschfaß," sagte Miß Ritter halblaut vor sich hin.

Rafè sah sie fragend und verwundert an.

„Mein Jung!" sagte diese moderne Madonna, „nun geh und sieh, ob Vater kommt." Sie reichte ihm die Krücke mit einem Kuß, einem leidenschaftlichen Kuß, in dem die Angst vor kommendem Verlust lag; und der Kleine hinkte eilig davon.

„Er muß doch die Jungens von Benzins längst gefunden haben," sagte sie und bügelte wieder hastig drauf los. „Aber offen gesagt, ich bekomme es immer mit der Angst, wenn Henry in solchem nebligen Wetter draußen ist — selbst hier an der Küste. Ja, hier in Fairharbor ist's nicht leicht für uns Frauen. Unser Pastor sagt, als er zuerst hergekommen wäre, da wäre es ihm aufgefallen, daß alle Frauen immer „die schreckliche See" gesagt hätten. Und das ist auch richtig, wir sagen's unwillkürlich, so wie andere Leute etwa schlechtes Wetter sagen. — Ich bin wohl ein bißchen übermüdet, Miß Ritter, drum bin ich gleich verzagt. Ja, schau nur nach Vater aus, Rafè —" rief sie ihm nach. „Mein Mann würde auch enttäuscht sein, wenn er nicht Rafè schon von weitem sähe. — — Ich mag's dem Jungen noch garnicht sagen, daß der Vater wieder nach den Bänken von Neufundland muß. Das ist dem Kleinen immer so schrecklich. Er ängstigt sich so. Wir hatten auch gehofft, wir würden ohne das auskommen — denn ich ängstige mich auch — aber der Fang an der Küste war dies Jahr gar zu schlecht — da meint Henry, müßte er wieder nach den Bänken. Er hat im Sommer bis jetzt nur zweiundzwanzig Dollars dreiundsechszig Cents verdient. Es ist an der Küste hier nicht so gefährlich, alles in allem genommen, Miß Ritter, aber schlimm ist's auch. Es war hier an der Küste, vor acht Jahren, am dreiundzwanzigsten September — wo sein Boot umschlug. Sie waren nur zwei Meilen vom Leuchtturm, er und Job Ely und Peter

Digitized by Google

Salz und William Eduard Salz. — Es war eine schwere Böe. Mir war schon den ganzen Tag angst gewesen, und als das Wetter schlechter wurde, nahm ich das Fernglas und Emma Eliza mit. Sie war ja noch klein, aber doch meine Älteste, und ich hatte sonst niemand, mit dem ich reden konnte, der mich verstand — und Emma Eliza und ich gingen über die Dünen in einem fort, immer hin und her, und der Wind stand gegen uns — und ich beobachtete das Boot mit dem Glase, und da mit einem Mal sah ich, wie es kenterte, Miß Ritter!"

Es war eine alte Geschichte, die sie wer weiß wie oft den Nachbarn oder den Sommergästen erzählt hatte, aber wenn sie so weit war, wurde sie ganz blaß und konnte nicht weiter erzählen; so war es ihr jedesmal gegangen. Sie griff wieder hastig nach dem Bügeleisen; denn die heißen Thränen fielen auf den spitzenbesetzten Unterrock von Mrs. Hannibal P. Harrowstone. Aber diesmal brachte sie die Geschichte zu Ende.

„Das Boot war gekentert, Kiel nach oben, und da klammerte er sich an," fuhr sie mit erstickter Stimme fort, „und die anderen auch. Da kam mit vollen Segeln ein Schooner von Maine, der Bauholz geladen hatte, und steuerte den Kurs. Aber was das für eine Ewigkeit dauert, wenn man so durch das Fernrohr sieht, bis er an sie herankam. Sie wurden gerettet, er, Job Ely, Peter Salz und William Eduard Salz, — die ganze Bemannung; aber sie sahen wie Fliegen aus, wie sie auf dem gekenterten Boot saßen, und die Wellen immer über sie rüber spülten. Länger konnte ich nicht mehr stehen, und da ging ich mit Emma Eliza her; — ich war ganz zunicht, und sie, klein wie sie war, machte mir 'ne Tasse Thee. Und da saßen wir und warteten bis auf den Abend. Und fünf Minuten vor neun, da riß er die Thür auf, patschnaß und kreideweiß, als ob er sein eigener Geist wäre, und ich sage nur: „Henry! Henry!" und er sagt nur „Nelly Jane!" Aber die Emma Eliza hat geschrien, Sie können sich garnicht denken, wie das Kind schreien konnte, wie sie noch klein war, bis sie sich endlich beruhigte, und ihrem Vater auch 'ne Tasse Thee machte; denn ich konnte nicht, ich war ganz fertig. Und sehen Sie, Miß Ritter, vier Wochen darauf wurde Rafè geboren, — so wie er ist."

„Mutti, ich sehe Va—tern noch nicht," sagte Rafè mit seinem sanften Stimmchen und steckte den Kopf in die Thür.

„Darum sage ich," fuhr Mrs. Salz lebhafter fort, „die Fischerei bleibt sich überall gleich, Hochseefischerei oder an der Küste. Den großen Bänken bei Neufundland, denen traue ich schon rein garnicht, und ich wünschte, mein Mann brauchte diesen Herbst nicht wieder hin. Ich habe ja nicht Zeit zum Grübeln, aber dazu hat man immer Zeit, was Schreckliches vor Augen zu sehen; dann sieht man seinen Mann im Nebel, oder im Sturm, oder in 'ner Sturzwelle ertrinkend, wenn man doch seine Frau ist und immer für ihn gesorgt hat. Ihm braucht nur der kleine Finger weh zu thun, dann kommt er zu mir. Und wenn man dann hier steht und bügelt, und er ist tausend Meilen weit weg und kann schon —"

„Mutti!" rief Rafè, „jetzt sehe ich Vatern! Jetzt sehe ich Vatern!"

„Gleich! gleich!" rief Ellen Jane Salz und setzte unverzüglich das Bügeleisen hin. Sie war rot geworden wie ein junges Mädchen und lief geschäftig hin und her, um den Kabeljau zum Abendbrot in der Pfanne zu braten. Darüber vergaß sie fast die junge Dame, die sich nun entfernte.

Als Miß Ritter das Gäßchen herunterging, begegnete sie dem Fischer mit seinen Kindern, die zum Abendbrot eilten. Sie nickten einander nur zu; Miß Ritter war traurig, und Henry Salz hungrig, deshalb begnügte sie sich mit einem freundlichen „Guten Abend, Henry!" und er mit einem höflichen „Guten Abend, Miß Ritter!" und jeder ging seines Wegs. Dann kam es, daß sie um irgend einer geringfügigen Ursache willen früher als sonst nach Boston zurückkehren mußte, und sie erinnerte sich später, daß dies die letzte Gelegenheit gewesen war, bei der sie mit dem wackeren Manne geredet hatte.

Damals in dem dunklen Gäßchen hatte sie sich noch einmal umgedreht, um der Gruppe nachzublicken, die so vergnügt heimwärts trabte. Henry trug das Vorjüngste Huckepack, Sue und Tommy hielten sich an seinen Ölrock,

Digitized by Google

der so naß und glatt war, daß er beständig ihren kleinen Händen entschlüpfte.

Während er sein Vorjüngstes trug, sang er ein Schifferlied, das Miß Ritter noch nie gehört hatte:

„Laßt dem Wind nur Zeit,
Weht den Mann schon um."

Ihre Augen folgten ihnen, als sie in dem sich in Regen auflösenden Nebel, an dem Heckenrosengebüsch und dem großen Felsblock vorbei, munter heimwärts eilten, und in dem Halbdunkel erschien ihr seine Gestalt wie die eines Centauren.

Die Thür des Häuschens stand weit offen. Wie hell strahlte das Licht heraus in das Dunkel! War es nur die Petroleumlampe, die auf dem Bügeltisch stand? Der Lichtschein besiegte den kriechenden Nebel, der in das Haus zu dringen suchte.

„Laßt dem Wind nur Zeit!"

tönte Henrys Stimme von fern her.

Man konnte bis tief hinein deutlich in das Häuschen sehen. Es war, als lüde es die Heimkehrenden freundlich ein, und der bescheidene Hausrat, vom Lampenschein verklärt und vergoldet, schien sich in belebte Wesen zu wandeln. Man konnte selbst das Instrument hinten in der guten Stube erkennen, sowie die goldbedruckte Tapete. In der Thür stand die Hausfrau, wieder in einer Stellung, welche die Beobachterin an eine Madonna erinnerte: sie beugte sich herab, um Rafè aufzuheben, der schon so lange auf seiner Krücke gelehnt hatte, und der Knabe wendete sich zu ihr und streichelte ihre Wange.

„O Mutti, nun ist Vater da!"

„Laßt dem Wind nur Zeit,
Weht den Mann schon um!"

sang Henry Salz aus voller Kehle. Dann nahm er den Jungen, hob ihn empor und küßte ihn, und die Mutter bekam wohl auch einen Kuß, aber das konnte Miß Ritter nicht mehr deutlich sehen.

Einen Augenblick verweilte die Gruppe in der Thür, wie von einem Glorienschein umflossen. Nun kam auch Emma Eliza dazu und setzte den leeren Waschkorb hin. Rafè schien sie um etwas zu bitten; denn sie ging gleich an das Instrument und spielte. Ja was? Einen Walzer oder eine Polka, oder eins der lustigen Leierkastenlieder? Nein, nichts von alledem, sondern das alte Kirchenlied, das wir alle von der Schule her kennen:

„Rud're nach dem Ufer, Fischer,
Nach dem Ufer rud're hin;
Achte nicht auf Wind und Wellen,
Heimwärts lenke deinen Sinn."

Rafè fiel mit seinem weichen Kinderstimmchen ein, die Mutter etwas kreischend, während sie an der Bratpfanne hantierte, der Hausherr, dessen Stimme rauh geworden war, weil er so oft das Tosen der Welle hatte überschreien müssen, sang vergnügt, während er seinen Ölrock an den Nagel hinter der Thür hing. Sue, Tommy und das Vorjüngste krähten auch mit, und darüber wachte das Jüngste in der Wiege auf und streckte die Ärmchen nach dem Instrument.

Dann machte einer von innen die Thür zu. Die Madonna war nicht mehr zu sehen; Dunkel war an Stelle des freundlichen Lichtscheins getreten. Nur die Stimmen der Familie hörte man noch, die ihr Glücksgefühl in den Worten des alten Liedes aussprachen, das von den Schrecknissen des Meeres erzählt.

Miß Ritter setzte wieder ihren Weg fort. Beneidenswert war ihr dies Frauenschicksal bisher noch nie erschienen, und doch meinte sie plötzlich, daß sie wohl an der Stelle ihrer Waschfrau sein möchte — wenn — ja wenn . . . . (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jeannette Schwerin.

Ein Gedenkwort von Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Jeannette Schwerin ist tot. Es heißt sich zusammen nehmen, um den Klang dieser Worte zu ertragen.

Bewegungen, für die die Zeit reif ist, gehen so oder so ihren Gang. Der Tod einzelner Träger hält sie nicht auf. Aber es ist für ihre Gestaltung nicht gleichgiltig, ob sie Apostel finden oder Mietlinge, die ihren Sold heischen in dieser oder jener Gestalt, als Selbstbefriedigung oder äußere Ehre oder in noch gröberer Form. Unsere Bewegung hat einen Apostel verloren, und die Mietlinge — früher unter uns eine unbekannte Erscheinung — sind ihr nicht mehr fremd. Das macht diesen Verlust so schwer zu ertragen.

Das, und was sie als Mensch gewesen. Und daß der Mensch sich immer mit dem deckte, was sie der Öffentlichkeit war.

Jeannette Abarbanell, die nicht einmal die vierziger Jahre voll ausleben durfte und doch tiefe Züge im Kulturleben unserer Zeit zurückgelassen hat, stammte aus einer guten Schule. Der Name beider Eltern hat in den Wohlfahrtsbestrebungen der Stadt Berlin den vollsten Klang. Und wenn ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne, eine feine Empfänglichkeit für künstlerisches Schaffen, die Fähigkeit voller Hingabe an ästhetisches Aufnehmen den jungen Geist zunächst auf die künstlerische Abrundung des eigenen Lebens hinzuführen schien, die doch schließlich nur die feinste Form des Selbstgenusses darstellt, so schufen der großartige Gemeinsinn der Eltern, dann später der gesunde Wirklichkeitssinn des Gatten und die Mutterschaft, vor allem aber das immer mächtiger durchbrechende Gefühl einer sozialen Verpflichtung das Gegengewicht, das schließlich die Schale zu seinen Gunsten senkte. Denn wenn auch Jeannette Schwerin sich stets, auch inmitten des heißen sozialen Kampfes, Nahrung für ihr stark entwickeltes geistiges und künstlerisches Bedürfen zu sichern gewußt hat, wenn sie auch für die Geschmacklosigkeit, die dem Schönen den Krieg erklärt, um dem Sittlichen zu dienen, stets nur das ihr so gut stehende, von Herzen kommende heitere Lachen hatte, wenn sie auch ihrer Häuslichkeit das Gepräge eines feingebildeten, künstlerisch empfänglichen Geistes zu geben und dauernd zu erhalten verstand, so hat sie doch — besonders im letzten Jahrzehnt ihres Lebens, das ihr immer höher gehäufte soziale Verpflichtungen brachte — diesen unbedenklich die persönlichen Bedürfnisse schöngeistiger Kultur zum Opfer gebracht, die dem jungen Mädchen in erster Reihe standen. Und dankbar empfand sie, daß ihre Familie die Notwendigkeit dieses Opfers — auch weitergehender Opfer an persönlicher Inanspruchnahme — verstand.

Erst verhältnismäßig spät trat Frau Schwerin in die Frauenbewegung ein. Die Mittel, mit denen die deutsche Frauenbewegung meistens noch arbeiten mußte — Reden,

Digitized by Google

Petitionen, schriftliche Propaganda — waren ihr, der in ihren Wohlfahrtsbestrebungen an die Propaganda der That Gewöhnten, unsympathisch. Als sie dann schließlich doch die Notwendigkeit eines Anschlusses einsah, da war es wohl bezeichnend für den jugendlichen Optimismus, dem fast jeder Neuling in der Frauenbewegung verfällt, daß sie der kräftigsten Negation, dem schallendsten Wort zunächst den größeren Wert beilegte. Aber ebenso bezeichnend dann auch, daß ihr Wirklichkeitssinn, ihre gründliche geschichtliche Bildung, die überall historisches Werden verstand und mit seinen Bedingtheiten zu rechnen wußte, ihre wahre, einfache Natur, der jede schellenlaute Phrase verhaßt war, sie schließlich der Richtung in der Frauenbewegung zuführte, die mit der Wirklichkeit rechnet, in entsprechendem stetigen Fortschreiten ihr Heil sieht und vor allem über dem Frauenwohl das Gemeinwohl nie außer Augen läßt. Was sie dieser Bewegung noch hätte werden können — wir dürfen daran nicht denken, wenn nicht die mühsam errungene Fassung schwinden soll. Der Bund deutscher Frauenvereine, dessen Vorstandsmitglied, der Berliner Frauenverein, dessen zweite Vorsitzende sie war — sie sind äußerlich die zunächst Betroffenen; — in Wirklichkeit haben die deutschen Frauen alle, alle verloren, was ihnen in dieser Eigenart niemand wieder sein kann. Das Märchen von der Unersetzlichkeit eines Menschen — hier ist es Wahrheit geworden.

Jeannette Schwerin aber war — das ist es, was unseren Schmerz verschärft — nicht nur eine bedeutende Führerin der Frauenbewegung — sie war ein großer, edler Mensch. Dies Gefühl hat nicht nur die Freundin, der ein Stück geistiger Gemeinschaft verloren gegangen ist, das ihr in dieser Art das Leben nicht wieder bieten wird: dies Gefühl teilen Frauen aller Orten, weit über die Stätte ihrer engeren Wirksamkeit hinaus. Diese Menschlichkeit, diese Größe der Auffassung kennzeichnete ihr ganzes Reden und Thun. Wo kleinliche Empfindlichkeit, persönliche Zuspitzung in den Kampf hineingetragen wurde, fand sie das milde, versöhnende Wort; selbst die gehässige Parteiverhetzung verstummte ihr gegenüber. Es war in all ihren menschlichen Beziehungen etwas von Nathans reifer Weltanschauung, von seiner aus sittlicher Größe stammenden Milde. Und viele, viele haben die Worte des Klosterbruders auf sie anwenden gelernt: „Ein bess'rer Christ war nie!"

Mir fehlt unter dem frischen Eindruck dieses Schlages — den wir wohl erwarten mußten, aber geflissentlich ins Auge zu fassen vermieden — die Fähigkeit, die Thätigkeit dieses reichen Lebens zu rubrizieren — es wird ja auch von allen Seiten zur Genüge geschehen. Sein Facit glaube ich oben gezogen zu haben. Und dies Facit drängt zu der schmerzlichen Frage: Warum eben diese? Müssen denn die Besten und Edelsten hinweg? Ist es denn doch etwas um den Todesgang der Heroen, der erst der Masse Bahn brechen muß?

Digitized by Google

In unsrem Herzen wird sie leben, immer, immer. Und wer das Heldentum mit ansehen durfte, mit dem hier zuletzt ein starker Geist den immer mehr sich auflösenden Körper zwang, dem ist für den eignen Geisteskampf ein edlerer, größerer Impuls gegeben. So wird sie unter uns fortwirken, wie gerade sie fortzuwirken gewünscht hätte: als ein Teil der lebendigen geistigen Kraft, die menschlichem Thun den Stempel des Ewigen aufdrückt.

Die Wohnfrage in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung und die jüngsten Bestrebungen auf diesem Gebiet.

Von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

II. (Fortsetzung und Schluß von Seite 618.)

Gesundheitliche, wirtschaftliche und sittliche Folgen der heutigen Wohnungszustände.

Die Folgen dieser traurigen Wohnungszustände liegen klar zu Tage, soweit es sich um die Gesundheit des Leibes handelt. Wer Gelegenheit hat, die Bewohnerschaft jener dichtgedrängten Gassen und Gäßchen, der versteckten, von verpesteter Luft erfüllten Höfe und Hinterhäuser näher kennen zu lernen, sie an ihrer Wohnstätte aufzusuchen, der mag sich manchmal schaudernd fragen, ob Menschen in den mephitischen Dünsten, die solche Heimstätten aushauchen, überhaupt zu atmen vermögen, oder wieviel von dem „Ebenbilde Gottes“ in den dünn- und krummbeinigen Geschöpfen noch vorhanden ist, deren Himmel von Kindheit an das kleine Stückchen Blau ist, das „vielleicht“ zu diesen dunsterfüllten Kehrichtstätten, der traurigen Gegenseite der glänzenden Großstadtwelt, hinablugt. Man spricht so viel von „Armeleutegeruch“, und es giebt empfindliche Nasen, denen nichts schrecklicher ist, als ihn nur von ferne zu spüren. Und doch! Wieviel gedankenloser Leichtsinn gehört dazu, den Ursachen dieses eigentümlichen Dunstkreises niemals näher nachzudenken, geschweige denn nachzuspüren, ihn womöglich in leichtfertigem Übermut dem — angeblich mangelnden Reinlichkeitssinn armer Leute zuzuschreiben! Aus der behaglichen Sicherheit der Eigenexistenz heraus urteilt sich's so leicht über die vermeintlichen Schwächen und Verfehlungen anderer, während doch schon ein Blick auf die nach Stadtteilen verschiedenen Sterblichkeitsziffern eines und desselben Gemeinwesens die Augen für den Ursachenkomplex aufschließen sollte, der eine so viel größere Sterblichkeit der arbeitenden wie überhaupt der ärmeren Bevölkerungskreise zur Folge hat. Die Wohnfrage steht unter diesen Ursachen obenan. Im Westen von Frankfurt a. M.[1]) entfallen auf 1 Hektar Bodenfläche 101 Einwohner. In der Altstadt dagegen sind auf etwa 42 Hektaren 27 429 Menschen zusammengepfercht = 658 auf 1 Hektar, somit das Sechseinhalbfache der Bevölkerungsdichtigkeit des Westens. Dementsprechend betrug die Sterbeziffer 1890/91 im Westen 10,5 vom Tausend der Bewohner, in der Altstadt dagegen 23,7.

[1]) Bleicher: „Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. IV. Der natürliche Bevölkerungswechsel.“

Digitized by Google

Freilich wird sich hier der berechtigte Einwand erheben, daß die ungünstigeren Gesundheitsverhältnisse der Armen- und Arbeiterquartiere nicht lediglich auf Rechnung des schlechteren Wohnens gesetzt werden dürfen. Neben der mit der Enge, Überfüllung u. s. w. der Wohnung unumgänglich verknüpften Unordnung und Unreinlichkeit sind es die für die in Frage kommenden Bevölkerungsschichten vorliegenden Berufsgefahren, ferner die Unterernährung, die Unmöglichkeit, etwaigen Erkrankungen des Organismus schon in den Anfangsstadien zu begegnen, die den Gesundheitsstand solcher Bezirke ungünstig beeinflussen. Doch selbst nach Berücksichtigung aller dieser einschränkenden Faktoren bleiben genug Gesundheitsgefahren übrig, die lediglich den mangelhaften Wohnungszuständen zuzuschreiben sind. Ja, es darf selbst angenommen werden, daß günstige Wohnungsverhältnisse, d. h. trockene, ausreichende Räume, reichliche Zufuhr von Luft und Licht, die fraglichen Volksschichten widerstandsfähiger gegen die übrigen, in ihrer ganzen Lebensweise begründeten Gefahren und Schädigungen machen würden. Auf diesen Standpunkt hat man sich auch auf dem Ende Mai 1899 in Berlin stattgehabten Tuberkulosekongreß gestellt. Einer der Referenten (Geh. Medizinalrat Krieger-Straßburg) führte aus, daß[1]) die geringere Erkrankungszahl der Wohlhabenden auf ihren besseren Wohnverhältnissen beruhe, „denn auf Grund bakteriologischer Untersuchung und ärztlicher Beobachtung ist anzunehmen, daß der Verkehr mit Tuberkulosen in enggeschlossenen Räumen, wie sie von den Minderbemittelten bewohnt werden, für die Ausbreitung der Tuberkulose von hervorragender Bedeutung ist.“ Und einer der wichtigsten, auf dem Kongreß besprochenen Leitsätze lautete: „Die Prophylaxe der Tuberkulose hinsichtlich der Wohnräume kann in zureichendem Grade nur erzielt werden durch öffentliche Maßnahmen, die die Verbesserung und Ergänzung der Bauordnungen, Änderung der Bauweise für Wohngebäude und den Erlaß eines Wohnungsgesetzes zum Ziel haben.“

Soviel von den leiblichen Gefahren, mit denen die Wohnungsnot weite Schichten des Volkes bedroht. Sie sind leicht nachzuweisen, weil nur zu sichtbar in ihren Folgen. Nicht so auf sittlichem Gebiet. Der Oberflächliche wird nicht ohne weiteres den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Wohnungszuständen einsehen wollen, selbst wenn Bilder aus der Wirklichkeit, wie die oben von uns herangezogenen, eine gar eindringliche Sprache führen. Ja, es giebt selbst Philanthropen genug, die durch Jünglings- und Jungfrauenvereine, durch konfessionelle und interkonfessionelle Veranstaltungen mannigfachster Art die bedrohte Sittlichkeit zu retten, der zunehmenden Verwilderung und dem Verbrechen Einhalt zu thun versuchen, ohne sich darüber klar zu werden, daß solch Beginnen thöricht und hoffnungslos ist, so lange das Übel nicht an der Wurzel erkannt und bekämpft wird.

In den dumpfen, licht- und freudlosen Wohnhöhlen, in denen der Körper des Menschen zu Grunde geht, siecht auch seine Seele dahin. Die Enge des Beieinanderlebens verschiedener Lebensalter und Geschlechter, die Gewöhnung, auch die intimsten Vorgänge des persönlichen Lebens sich in der großen Öffentlichkeit abspielen zu sehen, stumpft allmählich das sittliche Empfinden, das Gefühl für die elementarsten Forderungen des Anstandes ab, oder besser, läßt sie überhaupt nicht zum Erwachen und zur Entwicklung kommen. All den schlimmen Einflüssen und den dem Kindesalter verderblichen Eindrücken, vor denen die Besitzenden ihre Kinder sorglich zu hüten suchen, ist das Kind des Armen ausgesetzt, sobald es sehen und hören gelernt hat. Von einem Familienleben, das diesen Namen verdiente, kann nicht die Rede sein. Kaum je, daß die Familienmutter, vorausgesetzt daß sie nicht selbst erwerbsthätig sein muß, es mit Aufbietung aller Kräfte dahin bringt, die niemals auch nur für Minuten unbenutzte Wohnung einigermaßen sauber zu halten. Ein trauliches Beisammensein der Familienmitglieder, jede gemeinsame Beschäftigung, die geeignet wäre, Geist und Gemüt zu bilden und günstig zu beeinflussen, ist fast ausnahmslos da ausgeschlossen, wo einer vielleicht zahlreichen Familie nur ein oder zwei Räume zur Verfügung stehen. Wie oft werden nicht statt dessen schlechte Instinkte hervorgerufen und genährt und so

[1]) Frankfurter Zeitung vom 25. Mai 1899.

Digitized by Google

der Keim zu künftigen Verbrechen gelegt. — Und klagt man über die zunehmende Verwahrlosung und Verwilderung der Jugend, so sollte man nicht vergessen, an erster Stelle die mangelhaften Wohnungszustände dafür verantwortlich zu machen, und sollte all die Zeit und die sorgende Mühe, mit denen man neue Gesetze zum Schutze der Sittlichkeit vorbereitet und Besserungsanstalten ins Werk richtet, der Verbesserung der Wohnungszustände zuwenden. Denn wie der kürzlich an die Berliner Universität berufene, bekannte Strafrechtslehrer Prof. von Liszt in einem sehr beherzigenswerten Vortrag ausführte: „Eine gründliche Beseitigung der Mißstände, die heute fast überall, nicht nur in den Großstädten, mit dem Wohnungswesen der arbeitenden Klassen verbunden sind, wird sich ganz zweifellos als ein wirksameres Mittel zur Verminderung der Kriminalität erweisen, als eine ganze Anzahl von neuen Paragraphen im Strafgesetzbuch."

Nicht minder wichtig als für die Gestaltung der Gesundheits- und Sittlichkeitszustände ist die Wohnfrage in ihrer Beeinflussung der Wirtschaftslage. Wir haben bereits gesehen, daß die Miete bis zu einem Drittel des Gesamteinkommens verschlingt. Darunter muß die Befriedigung aller sonstigen Bedürfnisse notleiden, von etwaigen Aufwendungen für Bildung, Unterhaltung, überhaupt für Geist- und Körperpflege gar nicht zu reden. Und ist der Arbeiter in der Lage, die gesündere und auch etwas billigere Wohngelegenheit an der Peripherie der Städte oder in den Vororten aufsuchen zu können, so hat er die dadurch erlangte Annehmlichkeit mit anderen schwerwiegenden Opfern zu erkaufen. Er ist dann häufig genötigt, sich irgend einer Fahrgelegenheit zu bedienen, denn Zeit ist Geld für ihn. Er hat dafür verhältnismäßig hohe Aufwendungen zu machen (das Pferdebahnabonnement für die frequenteste Frankfurter Strecke kostet einige 80 Mark), und zudem vollzieht sich die Beförderung oft nicht mit der notwendigen Schnelligkeit.

Auch der Haushalt des Arbeiters wird in Mitleidenschaft gezogen. Es ist eine oft beklagte Gewohnheit eines großen Teils unsrer arbeitenden Bevölkerung, von der Hand in den Mund zu leben. Das ist teilweise in dem Termin der Lohnzahlung begründet, den man billigerweise vom Samstag auf den Freitag verlegen sollte, teilweise auch darin, daß es, dank den Mängeln der heutigen Volkserziehung und der Nötigung zu frühzeitigem Erwerb, den meisten Frauen des Arbeiterstandes an hauswirtschaftlicher Vorbildung, Ein- und Übersicht fehlt, so daß selbst da schlecht gewirtschaftet wird, wo die Einkommensverhältnisse anderes ermöglichten; Thatsache ist, daß besonders da in kleinsten Maßen und Gewichten eingekauft wird, wo die Lage der Wohnung die leichte Erreichbarkeit des größeren Marktes und der billigeren Einkaufsquelle in Frage stellt. Da wird ¼ Pfund Zucker, für 20 Pfennige Kaffee oder Kohlen geholt, ein Pfund Zwiebeln, das in der Markthalle 5 und 6 Pfennige kostet, mit 12 Pfennigen bezahlt, kurz, alle Kolonialwaren, Gemüse ꝛc. in schlechtester Qualität und zu den teuersten Preisen erstanden. Das sind die Folgen entlegenen Wohnens, des ungenügenden oder zu teuren Vorortverkehrs, des Fehlens von Markthallenfilialen in den Vorstädten.

Ursachen der Wohnungsnot und Abhilfe.

Die Wohnungsnot ist keine unsrer Zeit eigentümliche Erscheinung. Wohnungsnot, bezw. Wohnungselend gab es schon vor Jahrhunderten. Ja, es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in früheren Zeiten die ganze Bevölkerung schlechter behaust war, als dies heute der Fall ist. Ohne Luft und Licht, in engen Gassen zusammengedrängt, ohne Kanalisation, regelmäßige Wasserversorgung und Straßenreinigung waren unsre Altvordern weit übler daran als wir. Man denke nur an die verheerenden Seuchen und Epidemien, die im Mittelalter die Bevölkerung dezimierten und die heute, dank unsrer genauen Kenntnis von den Forderungen der Gesundheitslehre, der sorgfältigen Sanierung unsrer Städte und unsres ganzen Lebens immer mehr zurückgedrängt werden. Trotzdem giebt es heute eine Wohnungsnot, so einschneidend und verhängnisvoll, wie keine frühere Zeit sie gekannt hat. Was früher die private Sache eines jeden war,

Digitized by Google

ist heute der Allgemeinheit in seiner ganzen, weittragenden Bedeutung offenbar geworden. Zu der schlechten Behausung ist der Mangel jeglicher Unterkunft getreten, das chronische Wohnungselend ist zur akuten Wohnungsnot geworden, bezw. durch sie verschärft. Das kam im Gefolge des Großindustrialismus, der riesige Menschenmassen in den Industrie- und Verkehrscentren zusammenzog. Sie alle suchten Unterkunft. Die vorhandene Wohngelegenheit erwies sich als unzureichend, die Nachfrage überstieg das Angebot. Die Folgen waren die üblichen. Ein Emporschnellen der Mietpreise und damit des Gebäude- und Bodenwertes. Rasches Anwachsen der Städte auf teurem Bauland. Darum Ausnützung des Baugrundes bis aufs äußerste, das heißt Entstehung der Mietskaserne, Begünstigung der Spekulation und des Bodenwuchers und die Ausbildung eines höchst einseitigen Miets- und Retentionsrechtes. Und für den Mieter als Folge der hohen Mieten die Nötigung zum Weiter-(Unter)vermieten, das Schlafgängerwesen, die Überfüllung in jeder Form. Und bis heute keine Instanz, die Härten des ganzen Systems durchgreifend zu mildern, seine Auswüchse zu beschneiden.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diesem ständig wachsenden Notstand entgegenzuarbeiten. Seit Beginn der 80er Jahre ist die Wohnfrage zur stehenden Rubrik aller sozialpolitischen Tagungen und Veranstaltungen geworden. Sie nimmt in der einschlägigen Litteratur den breitesten Raum ein und hat in den letzten Jahren eine Reihe dankenswerter praktischer Versuche gezeitigt. „Zahlreiche Mietervereine[1]) sind entstanden, und einige von ihnen bemühen sich, eine zielbewußte und umfassende Wohnungspolitik zu treiben. Die Wohnungslitteratur ist über die Feststellung des Wohnungselendes hinaus zur eindringlichen Erörterung der Ursachen und der zu ergreifenden Reformmaßregeln vorgeschritten. Die städtische Statistik hat angefangen, namentlich durch die Statistik der Bauthätigkeit und der leerstehenden Wohnungen, neue, wertvolle Aufschlüsse zu liefern. In Berlin hat die Arbeiter-Sanitätskommission eine anerkennenswerte Wirksamkeit entfaltet. Die Reform der Bauordnung und Bebauungspläne, die Einführung der Wohnungsinspektion sind im Flusse, die Baugenossenschaften und gemeinnützigen Gesellschaften haben einen großen Aufschwung genommen; städtische und staatliche Behörden fangen an, sich thätiger zur Bekämpfung der Wohnungsmißstände aufzuraffen; große und angesehene Körperschaften, wie der Verein für Sozialpolitik, der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit und die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen haben wieder und wieder ihre mahnenden Stimmen gegenüber den Wohnungsmißständen erhoben."

Fast in allen größeren Städten existieren heute Bau- und Sparvereine; in jüngster Zeit ist man mehrfach dazu übergegangen, diese Vereinigungen durch Herleihung billigen Kapitals seitens der Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalten zu unterstützen. Außerdem bemüht man sich vielerorts, den Lokal- und Vorortverkehr zu verbessern und zu verbilligen.

Im Gegensatz dazu ist allerdings auch der Widerstand einzelner Gemeinden zu verzeichnen, die Ausschließlichkeit, mit der in ihnen die Interessen der Hausbesitzer und Grundrentner vertreten werden, die Verständnislosigkeit, mit der sie auf die Erwerbung billigen Baulandes an der Peripherie der Städte verzichten und die ihnen an erster Stelle zufallende Aufgabe der Wohnungsreform auf die Schultern der Privaten, d. i. der Bauspekulation oder auch der Arbeitgeber, abwälzen wollen.[2]) Es ist eine zweischneidige Maßregel, die Sorge für die Behausung der Arbeiter den Arbeitgebern zu überlassen. Das fesselt den Arbeiter an die Scholle und bringt ihn in eine unerträgliche Abhängigkeit von seinem Brotherrn. Es müßte denn gerade sein, daß ein Arbeitgeber gerecht genug ist, mit dem Arbeitsverhältnis nicht zugleich das Mietsverhältnis zu lösen. So hat z. B. ein Arbeitgeber in der Nähe von Stuttgart mit seinen

[1]) v. Mangoldt: „Der Verein Reichswohngesetz und seine Vorschläge".
[2]) Soziale Praxis, Jahrgang 1897/98.

Digitized by Google

Arbeitern die Vereinbarung getroffen, daß sie auch bei Lösung des Arbeitsverhältnisses gegen eine Mietserhöhung von 60 Mark jährlich im Besitz ihrer Wohnung bleiben können.[1])

Unter solchen Umständen darf man eine allgemeine Wohnungsreform nicht von dem guten Willen der Gemeinden als der zunächst Verpflichteten abhängig machen. Auch ist jede Aktion, die von Privaten, gemeinnützigen Gesellschaften oder einzelnen Kommunen unternommen werden könnte, nicht umfassend genug, das Übel der Wohnungsnot von Grund aus abzustellen. Darum ist es freudig zu begrüßen, daß im Frühjahr 1898 in Frankfurt a. M. ein Verein „Reichswohnungsgesetz" ins Leben gerufen wurde, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, der Wohnungsnot auf dem Weg reichsgesetzlicher Regelung zu steuern. Die Forderung eines Reichswohnungsgesetzes wurde schon 1886 von dem jetzigen Finanzminister von Miquel erhoben,[2]) und zwar „in Anbetracht der ungeheuren Bedeutung der Wohnungsfrage für die physische und moralische Wohlfahrt der Menschen" und aus der Erkenntnis heraus, daß „die sogenannte natürliche Entwicklung, d. h. die auf sich selbst angewiesene Privatthätigkeit auf diesem Gebiet allein nicht genügt, daß auch die einzelne Gemeinde nichts Ausreichendes leisten kann, und daß endlich die Hilfe der Gesetzgebung ebensowenig, wie in England und Frankreich dies der Fall war, entbehrlich ist." Aus den gleichen Erwägungen resultieren die Bestrebungen des Vereins „Reichswohnungsgesetz", die in folgenden Vorschlägen zusammengefaßt sind:

a) Beseitigung der allerschlechtesten Wohnungen und der ungesunden Stadtteile durch Wohnungsuntersuchung, Wohnungsinspektion und Zonenenteignung für bebautes Gelände.

b) Reform der Bauweise mittels Revision der Bauordnung und Bebauungspläne.

c) Ergänzende Produktion kleiner Wohnungen durch die Gemeinden, Genossenschaften und private Unternehmer; „Generalkommission für Wohnungswesen"; Heranziehung des Staatskredites.

d) Beschaffung billigen Baulandes durch die Thätigkeit des Staates und der Gemeinden in dieser Richtung; Reform des Enteignungsrechtes.

e) Reform des Lokal- und Vorortverkehrs.

f) Reform des Mietsrechtes u. a.

g) Schaffung besonderer Organe für die Wohnungsreform, wie Generalkommissionen für Wohnungswesen, Baubanken, besondere gewählte Ausschüsse je für den Bezirk einer Generalkommission, eines Reichswohnungsamts."[3])

Die Mitglieder des Vereins „Reichswohnungsgesetz" rekrutieren sich aus Angehörigen aller Parteien. Gesundes und gutes Wohnen ist eine Sache, die mit dem politischen Parteistandpunkt absolut nichts zu thun hat; die Grundlage jedes persönlichen wie des Gemeinschaftslebens, der beste Sporn zur Wirtschaftlichkeit und guten Sitte. Kommt man in eine elende, von Schmutz starrende Wohnung und in einen völlig verwahrlosten Haushalt, so ist es schwer, zu entscheiden, was hier das Primäre, was das Sekundäre gewesen ist: ist die Wohnung verwahrlost und die Familie verkommen, weil Mann und Frau schlechte Wirtschafter waren, oder ist Mut- und Hoffnungslosigkeit mit ihrem Gefolge von schlechter Wirtschaft, Hunger und Kummer erst eine Folge von schlechten Einkommens- und besonders Wohnungsverhältnissen? Wo eine Krankheit, ein verschuldetes oder unverschuldetes Unglück unter Umständen eine ganze Familie auf immer verderben können, ist es nicht leicht, ein Urteil über Ursache oder Wirkung bestehender Mißstände abzugeben. Eines aber ist gewiß: Geordnete Zustände, planmäßige Einteilung und gute Wirtschaft, ebenso auch gesunde, sauber gehaltene Kinder findet man immer nur in Verbindung mit einigermaßen befriedigenden Wohnungsverhältnissen, so daß wohl der Rückschluß gestattet ist, daß gute

[1]) „Mitteilungen der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1897".

[2]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 30.

[3]) Siehe darüber: „Der Verein Reichswohngesetz und seine Vorschläge" von Dr. R. v. Mangoldt, „Die Wohnungsnot und ihre Abhilfe" von Prof. D. Kamp. „Ein Reichswohngesetz" und „Neuere Materialien zur Beurteilung der Wohnfrage", zusammengestellt von R. v. Mangoldt.

Digitized by Google

Wohnungszustände eine vornehmste Forderung eines in körperlicher, geistiger und moralischer Beziehung gesunden Lebens sind, und daß andrerseits körperliche Entartung, geistige Stumpfheit und sittliche Verkommenheit sehr häufig in ursächlichem Zusammenhang mit elenden und unzulänglichen Wohnverhältnissen stehen.

Darum ist die Verwirklichung der Bestrebungen des Vereins „Reichswohnungsgesetz" und alles, was in ähnlicher Richtung geht, eine Sache, deren Unterstützung sich jeder wahre Menschenfreund angelegen sein lassen sollte.

Theobald Ziegler über die Frauenfrage.

Von

Sidonie Binder.

Nachdruck verboten.

Seit Professor Theobald Ziegler in Straßburg vor acht Jahren in der Schrift „Die soziale Frage eine sittliche Frage" zum erstenmal sich öffentlich über die Frauensache äußerte, ist er ihr ein objektiver, gerechter und bis in ihr Innerstes verständnisvoller Beurteiler gewesen und geblieben. Zu Ende des vorigen Jahres ist von ihm ein neues, umfangreiches Werk erschienen: „Die geistigen und sozialen Strömungen des Neunzehnten Jahrhunderts".[1]) Auch dieses Werk enthält einen Abschnitt, der von der Entwicklung der deutschen Frauenfrage- und Bewegung im ablaufenden Jahrhundert handelt und ihren gegenwärtigen Stand kennzeichnet. Der Abschnitt steht im letzten, vierzehnten Kapitel des Buches und führt den Titel „Fin de siècle". Es wäre wünschenswert, daß jeder, der auch nur von einem Teil dieses Kapitels spricht, seiner Berichterstattung dessen einleitende Seiten von der „allgemeinen Struktur der Zeit" im Wortlaut voranschicken könnte. Doch dazu wird wohl nur in seltenen Fällen der Raum vorhanden sein, und der Referent muß sich damit begnügen, die Leser auf das Buch selbst zu verweisen.

Ich halte es in hervorragendem Sinne gerade auch für ein Frauenbuch. Es stellt keine geringen Anforderungen an die Denk- und Fassungskraft seiner Leser, an ihre bereits erworbene Bildung; einzelne Kapitel sogar sehr hohe. Aber just für diejenigen unter uns, die mit dem Streben nach selbständigen Anschauungen und selbständigem Urteil Ernst gemacht haben, wird das Buch ein energischer Förderer und zuverlässiger Führer auf dem Weg zum Verständnis der Zeit und ihrer selbst sein.

Zudem berührt es ja vor allem die Frauen anmutig und verpflichtet sie zu Dank, wenn einem Kritiker im großen Stil, der über ein Maß von gesunder Geistesschärfe verfügt, wie es sich innerhalb der zünftigen Gelehrsamkeit so doch nicht allemal von selbst versteht, zugleich die Pfingstgabe des populären Wortes in so edler Form verliehen ist, wie Ziegler.

Der Abschnitt „Frauenfrage" ist, dem Charakter des ganzen Werkes entsprechend, vorwiegend historischer Art. Nach einer feinen Charakteristik der Bedeutung Goethes und der Romantik mit den an sie anknüpfenden geistigen Bewegungen für die innere Entwicklung und äußere Gestaltung des Frauenlebens geht der Verfasser auf das Werden des modernen Frauentypus ein, dessen Ursprung er in den dreißiger Jahren sucht.

Das junge Deutschland — so führt er aus — knüpfte gewissermaßen an die Anfänge der Romantik an. Gutzkow gab Schleiermachers „Vertraute Briefe" heraus

[1]) Berlin, Georg Bondi, 1899. 1 bis 5 Tausend.

Digitized by Google

und entwickelte in der Vorrede das Programm dafür. Die Emanzipation der Ehe von der Kirche ist die eine seiner Forderungen, das Recht der Töchter der gebildeten Stände, „sich ihr Eheglück frei und einsichtsvoll und gesund zu gestalten," die andere. In Gutzkows eigenem Roman „Wally" berührte sich der Kampf um die Emanzipation der Frauen nun freilich sehr bedenklich mit der Emanzipation des Fleisches; es sah fast aus, als handle es sich bei jener nur um diese. Hier wirkten die beiden Frauen, die das lebendige Band bildeten zwischen der Romantik und dem jungen Deutschland, Bettina und vor allem Rahel, sänftigend und reinigend. Sie wollten nicht Bruch, sondern „organische Fortbildung des in Sitte und Brauch Gegebenen" und verlangten für die Frau vor allem das Recht der Selbstbestimmung und freien Bethätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Daß jene andere, sinnliche Richtung doch nicht aufhörte eine Rolle zu spielen, verdankte man neben der durch Heine vermittelten Abhängigkeit vom St. Simonismus, oder vielmehr von den Cynismen von St. Simons Schüler Enfantin, im weiteren auch den Romanen der George Sand, die den Schein erweckten, als gehe es gegen die Ehe überhaupt und nicht bloß gegen ihre in der Gesellschaft verkümmerte Form. Ida Hahn-Hahn hat sie, nach Zieglers Urteil, fraglos so mißverstanden, während Fanny Lewald in den Bahnen der Rahel weiter gegangen ist, nur freilich frei von aller Romantik.

Das Jahr 1848 zog auch die Frauen mit in seinen Strudel. Weniger um für sich selbst neue Rechte zu fordern, denn als Teilnehmerinnen an den Kämpfen der Männer. Sie hätten sich dabei, sagt Ziegler, namentlich auf radikaler Seite, vielfach heißblütiger und leidenschaftlicher, gelegentlich wohl auch mutiger gezeigt als die Männer. Auch an dem Martyrium jener Jahre haben sie ihr reichlich Teil bekommen. Ziegler erinnert hier an Johanna Kinkel und Malvida von Meysenbug. Und in dem Verbot der Fröbelschen Kindergärten durch Herrn von Raumer in Preußen im Jahre 1851 sind die Frauen auch von der Reaktion direkt mitbetroffen worden.

Im Laufe der nächsten Jahre regten sich aber in ganz andern Regionen neue Bestrebungen zur Hebung der Frau: auf dem Gebiet der Fabrikarbeit. In den oberen Schichten war die Frauenfrage bis dahin wesentlich eine Ehe- und Bildungsfrage gewesen, hier handelte es sich um das äußere Los der Arbeiterin. Der Mann verdiente nicht genug, um die Familie zu erhalten, Frau und Kinder mußten mit in die Fabrik. Dort machten sie ihm Konkurrenz, drückten die Löhne, und was den Kampf ums Dasein erleichtern sollte, erschwerte ihn zuletzt. Die schlimmste Folge der sich ausdehnenden Frauen- und Kinderarbeit aber war die physische und moralische Degeneration der Bevölkerung. Durch Kindersterblichkeit und Siechtum der Mütter rächte sich die Natur für die Vernachlässigung der ersten Familienpflichten. Wie eine Krankheit zehrte es am Mark des Volkes; die Selbsterhaltung der Nation und Volkskraft heischte Abhilfe; der Staat mußte einschreiten.

So werden gerade diese Verhältnisse fast überall zum Ausgangspunkt für sozialpolitische Gesetzgebung. Zunächst wagte man sich freilich nur an Beschränkung und Verbot von Kinderarbeit. Allmählich aber drang auch hier der staatssozialistische Gedanke durch, daß auch für die Frauen besondere Schutzvorschriften von Seiten des Staates erlassen werden müssen.

In dieser speziellen Schutzgesetzgebung für weibliche Arbeiter kommt der Gedanke zur Anerkennung, daß die Frauen eigenartige Aufgaben und Pflichten haben und daher bei bestimmten Anlässen und zu bestimmten Zwecken entlastet werden müssen. Oder anders ausgedrückt: Männer und Frauen bildeten hier lange Zeit hindurch und bilden teilweise noch eine gleichartige Masse von „Händen", da handelt es sich nun darum, die thatsächlich vorhandene und in den Geschlechtsfunktionen natürlich begründete Differenz zwischen Mann und Frau auch in der Gestaltung der Verhältnisse zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen.

Zur augenblicklichen Lage der Arbeiterinnen und den daraus sich ergebenden Forderungen an die Zukunft stellt sich Ziegler durchaus wohlwollend: Das Gesetz vom 1. Juni 1891 hat freilich noch nicht alle Wünsche befriedigt. Fast überall fehlt noch das Institut der weiblichen Fabrikinspektoren. Ebenso ist das Koalitionsrecht der

Digitized by Google

Arbeiterinnen noch mehr beschränkt, als das der Arbeiter. Daher müssen überall, wo es sich um gesetzlichen Schutz und Erweiterungen ihrer Rechte handelt, die Männer noch für die Frauen eintreten.

Das führt von selbst auf die politisch und rechtlich inferiore Stellung der Frau überhaupt, die in gewisser Beziehung bis zur völligen Rechtlosigkeit gesteigert ist. Hiergegen gehen vor allem die gebildeten Frauen an. Soweit, das aktive und passive Wahlrecht in Staat und Reich, in Gemeinde und Kirche für sich zu begehren, wagen sich bis jetzt nur die wenigsten vor. Ziel bleibt es freilich. Ziegler würde es keineswegs für verfrüht halten, den Frauen schon jetzt die Beteiligung an den Wahlen zu lokalen Schulaufsichtsbehörden, die Mitarbeit bei Arbeiter-Schiedsgerichten, die Verwaltung von Arbeiterkassen zu gewähren; vielmehr hält er das zu ihrer Erziehung fürs öffentliche Leben für recht notwendig.

Die Bemühungen der Frauen zur Erlangung gerechterer Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über Ehe und Vermögensverwaltung sind bis jetzt so vergeblich gewesen, wie das so berechtigte Verlangen nach gleicher Behandlung von Mann und Weib in den gesetzlichen Bestimmungen über Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Hier ist überhaupt, nach Zieglers Ansicht, einer der wundesten Punkte unserer vielfach so miserabeln Gesellschaftsmoral.

Augenblicklich an erster Stelle steht bei den Frauen der gebildeten Stände die Forderung einer höheren, der männlichen wesentlich gleichartigen Bildung, die in dem Kampf um das Recht der Immatrikulation zum Ausdruck kommt. Der Nachweis der geistigen Inferiorität der Frau ist mißlungen; auch die Frage, ob die physische Kraft der Frau ausreiche für die Anforderungen des Studiums und etwaigen späteren Berufs ist in einzelnen Fällen bereits zu ihren Gunsten entschieden. Ziegler führt allerdings noch an, das Wort, daß die Frau nicht studiere, sondern memoriere, sei auch gefallen.

Gefallen ist es freilich, aber wir Frauen meinen, daß der Wahrheitsbeweis dafür nirgends erbracht worden ist. Jedenfalls memorieren die Männer auch ihr gehörig Teil. Vom Oktober des letzten Jahres an hatte ich sechs Monate lang einen Wandnachbar, der sich auf ein Examen vorbereitete. Diesen eifrigen Jüngling sah ich nie, aber ich hörte ihn. Er lernte auswendig von der dunkeln Frühe bis zum dunkeln Abend. Wörtlich auswendig. Das Tempo blieb sich gleich, die Tonstärke wechselte zwischen laut und überlaut. Es war belehrend. Ich wurde recht bewandert in der württembergischen Gesetzeskunde. Aber als wir beim Wechselrecht angekommen waren, zog er aus.

Und wenn in einer höheren weiblichen Bildungs- und Ausbildungsanstalt die Frage nach dem ursprünglichen Wesen des Ablasses von dem Professor, der Kirchengeschichte giebt, so formuliert wird: „Der Ablaß ist, theologisch betrachtet, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, was?“ oder wenn auf die Frage: „Was ist Rom?“ der gleiche Lehrer die Antwort erwartet: „Die Stadt, in der zwei Apostel den Märtyrertod starben,“ so erhellt daraus, daß die Mädchen zur ödesten Auswendiglernerei bis jetzt häufig geradezu gedrillt werden.

Die Ausführungen Zieglers über die Gestaltung der Studienfrage und die Stellung, die Regierung, Universitäten, Ärztetage und die öffentliche Meinung im allgemeinen dazu genommen, zeigen, ebenso wie seine Darstellung der Entwicklung deutscher Frauenvereine und Mädchengymnasien, sowohl eine eingehende Kenntnis, als auch eine gerechte Würdigung der Frauenbewegung und ihrer Ziele. Ziegler kennzeichnet zum Schluß die Stellung des preußischen Kultusministers zu der Bewegung, wie sie bei Gelegenheit der Gründung des Breslauer Mädchengymnasiums zum Ausdruck kam. Auf eine Interpellation im preußischen Landtag hin hat er sich gegen „jeden Schritt vorwärts im Sinn der modernen Frauenbewegung“ erklärt; „das Streben der Frauen, überall als Konkurrenten der Männer aufzutreten, sei falsch; das sei die Auffassung des ganzen preußischen Staatsministeriums.“ Diese Anschauung vom Bildungskampf der modernen Frau hat bei Ultramontanen und Konservativen lebhafte Zustimmung gefunden.

Digitized by Google

Kein Wunder, so fährt Ziegler fort, wenn sich angesichts solcher Hemmnisse bei den Frauen auch Verbitterung einstelle, und wenn bei diesem zähen Kampfe vielen die Bewegung zu langsam scheine, so daß sie ungestüm vorwärts drängten. Er tadelt hier die Ausfälle des radikalen Flügels gegen die Männer im allgemeinen, in denen, so lächerlich und aussichtslos das sei, eine Emanzipation vom Manne gepredigt werde.

Eine vom Manne überhaupt sich lossagende Frau wäre freilich eine große Lächerlichkeit, und dem Fluch solcher Lächerlichkeit würden namentlich jene verfallen, die sich lossagen möchten und zugleich begehren. Die moderne Frauenbewegung als einen Kampf der Geschlechter um die Macht aufzufassen, ist übrigens vor allem Männersache. Und daß im Verhältnis der beiden Geschlechter eine Umwertung bis jetzt anerkannter Werte bereits im Gange ist, die sich noch weiter entwickeln muß und erst dann zum Stillstand gelangen wird, wenn ein auf die Postulate der neuen Zeit gegründeter modus vivendi gefunden ist, ist ebenso sicher, wie, daß der Ausgleich nur erreicht werden kann, wenn beide Teile entschlossen sind, Opfer dafür zu bringen.

Die politische Gleichberechtigung zu fordern, hält Ziegler zur Stunde noch für unklug und verfrüht; dazu bedürfe es für die Frauen noch einer längeren Bildungs- und Erziehungsperiode. Weil sie aber dieses Durchgangsstadium nicht wollen, werfen sich manche einem utopistischen Sozialismus in die Arme; andere wieder verkennen die Eigenart der Frau, gefallen sich in äußerer Nachahmung von Männersitten, bilden studentische Vereine und singen der Athene Promachos Kommerslieder. Der sozialdemokratische Parteitag in Stuttgart im vorigen Herbst habe gezeigt, wie leicht gerade die Frau im öffentlichen Leben extrem werde; es gehe überhaupt durch den ganzen linken Flügel dieser Frauenrechtlerinnen ein brutaler Zug, die Neigung, mit dem Ellbogen sich Bahn zu brechen und nicht bloß den Gegner, sondern auch den vorsichtiger Vorwärtsschreitenden niederzuschreien. Dadurch wird, nach Zieglers Meinung, der guten Sache nur geschadet. Die Gegner suchen ihren Widerstand damit zu rechtfertigen; namentlich aber haben die guten Freunde der Frauenbewegung unter den Männern Mühe, sich solcher Bundesgenossenschaft zu erwehren und sich von ihr zu unterscheiden. Auch der Typus des vordringlichen, dilettantischen und schellenlauten „Litteraturweibes" gehörte hierher. Er zeigte die Frau als Schriftstellerin oft von einer recht wenig erfreulichen und achtunggebietenden Seite.

„Trotz solcher Auswüchse aber," mit diesen Schlußworten Zieglers schließe auch dieses Referat, „bürgt die Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Sache, das Vorwärtsschreiten derselben in andern Ländern und vor allem das entschiedene Wollen der Frauen selber für ihren Sieg in einer nahen Zukunft. Ein anderes Geschlecht wächst unter unsern Augen heran, Frauen voll Lust zur Arbeit und voll energischen Dranges, durch Arbeit und Beruf selbständige und freie Persönlichkeiten zu werden. Auch hier wird der Kampf um den Einzelnen mit Nachdruck geführt, und der Erfolg kann nicht ausbleiben. Umsomehr handelt es sich darum, die Bewegung in ruhigem Gang zu erhalten und nicht durch Ungeduld und Übermaß schon Erreichtes wieder in Frage zu stellen oder einen, wenn auch nur vorübergehenden Stillstand herbeizuführen. Hier braucht es wirklich keiner großen Sehergabe, um vorauszusagen, daß das zwanzigste Jahrhundert den Frauen eine Reihe ihrer Forderungen erfüllen, sie ihre nächsten Ziele alle erreichen lassen wird. Wie lächerlich sich dann von diesem Punkte aus rückwärts gesehen der Widerstand unserer hohen Regierungen, unserer akademischen Senate und Fakultäten und der ärztlichen Vereine ausnehmen wird, kann man sich schon heute lebhaft vorstellen. Aufhalten wollen, was doch kommt, hat immer etwas von Donquixoterie an sich, man blamiert sich dabei."

Digitized by Google

Der Russe.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Cäcilie Grzenda sah zum Fenster hinaus. Draußen stand ihr Mann, der Torfmeister, auf dem freien Platze vor dem alten, übergrünten Torfstich. Das Fenster sah auf eine Moorfläche; hinter den flachen, sumpfigen Kaulen, auf denen das lange Gras wehte, und den heckenartigen Ansiedelungen von zitterndem Erlengebüsch dehnten sich lange, mit schwarzem Wasser gefüllte, scharfbegrenzte Gräben, daneben ebenso lange Mauern von fasrigen Torfstücken und Gruppen von aufgestapelten Klafterhaufen auf krausen lila Flächen; eine sanft hügelige Ferne dahinter. Links am Rande des Bruchs, wo der braune Grund von kurzem, kräftigem Gras bedeckt war, weidete eine rotgefleckte Kuh. Cäcilie sah nach der Kuh aus, aber auch nach ihrem Manne; sie hatte seine Stimme gehört. Ein Fremder, ein junger, schwächlicher Mensch in zerlumpter, breiter Hose und langer, blauer Jacke stand vor dem Torfmeister, mit dem er verhandelte.

Gewiß will der auf'm Bruch arbeiten, dachte Cäcilie, und mein Mann will ihn nicht, weil er schon genug Torfstecher hat und weil dieser berissen aussieht, so recht wie ein Vagabund. Sie beobachtete und lauschte; die Stimme ihres Mannes klang laut bis in die Stube, war aber nicht verständlich, während man bei dem andern nur sehen konnte, daß er sprach. Der armselige Mensch hatte seinen Hut in der Hand, der Wind wehte seine langen Haare in verschiedenen Richtungen auseinander. Er schien zähe auf seinem Gesuch zu bestehen, denn auf die lauten Worte kam immer wieder eine Pause, in der er die Lippen bewegte.

Grzenda drehte jetzt hastig um und kam auf das Haus zugehumpelt; er war ein kräftiger, mittelgroßer Mann, mit cholerischem, braunem, intelligentem Gesicht, aus dem listige, scharfe Augen sahen. Vor Jahren hatte er sich das linke Bein gebrochen, das ihm der Dorfarzt so schlecht eingegipst hatte, daß er seit der Zeit lahm blieb; außer diesem Beinbruch hatte er sich noch viermal Knochen zerbrochen, so daß seine Frau seine Konstitution charakterisierte, indem sie sagte: der Anton ist von Natur brüchlig.

Der Fremde stand in derselben Stellung da und sah vor sich hin. Cäcilie interessierte sich für die Sache, sie ging ihrem Mann entgegen. Als sie gerade, blond und stattlich in der engen niedrigen Hausthür erschien, diese ganz ausfüllend, kam ihr Mann ihr zuvor, indem er sie anredete: „Da is 'n Fremder, 'n Ruß', der will sich auf Arbeit geben."

„Na, kannst ihn nich' brauchen?"

„Nee, is so 'n ruppiger Kerl, hat garnichts als was er auf 'm Leib hat, und deutsch kann er wenig, polnisch ein bißchen — das is nichts."

Cäcilie sah zu dem Fremden hinüber, das lange, verstaubte Haar und das kleine, struppige Gesicht erregten eine halb scherzhafte Teilnahme bei ihr. Sie dachte: ein schlechter Kerl ist das nicht, wie er so dasteht. „Manchesmal sind solche Fremden gut zur Arbeit," sagte sie.

Grzenda sah auch noch mal zurück über seine Schulter. Der Fremde setzte soeben seine Mütze auf, versenkte seine Hände in die Taschen seiner Hose und ging dann langsam davon.

„Ruf ihn, probier's mit ihm," riet Cäcilie, eine von ihren krausen, gelbblonden Locken glättend, die ihr der Wind auf die Nase wehte.

Digitized by Google

„He, he, steh!“ schrie Grzenda mit einem Lächeln.

Nun wurde der Russe als Arbeiter angenommen; mit den Bedingungen wurden er und der Torfmeister bald einig: der Torfmeister sagte sie ihm, und er nickte dazu mit einem teilnahmslosen Gesicht. Es war klar, daß der Fremde in letzter Zeit ein unstetes, arbeitsloses Leben geführt hatte; wo er überall gewesen war, konnte man nicht von ihm erfahren; Pawlow hieß er und war 27 Jahre alt, obgleich er jünger aussah, was an den kleinen, flachen Zügen seines Gesichts lag. Seine Heimat lag in Russisch-Polen, nahe der russischen Grenze, seine Eltern waren Russen.

Wie es zu erwarten war, nahm sich Cäcilie des Fremdlings sofort an, und da sie eine energische, mütterlich sorgende Person war, geschah dies in gründlich wirksamer Weise. Zu allererst steckte sie ihm einen Groschen zu, damit er sich die Haare schneiden und barbieren lassen könnte, der große Haarschopf war ihr unheimlich; außerdem wußte sie, daß die andern Arbeiter darüber ihre Glossen machen würden. In dem Anbau des kleinen Häuschens wohnten die Torfstecher, dort war kein Raum mehr für den Russen, worauf Cäcilie ihn einfach in ihrer Stube aufnahm. Jeden Abend bereitete sie ihm ein Lager auf der Diele. Sie kontrollierte seine Wäsche; und das war bald geschehen, da er wirklich nichts weiter besaß, als was er auf dem Leibe trug. Grzenda hatte ein noch gutes Hemde im Kasten, das ihm zu eng geworden war; das gab sie ihm gleich am ersten Abend und stopfte seins, in das er sich schon geraume Zeit eingelebt hatte, in das Waschfaß.

„Später geben Sie mir dann fünf Groschen von Ihrem Lohn,“ bedeutete sie ihm. Der Russe war ganz einverstanden; mit allem, was die Frau Meisterin ihm bedeutete, war er einverstanden, ohne viel Worte zu machen. So gewöhnte er sich wieder unter ihrem Einfluß ans Waschen, eine Gewohnheit, die ihm in letzter Zeit etwas abhanden gekommen war.

Anfänglich erwies sich sein Appetit als wahrhaft erschreckend — er aß bei dem Torfmeister, wofür ihm Cäcilie täglich drei Groschen abzog. Die vier großen Kinder Alexander, Franz, Franziska und Cäcilie, alles kräftige, aufgeweckte Kinder mit offenen Gesichtern konnten sich nicht enthalten zu lachen oder sich gegenseitig anzustoßen, wenn der Russe zum drittenmal seine Schüssel mit Kartoffeln füllte. In solchen Fällen sah dann der Fremde mit seinen graugrünen, matten Augen auf, und ein halb verlegenes, halb harmlos vergnügtes Grinsen breitete sich über sein graues Gesicht, das aus dem struppigen Bart rund und einfältig herausgekommen war. Er sah einen nach dem andern von der Familie an, bis er schließlich auf Paulchens Apfelgesicht hängen blieb, das neben seiner Mutter Ellbogen über den Tisch sah.

„Das ist kleiner Paul,“ sagte er, seinen kurzen Zeigefinger ausstreckend.

Paul war ein Nachkömmling, jetzt drei Jahre alt, bereits in Hosen, in denen er lange Schritte machte und schon jetzt wie ein kleiner Torfmeister aussah; seine Mutter hatte seine Ankunft damals nicht entzückt; sie fand ein fünftes Kind höchst überflüssig, aber wie es immer zu gehen pflegt, Paulchen erschien, siegte und bedeutete heute das Juwel des kleinen Hauses.

Das Bestreben des Pawlow, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, war zu deutlich; ein Gelächter brach aus, wie es ursprünglicher und fröhlicher nicht zu denken war. Der alte Grzenda lachte, daß ihm die Thränen silberklar über das gefurchte, schlaue Gesicht rannen. Cäcilie mußte auch lachen, aber ihr Ehrgeiz litt es nicht, daß ihr Schützling zu einem Hanswurst gemacht wurde. „Na laßt man, ein jeder ißt, so lange ihm's schmeckt.“

Da der Russe nicht unappetitlich aß und mit weißen, kleinen Zähnen tapfer und ungerührt weiter kaute, von der Meisterin starkem Willen beschützt, beruhigten sich die spottlustigen Kinder.

Eine ganze Weile ging das Zusammenleben so weiter, bis es Cäcilie eines Abends einfiel, es wäre doch eigentlich eklig, daß sie diesen fremden Bengel jede Nacht in ihrer Stube hätte, wo doch ihre beiden Mädchen Franziska und Cile immer älter würden. „Es sind noch Schulmädchen, aber immerhin,“ sagte sie zu ihrem Manne, „mir gefällt das jetzt nicht mehr.“

Digitized by Google

Es war an einem Abend, als das Ehepaar ausnahmsweise spät zur Ruhe ging.

„Hast es ja so eingerichtet," meinte Anton.

Cäcilie sah nachdenklich auf all die Schläfer in der dumpfen Stube mit den getünchten Wänden, an denen sich ganze Galerien Heiligenbilder befanden. Ueber dem Bett, in dem ihre beiden Töchter schliefen, hing eine gewaltige Ansammlung von Päpsten, auf ein Blatt gedrängt, in der Mitte der jetzige und rings herum sich immer verkleinernd die Schar der Gewesenen, bis zu der Größe eines Stecknadelkopfes. Eine gute Schutzwehr gegen alle Sündigkeit!

Die runden Köpfe der beiden Mädchen mit den glatten, weizengelben Scheiteln lagen so weit von einander wie möglich auf den rotkarrierten Kissen. Daneben das Bett, in dem die drei Jungen schliefen, das Zudeck abgestrampelt; einige helle Beinchen glänzten aus den Thälern der Kissen. Auf der Diele der Russe, mit offnem Munde schnarchend, auf dem Rücken liegend, die Hände dunkel von Torfstaub auf der Decke. Bei dem regelmäßigen Leben und dem reichlichen Essen hatte er sich rasch erholt; jetzt machte er einen beinahe dickligen Eindruck; um seinen kurzen, runden Hals lag ein blaugrünes Band, auf der offenen Brust ein schwarzes Amulet, einer seiner Füße steckte unter dem Federbett heraus, ein kleiner, voller Fuß, beinahe wie ein Frauenfuß. Cäcilie machte diese Beobachtung, obgleich sie sich ernstlich damit abgab auszudenken, wie es einzurichten wäre, damit der fremde Mann nicht in ihrer Stube schliefe.

Es ist und bleibt ein Russe, man kann nie wissen, wie's mit ihm bestellt ist, dachte sie, den Schläfer betrachtend. Dann blies sie die Lampe aus. „Nee, das ist mir eklig mit dem Pawlow, das muß anders werden," sagte sie laut, aber ihr Mann hörte es nicht, er lag bereits im ersten, festen Schlaf. Am nächsten Morgen wurde dem Russen eröffnet, er müsse sich eine andere Lagerstatt ausfindig machen. „Draußen im Torf," sagte er rasch gefaßt.

Es war September, aber windiges, wechselndes Wetter, Cäcilie erklärte: Nee, da is es nicht warm genug, auf'm Boden geht's besser."

„Ja, schön, auf'm Boden." Pawlow war mit allem zufrieden.

„Wenn's später kalt wird, können Sie zu mir in die Küch' kommen, zwar eng ist es da, aber es wird gehen."

Obgleich der Russe nun weniger häufig mit der Familie verkehrte, kümmerte sich Cäcilie immer weiter um ihn. Von seinem Wochenlohn gab sie ihm nur einen kleinen Teil, weil sie ihm klar machte, er müsse sich etwas Wäsche und Kleider anschaffen; unter ihrer Fürsorge brachte er es zu einer neuen Hose, zwei Hemden und einem Hälschen, das er Sonntags vorband, ein Plätthemde vortäuschend. Mit den beiden Knaben gab er sich gern ab, lieber wie mit den Torfstechern; er half ihnen gelegentlich das Vieh von der Weide bringen, Kartoffeln und Wasser holen. Bei alledem war er sehr schweigsam, aber flink in den Bewegungen.

Einmal verlautete es, er habe sich Sonntags betrunken, sein totenähnliches Schlafen einen Tag und eine Nacht hindurch war nicht anders zu erklären. In diesem Punkt war Cäcilie sehr streng, sie schimpfte ihn gehörig aus deswegen und gab ihm zur Strafe weniger zu essen. Ihrem Mann passierte es auch manchmal, daß er sich sinnlos betrank; aus einem guten, verständigen, sogar witzigen Mann wurde er dann zu einem wütigen, unmenschlichen Wilden, der alles bedrohte, was ihm in den Weg kam; da hatte sie die traurigste Erfahrung mit Trunkenbolden und den grimmigsten Abscheu vor diesem Laster.

Auf all die Schelte entgegnete der Russe garnichts; als sie geendet hatte, fragte er: „Kann ich Sie was helfen, Frau Meisterin?" Dabei sah er sie so einfältig harmlos an, daß sie überwunden war.

„Da scheren Sie sich raus und holen Sie mir eine Tracht Torf vom Bruch!" rief sie halb lachend. „Aber Geld kriegen Sie nicht wieder zu besehn, das sag ich Ihnen."

Er lief mit kurzen Schritten, die Kartoffelkörbe in den Händen, auf das Bruch.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage beschloß Anton Grzenda nach langem Ueberlegen und Ueberschlagen der Ausgaben seinen verheirateten Sohn aus erster Ehe zu besuchen, der ebenfalls Torfmeister, fünf Bahnstationen v

Digitized by Google

seinem Vater entfernt wohnte. Die Veranlassung zu dem Besuch war eine Kindtaufe, aber nebenbei lag noch der praktische Grund vor, daß sich der alte Torfmeister eine Preßmaschine ansehen wollte, die sich bei dem jungen gut bewährt hatte. Mit Umständlichkeit und viel Aufhebens von seiten Cäciliens wurde Grzenda reisefertig gemacht; als er sich endlich verabschiedet hatte und alle Kinder nun doch noch mit ihm zugleich durch die enge Thür drängten, rannte ihm seine Frau nochmals nach, um ihm den Henkel seines Ueberziehers einzustecken. „Nun laß auch nich dein Portemonnaie stehlen," ermahnte sie.

„Wo werd' ich! Ich halt die Hand in der Tasch; da kann mir keiner beikommen."

„Da geh nu auch! Frosch, komm, kommt, Kinder!" Frosch, der schwarze Hund unbestimmter Rasse mit dem dicken Fell, bellte an seinem Herrn in die Höhe.

„Mutter, erlauben Sie, wir bringen den Vater bis Kaliska?" Franz fragte mit blanken Augen, sich gerade hinstellend, das rechte Bein vor, mit aufgeworfenem Kopf.

Der Feiertag hatte am frühen Morgen einen krümligen, leichten Schneefall gebracht, der jetzt unter dem sich aufklärenden Himmel der Landschaft heitere Konturen gab; die hügligen, weiten Äcker um das Moor, hier und da ein kleines Gehöft, ein alleinstehender Baum, die Torfhaufen, die Gräben, besonders diese, zeigten eine weiße, schmucke Oberfläche. Die Landschaft lockte zum Wandern, der körnigen Weiße mußten Fußspuren aufgedrückt werden.

Alexander wurde sofort von seines Bruders Unternehmungsgeist angesteckt; obgleich er der Ältere war, war er nie der Führende. Franz hatte Einfälle, und Alexander war immer bereit.

„Holt euch eure Mützen und kommt," sagte der Vater.

Die Knaben beeilten sich sehr; als sie zurückkamen, befanden sie sich in Gesellschaft des Russen, der neben der Hausthür stand, wo er den Hühnern zusah, die soeben aus ihrem Ställchen erlöst waren.

„Ja, kommt alle drei mit, aber nu dalli!" Der Torfmeister sah nach seiner tombackenen Uhr. „In zwei Stunden kann ich auf dem Bahnhof sein. Atje!"

Die Jungen hatten sich großartig auf dem Gang bis Kaliska, dem Vorwerk eines großen Rittergutes, amüsiert. Man hatte Hasen gesehen, drei auf einmal, einige Rehe hoch auf dem abschüssigen Rand des großen Entwässerungsgrabens, das Gehörn des Bockes schwebte über den Tieren gerade in der Mitte; da war Bullereis zwischen den Ackerfurchen gewesen, das sie mit ihren Stiefeln eingetreten hatten. Alle beide lachten über das ganze Gesicht mit straffen, roten Backen, auch der Russe schien vergnügt zu sein, obgleich er grau aussah und einsilbig und schläfrig wie immer war. Bei dem Mittagessen trieben die Kinder allerhand Possen, bis Franz plötzlich einen Einfall hatte, sein Gesicht fing bis in die Ohren zu glühen an, und dann kam es herausgesprudelt: „Mutter, Vater kommt morgen Abend mit dem 10 Uhr Zug, wir holen ihn von der Station ab."

„Da können wir einen Eisenbahnzug sehen", fiel Alexander sogleich ein. „Ich hab noch keinmal einen Eisenbahnzug gesehen, auch keine Bahnstation in meinem Leben."

Die beiden Mädchen saßen artig und gerade in ihren Sonntagskleidern auf ihren Stühlen, die gelben Haare zu nassen, kleinen Zöpfchen geflochten, die hinter ihren Ohren vom Kopfe abstrebten. Sie sahen die kühnen Brüder mit ihren klaren, unbewußten Mädchenaugen an und dann die Mutter. Cile, ein liebliches Kind, lächelte und schüttelte den runden Kopf.

„Ih, da soll ich euch in der Nacht zwei Meilen weit auf die Station laufen lassen!" rief Cäcilie unwillig.

Beide Knaben fingen auf einmal zu schreien an, um ihre Rechte zu vertreten. „Ja, Mutter, erlauben Sie . . . wir wollen . . ."

„Czichow!" Die Mutter schlug auf den Tisch, ihr regelmäßiges Gesicht sah streng und Respekt einflößend über die Tafelrunde; die Knaben verstummten.

Der Russe aß indessen, ganz hingenommen von seiner angenehmen Arbeit, mit seinen Armen die Schüssel umkränzend. „Ich werde gehen mit Knaben," äußerte er kauend; „nun ist keine Rede davon, daß die Mutter nein sagt."

Digitized by Google

„Da könnt ihr gleich die Großeltern besuchen," erklärte sie, „ich werd euch einen Zettel mitgeben, damit sie euch was zum Vesper geben." Im letzten Augenblick entschloß sie sich, etwas für die Eltern einzupacken.

Ihr Vater, der Dorfschullehrer war, hatte eine zweite Frau und lebte jetzt pensioniert in dem großen Kirchdorf nahe der Bahnstation.

In letzter Zeit hatte Cäcilie Gelegenheit gehabt, sich über das Benehmen ihrer Eltern zu ärgern; als sie von ihrer Lehrerstelle zogen, wurden ihr eine Ziege und einige Hühner versprochen, die bei der Auflösung des Hausstandes auf sie fallen sollten. Es war nichts erfolgt, als es endlich dazu kam. Bei einem Besuch bei den Eltern, kurz nachdem die sich in dem Flecken eingerichtet hatten, wurde die Angelegenheit mit keinem Wort erwähnt, mit keiner Silbe. Cäcilie, in spöttischer, leicht gekränkter Laune, schwieg auch. Als sie Abschied nahm, hatte die Mutter Andeutungen gemacht, wie gut doch eigen gebackenes Brot und selbstgemachte Butter schmeckten; über frischgelegte Eier erging sie sich in Lobpreisungen. Da hatte Cäcilie taube Ohren. Nun, schließlich war sie aber nicht nachtragend, außerdem ging es ihr gegen die Ehre, ihre Söhne mit kahlen Händen zu den Eltern zu schicken. Ein kleines Brot, eine Flasche Sahne und ein Stück Butter bekam Alex, in einem sauberen Tuch verpackt, über den Arm gehängt; Franz wurde der Brief anvertraut. „So, das gebt ab, und nun macht, daß ihr fortkommt. Zum 10 Uhr Zug geht auf die Station, da kommt Vater. Grüßt auch die Großeltern."

Die drei zogen ab; der Mann in der Mitte, die beiden Knaben, ihre selbstgeschnittenen Wanderstöcke schwingend, ihm zur Seite. Die Mädchen sahen ihnen nach, als ob es Abenteurer wären.

Das Wetter war nicht ganz so freundlich wie gestern, aber windstill. Die Luft so weich, daß man an Thauwetter denken mochte; die dünne Schneedecke hatte abgenommen, die Konturen fern und nah waren nicht mehr so scharf und heiter wie gestern.

„Nun sind wir Frauenspersonen allein auf'm Bruch," sagte Cäcilie ganz befriedigt, die drei kleiner werdenden Gestalten im Auge, die jenseits der Moorfläche einen Fußpfad verfolgen. Ihr fiel ein, daß sie eigentlich dem Russen noch etwas Ermahnendes sagen wollte, ehe sie ihn mit ihren Jungens ziehen ließ: er solle auf Alex und Franz acht geben, den Weg nicht verfehlen und sich nicht mit Trinken im Dorf abgeben — das hatte sie ihm sagen wollen. Der Pawlow hatte immer im Hintergrunde gestanden, nahe an der Thür, als ob er es garnicht erwarten könnte, fortzukommen; ein schmunzelndes Grinsen war auf seinem Gesicht gewesen, seine Augen glupten von unten herauf nach der Meisterin hin. Und sie hatte ganz vergessen, mit ihm zu reden!

„Paul ist doch da", bemerkte Cile altklug. Franziska sprang an der Mutter in die Höhe, zog sie an der Schulter herab und gab ihr einen kräftigen, lauten Kuß auf die Wange.

Die Torfmeisterfrau ging mit ihren Töchtern ins Haus; sie freute sich ungemein darüber, daß sie das viele Mannsvolk einmal los war, auch die Torfstecher von nebenan waren des Feiertages wegen alle fortgegangen. In der sauberen Stube war viel Platz; sie nahm eine Näharbeit vor, und die Mädchen setzten sich dicht zu ihr ans Fenster, während Paulchen sich mit einer Fußbank herumschleppte, auf der er in den verschiedenen Winkeln rastete.

Aber um Vesperszeit waren die drei Fleißigen ihrer Einsamkeit schon etwas überdrüssig.

„Wo die Jungens nu' sind? Wissen Sie Mutter?" fragte Franziska, mit ihren rund aufgemachten, hellen Augen der Mutter nah und scharf ins Gesicht sehend.

„Bei den Großeltern, sie trinken jetzt Kaffee."

„Auch Kuchen?" erkundigte sich Cile.

„Natürlich, Weihnachtsfladen."

Der Schnee draußen löste sich indessen in einen milchigen Nebel auf, der den Horizont eng und immer enger macht. In den sanften Vertiefungen der Äcker lag er wie ausgebreitete Taschentücher.

„Wissen sie auch den Weg?" fragte Cile.

„Frag nich' so dumm! Wie sie gingen, war's ganz hell, und zurück ist der Vater mit." Cäcilie dachte fortwährend an die Auswärtigen und wünschte dringend, sie wären erst wieder da. Es ist ein ganz anderes Leben, wenn man die Gesichter von allen Kindern nahe um

Digitized by Google

sich herum hat! Sie war nachdenklich und schweigsam geworden.

Vor 12 können sie nicht kommen! Das Abendessen stand auf dem Herd und verprätzelte da: ein Stück Pökelfleisch in der Suppe, Kartoffeln, daneben eine Kanne Kaffee.

Alle Augenblicke lief Cäcilie vor die Thür, um Umschau zu halten. Das Bruch lag schwarz mit seinen tiefen Kaulen und regelmäßigen Stichen und den unzähligen Torfhaufen von weißem Dunst umschleiert da; rings herum floß ein zartes Nebelgrau, in dem die Welt untergegangen zu sein schien. Irgendwo tropfte es, sonst war es ganz still. Da bellte ein Hund auf einem Ausbau, Cäcilie räusperte sich ungeduldig und faltete die Brauen. Sie ärgerte sich darüber, daß ihr das Herz stärker als gewöhnlich klopfte und daß ihr die Bangigkeit nach den Ihrigen immer höher in die Kehle stieg.

„Geht nu schlafen, ihr liegt ja schon mit den Nasen auf dem Tisch," sagte sie zu ihren Mädchen, die mit ungeschickten Fingern an ihrem Nähzeug arbeiteten. Augenscheinlich hatten beide über ihrer Müdigkeit die Erwartung des Vaters und der Brüder vergessen; ohne Widerrede legten sie sich ins Bett.

Hätt' der Ruff' nicht gesagt, er wollt' mit ihnen gehen, hätt'st jetzt keine Angst, überlegte Cäcilie und lief wieder hinaus in die unveränderte, stille, enge Landschaft, um zu horchen. Nichts; sie legte sich aufs Bett und druselte ein, ohne die Schwere darüber zu vergessen, die ihr auf der Brust lag.

Sie hört Gepolter an der Thüre, schnellt in die Höhe und springt mit einem Satz zur Stubenthür. Die Flurthür reißt sie im nächsten Augenblick auf: ihr Mann steht davor. „Na, gun' Abend, der Sohn läßt auch grüßen."

Cäcilie beachtet ihren Mann garnicht, sie ist ganz taub, sie sieht rechts, sie sieht links an ihm vorbei, sie schiebt ihn zur Seite. „Wo sind die Jungens?" schreit sie ihn an.

„Was? Welche Jungens?"

„Die Jungens! Unsre!" Ihre Augen blitzen wild und vernichtend, sie stiert in den leeren, engen Hausflur, in den die tauige Luft eindringt.

„Ich weiß von keine Jungens," sagt Anton seinen betropften Ueberzieher ablegend.

„O Jesus Maria!" Cäcilie wirft die Arme in die Luft.

„Bist du denn verrückt geworden?"

„Wo hast du die Jungens," jammert sie ihn anpackend, schüttelnd, als könnte er sie noch in seinen Taschen verborgen haben.

„Aber nu wird's mir zu bunt," schreit sie jetzt Anton an.

„Erzähl jetzt alles oder halt den Mund!"

Cäcilie schluchzt heftig und geht in die Stube; vor der alten, bunten Wanduhr bleibt sie stehen. Es dauert eine Weile, bis sie erkennt: es ist 12 Uhr und zehn Minuten darüber. „Wo sind meine Jungens," ächzte sie, die Fäuste auf die Brust pressend.

„Nu erzähl'!" herrscht sie ihr Mann an.

Mit verzogenem Mund berichtet sie und sucht sich zu fassen, obgleich sie das Schlimmste befürchtet.

Anton hört zu, während er auf den Tisch sieht, wo die Messer und Gabeln liegen. Er ist grimmig hungrig. „Die werden schon kommen, der Russ' ist ja mit, die werden nich verschwinden," tröstet er und fordert dann sein Abendbrot.

„Ich werd' meine Jungens nicht wiedersehn!" Von dieser jammervollen Gewißheit erfüllt, die ihr Herz erstarren macht, holt Cäcilie die heißen Schüsseln vom Herd.

Nachdem Anton seinen ärgsten Hunger gestillt hat, unternimmt er es, die Sachlage fest zu stellen: „Ich bin mit dem 8 Uhr Zuge gekommen, da sind die Jungens noch bei den Großeltern gewesen, nachher hatt' ich aufm Güterbahnhof noch zu thun bis Uhre 9, kann auch schon ein halb 10 gewesen sein, dann ging ich los. Die sind nu um 10 von der Station gegangen, haben sich unterhalten, dann schafft das Gehen auch nich so, als wenn man allein is' — also werden sie bald hier sein."

Cäcilie springen Thränen aus den Augen. Das sind ja leere Tröstungen! Sie möchte es gern glauben, daß es so ist, aber sie kann es nicht, Sie müßten schon hier sein, die Söhne, und da sie's nicht sind, ist ihnen etwas passiert!

Bis zwei will sie warten, dann — sie weiß nicht, was sie dann thun wird, vielleicht mit Frosch zusammen auf Suche gehen; mit diesem Entschluß, der ihre Angst ein wenig stillt, setzt sie sich auf die Ofenbank.

Digitized by Google

Ihr Mann erzählt von seiner Reise, von der Taufe, wieviel Gäste da waren, sogar ein Förster, von den Speisen und Getränken, die es gab und von der neumodischen Preßmaschine. Manchmal vergißt Cäcilie ihr Leid so weit, daß sie eine Frage thut; aber immer wieder schrickt sie zusammen, verbietet ihrem Mann zu sprechen und horcht —

Um zwei Uhr steht sie wieder vor der Thür, ganz schwach von dem fieberischen Lauschen in die vollkommene, grenzenlose Stille hinein; der Hund hat längst aufgehört zu bellen, und es tropft auch nicht mehr. Was ist mit meinen Jungens geschehen? Sie denkt und grübelt. Haben sie sich verirrt? Aber Franz weiß doch so gut Bescheid; wo er einmal gegangen ist, findet er auch zurück! Bei den Großeltern geblieben? Bewahre! die sind garnicht flink mit Einladen und Betten Aufstellen. Aber es ist ihnen doch etwas zugestoßen, sonst wären sie hier!

Plötzlich fällt es ihr wie ein Schlag aufs Herz, und in ihrem Kopf wird es ordentlich klar und gräßlich hell. Der Russe — so ein fremder Mensch, so 'n stiller, gieriger Bengel — der Russe hat ihren Jungens was zu Leide gethan!

Sie stürzt in die Stube, wo ihr Mann mit herabhängendem Kopf auf seinem Stuhl eingeschlafen ist. Sie weckt ihn auf, sie schleudert ihm den Verdacht zu und spinnt ihn mit vollster Deutlichkeit und Glaubwürdigkeit weiter.

„Der Russ' hat Alex erschlagen; seiner neuen Stiefel wegen hat er ihn tot geschlagen! Es ist ganz gewiß! O Jesus, Maria! Der Pawlow hat einen kleinen Fuß und dem Alex sind die Stiefel reichlich. Der Pawlow hat ganz schlechte berüsterte Stiefel — er hat den Alex tot geschlagen, um die Stiefel zu haben, dann hat er ihn in eine Torfkaule geschmissen. Und Franz? Franz auch, daß er nichts aussagen kann."

Cäcilie läßt ihren Mann garnicht zu Worte kommen, ihre wilde Angst tobt sich in den furchtbarsten Vorstellungen aus. Vor ihren Augen schwimmt Blut. „Darum wollt' er so gern mit den Jungens gehen, konnt garnicht rasch genug wegkommen!" Sie ringt ihre Hände, als ob sie sie zerbrechen will. Der Schweiß perlt auf ihrer Stirn, von jeder Lockensträhne fallen Tropfen auf ihr gramverzogenes Gesicht. „Meine armen, schönen Jungens!"

Anton wird das Klagen und Phantasieren seiner Frau zu viel; ihre Besorgnisse stecken ihn allmählich etwas an, er kann es wirklich nicht erklären, dies lange Ausbleiben und dazu der Nebel — — Aber er ärgert sich über seine Angst, ergreift seine Mütze und geht hinaus, seine Frau auf der Ofenbank zurücklassend, wo sie ganz zusammengebrochen jammert.

Als ihr Mann aus der Stube ist, reißt sich Cäcilie auf und will beten, aber sie kann nicht, sie hat keinen Gedanken dafür im Kopf; statt dessen schleppt sie sich an das Bett, in dem ihre Mädchen schlafen und deckt sie zu. Am Fußende des andern Betts liegt Paul mit dicken, roten Bäckchen, gemächlich pustend. Wo sonst Franz und Alexander gelegen, ist es leer. Es will der Mutter das Herz zerreißen, daß sie nun so wenig Kinder hat!

Da hört sie draußen ihres Mannes Stimme sagen: „Na, ihr Bummler, ihr Rumtreiber, kommt ihr endlich!"

Sie schlägt die flachen Hände an ihre Ohren, um nichts zu hören, denn sie denkt, ihr Mann macht einen Spaß. Und dann läßt sie sie sinken und horcht; ihre Augen nehmen die Thür aufs Korn. Schritte, Trappeln, Pfeifen, Lachen. Alle drei kommen nach einander in die Stube herein mit blanken Augen, frischen Backen und betropften Kleidern.

„O mein Jesus! Franz, Alex, wo wart ihr doch?" Cäcilie stürmt auf ihre Söhne los und schlägt ihnen auf die Schultern und küßt sie auf die kühlen Lippen. Der Russe steht dahinter mit ganz aufgehelltem, frohem Gesicht, alle Zähne zeigend.

„Nun erzählt, was habt ihr getrieben, ihr Bummler!" Cäcilie schüttelt ihre Söhne und drückt sie an sich und nimmt ihnen die Mützen aus den Händen.

„Mutter geben Sie uns was zu essen, wir sind sehr hungrig. Bei den Großeltern trauten wir uns nicht was zu essen, und auf'm Bahnhof hat uns Pawlow Johannesbrot gekauft, aber das haben wir nicht alles gegessen wir haben noch welches in den Taschen."

Digitized by Google

„Frau Meisterin, Abendbrot," sagte auch der Russe, sich auf den Magen schlagend.

Cäcilie holte mit glückseliger Geschwindigkeit, was sie nur irgend hat, zusammen. Da war noch dicker Reis mit Zucker und Kaneel bestreut, von gestern im Spind aufbewahrt, auch eine irdene Schüssel voll Backpflaumen. „Mehr hab' ich nicht, bei meiner Seel'," erklärte sie, als sie diese guten Dinge nebst dem Pöckelfleisch, Brot und Kaffee auf den Tisch gestellt hatte.

Die kleine Stube hallt von Stimmengewirr.

„Als Sie nicht kamen, Vater, dachten wir, Sie kämen erst den andern Tag, und da wir auf der Station waren, haben wir noch einen Güterzug gesehen, der kam zwei Stunden später," übertönte Franz das Geräusch.

„Wie war's denn bei den Großeltern, so redet doch," verlangt die Mutter, sich hinter ihren Söhnen aufstellend.

Anton brummt: „Ich denk', die schwatzen schon wie in 'ner Judenschul'!"

„So klein die Kuchen," Franz zeigt an seinen Fingern, „und der Milchtopf war so hoch — und alles fein gedeckt, da konnten wir nicht essen," berichtet Alexander, wozu der Russe beistimmend nickt. „Aber serr fein bei Großeltern, feine Stube" — er hält inne und versinkt in ein lächelndes Nachdenken.

Von dem Geräusch wachen nun Cilchen und Franziska auf; sie springen aus dem Bett heraus und kommen in ihren kurzen Hemden, unter denen ihre kräftigen Beine herausstecken, an den Tisch gelaufen. Das Lampenlicht spiegelt sich in ihren schlaftrunkenen, blinzelnden Augen. „Was? was?" fragen sie mit kleinen, heiseren Stimmen. Alle lachen.

„Schämt ihr euch nicht?" ruft die Mutter. „Gleich holt euch Röcke."

Sie drehen flink um und laufen zu dem Bett zurück und wieder lachen alle über die Hemdenmätze. Cilchen kriecht beschämt unter das warme Zudeck, aber die resolute Franziska zieht sich flink einen Rock über und setzt sich barfuß, wie sie ist, an den Tisch.

„Nun laßt auch die Jungen erzählen." Cäcilie ist unersättlich, von ihnen zu hören. Der Eindruck, den der Eisenbahnzug gemacht, wird von Franz lebhaft geschildert; er erhebt sich dazu und poltert mit den Füßen auf die Diele. Alex weiß mehr von den Großeltern, dem Kanarienvogel und den Menschen zu berichten, die er gesehen.

„Der Franz, das wird mal 'n Maschinist. Was, Franz?"

„Ja, Vater, ich will Lokomotivführer werden." Der Junge sieht den Vater mit festem Blick an, sein kleines, frisches Gesicht hat ordentlich einen vergeistigten Ausdruck durch den anregenden Ausflug bekommen. Cäcilie ist sehr stolz und vergnügt. „Da, essen Sie noch." Sie schiebt dem Russen die Schüssel mit dem Reis hin, in der noch eine weiße Klippe übrig geblieben ist.

„Was Ihnen meine Frau nich zugetraut hat," beginnt Anton, mit kleinen Fältchen um die Augen, aber Cäcilie leidet nicht, daß er davon spricht; sie wirft auf den harmlos lächelnden Mann einen verlegenen Blick. „Nee, nee, Anton, laß man — da, essen Sie noch, Pawlow."

Der Russe wartet darauf, einmal zu Wort zu kommen, unbeholfen, wie er ist, hat er bis jetzt die Gelegenheit verpaßt.

„Ich will auch was sagen," fängt er endlich langsam an, Cäcilie ins Auge fassend. „Frau Meisterin muß mir Geld geben, alles was ich habe, ich werden nach Hause reisen — Sah ich heut Bahnstation" — er hält mit geöffneten Lippen inne, und seine Augen wandern an Cäcilie vorbei in eine Ecke der Stube — „sah ich Bahnstation," wiederholt er und faßt sich an die Brust, „mit Schienen, wo die Wagens bis Rußland gehen." Nach Worten suchend, schmatzt er einige Male.

„Hab ich altes Matuschka und altes Batuschka, will ich besuchen." Er wird über und über rot.

„Na aber, solcher Unsinn!" Cäcilie lacht und wird dann streng. „Das bißchen Geld, das Sie verdient haben — sind gerade 45 Mark — wollen Sie nu' wieder ausgeben, statt sich was auf's Leib zu kaufen?"

Der Russe nickt. „Ja, so will ich."

„Sie sind der richtige Vagabond, so was lebt nich'! Ich dacht', ich würd' Sie nu' so recht in Ordnung kriegen!"

„Werden Sie denn wiederkommen?" fragt Anton.

Digitized by Google

„Weiß ich nicht," sagt der Russe lächelnd und in Gedanken. „Wie die Knaben heut bei Großeltern kamen, und Großeltern gaben Knaben Kuß und gaben Kaffee, und die feine Stube, das hat mich gefreut, und Bahnstation — —"

Franziska lacht hell auf über dieses langgezogene Bahnstation; sie legt ihre Arme auf den Tisch und den Kopf hinein, zu ihm auflachend, ahmt sie nach: „Bahnstation."

Der Russe läßt sich nicht beirren. „Also, Frau Meisterin, bitte ich serr" — er streckt seine kurze, kleine Hand aus.

„Was jetzt gleich?"

„Möcht ich bitten, will ich gleich auf Bahnstation, wenn Sonne aufgeht."

„Da is Ihr Hemd in der schmutz'gen Wäsche und ein Hälschen — —"

„Brauch ich nicht." Er schüttelt mit dem Kopf.

„Warten Sie doch bis übermorgen, da können Sie's rein mitnehmen."

Pawlow macht eine souveräne Handbewegung. „Nein, nein, brauch ich nicht Gepäck."

Da war nichts dagegen zu thun, der Russe bleibt bei seinem Entschluß. Die Frau Meisterin holt das Geld aus einer Tasse, die verborgen in einer Ecke des Tellerspindes steht. Pawlow bindet das Geld in sein Schnupftuch, dann schüttelt er allen die Hände. Cäcilie streicht er mit beiden Händen über die Arme und küßt sie auf die Schulter, zu Paulchen geht er auch, der immer noch sanft schlafend mit behaglicher Würde in seinem Bett liegt. „Das ist Paulchen," sagte er, den Finger ausstreckend und sieht sich strahlend im Kreise der Familie um. Dann ersteigt er die Leiter, die auf den Boden führt, um noch ein paar Stunden zu schlafen.

Als er sich dann aufmachte, die Sonne erhellte gerade den Nebel, kam ihm Cile nachgelaufen; er war schon in den Fußpfad eingebogen, der zwischen zwei Torfstichen auf federndem Boden dahin führte. „Du!" rief die Kleine, „du, steh, steh! Hier, Mutter schickt dir das." Es war Wegzehrung.

Cäcilie sah aus dem Fenster nach ihm aus. „Gut, gut," sagte der Russe, das Packet an sich nehmend. Dann warf er noch einen Blick auf das kleine Haus am Rande des Torfbruchs. Der Nebel lag silbrig über den Hügeln dahinter, so sah es aus, wie vor ein schimmernd weißes Laken gestellt, freundlich und wohnlich; das Fenster blinkte.

Sommertag.

Über'm Waldessaal
Netze, viel goldene hangen,
Netze aus schimmerndem Sonnenstrahl,
Drinnen der Sommer gefangen.

Tausend Düfte wach,
Falter durchtaumeln sie trunken;
Drunten im Grund sprüht der rasche Bach
Blitzende Sonnenfunken.

Nun ein Säuseln irr,
Fern verstummt es schon wieder,
Und durch das leuchtende Blattgewirr
Blauet der Himmel nieder.

Möcht' in trunkner Glut
Jubelnd die Weiten umschließen,
Möchte in träumerisch sel'gem Mut
Schweigend im All zerfließen.

Annemarie Günther.

Digitized by Google

Eine römische Mädchenschule.

Von

M. Marasse.

Nachdruck verboten.

Die Schule bildet den modernen Menschen. Der Einfluß des Lehrers, der jugendlichen Kameraden ist ebenso unmittelbar wirkend wie das erziehliche Wort der Eltern, wie die Atmosphäre am häuslichen Herd. Für Außergewöhnliche mag Außergewöhnliches gelten, doch geht der einzelne im Volk unter; ein Ganzes bildet die vielköpfige Menge der Nation. In dem Alter, in dem der zum Verständnis erwachende Geist des Kindes tiefer, nachhaltiger, meist unverwischbarer Eindrücke fähig ist, wird es immer gesund, richtig, normal bleiben, wenn das junge Geschöpf mit gleichgesinnten Seelchen gemeinsam lernt und strebt, fürchtet und hofft, sich seines Daseins und seiner Fortschritte freut. Noch unentbehrlicher, so will es mich dünken, ist die Schule für das Mädchen als für den Knaben. Früher oder später reißt das Leben den Mann in seinem Wirbel mit fort, in irgend einem Beruf mißt er seine Kräfte mit anderen, kämpft er um das Dasein. Anders ist es bei der überwiegenden Mehrzahl der Frauen. Sie kommen sozusagen aus der Kinderstube nie heraus. Aus dem Ei gekrochen, führen sie im Käfig ein eng begrenztes Dasein; ein Glück für sie, wenn sie in großer Hecke flügge werden, mit vielen Gefährten lernen, die Kehle und das Schnäblein zu gebrauchen.

Um die Entwicklung der italienischen Frau besser beurteilen zu können, erbat ich mir die Erlaubnis, eine römische städtische Mädchenschule zu besuchen. Durch liebenswürdige Vermittlung erhielt ich sie. So bitte ich den Leser, mich freundlichst nach Trastevere zu begleiten; dort liegt die Scuola Regina Margherita, die ich als eine Musteranstalt preisen kann. Trastevere unterscheidet sich noch heute wesentlich vom übrigen Rom. Mit seinen vielen engen und krummen Gäßchen, den gebrechlichen Baracken, deren schöne gothische Fenster von vergangener Pracht zeugen, den mittelalterlichen Türmen, den oft so seltsam in Häuser und Kirchen eingefügten antiken Skulpturresten hat es sich seine Eigenart bewahrt, und frei blieb es von der schauderhaft geschmacklosen Bauwut der siebziger Jahre.

Der Römer ist stolz auf seine Abkunft, besonders der, der auch wirklich in Rom geboren wurde. Unvergeßlich ist mir der Ton, in dem mir einst ein zehnjähriges Bürschlein, das noch dazu Cesare hieß, versicherte: „Sono Romano da Roma.“ In diesem Rom wieder rühmen sich die Trasteveriner der reinsten Abstammung; sie leiten ihre Herkunft unmittelbar auf die alten Römer, von denen sie nur eine sehr unklare Vorstellung haben, zurück.

Häufig schritt ich über den Ponte de' Quattro Capi, über diese älteste Brücke Roms mit den vierköpfigen Hermen, die wahrscheinlich von dem Tempel des Janus Geminus stammen. Ich that das nicht nur, um die schönen Kirchen S. Maria in Trastevere und S. Cecilia zu besuchen, sondern auch, um mir von den ihre Lumpen so stolz tragenden Bewohnern etwas erzählen zu lassen. In der That fand ich auf dieser Seite des Tibers die reinsten Profile. Ich bewunderte die Frauen mit den scharfgeschnittenen, sonnenverbrannten Gesichtern; mir schien es, als ob sie mit einer ganz eigenen Grazie die antik geformten Wasserkrüge, die mit allerhand Grünzeug

Digitized by Google

schwer beladenen Körbe auf den schmalen Köpfen mit den wirren, schwarzen, tief herab geknoteten Haaren trügen. Nicht der gleiche ästhetische Genuß wurde meinen Ohren bereitet; rauh und tief ist das Organ der stolzen Trasteveriner, die sich auch in eigenartigem Dialekt ausdrücken. Er ist nicht schön, dieser Dialekt, und der Römer lacht über die platte Mundart.

In der hinter dem Chor von S. Cecilia vorüberlaufenden Via Anicia, auf einem Teil des früher zu dem Kloster der Benediktinerinnen gehörenden Küchengartens liegt das stattliche, palastartige Gebäude, das die Schule Regina Margherita mit einem unter gleicher Direktion stehenden, nach deutschem Muster eingerichteten Kindergarten beherbergt. Ich wurde durch eine sauber gekleidete Frau der Vorsteherin, der Signora Adele Menghini, gemeldet. Die Dame empfing mich mit der für nordische Nationen unerreichbaren, anmutigen Gentilezza in einem hohen, luftigen, behaglich eingerichteten Direktionszimmer; sie erklärte mir zunächst die äußeren Verhältnisse der Anstalt. 650 Schülerinnen besuchen die Schule, 120 Kinder beiderlei Geschlechts den Kindergarten. Die Schule ist frei; für den Fröbel-Kursus wären eigentlich 6 Lire monatlich zu zahlen, doch wird es damit nicht so genau genommen; viele der Kleinen zahlen die Hälfte, manche auch gar nichts. 15 Lehrerinnen unterrichten an der Schule, 3 am Kindergarten, außerdem werden 10 Lehrerinnen an dem sogenannten Educatorio, der Erziehungsanstalt, beschäftigt. Diese jungen Mädchen müssen bis zum Abend in der Schule bleiben, um die mittellosen Kinder, deren Eltern tagsüber außer dem Hause arbeiten, zu beaufsichtigen. Die ganz armen Geschöpfchen werden unter dem gastlichen Dach der segenspendenden Anstalt, die auch 25 Dienerinnen besoldet, einfach aber reichlich beköstigt; sie erhalten, wenn die Not es erheischt, anständige Kleidung. Mit Ausnahme des Sonntags und Donnerstags, wo in der großen, luftigen, mit allem nötigen Gerät versehenen Palestra nur geturnt wird, findet der Unterricht täglich von 9 bis 2 Uhr statt. Nur weibliche Kräfte bethätigen sich an der Schule; die Lehrerinnen, die die Sing- und Zeichenstunden geben, müssen für diese Unterrichtszweige besondere Diplome erwerben.

Die Signora führte mich nun durch die Schule. Da erregte vor allen Dingen die schön gewundene Marmortreppe meine Bewunderung. . Sie ist ein Kunstwerk eigener Art, die Kinder gehen von der einen Seite herunter und kommen von der anderen herauf, nie können sie sich begegnen. Die Treppe ist nach dem Muster des berühmten Pozzo di S. Patrizio in Orvieto gebaut, hier wie dort führen zwei ganz von einander geschiedene Schneckengänge herauf und herunter, nur ist das im sechzehnten Jahrhundert von Antonio da Sangallo geschaffene Vorbild für wassertragende Esel bestimmt und daher stufenlos, während die Nachahmung, für übermütige Kinderfüßchen angelegt, aus kluger Vorsicht breite und niedrige Stufen, von denen mehrere auf einmal zu nehmen auch für den größten Wildfang zur Unmöglichkeit wird, aufweist. Ebenso fand ich in den Klassen eine höchst nachahmenswerte äußere Einrichtung. Ein jedes Kind hat seinen Platz und sein Pult für sich; ein freier Raum zwischen den Schülerinnen verhindert den Unfug und macht die Ansteckung bei etwaigen Krankheiten schwieriger. Aus eigener Anschauung kann ich von einer ähnlichen Einrichtung in deutschen Schulen nicht berichten, doch erscheint mir diese Neuerung so selbstverständlich vernünftig, so sanitär und zweckentsprechend, daß ich beinah annehmen möchte, sie sei bei uns in jüngster Zeit auch eingeführt. (?!)

Ich wohnte nun dem Unterricht in verschiedenen Klassen bei; derselbe wurde, wie es mir schien, durchweg von Lehrerinnen erteilt, die mit Leib und Seele bei der Sache waren. Denn auch zu diesem Beruf gehört der göttliche Funke! Wer nicht mit Lust und Liebe lehrt und bildet, wer sich nicht in die kindliche Seele hineinversetzen kann, die übersprudelnde Jugendlust nicht begreift, nicht Geduld hat mit harten Köpfchen, sich trotzige Herzen nicht zu erschließen weiß, der lasse die Hand von der Pädagogik. Eine unlustige, bornierte Lehrerin richtet, wie ein unwissender Arzt, nur Schaden an; es ist besser, Seele und Körper der Natur zu überlassen, als mit plumper Hand in den feinen Organismus hineinzugreifen und zu verletzen, was sich nicht mehr heilen läßt.

Digitized by Google

Einige der Lehrerinnen waren verheiratet; in Italien ist mit der Heirat ein Verlust der Anstellung nicht verbunden. „Ich freue mich nicht," sagte die Vorsteherin, „wenn ich den Verlobungsring an der Hand meiner jungen Mädchen blitzen sehe. Es ist für jede Schule ein Vorteil, wenn die lehrenden Kräfte ihr viele Jahre verbleiben; die Praxis aber zeigt, daß die Lehrerinnen, die eine Familie gründen, nach kurzer Zeit zu Gunsten des eigenen Herdes zurücktreten. Freilich diejenigen, die dennoch bleiben, sind meist die tüchtigsten; sie bilden meine Stütze, und die Kinder haben einen ganz besonderen Respekt vor der verheirateten Lehrerin."

In der That interessierte mich eine dieser Damen in ihrer lebensfrohen und lebenzündenden Art ganz besonders. Sie examinierte ihre Klasse in der Geschichte und der Geographie des Vaterlandes. Drei etwa 10- bis 12jährige Mädchen postierte sie an drei verschiedene an der Wand hängende Karten; es waren die Landkarten von Europa und von Italien und ein großer Plan der Stadt Rom. Die schwarzgezopften Mägdlein illustrierten nun mit dem Zeigestock jede Antwort, die auf die Frage der Lehrerin von einer ihrer Mitschülerinnen gegeben wurde. Also etwa in folgender Weise:

„Welche Provinz würdest du als die Wiege des Königreichs Italien bezeichnen?"

„Piemont mit der Hauptstadt Turin."

„Aber die Hauptstadt des vereinigten Reiches ist . . .?"

„Rom am Tiber."

„Nenne mir alle Reiche Europas mit ihren Hauptstädten."

Es geschah mit großer Sicherheit, und ebenso sicher folgte der Zeigestock in der Hand der an der Karte aufmerkenden Gefährtin.

„Zeige mir den Lauf des Tibers und den Weg, den er durch Rom nimmt. Wo mündet er?"

„Bei Ostia und Fiumincino."

„Was weißt du von Ostia?"

Eine süße kleine Grazia erzählte mit lieblichem Stimmchen die Geschichte der jetzt verödeten Trümmerstadt.

„Wie heißt unser König, seine Gemahlin, sein Vater, sein Sohn? Wo baut man dem König Vittorio Emanuele, dem Vater des Vaterlands, ein Denkmal? Was weißt du vom Kapitol?"

Und während die eine Kleine am Stadtplan Quirinal und Kapitol suchte und fand, erzählte die geschichtskundige Giustina lebhaft, und als sie auf die Gänse zu sprechen kam, schelmisch die große Vergangenheit der alten Römerburg.

Die Liebe für die bildenden Künste und der Stolz auf Italiens herrliche Schätze in Kirchen und Gallerien wird auf ganz eigene Weise groß gezogen. In einer der unteren Klassen, wo die kleinen Mädchen zusammenhängend sprechen lernen sollen, hörte ich zu meinem Erstaunen lauter Künstlernovellen, etwa wie sie Vasari in seinen Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister erzählt. Die Glaubwürdigkeit des amüsanten Kunstlitteraten ist zwar nicht groß, aber die Anekdoten, von frischen Kinderlippen lebhaft vorgetragen, machten einen allerliebsten Eindruck, sie sind volkstümlich geworden und werden unsterblich bleiben.

Maria erzählte: „Giotto war ein kleiner Hirtenknabe, aber er lebt nicht mehr, er ist schon über 500 Jahre tot. Einst weidete er seine Ziegen auf einer saftig grünen Wiese im Casentino, das heißt, im oberen Thal des Arno. Der große Hund paßte gut auf die Herde auf, aber Giotto beobachtete die Bewegungen der Ziegen, und er lachte, wenn sie so drollig mit den Hörnern gegeneinander stießen." Hier mußte die kleine Vortragende auch herzlich auflachen; man merkte, sie sah im Geist die komischen Bocksprünge; dann fuhr sie fort: „Giotto zeichnete mit einem Stück Kohle seine Lieblingsziege auf einen großen, flachen Stein, der an einen goldblumigen Ginsterstrauch lehnte; er merkte es gar nicht, daß der berühmte Maler Cimabue hinter ihm stand und ihm zusah. Der lobte den Hirtenknaben und machte ihn zu seinem Schüler. Giotto wurde aber ein noch größerer Maler als Cimabue."

Ein anscheinend sehr kluges Mägdlein erzählte die folgende, bekannte Anekdote mit einer für ein Kind von acht Jahren so grandiosen Wortfülle, mit so viel

Digitized by Google

unwillkürlicher Tonmalerei, daß man wieder und immer wieder über die angeborene Anmut der romanischen Rasse staunen mußte: „Donatello und Brunelleschi waren beide Künstler; sie waren sehr befreundet, und manchmal wohnten sie zusammen. Einmal zeigte Donatello seinem Freunde ein Crucifix, das er gearbeitet hatte, und fragte: „Habe ich das nicht gut gemacht?“ „Nein,“ sagte Brunelleschi, „du hast einen Bauern ans Kreuz genagelt, aber keinen Heiland.“ Da wurde Donatello sehr böse und sagte: „Tadeln ist leicht, aber besser machen ist recht schwer.“ Einige Tage darauf kam Donatello vom Markte zurück; er war ein sehr guter Mann und zürnte seinem Freunde längst nicht mehr. Er hatte allerlei zum Frühstück gekauft; in seiner Schürze trug er Eier und Früchte, Brot und Käse und einen großen Fiasco mit Wein. Wie er in den Arbeitsraum eintrat, hielt ihm Brunelleschi ein Crucifix entgegen, das er eben vollendet hatte. Das war so schön, so wunderschön, daß Donatello bewundernd die Hände zusammenschlug — da lag die herrliche Colazione am Boden.“ Hier malte sich ein solcher Jammer in dem Antlitz der kleinen Berichterstatterin, daß man annehmen konnte, ihr Kunstenthusiasmus würde so weit nicht reichen; sie fügte aber sogleich mit heiligem Ernst und dem Ausdruck eines ästhetischen Feinschmeckers hinzu: „Die Holzfigur des Gekreuzigten von Brunelleschi ist noch heute in Florenz in der Kirche S. Maria Novella zu sehen — è un lavoro sublime, stupendo, straordinario.“ — — —

Das gleiche Bestreben, die Kinder stolz auf den heimatlichen Boden zu machen, fiel mir beim Gesangunterricht auf. Die Lehrerin ließ ein a capella-Liedchen anstimmen, und das klang nicht ganz rein. Da schalt sie: „Das habt ihr schlecht gemacht, ihr Mädchen, paßt besser auf! Wißt ihr nicht, wo ihr euch befindet? An dieser Stelle lebte, litt und starb einst die heilige Cäcilie. Von ihr aber wird uns erzählt: die heilige Cäcilie sang mit soviel hinreißender Süßigkeit, daß selbst die Engel vom Himmel herunter kamen, um ihr zuzuhören oder um ihre Stimme mit der der Heiligen vereint zu erheben.“ Nun wurden die Kinder von lokaler Begeisterung ergriffen und machten es viel besser, wenn ich auch nicht behaupten will, daß ihre Töne die Engel aus himmlischen Regionen herablockten.

Auffallend war die saubere Kleidung der Kinder, die durchweg die gleichen langen, weißen Ärmelschürzen trugen, um so auffallender, als ich dieselben Mädchen oft in sehr primitiver Gewandung auf der Straße spielen sah. „Die Mehrzahl der Kinder,“ erklärte mir die Signora Menghini, „ziehen ihre besten Kleider, Schuhe und Strümpfe nur für die Schule an. Ich halte darauf, es soll ihnen ein Fest sein, den Geist zu bilden. Kommen sie ungewaschen und ungekämmt in die Anstalt, so schicke ich sie mit einer Dienerin nach Hause; diese übernimmt dort das Reinigungsamt sehr gründlich und sehr nachdrücklich. Das ist eine große Schande, und selten kommt es vor, daß man diese Prozedur bei ein und derselben Schülerin wiederholen muß. Jedes Mädchen hat zwei Schürzen, die eine bleibt in der Schule, die andere wird zu Hause gewaschen. Am Montag erscheinen alle meine Schülerinnen schneeweiß und blitzblank.“

Ich hatte die Geduld der Dame lange genug in Anspruch genommen und wollte mich nun dankend empfehlen, aber auf die Bitte der liebenswürdigen Vorsteherin, noch einem Tanz der Kindergartenzöglinge zuzusehen, blieb ich natürlich. Paarweise trat die kleine Schar in den herrlichen Musiksaal, eine Lehrerin begleitete am Klavier, die andere beaufsichtigte den Tanz, der sich als eine richtige Quadrille à la cour herausstellte. Die vier- bis fünfjährigen Kleinen führten die rhythmischen Tanzbewegungen, die tiefen Verbeugungen, die grande chaîne korrekt, mit großem Ernst, feierlicher Grandezza und lateinischer Grazie aus. Die Eltern bevorzugten gerade diesen Zweig des Unterrichts, den die Kinder natürlich auch sehr lieben, erzählte mir die Signora; drollig sei es, der Wahl der Knaben zuzusehen, ein jeder wolle die hübscheste Gefährtin ergattern. Ich lachte über den früh entwickelten Schönheitssinn im römischen Dreikäsehoch, aber die Vorsteherin erwiderte ganz ernst: „Si, si, cosi fan tutti.“

Zu der Zeit, da ich den geschilderten Besuch in der Schule machte, die den Namen der schönen Königin des Landes trägt, bewegten die furchterweckenden Unruhen,

Digitized by Google

die Italien Blut und Millionen gekostet haben, alle Freunde des begabten und trotz allem und allem edlen Volkes auf das schmerzlichste. Allgemein bedauerte man die Unwissenheit der armen Verführten, die dem Ruf der Aufrührer folgten, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handle. Erstaunt wird man fragen: ist denn das Volk so unwissend in einem Staat, dessen Lehranstalten so vorzüglich sind? Die Antwort ist sehr einfach: Die großen Städte sind nicht maßgebend, und auf dem Lande schicken die Eltern ihre Kinder nur ausnahmsweise und sehr unregelmäßig in die Schule. Alles Neue ist vom Übel; wenn die Eltern sich durch das Leben geschlagen haben, ohne lesen und schreiben zu können, so soll es der meist recht zahlreiche Nachwuchs auch versuchen. Es giebt nützlichere Arbeit, das ist auch des Beichtvaters Meinung. Freilich, ein Schulzwang existiert, aber der alte Schlendrian auch. Man macht sehr gute Gesetze in Italien, aber man befolgt sie nicht.

Englische Settlements.

Von

Elisabeth Gottheiner.

(Nachdruck verboten.)

„Not money but yourselves."

Bei der wachsenden Teilnahme, die unsere Frauen allen gemeinnützigen Bestrebungen, im besonderen aber der Armenpflege und ihrer Organisation, entgegenbringen, wird es vielen gewiß von Interesse sein, einen Einblick in eine Bewegung zu thun, die während der letzten Jahre in England, dem Lande der Philanthropie, aus den kleinsten Anfängen zu einem Umfange angewachsen ist, dessen weitere Ausdehnung mit allen ihren Folgen bis jetzt kaum ermessen werden kann.

Wir haben im vergangenen Winter in Berlin Gelegenheit gehabt, einen äußerst lehrreichen und interessanten Vortrag von Assessor Herzfeld über „Amerikanische Settlements" zu hören, dem vielleicht die meisten unter den Zuhörern ihre erste Bekanntschaft mit dieser Einrichtung verdanken. Wenigstens glaubte ich aus den verschiedenen Gesprächen, die vor dem Vortrag unter den Anwesenden ausgetauscht wurden, entnehmen zu dürfen, daß sich die wenigsten darüber klar zu sein schienen, was ein „Settlement" sei. Wagte doch jemand sogar schüchtern sich zu erkundigen, ob das Ding etwas mit den „Settlers in Canada" gemein habe. Es scheint daher angebracht, vor allen Dingen zuerst die Frage zu erörtern: „Was ist ein Settlement?" eine Frage, leichter gestellt, als beantwortet.

„Settlement", zu deutsch Niederlassung, ist der Name für ein in den ärmsten Stadtteilen der größeren Städte gelegenes Haus, in dem Männer oder Frauen der gebildeten Stände ihr Heim aufschlagen, um den Bewohnern der umliegenden Straßen näher zu treten, ihre Familien kennen zu lernen und ihnen Rat, Hilfe und freundschaftliche Teilnahme entgegenzubringen. Die Inhaber des Settlement begründen eine Art Klub, in dem die Bedingung für die Mitgliedschaft die werkthätige Beteiligung an der Armenpflege ist; es gewährt zugleich in den meisten Fällen den Arbeitern und Arbeiterinnen einen Ort, wo sie in den freien Stunden Erholung und Anregung finden und sich ihnen Gelegenheit bietet, ihre Bildung zu erweitern.

Es ist in England jetzt häufig der Ausdruck „Settlementsidee" in Gebrauch, als sei dies etwas ganz Neues, erst durch die Settlements ins Leben Gerufenes. Auch spricht man viel von der „Settlementsarbeit", als einer besonderen und scharf begrenzten. Was ist nun aber diese Idee, und worin besteht diese Arbeit?

Digitized by Google

Die „Idee", der alle Settlements ohne Ausnahme ihre Entstehung verdanken, ist hervorgegangen aus dem Wunsche, wenigstens bis zu einem gewissen Grade Männern und Frauen der verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsklassen, Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, zu ermöglichen, sich auf gemeinsamem Boden zu treffen, einander kennen zu lernen und sich gegenseitig zu helfen und zu fördern.

Daß dies selbstverständlich kein neuer Gedanke ist, sondern im Gegenteil ein recht alter, der beispielsweise von der Kirche schon längst ins Leben übertragen worden, darüber belehren uns unter anderem die vielen Unternehmungen der inneren Mission.

Was endlich die Arbeit der Settlements anbelangt, so finden wir hier ebenso wenig etwas Neues. Keine einzige der bestehenden Anstalten hat eine durchaus neue oder notwendig auf die Settlements beschränkte Arbeitsmethode erfunden und in Anwendung gebracht.

In der That, schon lange vor der Entstehung der Settlements haben einzelne mutige, menschenfreundliche Männer und Frauen ihre Wohnung unter den Armen und Ausgestoßenen der großen Städte aufgeschlagen, um die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen diese Unglücklichen gezwungen sind, ihr Leben zu führen, um ihnen zu helfen, soweit ein einzelner dem ungeheuren Elend gegenüber helfen kann, und ihnen einen Einblick zu gewähren in die große Welt des Schönen und Erhabenen, die den meisten unter ihnen für immer verschlossen ist. Neu also ist nicht der Gedanke, der im Keim schon von Carlyle, von Kingsley in seinem „Alton Locke" und von Ruskin wiederholt ausgesprochen worden ist, sondern lediglich die Organisation.

Es sind jetzt gerade vierzehn Jahre vergangen, daß die Zeitschrift „The Nineteenth Century" in einer Besprechung den Settlementsgedanken zum erstenmal in klaren Worten zum Ausdruck brachte. Dieser Artikel gab nur das Abbild dessen, was schon lange in der Seele vieler geschlummert, und was die Arbeit anderer vorbereitet hatte. Carlyle und Kingsley hatten ihre Stimmen erhoben, ohne von ihren Zeitgenossen gehört zu werden, John Richard Green und Arnold Toynbee hatten jahrelang im stillen unter der armen Bevölkerung gelebt und gewirkt, ohne Arbeitsgenossen zu finden — jetzt endlich war die Zeit reif für ihre Lehren, und die Bewegung, die der Veröffentlichung jenes Artikels folgte, war der Beweis einer starken, lange im verborgenen angewachsenen, endlich zum Durchbruch gekommenen Gedankenströmung. „Nicht Geld sollt ihr geben," war die Losung des Tages, „sondern euch selbst." Ein unter dem Einfluß moderner Wissenschaft aufgewachsenes Geschlecht gab sich nicht mehr mit Berichten nach Hörensagen zufrieden, es verlangte Thatsachen und Zahlen, eine kritische Untersuchung über die Ursachen der Armut und persönliche Einsicht in die Verhältnisse. Sein Wunsch war nicht, als „Wohlthäter" oder „Missionar" zu erscheinen, sondern als Mensch anderen Menschen zu helfen; und sein menschliches Gefühl bäumte sich auf gegen eine Art von Wohlthätigkeit, die Religion- und Parteiinteressen höher stellte, als das Wohl der Persönlichkeit. Die Arbeiterklassen andererseits, unter dem Einfluß desselben Zeitgeistes, fingen an, sich nach höherer Bildung und einem weiteren Gesichtskreis zu sehnen. Sie wollten wenigstens einen Einblick gewinnen in die Lebensweise ihrer besser gestellten Mitmenschen, ehe sie diese endgiltig verdammten.

So war der Weg geebnet für den Vorschlag, es sollten studierte Männer ihre Wohnung unter den Armen aufschlagen und ohne Anmaßung irgend welcher Art, ohne als Prediger oder Lehrer erscheinen zu wollen oder irgend einen Parteizweck zu verfolgen, versuchen, die Freundschaft derer zu erwerben, denen sie Hilfe zu bringen beabsichtigten. Gleichzeitig beseitigte solches Unternehmen eine Schwierigkeit, deren Lösung bisher nicht hatte gelingen wollen. Die meisten unter denen, die sich der sozialen Arbeit zu widmen gedachten, hatten nebenher ihren eigenen Beruf, dem sie weder untreu werden konnten noch wollten. Sie alle hießen daher den Vorschlag willkommen, ein Settlement zu gründen, von wo aus sie ihrem Beruf nachgehen und trotzdem ihre ganze freie Zeit den Armen zu widmen vermochten.

Aus diesem Bedürfnis heraus wurde im Jahre 1885 Toynbee Hall, „die Mutter aller Settlements", im Osten Londons gegründet, zur Erinnerung an Arnold Toynbee,

Digitized by Google

den großen, leider allzu früh verstorbenen Idealisten und Menschenfreund, und als das praktische Ergebnis seiner Lehren und Grundsätze. Der Arbeiterbevölkerung Bildung, Unterhaltung und Erholung zugänglich zu machen, ist der vornehmste Zweck dieser Anstalt, und in dieser Beziehung nimmt sie unter allen Londoner Settlements den ersten Platz ein.

Noch in demselben Jahre wurde Oxford House in Bethnal Green gegründet, das im Gegensatz zu Toynbee Hall (welche Konfessionslosigkeit auf ihre Fahne geschrieben hat), einen durchaus kirchlichen Charakter trägt; und von da an ist fast kein Jahr vergangen, in dem nicht die Gründung eines neuen Settlements zu verzeichnen gewesen wäre.

Nachdem die Männer auf solche Weise vorangegangen waren, folgten bald die Frauen ihrem Beispiel. Scheinen sie doch noch weit mehr als jene dazu geschaffen, Leiden zu mildern und Trost zu spenden; ist es doch einer Frau schon durch ihr Geschlecht ungleich leichter gemacht, den armen Familien näher zu treten und das Vertrauen der Weiber und Kinder zu gewinnen. Ihr Besuch trägt einen weniger offiziellen Charakter, als der eines Mannes. Last not least, und das ist eine Erwägung, die sehr stark ins Gewicht fallen sollte, steht den Frauen im allgemeinen mehr Zeit zur Verfügung; kein Wunder also, daß der Gedanke bei ihnen auf fruchtbaren Boden fiel. Die erste Anregung zur Gründung eines Frauen-Settlements ging jedoch nicht, wie man vielleicht annehmen sollte, von berufslosen Frauen aus, die in der sozialen Arbeit eine willkommene Thätigkeit zu finden hofften, sondern im Gegenteil von den Frauencolleges in Oxford und Cambridge. Bereits im Jahre 1887, also drei Jahre nach der Gründung von Toynbee Hall, kam der Gedanke zur Ausführung, und es entstand das erste Frauen-Universitäts-Settlement in Southwark, einem Stadtteil des südöstlichen London.

Einige Tage, die ich in diesem Jahre unter dem gastlichen Dach dieses Hauses verbringen durfte, gaben mir Einblick in die Arbeit und das Leben seiner Bewohnerinnen. Das Haus, dem man die Wohnlichkeit und Gemütlichkeit seiner Innenräume von außen nicht ansieht, denn es ist ebenso unscheinbar und charakterlos wie seine Nachbarn zur Rechten und Linken, liegt unweit von Blackfriars Road, einer der Hauptverkehrsadern im Südosten Londons, in dem friedlichen Nelson Square, doch in unmittelbarer Nähe der ärmsten und berüchtigtsten Quartiere. Im Gegensatz zu den meisten anderen Settlements widmen die Mitglieder des genannten ihre Zeit ausschließlich der sozialen Arbeit und wenden, wie es bei Frauen wohl natürlich, ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich ihren Geschlechtsgenossinnen und den Kindern zu, und unter diesen wieder besonders den Krüppeln und geistig Zurückgebliebenen.

Ein Auszug aus den Statuten belehrt uns am besten über die Ziele der Vereinigung. Die betreffenden Paragraphen lauten:

„Wir beabsichtigen:

1. Die Wohlfahrt der ärmeren Bevölkerung Londons, besonders aber die der Frauen und Kinder zu fördern, indem wir ihnen je nach ihrem Bedürfnis in körperlicher, geistiger oder moralischer Beziehung Hilfe angedeihen lassen und ihnen Gelegenheit zu weiterer Ausbildung und Erholung bieten.

2. Ein Wohnhaus oder Wohnhäuser für Frauen zu unterhalten, die sich der Armenpflege und der Erziehungsarbeit in unserem Stadtteil widmen wollen.

3. Für Settlementszwecke Geldmittel zu sammeln und zu verwerten."

Ein Spezialfach des Frauen-Universitäts-Settlements ist die Ausbildung geschulter Kräfte für soziale Hilfsarbeit und Armenpflege. Der Unterricht hierin nimmt ein Jahr in Anspruch und erstreckt sich auf Wunsch der Schülerin eventuell auf ein zweites Jahr, im Fall sie sich über irgend einen besonderen Zweig der Arbeit eingehendere Kenntnisse erwerben will. Die Ausbildung setzt sich zusammen aus praktischer Thätigkeit unter erfahrener Leitung und aus Vorlesungen, Ausarbeitungen und Lektüre auf dem Gebiete der Armenpflege und Volkswirtschaftslehre. Zwei bis drei Mal wöchentlich müssen die Schülerinnen den Sitzungen der Charity Organisation Society beiwohnen; außerdem werden von Zeit zu Zeit Besuche anderer Anstalten und

Digitized by Google

Wohlfahrtseinrichtungen unternommen, um den Schülerinnen Gelegenheit zu geben, ihre Arbeit mit der anderer auf verwandtem Gebiete zu vergleichen. Es kann geradezu als charakteristisch für das Settlement in Nelson Square gelten, daß es sich angelegen sein läßt, anderen Vereinen und Gesellschaften in die Hände zu arbeiten und wiederum von ihnen Hilfe zu empfangen. Eine Comitésitzung derjenigen Abteilung, die sich mit der Fürsorge für verkrüppelte und kranke Kinder beschäftigt, ließ mich einen Einblick in die bewunderungswürdige Organisation der Arbeit gewinnen.

Ein anderes Feld, dem das Frauen-Universitäts-Settlement einen großen Teil seiner Arbeit widmet, ist die Anleitung und Ermahnung zum Sparen durch Einrichtung von Schulsparkassen und Einkassierung von Beiträgen der Eltern für die dem Verein durch ihre Kinder verursachten Unkosten. Auf diesem Gebiete arbeitet es Hand in Hand mit Miß Octavia Hill, deren Ziele durch die Gründung des „Octavia Hill Vereins" in Deutschland vielleicht in weitere Kreise gedrungen sind, als die Settlementsarbeit im allgemeinen, weshalb ich auf jene hier näher einzugehen unterlassen darf.

Auch das Gebiet der Volksunterhaltung wird von dem Frauen-Settlement nicht außer Acht gelassen. Hier ist es wiederum Octavia Hill, die durch die Stiftung von Red Croß Hall die geeigneten Räume lieferte, in denen in erster Linie die Bewohner ihrer eigenen Mietshäuser, ferner aber auch die übrigen Einwohner des Distrikts Unterhaltung und Belehrung finden. Allwöchentlich finden dort kleine Aufführungen oder Musikvorträge statt, für die ein Eintrittsgeld von einem Penny erhoben wird und die sich großer Beliebtheit erfreuen. Außerdem sorgt das Comité für gelegentliche Bilder- und Blumenausstellungen, die gleichfalls sehr rege besucht werden. Die Leitung des Lokals liegt in den Händen einer der Settlementsdamen, die sich dieser Aufgabe fast ausschließlich widmet. Drei Bilder von Walter Crane, Heldenthaten aus dem Arbeiterleben darstellend, bilden den einzigen Schmuck des sonst gänzlich einfach gehaltenen Saales.

Leider ist es nicht möglich, meinen Gegenstand auf dem beschränkten Raum, den eine Monatsschrift gewährt, auch nur halbwegs erschöpfend zu behandeln. Ich möchte daher zum Schluß nur noch bemerken, daß heute nach Verlauf von vierzehn Jahren in London allein zwölf männliche und zwölf weibliche Settlements bestehen, in den übrigen größeren englischen Städten deren neun, davon fünf männliche und vier weibliche, und in Schottland im ganzen fünf, sämtlich für Männer, davon drei in Edinburgh und zwei in Glasgow.

Allein hieraus geht hervor, wie groß das Bedürfnis ist, das zur Einrichtung von Settlements geführt hat.

Wenn man erwägt, welch reiches Feld der Thätigkeit sich gerade für Frauen der besseren Stände, die sich so oft über Mangel an befriedigender Beschäftigung beklagen, durch die Einrichtung von Settlements in den größeren deutschen Städten eröffnen würde, so ist es befremdlich, daß der Gedanke hieran bei uns noch nirgends Anklang gefunden zu haben scheint. An Interesse für die Arbeit mangelt es nicht; als Beweis dafür erwähne ich u. a. nur die Thätigkeit der „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" und des „Octavia Hill Vereins" in Berlin. — Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem Gedanken in heimische Kreise Eingang zu schaffen, ihn Wurzel schlagen und Früchte tragen zu lassen, so daß wir nach Verlauf von weiteren vierzehn Jahren ebenfalls zurückblicken können auf eine soziale Leistung, wie sie die Geschichte der englischen Settlements aufweist.

Digitized by Google

Ein Ruf.

Von

Therese Rösing.

Nachdruck verboten.

An den tanzenden, rauschenden Wässerchen, die der Berg als Frühlingsgruß und -segen zu Thal schickt, stand ein Mädchen. Sie blickte umher; wie schön war die Welt! Wie sonnig! — Und ihr Herz so jung und so leicht! . . . Sie sah in die Blütenzweige über sich und pflückte Blumen, die auf der Wiese standen; in das Plätschern der Quelle klang ihre frohe Stimme hinein. Es gab nichts Glückseligeres unter der Sonne, als sie und ihre Gefährtinnen, in deren Spiel sie sich jetzt mischte.

Da drang durch das Geplauder und Lachen der Mädchen an ihr Ohr ein Ton . . . leise, sanft, bittend, langsam verhallend. Sie lauschte — es war nicht das Geflüster der Blätter oder das Murmeln des Baches, auch nicht der Klang aus der Kehle der Nachtigall, die im Gebüsch von Lust und Liebe sang. Sie staunte — keine der Freundinnen hatte den Ton gehört, der wieder, noch weicher, noch schmelzender, durch die Luft schwamm. War es das Lied eines verirrten Vogels, das so bang um die verlorene Heimat klagte? das so sehnsüchtig um Antwort warb? Sie eilte über die Wiese, aber im Hain am Fuß des Berges schwieg alles, selbst der Wind war schlafen gegangen; stumm hingen die Blätter. Sie wollte zu den Gespielinnen zurückkehren, da drang von ferne noch einmal der wunderbare Ton zu ihr. Wie rührte er ihr Herz! Thränen traten in die jungen, klaren Augen. Woher kam er nur? Trug das Bächlein ihn auf seinen Wellen von dem Berg herunter, an den sich rosige Wolken schmiegten?

Sie begann aufwärts zu schreiten, den eilenden Wassern entgegen; zögerte ihr Fuß, wandte sie ihr Haupt, so rief der Ton. Rüstig wanderte sie weiter, aber wenn ein Blümchen im dürren Gestein hing, welk und fast verschmachtet, dann schöpfte sie mit der Hand aus der Quelle und tränkte es, und den Stein, der das spannenhohe Fichtenstämmchen zu begraben drohte, schob sie bei Seite. Seltsam, früher hatte alles gelacht und sich mit ihr gefreut, jetzt blickten Augen sie an, die Hilfe verlangten!

Die Sonne verbarg sich, die Luft wehte kühl, sie schauerte zusammen und dachte an Umkehr, zurück in das heitere Thal . . . da erklang wieder der Ton, lauter, schmerzlicher . . . Die Blätter flatterten auf wie in Sehnsucht, und sie trieb es weiter. Jetzt hatte sie es gehört; der überirdische Laut kam von dem Gipfel des Berges, der noch über die Wolken hinausragte.

Sie schürzte ihr Gewand und stieg empor; ringsum war Stille, nur die jungen Vögel schrieen vor Hunger, und sie brockte ihnen Brot hin, ihren Imbiß. — Der Weg wurde steil und steinig, ihre Füße begannen zu schmerzen, sie wollte rasten, da kam von neuem der Ton daher, wie Schmerz und Klage! Er füllte ihr Ohr und ihr Herz, es gab keinen Widerstand mehr, sie mußte ihm folgen!

Eine Felswand ragte schroff vor ihr auf; wie sollte sie die unersteigliche erklimmen? Dringender mahnte der Ruf von oben . . . ja, hatte sie denn Flügel, sich hinauf zu tragen?

Da rief eine Stimme wie fern grollender Donner: „Lege deine Schuhe ab! Laß deine Füße nackt über die Steine schreiten! Dein Blut, das warme, rinnende, wird dir Sicherheit geben!“

Digitized by Google

Die Jungfrau erschrak; mit zitternden Händen löste sie ihre Schuhe und that sie ab, und siehe: ihr Blut, das warme, rinnende, machte ihren Schritt sicher.

Sie erklomm die Höhe und blickte auf; vor ihr ragte der Gipfel des herrlichen Berges, von goldenem Licht umflossen. Ihr Herz schlug stolz: hier wollte sie rasten, im Anschaun seiner Pracht! Sie hatte gelitten und Schmerzen erduldet, sie hatte gefühlt, was die da unten nicht kannten — die Ruhe war wohl verdient. Aber als sie ihre Glieder auf das weiche Moos streckte, erklang die flehende Weise, wie der Ruf der Mutter nach dem verlorenen Kind. Heimweh nach oben ergriff sie und riß sie weiter . . . an den Rand des Abgrundes, der sich jäh in die Erde bohrte. Das goldene Licht drang nicht in seine Tiefe, wie eine dunkle Wolke lastete die Ahnung des Leides darauf, das da unten die Hände rang, das sich dort verzweifelnd die Stirn zerschlug und aus unzähligen Wunden blutete — dessen Klageschrei die himmlische Stimme übertönte.

Die Jungfrau erbebte; mußte sie hier ihre Wanderung enden? Im Angesicht dieser Qual? Noch fern von dem hehren Ziel? — Da stand in der Wolke eine schattenhafte Gestalt; Augen, mild und wehmütig wie Mondlicht blickten sie an, ein Hauch, dem des kühlenden Abendwindes gleich, flüsterte: „Ich führe dich hindurch; aber was giebst du mir?"

„Ich habe nichts!" seufzte sie. „Meine Hände sind leer. Was kann ich dir geben?"

„Das Festkleid deiner Jugend! . . . Deinen Stolz! . . . Dein frohes Lachen!" hauchte es zurück.

„Nimm sie hin!" rief die Jungfrau . . . und eine unsichtbare Hand leitete sie über den Rand des Abgrunds.

Stöhnen und Schluchzen umgaben sie, wildes Fluchen, unsägliches Leid, wie sie es nie geahnt hatte. In tausend Gestalten kroch die Verzweiflung durch die Knäuel der zusammengeballten Leiber . . . anklagende Hände streckten sich empor oder krallten sich zu Fäusten um die Steine, die sie aufrafften.

Sie entsetzte sich . . . in diesem Ozean von Thränen ertrank der himmlische Laut, der sie vorwärts getrieben hatte, er verhallte in dem Sturm der Seufzer! — Schauderndes Erbarmen ergriff sie . . . dort, die zuckenden Glieder auf dem harten Stein bettete sie weicher, ihre Hand kühlte fieberheiße Stirnen, dem Verzweifelnden entriß sie den Dolch. — So glitt sie umher, die hilfreiche Frau, von manchen gesegnet, von vielen mit bitterem Hohn geschmäht, von den meisten nicht gesehen. Mit brechendem Herzen, aber ohne Thränen, die den Blick trüben konnten, antwortete sie den Klagen, die ihr Ohr zerrissen . . . nur zuweilen, wie im Traum, hörte sie noch den Ton der Sehnsucht.

So durchmaß sie alle Tiefen des Elends, ohne zu wissen, daß ihr Weg aufwärts führte. Ihre Kniee wankten, Kälte durchschlich ihre Adern, über ihre Stirn, die das Mitleid gefurcht hatte, rann Todesschweiß . . . Da umwogte sie unendlicher Wohllaut, hinter ihr lag der Abgrund des Jammers, weit unten, in blaue Schleier der Erinnerung gehüllt, das Thal ihrer Kindheit . . . aber vor ihr, ragend über alle Niedrigkeit und Kleinheit der Erde, umflutet von einem Meer des Lichts, in flammender Majestät: der Gipfel des Berges!

Ehrfurcht und Wonne erfaßten sie — sie wollte sich aufraffen, hineilen . . . aber ihre Glieder waren kraftlos. Geblendet von dem überirdischen Glanz schlossen sich ihre Augen, und umbraust von gewaltigen Harmonien, die alles Leid zur Ruhe sangen, die bleichen Locken goldig umstrahlt, lag sie an der Schwelle der Ewigkeit, deren Pforten sich ihrer Seele öffneten.

Digitized by Google

Weibliche Fortbildungsschulen.

Das weibliche Fortbildungsschulwesen ist bisher von den großen öffentlichen Körperschaften fast ganz vernachlässigt worden. Während für die Ausbildung des männlichen Geschlechts durch Gründung der verschiedenartigsten Fachschulen Sorge getragen wird, ist die weitere Fortbildung der Mädchen nach dem Verlassen der Schule bis jetzt fast ausschließlich der privaten Initiative überlassen gewesen. Es ist nun durchaus kein Geheimnis, daß bei aller Tüchtigkeit einzelner Anstalten dadurch doch vielfach ganz unhaltbare Zustände entstanden sind, daß es zahlreiche Anstalten giebt, die in ein paar Monaten, ja schon in 6 Wochen ihre Schülerinnen „ausbilden". Daß hier von einer „Ausbildung" überhaupt keine Rede mehr sein kann, ist wohl ersichtlich, und der Besuch einer solchen Anstalt hat weiter keinen Zweck mehr als den, sagen zu können, daß man eine Handelsschule besucht habe.

Durch ein derartiges Verfahren leidet aber nicht nur die Ausbildung der in das kaufmännische Leben tretenden Mädchen, es wird auch vor allem das Niveau der weiblichen Angestellten im Handelsgewerbe herabgedrückt und überdies dem männlichen Geschlecht eine schwere Konkurrenz bereitet, welche die Gehälter immer mehr herabmindert, und gegen die erfolgreich anzukämpfen ganz unmöglich ist.

Um so erfreulicher ist es, daß endlich seitens des Staats ein ernsthafter Versuch unternommen worden ist, an die Lösung der ihm auf diesem Gebiet erwachsenden Aufgaben heranzutreten. Er hat die Notwendigkeit staatlicher Fortbildungsschulen zugegeben, indem er Ende des Jahres 1897 die erste derartige Anstalt ins Leben rief: die Königliche Gewerbe- und Haushaltungsschule für Mädchen in Posen. Und dieser Versuch ist, soweit sich bis jetzt darüber ein Urteil fällen läßt, als ein völlig geglückter zu bezeichnen. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat die Anstalt sich die Anerkennung immer weiterer Kreise erworben, und ihre Entwicklung verdient daher mit dem regsten Interesse verfolgt zu werden.

Insgesamt bestehen an dieser Schule 15 Lehrkurse und zwar ein Kursus für Handelsfächer, Gewerbeschul-, Industrie-, und Koch- und Hauswirtschafts-Lehrerinnen, alle 4 mit staatlich vorgeschriebener Abschlußprüfung, ferner ein Kursus für Ausbildung von Stützen der Hausfrau, sowie 9 hauswirtschaftliche Kurse und ein Kursus für Zeichnen und Malen. Die hauswirtschaftlichen Kurse sind folgende: für einfache Handarbeiten, Maschinennähen, Wäscheanfertigung, Schneidern, Kunsthandarbeiten, Putzmachen, Waschen und Plätten, Kochen und für Haushaltungskunde. Sie haben nicht nur den Zweck, eine berufliche Ausbildung zu gewähren, sie wollen auch solchen Mädchen gründliche Kenntnisse verschaffen, die sie einst nur im eigenen Haushalt zu verwerten haben werden. Mit der Anstalt ist ein Pensionat verbunden, in das in der Regel nur solche junge Mädchen aufgenommen werden, die eine höhere Mädchenschule besucht oder eine gleichwertige Vorbildung erlangt haben. Das große Ziel, das dieser Anstalt gesteckt ist, in allen auf ihr gelehrten Zweigen eine möglichst tiefe und umfassende Bildung zu gewähren, kann aber nur durch eine entsprechende Dauer der Lehrkurse, die jede Überstürzung vermeidet, erreicht werden. Es war jedoch notwendig, hierin langsam zu Werke zu gehen, um eine allmähliche Eingewöhnung des Publikums zu ermöglichen. So wurde daher z. B. bis jetzt der Unterricht in den Handelsfächern in 5 Monaten beendet, eben mit Rücksicht darauf, daß man durch die privaten Handelsschulen an die kurze Dauer der Lehrkurse zu sehr gewöhnt war. Nachdem nun aber die Überzeugung sich immer weiter verbreitet hat, daß hier die Anforderungen und Leistungen ganz erheblich höhere sind als an den privaten Anstalten, durfte man endlich jetzt einen Schritt vorwärts thun und die Dauer des Kursus von 5 auf 10 Monate erhöhen. Der Unterricht wird also von jetzt an in zwei Halbkursen erteilt, deren zweiter allerdings nicht obligatorisch ist, so daß solche Mädchen, die nur geringere Stellungen im kaufmännischen Berufe erstreben, auch nur wie bisher einen fünfmonatlichen Kursus durchzumachen brauchen. Der zweite Kursus dagegen soll eine Vorbildung für die höheren Stellungen gewähren. Durch diese Erhöhung der

Digitized by Google

Anforderungen soll erreicht werden, daß der gegenwärtig bestehende und immer schlimmer werdende drückende Wettbewerb, der die Gehälter immer mehr reduziert, in eine gesunde Konkurrenz verwandelt wird.

In gleicher Weise sucht die Anstalt auch in den übrigen Fächern eine Erhöhung der Anforderungen und Leistungen durch Erweiterung der Lehrkurse herbeizuführen.

An Lehrkräften zählt die Anstalt gegenwärtig außer der Leiterin und der Pensionsvorsteherin 11 Lehrerinnen und 7 Lehrer. Besucht wurde die Schule im Wintersemester 1897/98 von 119, im Sommersemester 1898 von 228 und im Wintersemester 1898/99 von 210 Schülerinnen.

Es ist zu hoffen, daß der Staat diesem ersten Versuch bald weitere folgen lassen werde; denn nur durch staatliche Fortbildungsanstalten kann die notwendige Reform auf diesem Gebiet erfolgreich durchgeführt und dem weiblichen Geschlecht eine den Bedürfnissen des modernen Lebens entsprechende Vorbildung für die verschiedenen beruflichen Thätigkeiten zu teil werden.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Ausschließung der Frau** vom Amt des Gemeindewaisenrats, die in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. Juni d. J. entgegen dem Antrag des Abg. Dr. Wiemer beschlossen worden ist, erfährt in der Nummer 8 des Centralblatts des Bundes deutscher Frauenvereine in dem Artikel: „Immer langsam voran" eine kräftige Kennzeichnung durch Frau Jeannette Schwerin. Der Artikel ist zugleich ihr letztes Vermächtnis an uns. Wir werden es zu verwerten wissen.

* **Die Frage der gewerblichen Arbeit schulpflichtiger Kinder** beschäftigt in steigendem Maße die behördlichen Kreise. Die Regierung zu Potsdam hat eine Erhebung über den Stand der Dinge in den einzelnen Ortschaften des Kreises veranlaßt, um auf Grund der hierbei gewonnenen Resultate über eine einheitliche Regelung der Frage für den ganzen Regierungsbezirk zu beraten.

Andrerseits hat sich die städtische Verwaltung in Charlottenburg bereits im März mit der Polizeidirektion in Verbindung gesetzt, um eine Abstellung der gesundheitlichen und sittlichen Mißstände, die mit dieser Beschäftigung von Kindern besonders zur Nachtzeit verbunden sind, durch Polizeiverordnungen zu erreichen. Nach einer Statistik der Charlottenburger Lehrer, die kürzlich in einer Stadtverordnetensitzung bekannt gegeben wurde, sind 349 Knaben und 79 Mädchen gewerblich beschäftigt, und zwar 115 vor 4 oder ½5 Uhr morgens und 79 nach 10 Uhr abends. Nach den Äußerungen des Herrn Stadtschulrat Dr. Neufert ist eventuell eine Abstellung der Mißstände durch einen einheitlichen Polizeierlaß für ganz Groß-Berlin zu erwarten. In Rixdorf hat jetzt der von der Stadtverordnetenversammlung zur Beratung der Frage eingesetzte Ausschuß beschlossen, den Stadtverordneten vorzuschlagen, den Magistrat um Erlaß einer Polizeiverordnung folgenden Inhalts zu ersuchen: 1. Schulkinder dürfen in öffentlichen Etablissements, Gastwirtschaften ꝛc. zur Bedienung der Gäste nicht verwendet werden. 2. Schulkindern ist das Feilhalten von Waren auf öffentlichen Plätzen und Straßen untersagt. 3. Die gewerbliche Beschäftigung von Kindern unter 10 Jahren ist nicht gestattet. 4. Schulkinder über 10 Jahre dürfen im Sommer von 8 Uhr abends bis 5½ Uhr morgens und im Winter von 8 Uhr abends bis 6½ Uhr früh nicht beschäftigt werden.

* **Die ersten kaufmännischen und gewerblichen Unterrichtskurse** für Lehrerinnen an Fortbildungsschulen, die im Herbst vorigen Jahres von dem Kuratorium der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin gegründet worden sind, haben Ende Juni, nach achtmonatlicher Dauer, ihren Abschluß erreicht. Am 28. Juni fand eine Ausstellung der schriftlichen und gewerblichen Arbeiten der Kursistinnen und eine Schlußfeier statt, bei der Herr Stadtschulrat Bertram in längerer Rede die Aufgaben der Mädchen-Fortbildungsschule und im Zusammenhange damit die besonderen Aufgaben, die sich für die Ausbildung der Fortbildungsschullehrerinnen ergeben, darlegte. Ein huldvolles Schreiben, das im Auftrage der Kaiserin Friedrich, der hohen Protektorin, eingegangen war, gab dem Fest eine besondere Weihe. Das Kuratorium der Victoria-Fortbildungsschule kann mit Genugthuung auf diesen ersten Versuch zurückblicken. Eine kleine, aber in hohem Grade strebsame Schar von Lehrerinnen hat sich in diesen Kursen die theoretische und praktische Qualifikation für den verantwortungsvollen Dienst an der Fortbildungsschule erworben.

Digitized by Google

Die Organisation hat sich so bewährt, daß den im November beginnenden neuen Kursen der alte Plan ohne jede Änderung zu Grunde gelegt werden wird. Prospekte werden im Herbst ausgegeben werden.

* **Über das Frauenstudium an preußischen Universitäten** sind statistische Notizen von der Nordd. Allg. Ztg. vom 11. Juli d. J. veröffentlicht worden über die Zeit vom Herbst 1895 bis Ostern 1899. Wir entnehmen dieser Statistik, die leider keine ganz genaue, folgende Angaben:

Zahl der Hörerinnen an den verschiedenen Universitäten:

	Winter 1895/96	Sommer 1896	Winter 1896/97	Sommer 1897	Winter 1897/98	Sommer 1898	Winter 1898/99
Berlin	66	40	95	116	188	169	238
Bonn	—	—	16	14	19	18	26
Breslau	11	15	35	28	33	21	32
Göttingen	32	40	40	35	42	22	26
Greifswald	6	3	5	1	8	7	17
Halle	1	2	10	6	14	6	15
Kiel	—	—	12	10	22	21	17
Königsberg	—	—	—	11	13	17	33
Marburg	—	—	—	9	8	27	10
Münster	—	—	—	—	—	—	—
Sa.	116	100	213	230	347	308	414

Der Heimat nach gehörten die Hospitantinnen, soweit zu ermitteln, folgenden Ländern an:

	Winter 1895/96	Sommer 1896	Winter 1896/97	Sommer 1897	Winter 1897/98	Sommer 1898	Winter 1898/99
Deutschland	52	59	134	161	231	224	276
Dänemark	—	—	1	2	—	—	2
England	4	7	3	4	9	3	8
Frankreich	—	2	3	3	3	2	4
Holland	—	—	—	—	1	—	—
Italien	—	—	1	—	—	—	1
Oesterreich-Ungarn	1	1	1	3	5	6	3
Rußland	12	6	13	16	42	36	59
Schweden-Norwegen	1	—	—	4	1	3	2
Schweiz	—	2	—	1	4	1	2
Balkanstaaten (Rumänien und Bulgarien)	—	—	1	1	1	1	3
Amerika	47	28	53	35	49	31	50
Afrika	—	—	—	—	—	—	1
Australien	—	—	—	—	1	1	3

Dem Alter nach waren (soweit zu ermitteln):

	Winter 1895/96	Sommer 1896	Winter 1896/97	Sommer 1897	Winter 1897/98	Sommer 1898	Winter 1898/99
unter 20 Jahren	4	2	14	13	19	7	22
zwischen 20 bis 30 Jahren	40	45	93	96	154	172	250
über 30 Jahre	39	58	87	120	167	129	142

Dem Familienstande nach waren von den Zugelassenen (soweit zu ermitteln):

	Winter 1895/96	Sommer 1896	Winter 1896/97	Sommer 1897	Winter 1897/98	Sommer 1898	Winter 1898/99
ledig	103	97	183	206	299	269	374
verheiratet	13	5	23	20	40	34	36
verwitwet	1	2	3	3	8	5	3
geschieden	—	1	1	1	—	—	—

Als Studienfächer waren bezeichnet

	Winter 1895/96	Sommer 1896	Winter 1896/97	Sommer 1897	Winter 1897/98	Sommer 1898	Winter 1898/99
	in Fällen						
Theologie	—	1	3	6	6		
Rechtswissenschaft	2	—	1	2	3	5	
Medizin	2	2	8	13	11	15	
Zahnheilkunde	—	2	—	—	1	1	
Philosophie	22	15	35	46	93	84	
Philologie bez. Litteratur ohne nähere Angabe, Archäologie	13	15	39	45	60	48	
Neuere Philologie bezw. Litteratur	46	53	94	94	125	107	
Alte (ntl. klassische) Philologie und Litteratur	3	5	6	6	7	9	
Pädagogik	3	1	12	—	6	—	
Geschichte (einschl. Kulturgeschichte)	22	14	35	39	66	58	
Geographie	2	2	3	1	1	1	
Mathematik	9	6	8	5	11	9	
Naturwissenschaften	10	11	20	22	39	35	
Staatswissenschaften (namentl. Nationalökonomie)	10	7	11	15	42	20	
Kunst und Kunstgeschichte	21	16	40	32	44	54	

Als Zweck des Studiums gaben von den Zugelassenen an:

1896	1896/97	1897	1897/98	1898	1898/99
Fortbildung (im allg. oder auf einem spez. Gebiete)					
64	161	135	246	218	303
Ablegung der Oberlehrerinnen-Prüfung					
31	35	84	79	58	64
Zulassung zu akademischen Fachprüfungen					
4	10	—	5	13	21
Vorbereitung zur Doktor-Promotion					
6	5	9	14	18	26
Ablegung des Abiturienten-Examens					
—	—	2	3	—	—

* **Die Armenverwaltung der Stadt Bonn** bespricht in ihrem Bericht vom 1. April 1898 bis 1. April 1899 zum erstenmal die Mitarbeit der Frauen in der öffentlichen Armenpflege. Für die Pflege des Armenwesens ist die Stadt in Bezirke und Unterbezirke eingeteilt. Für jeden Unterbezirk wird ein Pfleger und eine Pflegerin gewählt und mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet. Der Arme konnte sich nach Wahl an den Pfleger oder die Pflegerin wenden. In jedem Falle benachrichtigte jedoch der um Hilfe angegangene Teil den andern, so daß beide Pflegeorgane gemeinsam sich nach den Verhältnissen erkundigten und über die Art der zu leistenden Hilfe berieten.

Bei Beginn der Bethätigung der Frauenhilfe zeigte sich das Streben, die Unterstützung möglichst hoch zu bemessen. Es lag dies zum Teil an dem Umstand, daß für die Beurteilung der Armenfälle schriftliche Anweisungen nicht vorhanden waren.

Digitized by Google

Man stellte infolgedessen bestimmte Ausschlußsätze auf, die im allgemeinen nicht überschritten werden durften.

Andererseits darf nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl bei der Beurteilung der Unterstützungsfälle, als auch bei der Auswahl der Art und Höhe der Unterstützungen nicht wenige der Pflegerinnen Gerechtigkeit und, wo nötig, Strenge des Urteils an den Tag gelegt haben, die die wärmste Anerkennung verdienen.

In den Besuchen bei den Armen sind die Frauen sehr eifrig gewesen. Sie haben sich an vielen Stellen um das Hauswesen gekümmert, besonders dort, wo die Hausfrau durch mangelhafte Ausbildung, Krankheit u. dergl. daran verhindert war. Besonders auf dem Gebiet der Frauen- und Kinderfürsorge ist mit Hilfe der thatkräftigen Unterstützung der Armenbezirksvorsteher und Armenpfleger die weibliche Hilfe sehr segensreich gewesen.

* **Der Frauen-Gewerbeverein** in Österreich ist einer der bedeutendsten Vereine, die während der letzten Jahre dort entstanden sind. Seine Aufgabe soll es sein, die ein selbständiges Gewerbe betreibenden Frauen, deren es allein in Wien 17 000 giebt, zu vereinigen und für ihre Interessen kräftig einzutreten. Er will sich von allen politischen Streitfragen fern halten, hat aber doch die Erlangung des aktiven Wahlrechtes für Gemeinderat und Landtag und des passiven für die Erwerbs- und Einkommensteuer-Kommission (das aktive Wahlrecht für diese Kommissionen besitzen die Frauen in Österreich bereits) unter seine Ziele aufgenommen. Die Präsidentin des Vereins ist Frau Helene Sueß-Rath, die auch kürzlich eine Stipendium-Stiftung für Studentinnen an der Wiener Hochschule errichtete. Das erste Stipendium für weibliche Studierende hat bekanntlich die Wiener Dichterin Marie von Najmayer gestiftet.

* **Fräulein S. Kammerling** hat von der galizischen Statthalterei die Konzession erhalten, in Lemberg eine gymnasiale Mädchenschule zu errichten. Fräulein Kammerling, bis jetzt die einzige Gymnasiallehrerin in Österreich, hat im Vorjahre ihre Prüfung für Geographie und Geschichte als Haupt-, für Latein, Griechisch, Deutsch und Polnisch als Nebenfächer gemacht. Die neue Schule soll zu Anfang des Schuljahres 1899 1:00 (in Österreich beginnt das Schuljahr Mitte September) ins Leben treten. — Die gymnasiale Mädchenschule in Krakau eröffnet zur gleichen Zeit ihren dritten Jahrgang.

* **In Kopenhagen** besteht seit dem Jahre 1872 ein Leseverein für Damen. Er ist auf Anregung von Sofie Petersen gegründet worden und zu dem Zweck, Frauen billige und bequeme Gelegenheit zur wissenschaftlichen und allgemeinen Fortbildung zu geben durch die Lektüre von in- und ausländischen Büchern, Zeitungen, Zeitschriften u. s. w. Seit dem Jahre 1879 wird der Verein, der sich auch nach dem Tode seiner Gründerin kräftig weiter entwickelte, von dem Staat mit einem jährlichen Zuschuß von 1000 Kronen unterstützt. Seit dem Jahre 1888 ist die Mitgliederzahl von 600 auf über 1350 gestiegen. Das Lokal des Vereins ist seit diesem Jahre Amagertorv 10, im Centrum von Kopenhagen. Für einen Beitrag von 10 Kronen jährlich steht den Mitgliedern die Benutzung der Vereinsräume zu, das Recht, jeden Tag 2 Bücher zu entleihen und im Laufe des Winters monatlich einem Vortrage beizuwohnen. Diesem folgt häufig eine lebhafte Diskussion. Die Vereinsräume umfassen Bücherausgabe, ein behaglich ausgestattetes Konversationszimmer mit dem Blick auf den Blumenmarkt, einen geräumigen Lesesaal und ein mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln, Fachlexika u. s. w. ausgestattetes Studierzimmer für solche, die wissenschaftlich arbeiten wollen. Die Präsidentin des Vereins ist Fräulein Sofie Alberti.

* **Die National Vigilance Association** hat unmittelbar vor dem Internationalen Frauenkongreß in London eine dreitägige Beratung über den „weißen Sklavenhandel" abgehalten. Auch diese Beratung trug einen internationalen Charakter durch die Teilnahme von Abgesandten aus allen Teilen Europas. Das Ergebnis der Debatten ist folgende, vom Grafen Bernstorff-Berlin vorgeschlagene Resolution: In jedem Lande soll ein Komitee den Mädchenhandel bekämpfen. Alle diese Komitees bilden zusammen den Kongreß. Es wird ein internationales ständiges Komitee gebildet, in dem je zwei Abgeordnete der verschiedenen Einzelkomitees sitzen. Es soll darauf hingewirkt werden, daß zwischen den betreffenden Regierungen eine Vereinbarung getroffen werde, wonach eine solidarische Verpflichtung zur Bestrafung und Verfolgung aller Personen festgesetzt wird, welche die Anwerbung von Frauen und Mädchen durch unlautere Mittel und für unsittliche Zwecke betreiben, unterstützen oder unternehmen. Die Regierungen sollen gemeinsam die Verfolgung solcher Personen betreiben und namentlich die Auslieferung der Angeschuldigten zugestehen. Ferner werden alle gemeinnützigen Körperschaften, Vereine und Rettungsgesellschaften ersucht, in ständige Verbindung miteinander zu treten, um einen Überwachungsdienst der Auswanderung von Frauen, wo immer sich verdächtige Umstände ergeben, einzurichten. Ferner soll auch die Einwanderung von Frauen und Mädchen streng

Digitized by Google

überwacht werden, um den Bedürftigen und Unerfahrenen Hilfe und Rat im fremden Lande zu sichern. Die Behörden aller Länder sollen von den Schritten, die die zu begründende Organisation unternimmt, regelmäßig verständigt werden.

* **Der Beschluß des englischen Unterhauses,** auch Frauen die Wählbarkeit für den Londoner Stadtrat zu verleihen, ist vom englischen Oberhause verworfen worden. Der Premierminister Lord Salisbury trat in glänzender Rede für die Frauen ein. Bemerkenswert ist seine Äußerung, daß er die Frauen für durchaus nötig halte, um in den lokalen Körperschaften mit an der Verbesserung der Arbeiterwohnungen zu arbeiten. Wir citieren diesen Teil seiner Rede nach der im „Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine" gebrachten Übersetzung:

„Ich möchte nicht gern übertreiben, aber ich halte es für wahr, daß die Frauen, natürlich nur die Frauen, die sich der Sache hingeben, die Arbeiterklassen besser verstehen als die Männer. Die Berührung, die zwischen den Arbeiterklassen und den höheren Klassen stattfindet, ist mit Ausnahme der Geschäftssachen fast ganz in den Händen der Frau. Alle wohlthätigen oder vielmehr gemeinnützigen Werke und die Kenntnis des täglichen Lebens sind zum großen Teil der Besitz und das Vorrecht der Frauen und nicht der Männer . . . Sie opfern ein sehr gutes Werkzeug zum Guten, wenn Sie aus dem Stadtrat diejenigen entfernen, die nicht nur die Bedürfnisse, sondern auch die Wünsche der Arbeiterklassen kennen. Noch etwas möchte ich Ihnen zu bedenken geben. Sie wissen, die Gemeinderäte haben sich bis jetzt keines großen Rufes erfreut. Man hat sie — ob mit Recht oder Unrecht — oft beschuldigt, mehr an ihre eigenen Interessen als an die anderer zu denken. Ich bin der Ansicht, wenn Sie Frauen im Rat haben, haben Sie viel mehr Garantie gegen Indolenz und selbstsüchtige Verwaltung, denn die Frauen sind, wie mein edler Freund sagt, von humanitärem Element durchdrungen. Sie fühlen die schrecklichen Übel, welche die Massen in dieser Stadt drücken. Sie handeln weniger nach Nebenmotiven und mehr nach Humanitätsprinzipien als Männer. Schließen Sie sie vom Stadtrat aus, so berauben Sie sich eines der höchsten, beständigsten und zuverlässigsten Antriebe zu einer wahren, ehrlichen und unermüdlichen Ausübung der Gesetze. Die Macht, mit der Sie die neuen Körperschaften Londons ausgerüstet haben, ist von der größten Tragweite. Es ist nicht recht, sie nicht mit allem zu versehen, was ihnen bei der Ausübung ihrer Pflichten helfen könnte, und nun wollen Sie die Frauen ausschließen und den Stadtrat des Einflusses berauben, den sie in einem so hohen und wohlthätigen Grade darin ausgeübt haben. Ich protestiere ernstlich dagegen, daß man von uns verlangt, in dieser Sache anderer Meinung zu [illegible] als das andere Parlamentshaus, und nicht [illegible] aller Werkzeuge zum Guten zu bedienen, [illegible] zur Hand liegen, und das aus trivialen Grün[illegible] und aus Bedenklichkeiten, die nicht wert sind, [illegible] man darüber nachdenkt."

* **In St. Petersburg** hat sich, angeregt [illegible] den Einfluß der dortigen Frauenbewegung, [illegible] Gesellschaft von Kapitalisten zusammengethan, [illegible] im Centrum der Stadt ein fünfstöckiges Hotel [illegible] bauen, das speziell für die Benutzung von Frauen bestimmt sein soll. Weibliche Angestellte, [illegible] es dort im kaufmännischen Lehrfache, in den Bureaux, in den Lombard- und andern öffentlichen Instituten eine ganze Menge giebt, sollen in diesem Hotel gute, billige möblierte Wohnungen, nicht über 12 Rubel (24 M.) monatlich, und ein angenehmes Heim finden. Das Hotel wird daher mehrere Arbeitssäle, eine Bibliothek, einen Turnsaal und eine Küche enthalten und den Bewohnerinnen jeden in den Grenzen ihrer Lebensführung möglichen Komfort zu bieten imstande sein. Bemerkenswert ist der Umstand, daß das ganze Unternehmen auf Aktien gegründet wird mit einem Kapital von 600 000 Rubel.

* **Aus Baku** geht uns eine Mitteilung zu, die Zeugnis ablegt von der wachsenden Unternehmungslust der dortigen Frauen. Durch einen größeren Bedarf an Arbeitskräften in den Nobel'schen Naphtawerken wurden die „Dworniki" d. h. die Hausportner, denen auch gewisse polizeiliche Funktionen zustehen, zur Fabrikarbeit herangezogen. Die Frauen derselben versehen ihr Amt, das im Straßenreinigen und Holztragen für die Einwohner besteht, mit großer Accuratesse und die messingne Polizeimarke mit der Inschrift: „dienstthuender Dwornik" an ihre Kopftücher heftend, entledigen sie sich auch der polizeilichen Obliegenheiten aufs sorgfältigste. Somit wäre der Typus der weiblichen Dworniki geschaffen, der bisher in Rußland noch nicht existierte, und das ist insofern eine sehr bemerkenswerte Thatsache, als die Dworniki der Polizeibehörde gegenüber eine große Verantwortung tragen.

* **Eine weibliche Verwaltung** hat die kleine Stadt Beattie in Kansas eingerichtet. Als Bürgermeister funktioniert die Frau eines Kaufmanns; auch die Stadtratstellen sind zum größten Teil mit Frauen besetzt. Das frühere Verwaltungspersonal wurde entlassen, weil es sich schwere Betrügereien hat zu schulden kommen lassen.

Digitized by Google

Der allgemeine deutsche Frauenverein (Vorsitzende: Auguste Schmidt) wird seine diesjährige Generalversammlung in Königsberg i./P. vom 1. bis 4. Oktober abhalten.

Der neue Volksschullehrerinnen-Verein zu Berlin ist von einer Freundin seiner Bestrebungen, die dem Verein als Ehrenmitglied angehört hat, mit einem Legat von 9000 M. bedacht worden.

Der Verein Frauenwohl in Danzig (Vorsitzende: Frau Dr. Heidfeld, Frau Dr. Baum) konstatiert für das Jahr 1898/99 eine ruhige Fortentwicklung seiner Institutionen. Die Realkurse wiesen eine in den 8 Jahren ihres Bestehens noch nie erreichte Zahl von 144 Teilnehmerinnen auf. Die stärkste Beteiligung fanden die Kurse über Kunstgeschichte und erfreulicher Weise die über Rechtskunde, in denen „die rechtliche Stellung der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuche" behandelt wurde. Den praktischen Wert der übrigen Veranstaltungen des Vereins, Kochschule, Bildungs- und Unterhaltungsabende, Stellenvermittelung, Bibliothek, Hauspflege, bewies eine erfreuliche, zum Teil wachsende Inanspruchnahme ihrer Leistungen von seiten des Publikums. In den Vorstands- und Vereinsversammlungen wurden Berichte über den Betrieb der verschiedenen Anstalten des Vereins und die Thätigkeit seiner Kommissionen gegeben, die Hamburger Anträge beraten, über den Stand der Mädchen-Gymnasien referiert und von den Petitionen Kenntnis genommen, die der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine dem Reichstage eingereicht hat. In der Versammlung am 2. März wurde beschlossen — wie es schon lange geplant war — das Verhältnis des Vereins als Zweigverein des Berliner Vereins Frauenwohl zu lösen.

Der Hauspflege-Verein in Charlottenburg (Vorsitzende Frau Kommerzienrat Heyl), der im Januar 1898 gegründet wurde, hat sich die Aufgabe gestellt, unbemittelte Familien während des Wochenbetts oder in Krankheitsfällen der Hausfrau durch geeignete Fürsorge vor dem Verfall zu bewahren. Es sind zu diesem Zweck eine Anzahl Frauen im städtischen Krankenhaus in den für die Pflege notwendigsten Hilfeleistungen ausgebildet und 25 Aufsichtsdamen unterstellt worden. Der Verein, dessen Thätigkeit sich wegen Mangels an Mitteln vorläufig noch in engen Grenzen halten mußte, hat in den ersten 11 Monaten seines Bestehens 124 Pflegen übernommen, was z. T. durch die Beihilfe der Stadt und die Schenkung eines Mitbürgers ermöglicht wurde.

Der Hauspflege-Verein zu Frankfurt a. M. (Vorsitzende Frau Prof. Flesch) hat auch im verflossenen Vereinsjahre seine Hauptthätigkeit auf die Erhaltung des Haushalts in unbemittelten Familien während des Wochenbetts gerichtet. Daß er damit einem starken Bedürfnis bei den beteiligten Klassen der Bevölkerung entgegenkommt, beweist die außerordentlich lebhafte Inanspruchnahme, die bei der Beschränktheit der Mittel in finanzieller Hinsicht leider zu einem erheblichen Fehlbetrag geführt hat. Die Zahl der geleisteten Pflegen ist auf 705 gegen 605 im Vorjahre gestiegen. Die Sitzungen des Damen-Komitees fanden wesentliche Bereicherung durch die Abhaltung von Vorträgen. Der Verein, der 876 Mitglieder zählt, ist dem Bund deutscher Frauenvereine beigetreten.

Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu Frankfurt a. M.

Über die seit 1½ Jahren hier bestehende Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen, welche unentgeltlich Rat und Auskunft erteilt, hielt Frau Friedericke Dessoff, die Vorsitzende der Rechtsschutzstelle, einen überaus klaren und interessanten Vortrag in der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Aus ihrem Bericht entnehmen wir das Nachstehende. Die Rechtsschutzstelle, die auf Anregung der Ortsgruppe entstand, hatte zu Beginn ihrer Thätigkeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Teil lokaler Natur waren, zum Teil aus dem Mißtrauen entstanden, das das Publikum einer bis dahin unbekannten Institution entgegenbrachte. Denn daß Frauen selbständig in Rechtsfragen entscheiden sollten und obendrein Frauen, die keine juristischen Kenntnisse hatten, das mußte von vornherein als ein aussichtsloses Unternehmen angesehen werden. Aber das ernste Wollen der Beteiligten überwand alle Schwierigkeiten. Durch einen Unterrichtskursus bei einem der hiesigen Rechtsanwälte wurden die arbeitenden Mitglieder in den Stand gesetzt, in den sich am häufigsten wiederholenden Fällen allein und ganz selbständig entscheiden zu können. Und seit das Bureau sich in den Räumen der Freien Bibliothek und Lesehalle befindet, hat sich der Zuspruch in den

Digitized by Google

Sprechstunden, die an drei Nachmittagen der Woche stattfinden, außerordentlich gehoben. Eine fest angestellte Sekretärin arbeitet dort, unterstützt von einer oder zwei Damen. Von allen Fällen wurden dreiviertel mit Erfolg erledigt. Das Zutrauen in der Bevölkerung zu dieser segensreichen Institution wächst täglich mehr, und es ist sehr zu wünschen, daß auch andere Städte — wie es Mannheim und Nürnberg bereits gethan haben, — das Beispiel Frankfurts nachahmen.

Der Kindergarten-Verein zu Breslau

(Vorsitzende: Frau Dr. Jenny Asch, Frau Elise Striemer) veröffentlicht seinen Vorstandsbericht über das Vereinsjahr 1898/99. Der Verein, dessen Vorsitz erst seit Anfang des Berichtsjahres in den Händen einer Frau liegt, unterhält 11 Kindergärten, ein Kindergärtnerinnen-Seminar, eine Kinderpflegerinnen-Anstalt und im Anschluß an diese beiden Institute eine ausgedehnte Stellenvermittelung. Die Kindergärten wurden von 836 Kindern besucht. Das Kindergärtnerinnen-Seminar entließ im September 1898 13, im März 1899 14 Schülerinnen nach bestandener Prüfung. Die Kinderpflegerinnen-Anstalt hielt im Berichtsjahr 4 Entlassungsprüfungen, die von im ganzen 71 Schülerinnen bestanden wurden. Die Stellenvermittelung besetzte bei 410 Anfragen 34 Stellen mit Kindergärtnerinnen, 94 mit Kinderpflegerinnen. — An der Ausstellung der Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung, die Pfingsten 1898 in Breslau tagte, beteiligte sich der Verein mit einer Darstellung des methodischen Lehrganges der [illegible]schen Kindergarten-Beschäftigungen, die in Sachkreisen eine sehr günstige Beurteilung fand. Eine fernere Anerkennung von seiten der Stadt ist auch die während des letzten Berichtsjahres weitergeführte Lehrthätigkeit der Kindergärtnerinnen an den städtischen Hilfsschulen für schwachbefähigte Kinder anzusehen. Der Verein wird subventioniert durch den Provinzial-Ausschuß von Schlesien und durch die städtischen Behörden.

Der Frauenbund zum Wohle alleinstehender Mädchen und Frauen zu Frankfurt a. M.

(Vorsitzende: Frau Rommel, Frau Scharff-Behrends) hat in der Organisation und Leitung seines Heims (Langestr. 36) nach seinem Jahresbericht von 1898 einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen. Der Besuch des Heims nahm so zu, daß zeitweise nicht alle Anfragen befriedigt werden konnten. In Bezug auf die geschäftlichen Ergebnisse schließt das Betriebsjahr 1898 dank den Subventionen verschiedener Gönner des Vereins günstiger als das vorige, und es steht zu hoffen, daß das Heim bald dahin kommt, sich selbst zu erhalten. Der stärkere Besuch ist wohl als eine Folge der Bekanntmachung des Heimes durch entsprechende Plakate in den Wartesälen größerer Stationen Nord- und Süddeutschlands zu betrachten.

Bücherschau.

„Vater Robinson". Roman von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart 1899. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachf.) Wilbrandts neuer Roman setzt überaus glücklich ein. Wieder ist Wilbrandt, seiner alten, lieben Gewohnheit getreu, durch die Städte der Menschen gezogen wie ein moderner Diogenes, den Menschen nach seinem Herzen zu suchen. Und er hat ihn in Vater Robinson gefunden. Ein wundervolles Original, dieser liebe, alte Herr! In seiner Jugend hat er ein abenteuerndes Leben geführt, sogar unter die Afrikaforscher ist er gegangen, und dann hat ihn das Unglück, das ihn traf, die Untreue seiner Frau, die er liebte, seltsamlich gereift. Er ist ein Erzieher, freilich kein gewerbsmäßiger, geworden. Wo er eine Menschenpflanze findet, die „schief" zu wachsen droht, da muß er Halt machen und sie pflegen nach Art eines guten Gärtners. Und Liebe heißt das Geheimnis, durch das er die Herzen sich gewinnt. Aus seiner reichen Weltanschauung heraus hat Wilbrandt diesen „Vater Robinson" gestaltet, und sein Roman gehört zu den Büchern, die den Leser bereichern. In Erfindung der Fabel ist Wilbrandt leider weniger glücklich gewesen, die Lösung hat etwas Gewaltsames, und der Schluß ist künstlerisch nicht recht befriedigend: man nimmt diese Übel in Kauf gegen Vorzüge, die wahrlich nicht alltäglich sind. E. H.

„Ernste Antworten auf Kinderfragen." Ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus von Dr. phil. Rudolph Penzig. II. Auflage. (Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Preis 2,80 Mark.) In verhältnismäßig kurzer Zeit ist eine zweite Auflage des Buchs nötig geworden. Ein Beweis dafür, daß die rein ethische Auffassung der Erziehungsprobleme — denn damit möchte sein Geist am besten bezeichnet sein — einen bedeutenden Kreis von Vertretern hat. Wir haben schon bei der Besprechung der ersten Auflage (in dem Artikel Kinderpsychologie, 4. Jahrgang S. 449) unsere Bedenken in Bezug auf die Behandlung verschiedener Probleme, wie sie dieser Standpunkt mit sich bringt, nicht verhehlt, benutzen aber andererseits gern die Gelegenheit des Erscheinens einer neuen Auflage, um nochmals auf vieles Beherzigenswerte hinzuweisen, das der Verfasser geboten hat.

„Von zarter Hand". Roman von J. R. zur Megede. 2 Bde. (Stuttgart u. Leipzig 1899. Deutsche Verlags-Anstalt.) Megede hat sich schnell bekannt gemacht, er ist schnell zu einem der beliebtesten Erzähler geworden, und das mit gutem Recht. Er schreibt flott und pikant, seine Darstellung ist fesselnd, seine Gesellschaftsschilderung ist

Digitized by Google

treffend. Auch sein neuer Roman bewährt diese Vorzüge. Er ist in Tagebuchform geschrieben — das Tagebuch eines Grafen, der zur Regelung seiner finanziellen Verhältnisse längeren Urlaub in seiner diplomatischen Carrière nehmen mußte, einen Urlaub für immer — und Megede hat den Ton vortrefflich getroffen. Er besitzt die glückliche Fähigkeit, Typen der modernen Gesellschaft lebendig hinzustellen; er kennt die Kreise, die er schildert. Vor allen Dingen, er ist ein gewandter Feuilletonist, und der löst von Zeit zu Zeit den Romancier ab. So ist sein Buch durchweg unterhaltend, und man mag — und das soll hier kein Vorwurf sein — die feuilletonistischen Plaudereien, z. B. die angesichts des Potsdamerplatzes in Berlin, zu den besten Partieen des Buches rechnen. Es ist „leichte" Lektüre, die Megede bietet, aber auch die hat ihr Daseinsrecht. Man darf sogar behaupten, daß gerade auf diesem Gebiet bei uns ein Mangel herrscht. E. H.

„Memoiren einer Idealistin." Von Malvida von Meysenbug. 3 Bände. (Berlin, Schuster und Löffler.) Über Malvida von Meysenbug ist in der Märznummer der Frau eingehend gesprochen worden. Ihr Hauptwerk, die Memoiren einer Idealistin, erscheint, nachdem es lange Zeit vergriffen war, jetzt in der 4. Auflage. Es bietet eine feine Darstellung der interessanten Erscheinungen und Probleme, die die Aufnahme großer sozialer Gedanken und Interessen von einem durchaus aristokratisch gestimmten Empfinden ergeben muß. Auch in der Charakteristik fast aller Geister, die in der 48er Bewegung eine Rolle spielten, ist es, wie kaum eine andere litterarische Erscheinung, ein Ausdruck der Gedankenwelt wie des öffentlichen Lebens jener Zeit, insbesondere des Frauenanteils an ihren Idealen und ihrem Streben. Wir dürfen uns mit dieser kurzen Charakteristik hier begnügen, da in dem bereits erwähnten Artikel im Märzheft auch die Memoiren einer Idealistin, und zwar durch die Feder von Felix Poppenberg, eine eingehende Würdigung erfahren haben.

„Bacon-Shakespeares Venus und Adonis". Ein buchstäblich genauer Wiederabdruck der ältesten Original-Ausgabe vom Jahre 1593, verbunden mit der ersten wort- und sinngetreuen Übersetzung und Erläuterung. (Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag, 1899. Pr. 20 M.) Die Bormannschen Shakespearebücher (Das Shakespeare-Geheimnis; Der historische Beweis der Bacon-Shakespeare-Theorie u. a.) haben Aufsehen genug erregt, ob sie nun begeisterte Anhänger oder entschiedene Gegner fanden. Sie sind bei der Erörterung der Frage, ob sich hinter dem Schauspieler Shakespeare Francis Bacon verbirgt, jedenfalls an erster Stelle zu berücksichtigen. Das vorliegende Buch vervollständigt das in den erwähnten Bänden aufgespeicherte Material. Venus und Adonis, das im Jahre 1593 erschien, war bekanntlich das erste Buch, auf dem der Name William Shakespeare genannt wird. Es war dem jungen Grafen Southampton gewidmet und erscheint als eine glutvolle Liebesdichtung, an der manches auch bei aufmerksamer Lektüre unverständlich und sonderbar bleibt. Die Erklärung, mit der sich die Forscher meistens abfinden, daß hier eben der schwerfällige Geschmack der Zeit oder die Ungelenkheit des Dichters (der doch der sprachgewaltigste aller Zeiten ist) schuld sei, genügt Bormann nicht. Die Zeit, in der das Gedicht entstand, sah auch Spencers Fairy Queen und die allegorischen Dichtungen Sir Philip Sidneys, und dieser Umstand, verbunden mit manchem anderen, läßt Bormann die Hypothese aufstellen, Venus und Adonis sei gleichfalls ein parabolisches Gedicht, und zwar besage die Parabolik der Dichtung, daß der junge Rechtsgelehrte, Philosoph und Naturforscher Francis Bacon der wahre Dichter, der Schauspieler Shakespeare aber nur die Maske dieses Dichters ist. Den Beweis dieser Behauptung sucht Bormann mit erstaunlichem Fleiß und Scharfsinn zu führen und enthüllt dabei eine Menge von Detailkenntnissen in der Zeitgeschichte und der Heraldik. Wenn uns hier und da seine Beweisführung zu ausgeklügelt vorkommen will, so muß man die kniffliche und mystische Art derartiger Allegorien dabei in Betracht ziehen. Ein Urteil über das Resultat der Beweisführung kann hier nicht gegeben werden; das Buch will auf das eingehendste studiert und in jeder Einzelheit abgewogen sein. Jedenfalls bietet es aber auch für den Nichtgläubigen eine Fülle interessanten Materials, schon durch die illustrativen Beigaben über das Wappen Bacons, das in Venus und Adonis nach Bormanns Darstellung eine Hauptrolle spielt; die zahlreichen Bildertafeln zur Heraldik, Allegorie- und Parabelkunde, die Facsimiles zur Bücher- und Schriftenkunde, die Porträts, Pläne und Ansichten, im ganzen über hundert an der Zahl, sind unter diesen Veröffentlichungen vom höchsten Interesse.

Privattestament und Nottestament nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das deutsche Reich. Handbuch zur Errichtung von letztwilligen Verfügungen für jedermann ꝛc. von J. Marcus, Amtsgerichtsrat in Tilsit. (Berlin, Louis Marcus, 1899. Pr. 2 Mark. In einer Zeit, in der die Frauen danach streben, sich auch in der Gesetzeskunde die für das gewöhnliche Leben erforderlichen Kenntnisse anzueignen, und in der doch eine bedeutende Umwälzung in der Rechtspflege die Erwerbung dieser Kenntnisse erschwert, müssen wir mit Dank ein Buch begrüßen, das dazu angethan ist, wenigstens ein spezielles Gebiet dieses weiten Berufs auch dem Laien klarzulegen. Die vorliegende Schrift ist so allgemein verständlich geschrieben, daß sie jedem aufmerksamen Leser, auch wenn er keinerlei Vorkenntnisse mitbringt, ein Ratgeber sein kann. Wenn das B. G.-B. auch einerseits für das Privattestament eine große Vereinfachung einführt (jede eigenhändige Urkunde, die den letzten Willen eines geistig gesunden, nicht entmündigten, volljährigen Menschen enthält, hat, auch ohne Mitwirkung oder Unterschrift eines Beamten, Gesetzeskraft), so giebt es doch noch viele schwierige Fälle, in denen nur eine genaue Kenntnis der gesetzlichen Vorschriften es ermöglicht, ein giltiges Testament zu machen. Allen diesen vielseitigen Schwierigkeiten trägt die Schrift Rechnung. Sie erklärt zunächst den Begriff des Testamentes, weist auf das gesetzliche Erbrecht hin, und was dann des weiteren über Inhalt, Form und Aufnahme der verschiedenen Testamente gesagt wird, erläutern 26 Beispiele aus dem praktischen Leben aufs glücklichste. Der Preis muß angesichts der Fülle von Belehrung, die das Buch enthält, und der faßlichen Darstellung eines sonst für Laien recht spröden Stoffes als billig bezeichnet werden.

Digitized by Google

„Naturkunde für mittlere und höhere Mädchenschulen." Auf Grund der Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet von Dr. Theodor Schmidt und Friedrich Drischel. Teil I. (Breslau, Verlag von Max Woywod.) Der von Drischel bearbeitete erste Teil des Werkes behandelt den naturkundlichen Stoff für 80 Lehrstunden des 4. Schuljahres. Wenn auch der Stil an einzelnen Stellen die Bestimmung des Buches für neun- bis zehnjährige Kinder verleugnet, mit denen man z. B. kaum über die „Grundbedingungen des Pflanzenlebens" reden kann, so hat der Verfasser doch andererseits den verschiedenen Forderungen, die an ein naturkundliches Lehrbuch gestellt werden, durch Auswahl und Anordnung des Stoffes zu entsprechen gewußt. Die Auswahl besonders des botanischen Stoffes ist im Hinblick auf die Entwicklung der elementaren naturkundlichen Begriffe methodisch geschickt, und zugleich wird die Jahreszeit überall so berücksichtigt, daß das Buch gerade in dieser Beziehung brauchbarer sein wird, als der größere Teil der bis dahin erschienenen Lehrbücher. Daß die Anordnung nicht nach Lebensgemeinschaften gemacht ist, ist für den Anfang des naturkundlichen Unterrichts, der das Material erst herbeizuschaffen hat, jedenfalls kein Nachteil. Im zoologischen Teil könnten die Abbildungen besser sein. Da ist z. B. eine Darstellung des Wildschweines, die kaum den perspektivischen Gesetzen entsprechen dürfte.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

König von Rom von Ch. Laurent, übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Verlag von H. Schmidt und C. Günther, Leipzig. Brosch 4,60 Mark.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Erfrischende Fruchtspeisen.

Wer Flammris von köstlichem Geschmack begehrt, sollte sie mit Brown & Polson's Mondamin herstellen. Ein Pfund Mondamin ist überall für 60 Pf. zu haben und ist es so ergiebig, daß sich aus einem solchen Packet 12 Flammris für je vier Personen bereiten lassen. Die Kosten des Mondamins werden daher für einen Flammri so gering, daß es sich jeder gestatten kann. Mondamin ist überall erhältlich. Auch sind neue Recepte in einem Büchlein von Brown & Polson, Berlin C. 2, kostenlos franco zu haben.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Friedenau, Fregestraße 40.

(Vom 1. Oktober **Marienfelde**, Berlin-Dresdener Bahn.)

Beginn des nächsten Kursus am 1. Oktober. Meldungen zu richten an

Berlin, Eichhornstr. 6.
Friedenau, Fregestr. 41.

Elvira Castner Dr. D. S.

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer**,
in Firma **J. Proskauer, Leipzig**, Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis** 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Digitized by Google

Sonntagskinder. Märchenspiel von Käte Josl. Kommissionsverlag von Otto Maier, Leipzig.

Ave Imperator von J. Haardt. **Max Klemann**, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Brosch. 4 Mark, gebd. 5 Mark.

Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei von M. Hesdörffer Lieferung 2 und 3 à 75 Pf. Gustav Schmidt, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 48.

Wahre und falsche Frauen-Emanzipation von P. Aug. Rößler. C. SS. R. Jos. Rothsche Verlagsbuchhdl., Stuttgart.

Kurzgefaßte Geschichte der Kunst von E. Wickenhagen. Paul Neff Verlag, Stuttgart. Gebd. 5 Mark.

Kleine Mitteilungen.

Allgemeine Diakoniekurse für Jungfrauen oder Frauen gebildeter Stände veranstaltet der Ev. Diakonieverein (Direktor: Professor D. Dr. Zimmer) in Berlin-Zehlendorf regelmäßig vom Oktober dieses Jahres ab. Jeder Kursus dauert 6 Wochen. Der Unterricht ist unentgeltlich; für Wohnung und Verpflegung wird ein Teil der Selbstkosten bezahlt. Der Lehrplan umfaßt: kurzgefaßte Bibelkunde unter zusammenhängender Erklärung ausgewählter Schriften des Alten und Neuen Testaments; die Arbeitsfelder der gesamten Wohlfahrtspflege, besonders der weiblichen Diakonie; Besichtigung der hauptsächlichsten Anstalten der Diakonie, der Inneren Mission und der Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin und Umgegend; Berufsordnung; Gesundheitslehre einschließlich mikroskopischer Besichtigung gesundheitsschädlicher Kleinwesen; theoretische Vorschule der Krankenpflege; die Krankenküche.

Heilanstalten für Alkoholkranke weiblichen Geschlechtes sind neuerdings mehrfach gegründet worden, da die Anstalten für männliche Trinker beständig Anmeldungen, bei denen es sich um alkoholkranke Frauen und Mädchen höherer und niederer Stände handelte, aus Mangel an einer Abteilung für weibliche Patienten zurückweisen mußten. In Plötzensee bei Berlin besteht seit einiger Zeit eine solche Anstalt, das Frauenheim „Sichar". Es enthält ein Pensionat für Alkoholkranke weiblichen Geschlechts. Bedingungen nach Übereinkunft. Das Heim bietet seinen Patienten volle Zurückgezogenheit und einen herrlichen Waldaufenthalt. Nähere Auskunft erteilen: der Vorsteher, Pastor Hahn, oder die leitende Schwester, Diakonisse Lydia Wolff, daselbst.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel**, geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperſonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Das

photographische Atelier

von

Frau **Gertrud Bierenz**,

Neue Friedrichstr. 70,

empfiehlt sich zur Anfertigung aller modernen Photographieen zu billigen Preisen. **Gruppenaufnahmen** auch außer dem Hause.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz**, gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.**, Blumenthalstr. 12 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Frankreich.

Französische Dame, Oberlehrerin am Mädchengymnasium, wünscht 3 bis 4 junge Ausländerinnen in Pension zu nehmen. Angenehmes geselliges Familienleben. Französische Privatstunden im Hause. Auf Wunsch Besuch des Gymnasiums. Paris per Bahn in 1½ Stunde zu erreichen. Austausch von Referenzen.
Melle **Mattmann,**
Professeur agrégée de l'Université,
Amiens, 21 rue Dufour.

Stresa am Lago Maggiore.
Villetta Heimath.

Priv. Zimmer für reisende **deutsche Damen** auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.

Frau Professor **Polli.**

Damen-Loden

u. **Cover-Coat,** ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. **Reise, Sport** u. **Fahrrad** geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Wiesbaden

Emserstrasse 36.

Kleines Familienpensionat in schöner, freier Lage im Hause des Arztes. Angenehm für **Gesunde** und ebenso passend für **Pflegebedürftige** jeder Art. Vorzüglich geeignet für **Damen, junge Mädchen** und **Knaben,** die auf Wunsch vollen Familienanschluß erhalten. Kräftige norddeutsche Küche **Bäder** und verschiedene Arten von **Gymnastik** im Hause. Nähere Auskunft und Referenzen auf Verlangen umgehend.

Dr. **Max Conrad** u. Frau.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½3—¼4. 2]

Digitized by Google

Der „**Thüringer Verband zur Begründung eines Feierabendhauses für Lehrerinnen**“ unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin von Sachsen hat sich die Aufgabe gestellt, für den Bau und die Erhaltung eines Feierabendhauses für Lehrerinnen durch Beschaffung der nötigen Mittel zu wirken. Durch die Errichtung eines Feierabendhauses soll den nicht mehr im Beruf stehenden Lehrerinnen Gelegenheit geboten werden, für entsprechend geringe Mittel ein standesgemäßes Unterkommen zu finden. Zur schnelleren Förderung dieses Unternehmens findet die Veranstaltung einer Lotterie statt. Nach eingeholter Genehmigung ist diese zugelassen in der Provinz Sachsen, dem Großherzogtum Sachsen, den Großherzogtümern Coburg-Gotha, Anhalt, Altenburg, Meiningen und den Fürstentümern Schwarzburg-Sondershausen und Reuß älterer und jüngerer Linie. Es sollen 100 000 Lose zum Preise von 1 Mark das Stück ausgegeben werden. Die Zahl der Gewinne beträgt 4478 im Gesamtwerte von 50 000 Mark. Die Gewinne sollen aus wertvollen Industriegegenständen bestehen, bei deren Ankauf in erster Linie Gewerbetreibende der Thüringer Lande berücksichtigt werden. Die Verlosung findet am 15. und 16. November 1899 statt. Der Vertrieb der Lose findet in den Thüringer Staaten, der Provinz Sachsen und in Anhalt und zwar durch die gütige Mitwirkung der Lehrer und Lehrerinnen der vorbezeichneten Lande, sowie durch Freunde und Gönner des Lehrerstandes statt.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** verdanken ihren Weltruf der mustergiltigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum electrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12

Berlin W., Mauerstr. 85.

Das Heim

des

Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

zu

Berlin, Potsdamerstraße 40 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

Preise von 2 Mark pro Tag an.

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Herausgegeben von Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

6. Jahrg. Heft 12. September 1899.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Der Dichter des Unfaßbaren.

Von

Frida Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten.

Vor drei Jahren saß ich einmal an der Gasttafel einer Sommerpension neben einer klugen, sehr unterhaltenden, aber durchaus nüchternen, praktisch veranlagten Frau, die zu allgemeiner Erheiterung mit lustigem Spott über einen „ganz verrückten" modernen Dichter herzog. Sie hatte eines seiner „Stücke" gelesen, und das mußte, nach dem, was sie davon berichtete, der auserlesenste Blödsinn sein, auf den die hysterische Phantasie eines decadenten Originalitätshaschers nur verfallen konnte. Der Dialog: ein blödes Gestammel von Nichtigkeiten; die Handlung: Mord und Totschlag, so roh und naiv dargestellt, wie in den Schauerballaden einstiger Bänkelsänger; als tragischer Held: ein König, der an den erwürgten Leichen seiner Angehörigen in die großen Worte ausbricht: „Ich möchte gern Salat essen!"

Dieser Bericht machte mich neugierig, so daß ich die köstliche Farce selbst zu lesen beschloß, weil ich mir von ihrer unfreiwilligen Komik großes Vergnügen versprach.

Und da erlebte ich, was Saul erlebte, als er auszog, um eine Eselin zu suchen, und ein Königreich fand.

Als ich das verlachte Drama las, ward mir die schönste Überraschung, die ich kenne: ich erwartete einem unfreiwilligen Spaßmacher zu begegnen, und siehe! vor mir stand mit tiefem Träumerblick, ernst und mächtig, einer von den großen Einsamen: ein Dichter von Geblüt.

Denn das „komische" Stück hieß „Prinzeß Maleen" und sein Dichter „Maurice Maeterlinck".

Nachher habe ich viel über den rasch zu Bedeutung gelangten vlämischen Dichter gelesen und gehört.

Digitized by Google

Die einen vergleichen ihn mit Edgar Allen Poe, da sie wähnen, das Wesentliche der Maeterlinckschen Dichtung sei das Graulichmachen, und das, sagen sie, habe der Amerikaner doch noch viel besser gekonnt. Andere, die von dem Ungewöhnlichen seiner Art und Weise begeistert sind, nennen ihn gar den belgischen Shakespeare.

Und noch andere, kühle, verstandesmäßige Urteiler, sehen in der Maeterlinckschen Kunst bloß ein mit Raffinement konstruiertes Blendwerk, ein sehr überlegtes Arbeiten auf Effekte hin.

Dies alles scheint mir gleicherweise unzutreffend. Ich glaube, daß Maeterlinck so wenig Dramatiker ist, wie d'Annunzio, so wenig „kaiseur" wie Leo Tolstoj. Und gar Poe? Maeterlinck hat ungefähr so viel Ähnlichkeit mit Poe, wie Gerhard Hauptmann mit Alexandre Dumas père.

Irgend jemand hat einmal ganz treffend gesagt: „Das Talent macht, was es kann, das Genie, was es muß."

Das „Muß", unter dessen Zwang der Genius sein Werk vollbringt, offenbart sich in den Werken weniger durch künstlerische Vollendung, — diese kann das bewegungsfreiere Talent eher erreichen — als durch einen großen, alles beherrschenden Zug, ein Besessensein von etwas, das gewaltsam nach Ausdruck drängt. Und die Wirkung solcher genialen Besessenheit auf andere ist ein unmittelbares Ergriffenwerden, ein Beunruhigtwerden, eine Nötigung aufzumerken.

Besessen von einem alles andere beherrschenden, nach Ausdruck drängenden Weltempfinden erscheint mir Maeterlinck.

Die Welt, die er in seinen Dichtungen zu gestalten gesucht, ist eine Welt, die wir mehr oder minder deutlich ahnen, in die wir aber mit unseren Sinnen nicht mehr einzudringen vermögen. Maeterlinck sieht und hört und begreift, wo das Sehen und Hören und Begreifen der gewöhnlichen Menschen aufhört. Er hat gleichsam die Gabe des zweiten Gesichts.

Die Aufnahmefähigkeit der Menschen, ihre Empfänglichkeit für das, was sich ihnen durch die Pforten der Sinne andeutungsweise offenbart, ist ja bei den einzelnen dem Grade nach sehr verschieden.

Je grobnerviger der Organismus ist, desto einfacher wird die Fülle der Erscheinungen sich darstellen, desto dicker werden die Urteile ausfallen, desto reinlicher wird in schön und häßlich, in gut und böse geschieden werden.

Die Leute mit den robusten Nerven schaffen Werte, finden den Mut des Richtens und sind die eigentlichen Aktionsnaturen, die Menschen der gesunden Kraft.

Ein langer, langer Weg mannigfacher Abstufungen führt von der Auffassungsweise dieser Hartstahlmenschen bis hin zu der feinnervigen, übersensitiven, leidensvoll empfänglichen Natur eines Maeterlinck, der so zu sagen das Gras wachsen hört und hinter der Sinnenwelt eine andere, verborgene Welt als etwas wirklich Gegenwärtiges fort und fort drückend fühlt.

Denn zwischen dem bloßen Wissen und Vermuten einer Sache und dem lebendigen Empfinden derselben ist ein großer Unterschied. Nicht wahr? — Wir alle wissen, daß wir sterben müssen, aber wie anders ist das jähe, atembeklemmende Wirklichkeitsgefühl des Todes und der Unentrinnbarkeit des Todes! Es stellt sich nur auf Momente ein, — auch ohne äußeren Anlaß, ganz plötzlich, wie eine aufblitzende Hellsichtigkeit, die, zum Glück, ebenso rasch verschwindet, in unserer erschreckten Seele jedoch das

Digitized by Google

Bewußtsein zurückläßt, daß wir für gewöhnlich von der Natur mit einer Schutzhülle von Blindheit, Taubheit und Stumpfheit verwahrt sind.

So wissen wir alle, daß wir mitten in einer Welt leben, von der uns nur ein bestimmter, scharf umgrenzter Ausschnitt erkennbar ist: das Resultat des Zusammenkommens der Kräfte außer uns mit den Tastorganen unserer mehr oder minder entwickelten Sinne und Nerven. Was außerhalb der Aufnahmefähigkeit unserer Sinne ist, bleibt in ewiges Dunkel und Schweigen gehüllt. Wir wissen, daß die Welt, die wir wissen, nur ein undeutlicher Schimmer ist aus einer Welt, die wir nicht wissen. Über dieses bedrückende Wissen vom Nichtwissen hat sich die Menschheit hinweggeholfen in gesundem Erhaltungstrieb, indem sie mittelst ihrer wertvollsten Kraft, der Phantasie, die ungewußte Welt nach Wunsch und Bedürfnis ausmalte und also ihre Religionen schuf.

Maeterlinck entwirft keine Phantasiebilder vom Jenseits, aber er fühlt dessen Hineinragen ins Diesseits so drückend, so deutlich, so überwältigend gegenwärtig, daß ihm die sogenannte Wirklichkeitswelt mit all ihren wichtigen, ernsthaften Angelegenheiten daneben ins Schattenhafte verblaßt.

Einem Nachtwandler ähnlich, bewegt er sich tastend auf den dünnen Grenzen der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt.

Die Menschen sieht er als im Halbdunkel tappende Wesen, unfrei, von Mächten bestimmt, die sie nicht kennen, von Trieben bewegt, die sie nicht verstehen, hilflos tastend, dem Verhängnis wehrlos preisgegeben.

Diese Abhängigkeit, Hilflosigkeit, Blindheit ist ihm am Menschendasein das Eindrücklichste, und zu den Hauptpersonen seiner Dichtungen wählt er mit Vorliebe solche, bei denen die Ohnmacht recht augenfällig ist, wie kindliche Frauen, schwache Greise, Kranke, Blinde. Er zeigt sie mit ihren unklaren, kurzen Gedanken, ihrem Beeinflußtsein von ihrer leblosen Umgebung, ihrer Unsicherheit, ihrer dunklen Furcht, ihrem stummen Dulden und Lieben.

Die Maeterlinckschen Menschen stehen ihrem Erleben in hilflosem Staunen gegenüber, das Schicksal überkommt sie. Nicht nur die Märchengestalten der kleinen Prinzeß Maleen und der kleinen Melisande, die von unbeschreiblicher Zartheit sind, sondern meist auch die scheinbar Brutalen. So der finstere Golaud, Melisandens Gemahl. Er hat Melisande einmal in einem Wald gefunden und hat sie mitgenommen in das düstere Schloß seines alten, kranken Vaters, damit sie Licht und Freude dahin bringe. Aber Melisande versinkt selbst in der Schwere und Düsterkeit und Stille ihres neuen Wohnorts. Bis der junge Bruder Golauds kommt. Der weckt das Blühen in ihr. Nur sie weiß nicht, was ihr geschieht. Aber Golaud ahnt, was sich da unter seinen Augen still vollzieht. Angst, dunkle, dumpfe Angst und Zweifel peinigen ihn. Er dürstet nach Gewißheit. Sein kleiner Sohn, Melisandens Stiefsohn, verrät in seiner Unschuld allerlei, was dem Verdacht Golauds Nahrung giebt. Immer aber wagt er nicht einzugreifen, weil er nichts Sicheres weiß. Bis er einmal nachts im Garten den Bruder Pelleas mit Melisande stehen sieht. Da faßt alle ein Schauer: jetzt muß sich das schwere Schicksal, das lange wie Gewitterwolken über ihnen gebrütet hatte, irgendwie vollziehen. Golaud ersticht den Bruder, „weil es einmal so Brauch ist." Er handelt einfach unter dem Zwang überkommener Vorstellungen, unter der Herrschaft eines blinden Gattungstriebes, mit dem sein persönliches Sehnen und Wollen so wenig zu thun hat. Und dann, als er die nachsterbende Melisande weinend bittet, ihm zu verzeihen, fragt sie in dumpfem Verwundern: warum? was hast du denn gethan? Sie

Digitized by Google

empfindet, was geschieht, als Verhängnis, vor dem es kein Entrinnen gab, gegen das man sich also auch nicht auflehnen kann. Sie mußte den Pelleas lieben, und der andere mußte ihn töten, und ihr neugeborenes kleines Mädchen muß dieselbe schwere, dunkle Leben von neuem durchleiden, und sie, die sich so gern gefreut hätte, muß sterben.

Das Gewaltsame, Brutale, wie die Tötung des milden Pelleas und die noch um vieles krassere Ermordung der kleinen Prinzeß Maleen wirken vielleicht ziemlich befremdlich bei einem so zartgestimmten, nervös-sensitiven Dichter. Wenn er wirkliche Menschen mit bestimmtem, individuellem Gepräge zeichnete, würde man solche Roheiten heute kaum erträglich finden. Aber Maeterlinck will nicht bestimmte Menschen vorführen, sondern Menschliches, in beliebigen Einzelwesen verdeutlicht, und er erzählt nicht besondere Begebenheiten, sondern in großen typischen Zügen die Begebenheit des Menschentums. Er greift daher gern, um seine Idee zu gestalten, zu kindlichen Märchenstoffen aus alten Tagen.[1]) Die Verwechslung der alten bekannten Märchenfiguren: Prinz, unbekannte Königstochter, die als Magd dient, böse Königin u. s. w. mit wirklichen Individuen ist ausgeschlossen. Die Personen in den Maeterlinckschen Dramen sollen nicht leben, sie sollen das Leben bedeuten. Darum hat der Dichter drei seiner kleineren Dramen ausdrücklich als für Marionetten geschrieben bezeichnet. Maeterlinck vertritt hier, wie andere der begabtesten unter den jüngsten Dichtern, die bewußte Absage an den Naturalismus der Zolaschule und sein Extrem: den Symbolismus. Am erschütterndsten kommt das Thema von der Blindheit und Verlassenheit des Menschengeschlechts in dem symbolischen Drama „les aveugles" zum Ausdruck.

Eine Anzahl blinder Männer und blinder Frauen leben auf einer bewaldeten, doch sonst ganz öden Insel unter der Obhut eines Priesters.

Bei kaltem, windigem Wetter hat der Priester seine Zöglinge spazieren geführt in den Wald, der Meeresküste zu. Er selbst ist schwach und matt, aber die Blinden wissen nichts davon, — sie sehen ihn ja nicht. Auf einmal antwortet er ihnen nicht mehr. Da meinen sie, er habe sich entfernt, und setzen sich hin, um seine Rückkehr zu erwarten, ohne zu ahnen, daß der Priester mitten unter ihnen ist, aber vom Tod ereilt.

Mit dieser Situation beginnt das Drama. Sein ganzer Inhalt ist die Unterhaltung der verlassenen Blinden, die so lange geduldig und doch vergeblich warten, bis sie in hilflose Angst geraten, weil die Nacht hereinbricht und es zu schneien beginnt und sie nicht wissen, wo sie sich befinden und wohin sie sich wenden sollen, da der Führer sie im Stich gelassen hat.

Vom künstlerischen Standpunkt ist das Bewundernswerteste an den erwähnten Dramen die Stimmung. Die ganze Natur läßt Maeterlinck mitklingen in seinen Phantasieen über Verlassenheit, Blindheit, ahnungsschwere Düsterkeit und Tod. Die Weiden rauschen seine Melodie, der Springbrunnen schluchzt sie, Eulen krächzen sie, der Wind seufzt sie, so daß gleichsam in alle Pforten unserer Sinne die Empfindung eindringt, die der Dichter verdeutlichen will.

---

[1]) So ist die „Prinzeß Maleen" dem in der Grimmschen Sammlung enthaltenen niederdeutschen Volksmärchen „Jungfer Maleen" entnommen, nach Name und Stoff. Da der Vlame Maeterlinck in französischer Sprache schreibt, so mußte er den Namen Maleen der französischen Aussprache entsprechend in Maleine umwandeln. Daß die deutschen Übersetzer diese französisierte Schreibart beibehalten haben, scheint mir unrichtig. Maeterlincks Namen sind fast durchweg nicht französisch, sondern niederdeutsch.

Digitized by Google

Dagegen halten die Personen keine erklärenden Reden, ihre Äußerungen beziehen sich Allereinfachstes, Nächstliegendes. Was sie treibt und in den Tiefen ihrer Seelen gt, können sie nicht ausdrücken; wir müssen es fühlen.

Die „Stummen des Himmels" unter den Menschen, die Einfältigen, Schlichten, sind für Maeterlinck die eigentlich schönen, interessanten Menschen.

In einer seiner dramatischen Dichtungen „Aglavaine et Sélysette" sagt er ial:

„On va toujours aux âmes qui savent se montrer; et l'on devrait apprendre celles qui ne se montrent pas sont aussi belles que les autres . . . . . peut-être plus belles puisq'elles ne s'en doutent pas."

Gerhard Hauptmanns Fuhrmann Henschel, seine verhungerten Weber und sein nnele sind Seelenverwandte der stark empfindenden und wenig ausdrucksfähigen rsonen Maeterlincks. Ohne Zweifel ist mehr Wesensverwandtschaft zwischen Maeterlinck d Gerhard Hauptmann als zwischen Maeterlinck und Edgar Allen Poe, mit dem die chtversteher ihn gern vergleichen.

Die ausschweifende Poe'sche Phantasie ist künstlich überhitzt durch Gott weiß as für Opiumräusche, und das Unheimliche, Schauerliche, Grausige ist ihm Selbstzweck. eine Spuk- und Schauergeschichten lesen sich wie tolle Fieberträume; dabei sind sie realistisch gehalten, in so nüchternem Berichterstatterton vorgetragen, daß sie wie zu Protokoll genommene, wirkliche Begebenheiten wirken, weshalb den Leser ein Gruseln überläuft, daß die Haare sich sträuben.

Poe steht auf der Höhe seines Könnens in seinen höchst scharfsinnigen Criminal-Novellen. Aber selbst in seinen ungeheuerlichsten Phantasie-Nachtstücken verläßt ihn die Nüchternheit des Amerikanertums nie.

Und neben ihm nennt man einen so schattenhaft blassen, überzarten Träumer und Seelenhorcher, einen so einzigen Stimmungskünstler, wie den Vlamländer Maeterlinck! — Nein, die Gespenster Poe's und die dunkel geheimnisvoll am Menschenschicksal webenden Mächte Maeterlincks haben auch nicht die leiseste Verwandtschaft mit einander. —

Aus dem Gesagten erhellt aber wohl auch, daß dieser Dichtungsart nichts entfernter sein kann, als das Wesen unserer Bühne. Wie sollen unsere Bühnen mit all ihrer Meiningerei diese mystischen Stimmungsdichtungen darstellen, an denen das Wichtigste das ist, was nicht gehört und gesehen werden kann, sondern was sich fern hinter Worten und Gebärden und scheinbar belanglosen Äußerlichkeiten verborgen hält. All das Ahnungsschwere, Bedeutungsvolle, Verhaltene, die großen Feinheiten des nur Angedeuteten, der Wirkungen aus zweiter Hand, durch den Reflex, all dies für Maeterlincks Art Charakteristische geht verloren bei dem Versuch einer kompakten, naturalistischen Bühnendarstellung. Es ist als wolle man Kulissen mit blassen, transparenten Aquarellen bemalen.

Digitized by Google

Professor Runge und die Frauen.

Von

Heinrich Meyer.

Nachdruck verboten.

Am 5. Juni dieses Jahres hielt der Professor der Gynäkologie in Göttingen Max Runge in seiner Eigenschaft als Prorektor der Universität die übliche Festrede zur Feier der akademischen Preisverteilung, deren Thema nach guter, alter Sitte dem Fache des Vortragenden entnommen sein muß. Sie behandelte „männliche und weibliche Frauenheilkunde". Weder die Wahl noch die Behandlung des Themas konnte überraschen, da Prof. Runges Stellung zur Frauenbewegung ohnehin genügend bekannt war. Immerhin habe ich unmittelbar nachher von Männern wie von Frauen manchen Ausdruck ehrlicher Entrüstung oder doch wenigstens Mißbilligung gehört. Ich selbst war leider verhindert, den Vortrag anzuhören, mußte daher die Druckausgabe abwarten und glaube nun, unbeeinflußt durch Ton und Haltung des Redners wie durch den Blick auf die Zuhörerschaft, um so unbefangener urteilen zu können.

Man kannte Professor Runge bisher aus einer früheren Schrift: „Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität". (Berlin, Jul. Springer, 1896. 28 S. 60 Pf.). Auch sie beruht auf einem in einer Dozenten-Versammlung gehaltenen Vortrag und ist unlängst in dritter vermehrter Auflage erschienen mit geändertem Titel: „Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart". Diese beiden zusammen gehörenden Schriften möchte ich hier einer kritischen Würdigung unterziehen.[1])

Verdienen sie aber überhaupt eine solche? Haben sie durch bedeutenden Gehalt und neue, wertvolle Gedanken Anspruch auf die Beachtung weiterer Kreise? Man kann das eigentlich kaum sagen. Trotz mancher interessanten Belehrung, die ja die Schriften von Prof. Runge unzweifelhaft enthalten, — in der eigentlichen Hauptfrage werden immer wieder die altgewohnten Argumente ins Treffen geführt, die trotz unermüdlicher Wiederholung noch immer nicht wahrer und geistreicher geworden sind, und auch dadurch, daß ein deutscher Professor sie ausspricht, nicht an Gewicht gewinnen. Es sind vielmehr zwei äußere Umstände, die mich veranlassen, die genannten Schriften nicht einfach ad acta zu legen, sondern öffentlich zu ihnen Stellung zu nehmen. Denn der hier redet, thut dies bei einer feierlichen Gelegenheit und von einem offiziellen Platze aus als Sprecher und Vertreter der Universität Göttingen, derjenigen Universität, die zuerst dem Bedürfnis der Lehrerinnen nach weiterer wissenschaftlicher Ausbildung durch Veranstaltung besonderer Kurse entgegen gekommen ist, deren Prorektorat andrerseits aber in den letzten beiden Jahren in den Händen von Männern gelegen hat, die dem Frauenstudium mit entschiedener Abneigung gegenüber standen, und die den ersten Medizinerinnen durch die feindliche Haltung der meisten Kliniziſten eine Fortsetzung ihres Studiums über das Physikum hinaus unmöglich macht.

---

[1]) Die zuletztgenannte Schrift Prof. Runges hat bereits eine Entgegnung gefunden in einer kleinen Brochüre von Fritz Brupbacher: „Geburtshelfer Runge und die Frauen-Emanzipation. Eine Erwiderung" (Zürich, E. Speidel, 1899. 16 S. 50 Pf.), die trotz manches Treffenden und Beherzigenswerten, das sie enthält, durch die arrogante und ungehörige Form der Angriffe auf Prof. Runge durchaus unangenehm berührt.

Digitized by Google

Auf diesem Gebiet ist die Meinung des Prorektors oder auch nur eines einflußreichen Professors an einer Universität etwas anderes als die Meinung eines beliebigen Privatmannes: sie zieht praktische Folgen nach sich, und wenn diese zunächst auch nur das Frauenstudium an der einen Universität Göttingen betreffen, sie können leicht auch für die anderen vorbildlich werden. Deshalb können wenigstens die interessierten Kreise an einer solchen offiziellen Kundgebung nicht achtlos vorübergehen.

Aber noch etwas anderes kommt hinzu, das für weitere Kreise vielleicht noch mehr in die Wagschale fällt. Prof. Runge ist Gynäkolog und Frauenarzt; nicht nur das, er ist ein anerkannter Meister und wohl einer der ersten Namen in seinem Fache. Er selbst definiert dies als Lehre vom Weibe schlechthin, worunter auch die Psychologie des Weibes falle, er erklärt: „Die Fürsorge für die Frau im weitesten Sinne ist der Gegenstand meiner Spezialwissenschaft," und gründet gerade auf diesen Charakter seines Faches den Anspruch auf besondere Kompetenz in dieser Frage. Gewiß wird man geneigt sein, dem Wort des Gynäkologen in allen „Frauenfragen" ein besonderes Gewicht beizulegen. Dennoch sehe ich mich nicht in der Lage, Herrn Prof. Runge den erhobenen Anspruch zuzugestehen. Schon hinter die weitherzige Definition seiner Wissenschaft muß ich ein bescheidenes Fragezeichen setzen. Die Gynäkologie ist doch nicht, wie der Name allerdings andeutet, die Lehre vom Weibe in diesem allumfassenden Sinne. Sie ist zunächst ein Zweig der Medizin, und hat es, wie diese überhaupt, nur mit dem menschlichen Leibe und seinen animalischen Funktionen zu thun. Über Psychologie pflegen wir uns in erster Linie anderswo Rat zu holen. Sie hat es ferner nicht mit dem ganzen weiblichen Körper gleichmäßig zu thun, sondern nur mit den ihm eigentümlichen Funktionen und Zuständen. Es wäre doch absurd, eine Frau, die an Zuckerkrankheit oder Schwindsucht leidet oder sich beim Radfahren den Fuß verletzt hat, nur deshalb, weil sie eine Frau ist, dem Gynäkologen zuzuweisen und nicht dem Pathologen oder Chirurgen, der die gleichen Erscheinungen beim Manne behandelt. Ich will damit selbstverständlich nicht sagen, daß der Frauenarzt nicht eine gründliche medizinische Allgemeinbildung und eine genaue Kenntnis der Psychologie des Weibes haben müsse; aber daß er diese zu seinem Spezialfache rechnet und dafür die Kompetenz des Fachmannes beansprucht, dagegen protestiere ich. Jede Wissenschaft ist heute mit den verschiedensten andern mehr oder weniger eng verbunden. Der Philologe bedarf Sprachkenntnisse, der Sprachforscher lautphysiologische, jener lernt vom Historiker und umgekehrt, dieser holt sich für chronologische Berechnungen Rat beim Astronomen u. s. w. Jeder Forscher, in welchem Fache auch immer, braucht Überblick und Einblicke in die verwandten und benachbarten Gebiete, aber er wird sich darum nicht in ihnen als Fachmann gerieren. Ich vermag daher in der weiten Ausdehnung, die Prof. Runge seinem Fache giebt, nur die Warnung vor einseitig abgeschlossenem Spezialistentum und die Forderung einer tiefen und umfassenden Fundamentierung des Einzelfaches zu erblicken und anzuerkennen.

Immerhin bleiben dem Gynäkologen die Gebiete, die die Eigenart des weiblichen Organismus konstituieren. Läßt sich nicht auch auf sie allein der Anspruch besserer Sachkenntnis und Befähigung zum Urteilen über das Weib begründen? Man würde dies unbedenklich bejahen, wenn nicht gerade ebenso in der Besonderheit dieses Faches auch eine Gefahr wurzelte, die hier von entscheidender Bedeutung ist. Wenn die Frauenbewegung die Tendenz hat, das Weib zum Vollmenschen, zur sittlichen Persönlichkeit, zum Kulturträger, oder wie man es ausdrücken will, zu entwickeln, dann hat sie keinen hartnäckigern, keinen unversöhnlichern Gegner zu bekämpfen, als die alte, festgewurzelte Ansicht, die im Weibe nur oder vorwiegend das Geschlechtswesen sieht. Wem aber läge diese Auffassung näher als dem Frauenarzt, der mit dem Weibe eben nur als Körper, und zwar zunächst mit seiner sexuellen Sphäre zu thun hat, der alle Kraft und Begeisterung der Erforschung und Beherrschung dieses Gebietes widmet und zugleich mehr als irgend ein anderer Gelegenheit hat, den ungeheuren Einfluß dieses Teils auf das Ganze des weiblichen Lebens zu studieren? Es bedarf nur eines sehr flüchtigen Blickes, um sich zu überzeugen, daß Prof. Runge dieser Anschauung in ihrer schroffsten, konsequentesten Form huldigt und sie mit einer dankenswerten Un-

Digitized by Google

verhülltheit verkündet. Seite 8 der Broschüre wird ausdrücklich als selbstverständlich vorausgesetzt, „daß die Fortpflanzungsvorgänge der eigentliche Beruf des Weibes seien".[1]) Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Anschauung, die den Weibmenschen vollständig und unbedingt mit dem Tierweibchen gleichsetzt, sich niemand befreunden kann, der für die Frauenbewegung in dem angegebenen Sinne Verständnis und Interesse hat, überhaupt niemand, der im Weibe mit Bewußtsein den Menschen achtet; daß aber für einen solchen dann auch alle Folgerungen dieser „selbstverständlichen Voraussetzung", die ganze Anschauung, die sich in ihr bekundet, sowie die ganze Autorität des Verfassers in der Frauenfrage, die doch im Grunde durchaus eine menschlich-sittliche Frage ist, hinfällig wird.

Prof. Runge findet seine Ansicht auch in den neuerdings ans Licht getretenen Selbstbekenntnissen der Frauen. Er beruft sich hierfür auf Laura Marholm, deren „Buch der Frauen" auch für ihn, ebenso wie für mich und viele andere, die erste Quelle der Belehrung zu sein scheint. Ich fürchte, diese Eideshelferin wird in den Augen der Frauenwelt im allgemeinen seine Sache nicht viel besser machen; ihre teilweise genialen, teilweise abstoßenden, aber überall schroff einseitigen und keineswegs immer den Thatsachen entsprechenden Theorien sind den meisten Frauen ohnehin fatal genug. Und doch ist selbst sie mit Unrecht als Zeuge aufgerufen. So oft und nachdrücklich und übertrieben sie betont, daß das Weib nach dem Manne verlange, ohne ihn verkümmern müsse, die Ansicht, daß „die Fortpflanzungsvorgänge die Berufsarbeit des Weibes sind", ist niemals ihrer Weisheit letzter Schluß gewesen. Der ganze letzte Essay des genannten Buches (Sonja Kowalewska) ist doch nur zu dem Zwecke geschrieben, um dies plumpe Mißverständnis auszuschließen; denn er handelt von einer Frau, die sich in unbefriedigter Sehnsucht verzehrte, obwohl sie verheiratet war und ein Kind hatte, weil sie den Mann nicht fand, mit dem sie eben nicht nur die erwähnte „Berufsarbeit" verrichten, sondern das volle Glück einer echt menschlichen, Leib und Seele gleichmäßig ergreifenden und befriedigenden Liebe genießen konnte. „Kein Mann nahm sie in seine Arme und weckte ihr ganzes Saitenspiel zum Tönen. Mutter wurde sie ja und Gattin auch, — aber Geliebte nicht." Es ist eine eigentümliche Ironie des Zufalls und zugleich eine bezeichnende Probe der Art, wie Runge argumentiert, daß er eben diese Worte zitiert zum Schlusse der Ausführung, die den Beweis der obigen These bringen soll, und dann im nächsten Absatz fortfährt: „Sehen wir es somit als feststehend an, daß der Beruf des Weibes es ist, Gattin und Mutter zu sein."

Auf die Einzelheiten der Rungeschen Schrift kann ich hier nicht eingehen, obwohl sich gegen manches, wie die eigentümlichen psychologischen Theorien oder das harte Urteil über die Prostituierten, wohl Einwände erheben ließen. Vielmehr will ich, gegenüber der radikalen Ablehnung der ethischen Anschauungen des Verfassers, nun auch gern und dankbar die reiche Belehrung anerkennen, die das kleine Heft in fachwissenschaftlicher Hinsicht bietet. Eine eingehendere Betrachtung der Schrift unter diesem Gesichtspunkt würde mich hier aber zu weit führen.

* * *

Ich wende mich daher nun zu der Rungeschen Festrede, die ja am meisten praktisches Interesse hat. Sie ist zunächst historisch und stellt das Facit dieser Prüfung, in drei Leitsätze zusammengefaßt, voran: „Solange ein Volk auf einer niedern Stufe der Kultur sich befindet, liegt die Frauenheilkunde und zwar insbesondere die Geburts-

[1]) Runge fährt fort: „Ich sage noch mehr. Nicht allein sind dieselben der Beruf des Weibes, sondern die Ausübung dieses Berufes erweist sich als notwendig für das körperliche und seelische Gedeihen der Frau, sowie zur vollen Entfaltung ihrer Geschlechtsindividualität." (Ebenso Seite 13.) Mir scheint, dies sagt nicht mehr, sondern weniger, und man kann diesem sehr wohl beistimmen, ohne jenes zuzugeben. Ich kann z. B. doch auch der Meinung sein, Spazierengehen oder der Genuß von Fleisch oder eine jährliche Ferienreise sei für mein körperliches und seelisches Gedeihen notwendig, ohne diese darum für meinen Beruf anzusehen.

Digitized by Google

hilfe, in den Händen des weiblichen Geschlechtes. Je mehr die Kultur steigt, umsomehr tritt der Mann hervor, zunächst meist in der Wissenschaft, dann auch in der Praxis, bis er endlich völlig dominiert." Weiter: „Je ausschließlicher die Frauenheilkunde von den Frauen betrieben wird, um so geringer ist ihr Ansehen und ihre Leistungsfähigkeit." Endlich: „die Frauenheilkunde ist deshalb so spät in die Reihe der wissenschaftlichen Disziplinen eingetreten, weil der Mann von ihr durch Jahrhunderte ferngehalten wurde." Eine kurze Übersicht der Entwicklung des Fachs bringt den Nachweis, daß die Frauen, obwohl ursprünglich und noch langehin in bevorzugter Stellung, nur in einzelnen Ausnahmen Bedeutendes und nirgends wirklich Schöpferisches und Bahnbrechendes geleistet haben, vielmehr alle einschneidenden Neuerungen und Erfindungen von Männern gemacht sind. Man muß den Thatsachenbeweis als gelungen anerkennen, ohne deshalb doch die praktischen Folgerungen zu unterschreiben. Daß die Frau des Mittelalters in diesem Fache nichts geleistet hat, sagt wohl nicht viel, da auch die damaligen Leistungen der Männer auf allen Gebieten der Medizin und Naturwissenschaft recht bescheidene waren. In neuerer Zeit aber kommt den Frauen wieder die künstliche Fernhaltung und Hinderung am Studium als Milderungsgrund zu gute. Ferner darf man aus der Thatsache, daß die Frauen früher trotz günstiger Gelegenheit nichts geleistet haben, keineswegs ohne weiteres schließen, daß sie auch in Zukunft nichts leisten werden. Denn das ist unverkennbar, daß sie dem Manne gegenüber stark zurückgeblieben sind und den ungeheuren Vorsprung, den dieser einmal hat, nur sehr allmählich einholen können.

Aber weiter. Ob die Frauen die Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichern werden oder nicht, steht ja vor der Hand gar nicht zur Debatte. Nicht dies ist es, was sie erstreben, sondern nur durch Anwendung des Errungenen in treuer Ausübung der ärztlichen Praxis ihren Mitmenschen und zunächst ihren Schwestern zu dienen. Muß ich noch ausführen, daß hierzu eine ganz andersartige, intellektuelle und sittliche Veranlagung erfordert wird, daß der Mann mit dem kühnen Forschergeiste vielleicht durchaus nicht immer der ideale Arzt ist, daß man jedenfalls ein sehr guter Arzt sein kann, ohne das geringste Interesse oder Talent für wissenschaftliche Entdeckungen? — Prof. Runge entwirft auf S. 12 f. sein Ideal des Frauenarztes, ein hohes, begeisterndes Bild. Es macht ihm Ehre, und wir danken ihm, daß er seinen Beruf so ernst und heilig erfaßt und sein Ziel so hoch hinaussteckt. Aber es wäre ein Mißbrauch, dieses Ideal ohne weiteres als Maßstab der Beurteilung anzulegen und damit die Frauen fortzuscheuchen. Herr Prof. Runge wird selbst am besten wissen, daß nur sehr wenige Männer, ja daß im vollen Umfange wohl niemand diesen Forderungen genügen kann. Wollte man also den angedeuteten Schluß ziehen, so müßte man nicht nur die Frau sondern auch den Mann von dem Berufe des Frauenarztes ausschließen und geduldig abwarten, ob ein Gott vom Himmel herniedersteigen und ihn auf sich nehmen wollte. Faßt man aber, wie billig, das Ideal als Leitstern und Ansporn des Strebens, — nun, weshalb nicht eine Frau ebensogut wie der Mann ihm sollte nacheifern können, vermag ich wiederum nicht zu begreifen.

Von S. 12 an erörtert Prof. Runge die Gründe, „welche den Anlaß gaben, entgegen den Lehren der Geschichte Frauen in unserm Fach wissenschaftlich und praktisch versuchsweise sich bethätigen zu lassen." Ehe ich zur Beleuchtung dieser Ausführungen übergehe, möchte ich noch einmal betonen, daß besondere Gründe dafür in meinen Augen eigentlich nicht erforderlich sind, daß ich vielmehr ausdrückliche Gründe dagegen verlange, d. h. für das ausschließliche Anrecht der Männer auf Berufe, die doch zunächst Sache der ganzen Menschheit sind, und wozu das Geschlecht ebensowenig wie die Nationalität, die Konfession, der Stand, die Steuerklasse, sondern allein die Begabung und der „innere Beruf" berechtigen sollte. Weshalb die bisher vorgebrachten Gründe für mich keine sind, glaube ich gezeigt zu haben.

Unter den Gründen wird zuerst die weibliche „Pudicitia" (zu deutsch: Schamhaftigkeit) genannt. Runge findet, daß nicht diese hohe Tugend, sondern die Aftertugend der Prüderie die Frau hindert, den männlichen Beistand anzurufen. Ich wende

Digitized by Google

nichts dagegen ein[1]) und gestatte mir nur folgende Gegenfragen: Wenn diese Scheu, soweit sie besteht, — und daß sie in manchen minder gebildeten Ländern in weitem Umfange besteht, ist allbekannt — wirklich nur falsche Scham ist,[2]) braucht man ihr deswegen keine Rechnung zu tragen? Hat man das Recht, die mit ihr Behafteten dadurch zu bestrafen, daß man sie schutzlos dem Siechtum und dem Tode ausliefert, oder denkt man sie durch solche Gewaltmittel dem Weibe abzuerziehen? Ferner, wenn auch die Frau keine prinzipiellen Bedenken gegen männliche Hilfe hat, giebt es nicht Fälle genug — ich denke an die so zahlreichen Geschlechtskrankheiten, die man nicht durch den natürlichen Verlauf der Dinge, sondern durch eigene oder fremde Schuld erwirbt — wo eine solche Scham und Scheu gerechtfertigter wäre? Endlich, wenn heute kaum eine Frau mehr männlichen Beistand verweigert, so beweist das noch nicht, daß sie ihn auch vorziehen würde, wenn sie zwischen Arzt und Ärztin die Wahl hätte. Und woher nimmt man das Recht, ihr diese Möglichkeit zu rauben und sie derartig zu bevormunden und einzuschränken? Weshalb läßt man nicht einfach das Publikum entscheiden, welche Ärzte es haben will?

Aber mir scheint, das Publikum hat entschieden, und zwar gegen Runge. Prof. Runge glaubt die bisherigen Erfolge der Ärztin mit einer allgemeinen Diskreditierung der Zeitungsberichte und der Berufung auf das Urteil zweier Fachgenossen über Amerika abthun zu können, kann aber damit die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß auch in Deutschland weibliche Ärzte praktizieren und zu thun finden. Weshalb kommen die Frauen zu ihnen? Äußere Umstände sprechen doch wahrhaftig nicht für sie. Da sie im Inlande von den Prüfungen ausgeschlossen sind, so gelten sie vor dem Gesetze, mögen sie Studium und Examen noch so ordnungsgemäß und ausgezeichnet absolviert haben, als Quacksalber: sie dürfen nicht den Titel eines Arztes führen, keinen Totenschein ausstellen, kein Apotheker ist verpflichtet, ihre Rezepte zu machen, und sie sind dadurch in ihrer Praxis in unglaublicher Weise gefesselt und beständig von dem guten Willen eines männlichen Kollegen abhängig, der zugleich ihr Konkurrent ist; nicht einmal in den Adreßbüchern werden sie als Ärzte aufgeführt.[3]) Auch haben sie natürlich, wie jede selbständige Frau, vielfach unter gesellschaftlicher Zurücksetzung zu leiden. Wenn trotz alle und alledem die Patienten sich zu ihnen drängen, so beweist das klar und deutlich, daß entweder die Scheu vor dem männlichen Arzt, oder das Vertrauen, das die Leistungen des weiblichen erwecken, oder auch beides, größer ist, als Prof. Runge zugestehen will.

Aber hierfür giebt es noch einen anderen Beweis, nämlich die überraschende Heftigkeit, mit der man sich in Ärztekreisen gegen das Eindringen der Frauen wehrt, und die sich gelegentlich (z. B. bei den Hallischen Studenten) in einer Weise Luft macht, die über die Grenzen des Anstandes weit hinausgeht. Trotz der widerwärtigen Phrasendreherei, mit der sich diese Herren als Hüter der Zucht und guten Sitte aufspielen, ist es für jeden Unbefangenen so klar wie der Tag, und mir auch von einem befreundeten, billig denkenden Mediziner ausdrücklich bestätigt, daß nur der ganz gemeine Brotneid die Triebfeder dieses Vorgehens ist. Nun frage ich, kann ein Feind, gegen den man mit solcher Wut zu Felde zieht, wohl so gar verächtlich sein? Wenn die Frauen als Ärzte so wenig leisteten, warum ließe man sie nicht auf ihre Kosten und Gefahr ein Experiment wagen, das ja die Überlegenheit und ausschließliche Befähigung des Mannes nur in ein um so helleres Licht setzen würde?

* * *

[1]) Allerdings scheint mir, daß er diesen und andre Gründe, die gegen den männlichen Frauenarzt sprechen, gar zu leichter Hand abweist bezw. ganz übergeht. Ich verzichte indessen hier auf eine Darlegung derselben und begnüge mich, den interessierten Leser auf die sehr lehrreiche Schrift von S. Binder, Weibliche Aerzte (Stuttg., G. G. Göschen 1892), zu verweisen.

[2]) Ist diese Scham nur eine falsche, welchen Namen soll man dann der von Herrn Runge selbst zugestandenen „unmodernen Schwäche" geben, „durch einen gemeinsamen Unterricht von Jünglingen und Jungfrauen in gewissen medizinischen Disziplinen peinlich berührt zu werden". Ich dächte, über derartige Schwächen sollten reife Männer im Dienste der Wissenschaft wirklich erhaben sein; mindestens sollte gerade der Ernst und die Sachlichkeit des Betriebes sie darüber hinwegheben.

[3]) Eliza Ichenhaeuser. Zur Frauenfrage. Zittau 1896. S. 17 f.

Digitized by Google

Der zweite und letzte Grund für das Medizinstudium der Frauen, den Herr Professor Runge kennt, ist die Versorgungsfrage. Er ist liebenswürdig genug, diesen als stichhaltig anzuerkennen, und auch geneigt, auf ihn Rücksicht zu nehmen: er empfiehlt den versorgungsbedürftigen Frauen die Berufe der Hebamme und der Krankenpflegerin, die heute an brauchbaren Kräften Mangel leiden, weil die gebildete Frau sich von ihnen fern hält. Er erwähnt selbst das geringe Ansehen und die schlechten Besoldungsverhältnisse des Standes, hofft aber hier Abhilfe von der Staatsregierung. Das käme also ungefähr hinaus auf eine Empfehlung der auch sonst allgemein befolgten Praxis, den Frauen die Berufszweige zu erschließen, die schlecht rentieren und auf deren Monopolisierung die Männer keinen Wert legen, um dafür diejenigen, bei denen Ansehen und reicher Verdienst winkt, mit um so besserem Scheine und um so hartnäckiger für diese zu reservieren.

Ich enthalte mich einer weiteren Kritik, nur einiges über die Voraussetzung dieses Vorschlags. Ist es wirklich wahr oder auch nur denkbar, daß nur die Notwendigkeit einer Versorgung die Frauen zum ärztlichen Berufe drängt? Was bietet dieser für Chancen? Wieviel Vorurteile und Widerstand muß das junge Mädchen erst in sich und seiner Umgebung überwinden, bis es sich den Entschluß und das Recht zum Studium erkämpft hat, wie viele Schwierigkeiten stellen sich ihm beim Beginn und im Verlauf desselben durch die gesetzlichen Beschränkungen und das Übelwollen der Beteiligten entgegen! Und wenn es mit heroischem Mute alle Hindernisse besiegt, mit eiserner Ausdauer das langwierige, kostspielige Studium und die gefürchteten Examina bewältigt hat, — wird es vom Gesetz doch als Kurpfuscher behandelt, auf Schritt und Tritt behindert und bedroht. Wahrlich, wenn ein Mädchen eine Brotstelle braucht, sie wird sie gewiß in jedem andern Berufe eher finden als im ärztlichen; kein anderer verlangt so bedeutende Opfer an Zeit und Geld, an Mut und Kraft, keiner bietet eine weniger sichere und mehr gefährdete Existenz. Aber ich kann für diese so naheliegende Überlegung auch das Zeugnis der Erfahrung aufrufen. In allen den Fällen, über die ich näheres erfahren konnte, — sie sind zum Teil auch Herrn Runge nicht unbekannt, — war das Motiv zum Medizinstudium nicht die Notwendigkeit eines Berufes überhaupt, sondern Lust und Liebe gerade zu diesem speziellen Berufe. Es handelte sich in einigen Fällen um Damen, die so gestellt waren, daß sie um des Brotes willen überhaupt keinen Beruf brauchten, in einigen um solche, die bereits in einem andern thätig waren. Wird es denn Herrn Professor Runge so schwer, sich vorzustellen, daß ein Mädchen eben aus innerem Drange, aus reiner, echter Begeisterung den Beruf eines Arztes wählt? Und es ist doch wohl ein Beruf, für den man sich begeistern kann? Oder glaubt er auch diese mit den angepriesenen Handlangerdiensten abspeisen zu können? Würde er es wagen, einen gebornen Künstler, der sich zum Baumeister berufen fühlt, es aber nicht werden soll, auf den Beruf eines Bauarbeiters zu vertrösten?

Aber — hier muß ich auf das zurückkommen, was ich in den Anfang meiner Betrachtung gerückt habe. Herr Prof. Runge sieht dies deshalb nicht ein, und es giebt deshalb keine Verständigung zwischen ihm und uns, weil ihm der Sinn für das fehlt, was uns die Frauenfrage ist. Denn diese ist nicht eine Brot- und Magenfrage, — ob die ungezählten Tausende unversorgter Mädchen und Frauen ihr Brot finden oder elend zu Grunde gehen, das ist freilich ungeheuer wichtig und wohl des Schweißes der Edlen wert, aber das Entscheidende ist es für uns nicht. Die Frauenfrage ist in erster Linie eine sittliche Frage, eine Frage der sozialen Gerechtigkeit, eine heilige Angelegenheit der Kultur, ein Lebensinteresse der Menschheit. Wir verlangen freie Bahn für das Weib, nicht, damit es Brot finde, sondern damit es sich auswachsen könne zur Freiheit der sittlichen Persönlichkeit in einem vollen, ganzen menschlichen Leben, zum ebenbürtigen Genossen des Mannes, wir verlangen es nicht nur in seinem Interesse, sondern weil die Gerechtigkeit es verlangt, weil die ihm gezogenen Schranken nicht auf Recht und Vernunft, sondern auf Unrecht, Unvernunft, Willkür und Gewalt gegründet sind, wir verlangen dies, weil wir als Menschen nicht aufhören können, an der Verwirklichung des „Reiches Gottes auf Erden", des Reiches der freien

Digitized by Google

Persönlichkeiten, zu arbeiten, weil aber die ethischen Interessen der Menschheit noch viel fester verknüpft und solidarischer sind, als die wirtschaftlichen, und weil Freiheit nicht herrschen kann, solange auch nur ein Mensch, geschweige die volle Hälfte des Menschengeschlechts, in Abhängigkeit und Bevormundung gehalten wird. Deshalb werden wir nie aufhören, der Frauenfrage in diesem Sinne zu dienen, und deshalb können wir nicht umhin, uns gegen Ansichten, wie die von Prof. Runge offiziell verkündeten, mit allen Kräften zu wehren.

Eine neue Erziehungsanstalt des Ev. Diakonievereins.

Von

A. Groth.

Nachdruck verboten.

Immer mehr und mehr verschwindet die Ansicht, daß für die Ausbildung der Mädchen von den Eltern nicht ebenso wie für die der Knaben das Möglichste angewendet werden müßte. Heute fragt man ja in den meisten Familien nicht allein: „Was soll aus dem Knaben werden?“ sondern auch die Frage: „Wozu wird sich die Tochter eignen?“ wird eifrig ventiliert. Es steht auch ihnen jetzt ein größeres, sich fast täglich erweiterndes Gebiet, ihre Kräfte bethätigen zu können, zur Verfügung. Sie sind nicht mehr so qual-, weil wahllos, bei ihrer Entscheidung wie bisher.

Wo ein gesund angelegtes Mädchen den Wunsch hat, sich im Leben selbständig stellen zu können, da wird es ihr meist nicht allzu schwer fallen, auch ihre Eltern zu überzeugen.

Aber gerade da, wo keine gesunden Anlagen sind, wo sich Schlaffheit, ja auffällige Trägheit bei körperlichem Wohlbefinden, wo sich ungewöhnliches Gebahren, besondere Unarten, moralische Schwächen oder geistige Defekte zeigen, wird bei einem Knaben ganz anders dagegen ins Feld gezogen.

Das erscheint vielen durchaus selbstverständlich. Der Knabe, der das Gymnasium besucht, wird dort mit derartigen Fehlern nicht behalten. Man versucht es immer wieder von neuem, bis man endlich zu dem Mittel greift, ihn einer „Anstalt für schwer erziehbare oder geistig zurückgebliebene Kinder“ zu übergeben. Bei der konsequenten, liebevollen und durchaus individuellen Erziehung, die in solchen Anstalten gehandhabt wird, werden oft in kurzer Zeit überraschende Erfolge erzielt. Man erkennt den vorher bodenlos trotzigen oder völlig apathischen Knaben kaum mehr in dem frischen, freundlichen und arbeitsfreudigen Kinde. Oft genügt ein ein- bis zweijähriger Aufenthalt in einer derartigen Anstalt, um krankhafte Triebe physischer oder psychischer Art vollständig zu überwinden oder wenigstens derart abzuschwächen, daß sie später nicht mehr auf die ganze Lebensführung schädigend einwirken.

Die Mädchen dagegen besuchen meistens eine Privatschule. Die Vorsteherinnen, die sich und ihre Lehrkräfte von dem einlaufenden Schulgeld erhalten müssen, können sich notgedrungen viel schwerer entschließen, ein solches Kind zu entlassen, als eine öffentliche Schule. Oft sprechen auch noch gewisse Familienrücksichten mit. — Häufen sich die Klagen über besondere Unarten, so tröstet man sich damit: Das wird

Digitized by Google

sie schon von selbst lassen, wenn sie erst größer ist. Zeigt sich das Mädchen besonders schlaff oder träge, so glaubt man, bei einem Mädchen schade das nicht soviel, die brauche ja nicht soviel zu lernen. Ist sie sehr eigentümlich und sonderbar, so kann man sie ja später eben ganz ruhig im Hause behalten.

Daß dem so ist, wie ich oben angeführt habe, läßt sich statistisch nachweisen. Ich habe eben die Berichte der drei bekanntesten Anstalten dieser Art zur Hand, der von Trüper in Jena, Wildt in Nordhausen und Schrötter in Dresden; in allen dreien kommt auf 6 bis 7 Knaben immer nur ein Mädchen. Eigentlich könnten wir uns bei dem Gedanken freuen, daß es anscheinend so wenig psychopathisch belastete Mädchen giebt, wenn uns nicht andere Anstalten von dem Gegenteil überzeugen würden.

Wer einmal einen Blick in eine Irren- oder Nervenheilanstalt gethan hat, ist erschreckt über die Menge junger Mädchen und Frauen, welche diese Mauern einschließen. Mußten sie wirklich alle dorthin kommen? Wäre nicht wenigstens noch eine Anzahl von ihnen zu retten gewesen bei richtiger Behandlung in der Jugend und besonders in den Jahren der Entwicklung?

Diese Fragen drängen sich immer wieder den Eltern, den Ärzten und Pflegenden auf. Mögen diese Zeilen eine ernste Mahnung an die Mütter sein, es bei ihren Töchter nicht zu leicht zu nehmen.

Sind die Kinder noch klein, schulpflichtig, so sollte man sie in eine jener Erziehungsanstalten bringen, von denen die oben genannten warm zu empfehlen sind; die beiden ersten kenne ich aus eigener Anschauung. — Sind die Töchter aber der Schule entwachsen, wo können sie dann Aufnahme finden, daß sie, wenn möglich, vor einem traurigen Schicksal bewahrt bleiben?

Diese Frage wurde schon wiederholt und in letzter Zeit so dringend an den Vorstand des Ev. Diakonievereins gestellt, daß er sich gedrängt sah, Abhilfe zu schaffen. Da in ganz Deutschland keine Anstalt besteht, die sich ausschließlich der Erziehung derartiger Mädchen annimmt, so beschloß er die Gründung einer solchen Anstalt. Dieselbe soll am 1. Oktober d. J. in Zehlendorf bei Berlin eröffnet werden.

Herr Prof. Zimmer, der Gründer und Leiter des Vereins, Mitherausgeber der Zeitschrift „Die Kinderfehler", wird selbst die pädagogische Leitung übernehmen, die ärztliche Leitung liegt in den Händen von Frl. Dr. S. Stier, die seit 1896 an einer Nervenheilanstalt in Zehlendorf thätig ist und der ein bekannter Psychiater als konsultierender Arzt zur Seite steht, während die Erziehung und Pflege von pädagogisch gebildeten Schwestern, die jahrelang in der Heilerziehung standen, ausgeübt wird.

Angemessene Beschäftigungen in Haus und Garten, Einführung in die weiblichen Handarbeiten, Fortbildung in den Wissenschaften, soweit dieses möglich, abwechselnd mit Spaziergängen und Spielen im Freien werden die Zeit ausfüllen. Das geregelte Leben, die rationelle Körperpflege und die gesunde Lage, die den jungen Mädchen in der Anstalt geboten wird, wird mancher von ihnen zum Segen gereichen und sie vor vielem Schweren behüten.

Digitized by Google

Getreu sich selbst.

Von

R. Hoffmann-Diederich.

Nachdruck verboten.

„Wissen Sie," sagte die schlichte Frau und strich sich mit der Hand eine imaginäre Falte von der tadellosen Wirtschaftsschürze, „es klingt Ihnen gewiß unbescheiden von mir, als Mutter zumal, aber sie schien mir stets der ‚star' unserer Familie, meine Nadioscha!

Schon als Kind hatte sie etwas so Apartes an sich.

Woher sie's hatte, ich weiß es nicht; aber auch äußerlich unterschied sie sich schon von uns. Keiner von uns hatte diese braunen, dunklen Augen, ihre Mandelform, ihren verträumten Blick, weder mein Mann noch ich, noch eines unsrer übrigen Kinder.

Als sie damals geboren wurde, in Slarutta war's, tief in Weißrußland drinnen, wo mein Mann Pope beim Fürsten Baritzin war, fragte ich heimlich eine Zigeunerin nach der Neugeborenen Geschick.

Die blickte lange in das fleischige Händchen.

„Armes Kind," sagte sie dann, „armes Kind!"

Und als ich ihr erschreckt in die Rede fiel, wiederholte sie's nochmals.

„Armes Kind — und doch — gesegnete, glückliche Mutter, deine Tochter wird sein, wie ihrer nicht viele sind, eine Erwählte, ein Stern ihres Geschlechtes!"

Mehr wollte sie nicht sagen, so sehr ich auch in sie drang.

Doch ich behielt ihre Worte und bewegte sie in meinem Herzen.

Und oft kamen sie mir in den Sinn, wenn ich mein Kind anblickte, wenn es saß und spielte, so still für sich im Buchenwald und Garten mit Stecken und bunten Bohnen, derweil die anderen tobten und mit den Dorfum die Wette lärmten.

„Sie ist ein ernstes Ding, Eure Kleine," sagte einst die Frau Fürstin zu mir, als sie lustwandelnd des Weges kam. „Ihr müßt sie lesen und viel lernen lassen."

„Frau Fürstin," entgegnete ich, „ein armer Pope, der sechse hat, sechs Mädchen?"

„So schickt sie aufs Schloß," sagte die Gütige, „da mag sie lernen mit den andern. Vielleicht erlebt Ihr dann noch die Freude an ihr, sie selbst dereinst als Lehrerin zu sehen."

Auf diese Weise kam's, daß die Nadioscha aufs Schloß kam, alle Tage, und bald mehr dort zu Haus war als im ärmlichen Popenhause ihres Vaters.

Auf dem Schloß aber war ein eigentümliches Leben, müssen Sie wissen.

Sie lebten nicht allzu glücklich, unser Fürst und die Fürstin.

Der Fürst war ein alter Mann, siech und halb erblindet von Sibirien zurückgekommen, durch Kaisers Gnade wieder eingesetzt in den Besitz seiner Güter nach der großen Amnestie von Anno dazumal.

Die Fürstin aber war eine Frau noch jung, schön und polnischen Blutes.

Er war griechisch, sie päpstlich. War Freitag sein Unglückstag, an dem er nicht zur Jagd ging und nichts Wichtiges unternahm, so fuhr sie nicht gern Montags aus; wollte er nur bei Hofe leben, wie er's gewohnt unter Nicolas Zeiten noch, so zog sie die Einsamkeit ihres Waldes vor und das Leben, das sie sich im Schlosse geschaffen.

Nämlich so:

Eigene Kinder hatten sie nicht, dafür aber beiderseits eine Unmenge ärmerer Verwandter, meistens kleinerer Adel, die von ihrer Unterstützung lebten und nichts dawider hatten,

Digitized by Google

wenn die Fürstin ihre Kinder den größten Teil des Jahres bei sich behielt auf Slarutta.

Zu den Eltern kehrte die Schar nur zurück während der kurzen Zeit, die Fürst und Fürstin alljährlich hier in Petersburg und auf Reisen verbrachten, während des Frühjahrs oder Sommers. Im Herbst aber, zur Jagdzeit, da wurd's lebendig auf Slarutta. Da kamen nicht nur die großen Gäste, die man von nah und fern geladen, da zogen auch all die kleinen Füße wieder ein, der „Fürstin Kinder", wie's in der Gegend hieß, Bonnen, Hauslehrer und Gouvernanten im Gefolge.

Eines Winters, den zweiten oder dritten, den meine Nadioscha auf dem Schlosse verbrachte, ließ die Fürstin sogar einen Tanzmeister kommen für das junge Völkchen.

War das ein Leben!

Und dann, als es zum Frühjahr ging und das große Fest herankam, das der Fürst als Adelsmarschall des Gouvernements alljährlich am Namenstage der Fürstin gab, hatte diese mit Hilfe ihres Tanzmeisters noch eine ganz besondere Überraschung für die Großen wie für die Kleinen geplant.

Das Fest war im vollen Gange, da gab die Fürstin, in violetter Sammetrobe, den Veilchenmuff in der Hand, das Diadem aus dem Kronschatz ihrer Vorfahren, der alten Polenkönige, im Haar, ein Zeichen; die Musik schwieg, und herein zogen in langer Reihe, wohl dreißig an der Zahl, der Fürstin Kinder.

Voran schritt der Tanzmeister, als Türke kostümiert, dann folgten paarweis, immer in eine bestimmte Nationaltracht gekleidet, je ein Knabe und Mädchen.

In erster Reihe als Ludwig XIV. und Marquise Pompadour ein kleiner Baritzin — der freiherrlichen, nicht der gefürsteten Linie — mit meiner Nadioscha.

Ich saß droben auf der Galerie, und das Herz schwoll mir vor Stolz, als ich mein Kind mit gepudertem Haar sah, geschmückt mit der Fürstin Diamanten, im Schleppkleid von rosa Seide. Während die andern sich gruppierten, tanzte sie mit ihrem Herrn und dem nächsten, ähnlich gekleideten Paar langsam und feierlich, uneingeschüchtert durch die Menge illustrer Gäste eine Quadrille à la Cour.

Dann nahm sie zu Seiten des kleinen Königs auf dem improvisierten Thron Platz, und paarweise tanzte jede Nationaltät ihren Reigen.

Es ging herrlich.

Die Spanier klappten mit den Kastagnetten, die Italiener klingelten mit dem Tambourin, die Russen tanzten ihren Kosak zum Entzücken, der größte Jubel aber brach los, als das kleinste Paar der Reihe, Pole und Polin, mit einer feurigen Mazurka den Schluß bildeten.

Diese Klänge rissen alles fort, klein und groß trat zur Mazurka an, und da — begann meines Kindes Kummer.

Ihre Schleppe, auf die sie so stolz gewesen, hinderte meine Nadioscha am Tanz und erregte jetzt, wo die feierlichen Gesten den wilden Rhythmen gewichen waren, den lebhaften Unwillen ihres jugendlichen Partners.

Unterdrückte Thränen im Auge flüchtete sie zur Fürstin, nicht zu mir.

Ich war ihr fremd geworden, die Fürstin aber nahm sie in die Arme und flüsterte ihr weich und melodisch polnische Trostesworte ins Ohr, die ich nicht verstand.

Still ging ich fort.

Ich gönnte meinem Kinde ja sein Glück, wer hätte es eher gethan als ich, die Mutter, aber — weh that's doch.

Ach, damals ahnte ich nicht, wie kurz seine Dauer sein, wie bald sich's wenden sollte mit meiner Nadioscha.

Erst kam das Unglück im eigenen Hause, der Tod meines Mannes, von dem Nadioscha — ich muß es sagen — weniger berührt wurde als ihre Geschwister und ich, die wir Tag und Nacht um den Geschiedenen gewesen.

Ich stand vor dem Nichts, allein mit meinen Kindern, als er dahingegangen.

Da ward mir durch gnädige Vermittlung der Frau Fürstin der Posten einer Hausverwalterin am neugegründeten Waisenhause hier in St. Petersburg zuteil.

Meine fünf zogen mit als die Ersten ein, Nadioscha blieb unter Obhut ihrer fürstlichen Gönnerin auf dem Lande zurück.

Nur flüchtig sah ich sie während der folgenden zwei langen Jahre, wenn sie gerade mit der Fürstin, die sie jetzt auch auf Reisen mit-

Digitized by Google

nahm, in der Residenz verweilte. Stets war sie während dieser kurzen Begegnungen lieb und gut zu mir, gehorsamer als die anderen fünf mit einander, aber ihr Benehmen hatte etwas Absichtliches, etwas Angelerntes an sich. Wohler fühlte sie sich fern von uns, aber wir sollten's nicht merken, nicht herausfühlen, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, sich unserer Art, die nicht mehr die ihre war, anzupassen.

Mich täuschte sie nicht durch diesen frommen Betrug, aber ich sagte ihr nichts.

Ich hatte mich bereits in den Gedanken ergeben, sie später einmal ganz der Fürstin abzutreten; so, war und blieb sie ein Zwitterwesen, das nicht in die Welt gehörte, für die es paßte, und nicht für die paßte, in die es durch Geburt und Abstammung gehörte.

Da brach die Katastrophe herein und änderte alles mit einem einzigen Schlage.

Vom Stadtpalais wehte die Trauerfahne, tot war die junge Fürstin.

Man munkelte mancherlei.

Die einen sagten, auf der Jagd sei sie verunglückt, andere sprachen sogar von Gift.

„Am gebrochenen Herzen ist sie gestorben," sagte meine Nadioscha, und weiter nichts; trotzdem sie bis zum letzten Atemzuge der Fürstin um sie gewesen war, war nichts Näheres aus ihr herauszubringen.

Auch später ist sie stets verschlossen geblieben über ihre Beziehungen zur Fürstin, und einmal, als ich neugierig in sie zu dringen versuchte, brach sie in Thränen aus.

„Quäle mich nicht, Mutter," bat sie, „sieh', ich möchte dich nicht betrüben, aber du weißt wohl, jeder Mensch trägt ein Allerheiligstes mit sich herum im Herzen. Mir ist's das Bild meiner Fürstin. Bitte, bitte, rühret nicht daran, ich ertrag's nicht!"

Da schämte ich mich meines plumpen Fingers, und — ich rührte nicht wieder dran.

Ich glaube, meine Tochter hat mir's Dank gewußt.

Für meine Tochter muß die Fürstin von engelhafter Güte gewesen sein, mir hatte sie meines Kindes Herz genommen.

Daran dachte ich eben damals, als sie gestorben war.

Und weiter dachte ich, wie's nun wohl werden solle mit der Nadioscha, mit den andern Schützlingen unserer Patronin, und dabei ward mir das Herz recht bang, denn ich kannte die Baritzins, besonders unsern Fürsten.

„Matuschka, klopfte es nicht draußen?" ruft da Kascha, meine Jüngste, die spielend zu meinen Füßen gesessen.

„So geh und öffne," sag' ich und nehme die Arbeit wieder auf, die mir vorhin entfallen.

Doch erschreckt lasse ich sie zu Boden fallen, denn klein Kascha ruft laut ins Zimmer zurück:

„Mutter, die Nadioscha steht draußen!"

Gütiger Heiland, wie sah mein Kind aus, das da bleich und zitternd vor Kälte und Erregung gegen die Wand gelehnt stand, in ein dünnes Bauernkleid gehüllt, kaum kenntlich als dieselbe, die die Fürstin noch unlängst wie eine kostbare Puppe in Sammet und Spitzen gekleidet hatte.

Also, so stand es! — —

Ich fragte nicht erst, ich bettete mein Kind aufs Sofa, flößte ihr glutheißen Thee ein und gab ihr Zeit, sich zu erholen.

Mittlerweile hatte Kascha Sorge getragen, die Nachricht von der Ankunft der großen Schwester im Hause zu verbreiten. Neugierig kamen meine Fünfe angestürzt und pflanzten sich um Nadioschas Ruhebett auf.

„Wollt ihr gleich still sein!" wollte ich sie fortschicken, doch Nadioscha lächelte matt:

„Laß sie, Mutter, mich stören sie nicht. Mir ist schon wieder ganz wohl."

Und nach einer Pause fuhr sie fort:

„Mutter, ich muß mit dir reden!"

„Kind, das hat ja alles Zeit."

Nadioscha aber hatte sich schon aufgerichtet. Merkwürdig erwachsen kam sie mir vor mit ihrer schlanken, gestreckten Gestalt, dem überlegenden Zug um den kleinen, weichen Mund und dem müden Blick der Augen, in denen es geschrieben stand wie von Nachtwachen und heimlich vergossenen Thränen.

Einzig um die Schläfe hin spielte noch ein Hauch von Kindlichkeit, ein letzter.

Und doch war mein Kind noch so jung, kaum sechzehn!

Digitized by Google

„Was blickst du mich so sinnend an, Mutter?“ sagte sie und haschte nach meiner Hand, verlegen, eine Halbfremde.

Ich aber nahm sie in meine Arme, an mein Herz.

„Mein liebes Kind —!“

Da ein Ton, wie ein Erlösungsschrei.

Eine Flut von Thränen entströmte ihren Augen, Regen, der Eis schmilzt.

Noch war wenig Gemeinsames zwischen uns, aber doch schon ein Etwas, ein mächtiges Band des Blutes von der Mutter zum Kinde und vom Kinde zur Mutter.

„Sie hat mir doch nichts genommen, deine Fürstin,“ sagte ich, noch unter Thränen triumphierend.

„Ach Mutter, wie du redest. Die nahm nicht — die gab!“

„Aber jetzt, Nadioscha, was soll werden? Der Fürst — —“

„Auf ihn rechne nicht, Mutter.“

„Dacht ich's doch! Und all die andern, was wird aus ihnen?“

Nadine zuckte die Schultern, der nachdenkliche Zug um die Lippen war einem bitteren gewichen.

„Weiß ich's? Heimgeschickt sind sie!“

„Gleich dir? All die adligen, jungen Fräulein und Herren?“

„O, mich — mich wollte der Fürst behalten, er geruhte sogar, eine Komödie aufzuführen, sprach von teurem Vermächtnis und so fort. Daß du's aber gleich weißt, Mutter, schickt er, will er mich holen lassen, kommt er vielleicht gar selbst, gefällt er sich in der Rolle des Gnädigen — nicht das Geringste darfst du annehmen, verstehst du mich, Mutter?“

Ich verstand; jetzt wußte ich, daß nicht nur mir allein Nadioscha erwachsen schien, und ich erbebte bis ins innerste Herz.

Das Mädchen aber fuhr fort:

„Ich hab's der Fürstin in die Hand gelobt, sofort nach ihrem Tode das Haus zu verlassen. Doch ich bin darum nicht schutzlos, Mutter, sie dachte an alles, die Gütige, und hat noch selbst die nötigen Schritte gethan, mir hier am kaiserlichen Institut einen Platz zu erwirken, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Alles, was ich von dir erbitte, ist, mich bei dir zu behalten, bis ich auf eigenen Füßen stehen kann; willst du Mutter, kannst du das?“

„Ob ich's will, Nadioschinka!“

„Nun, dann ist alles gut!“ sagte das Mädchen, und der gespannte Ausdruck ihrer Züge wich einem ruhigeren.

Und so blieb es fortan.

Ich habe noch nie ein junges Ding gesehen, so ruhig, so gelassen, wie meine Nadioscha es war, und doch war sie nicht kalt.

Sie war nur still.

Still that sie ihre Pflicht, lernte und arbeitete unermüdlich; still, aber unmerklich schlich sie sich auch ins Herz der Menschen ein.

Bald hingen nicht nur ihre Geschwister an ihr, nein, auch das ganze Haus mit seinen jungen vater- und mutterlosen Insassen kannte und liebte die Präparandin mit den ernsten braunen Augen, die so warm und milde blickten und doch so selten lachten.

Lehrer und Lehrerinnen unserer Anstalt begannen sich für sie zu interessieren, die so still und freundlich ihres Weges ging.

„Wer weiß,“ sagte sogar schon jetzt der Direktor, „wenn Ihre Nadine erst ihr Certificat hat, am Ende findet sich auch bei uns etwas für sie!“

Wer war dessen froher als ich, konnte ich mir's doch kaum mehr ausdenken, sie jemals wieder von mir zu lassen, die Nadioscha.

Damals war's, als mir wieder der Gedanke auftauchte, sie ist der star ihrer Familie.

Du mein Himmel, sah ich meine andern an und — meine Nadine!

Häßlich war keines meiner Mädchen — der heiligen Gottesmutter Lob und Dank dafür — aber Schönheiten konnte man sie auch nicht nennen. Echt russisch sahen sie aus, grauäugig, stumpfnäsig, dickzöpfig, frisch und rund, Nadioscha glichen sie nicht im Äußern noch im Innern.

Die hatte Gedanken, wie sie uns andern nimmer kamen.

Saß sie da im Dämmerschein und erzählte den Jüngsten Märchen. Aber nicht etwa von den lieben Heiligen sprach sie oder der Russalka, den Feen, dem deutschen Aschenbrödel, nein, was erzählte sie?

Mit einer Hand die aufhorchenden Kinder an sich ziehend, ließ sie leis und langsam die

Digitized by Google

andere über die Tasten des Pianos gleiten und sprach ihnen vom heimischen Walde in Weißrußland, und wie Nachtigall und Blätterrauschen ihm ein Lied ins Herz gesungen, ein wunderschönes Lied, das ins Mark des Baumes gedrungen und mit ihm in die Stadt getragen war, als jetzt Leute kamen, den Baum zu fällen. Die hatten ein Klavier daraus gezimmert, und dieses sang jetzt alle Lieder, die Sonnenschein und Frühlingsduft im Walde gerauscht.

Dann lauschten die Kleinen, und in der Erzählerin Augen stand es selbst wie Sonnenschein und Frühlingsduft, ein Lied, das ihnen der Wald gesungen, derselbe Wald, in dem es groß geworden war.

Sie liebte nur diesen Wald, die Stadt mochte sie nicht leiden.

Petersburg am wenigsten.

„Es nimmt den Menschen die Frische," sagte sie; „schau hier die Kinder an und unsere Kleinen daheim im Walde von Slarutta!"

Auch meiner Nadioscha selbst hatte die Stadt die frischen Wangen von einst genommen, der wächsern durchsichtige Teint, wie ihn sonst nur die russische Aristokratin aufzuweisen hat, war ihr eigen geworden und ließ durch seine Farblosigkeit die Augen noch einmal so groß und dunkel erscheinen, als sie es thatsächlich waren.

„Marja Ottowna," sagte Fürst Baritzin zu mir, dem ich am Todestage der Fürstin an der Familiengruft, wohin ich beten ging, begegnete. „Vorhin hab' ich die Nadioscha gesehen. Dein Mädel wird eine Schönheit, glaub's mir! 's steckt nur zu viel vom Geist der Seligen in ihr. Das solltest du ihr abgewöhnen, Marja Ottowna, 's sollt ihr Schade nicht sein!"

Deutlich genug ergänzten die halb erloschenen Augen des alten Roués diese halben Worte, noch immer redeten sie eine Sprache, die das wahrscheinlich machte, was sich die Leute von ihm erzählten, nämlich, daß er sofort nach der Fürstin Tode eine wandernde Harfnerin in deren Gemächern installiert habe, ein schamloses Weib, nach dem die Dorfjugend mit Äpfeln und Kastanien warf, wenn es sich allein zeigte an der verstorbenen Fürstin Lieblingsplätzen.

Sie schützte einzig die Gegenwart ihres fürstlichen Galans, vor dessen Grausamkeit sich die Bauern fürchteten.

Eine andere aber fürchtete ihn nicht, das war meine Nadioscha gewesen.

Als er ihr an demselben Morgen, da er mich angeredet, aufgelauert hatte in der Grabkapelle der Fürstin, hatte sie ihn geradezu gefragt, ob er sich nicht schäme, an diesem geweihten Orte zu erscheinen.

„Nadioscha, reize ihn nicht," warnte ich, als sie's mir erzählte, „er ist ein mächtiger Herr."

„Wenn ich einen Menschen hasse," sagte das Kind ruhig, „so ist er es, um das, was er meiner Fürstin gethan hat, und das weiß er. Nicht ich fürchte ihn, er fürchtet mich."

Aber sie versprach mir doch, nicht mehr allein an der Fürstin Grabmal zu gehen; war der Fürst auch alt und schwach, Gewaltthätigkeiten traute ich ihm noch heute zu. — —

Unser Dasein floß ruhig dahin, Nadioscha arbeitete und lebte ein reiches Innenleben; äußerlich war es das unsere, das der Anstalt zumal, die sie fast nur verließ, um zu ihren Kursen zu gehen.

Sorge ihres Examens wegen, wie sie andere Mütter haben müssen, brauchte ich mir nicht zu machen.

Mir fielen der Zigeunerin Worte ein: „Glückliche Mutter, deine Tochter wird sein, wie ihrer nicht viele sind!"

Sie war's. — — —

Mit glänzenden Zeugnissen verließ sie die Anstalt. Ihre Majestät, unsere allergütigste Zarin selbst, unter deren Protektorat das Institut steht, hatte sie belobt. Und das Angebot, das einst von seiten unseres Waisenhausdirektors eine halbe Gnade gewesen, trat zurück vor den Anerbietungen, die man ihr jetzt von allen Seiten, sogar vom Auslande her, machte.

Was aber that Nadine?

Meine Furcht, sie möge eine der glanzvollen Stellungen nach dem Auslande annehmen, war grundlos gewesen, selbst den Platz im kaiserlichen Fräuleininstitut und den bei uns im Waisenhaus schlug sie aus.

Und warum?

Digitized by Google

Um sich um eine Stellung als Volksschullehrerin draußen in Wassily Ostrow zu bewerben.

Man war verwundert, aber man gewährte sie ihr, die ja berechtigt war, weit Besseres zu verlangen.

Ich verstand sie nicht recht.

Sie hätte es nun so gut haben können; statt dessen wanderte sie jeden Tag hinaus nach der Alexanderlinie in Wassily Ostrow, wo jenseit der Newa eines unserer ärmsten Viertel beginnt. Hier giebt's fast nur Lebensnot und Elend, während vom andern Ufer in langer Reihe unsere stolzen Paläste vom Englischen bis zum Quai de la cour hinab herübersehen, überragt von den leuchtenden Goldkuppeln der Isaakskirche.

„Kind," sagte ich, „wird dir nicht schlimm beim Anblick von soviel Armut?"

Nadine lächelte leicht.

„Schlimm? O nein, Mutter, aber das Herz geht mir auf, weit, weit! Wer da doch helfen könnte, wie er möchte."

Und sie ging nach wie vor, tagaus, tagein.

Meine Kinder wuchsen heran, wurden große, stattliche Mädchen, Marsa und Alexina waren sogar schon Bräute. Ein Pope und ein Handwerksmann waren ihre Erwählten, einfache Leute, aber ich hatte die Gewähr, daß meine Kinder glücklich mit ihnen wurden. Mehr Leben zog jetzt in mein stilles Heim, Ausflüge, Vergnügungen, wie Mädchen sie lieben, waren an der Tagesordnung.

„Nadioscha, willst du nicht mit kommen?" fragten die Schwestern.

„Danke schön, Kinder, ich bleibe zu Haus, hab noch zu arbeiten."

„Es ist dir wohl nicht gut genug?" meinte Alexina zaghaft.

„Xina, was fällt dir ein? Du weißt doch, ich finde kein Vergnügen dran."

Ab und zu ließ sie sich denn auch wohl mal zum Mitgehen überreden, aber es war wahr, sie fand kein Vergnügen dran.

Nicht, daß sie selbst etwa nicht gefiel — ganz im Gegenteil!

Trotz der vornehmen Art ihrer Schönheit war ihr etwas Gewinnendes eigen, etwas, das die Menschen anzog, nicht sie abstieß.

Es fanden sich sogar ein paar, ein Volksschullehrer und ein Pope, die entschieden ernstere Absichten zu haben schienen, trotz der mangelnden Mitgift.

Als ich aber meine Tochter darauf aufmerksam machte, lachte sie und sagte einfach:

„Mutter — was soll ich mit ihnen?"

„Ja, was sollte sie mit ihnen?" das fragte ich mich selbst.

Ich sah wohl, sie paßten nicht zu ihrer Art, aber ich sah auch, daß es schwer halten würde, für ein solches Mädchen die rechte Art zu finden, in unsern Kreisen wenigstens.

Und ich machte mir Sorge drum im stillen.

So ihr Leben lang Volksschullehrerin bleiben, abgehetzt aus der Klasse nach Hause kommen, einen Tag wie den andern, das schien mir ein wenig vergnüglich Los. Dagegen erschien mir noch mein eigen Eheleben, trotzdem ich als arme Popenfrau nicht auf Rosen gebettet gewesen, weit annehmbarer.

Gar zu gern hätte ich ihr einen Mann verschafft. Doch wie?

Ich wußte mir keinen Rat und mußte die Sache unserm Herrgott überlassen, ich mochte nun wollen oder nicht, meine Ohnmacht lag am Tage.

Da, eines Tags im Herbst, wir gehen über den Newsky, mein Kind und ich, noch deutlich entsinne ich mich dessen, wie wir längs der Moika kamen und nach der andern Seite hinüber wollten.

„Komm, Maminka," sagt sie und nimmt meinen Arm, mich sicher durch das Gewühl des Fahrdamms zu führen.

In demselben Moment aber müssen wir zurücktreten, denn eine zurückgeschlagene Hofequipage biegt schlanken Trabes von der sogenannten Sonnenseite herüber, um direkt vor uns, am Rande des diesseitigen Trottoirs, Halt zu machen.

Natürlich denke ich, ein Zufall sei's, und blicke mich um, wem wohl das freudige Nicken und Winken der jungen Dame im Fond gelten möge.

Die aber, noch ehe der Diener vom Bock herunter ist, den Schlag zu öffnen, springt heraus und meiner Tochter, die ebenfalls befremdet zur Seite treten will, direkt entgegen, sie lachend vor aller Welt umhalsend.

Digitized by Google

„Nadioscha, woher kommst denn du? Kennst du mich denn nicht mehr, Nadinka?"

„Sophie, ist's möglich? Du, Soscha!"

„Ja ich, Schatz. Du glaubst es wohl noch gar nicht? Sollte ich mich denn so sehr verändert haben in diesen fünf Jahren seit Tantes Tod?"

„Aha!"

Nun weiß ich, wen ich vor mir habe, schon ehe Nadioscha, mich der jungen Dame vorstellend, sagt:

„Liebe Mutter, das ist Sophie Baritzin, die kleine Soscha Petrowna, die damals auf dem Feste in Slarutta mit Pierre Ristow die Mazurka tanzte!"

„Die ist's, und doch ist sie's nicht," lacht die junge Dame, die noch ganz das alte harmlos vergnügte Wesen von ehemals hat. „Soscha Baritzin ist tot, begraben, und die hier vor Ihnen steht, ist die neugebackene Gräfin Goll."

„Vermählt?" staunt Nadioscha.

„Ja, ich hatte die Palastdamenlangeweile satt, durch die meiner revenuenlosen Existenz bis dahin die Subsistenzmittel gewährt wurden, nach des Oheims fatalem Kehraus auf Slarutta, du entsinnst dich doch, Nadinka? Nun, und was treibst du?"

„Ich unterrichte."

„Am Fräuleininstitut?"

„In der Volksschule!"

Die Gräfin stutzt.

„Par plaisir?"

„Du hast's erraten."

„Ha, ha, ha, also noch die Alte! Kommt, eingestiegen, das mußt du mir näher erzählen."

Erst will Nadioscha nicht, das sage sich nicht so mit ein paar Worten, die Gräfin aber läßt nicht nach mit Bitten, und dann sitze ich simple, alte Frau wahrhaftig in der Karosse aus unseres Kaisers Stall neben der geborenen Fürstin Baritzin auf den schwellenden Seidenpolstern, meiner Tochter gegenüber, die den Rücksitz eingenommen hat.

Was haben sich die Jugendfreundinnen zu erzählen, oder richtiger gesagt, was alles hat die Gräfin meiner Nadioscha vorzuplaudern! Sie findet gar kein Ende und ist noch im besten Reden, als schon der Wagen vor unsrer Anstalt hält, uns am Hause abzusetzen.

„Ich komme, Nadioscha! Noch in dieser Woche besuche ich dich. Und Sie auch, gnädige Frau. Mit Ihnen habe ich noch ganz etwas Besonderes zu reden!"

„Was kann denn das sein, was die junge Aristokratin mit mir zu bereden hat?" sage ich fragend zu meiner Tochter, die dem davonrollenden Gefährt nachwinkt.

Nadioscha lacht.

„Irgend ein Unsinn vermutlich. Ich kenne doch die Soscha; am Ende möchte sie mich verheiraten; wer weiß."

Nadioscha sagt es leichthin, mir aber geben diese Worte zu denken.

Sollte vielleicht meines Kindes Glück nah sein? Wie mancher blaublütige Russe hat schon ein Kind des Volkes geheiratet, warum nicht auch einmal eine Lehrerin desselben, eine so wunderhübsche noch dazu!

Gespannt sehe ich dem angekündigten hohen Besuch entgegen.

Und er bleibt nicht aus, wie ich es schon beinah gefürchtet; sie hält Wort, die allerliebste junge Frau, und eines Morgens, während meine Tochter draußen in ihrer Schule ist, steht sie vor mir.

Noch nie war mir meine Anstaltswohnung so klein und einfach erschienen, wie angesichts der lachenden Eleganz meiner jugendlichen Besucherin.

„Nadine ist doch fort?" fragt sie angelegentlich, noch ehe sie Platz nimmt, „mich führt nämlich eine wichtige Angelegenheit zu Ihnen, von der sie aber noch nichts wissen darf."

Und richtig, ganz wie Nadioscha neulich im Scherz vermutet hat.

Die Gräfin möchte sie verheiraten, und rückt ganz unbefangen mir, der Mutter gegenüber, hervor mit ihrem Projekt:

„Vor allem eins: ist sie bereits verliebt? Aber ehrlich, Frau Mutter!"

Ich mußte lachen.

Diese Frage konnte ich nach bestem Gewissen verneinen.

„Dann hören Sie! Ich selbst fühle mich so wohl, so glücklich in meiner jungen Ehe, ich kann's nicht sagen wie, und darum möchte ich auch meiner Nadioscha ein solches Glück bereiten. Massenbeglückung, wie sie es treibt, in ihrer Volksschule par exemple, mag ja recht

Digitized by Google

gut sein, mein Fall wär's nicht, und bequemer und angenehmer ist entschieden die Beglückung eines einzelnen, und zwar ganz bestimmten Individuums, nicht wahr?"

„Und ein solches meinen gnädigste Gräfin für meine Nadine gefunden zu haben?"

„Ja," sagt sie ernst und wichtig, „ich glaube, ich hab's?"

„Wird's denn auch wollen?" werfe ich zweifelnd ein.

„Na und ob! Eine Nadioscha! Sehen Sie sich doch einmal um, giebt's ein Wesen wie sie, so schön, so rein, so echt weiblich? Und das sollte einer nicht wollen? Zehn könnte sie haben für einen, aber an Gelegenheit nur hat ihr's gefehlt bislang, und die ihr jetzt zu schaffen, bin ich da. Doch reinen Mund halten vor Nadine, ein unbedachtes Wort kann bei der alles verderben, wie ich sie kenne."

„Unbesorgt, gnädige Frau."

„Nun, so hören Sie. Mein Kandidat ist mit Vorbedacht ausgewählt. Ich weiß noch von früher, Leute aus unsern Kreisen, vor allem Offiziere, ist Nadioscha leicht geneigt, läppisch zu finden; darum habe ich ihr einen Professor ausgesucht!"

„Von der Universität?"

„Nein, vom Kadettenlyceum, einen furchtbar klugen, grundgelehrten Mann. Ganz jung allerdings ist er nicht mehr, aber ich weiß, er sehnt sich nach einer Häuslichkeit, nach Familienleben. Ein Prachtmensch ist er, und nur eine kluge Frau, wie Nadioscha es ist, kann für ihn in Betracht kommen, da er in ihr, eines Augenleidens wegen, außer der Geliebten eine mitstrebende Genossin braucht, befähigt, dem Fluge seines Geistes zu folgen und ihm gewissermaßen als Sekretär, als Assistent zu dienen. Meinen Sie, daß nicht besonders eine solche Aufgabe Nadioscha reizen würde?"

Und wie ich meine Tochter kenne, muß ich zugeben, daß die Wahl ihrer Freundin mir nicht ganz hoffnungslos erscheint, denn den sie da schildert, das ist ja der Mann, den ich gesucht für mein Kind und nie gefunden bisher.

Wer also wollt's mir wehren, guten Muts und Nadioschas fürsorglicher Freundin von Herzen dankbar zu sein?

Andern Tags, als Nadine von der Schule kommt, liegt schon der Gräfin goldgerandete Einladungskarte auf ihrem Tisch.

„Ein Diener in Livree hat sie abgegeben!" sagt Kascha wichtig.

„Von der kleinen Baritzin wahrscheinlich," vermutete ich heuchlerisch.

„Ein Diner!" sagt Nadioscha, nachdem sie gelesen. „Ich werde absagen."

„Aber Kind, was fällt dir nur ein! Da hättest du nun eine Gelegenheit, auszugehen, dich zu amüsieren, wie's für dich paßt, und du willst nein sagen?"

„Ganz sicher, Mutter. Soscha meint es ja herzensgut, und ich refüsiere auch nicht etwa, weil ich mich als Volksschullehrerin nicht gleichberechtigt fühlte mit ihren Gästen. Ganz im Gegenteil, mir erscheint gerade dieser Beruf hoffähig, aber für ihn brauche ich meine volle Kraft, und seinetwegen darf ich mich nicht in diesen hohlen Gesellschaftsstrudel ziehen lassen."

„Kind, du überanstrengst dich in der Schule. Wie müde, wie abgespannt siehst du wieder aus!"

Zu Gunsten der Einladung sagte ich kein Wort, die Sache zu führen hielt ich für gescheidter, Gräfin Sophien selbst zu überlassen.

Und wirklich — kaum hätte ich's selbst geglaubt — ich sollte mich nicht verrechnet haben, vor der Andern Beredsamkeit mußte Nadioscha faktisch die Segel streichen und sich fügen.

„Aber nur für dies eine Mal!" erklärte sie. „Besuchen will ich dich ja gern, so oft es meine Zeit erlaubt, mit deinen Gesellschaften aber verschone mich fortan, Soscha, wenn du mich lieb hast."

„Ganz wie du willst; nur dies eine Mal komm!" ruft die Gräfin fröhlich, den Schelm in Aug und Kinn.

„Das nächste Mal treffen sie sich en deux," flüstert sie mir zu, die Lose.

Und dann ist der festliche Abend da.

Nach besten Kräften habe ich meinen star herausgeputzt.

Sie hat zwar gelacht, mir aber nicht gewehrt, und sich ruhig das elegante, weiße Tuchkleid überwerfen lassen, das ich ihr eigens für diese Gelegenheit hatte anfertigen lassen.

Digitized by Google

Als Schmuck trug sie einzig einen Goldgürtel tscherkessischer Arbeit und das als Vorsteck-nadel gefaßte Miniaturporträt der Fürstin in Emaillemalerei, beides Geschenke von ihr.

Wunderhübsch sah sie aus in dem lichten Kostüm, das dem dunklen Blond ihres Haares und dem Braun der Augen die kleidsamste Folie abgab.

Nur den Klemmer, den sie sich in jüngster Zeit zugelegt hatte, bat ich sie, fortzulassen.

„Aber ich bitte dich, Mamascha, warum denn?"

„Kind, er ist häßlich und macht dich alt."

„Mein Gott, weiter nichts? Ein Viertel-jahrhundert zähle ich doch auch bereits!"

Und sie nimmt das Binocle doch, aber sie steckt es in die Corsage mir zu Lieb, hüllt sich in den Mantel und steigt, bis zur Thür be-gleitet von sämtlichen Schwestern, in den Wagen, den die Gräfin geschickt hat.

„Wie eine Braut sah sie aus, Maminka, nicht wahr?"

„Wollte Gott, sie würd's," dachte ich im stillen.

Den ganzen Abend fand ich keine Ruhe; immer waren meine Gedanken bei der Gesell-schaft der Gräfin, bei Nadioscha und ihrem Tischherrn.

Elf ward's, ein Viertel auf zwölf sogar, schon waren die andern zur Ruhe, da erst kam Nadioscha heim.

„Nun, Kindchen, wie war's?"

Nadioscha blickte mir in die Augen und lachte.

„Ganz nett, Mamachen, aber mit deinen Plänen ist es nichts. Hat die Soscha mir einen alten Herrn zu Tisch gegeben! Für den hätte ich getrost fünfunddreißig, ja fünfund-vierzig sein können!"

„Nun, nun, die Jungen pflegtest du sonst Laffen zu nennen."

„Ich bin ja auch nicht unzufrieden, Mamascha, ganz im Gegenteil, mir gefiel er schon, mein alter Professor."

„Ein Gelehrter also war's?"

„Ja, aus Riga, ein halber Deutscher."

„Nun — und?"

„Mein Gott, wie die Deutschen alle," ist Nadioschas Antwort. „Multipliciere dann noch die Nationalität mit seiner akademischen Würde und du hast das Resultat, ein ver-schrobener Junggeselle, aber — mit Märchen-augen."

„Und er gefiel dir?"

„Du fragst wie der Großinquisitor oder unser Schulrat, kleine Mama. Gelt, du möchtest es wohl gern, daß mir einer gefiele?"

In diesem Tone hat mein Kind noch nie gesprochen, fast schluchze ich auf vor Entzücken.

„Nadioscha, Herzenskind, wär' es denn möglich, daß der Herrgott mir noch diese Freude in alten Tagen bescherte!"

„So freuen würd's dich, Mutter, so sehr?"

„Kind, wie du fragst! Dankbar wollte ich dem Himmel sein, jeden Feiertag der lieben Gottesmutter eine Kerze weihen bis an mein selig Ende, würd' mir dieser Herzenswunsch erfüllt!"

Sanft löst Nadioscha meine Arme, die ich in der Erregung um ihren Nacken geschlungen habe.

Sie blickte mich an, sehr lange, sehr nach-denklich.

„Mama," sagt sie dann, „bis jetzt hast du wohl eigentlich noch nicht viel Freude an mir erlebt?"

„Bestes Kind — was könnte ich dir vor-werfen!"

„So meine ich's nicht, Maminka, aber eine Tochter so recht nach deinem Herzen, war ich dir das? Ich fürchte, meine Bahnen billigst du nicht, du denkst vielleicht im Innersten, ich vergäße die eigene Mutter über dem Bestreben, Fremde, meine armen Kinder, glücklich zu machen? Sei ganz ehrlich, Maminka, ist's nicht so?"

Die Thränen kommen mir.

„Wenn du's durchaus wissen willst, Nadinchen —"

„Es ist so, nicht wahr? Und du denkst, du wärst doch die Nächste, die ich froh machen sollte, du, die mir das Leben gab!"

Sie schweigt und versinkt in Sinnen, aus dem ich sie nicht zu stören wage, trotzdem es später und später wird.

Da plötzlich steht sie auf, schlingt die Arme um meinen Hals und sagt:

„Mama, ich will mir Mühe geben, dir eine bessere Tochter zu sein, wenn's möglich ist fortan."

Digitized by Google

Und dann ist sie hinaus ohne Gutenacht.

Ich aber weine vor Freuden.

Was war das eben? War's ein Versprechen, und hörte ich nicht zu viel heraus?

Ich weiß es nicht.

In den nächsten Tagen und Wochen erscheint Nadioscha nicht verändert im Umgang, sie kommt und geht wie gewöhnlich und verwöhnt mich durch Aufmerksamkeiten, an die keine der andern denkt, mehr noch als sonst.

Auf unser Gespräch von jenem Abend kommt sie mit keiner Silbe zurück, aber sie geht öfter zur Gräfin, weicht nicht mehr ihren Einladungen aus und spricht auch wohl gelegentlich von den angenehmen Stunden, die sie in dem gastlichen Hause verlebt.

Soll ich hoffen, soll ich's nicht?

Meinen Zweifeln ein Ende macht der abermalige Frühbesuch Gräfin Sofchas.

„Hurrah, Mamascha," ruft sie schon in der Thür, „ich glaube, wir haben's. Hat Nadioscha zu Ihnen gesprochen?"

„Von dem Professor? Nur ein einzig Mal."

„Mon Dieu, und sie trifft ihn doch so oft! Aber sie ist verschlossen, ich weiß es, eine Ausnahmenatur in jeder Hinsicht. Darin passen die beiden prächtig zu einander. Sie glauben nicht, welch ein Mensch er ist, so edel, so groß und gut! Und wie milde, wie abgeklärt! Neulich, als er uns beiden, der Nadioscha und mir, von Pompeji spricht, sag' ich, wie ich nun einmal bin:

‚Sie suchten dort Scherben, Herr Professor, und alte Töpfe?'

‚Ich suchte die Götter,' entgegnet er.

Da hätten Sie Nadioschas Augen sehen sollen.

‚Die sucht meine Freundin auch,' entgegne ich, ‚aber in der Gegenwart, Herr Professor, und im eigenen Volke.'

Und plötzlich war der leuchtende Blick, den ich noch eben bei Nadioscha gesehen, in seinem Auge.

Den Mann hat's! sagte ich mir als Frau von Erfahrung in dem gleichen Moment, und darum, Frau Mutter, komme ich zu Ihnen, Sie sollen sich freuen mit mir."

Und ich freute mich, aber wohlweislich im geheimen.

Meine geschärften Blicke aber wurden jetzt einer Änderung in Nadines Wesen gewahr, die mir vielleicht ohne die Andeutung der Gräfin entgangen wäre.

Meine Tochter, die nie besonders kirchlich gewesen, ging jetzt des öftern in den Gottesdienst.

Sie betete.

Um was aber, um wen?

Rang sie noch immer mit sich selbst?

Da endlich eines Tages sagt sie zu mir:

„Mutter, morgen will der Professor kommen."

„Die Anstalt besichtigen?"

„Er will, du sollst ihn kennen lernen."

„Ich? Was kann ich schlichte Frau —"

„Ach, Mutter, du hast es ja gewollt, dir zu Liebe geschieht's doch nur."

„So hat er sich erklärt?" falle ich aus der Rolle.

„Noch nicht, Mutter. Glaube mir, gedankenlos thut auch er den Schritt nicht; so ist der ganze Mensch nicht beschaffen. Eine Prachtnatur ist er, wie ich mir als Freund keinen bessern wünschen könnte, nur daß —" Und sie bricht ab.

„Was ist's, Nadine; nur daß? —"

„Ach, Maminka, warum drüber reden! Wenn ich nur selbst wüßte, wie ich mit mir dran bin, aber ich verstehe mich garnicht mehr in dieser Zeit."

„Herzenskind, das geht jeder angehenden Braut so, die Xina sagte so und die Marsa auch."

„So — die auch?"

„Na, und die sind doch verliebt, die beiden."

„Ja, verliebt, Mama. Wie ist das eigentlich?"

„Sieh dir die Schwestern an," lache ich, „die Xina und ihren rundlichen Popen zumeist."

„Ich könnte so nimmer werden."

„'s ist Temperament, mein Kind, und äußert sich eben verschieden."

„Das Gefühl aber sollte das gleiche sein."

Zuweilen ist's wirklich unbequem, dieses Mädchens Grübeln, und dient nur, sich und andern das Herz schwer zu machen.

Und früher war sie mir doch so klar und zielbewußt erschienen, wie sie unentwegt ihren

Digitized by Google

Ideen nachging; warum nur jetzt dies Schwanken? — — —

Der Professor war wirklich eine Elitenatur, wie ihn Gräfin Soscha genannt, und dabei doch so einfach, so ungekünstelt und schlicht, das wurde ich gewahr, so wie wir zu einander gesprochen.

Und wie offen redete der Mann zu mir!

Nicht das leiseste Hehl, daß ihm Bedenken aufstiegen, ein Mädchen an sich zu fesseln, das seine Tochter sein könnte bei seinem Alter und Gebrechen!

„Denn," sagte er zu mir, „Sie müssen wissen, mein langjähriges Augenübel muß unfehlbar mit völliger Erblindung enden, nur das Wann ist Frage der Zeit.

Fräulein Nadine will dies Hindernis nicht gelten lassen, aber sie kann sich täuschen. Ihr großes Herz, von Mitleid bewegt für mich, von herzlicher Freundschaft erwärmt, redet sich Gefühle ein, die — die vielleicht —" Er stockt und wischt sich die hellen Tropfen von der Stirn.

„Sehen Sie, und das ist's! Das ertrüge ich nicht, weil ich das Mädchen zu lieb habe, lieber als mich selbst. Unglücklich, unbefriedigt sie sehen an meiner Seite, hieße mehr, als auf sie verzichten! Könnte mich ein Mensch über den Punkt beruhigen, wie dankbar wollte ich ihm sein, aber nicht einmal Gott kann's, ihm würd' ich's wenigstens nicht glauben, einzig ihr selbst; wenn's auch weh thäte, sehr weh."

Der Mann hat mein Kind lieb, das fühle ich.

„Nadioscha," sage ich darum, als er fort ist, „Nadioscha, mache ihn glücklich — er verdient's."

„Er verdient's, ich weiß es, Mutter, aber — er verdient ein volles Glück."

Was soll ich zu solchen Worten sagen. Mir sind keine solchen Gedanken gekommen als Braut und meinen andern Kindern auch nicht.

Meine Nadioscha ist eben aus anderm Holze geschnitzt als wir; jeder Tag zeigt es von neuem.

Ich verstand sie eigentlich selten; denn widersprach es nicht geradezu ihren sonstigen Anschauungen, ihrer ganzen Gesinnung, wenn sie dann wieder sagte:

„Nur keine lange Brautzeit, Mutter!"

Eher glaubte ich ihr schon den Nachsatz:

„Und dann kein Gerede und soviel lästiges Gefrage vorher. Ich glaube, ich thue am besten, zum Semesterschluß in aller Stille meine Stellung niederzulegen."

„Das haltet, wie ihr wollt. Im übrigen halte ich das Verloben für keine Schande, die man zu verheimlichen hätte. Wie stolz würde manche andere an deiner Stelle sein!"

„Und wie glücklich, vielleicht, nicht wahr, Mutter?"

„Das könnte schon sein, du jedenfalls weißt dein Glück nicht sonderlich zu schätzen."

„Mein Glück, Mutter? Es kann eins *werden* im besten Falle."

Nein wirklich, solches Mädchen ist mir noch nicht vorgekommen; kommt sie faktisch am Nachmittag nach Haus thränenden Auges!

Und welch Geständnis erpresse ich ihr durch mein besorgtes Fragen? Wo liegt die Ursache ihrer Traurigkeit?"

„Ich — ich dachte nur an den Abschied, Mutter."

„An welchen Abschied, du bleibst doch hier in —"

„Ich sprach von der Schule, Mama."

„Ich denke doch, du wärst nicht recht zufrieden mit deiner letzten Klasse."

„Sollte sie mir, weil sie Fehler hat, weniger lieb sein? Auch sprach ich nicht von ihr im besondern, ich sprach von meinem Wirkungskreis überhaupt. Ich gebe doch viel auf, Mama, und eine gute Portion Liebe geht durch mein Scheiden meinen Kindern verloren."

„Verloren? Nur einem andern Wesen kommt sie zu gute."

„*Muß* sie, wenn ich mich nicht versündigen will an einem, der besseres verdient, als ich ihm bieten kann."

„Weißt du, Nadioscha," sage ich da in meiner Unbedachtsamkeit, „ich finde, du denkst im Kreis und unnatürlich obendrein! Was sollte der Professor nur denken, erführe er's! Versetze dich doch ein einzig Mal selbst in die Lage, würde es dir wohl passen, er überlegte so lange? Ebenso aber ist's sein gutes Recht,

Digitized by Google

für das, was er dir giebt, dein volles Herz als Gegengabe zu verlangen; das ist wenigstens meine Meinung."

„Meine auch, Mutter. Gott sei Dank, daß sie mit der deinen übereinstimmt. Aber wenn auch du so denkst, kannst du mir da meine Zweifel verübeln?"

„Ach was, Zweifel, die dürfen dir gar nicht kommen!"

„Daß sie aber kommen, Mutter, zeigt mir, daß es das Rechte nicht ist, was ich thue."

Nun erschrecke ich jählings.

Und in meiner Angst, die Sache könne doch noch in elfter Stunde sich zerschlagen, mache ich das Dümmste, was ich machen kann, indem ich sage:

„Mein Gott, so rede doch mit dem Mann selbst!"

„Mutter," entgegnet sie, „ja, das will ich, offen und ehrlich, und zwar auf der Stelle."

„Du willst doch nicht zu ihm?"

„Natürlich."

„Kind, bedenke die Welt — das Gerede."

Wie mit einem Schlage aber hat Nadioscha ihre alte Sicherheit wiedergewonnen.

„Du fürchtest, Maminka, es könne leicht die einzige Folge meines Romans bleiben?"

Und lachend ihren Hut befestigend eilt sie davon.

Ich aber blicke dem Kinde nach, mein dummes altes Herz von Sorgen schwer.

Schon jetzt verzichte ich darauf, sie als glückliche Braut heimkehren zu sehen; sie ist eben so anders als andere Mädchen.

„Trägt ihren eigenen Codex im Herzen!" sagte später Gräfin Soscha, als sie's erfuhr, denn richtig, wie ich gefürchtet hatte, so kam's und — doch nicht so.

Nach zwei, drei Stunden ist Nadioscha wieder da.

„Nun, mein armes Kind?"

„Mama," sagt sie, mich scheu und zärtlich von hinten umhalsend, und beugt sich dicht an mein Ohr: „wirst du mir sehr, sehr böse sein, gute Maminka?"

„Böse?" Ich seufze schwer — „ach nein."

„Mama, ich konnt's nicht; von Anbeginn hatte ich das Gefühl, aber ich unterdrückte es deinetwegen. Zürne nicht, es war stärker als ich selbst, als meine Freundschaft für den Mann, ja als meine Kindesliebe für dich, mein Mütterchen."

„Und — das hast du ihm gesagt, dem Professor?"

Nadioscha nickt.

„Alles?"

„Und er?"

„Er hat mich geküßt, Mama, und gesagt, es würde eine Sünde sein, eine Sünde wider den heiligen Geist."

Ganz still ward's da in mir.

Eine Sünde wider den heiligen Geist! Der Mann hatte das rechte Wort gefunden.

Und eine solche wär's gewesen, wäre mein thörichter Wunsch in Erfüllung gegangen und aus ihm und der Nadioscha ein Paar geworden, trotz seines Edelsinnes, ihrer Harmonie, ihrer beiderseitigen Vortrefflichkeit.

Seit dem Tage habe ich das Ehestiften abgeschworen.

Und bin ich auch heute die Schwiegermutter von nicht weniger als drei Popen, einem Handwerker und einem Fabrikanten gar, ich selbst habe keinen Finger dazu gerührt.

Im Menschen selber muß es liegen, ob er für die Ehe paßt, ob nicht.

Meine Nadioscha paßte nicht dafür.

Jahrelang hat sie noch mit ihrem Professor verkehrt in herzlichster Freundschaft; 's ist so gekommen, wie sich's die Frau Gräfin gedacht hat, sein Assistent, sein Famulus ist sie geworden, als es schlechter und schlechter ward mit seinen Augen, keinen Gedanken hat einer dem andern geheim gehalten, und doch, geheiratet haben sie sich nicht.

Das aparte Ding aber, das sie als Kind gewesen, ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Und heute, Sie wissen wohl, heute kennt man ihren Namen weit und breit hier in Petersburg und drüber hinaus, redet von ihrer Volkserziehung, den Haushaltschulen für arme Mädchen, den Kinderbewahranstalten, die sie eingerichtet hat in ganz Rußland, Lohn und Anerkennung werden ihr — hat unser Kaiser doch selbst sie seinen Kindern als Lehrerin geben wollen!

Sie aber — was sagte sie?

Digitized by Google

„Meines Kaisers Kinder finden Berufenere, meine Armen haben nur mich; ich bleibe meiner Volksschule treu."

Und der ist sie treu geblieben bis auf den heutigen Tag und wird's auch wohl bis an ihr Lebensende. Wie sie dereinst von ihrem Vorbild, der Fürstin, gesagt, so ist sie heute selbst geworden, nicht ans Nehmen denkt sie, nur ans Geben.

Weiß sind ihre Haare geworden vor der Zeit, im Kampf mit dem Leben, ihre Augen aber wurden immer sonnenhafter, je älter, je abgeklärter sie ward.

Vorüber hastet die Welt an ihrem stillen Wirkungskreise, sie ist noch heute, was sie einst gewesen, eine Volksschullehrerin.

Und eine alte Jungfer obendrein.

Mir aber sind die Augen geöffnet worden in meinen alten Tagen noch, ich sage heute nicht mehr mit bedauerndem Kopfschütteln:

„Wär' sie doch wie die andern!"

Ich wiederhole stolz, was man mir prophezeit vor langen, langen Jahren:

„O, ich gesegnete, glückliche Mutter; meine Tochter ist, wie ihrer nicht viele sind, eine Auserwählte, ein Stern ihres Geschlechts!" —

Olive Schreiner.

Von

Dr. Ph. Arnstein.

Nachdruck verboten.

Der englische Frauenroman, ich meine damit den von Frauen verfaßten Roman, hat einen zwiefachen Charakter. Ein großer Teil ist Gesellschaftsroman und schildert die Verwicklungen und Verknüpfungen von Schicksal und Persönlichkeit auf dem Boden des konventionellen Lebens, der andere Teil ist Tendenzroman und dient sozialen, religiösen und politischen Zielen. Wenn zu jenem die Frauen durch ihre Gabe feiner Beobachtung des alltäglichen Lebens besonders befähigt sind, so treibt sie in das Lager der Reformatoren und Weltverbesserer ihr starkes Gefühl des Abscheus gegen alles Rohe und Gemeine. Die Zahl der Schriftstellerinnen, die den Gesellschaftsroman pflegen, und noch mehr die Zahl ihrer Werke ist Legion; ihre Bücher dienen hauptsächlich dem Bedürfnis der Unterhaltung und Zerstreuung. Dagegen fehlt es auch nicht an Romanschriftstellerinnen, die ihren Beruf ernster auffassen und in die Fußstapfen der großen George Eliot treten. Zu diesen gehören in erster Linie Mrs. Humphry Ward und Olive Schreiner.

Olive Schreiner ist nur der Sprache, nicht der Abstammung und auch nicht der Gesinnung nach Engländerin. Ihr Name zeigt schon, daß sie deutschen Ursprungs ist. Ihr Vater war ein lutherischer Geistlicher in Kapland, ihr mütterlicher Großvater ein Independentengeistlicher, der im Ostende von London wirkte. Ihr älterer Bruder ist ein bedeutender Politiker, der wohlbekannte Vorkämpfer der holländischen Partei in Kapland, das Haupt des Afrikanderbundes, früher Generalstaatsanwalt und seit den letzten Wahlen des vorigen Jahres, die mit einem Siege des Bundes endigten, Führer der Regierung. Starke religiöse Eindrücke, die Abstammung von Geistlichen von väterlicher und mütterlicher Seite, zusammen mit dem Leben innerhalb der frommen holländischen Bevölkerung, sowie der politische Kampf der Nationalitäten, das Werden und die Gestaltung des neuen afrikanischen Volkstums haben dem Talent Olive Schreiners seine Richtung gegeben. Seit 1894 ist sie mit einem afrikanischen Kolonisten, Mr. Cronwright, verheiratet.

Digitized by Google

Olive Schreiner gehört nicht zu den Schriftstellerinnen, die alle Jahre einen oder sogar mehrere Romane schreiben. Die Zahl ihrer Werke ist gering. Vor etwa 20 Jahren kam sie nach London, um Physiologie zu studieren und brachte das Manuskript eines Romans mit. Sie zeigte es George Meredith, der ihr riet, einige Änderungen daran vorzunehmen, und veröffentlichte es dann im Jahre 1883 unter dem Pseudonym Ralph Iron. Das Buch: „Die Geschichte einer afrikanischen Farm", hatte einen außerordentlichen Erfolg. Man erkannte in der Verfasserin eine ganz originelle Künstlerin, die sich von allem bisher Bekannten unterschied und Selbsterlebtes und Selbstempfundenes in eigenartiger Weise darstellte. Im Jahre 1891 veröffentlichte sie dann ein Bändchen Allegorien, „Träume" genannt, ebenfalls ein ganz merkwürdiges Buch, und darauf 1893 ein anderes Bändchen kleiner Erzählungen, „Traumleben und wirkliches Leben". Außerdem hat sie, abgesehen von rein politischen Schriften, im Jahre 1897 noch einen Roman veröffentlicht, betitelt „Der Soldat Peter Halket von Mashonaland".

„Die Geschichte einer afrikanischen Farm" ist nicht, wie andere afrikanische Erzählungen, wie u. a. die vielgelesenen Romane von Rider Haggard, eine Geschichte von wilden Abenteuern, Kämpfen mit Löwen und Büffelherden, von Zauberern, alten, geheimnisvollen Kulturvölkern und verborgenen Schätzen. So etwas, meint Olive Schreiner im Vorwort, kann man am besten am Schreibtisch in London ersinnen, wo die Phantasie ungehindert durch die Berührung mit der rauhen Wirklichkeit waltet. Sie stellt das alltägliche Leben dar, wie es auf einer Straußenfarm in Südafrika sich abspielt. Einsam liegt sie auf der glühenden, reizlosen Ebene. Weithin dehnt sich das „veld" aus, nur hier und da unterbrochen von sog. „kopjes", kleinen, mit Steinen bedeckten Hügeln, auf denen spärliche Grasbüschel und Feigendisteln wachsen. Am Fuß eines solchen Hügels liegt das Bauernhaus aus rotem Ziegelstein und mit einem Strohdach bedeckt. Es ist umgeben von den Schafhürden der „kraals", den Lehmhütten der Kaffern und den Wagenschuppen und Nebengebäuden. Auf der Ebene sieht man nichts als Zwergbüsche und hier und da sogenannte „Milchbüsche", unter denen die staubigen Schafe und Lämmer vergebens Schatten suchen. Ein fast ausgetrockneter Bach schleicht träge zwischen reizlosen Ufern dahin. Die Herrin dieses Gutes ist Tant' Sannie, ein dickes, unförmliches, häßliches Burenweib, abergläubisch und roh in Denken und Fühlen. Sie hat schon zwei Männer begraben und wartet jetzt im Vollgefühl des Besitzes ihrer Straußen- und Schafherden auf den dritten. Sie ist nicht gerade wählerisch. „Was Männer angeht", sagt sie, „so ist es einerlei, wen man hat. Einige Männer sind fett und andere mager; einige trinken Brandy und einige Schnaps. Aber es kommt schließlich alles auf eins heraus; es ist ganz einerlei. Ein Mann ist ein Mann." Bei dieser Gesinnung hätte sie wohl ihren deutschen Aufseher Otto Färber geheiratet, einen frommen Schwaben von kindlicher Einfalt des Gemütes, aber der merkt gar nichts von ihren Absichten. Durch die Gutmütigkeit dieses Deutschen, der alles glaubt, was jemand ihm „deutlich sagt", findet ein irischer Landstreicher, Bonaparte Blenkins, ein verlogener, abgefeimter, prahlerischer Gauner, auf dem Gut Unterkunft und weiß sich bei der Burenfrau so einzuschmeicheln, daß er nahe daran ist, sie zu heiraten. Durch schlaue Verleumdung verdrängt er seinen Wohlthäter, den Deutschen, aus seiner Stellung, so daß der in Verzweiflung stirbt. Aber er verdirbt sein Spiel selbst, indem er einer noch reicheren Verwandten von Tant' Sannie den Hof macht und hierbei ertappt wird. Er wird von dem Gute verjagt. Es gelingt ihm aber, eine andere alte Burenfrau von 82 Jahren, die nicht mehr acht Monate leben kann, zu heiraten, während Tant' Sannie sich mit einem jungen Buren tröstet, dem Besitzer von zwei Bauernhöfen und 12 000 Schafen, glücklich in ihrer Ehe, aber bereit, einen vierten Gatten zu nehmen, „wenn Gott diesen abberufen sollte."

In dieser Umgebung wachsen drei Kinder auf, deren Entwicklung und Schicksale das eigentliche Thema der Erzählung bilden: Em, die Stieftochter der Burenfrau, ein bescheidenes, einfaches und gemütvolles Mädchen, dazu bestimmt, überall im Leben den zweiten Platz würdig auszufüllen, ihre Kousine Lyndall

Digitized by Google

und der Sohn des deutschen Aufsehers, der Hirtenknabe Waldo. In diesen beiden letzteren Gestalten scheint die Dichterin die seelischen Stimmungen und Kämpfe der eigenen Jugend verkörpert zu haben. Waldo, der genial veranlagte Knabe, kämpft an gegen die Fesseln des harten kalvinistischen Glaubens mit seinen Verdammungsurteilen, bald zu religiöser Extase, bald zur Verzweiflung und zum Trotz getrieben. Ein geheimnisvoller Fremder giebt ihm Aufklärung und Befreiung von dem Alpdruck des religiösen Zweifels, und er zieht hinaus in die Welt, um seinen glühenden Wissensdurst zu befriedigen, um zu lernen und zu erfahren. Aber der träumerische Knabe vermag das Schicksal nicht zu zwingen, und resigniert; mit gebrochenen Flügeln kehrt er in die enge Heimat zurück, um am Grabe seiner Hoffnungen zu sterben. Lyndall, die Stolze, Unbeugsame, stellt das Streben der Frau nach Freiheit und Wissen, nach selbständiger Entfaltung der Persönlichkeit dar. Es ist ein Charakter, ähnlich den Ibsenschen Heldinnen Hedda Gabler, Rebecca West und Hilda Wrangel. Sie lehnt sich auf gegen die Ordnung der Gesellschaft, die der Frau nicht gestatten will, sich ein eigenes Arbeitsfeld zu suchen, ihr Leben nach freiem Gutdünken zu gestalten. Von wunderbarer Schönheit und Anmut, gewinnt sie das Herz aller Männer, die ihr nahe treten. Ein geistig hervorragender, reicher Engländer gewinnt ihre Liebe, aber sie will mit ihm wohl als Geliebte, nicht aber als Frau zusammenleben, da sie sich nicht binden und unterordnen will. Sie stirbt in prometheischem Trotz, in Auflehnung gegen Sitte und Gesetz, nachdem sie vorher ihr Kind begraben hat. Wunderbar ist ihr Ende geschildert. In voller Besinnung und ungebrochen nimmt sie vom Leben Abschied, aufopfernd gepflegt von einem andern Liebhaber, einem thörichten, beschränkten Menschen, den sie verschmäht hat und der ihr in der Verkleidung einer Krankenpflegerin die letzten Liebesdienste erweist. „Ob sie gefunden hat, was sie suchte, etwas Verehrungswürdiges? Ob ihr Sein geendigt hat? Wer weiß es? Ein Schleier schrecklichen Nebels liegt über dem Antlitz des Jenseits."

So klingt die Erzählung schwermütig aus. Begrabene Hoffnungen, enttäuschte Wünsche stehen an ihrem Ziel. Eine tapfere Resignation ist der Grundton. Man merkt, daß die Fragen, die hier behandelt werden, nicht müßige Spekulationen, sondern persönliche Herzensangelegenheiten der Verfasserin sind, behandelt mit dem Ernst und der Tiefe einer nach Klarheit und Wahrheit ringenden, leidenschaftlichen Natur.

In allegorischer Form wendet sich die Dichterin diesen und anderen Grundfragen des Daseins noch einmal in den „Träumen" zu. Es sind Visionen eines poetischen Geistes, getragen von einem tiefen, sittlichen Streben; ein feinfühlendes Herz offenbaren sie und eine gewaltige Phantasie. Das Suchen nach Wahrheit, die Bestimmung des Lebens, das Wesen der wahren Kunst, die Menschenliebe und vor allem der Befreiungskampf der Frau bilden den Inhalt der Allegorien, die in ihrer grandiosen Gestaltung manchmal an Dante erinnern. Als Beispiel gebe ich kurz den Inhalt der Fabel „Der Jäger". Ein Jäger zieht aus, um den Vogel Wahrheit zu fangen. Er macht sich ein Netz aus der Phantasie und seinen Wünschen und streut einige Körner Leichtgläubigkeit hinein und fängt hiermit drei wunderschöne Vögel, von denen der eine immer singt: „Ein menschlicher Gott!", der zweite „Unsterblichkeit" und der dritte „Belohnung nach dem Tode". Eine Zeit lang glaubt er die Wahrheit zu besitzen und zeigt die Vögel dem Volke, das ihm zujauchzt. Dann aber erkennt er, daß die Vögel nicht zur Familie der Wahrheit gehören, sondern die Brut der Lüge sind, und er wandert weiter, sehnenden Herzens. Die Weisheit giebt ihm den Weg an, der durch das Thal des Leugnens und der Entsagung zu den hohen Bergen der Wirklichkeit führt. Er entgeht den Lockungen der Sinnlichkeit und steigt den mühsamen Berg hinauf, immer hoffend, am Ziele zu sein und immer enttäuscht, aber nie verzagend. Endlich ist er alt und kraftlos und stirbt, zufrieden damit, einen Weg gebahnt zu haben, auf dem andere weiterschreiten können. Sterbend ergreift er eine weiße Feder des Vogels Wahrheit, der nur in einem Netz aus seinen eigenen Federn gefangen werden kann. — Diesen „Träumen" reihen sich die drei kleinen Erzählungen „Traumleben und wirkliches Leben" an, die in ihrer Art ebenfalls kleine Meisterstücke sind.

Digitized by Google

Ein ganz merkwürdiges Buch ist das letzte Werk Olive Schreiners: „Der Soldat Peter Halket von Mashonaland". Es ist der Form nach eine Novelle, dem Inhalt nach halb ein politisches Pamphlet, halb eine Predigt oder ein religiöser Traktat. Veröffentlicht kurze Zeit nach dem unglücklichen Einfall Dr. Jamesons in Transvaal, richtet es sich gegen die Politik, aus der diese Gewaltthätigkeit entsprang, die Politik des südafrikanischen Napoleons Cecil Rhodes, der in seinen weitausschauenden, ehrgeizigen Plänen über Recht und Billigkeit und Menschenglück rücksichtslos hinwegschreitet. Olive Schreiner vertritt diesem genialen Gewaltmenschen gegenüber die Sache der Menschlichkeit und des Rechtes, wie einst Madame de Staël es Napoleon gegenüber that. Der Inhalt ist etwa folgender:

Der Soldat Peter Halket, der im Dienste der britischen südafrikanischen Gesellschaft steht, ist von seinen Kameraden nach einem mörderischen Kampf gegen die armen Eingeborenen als Späher ausgesandt worden und hat sich verirrt. Er entschließt sich, die Nacht auf einem einsamen Kopje zuzubringen und macht sich ein Feuer, um sich daran zu wärmen. In der Stille der Nacht kommen ihm allerhand Gedanken. Er denkt an seine Jugend in dem kleinen englischen Dorf, an die Schule und besonders an seine fromme, zärtliche Mutter, eine arme Waschfrau, die ihn zu Sanftmut und Frömmigkeit erzogen hat. Und dann macht er Zukunftspläne. Er sieht sich als Besitzer eines Stückes Landes, aus dem die Neger vertrieben sind, als Gründer und Direktor einer großen Aktiengesellschaft, er verkauft seine Anteile zu hohem Preise, wodurch allerdings die Londoner, die nichts davon verstehen, ihr Geld verlieren — er sieht sich als Parlamentsmitglied, Baron und Geheimrat. Und dann denkt er an die armen Schwarzen, die wehrlos hingemordet sind, an die Weiber und Kinder, die er hat leiden sehen. Aber was macht das? Sie sind ja keine Menschen wie er, sie fühlen es nicht wie er. Und wie er so sinnt und träumt, glaubt er Schritte zu hören. Ein Mann steigt das Kopje hinauf, gekleidet in ein loses, leinenes Gewand, und setzt sich neben ihn. Es ist ein Jude aus Palästina. An seinen Füßen und seinen Händen hat er Wundenmale, und seine Stimme hat einen seltsamen, wohlbekannten Klang. Zuerst ist Peter sehr gesprächig und erzählt ihm von seinem wilden Leben und seinen Zukunftsplänen. Allmählich aber ergreift der Fremde das Wort. Er ist weitgereist und gehört einer mächtigen Gesellschaft an, nicht der britischen südafrikanischen, sondern einer anderen, größeren, älteren, die alle guten, aufopfernden Menschen umfaßt. Er redet zu Peter, zeigt ihm das Unrecht und die Grausamkeit seines Vorgehens und macht ihn schließlich so weich, daß Peter sich bereit erklärt, ihm zu folgen, der Armen und Unterdrückten sich anzunehmen. Dann verschwindet der Fremde. Am andern Morgen trifft Peter seine Kameraden wieder. Er ist ein veränderter Mann, und bald hat er Gelegenheit, seinen neuen Glauben zu bethätigen. Ein armer Schwarzer wird in einem Versteck gefangen und soll als Spion gehängt werden. Peter tritt für ihn ein, richtet an seinen Hauptmann eine lange Ermahnung, wofür der ihm zur Strafe befiehlt, den Schwarzen zu erschießen. Doch Peter befreit ihn in der Nacht und stirbt dann als Opfer seiner That. So besiegelt der einfache Soldat mit seinem Blut den Protest gegen die unmenschliche Politik des afrikanischen Eroberers.[1])

Mit diesem letzten Werk, in dem bei der Sprödigkeit des Stoffes die Kunst Olive Schreiners, ihr Ernst und die Tiefe ihrer Empfindung sich um so glänzender zeigen, schließt ihr bisheriges Schaffen ab. Hoffentlich wird uns die Zukunft noch manches reife Buch von ihr bringen! Sie nimmt in der englischen Litteratur eine ganz eigenartige Stellung ein. Sie ist die erste südafrikanische Schriftstellerin. Wie Rudyard Kipling dem Anglo-Indiertum, so hat sie dem Fühlen und Denken des holländisch-englischen Volkstums, das im Süden des schwarzen Erdteils unter heftigen Kämpfen um seine Zukunft ringt, zuerst eine Stimme und litterarischen Ausdruck verliehen.

[1]) Die drei Hauptwerke von Olive Schreiner sind in deutscher Übersetzung bei Ferdinand Dümmler, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

Der Leipziger Frauen-Gewerbeverein.

Von

Elisabeth Winker.

Nachdruck verboten.

Wer zu irgendwelcher Tageszeit die oberen Räume des Hauses Königsstraße 26 in Leipzig betritt, findet dort ein überaus reges Leben und Treiben. Es ist die Heimstätte des Leipziger Frauen-Gewerbevereins.

Es war ein guter und fruchtbarer Gedanke, der ihn im Jahre 1892 ins Leben rief. Seinen Ursprung verdankt er einer Anregung von Frl. von Alten, Frl. Büttner und Frl. Dau; seine jetzige hohe Blüte seiner derzeitigen Vorsitzenden, Frau Anna Schmidt.

Der Frauen-Gewerbeverein ist eine eingetragene Genossenschaft, deren Ziele und Mittel, auf die knappe Form des Statuts gebracht, sich also darstellen:

Die Zwecke der Genossenschaft sind:

a) Erweckung des Bewußtseins der Gemeinschaftlichkeit der Fraueninteressen unter den Frauen,
b) gründliche Berufsbildung der Frauen,
c) Befreiung der Frauenarbeit von allen ihrer Entwickelung entgegenstehenden Hindernissen,
d) Förderung des materiellen Wohles der Vereinsmitglieder.

Diese Zwecke verfolgt die Genossenschaft durch:

a) Arbeitsnachweis und Stellenvermittelung,
b) Versammlungen,
c) Einrichtungen, welche Frauen den Besuch von Unterrichtskursen, Fach- und Fortbildungsschulen erleichtern,
d) Petitionen an gesetzgebende Körperschaften und Behörden,
e) Hilfskassen.

Das Statut war bald gemacht; nun galt es, ihm den entsprechenden Ausdruck in der Wirklichkeit zu verleihen. Das ist, besonders wenn man die kurze Lebenszeit des Vereins in Betracht zieht, in überraschender Weise gelungen. Eine große Anzahl von Mädchen ist innerhalb der sechs Jahre seines Bestehens zu gewerblichen Berufen herangebildet, sehr vielen Frauen ist lohnende Arbeit verschafft und durch mannigfaltige Einrichtungen den Mitgliedern des Vereins geistige Erhebung und gesellige Freude zu teil geworden.

Wenn nun auch der rührigen und mit seltenem Organisationstalent begabten Vorsitzenden, die als Schwester von Auguste Schmidt von dem der Familie erb- und eigentümlichen „Vereinssinn" entschieden ihr gut Teil abbekommen hat — sie ist auch im Vorstand des so segensreich wirkenden Hausbeamtinnenvereins — in erster Linie diese günstigen Resultate zu verdanken sind, so hätten sie doch nicht erreicht werden können ohne das thätige Interesse eines begüterten Leipziger Bürgers, dessen Gemeinsinn die Stadt verschiedene bedeutende Schöpfungen verdankt. Er ermöglichte vor allem die Einrichtung einer ständigen Verkaufsstelle für weibliche Handarbeiten. Diese war schon im Oktober 1894 von der Mitgliederversammlung beschlossen worden, da man nur auf diese Weise die Löhne für solche Frauenarbeiten allmählich heben zu können glaubte. Dem Verein, der nur einen Mitgliedsbeitrag von einer Mark jährlich erhebt, wäre solche Einrichtung bei den hohen Leipziger Ladenmieten unmöglich gefallen; auch die durch einen Bazar beschafften paar tausend Mark hätten nicht weit gereicht. Daß dem Verein die Deckung des Deficits auf drei Jahre hinaus garantiert wurde, ermöglichte das Wagnis, das schon heute als gelungen zu bezeichnen ist, da man nahe daran zu sein scheint, den Umsatz von 20 000 Mark jährlich zu erzielen, der die Selbsterhaltung der Verkaufsstelle in sich schließt. Schon heute ist der bescheiden aussehende

Digitized by Google

Laden in der Universitätsstraße 4, der aber wahre Schätze der feinsten und mühsamsten Handarbeiten in sich birgt, eine mit Vorliebe aufgesuchte Stätte für solche Frauen, die gediegene Ware bei unaufdringlicher, sachkundiger und zuvorkommender Bedienung suchen.

Aber den kleinen Laden segnen auch Tausende von Frauen, die im Kampf des Lebens stehen und sonst Mühe haben würden, für ihre Arbeit Absatz zu finden. Bei so

Frau Anna Schmidt.

manchem kostbaren wie einfachen Stück kann man nicht umhin, seiner Entstehung nachzudenken, es, wie man heut sagt, bis in sein erstes Milieu hinein zu verfolgen. Manche Sorge mag es fernhalten, mancher knappen Existenz zu etwas Spielraum verhelfen.

Die Erfahrungen, welche die Kommission für die Verkaufsstelle machte, führten sie darauf hin, daß es an guten Weißnäherinnen von Beruf fehle. Es wurde daher am 1. Oktober 1896 eine Stube für Wäschekonfektion errichtet, der eine geprüfte Handarbeitslehrerin vorsteht. Diese Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt. Obwohl

Digitized by Google

das Lehrgeld sehr gering ist, decken sich Einnahmen und Ausgaben, und es giebt so viel Arbeit, daß auch Weißnäherinnen in Lohn genommen werden können. Der Arbeitstag ist achtstündig. Auch diese Einrichtung wäre nicht möglich gewesen, wenn der Verein nicht seit dem ersten Oktober 1895 die ebenso schön wie zweckmäßig eingerichteten Räume des Hauses Königsstraße 26 als Heim und Sammelpunkt von seinem gütigen Helfer zur unentgeltlichen Verfügung erhalten hätte. Hier fanden nun auch die schon am 1. Oktober 1893 begründeten Fortbildungskurse ihre Heimstätte. Sie wollen außer einer allgemeinen Fortbildung besonders die Vorbildung für den kaufmännischen Beruf geben; es sind daher in den je nach der Vorbildung der Schülerinnen auf 1—1½ Jahren berechneten Kursen eine Anzahl von Pflichtstunden festgesetzt. Der Unterricht findet nachmittags von 5—8 und abends von 8—10 Uhr statt. Bei den Abendkursen ist die Wahl der Fächer ganz frei. Zur Zeit finden Kurse statt in Deutsch (3 Abt.), Litteratur (4 Abt.), Geographie (2 Abt.), kaufm. Korrespondenz (3 Abt.), Rechnen (3 Abt.), Buchführung (3 Abt.), Geschäftskunde (3 Abt.), Stenographie (3 Abt.), Französisch (4 Abt.), Englisch (3 Abt.) Außerdem wird der Chorgesang eifrig gepflegt. Ein herrlicher Flügel von Bechstein wurde dem „Heim" geschenkt, um sowohl dem Gesangsunterricht zu dienen, wie die Sonntagsunterhaltungen zu fördern.

Obgleich für die Schulräume weder Miete und Heizung noch Beleuchtung zu bezahlen ist, decken die sehr niedrig gestellten Schulgelder nicht ganz die Ausgaben für Lehrerhonorare, Anschaffungen, Bedienung u. s. w. Jedoch verzichten einige Lehrerinnen auf das ihnen zustehende Honorar, wodurch es bisher ermöglicht wurde, die Kurse in den verschiedenen Abteilungen weiter zu führen, ohne das Schulgeld zu erhöhen. Um die Schülerinnen besser fördern zu können, wird die Zahl derselben für die einzelnen Kurse auf höchstens 20 beschränkt; eine Einrichtung, die sich unsern Staatsanstalten zur Nachahmung empfehlen dürfte.

Die größte und segensreichste Schenkung erhielt der Verein am 20. Oktober 1895. Es ist dies eine reich ausgestattete Bibliothek, die über 1200 Bände belehrender wie unterhaltender Art enthält. In zwei behaglich eingerichteten Lesezimmern, die wie alle Räume des Heims in elektrischem Lichte strahlen, findet sich täglich eine Anzahl eifriger Leserinnen ein, um Belehrung und Anregung zu suchen; an 30 Zeit- und Fachschriften liegen, übersichtlich in Fächer geordnet, für sie bereit. Wie fleißig die so gebotene Gelegenheit benutzt wird, davon giebt wohl am besten die Thatsache einen Begriff, daß die Bibliothek vom 1. November 1895 bis 31. Dezember 1897 von 10 761 Leserinnen besucht worden ist. Und die Zahl dieser Leserinnen ist noch in stetigem Steigen begriffen; oft sind beide Lesezimmer dicht besetzt. Eine angestellte Bibliothekarin, die täglich, auch Sonntags, von 3—10 Uhr anwesend ist, erweist sich besonders den jüngeren Mädchen vielfach als Helferin und Beraterin bei der Auswahl ihrer Lektüre. Je nach ihrem Ermessen darf sie auch eine kleine Sammlung von Büchern und Zeitschriften zu häuslicher Lektüre ausleihen. Der Verein unterhält auch eine Stellenvermittlung, die für die kurze Zeit ihres Bestehens schon gute Resultate ergeben hat, nicht nur in Bezug auf die Zahl der vermittelten Stellen, sondern vor allem auch durch den Umstand, daß viele junge Mädchen dadurch mit dem Verein bekannt werden und dort Anschluß finden; besonders den von außen kommenden wird so ein Schutz und Halt und des Sonntags Erholung und Anregung geboten.

Jeden Sonntag Nachmittag findet nämlich unter Leitung einer Vereinsdame von 5—10 Uhr eine gesellige Unterhaltung statt, bei der musikalische oder deklamatorische Vorträge oder eine kleine belehrende oder erziehliche Vorlesung geboten wird. Um 7 Uhr wird Thee und Backwerk gereicht. Der Thee wird unter Anleitung einer erfahrenen Vereinsdame abwechselnd von je vier jungen Mädchen bereitet, die auch das Geschirr wieder reinigen und ordnen. Nach dem Thee werden heitere Spiele vorgenommen oder es wird getanzt. Für die, welche sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung beteiligen wollen, stehen in einem Nebenzimmer eine große Anzahl Spiele zur Verfügung, wie Schach, Halma, Quartett u. a. Von den älteren Mitgliedern ziehen sich viele in die Stille der Lesezimmer zurück.

Digitized by Google

Diese Sonntagsunterhaltungen, die „von allem Zwange außer dem der guten Sitte“ frei sind, werden sehr besucht; im letzten Winter waren häufig 100—120 Theegäste anwesend. Das Programm jeder Sonntagsunterhaltung wird in ein Buch eingetragen, auch die Namen der die Unterhaltung leitenden Dame sowie der Theedame und ihrer Helferinnen. Da auch die Zahl der Theegäste notiert wird, giebt das Buch dem Denkenden Gelegenheit, allerlei Interessantes zwischen den Zeilen zu lesen.

Außer den Sonntagsunterhaltungen finden während des Winters noch sechs größere Unterhaltungsabende statt, die gewöhnlich von 500—600 Mitgliedern besucht werden. An den belehrenden Vortrag schließen sich stets mit großem Beifall aufgenommene musikalische und deklamatorische Darbietungen an. Der letzte Unterhaltungsabend wird als Familienabend betrachtet, sodaß auch Väter, Ehemänner und erwachsene Brüder teilnehmen können.

Der Verein besitzt auch eine Darlehns- und Hilfskasse, die aus freiwilligen Gaben begründet worden ist; sie hat den Zweck, den Mitgliedern in augenblicklicher Verlegenheit zu helfen. Die Verwaltung dieser Hilfskasse hat fast nur erfreuliche Erfahrungen zu verzeichnen. Die Darlehen werden meistens pünktlich, oft genug mit großen persönlichen Opfern, zurückbezahlt. Es zeigt sich auch hier wieder, daß gerade bei den Frauen dieser unbemittelten Klassen ein außerordentlich feines Ehrgefühl anzutreffen ist.

Die letzte Schöpfung des Vereins ist eine Kranken- und Begräbniskasse, die sich aber zu einer besonderen Genossenschaft gestalten mußte. Nur Mitglieder des Frauen-Gewerbevereins, und zwar nur solche, die in Leipzig wohnen, werden aufgenommen. Es giebt für die Beiträge drei Klassen, in denen das Krankengeld wöchentlich je neun, sechs oder drei Mark beträgt.

Das sind die äußeren Grenzen, die der Verein augenblicklich seiner Wirksamkeit gezogen hat. Ein tüchtiger Geist, der Geist seiner Leiterin, erfüllt ihn und giebt sich in seiner Entwicklung kund, der noch lange kein Endziel gesetzt sein dürfte.

Meiner Schülerin.

Auf meinen Knieen lerntest einst du lesen
Und schreiben auch die ersten schwanken Zeichen;
Die ersten Samenkörnlein sah ich keimen
In deiner Seele, der verheißend reichen.

Rasch bist du meinen Händen dann entwachsen,
Doch meiner Liebe nicht! — dein freudig Streben
Ist heut' gekrönt, und an der Unsern Stelle
Tritt eine neue Lehrerin: das Leben!

Nicht in den Kopf, — ins Herz wird sie dir prägen
Ein andres Abc mit festen Zügen,
Und stammelnd wirst du, wie in Kindertagen,
Aufs neue lernen, Laut an Laut zu fügen.

Wenn einst dein Mund das rechte Wort gefunden,
O mög' es dann zum rechten Herzen dringen,
Daß alle Saiten deiner jungen Seele
In einen vollen Ton zusammenklingen!

E. Michael.

Digitized by Google

In einer Schneiderwerkstatt im East End von London.

Autorisierte Übersetzung nach dem „Nineteenth Century".

Von

Ottilie Moldenhauer.

Nachdruck verboten.

Es war Mittag. Die Sonne brannte heiß in den engen Straßen des Judenviertels. Die Luft war noch feucht nach dem starken Regen in der Frühe; ein unerquicklicher Dunst stieg aus dem niedergetretenen Schlamm der Gasse und vermischte sich mit den noch widerwärtigeren Gerüchen von gebackenen Fischen, verdorbenem Gemüse und Fleisch, was sich den Nasen der Vorübergehenden unangenehm bemerkbar machte.

Für eine kleine Weile hatte der Lärm der Nähmaschinen und das Geräusch der Plätteisen aufgehört. Bügler und Maschinistinnen, gut angezogen, mit aufgeputzten Hüten und Talmiuhrketten, üppige Jüdinnen und bleich aussehende, verstohlen um sich blickende polnische Flüchtlinge, hie und da eine ärmlich gekleidete christliche Frau, alle eilten von oder zu ihrem spärlichen Mittagbrod.

Unterdessen saßen oder lagen die Arbeitgeber mit ihren Frauen und Töchtern vor den Hausthüren und unterhielten sich über den Mangel an ausreichender Arbeit für die „Saison", über die schlechten Preise, die Erpressungen der Abnehmer, oder sie plauderten über das erfreulichere Thema, den letzten Markt in Pett'coat Sawro und die Wetten beim letzten Pferderennen.

Stundenlang war ich[1]) die Haupt- und Nebenstraßen des Londoner Ghetto durchlaufen, vergeblich! Kein Platz frei, außer für eine geübte Schneiderin, und für eine solche konnte ich mich nicht ausgeben. Bei jedem Schritt wurde es mir schwerer ums Herz und müder in den Gliedern. Endlich, in voller Verzweiflung, nahm ich all meinen Mut zusammen — an einem Fenster sah ich die gewöhnliche Anzeige, und auf der Thürschwelle saß eine dicke, freundliche Tochter Israels, die meine Anfrage zu erwarten schien.

„Brauchen Sie eine einfache Arbeiterin?" fragte ich, Ton und Aussprache einer wirklichen Arbeiterin nachahmend. Die Jüdin übersah mit raschem Blick meine knopflosen Stiefel, meinen kurzen Rock, meine schäbige Jacke, meinen zerknitterten schwarzen Hut.

„Nein", war ihre kurze Antwort.

„Ich kann alles arbeiten, ausgenommen Knopflöcher," sagte ich, diesmal in meinem natürlichen Ton.

„Sie sah mir ins Gesicht und fragte nicht ohne Mißtrauen: „Wo haben Sie gearbeitet?"

„Auf dem Lande," antwortete ich aufs Geratewohl.

Die Frau wandte sich langsam nach dem Hausflur hin: „Rebekka, brauchst du eine Arbeiterin?"

---

[1]) Die Heldin der oben erzählten Erlebnisse ist die bekannte englische Soziologin Beatrice Webb (damals noch Beatrice Potter), die sich, um eine genaue Einsicht in die Zustände innerhalb der Konfektion zu gewinnen, bei verschiedenen der schlimmsten „sweater" des Eastends von London in Arbeit begab, ein Beispiel, dem man ja bekanntlich bei uns mehrfach gefolgt ist.

Digitized by Google

„Habe vor einer Stunde eine angenommen," lautete die Antwort. „Da sehen Sie," bemerkte die Jüdin in freundlich bedauerndem Ton, „Sie werden aber noch viele Anzeigen in den nächsten Straßen finden. Eine anständige junge Person, die ihre Arbeit versteht, braucht nicht zu fürchten, um diese Zeit auf der Straße zu stehen."

Und dann sich zu einer neben ihr sitzenden Frau wendend: „Es ist schwer eine zu finden, die etwas versteht; in den letzten drei Tagen haben wir zwölf an den Tisch gesetzt, und nicht eine war im stande, einen Rock für die Maschine ordentlich herzurichten."

Durch diese Worte ermutigt setzte ich meine Wanderung weiter fort, fragte überall nach, wo ich eine Anzeige sah; überall der prüfende Blick auf meinen Anzug und die Antwort: „Wir sind versehen."

Ich war furchtbar müde und niedergeschlagen und so ängstlich, daß ich es nicht wagte, in einem Speisehaus oder selbst in einer gewöhnlichen Kneipe nach einer Erfrischung zu fragen. Ich sehnte mich nach Luft und schleppte mich nach einem freien Platz hin. Gerade mir gegenüber erblickte ich an einem Kleiderladen der geringsten Art eine Anzeige: „Arbeiterinnen für Hosen und Westen sofort gesucht."

Im nächsten Augenblick befand ich mich in einem großen Arbeitssaal voll Frauen und Mädchen, alle eben so schlecht gekleidet wie ich selbst. Oben an einem langen Tisch stand eine streng und hart aussehende Jüdin in einem Kleid von Baumwollsammet mit einer goldenen Brille und betrachtete die fertigen Anzüge.

„Suchen Sie Arbeiterinnen für Hosen?"

„Ja, für hier im Hause."

„Ich mache Hosen fertig."

Die Frau betrachtete mich von Kopf zu Fuß. Mein Anzug schien ihr passend.

„Fragen Sie morgen früh um 8 Uhr wieder nach."

Damit wandte sie sich von mir ab und besichtigte ein paar Beinkleider, die ihr über den Tisch hingereicht wurden.

„Wieviel bezahlen Sie?" fragte ich, bemüht, meiner Stimme Festigkeit zu geben.

„Je nach der Arbeit," war die kurze Antwort.

„Also morgen um 8 Uhr."

So rasch ich konnte, verließ ich den Saal, um dem durchdringenden Blick meiner neuen Herrin zu entgehen. Ich befand mich wieder auf offener Straße. Die peinliche Unsicherheit, meine wunden Füße und die Übermüdung, verbunden mit dem niederdrückenden Gefühl meiner falschen Stellung, all das empfand ich nicht mehr, ich hatte endlich mein Ziel erreicht und die gewünschte Arbeit gefunden. Die Abendkühle, das geschäftige Leben und Treiben auf der Landstraße, selbst der Lärm des Ostendes von London wirkte belebend auf mich ein. Nur etwas machte mir bange. Bin ich im stande das zu leisten, was von mir verlangt wird, und meine mir einmal vorgesetzte Aufgabe zu erfüllen?

Am andern Morgen stand ich wieder einige Minuten nach 8 Uhr vor dem Laden mit der Inschrift: „Moses & Sohn, billige Kleider." „Die Röcke sind sicherlich anderwärts gemacht; ich möchte nur wissen, zu welchem Preis?" sagte ich zu mir selbst.

„Sie thäten besser, mit mir hinein zu gehen," sagte die freundliche Stimme einer Mitarbeiterin, die eben ankam. „Sie sind eine Neue, und die Frau wird Sie pünktlich erwarten." Ich folgte ihr durch den Laden in den Arbeitsraum. Der war lang, unregelmäßig gebaut, am Eingang niedrig und dunkel, aber hoch und hell nach dem entgegengesetzten Ende zu. Die Wände waren gelblich angestrichen, an einer in die Augen fallenden Stelle hing unter Glas und Rahmen die Arbeitsordnung. Dicht an der Thür, in der Nähe des Gasofens, der zum Heizen der Eisen diente, standen zwei hohe, schmale Bügeltische; an jeder Seite ein niedriger Tisch mit hohem Fußgestell und Stühlen für die Arbeiterinnen. Ein hoher Tisch für den Zuschneider, zwei weitere Tische grade unter dem Tageslicht für die Maschinenarbeiterinnen und zwei desgleichen für Westennäherinnen vervollständigten die Einrichtung des Saales. Durch eine offene Thür am äußersten Ende des Raumes konnte man die Küche der Familie Moses sehen und durch dieselbe wiederum in einen engen Hof.

Digitized by Google

An dreißig Frauen und Mädchen drängten sich herein. Die zuerst kommenden hängten ihre Hüte und Jacken an die spärlichen Haken an der hölzernen Wand, die den Laden vom Arbeitssaal trennte; die späteren Ankömmlinge warfen ihre Kleidungsstücke einfach in die Ecken. Es war ein allgemeines Babel von Stimmen, während eine jede sich vor ihre Arbeit setzte und aus einer alten Tabaks- oder Kerzenschachtel ihre Nähutensilien, Zwirn, Baumwolle u. s. w. auskramte. Es waren lauter englische oder irische Frauenspersonen, nebst einem halben Dutzend geputzter „junger Damen", den Töchtern des Hauses. Eine davon war Werkführerin, die anderen nähten Westen. Die „Missis" war noch beim Frühstück. Etwas später hüpften zwei junge Burschen, — die einzigen männlichen Arbeiter im Geschäft — herein, zündeten das Gas im Ofen an und richteten die Eisen her. Die vorerwähnte Werkführerin verlangte ein paar Beinkleider für mich, die bereits auf der Maschine genäht waren und reichte sie mir hin. Ich drehte sie hin und her und wußte nicht wo anfangen, auch hatte ich weder Zwirn noch Baumwolle. Meine Nachbarin belehrte mich: „Sie müssen sich Ihr Nähmaterial mitbringen, wir bekommen hier keins, ich will Ihnen aber für den Anfang von dem meinigen leihen." „Was muß ich mir kaufen?" fragte ich, und dabei kam ich mir schrecklich hilflos vor.

In diesem Augenblick trat die „Missis" herein. Sie war eine korpulente Frau mit stark ausgeprägten Zügen. Ihr Haar war kraus und fettglänzend; es mochte früher kohlschwarz gewesen sein, jetzt war es mit Grau untermischt und ringelte sich in spärlichen Locken auf ihrer Stirn. Sie trug den gepreßten Baumwollsammet von gestern, eine schwere goldene Uhrkette, viele Ringe und eine tadellos reine Schürze.

„Guten Morgen euch allen," sagte sie freundlich, indem sie an den Tisch zu mir herum kam. „Sarah, hast du dieser jungen Person Arbeit gegeben?"

„Ja," erwiderte Sarah, „für vier und einen halben Penny."

„Ich habe kein Nähmaterial, ich wußte nicht, daß ich es mir zu besorgen hätte; wo ich früher arbeitete, wurde es uns gegeben," sagte ich kleinlaut.

„Das ist bald besorgt; der Laden ist gleich um die Ecke. Oder Sarah," rief sie über den Tisch hin. „Du gehst ja aus, bringe der jungen Person ihren Bedarf mit. Ihre Nachbarin wird Ihnen sagen, was Sie brauchen," fügte sie in leisem Ton hinzu, indem sie sich zwischen uns niederbeugte.

Meine Nachbarin war sehr freundlich zu mir. Sie war eine saubere, verheiratete Frau, die aussah, als wäre sie sich bewußt, etwas Besseres als ihre Umgebung zu sein. Wie alle übrigen Näherinnen wurde sie stückweise bezahlt, sie opferte folglich von ihrer Zeit, während sie mir erklärte, wie ich meine Arbeit anzufangen hätte.

„Es wird Ihnen zuerst etwas ungewohnt vorkommen," meinte sie. „Sind Sie lange ohne Arbeit gewesen?"

„Ja," sagte ich halblaut.

„So, das erklärt es, daß Sie so zaghaft sind. Die Finger werden einem steif in der müßigen Zeit."

Sicherlich sind es die meinigen. Ich war ganz aufgeregt und wie auf der Folter. Die zunehmende Hitze im Saal, die Enge des Platzes, auf dem man schräg sitzen mußte, um nur die Ellenbogen notdürftig bewegen zu können, das Fremdartige meiner Lage, all das zusammen machte mich selbst für die geringste Näharbeit unfähig. Zum Glück beachtete mich niemand, man würde sonst Verdacht geschöpft haben. Der Lärm nahm zu. Die zwei Bügler fingen an, lustig zu werden, Neckereien und schlechte Späße mit den Mädchen zu machen. Küsse wurden angeboten, dies und jenes zum Teufel und seiner Behausung gewünscht, ein besonderer Lieblingswunsch, wie es mir vorkam, während die älteren Frauen allerlei skandalöse Neuigkeiten sich in die Ohren flüsterten. Vom andern Ende des Saales ertönten Melodien von Gassenliedern, untermischt mit dem Lärm der Nähmaschinen. Der beliebteste Refrain, der von dem unharmonischen, ungeschulten Chor mit Vorliebe wiederholt wurde, sowie die Art dieser Wiederholung schien die vorherrschenden Gefühle der Arbeiterinnen auszudrücken. Hin und wieder rief die Missis: „Singt im Takt, ihr Mädchen, ich verwehre euch nicht das Singen, aber singt im Takt."

Digitized by Google

Es fand ein ungeniertes Geben und Nehmen des Nähmaterials statt, ein freundliches gegenseitiges Helfen bei der Arbeit, im ganzen eine gemütliche, wenn auch rohe Heiterkeit.

Die Meisterin saß am obern Ende des Tisches, untersuchte die fertigen Stücke mit ihrer goldenen Brille, lobte oder tadelte je nach Befund oder mischte sich in das Geplauder und die groben Witze der neben ihr sitzenden Frauen.

„Die Missis hat sechzehn Kinder," bemerkte meine Nachbarin, Mrs. Lang, „acht mit Mr. Moses und acht mit dem verstorbenen Meister."

„Es ist eine hübsche Anzahl," antwortete ich in beifälligem Ton.

„Ja, es ist nur schade, daß viele hier im Geschäft nicht ordentlich sind," flüsterte meine sehr achtbare Freundin. „Es sind einige sehr schlechte Personen darunter. Die junge Person, die dicht hinter mir mit den Büglern lacht und spaßt" — hier folgte eine schreckliche Schilderung der häuslichen Laster im Ostende von London.

„Ja," mischte sich eine Frau, die ihr zunächst saß, mit einem wohlgefälligen Lächeln über den Skandal ein, ein richtiges Straßenweib, deren Nase und Haut vom Trinken gerötet war, — „was anderes könnt ihr in solchen Plätzen nicht erwarten."

„Ja, gewiß," erwiderte Mrs. Lang, durch den übermütigen Ton und die unliebsame Unterbrechung ihrer augenscheinlich wenig anständigen Nachbarin geärgert, „ich arbeite hier seit acht Jahren. Es giebt regelmäßige Arbeit die ganze Woche hindurch und Samstags pünktliche Bezahlung. Man braucht sich nicht mit denen abzugeben, die einem nicht gefallen," — fügte sie mit einem deutlich sprechenden Blick auf die Frau neben ihr hinzu, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, „es giebt hier welche von allen Sorten."

„Bin ich vielleicht so eine," fährt das Weib auf, „ich gebe das denen zurück, die mich schimpfen. Ich lasse das letzte Wort keiner."

„Ich bin nicht willens mich mit solchen zu unterhalten," sagte Mrs. Lang, ihre dünnen Lippen zusammen pressend, wie um das unliebsame Gespräch abzubrechen. „Ich brauche nicht für mein Brod zu arbeiten, mein Mann hat selbständige Arbeit; ich verdiene mir nur meine Nebenausgaben und etwas für die Zeit, in der das Bauhandwerk still ist."

Diese letztere Bemerkung bringt wirklich das Weib zum Schweigen. Ihr Ehemann kommt alle Nacht betrunken nach Hause; er vertrinkt alles, was er verdient, wie mir später Mrs. Lang erzählte. Sie hat eine häßliche Tochter neben sich, mit einem schwarzen Auge und geschwollenem Gesicht, mit der sie böse Blicke und Worte wechselt und verdorbene Eßwaren teilt.

„Ein Uhr!" ertönt eine schrille Knabenstimme.

„Legt die Arbeit hin," befiehlt die Missis.

„Ich wünschte, ich könnte dies Endchen noch fertig machen," sagte ich zu meiner Freundin; ich fürchtete zu wenig fertig gebracht zu haben.

„Sie dürfen das nicht, es ist Essenszeit," lautete die Antwort.

Die Bügler sind bereits fort, die Hausfrau und ihre Töchter ziehen sich in die Küche zurück, der größte Teil der Frauen und Mädchen geht auf die Straße, während andere ihre Körbe unter dem Tisch hervorziehen, auf schmutzigem Zeitungspapier Butterbrod, Wurst oder gesalzene Fische ausbreiten und vom Gasofen einen kleinen Theetopf nehmen, worin ihr Thee den ganzen Vormittag gebrodelt hatte. Herzlich dankbar für einen Atemzug frischer Luft und eine Erholung vom Krummsitzen, ging ich die Straße auf und ab und ließ mir endlich in einem sauberen Laden eine Tasse Thee und ein Brödchen geben.

„Sie müssen schneller arbeiten," sagte die Missis, indem sie meine Arbeit betrachtete. Ich wurde rot und zitterte sichtbar, als ich ihrem durchdringenden Blick begegnete. In freundlicherem Ton fügte sie hinzu:

„Um Ihretwegen müssen Sie ein bißchen schneller arbeiten. Wir haben schlechtere Knopflöcher als diese hier gehabt, aber es kommt mir nicht vor, als ob Sie an viele Arbeit gewöhnt wären."

Digitized by Google

Aber nun begann das Drama des Tages. Die zwei Bügler rannten herein, zehn Minuten zu spät, was den Unwillen der Meisterin erregte. Sie schienen indessen Herren der Situation zu sein, denn sie antworteten in noch viel auserlesseneren Ausdrücken, als in denen sie angeredet wurden, Ausdrücke, die ich selbst in meinem ganz geheimen Tagebuch nicht wiedergeben könnte. Sie behaupteten ihr Recht, zu kommen, wann es ihnen beliebte; sie erklärten, wenn sie einen freien Tag haben wollten, würden sie ihn sich nehmen und die Herrin zum Teufel wünschen, und zuletzt, als Gipfel der Beleidigung, drohten sie ihr mit dem Inspektor und warfen ihr vor, wieviel Geld sie aus ihnen herausgepreßt habe, um es in Spiel und Wetten zu verschwenden.

Bei diesen letzten Worten brach der Zorn der Meisterin in hellen Flammen aus; die Nasenflügel bebten, die zitternden Lippen brachten nur noch ein wütendes Zischen hervor. Eine Flut von Schimpfwörtern flog hinüber und herüber, eine Frau nach der anderen mischte sich in den Streit und nahm Partei für die Herrin gegen die Bügler. Das vorerwähnte Weib stand auf und war bereit ihre Fäuste zu gebrauchen, während ihre Tochter die Gelegenheit benutzte, das Branntweinfläschchen zu leeren, das ihre Mutter unter dem Nähmaterial versteckt gehalten hatte. Mrs. Lang preßte ihre dünnen Lippen noch fester zusammen und sah ununterbrochen auf ihre Arbeit. In diesem kritischen Augenblick trat der Herr des Geschäfts herein.

Mr. Moses war ein korpulenter Mann, mit aufgedunsenem Gesicht und dummen Augen. Sein Ruf unter den Arbeiterinnen seiner Frau war nicht der allerbeste. In diesem Augenblick schien er nur den einen Wunsch zu hegen, nämlich Frieden im Geschäft zu haben. Bei diesem Durcheinander von Weiberstimmen, die von allen Seiten ertönten, fühlte er sich als Mann. Immerhin war er geneigt den Tumult unparteiisch zu prüfen.

„Setzen Sie sich, Mrs. Jones," schrie er das bewußte Weib an, „setzen Sie sich, oder Sie und Ihre Tochter verlassen auf der Stelle mein Haus. Und ihr Burschen seid ruhig, haltet euch an eure Arbeit und sprecht nicht mit meiner Frau." Dann sich zu dieser wendend, sagte er in leisem Ton: „Warum läßt du sie nicht laufen und antwortest ihnen nicht?" Seine weiteren Worte konnten wir nicht verstehen; er schien begütigen zu wollen — ich fing nur die Worte auf „wegschicken" und „Saisonarbeiter."

„Wenn du nur ein bißchen Mann wärest", schrie die Frau so laut, daß wir es alle hören konnten, „so würdest du diese nichtsnutzigen Schlingel sofort wegjagen. Ich thäte es, wenn ich ein Mann wäre. Darüber zu sprechen, wie ich mein Geld ausgebe! Was geht das sie an? Und dieser Jack sagt, er will den Inspektor hereinrufen! Den Teufel soll er rufen, es kann mir nur lieb sein. Zu sagen, ich verschwende mein Geld an Wetten, als wenn ich mein Geld nicht ausgeben könnte, wie mir's beliebt! Als wenn du mir nicht das Geld, das ich verdiene, gäbest, so oft ich es fordere," keuchte die Missis und sah dabei ihren Mann drohend an, „und jemals fragtest, was ich damit anfange."

Das Wetten bei den Rennen schien augenscheinlich ein wunder Punkt zu sein.

„Es geht die Burschen gewiß nichts an, was du mit deinem Geld anfängst," beschwichtigte der Meister, „aber jetzt laß sie gehen und heiß' die Weiber still sein. Die Schuld liegt zur Hälfte bei den Mädchen, sie sind immer hinter den Burschen her," fügte er hinzu, bemüht den Tadel auf ein ungefährliches Gebiet abzulenken.

Der Sturm war beschwichtigt. Der Meister ging in den Laden zurück, der Zorn der Frau war aber noch keineswegs verraucht. Ein hingeworfenes Wort, und die Zänkereien zwischen der Herrin und den Büglern begannen von neuem, obgleich die Weiber jetzt, durch des Herrn Dazwischentreten eingeschüchtert, still waren. Der lange, schwächlich aussehende Bursche, Namens Jack, schrie am lautesten und längsten; „aber" flüsterte mir Mrs. Lang zu, ohne dabei von ihrer Arbeit aufzusehen: „Anny gießt die Kugeln, und Jack schießt sie ab."

Endlich wurde es ruhig. Verschiedene Weiber, die bei sich zu Haus arbeiteten, brachten ihre fertigen Sachen herein. Die schäumende Wut der beleidigten Frau legte sich; die Macht der Gewohnheit, die Arbeiten zu prüfen und die Sucht nach Gewinn bekamen die Oberhand.

Digitized by Google

„Ich möchte nur Arbeiterinnen im Haus haben, wenn ich wüßte, wo ich sie hernehmen sollte und wo ich sie unterbrächte," brummte sie ihrer Tochter zu, indem sie ein Stück nach dem andern der Besichtigung unterzog. „Da sieh nur dies an, der reine Schmierkram."

„Fragen Sie Montag früh wieder an, Mrs. Smith, aber vergessen Sie nicht, Montag und nicht Dienstag. Sie verstehen doch Englisch? Montag früh!"

Ein kleiner Junge mit unfertigen Sachen kam in den Saal. „Was sagst du dazu? Mrs. Hall läßt sagen, sie habe Montag gewaschen, Dienstag geputzt und Mittwoch glaube ich mit dem Satan gespielt, denn heute ist Donnerstag und Ablieferungstag und die Arbeit ist noch nicht angerührt. Nun, Mädchen, flink an die Arbeit," fuhr sie fort, den Pack auf unsern Tisch werfend, „dies alles muß bis zum Freitag fertig sein, Perkins wartet auf niemand."

Das ist der Name einer Großhandels-Schifffirma; hier wird also für Groß- und Kleinhandel gearbeitet und für beides gleiche Löhne gezahlt, merke ich mir, während die „Missis" die Kleidungsstücke von Shoddy besichtigte.

Ich hatte mich in den Daumen unter den Nagel gestochen und dabei im Schreck des Schmerzes meiner Nachbarin mit dem Ellbogen in den Rücken gestoßen, was einen Stoß an dem ganzen Tisch verursachte. „Gott, wie ungeschickt ist sie," gröhlte ein Weib, das gern Streit angefangen hätte, um ihrem innerlichen Zorn Luft zu machen.

Endlich unterbrach die Theestunde die Arbeitszeit. Einige Pfennige wurden eingesammelt für eine gemeinschaftliche Kanne Milch. Zahllose Theetöpfe wurden vom Gasofen weggenommen, kleine Butterschnitten oder Stückchen Kuchen hervorgeholt. Meine Nachbarinnen von rechts und links boten mir Thee an, den ich entschieden ablehnte. Oben am Tisch schlürfte die Herrin ihre Tasse. Die Bügler hatten den Saal für eine halbe Stunde verlassen. Sie fing von neuem an: „Drei Schilling täglich bezahlen, damit sie mich beschimpfen! Als wenn ich mein Geld nicht ausgeben könnte, wofür ich Lust habe. Als wenn mein Mann jemals danach früge. Ich möchte es einmal erleben, daß er früge, was ich damit anfange!"

Alle Weiber sympathisierten mit ihr und wetteiferten untereinander auf die abwesenden Bügler zu schimpfen.

„Es ist abscheulich, eine solche Sprache zu führen," schrie ein Weib; „wenn ich die Missis wäre, wollte ich es ihnen schon zeigen. Für was ist man die Missis, wenn man den Mund halten muß!"

„Was den Aufseher betrifft," fuhr die aufgeregte Herrin fort, den andern wunden Fleck berührend, „mir mit dem zu drohen! Sie verdienen garnicht, in einem anständigen Geschäft zu arbeiten, es sind verdammte Spione. Ich würde sie hinaus werfen und wenn es mich 100 £ kostete, und wenn mein Mann halbwegs ein Mann wäre, würde er es auch thun!"

Bei dem Worte „Spione" überlief es mich heiß, aber der Harmlosigkeit meiner Handlungsweise mir bewußt, bemerkte ich: „Sie haben nichts von dem Aufseher zu fürchten, denn Sie halten sich streng an die Geschäftsordnung."

„Ich leugne nicht," sagte sie aufrichtig, „daß, wenn wir sehr gedrängt sind, ich die Mädchen oben hinauf setze; es geschieht aber kaum einmal im Vierteljahr, und dann ist es ihr Schade nicht."

Zwei Stunden später hatte ich mein zweites Paar fertig. „Das geht so nicht," sagte die Frau, als sie beide Paare betrachtete. „Hier nehmen Sie diese und trennen Sie den Bund ab, ich will unterdes die andern passend machen. Besser anständige Personen hier haben, die wenig verstehen, als Schurken, die noch so viel können," brummte sie für sich, indem sie sich noch über den Aufseher und das Geld für die Wettrennen aufhielt. „Acht Uhr schlägt es in der Brauerei," schrie eine schrille Stimme.

„Noch vier Minuten" rief die Herrin, indem sie nach ihrer Uhr sah. „Indessen verlohnt es sich nicht einiger Minuten wegen . . . . legt die Arbeit hin."

Dieser Befehl war mir äußerst willkommen. Die Hitze war unerträglich geworden, seit das Gas brannte, meine Finger waren ganz wund, und mein Rücken

Digitized by Google

schmerzte, als wolle er zerbrechen. Die Weiber packten ihre Arbeit zusammen, einige wenige nahmen sie mit nach Hause. Jede ließ ihre Nähutensilien auf dem Tisch.

Die Bewegung in der frischen, kühlen Abendluft, das Ausruhen der müden Augen und der wunden Finger gab mir ein solches Gefühl körperlichen Wohlbehagens, wie ich nie zuvor empfunden hatte.

* * *

Es war Freitag Morgen, und ich war todmüde zwischen zwei Nachbarinnen eingekeilt, mit dem harten, schweren Zeug auf meinen Knieen, das lange Tagewerk vor mir. —

Ich zitterte am ganzen Körper. Meine zerstochenen Finger waren kaum mehr im stande, die Nadel durch den widerspenstigen Stoff zu bringen. Meine feuchten Hände — je mehr ich sie in meinen Schmerzen rieb, desto feuchter wurden sie — verschoben das dünne Futter von der richtigen Stelle. Mit Aufbietung all meiner Kraft arbeitete ich weiter, wozu sich das entmutigende Gefühl gesellte, daß meine Arbeit immer schlechter wurde. Mrs. Lang nähte mit Hochdruck, um ein Paar bestellte Beinkleider zur bestimmten Zeit fertig zu bringen. Sie schien bereits meine Entlassung voraus zu sehen.

„Ich bleibe ganz für mich," sagte sie gestern zu mir. Und heute war sie willens, ihre Theorie praktisch durchzuführen, sie schien nicht geneigt, sich weiter mit mir abzugeben. So quälte ich mich weiter, bis ich ohne Hilfe mein Stück irgendwie fertig brachte. „Das ist nicht zu brauchen," meinte die Missis ärgerlich, und als sie die Übelthäterin neben sich erblickte, sagte sie in strengem Ton: „Das ist nichts; Ihre Arbeit kann ich nicht brauchen, gehen Sie und lernen Sie erst irgendwo anders. Das ist nicht zu brauchen", wiederholte sie leise, indem sie meine Arbeit aufriß. Sie entließ mich mit einem Winken ihres Augenglases, als wollte sie sagen, „es hilft nichts, mir etwas zu entgegnen."

Ohne ein Wort zu sagen, packte ich meine Nähutensilien ein und machte mich zum Gehen fertig.

War es Übermüdung oder was sonst, kurz, meine Augen füllten sich mit Thränen. Es herrschte vollständiges Schweigen im Saale. Die jüngern Mädchen sahen teilnehmend nach mir hin. Mrs. Lang stichelte emsig weiter. Ein Weib starrte mich verwundert und mitleidig an, suchte unter dem Tisch und schob mir etwas zu. Ich hörte das Klirren der Branntweinflasche gegen die Schere, als ich die alte Tabaksschachtel, die ihre Nähsachen enthielt, sich zu mir bewegen sah. Unterdessen hatte die Missis ihr Glas wieder aufgenommen und sah nach mir hin. Ihr finsteres Gesicht hatte sich aufgehellt, ein gutmütiger Zug flog darüber hin. Sie winkte mir, im Augenblick war ich an ihrer Seite.

„Ich will sehen, was ich mit Ihnen anfangen kann," sagte sie freundlich. „Wenn Sie gern dableiben und für dieselbe Bezahlung arbeiten wollen, die ich den auswärtigen Arbeiterinnen gebe. Sobald Sie mehr leisten können, werden Sie auch bessere Arbeit bekommen. Ich bin gewiß nicht gern hart gegen eine anständige junge Person, die ihren Unterhalt auf eine ehrliche Art verdienen will. Es giebt nicht so viel anständige Personen in der Welt, daß wir sie verhungern lassen dürften," fügte sie hinzu, indem sie nach den Büglern hinschielte „Sarah, gieb ihr ein Paar für $3^1/_2$ Pence. Diese hier will ich selbst umändern. Setzen Sie sich zwischen diese beiden jungen Mädchen, die werden es Ihnen zeigen. Ihr müßt einander helfen," wandte sie sich an die, als sie Platz für mich machten, und, zu mir gewandt, fügte sie hinzu: „Sie kommen alle her um ihr Brod zu verdienen, und wir können nicht viel Zeit mit Ihnen verlieren."

Diejenige, die mich unter ihre gütige Obhut nahm, war eine zart aussehende junge Frau, deren anständiger Anzug vorteilhaft von dem verkommenen Putz und der anspruchsvollen Schlumpigkeit abstach, die dem Typus der Mädchen im Ostend von London eigen ist. Schmächtig gebaut, mit blassen, müden Zügen, sah sie wie eine

Digitized by Google

30jährige aus, obgleich sie, wie sie mir sagte, erst 19 Jahre alt war. Sie nähte ruhig fort, ohne das lärmende Treiben ihrer Gefährtinnen zu beachten.

Aber anstatt wie Mrs. Lang Überlegenheit zur Schau zu tragen, sprach ihr Aussehen und ihre ganze Art von körperlicher Ermüdung, aber sie schien auch von dem Bewußtsein beseelt, daß es noch eine andere Welt gebe, als die der Werkstätten von Ost-London.

„Sie werden es bald begreifen," tröstete sie mich, „Sie müssen nur acht geben, wie ich es jetzt mache; dann können Sie das nächste Paar selbst fertig bringen."

So angewiesen und ermutigt, arbeitete ich mit mehr Ruhe und hörte dabei auf die Unterhaltung meiner Umgebung hin. Bei den jüngeren Arbeiterinnen, die an diesem Ende des Tisches saßen, drehte sie sich hauptsächlich um die verschiedenen Vergnügungsorte oder um die noch viel wichtigere Frage, betreffend die Geschenke und sonstigen Aufmerksamkeiten ihrer Liebhaber. Anstrengende und einförmige Arbeit und schlechte Nahrung haben die körperliche Kraft dieser jungen Menschenkinder noch nicht aufgezehrt.

Mit warmem Herzen, überströmender Fröhlichkeit, mit Scharfblick für die verschiedenen Vorkommnisse in Ost-London, genießen diese echten Töchter des Volks die zwanglosen Vergnügungen der untern Stände. Man kann sie nicht der Immoralität beschuldigen, denn sie haben keinen Begriff von Sünde. Sie leben gleichsam im Garten Eden. Es giebt für sie nur einen möglichen Sündenfall, das Trinken, das langsam aber unvermeidlich den Tod herbeiführt.

„Ich sage dir, Milly," schreit eine der andern zu, „sage deinem Dummkopf von Bruder, daß ich gestern Abend eine halbe Stunde vor dem Tingel Tangel auf ihn gewartet habe. Gott verdamm mich, wenn ich noch einmal auf ihn warte. Endlich ging ich allein hinein. Es war famos," fügte sie eifrig hinzu.

„Ja, du solltest mal das Stück sehen, das im Standard gegeben wird," antwortete die Angeredete. „Jim hat mir versprochen mit mir nächsten Sonnabend in ein feines Lokal im Westen zu gehn. Willst du mit kommen? Ich will Tom mitbringen. Du mußt bis dahin wieder gut mit ihm sein."

„Es ist zu weit nach dem Westend zu gehen," gab das Mädchen schmollend zurück. „Es kostet eine volle Stunde sich anzuziehen und ein bißchen zu Abend zu essen; dann bleiben nur drei Stunden, denn Mutter erwartet uns vor halb eins zurück."

Das bleiche Mädchen neben mir nähte schweigend weiter. Sie war fleißiger als die andern; sie brachte gestern vier Paar Beinkleider fertig und hoffte heute eben so viel abliefern zu können.

„Gehören Sie zu einer Chapel?" frug sie mich plötzlich.

„Ja," antwortete ich, mehr auf den Sinn als auf den Wortlaut ihrer Frage hörend.

„Gehören Sie zur Heilsarmee?" frug sie weiter, indem sie mein graues Kleid betrachtete und wohl an meinen engen, schwarzen Hut dachte.

„Nein," erwiderte ich, „Sie?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Sie haben versucht mich dazu zu bringen, seit wir in London sind. Wir sind aber ruhige Leute. Mutter und ich sind erst zwei Jahre in London, seit Vaters Tod," erklärte sie mir. „Mutter ist eine geschickte Westennäherin — nicht diese Art von Arbeit, die würde sie nicht nehmen. In guten Zeiten kann sie 21 Schilling die Woche verdienen. Aber ihre Augen fangen an nachzulassen, und ich selbst kann nicht viel verdienen. Ich hatte Lehrerin werden sollen."

„Warum wurden Sie es nicht?"

„Ich fiel das erste Mal beim Examen durch. Dann starb der Vater, und Mutter hörte, in London würden geschickte Arbeiterinnen gesucht, so verließen wir unser Heim. Ich habe aber eine Bibelklasse in unserer Straße gefunden, da unterrichte ich zweimal in der Woche. Dies und die Chapel am Sonntag erinnern mich an unser altes Heim." Das Mädchen seufzte, und ihr Blick suchte in der Weite. „Wenn Sie um die Mittagszeit fortgehen, möchte ich Ihnen die Klasse und die Chapel zeigen," fügte sie liebenswürdig und zugleich zögernd hinzu.

Digitized by Google

„Gehen Sie heim zum Mittagessen?“ — „Nein, ich werde bei Lockhard eine Tasse Thee und ein Brödchen nehmen.“ „Was, Sie gehen niemals heim zum Essen?“ schrie das Mädchen auf meiner andern Seite. Ein Flüstern ging um den ganzen Tisch. Nur eine Tasse Thee und ein Brödchen nehmen galt offenbar als Zeichen größter Armut. —

„Gestern Abend hatten Sie schon keinen Thee,“ schrie dasselbe Mädchen; „heute Nachmittag müssen Sie eine Tasse mit mir trinken.“

Die Stunden vergingen langsam unter stetiger Arbeit. Heute gab es keinen Zank zwischen der Missis und den Büglern. Zwischen Mittag und Thee kam eine blonde junge Frau, eine verheiratete Tochter der Missis, wie mir gesagt wurde. Sie war elegant gekleidet, mit ziemlich viel Schmuck behängt, und trug einen Zobelpelz, der für die Jahreszeit nicht paßte.

Sie setzte sich neben ihre Mutter am Ende des Tisches und plauderte vertraulich mit ihr. Ich hörte die Namen verschiedener Rennpferde und bevorstehender Rennen. Allem Anschein nach gehörte ihr Mann zur Gesellschaft der Rennleute, und nach ihrem Anzug zu urteilen, hatte er Glück. Die Herrin war in sehr guter Laune. Um die Theezeit wandte sie sich zu mir. „Sie interessieren mich sehr, in Ihrem Gesicht ist etwas Ungewöhnliches und ebenso in Ihrer Stimme; es ist sonderbar, Sie sprechen kein Wort lauter als das andere. Die Frauen hier können Ihnen erzählen, wenn Ihr Gesicht und Ihre Stimme mir nicht so gut gefielen, so hätte ich Sie längst fortgeschickt. Nun sagen Sie mir aber, was sind Sie gewesen, keinesfalls eine gewöhnliche Arbeiterin; das habe ich auf den ersten Blick durchschaut,“ fuhr sie freundlich und liebevoll fort.

„Ich hatte nicht nötig zu arbeiten, solange mein Vater in Thätigkeit war,“ antwortete ich der Wahrheit gemäß.

„Eine so nette Person, wie Sie sind, dürfte wohl einen ordentlichen Mann finden, der Sie heiraten würde, wie meine Tochter hier. Sie passen besser dafür, als an einem solchen Platz hier Ihr Brod zu verdienen. Da Sie aber nun einmal hier sind, so will ich sehen, was ich für Sie thun kann. Sehen Sie, es wird ja ganz gut,“ fügte sie ermutigend hinzu, indem sie meine Arbeit betrachtete.

Ich trank die mir von meiner Nachbarin aufgenötigte Tasse Thee. Das blasse Mädchen aß ihr Butterbrot.

„Wollen Sie davon?“ frug sie, mir das Papier hinhaltend.

„Nein, ich danke.“

„Sicher?“ und ohne ein weiteres Wort legte sie mir eine Schnitte in den Schoß und wandte sich ab, um meinem Dank zu entgehen.

Es war ein Bild rein menschlicher Gutmütigkeit, das mich unwillkürlich rührte und mich mit den Erlebnissen dieser beiden Tage aussöhnte.

Die Arbeit begann von neuem. Meine „Freundin“ hatte ihr drittes Stück vollendet und wartete auf das vierte. Ihre grauen Augen sahen so müde aus, eine Müdigkeit der Seele mehr als des Körpers. Ein weiteres Paar wurde ihr eingehändigt. Sie war eine flinke Arbeiterin, aber wenn sie noch so fleißig näht, so ist sie nicht im stande, vielmehr als einen Schilling täglich zu verdienen. Ein Schilling ist der gewöhnliche Verdienst der Mädchen, die nichts Besonderes gelernt haben.

Nach abermals zwei Stunden sagte ich Gute Nacht. „In einer Woche werde ich heiraten,“ waren die letzten Worte, die ich Jack zu Harry sagen hörte, „und dann wird mich meine Frau ernähren.“

Ich hatte an den zwei Tagen genug. Ich hatte genug von dem Leben einer Arbeiterin im Ostend von London kennen gelernt, das sich in eben dieser Weise von Tag zu Tag weiter spinnt. Mit einigen freundlichen Dankesworten für die Teilnahme, die sie mir bezeugt hatte, verabschiedete ich mich schriftlich von der gutmütigen Frau.

Digitized by Google

Sonntagsschulen für Bauernmädchen in Rußland.

Von

M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

In keinem Lande tritt die Energie der privaten Initiative und die Opferfreudigkeit, was Geld, Zeit und Mühe betrifft, so lebhaft in die Erscheinung, als in Rußland! Hier begegnen sich die schroffen Gegensätze eines absichtlichen Indifferentismus und eines glühenden Wissensdranges. Kaum hat irgend eine humane Bildungsidee dort zündend gewirkt, so taucht urplötzlich die soziale Hilfsbereitschaft, mit allen erforderlichen Behelfen ausgerüstet, auf, um die Idee in eine gemeinnützige That umzusetzen. In Rücksicht auf die politischen Zustände der Monarchie erwartet man keinerlei staatliche Errichtung reformatorischer Institute, und die private Initiative empfindet diese daher als dringende Pflicht. Diesem regen und thatkräftigen Interesse von Privatkreisen verdanken die Fröbelkurse, die landwirtschaftlichen Schulen für Mädchen, die höheren Frauenkurse und selbst die medizinischen Frauenkurse ihre Entstehung. Haben solche neue Veranstaltungen erst günstige Erfolge aufzuweisen, so verleiht die Regierung ihnen gewöhnlich ihren Schutz und Beistand.

Wohl nirgends in Europa ist das Bildungsniveau ein so niedriges wie im russischen Bauernstand. Die Frau steht dabei noch hinter dem Manne zurück. Die Ursachen sind nicht etwa auf eine geringere geistige Veranlagung der weiblichen Bevölkerung, sondern meistens auf zufällige Umstände zurückzuführen. Bei der geringen Zahl der russischen Dorfschulen müssen die Kinder oft 2—3 Werst im Regen, im Sturm, im Schmutz, im Frost und im tiefen Schnee früh morgens zur Schule laufen. Die Knaben werden noch einigermaßen mit schützenden Kleidungsstücken vom 8. oder 9. Jahre an versehen, dagegen herrscht bei den Bauern die Gepflogenheit, die Mädchen bis zum 12. Jahre im groben, langen Hemde mit der bunten Gürtelschnur herumlaufen zu lassen. Aus diesem Grunde verbietet sich der Schulbesuch für die Mädchen ganz von selbst.

Ein intelligenter Geistlicher, der im vorigen Jahre im Tulaschen Gouvernement den von Mißwachs Betroffenen auf jede Weise beizustehen sich bemühte, hat bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gemacht, daß dem Mangel an jeder geistigen Entwicklung der Frauen zum großen Teil die moralische und ökonomische Verkommenheit der Bauern zuzuschreiben sei. Der philanthropische Geistliche hat daher die Errichtung von Sonntagsschulen für erwachsene Bauernmädchen in die Hand genommen, und auch die Tochter des Volksschullehrers hat sich mit opferfreudiger Bereitwilligkeit in den Dienst der guten Sache gestellt. Zunächst entstand eine solche Schule im Dorfe Nikitsk, in der am ersten Sonntage ca. 40 Mädchen im Alter von 13—16 Jahren als lerneifrige Schülerinnen erschienen. Manche fielen zwar bald ab, weil die Eltern wie die Verlobten ihnen die Erlaubnis zum Schulbesuch verweigerten, aber die Zahl der Wissensdurstigen stieg in kurzer Zeit auf 120. Gern ertrugen sie alle Unzulänglichkeiten des engen Schulzimmers, hörten stehend dem Unterricht zu, führten ihre Schreibübungen auf dem Fensterbrett aus und machten überraschende Fortschritte. Um den zu starken Andrang zu vermeiden, wurde noch ein Wochentag für diese Unterrichtsstunden festgesetzt, aber es stellte sich fast dieselbe Zahl der Sonntagsschülerinnen ein, die herzlich baten, zweimal wöchentlich kommen zu dürfen. Nach 119 Schultagen fand ein öffentliches Examen statt, dem Graf Bobrinsky als Landschaftsrat beiwohnte. „Die Fortschritte der Mädchen sind verblüffend," sagt er, „ob es nun ihrem reifern Alter oder dem größeren Eifer zuzuschreiben ist, aber ihre Kenntnisse in der Religion, in der Landesgeschichte und im Lesen sind erstaunlich, und ihre eigenen kleinen Aufsätze legen deutlich Zeugnis davon ab, daß ihr geistiger und moralischer Gesichtskreis sich erweitert und der erziehliche Einfluß des Unterrichts segensreich auf sie gewirkt hat."

Digitized by Google

Der treuen Hingabe an ihre Aufgabe seitens der ersten und der später hinzugetretenen zweiten Lehrerin sind die günstigen Erfolge in erster Linie zu verdanken, da nach der Meinung des Geistlichen die weiblichen Lehrkräfte ganz besonders für diese Schulthätigkeit geeignet sind. Das Beispiel der ersten Sonntagsschule wirkte zudem so anspornend auf die benachbarten Dörfer, daß wenige Wochen nach ihrer Eröffnung elf weitere, dann in entlegeneren Bezirken noch neun andere entstanden. In den 21 Sonntagsschulen lernten über 2000 Mädchen. Manche von ihnen gaben den Schulbesuch auf, weil sie sich verheirateten. Die Schule hatte ihnen aber insofern Nutzen gebracht, als sie später allein ihre Lese- und Schreibübungen fortsetzten und sich von ihren jüngeren Genossinnen mitteilen ließen, was in Religion und in den andern Fächern noch in der Schule gelehrt wurde. In einem einzigen Jahre hat ein Viertel der weiblichen Bevölkerung des Bogorodskischen Rayons eine ausreichende Elementarbildung genossen, deren segensreiche Rückwirkung auf die kommende Generation nicht ausbleiben kann. Seit dem erfolgreichen Vorgehen eines kühnen Vorkämpfers wird dem System der Sonntagsschulen für erwachsene Bauernmädchen auch von der Unterrichtsbehörde in Petersburg eine große Aufmerksamkeit zugewendet und eine umfassende Verbreitung desselben ernstlich ins Auge gefaßt.

Die Madonna am Waschfaß.

Von

Elisabeth Stuart Phelps.

Aus dem Englischen von Helene Lobedan.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 663.)

IV.

Tennyson hat eins der kleinen Seestädtchen mit einer einzigen Zeile treffend dahin charakterisiert:

„Auf einen Namen hört der ganze Ort."

Die Mehrzahl der Einwohner des kleinen Seestädtchens Fairharbor trug den passenden Namen Salz. Da gab es große und kleine Salzes, reiche und arme, nüchterne und trunksüchtige, Besitzer von Bankhäusern und Schiffswerften, Fischhändler und Schiffseigner. Dem Abraham L. Salz zum Beispiel gehörte ein Schooner, der den Namen Abby E. Salz trug, dessen Bemannung aus William Eduard Salz, Peter Salz und Henry Salz bestand, die damit nach den großen Bänken von Neufundland segelten, nachdem die Goldrute abgeblüht hatte, die Sommergäste fort waren und es nichts mehr mit Waschen zu verdienen gab, auch niemand mehr sich über die Muscheln wunderte, und nur in großen Abständen einmal ein Brief von Miß Ritter kam; der letzte am Bußtage im November, als es kalt geworden war und der Wind von Norden her blies.

William Eduard Salz war schuld, daß es überhaupt passierte, wenigstens war dies Ellen Janes Meinung, und wird bis an ihr Lebensende ihre feste Überzeugung bleiben. Es ist freilich leicht, die Schuld für irgend ein unerfreuliches Ereignis einem anderen zuzuschieben, aber möglich ist es immerhin, daß William Eduard Salz wirklich daran schuld war, weil es der Himmel, die Hölle oder menschlicher Unverstand zuließ. Jedenfalls ließ sich nicht feststellen, ob es daher kam, daß William Eduard Salz Henry traktierte, oder daß Henry sich von William Eduard Salz hatte traktieren lassen; kurz Henry und Ellen Jane zankten sich. Das trifft manches glückliche Ehepaar, solche, die sich weniger lieben oder auch solche, die sich noch mehr lieben, als jene beiden. Das Schlimme an der Sache war nur, daß jener Zank gerade an dem Abend statt hatte, als Henry mit der Abby E. Salz absegelte, mit William Eduard und

Digitized by Google

Peter und Job Ely und der anderen Bemannung. Sie waren ihrer zehn, und es ging wieder nach den großen Bänken von Neufundland.

William Eduard Salz hatte den Whiskey gespendet; denn wie gesagt, es war kalt, der Wind wehte eisig von Norden her, und die Mannschaft hatte schwer gearbeitet, ihre Sachen und Netze an Bord zu bringen; sie waren durchfroren und müde. Henry war für gewöhnlich mäßig im Trinken und hatte die Absicht es zu bleiben, oder vielmehr seine Frau wollte, daß er es bleiben sollte, was so ziemlich auf dasselbe herauskommt. Auch wäre es Verleumdung — wollte ich behaupten, er wäre betrunken zum Abendessen heimgekommen. Betrunken war er nicht. Aber streng genommen war er auch nicht nüchtern. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: er konnte nicht viel vertragen, da er in seiner frühen Jugend manchmal zu tief in das Glas gesehen hatte; deshalb wäre es am besten gewesen, er hätte überhaupt nichts getrunken, und gewöhnlich hielt er sich an diese goldene Regel. Aber an jenem Novembertage war er durchfroren, müde und abgespannt, und William Eduard, der meist betrunken und so selten nüchtern war, daß es ein Wunder hätte sein müssen, wenn er es in jenem Augenblick gewesen wäre, mußte auf den Einfall kommen, Henry zu traktieren. Wenn Henry ein bißchen weniger getrunken, hätte es nicht so viel geschadet, und ebenfalls, wenn er noch mehr getrunken hätte; denn dann wäre er ganz betrunken heimgekommen, und in dem Zustand war er lustig und zum Spaßen aufgelegt. Aber er hatte nur so viel getrunken, um reizbar und unfreundlich zu werden — und das wurde er — niemand kann es leugnen — gegen seine Frau.

Ja, wie kam es denn? Worüber kommt es zum Streit zwischen zwei Menschen, die sich mehr als alles andere auf der Welt lieben? Über was erzürnen sie sich anders als über irgend eine Kleinigkeit. Die Liebe selbst ist etwas Großes; — nur schade, daß die Menschen, in denen diese Liebe wohnt, kleine Kreaturen sind.

War es, weil die Thür laut zuflog, oder der Kaffee grundig war, oder das Jüngste schrie, oder der Fisch nicht schmeckte und die Berberitzensauce, die sie ihm zum Abschied noch mal gemacht hatte, nicht süß genug war — wer konnte das von den beiden hinterher genau sagen? Um geringerer Ursachen willen als diese sind schon Herzen gebrochen und Ehen zerstört worden. Kurz, in jener Abschiedsstunde kam es zu einem Streit zwischen Henry und Ellen Jane.

Die Ärmste hatte den ganzen Tag in der Küche geweint, weil er wieder fort mußte. Sie fürchtete diese Novemberreisen aus Erfahrung über die Maßen. Rasè hatte auch geweint; aber in der guten Stube still für sich. Die anderen Kinder waren wie auf den Mund geschlagen, nur das Jüngste und Vorjüngste verstanden noch nichts davon. Das Haus war besonders hell erleuchtet; die beiden Petroleumlampen brannten und auch die Laterne. Ellen Jane hatte ihm noch sorgfältig alle Sachen geflickt — natürlich unter Thränen. Sie hatte noch Hefennudeln gebacken und verschwenderischer Weise einen Kürbiskuchen gemacht, den er so gern aß. Emma Eliza spielte ihm noch mal: „Leb wohl, mein Lieb" vor, und ihre Mutter hatte ihr bestes Kattunkleid angezogen, eins, das sie nie am Waschfaß trug, mit einem großblumigen Muster, wie es die Fabrikanten und Frauen aus unerfindlichen Gründen bevorzugen. Ihr Haar war glatt gekämmt, der Kragen schneeweiß, und sie sah schmuck und nett aus, denn die Thränen wischte sie eilig ab, als sie ihn kommen hörte. Sie war durchaus gewillt, ihm den Abschied leicht zu machen — mochte es sie kosten, was es wolle.

Und dann kam es — kam es, wie gesagt, um einer Kleinigkeit willen. Die sanfte Glut erlosch in ihrem Gesicht, während sich das seine verfinsterte; der weiche Zug um ihren Mund wich, die Lippen preßten sich fest aufeinander, und in den tief eingesunkenen, müden blauen Augen blitzte unheimliches Feuer. Während ihr das Herz brechen wollte, schalt sie auf ihn, und er antwortete derb und höhnisch; die nervöse Anspannung, unter der beide litten, vermehrte ihre Heftigkeit. Gerade weil sie einander so von Herzen gut waren, that jedes harte Wort, das sie sich zuschleuderten, so weh und sachte den Zorn immer von neuem an. Sie sagten einander Dinge, die sie sich geschämt hätten, einen Nachbarn hören zu lassen, und während ihres

Digitized by Google

ganzen Ehestandes war es noch nie zu einem so bösen Auftritt zwischen ihnen gekommen.

„Hier in diesem — verfluchten Hause — geht nichts wie es soll!“ rief der Gatte.

„Hier im Hause ist alles ordentlich — außer dem, der jetzt weggeht!“ versetzte die gereizte Gattin.

So steigerten sie sich gegenseitig in ihrem Zorn, und während zu anderer Zeit ein solcher Zank nach einer Weile durch ein paar begütigende Worte oder einen Kuß beigelegt und der Friede wiederhergestellt worden wäre, kam es diesmal anders.

Denn die Abby E. Salz sollte um acht Uhr auslaufen. Es war schon ein Viertel nach sieben, als Henry den halbvollen Teller zurückschob, aufstand und nach seinem alten Hut griff. Er hatte eine englische Meile zu gehen, mußte das Fährboot nehmen; es war schon die höchste Zeit. So war ihnen keine Frist gegönnt, sich etwas zu beruhigen und der Reue Raum zu geben. Mit mürrischer Miene nahm er Abschied von den Kindern und küßte Rafè. Dann zögerte er eine Sekunde und stieß die Thür auf.

Er müsse noch Job Ely abholen, brummte er vor sich hin. Weiter sagte er nichts — dann ging er aus dem Hause. Nach seiner Frau sah er sich nicht um.

Ihr hübsches, müdes Gesicht war während des Streits dunkelrot geworden. Jetzt wurde es leichenblaß. Sie blieb regungslos stehen, als sei ihr keine Kraft geblieben, dem Manne nachzugehen, als ob sie ein verlassenes Mädchen oder eine verstoßene Frau gewesen wäre. Wenn ein Mann sich roh zu einer Frau beträgt, vergißt er, daß er gleichsam zwei Geschöpfe verletzt, den Menschen und das Weib, und daß er das letztere mehr verletzt, als es ihn wieder verletzen kann, weil die Wesenheit weiblicher Natur noch zu der menschlichen hinzukommt. Aber da die Erkenntnis dieses Verhältnisses selbst vielen Philosophen und Denkern verborgen ist, war es weiter nicht verwunderlich, daß ein einfacher Fischer wie Henry Salz sich das nicht überlegte.

Während dieses unseligen Auftritts hatten die Kinder still dabei gestanden. An des Vaters Heftigkeit waren sie gewöhnt, der schalt in einem Augenblick und gab im nächsten einen Kuß; aber dies war doch ganz etwas anderes gewesen, und es herrschte verlegenes Schweigen im Häuschen. Das Jüngste und Vorjüngste, die merkten, daß etwas nicht in der Ordnung war, fingen an zu schreien. Hatte Emma Eliza die Absicht, den Vater zurückzurufen, oder wollte sie in der Befangenheit sich selbst aus dem Wege schaffen, sie setzte sich an das Instrument und pauke „Rud're nach dem Ufer, Fischer“ sehr laut und sehr falsch. Rafè griff nach seiner Krücke und humpelte nach der Thür, nur die Gattin stand noch regungslos auf derselben Stelle.

Der immer stärker werdende Nordwind drang durch die offene Thür, wehte sie hin und her und warf sie ins Schloß, aber nicht fest, denn sie rüttelte hin und her, ohne daß der Riegel einschnappte. Es konnte den Anschein haben, als sei der Hausherr hinausgestoßen, und man habe die Thür hinter ihm zugeschlagen.

„Laß mich vorbei, Rafè, gleich laß mich vorbei!“ rief Ellen Jane plötzlich und war mit einem Satz draußen und die hölzernen Stufen hinunter. Dann blieb sie eine Sekunde wie benommen stehen. Niemand war zu sehen. Es herrschte tiefstes Dunkel, und der Wind heulte so drohend, daß eine Fischerfrau darin wohl die Kundgebung eines persönlichen Feindes empfinden konnte. Aber sie suchte den Sturm mit ihrer kräftigen Stimme zu überschreien und rief: „Henry! Henry! komm zurück. Sag' mir Lebewohl! Es thut mir leid! Henry! Henry! Henry! Es thut mir leid! Es thut mir leid!“

Doch nur das dumpfe, drohende Heulen des Windes antwortete ihr. Sie lief ein Stückchen gerade aus, lauschte gespannt, suchte mit den Augen das Dunkel zu durchdringen, hob wieder die Stimme, schlug wie wahnsinnig gegen ihre Brust, rief leidenschaftlich, dann klagend und wieder leidenschaftlich und ganz verzweifelt, denn ihre Stimme verhallte im Tosen des Nordweststurmes. Sie vermochte sich kaum aufrecht zu halten, schwankte, blieb stehen und wendete sich um.

In diesem Augenblick rannte eine kleine Gestalt gegen sie, die an der Krücke schnell des Weges kam.

„Ich will dem Vater nach!“ rief Rafè.

Digitized by Google

Er eilte an ihr vorbei; das helle, lange Haar wurde wie ein Helm oder ein Visier hoch über seine Stirn geweht. Er rief so laut er konnte, während er furchtlos und schnell über den Weg mit den scharfen Steinen humpelte, manchmal stolperte oder gar hinfiel. In der Mitte des breiten Weges sah sie, daß der Kleine einen Augenblick stehen blieb, um wieder Kräfte zu sammeln; dann rief er so laut er konnte in den Sturm hinein: „Va—ter —! Mutti thut's leid! — Weine nicht, Mutti! Er wird gewiß antworten! — Vater! Vater! Mutti sagt, es thäte ihr leid! Mutti, thut's leid, Va—ter! — Gieb acht, er wird antworten. — Vater! Es thut der Mutter leid!"

Das verkrüppelte Kind hatte alle Kräfte des Leibes und der Seele in diesen letzten Ruf zusammengefaßt, einen Augenblick hielt er dann inne und humpelte langsam zurück bis zu der Stelle, wo sie stand und in Wind und Finsternis schluchzte. Als ob er die Mutter und sie das Kind gewesen wäre, streichelte er ihre Hand.

„Ich hab dir ja gesagt, daß ich ihn einholen und es ihm sagen würde, Mutti — liebe Mutti!"

Sie schüttelte ungläubig den Kopf, bebte vor Schluchzen und wendete sich matt dem Hause zu. Auf Rafè achtete sie kaum; das Weib in ihr war älter als die Mutter, wohl auch stärker.

„Aber ich hab' ihn eingeholt!" behauptete Rafè.

„Er rief auch — —"

„Rafè, er konnte nichts hören!"

„Mutter, er schrie: Mir auch!"

„Hat Vater das wirklich gesagt, Rafè?"

Sie sah ihm verlangend, gespannt in die Augen.

„Mir deucht, er rief's!" bekannte Rafè wahrheitsliebend. „Als ich schrie: ‚Vater — Mutti thut's leid —' da war's, als riefe er: „Mir auch!"

„Wenn er gesagt hat ‚mir auch', dann lohne dir's Gott, Rafè, mein lieber, guter Junge!"

Aber sie fing von neuem an zu schluchzen, halb hoffnungsvoll, halb verzweifelt. Der Knabe, dessen Verständnis und Mitgefühl durch das Leiden gereift war, ließ keinen Blick von ihr.

Sie standen jetzt in der geöffneten Thür, und das herausfallende Licht beleuchtete sein klares, von dem wehenden Goldhaar umrahmtes Engelsantlitz. Noch einmal wiederholte er: „Mir war, als hörte ich: Mir auch!" Er hätte sein geliebtes Bilderbuch darum gegeben, wenn er hätte sagen können: „Mutti, ich weiß es ganz genau!" Aber Rafè log nie. Die anderen Kinder meinten, das käme davon, weil er ein Krüppel sei.

V.

Elf Tage später erhielt sie die Nachricht. Abraham L. Salz konnte sich nicht entschließen, es ihr zu sagen, und schickte Biram; aber der mochte auch nicht und trug es einer Nachbarin auf. Der Nordwest hatte kräftig geweht, gerade auf die Bänke von Neufundland zu, und die Abby E. Salz war in vier und einem halben Tage an ihren Bestimmungsort gelangt. Nach dem starken Winde wurde es wieder sehr nebelig, und da geschah mit Henry Salz, was schon so manchem Fischer aus Fairharbor begegnet war, und leider Gottes begegnen wird, bis man gelernt hat Wind und Nebel zu lenken! Die Zephania Salz, ein schmucker Schooner, der eben aus den Fischereigründen heimkehrte, hatte die Unglücksbotschaft nach Boston befördert, und der Telegraph übermittelte sie an Abraham L. Salz, und dieser wieder an Biram, der eine Nachbarin damit betraute, der die arme Witwe in der Seele leid that.

Sie brachte es nicht so zu stande, wie sie es sich vorgenommen hatte. Wer von uns thut das bei solchen Gelegenheiten? Sie ging zwar stracks in das Häuschen; aber dann blieb sie mitten in der Küche stehen und fing an zu weinen. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie den kleinen Krüppel nahm und ihn in die Arme seiner Mutter legte und schluchzte: „Rafè, sag' deiner armen Mutti, daß dein Vater — ertrunken ist — ich kann's nicht!"

Die Zeitungen meldeten:

Unglücksfall bei den großen Bänken am 10. November. Henry Salz und Job Ely von der Bemannung des Schooners Abby

Digitized by Google

E. Salz haben sich im Nebel verirrt und sind verunglückt. Es sind die äußersten Anstrengungen gemacht, die Verlorenen wieder aufzufinden; aber jede Hoffnung, daß sie gerettet werden könnten, ist leider aufzugeben. Die Leichen sind bisher noch nicht gefunden. Salz hinterläßt eine Witwe und sechs Kinder. Ely war unverheiratet. Die Abby E. Salz gehört der wohlbekannten Firma Abraham L. Salz u. Comp. in Fairharbor."

Als Miß Ritter an einem trüben Dezembertage vor dem behaglichen Kohlenfeuer saß und ab und zu einen Blick in den „Täglichen Anzeiger" warf, fiel ihr Auge auf diese Notiz, und sie las wieder und wieder. Die arme Ellen Jane hatte ihr nicht geschrieben. Briefschreiben ist für ungebildete Leute ein schweres Stück Arbeit, das sie sich nicht auch noch auferlegen können, wenn das Unglück schon über sie hereingebrochen ist.

„Lieber stehe ich einen ganzen Tag am Waschfaß, ehe ich einen Brief schreibe," hatte Ellen Jane schon früher immer gesagt. Und dann, was fragte solch „Sommergast" danach! Wie sollte sie es ihr deutlich machen, was es heißt Witwe sein, mit einem Herzen voll Reue und der Aussicht auf Hungern, Frieren, Verzweiflung.

Ja, zwischen Fairharbor und den Sommergästen da liegt eine große Kluft. Henry Salz war ein Opfer seines Berufs geworden — wie andere vor ihm, — er gehörte zu den Hunderten ertrunkener Seeleute, über deren Schicksal die gutsituierte Minderheit wohl einmal mitleidig seufzt, wenn der Wintersturm selbst an dem festen Stadthause rüttelt und die Zugluft die Spitzengardinen über dem Bettchen des jüngsten Sprößlings trotz des wohlverwahrten Fensters ein wenig in Bewegung setzt. Henrys Gattin war nun auch eine der vielen Fischerwitwen und mußte wie die übrigen sehen, wie sie durchkäme.

In den ersten Wochen war sie innerlich wie gelähmt, alles dumpf und betäubt. Aber die Weihnachtszeit kam für Ellen Jane in Fairharbor heran, wie für Miß Helen Ritter in Boston, jene Zeit, in der jedes Leid doppelt grausam empfunden wird und jede Freude freudiger.

* * *

VI.

In dem Witwenhäuschen hinter dem entlaubten Rosenbusch und dem mit Eiszapfen behangenen Felsblock war die Familie schon früh am Nachmittag des Christabends vollzählig versammelt. Die Mutter hatte wieder einen vergeblichen Versuch gemacht, in einem der Nachbarhäuser für den nächsten Montag als Waschfrau anzukommen. Emma Eliza war zeitig aus der Netzweberei heimgekehrt, wo sie ab und zu Hängematten oder Netze webte, nämlich wenn die Weberei Aufträge hatte. Es war ein unregelmäßiger Verdienst; im günstigsten Fall vier Dollars wöchentlich — häufiger nichts. Tommy und Sue waren eben aus der Bezirksschule zurückgekommen; denn etwas lernen müssen auch vaterlose Waisen — selbst bei leerem Magen. Rafè paßte auf das Jüngste und Vorjüngste auf; er war so zu sagen der Hüter des Hauses, wenn die Mutter auf Arbeit oder auf Suche nach Arbeit war. Übrigens hatte Rafè alle Aussicht, jetzt der Ernährer der Familie zu werden. Ein Kreis von Marinemalern hatte nämlich Fairharbor so zu sagen entdeckt und beschlossen, den Winter dort zuzubringen, sich in dem bereits geschlossenen Hôtel einquartiert, die Wirtin bewogen, sie zu verpflegen; und nun arbeiteten sie munter drauf los. Dieser kleinen Gesellschaft hatte sich für ungefähr eine Woche ein befreundeter Genre- und Porträtmaler angeschlossen. Er sah Rafè eines Tages am Fenster sitzen — und schnell war der Kopf des Kindes auf die Leinwand gebannt. Den aus dem Paradies in das irdische Elend verirrten Cherub nannten die Kollegen das Bild, — es müsse durchaus auf die Ausstellung.

Rafè fand die stundenweise Bezahlung, die er als Modell erhielt, wahrhaft fürstlich. Er begriff deshalb nicht, weshalb die Mutter keine Gummischuhe für Sue, und keinen Winterrock für Tommy anschaffe, daß das Feuer in der Küche so spärlich war und es nie mehr Fleisch gab. Er hatte seitdem immer zu der Mutter gesagt, er werde sie ernähren, sie solle nur nicht weinen. Letztere Ermahnung war überflüssig; denn seit sie die Todesbotschaft erhalten hatte, waren ihre Augen trocken geblieben.

Digitized by Google

Nun waren sie am Weihnachtsabend alle bei einander. Emma Eliza zog die Gardinen dicht zu, denn es war draußen bitter kalt und im Hause auch nicht warm. Rafè bat sie, die Gardine an dem einen Küchenfenster offen zu lassen. Er blickte gern in das nächtliche Dunkel hinaus, und früher pflegte er dann halblaut vor sich hin zu singen, während er das helle Haar gegen die Scheiben und die mageren Händchen an die Schläfen preßte. Ehe der Vater gestorben war, hatte er dort oft gestanden und hinausgesehen und dann: „Rud're nach dem Ufer, Fischer" gesungen, und manchmal spielte Emma Eliza die Begleitung dazu auf dem Instrument. Aber jetzt sang er nie mehr dieses Lied.

Die Außenthür, die damals bei Henrys Fortgehen so krachend zugeflogen war, schloß nicht recht. Das Schloß hatte auch schon früher leicht versagt, und nun war kein Mann mehr da, es in Ordnung zu bringen. Den Schlosser konnten sie nicht bezahlen, und die Witwe und die Kinder hatten sich ungeschickt und vergeblich daran abgemüht, es zurecht zu machen. Die armen Leute werden eben an allen Ecken und Enden an ihren Kummer und ihre Not gemahnt. Rafè schob schließlich die Waschbank vor die Thür, damit sie nur zubliebe.

Mrs. Salz blickte sich in dem Kreise um und versuchte den Kindern zuzulächeln. Sie hatte ein selbstgefärbtes schwarzes Kleid an und sah aus, als wäre sie sechzig Jahre. Wie hatte sie sich verändert! Ihre Züge hatten einen merkwürdigen Ausdruck angenommen, starr und leichenhaft. Nicht weniger merkwürdig, ja ergreifend war die Sanftmut und Ruhe, die über die gesprächige, quecksilberne Frau gekommen war. Ihre Stimme behielt stets den gelassenen Ton; wenn auch das Jüngste sich noch so ungeberdig anstellte. Nichts reizte sie mehr, immer blieb sie gleich still, gleich sanft; es war, als sei etwas in ihr gelähmt. Seit dem Abend, als die Nachbarin gekommen war, erinnerte sich keins der Kinder, je Schelte bekommen zu haben, und sie hatten es zwanzigmal verdient.

„Kinder," begann sie mit tonloser, gedämpfter Stimme. „Diesen Weihnachten kann ich euch nichts schenken. Zum ersten Mal euch garnichts schenken. Ihr wißt, ich kann's nicht ändern, liebe Kinder. Wir sind jetzt sehr arm. Aber ich will hier ein großes Feuer anmachen, — daß es recht warm wird. Das soll unsre Weihnachtsfeier sein, daß wir uns recht erwärmen. Der Stubenofen hat keinen Zug mehr, und ich kann ihn nicht in Ordnung bringen — das kann nur ein Mann." Sie sah sich mit betrübter Miene im Kreise um, in alle die ernsthaften, kleinen Gesichter.

„Warm sein ist doch auch etwas," fuhr sie fort, „besser als wenn wir garnichts zu Weihnachten hätten. Nicht wahr? Mehr kann Mutter euch nicht geben. Wie gern thäte sie's. Er freute sich immer so auf Weihnachten, sorgte so dafür, er — —"

Der Wind mußte wohl stärker geworden sein, denn die Thür flog auf und klappte laut gegen die Waschbank. Rafè wollte sie wieder schließen, doch des Knaben Kräfte reichten nicht zu; sie flog wieder auf, und zugleich wurde ein großer schwerer Gegenstand geräuschvoll hinein und über den Fußboden geschoben.

„Es ist der Packetmann! Die Expreßbestellung von Tan und Salz, Mutti, und sie kommt zu uns, Mutti!"

Die Familie Salz hatte noch nie ein Packet mit der Expreßbestellung erhalten. Kein Wunder, daß die Aufregung über dies Ereignis so groß war, daß beinah der ertrunkene Vater darüber vergessen wurde. Wie ein Bienenschwarm sammelten sie sich um die große Kiste, und der gutherzige Kutscher half Emma Eliza den Deckel öffnen.

„Weil hier doch nur Frauenzimmer sind — und es nun 'mal Weihnachtsabend ist; und ich habe noch kein Frauenzimmer gesehen, was 'nen Kistendeckel aufkriegt. Da könnten Sie die ganze Nacht dran rum petern, wo sie niemand haben, der ihn Ihnen aufmacht —"

Er hielt hastig inne und entfernte sich, während der Schnee durch die geöffnete Thür hereintrieb. Er hätte gern das Schloß an der Thür noch in Ordnung gebracht, damit wurden ja die Weibsleute auch nicht fertig; aber dazu hatte er wirklich keine Zeit.

Doch welche herrliche, wunderbare Überraschung enthielt diese Kiste! Emma Eliza hatte so etwas einmal in einem Roman gelesen, und Rafè meinte, so etwas könne nur

Digitized by Google

Digitized by Google

gesunken da. Als Miß Ritter an sie herantrat, bemerkte die junge Dame mit Befremden, daß sie das schwarzwollene Umschlagetuch liebevoll an sich drückte.

„Ach ich wußte ja nicht, wo ich Trauersachen herkriegen sollte!“ rief sie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, indem sie zu Miß Ritter emporsah.

„Sie wissen garnicht, wie die Herrschaften über uns Witwen in Fairharbor reden, weil wir so arm wären und um Unterstützung bäten und dann das Geld für Trauersachen ausgäben! Aber fragen Sie 'mal die Leute, ob's menschlich ist, wenn einem das Herz bricht, in bunten Sachen 'rumzugehen. Denn wenn man arm ist, fühlt man doch auch wie ein Mensch! Und Miß Ritter, ich hatte nichts als dies alte Kleid, das ich mir selbst gefärbt habe, denn Biram mußte doch die Miete kriegen, und ich hatte nichts als mein rotgestreiftes, altes Umschlagetuch und meinen braunen Mantel von vor zwei Jahren. Und wie sollte ich mir was Schwarzes kaufen, wo ich nicht mal Geld für Feuerung habe, und da mußte ich 'rumgehen halb schwarz, halb bunt angezogen, wie 'ne Witwe, die halb traurig — halb vergnügt ist — es giebt ja ihrer auch solche — aber das that mir so weh! Und daß Sie daran gedacht haben und mir das schwarze Trauertuch zu Weihnachten schenken! Ach, liebes Fräulein, — ich habe noch nicht weinen können — aber daß Sie das an mir thun, das wirft mich um! Nein, achten Sie nur nicht auf mich, lassen Sie mich nur hier allein. Ich habe nicht geweint — seit er ertrunken ist — ich getraute mich nicht! Ach, lassen Sie mich los — nein! nein halten Sie mich fest! Wie weich Ihre Arme sind. So — so liebevoll hat mich noch kein Mensch gehalten — seit, ach mein Gott — mein Gott, mein Gott — nun kann ich weinen!“

„Bleiben Sie so, bleiben Sie so,“ rief Helen Ritter und schluchzte auch, „und erzählen Sie mir, wie es zuletzt war.“

„Ach, das kann ich nicht! Das kann ich nicht!“ jammerte die Witwe. „Es ist gar zu schrecklich! Ach, es ist ja nicht nur sein Tod, nicht nur, daß Henry gestorben ist! Wenn es nur das wäre; dann wäre ich ja noch garnicht so zu beklagen, obschon ich 'ne Witwe mit so viel Kindern und arm bin. Wenn es nur sein Tod wäre, das wäre ja noch Gnade von Gott! Aber was das Schlimmste ist, das können Sie nicht verstehen, denn Sie sind ja nicht verheiratet, und Sie haben nie einen Mann gehabt und sich nicht mit dem erzürnt, den Sie am liebsten auf der Welt hatten.“

„Still, still!“ stöhnte Miß Ritter und legte abwehrend die Hand auf den Mund der anderen, und streichelte ihr dann schweigend Haar und Schultern, so liebreich, wie es nur ein Weib dem anderen thun kann, wenn beide unter demselben Gram leiden.

„Wir hatten uns erzürnt,“ rief Ellen Jane, streckte verzweifelt die Arme aus und ließ dann den Kopf schwer nach vorn sinken. „Wir stritten uns am letzten Abend — im letzten Augenblick, als er fort mußte — er und ich stritten uns! Und wir hatten uns doch lieb gehabt, die siebzehn Jahre in unserm Ehestande, und da ging er zornig aus dieser Thür und in seinen Tod. ‚Ja,‘ sagte er, ‚hier in diesem verfluchten Hause geht nichts wie es soll.‘ Aber es war ihm nicht ernst mit dem Fluch; er meinte es nicht böse. Es ist nur gekommen, weil sie ihn traktiert hatten, sonst hätte er's nicht gesagt — nie und nimmer! Das Traktieren war schuld dran! Und ich sagte: ‚In diesem Haus ist alles ordentlich — außer dem, der jetzt fortgeht!‘ Das sagte ich zu ihm! O mein Gott — mein Gott — noch im letzten Augenblick und er —“

„Mutti, ich hab' ihm ja noch gesagt, daß dir's leid thäte!“ sagte Rafè und zupfte sie an dem alten, gefärbten Rock, während sein Gesichtchen schmerzlich zuckte. Er wußte nicht, wie er es aushalten sollte, wenn seine Mutter weinte. „Ich meine — ich glaube — fast ganz gewiß, daß Vater mir zurief: Mir auch.“

Helen Ritter zog den Kleinen in ihren freien Arm und hielt ihn, denn in ihrem Schmerz war die Witwe taub und blind und achtete selbst nicht auf Rafè.

„Was wäre der Tod allein!“ rief Ellen Jane und richtete das abgezehrte Gesicht nach oben, während sie auf die Kniee glitt und sich an der Erde krümmte. „Ach, wenn es nur der Tod wäre — was ist der Tod, wenn Eheleute sich lieb haben! Was hätte ich

Digitized by Google

danach gefragt, daß ich gehungert und gefroren habe — und die Kinder auch! Und selbst, wenn's bis zum Verhungern käme! Das ist das Schlimmste nicht. Ja, wenn ich um ihn weinte und trauerte, wenn wir uns im Guten getrennt hätten — da käme ich mir jetzt glücklich vor. Aber die Worte sind's — die Worte — die zwischen uns gefallen sind. Ich träume von ihnen bei Nacht, — ich höre sie im Winde, in jedem Ton im Hause. Und solche Worte habe ich zu ihm gesagt, der mir so gut war und mich geheiratet hat und der Vater von den Kindern ist — und wo wir uns doch so lieb hatten — und uns nun im letzten Augenblick stritten, ehe er auf den Todesweg ging. Ach Gott! Ach Gott! — — Liebes Fräulein, hören Sie nicht auf mich. Schicken Sie die Kinder 'raus! Du weinst, Rafè. Weine nicht, mein Herzblatt. Ich komme gleich. Ich komme gleich, die schönen Weihnachtssachen besehen; laß mich nur ein Weilchen noch hier. Ach, Miß Ritter, gehen Sie mit ihnen, wenn Sie so gut sein wollen. Gieb mir 'nen Kuß, Rafè! Mutter kommt wirklich bald. Nur ein bißchen laßt mich allein."

Da gingen sie alle und ließen sie in der kalten Stube. Helen Ritter lehnte die Thür an, so daß sie für sich und doch nicht ausgeschlossen von ihnen war.

Dann sammelte Miß Ritter die Kinder um sich und versuchte, mit ihnen und den Geschenken und Spielsachen zu spielen; aber die Weihnachtsfreude war aus dem vaterlosen Hause entflohen, und die unbefangene Heiterkeit, die einen Augenblick geherrscht hatte, kehrte nicht zurück. Rafè gab sich nun Mühe, den vornehmen Gast zu unterhalten. Er vertraute ihr an, er werde jetzt Geld für die ganze Familie verdienen. Dann berichtete er, daß er einem Maler als Modell stände, der Herr wohne im Hôtel, und Miß Ritter that ein paar Fragen nach dem Künstler und dem Bilde, um die Unterhaltung fortzuspinnen, doch nicht sehr aufmerksam — nicht einmal nach dem Namen fragte sie.

„Kommst du bald, Mutter?" fragte Rafè durch die angelehnte Thür.

„Gleich, mein Junge."

„Komm doch, Mutter," bat Emma Eliza.

„Tomm, Mutti!" rief das Vorjüngste.

„Gleich, gleich, liebe Kinder."

„Mutter, Miß Ritter sagt, sie weiß jemand, der das Instrument kaufen möchte. Die Dame, sagt sie, braucht eins und will hundertfünfundzwanzig Dollars dafür geben. Sie möchte es gern bald haben, sagt sie. Kommst du, Mutter?"

„Ja, mein Kind."

Und dann kam Mrs. Salz wieder in die Küche, still und gehalten und sah müde zu, wie die Kinder unter ihren Spielsachen kramten. Sie hielt sich ein bißchen seitab, daß sie ihre verweinten Augen nicht sehen sollten. Rafè stand von seiner Bescherung auf, humpelte ans Fenster, dessen Gardine nur halb zugezogen war — halbmast nannten es die Kinder. Draußen schneite es jetzt stark. Die erleuchteten Fenster des nahen Hotels waren nur schwach durch das Schneetreiben zu sehen. Emma Eliza erbot sich, Miß Ritter auf dem Wege nach dem Hotel zu begleiten. Miß Ritter sagte, sie gehe gern im Schneegestöber. Und laut und dumpf tönte das Rollen der See; es klang wie die Töne einer mächtigen, in den Weltenraum hineingebauten Orgel.

Die Kinder plauderten miteinander von den Malern und zeigten, welche der hellerleuchteten Fenster des großen, schattenhaften Hôtels zu den Zimmern der verschiedenen Herrn gehörten. Miß Ritter hörte nicht darauf hin; diese Malergesellschaft war ihr sehr gleichgiltig; sie hatte nur Augen für Rafè und seine Mutter.

Was war mit Rafè?

Er hatte eine Weile am Fenster gestanden, das Gesichtchen gegen die Scheibe gedrückt, so daß das vorn überfallende, helle Goldhaar wie ein Krönchen auf seinem Kopf lag. Wie er so dastand, fing er ganz leise an, vor sich hin zu summen.

„Das hat er nicht gesungen, seit Vater —" flüsterte Emma Eliza Miß Ritter zu und hielt mit erstickter Stimme inne. Denn Rafè summte:

„Rud're nach dem Ufer, Fischer,
Nach dem Ufer rud're hin!"

Aber was war Rafè? Er trat vom Fenster zurück, war ganz bleich geworden, und doch hätte man nicht sagen können, daß sein durch-

Digitized by Google

sichtiges Gesichtchen Furcht verrate. Er ging vielmehr leise an seine Mutter heran und zupfte an ihrem schwarzen Kleide.

„Mutti, ich sehe den Vater!"

Dabei deutete er auf das Fenster, gegen das der Schneesturm wütete.

„Ich habe dich vorhin erschreckt," sagte die Mutter beruhigend; denn sie war eine verständige Frau, die nicht wollte, daß ihre Kinder vor dem Vater Furcht empfänden, als wäre er ein Gespenst. Sie streichelte und küßte ihren Jungen und ermahnte ihn: „So etwas mußt du nicht sagen, Rafè."

„Mutti, ich habe Vater gesehen!" beharrte er.

„Es war der Schnee, Rafè, der Schnee! Rafè, sage nicht solche Dinge, wie es thörichte Leute thun. Kleine Jungen können keinen Toten sehen. Da — da rüttelt wieder die Thür im Schloß; der Wind wird sie gleich aufstoßen. Schieb die Waschbank näher heran, mein Junge!"

Als artiges Kind gehorchte Rafè, aber dabei grübelte er. War es unartig, wenn man einen Geist sah? Wie dem auch sein mochte, jedenfalls war es nötig, wieder die Waschbank vorzuschieben, und obwohl er selbst geisterbleich war, gab er ihr einen tüchtigen Stoß wie ein echter Junge. Dann kletterte er auf die Bank und versuchte, die Klinke festzumachen — und dann — — stieß er einen gellenden Schrei aus, der durch das ganze Haus schallte.

„O Mutti — da ist Vater!"

Dann, — war es sein Geist oder sein Leib — Henry Salz drängte sich durch die Thür, warf die Waschbank um, streifte an Miß Ritter vorbei, trat mit weitem Schritt über die an der Erde kauernden Kinder und, ohne etwas zu hören, zu sehen und zu wissen, ob er im Himmel oder auf Erden sei, preßte er sein schwarz gekleidetes Weib in die Arme.

So etwas kommt nur im Traum vor, sollte man meinen. Aber in Fairharbor geschieht es wirklich. Dichter, Romanschreiber tischen manchmal ähnliche Hirngespinnste auf, um den nie zu stillenden Hunger des Publikums nach einem glücklichen Ende zu befriedigen; doch in Fairharbor ereignet es sich zuweilen — wenn auch selten — als gnädige Fügung Gottes.

Die See hatte einen der Toten zurückgegeben. Oder vielmehr einen Monat lang war Henry Salz zu ihrer bleichen Schar gerechnet worden, während er auf dem Meer umhertrieb und mancherlei Drangsale ausstand, um sich schließlich ins Leben und in die Arme der Liebe zurück zu kämpfen.

Er war ein wortkarger Mann und wurde nur redselig, wenn er ärgerlich oder etwas angetrunken war. Auch erzählte er jetzt nicht viel, und der kurze Bericht kam trocken, ja mit einer gewissen geheuchelten Gleichgiltigkeit heraus, die Männer seines Schlages leicht zur Schau tragen, wenn sie von den überwältigenden Ereignissen ihres Lebens sprechen.

„Wir hatten uns im Nebel verirrt und waren durch das schlechte Wetter weit abgetrieben worden, und nach sechs Tagen wurden wir von einem Kauffahrteischiff angerufen, das auf der Heimreise nach Liverpool war. Ja, so kam's. Es hieß ‚Rose des Westens' — 'n recht dwatscher Name für'n Kauffahrteischiff. Mich nahmen sie an Bord und behielten mich — denn der andre, der mit mir im Boot war, der war erfroren — und den thaten sie über Bord. — — Ich fuhr mit, bis wir der Van Deusencock aus New-York begegneten, die auf der Heimreise war. Die Van Deusencock nahm mich mit und ist um Mitternacht eingelaufen, deshalb kam ich mit der Bahn; mit dem Dampfschiff wär's billiger gewesen, aber das war schon fort. Habt ihr ein Stück Kürbispie? Ich bin hungrig — und froh, daß ich da bin."

Er hielt inne, als ob damit alles gesagt sei, und wäre er sich selbst überlassen geblieben, würde es wohl dabei sein Bewenden gehabt haben. Denn die Seeleute sind durchaus nicht begierig, die erlebten Drangsale und Gefahren ausführlich zu schildern. Sie haben zu viel auszustehen; da ist es angenehm, es hinterher der Vergessenheit anheim zu geben.

„Nun ja," kam es zögernd und halb unwillig heraus. „Der andre war erfroren. Meinetwegen kann ich ja auch den Namen sagen; ich mag nur garnicht mehr dran denken. Ja, Job Ely war mit mir im Boot. Wir waren ausgefahren, um nach den Schleppnetzen zu sehen, und im Nebel kamen wir von unserm Kurs ab — so'n dicker Nebel, nicht die Hand

Digitized by Google

vor Augen konnte man sehen. Na — und da konnten wir uns nicht wieder zurückfinden — daran lag's. Ich mag nicht mehr dran denken — denn er war lange tot, ehe ich an Bord genommen wurde. Wir hatten ein bißchen Brot und Wasser bei uns —, im Fall mal etwas passiert, habe ich immer gern was bei mir, damit man nicht verhungert. Aber es war schlimm kalt. Weißt du, am Danksagungstag kam plötzlich die furchtbare Kälte — die konnte er nicht aushalten, und da ist er erfroren. Da mußte ich allein rudern. Aber ich behielt ihn an Bord; denn ich dachte, seine Mutter würde die Leiche doch gern sehen wollen. Und ich dachte, treffe ich kein Schiff, so würde ich doch wohl Land erreichen — wenn's auch da ganz wüst ist. Drum behielt ich ihn an Bord und deckte das Gesicht zu. Aber schlimm kalt war's. Sechs Tage habe ich gerudert — beinah sieben. Ich meinte schon, ich wollte ein Ende machen. Na, Nelly Jane, so weine doch nicht! Beruhige dich doch, Schatz! Hier komm und setz' dich auf meine Kniee — die Kinder kommen später dran! Du zitterst und bebst ja an allen Gliedern. Beruhige dich doch. Ich hab's ja nicht gethan; ich bin ja lebendig wieder bei dir und halte dich fest in den Armen. Nein — die Frau! Sag' mal, Emma Eliza, ist deine Mutter die ganze Zeit so gewesen? — Und um meinetwillen? Und wie elend und spack sie aussieht — halbverhungert. Habt ihr denn nicht was, was ihr mir geben könnt, um sie zu beruhigen? Nein verhungert sieht sie aus. Wie? Du willst nichts als 'nen Kuß? Davon kannst du kriegen, so viel du magst! Nein — so 'ne Frau! Das ist ja gerade so wie dazumal, als ich auf Freiersfüßen ging, und wir sind nun schon so alte Eheleute. Na, ich meine, es lohnt schon, daß man stirbt und wieder zurück ins Leben kommt, wenn man dann so schön thun kann mit seiner eigenen Witwe — he? Jawohl — gefroren habe ich auch — nicht wenig — und dann erfroren mir die Hände — zum Glück waren sie an die Riemen angefroren — da konnte ich weiter rudern. Manchmal hätte ich zwar Lust gehabt, es aufzugeben und mich neben den armen Job zu legen; aber dieweil sie angefroren waren, mußte ich weiter rudern. Ja, und da passierte was Merkwürdiges. Eine Nacht — es war die letzte, ehe ich die ‚Rose des Westens' zu Gesicht bekam — da war ich beinah fertig. Denn ihr könnt nicht denken, wie mirs war, immer den armen Job vor mir zu haben — und ihn über Bord zu werfen, dazu konnte ich mich, seiner Mutter wegen, doch auch nicht entschließen. Ja — da, es war Sonntag früh, wahrhaftig — höre ich Rafè singen und wie Emma Eliza ihn dazu aufm Instrument begleitete:

„Rudre nach dem Ufer, Fischer,
Nach dem Ufer rudre hin,"

sang er, ganz klar und deutlich. Merkwürdig, nicht wahr? Wie so 'ne Melodie ihren Kurs über das weite Wasser kennt. Das sag mal einer! Aber deutlich gehört hab ich's, sie und meinen Jungen — und dabei war ich doch sozusagen ein verlorener Mann, beinah so gut wie tot — na, aber wie ich das Singen hörte, da legte ich mich wieder auf die Riemen und ruderte mit aller Macht.

Was sagst du, Rafè? Ob meine Hände wieder besser werden können? Ich weiß nicht, ob sie noch zu 'ner Arbeit taugen und zu was für einer — muß es erst versuchen. Werde wohl an Land bleiben müssen — aber daran habe ich noch nicht gedacht. Die Hände will ich schon dran geben, nun ich hier daheim bei meinen Leuten bin.

Was ich an dem Abend gerufen habe, als ich fortging? Ich wüßte nicht, was? Du meinst den Abend, wo Mutter und ich uns stritten? Ich hätt's besser bleiben lassen sollen! Das habe ich oft gedacht! Und ich habe gehofft, sie würde es vergessen, was ich da gesagt habe — ja, das habe ich gewünscht. Ich besinne mich nicht, daß ich gerufen hätte: ‚Mir auch.' Nee — darauf kann ich mich nicht besinnen. Was kann's denn gewesen sein? Ja — nun fällt mir's ein. Ich rief den armen Job an, der war ein Stück vor mir, und ich hatte mich schon verspätet — ‚Job Ely!' habe ich gerufen, weiter nichts!"

„Ich hab's auch nicht ganz bestimmt gesagt, Vater; ich sagte nur, mir wäre so gewesen; ich hätt's gern für bestimmt gesagt!"

„Ich hätt's sagen sollen, Rafè. Aber leider — gesagt habe ich's nicht."

Digitized by Google

„Vater, hörtest du, wie ich rief —“ Aber dann brach Rasè plötzlich ab. War er auch nur ein Fischerkind, so war er doch feinfühlig genug, nicht zu fragen, ob der Vater gehört habe, daß es der Mutter leid thue. Diese Frage war ein für allemal ausgeschlossen.

„Vater!“ fing Rasè noch einmal an und lehnte sich an den alten, großen, hölzernen Schaukelstuhl, in dem die Eltern als Liebespaar saßen, der große, breitschultrige Mann mit dem weichen Herzen, und die kleine, bald lachende, bald weinende Frau im Witwenkleide. „Vater, an was dachtest du, als du meintest, du würdest erfrieren oder ertrinken?“

„Mein Sohn,“ sagte Henry Salz nach langem Schweigen, das selbst weder das Jüngste noch der Vorjüngste zu unterbrechen wagten, „mein Sohn, ich dachte an deine arme Mutter. — Die Schraube an der Thürklinke ist los,“ setzte er phlegmatisch hinzu, „ich werde sehen, daß ich sie fest kriege, nachher, wenn du mir das Essen aufgewärmt hast, Ellen Jane.“ Und während dies geschah, vermochte Emma Eliza ihrer Freude keinen anderen Ausdruck zu geben, als sich an das geliebte Instrument zu setzen und zu spielen.

— — — — — — — — — — —

„Aber ich bin nicht im entferntesten darauf gekommen, daß Sie es wären!“ sagte Helen Ritter in dem Flur des öden Sommerhotels zu dem Genremaler, der sich Rasè als Modell gewählt hatte. Sie stieß die Worte förmlich heraus: „Sie und wieder hier!“

Wie leuchtende Farben sie in dem Schneegestöber hatte! Sie wollte sich hoch und stolz aufrichten; doch auch das hätte ihr nichts geholfen — denn er war noch größer. In dem öden, kalten Raum, der nur durch eine von der Decke hängende, blakende Petroleumlampe erleuchtet war, erschien er sogar als die noch imposantere, schönere Gestalt. Als sie zu ihm aufsah, meinte sie, daß seine Gegenwart sie vernichte und erdrücke — es war ja endlos lange, seit sie ihn nicht gesehen hatte.

Ihre Blicke trafen aufeinander, wichen sich aus, wagten sich wieder hervor, hielten einander fest und ließen sich nicht mehr los. Was lag nicht alles darin! Anklagen, Vorwürfe, Bewunderung, Jubel, Verehrung, ein wilder Kampf der Empfindungen, wie ihn nur wenige Männer und Frauen durchmachen, um sich nachher um so inniger zu lieben. Die Geschichte der letzten Jahre wurde ohne ein Wort ausgetauscht, und obwohl sie nicht sprachen, verstanden sich diese beiden Menschen zum erstenmal hier in dem schlecht beleuchteten Flur unter der qualmenden Lampe.

„Ich beobachtete Sie drüben durch das Fenster,“ stammelte er entzückt. „Ich sah, wie Sie die Frau in den Armen hielten und wie der Junge herantrat und Sie küßte. Ja, ich hörte Sie schluchzen — denn ich entblödete mich nicht, zu lauschen. Und da sagte ich mir: „Sie hat doch ein Herz! Sie kann es nicht so gemeint haben — — Sie wird verzeihen können — Helen, es muß ein Mißverständnis gewesen sein. Um unserer einstigen Liebe willen, geben Sie mir die Möglichkeit, es aufzuklären!“

„Ach!“ sagte sie, und hob die Arme mit einer so innigen Bewegung, die auch einem ruhigeren Manne den Sinn verwirrt hätte. „Die Wäscherin sagte, ich hätte mich sicherlich nie mit dem Manne erzürnt, den ich liebte!“

— — — — — — — — — —

Als sie nachher die Thür des Hotels zumachen wollten, denn der Schnee wirbelte herein, hörten sie drüben die durchdringenden Kinderstimmen fröhlich singen:

„Laßt dem Wind nur Zeit,
Weht den Mann schon heim.“

Henry Salz schien unterwegs eine neue Variation auf dies Lied gefunden zu haben; denn seine kräftige Baßstimme klang durch das entblätterte Rosengebüsch und wurde selbst von dem Orgelton der See nicht übertönt:

„Laßt dem Leben Zeit,
Weht das Herz schon heim!“

„Da möchte ich mitsingen!“ erklärte Helen Ritter. Und er, für den ihr leisester Wunsch Gesetz war, hüllte sie fest in den Pelzmantel und führte sie in den Sturm hinaus. Ohne gesehen oder gehört zu werden, standen sie Hand in Hand und stimmten in den Gesang mit ein.

Ende.

Digitized by Google

Deutsche Erzieherinnen im Ausland.

(Nachdruck verboten.)

Über die Thätigkeit der deutschen Erzieherin im Ausland und über die Aussichten, die sich ihr in den verschiedenen Ländern bieten, ist an dieser Stelle, wenn auch nicht im Zusammenhange, schon öfter Auskunft gegeben worden. So brachten insbesondere die Oktober- und Novembernummer des 2. Jahrgangs „die Ratschläge für deutsche Erzieherinnen in England" von Helene Adelmann. Der Artikel, auf den wir an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich verweisen möchten, ist auch im Separatabdruck im Verlag von W. Moeser Hofbuchhandlung zum Preise von 40 Pf. erschienen.

Häufige Anfragen, die über dies Gebiet der Berufsthätigkeit an die Redaktion dieser Zeitschrift, sowie an die Stellenvermittelung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins gerichtet werden, lassen es uns angebracht erscheinen, hier noch einmal das Wesentliche über die deutsche Erzieherin im Auslande zusammenzustellen mit besonderer Berücksichtigung derer, für die das Thema eine praktische Bedeutung hat.

Das Land, das der deutschen Erzieherin immer noch die günstigsten Aussichten bietet, ist England, wenn auch hier schon durch den hohen Stand der dortigen Mädchen- und Lehrerinnenbildung die Anforderungen in den letzten Jahrzehnten bedeutend gestiegen sind. Was von allen, die mit den einschlägigen Verhältnissen Bescheid wissen, immer wieder auf das eindringlichste hervorgehoben wird, ist die Notwendigkeit äußerster Vorsicht für den Fall, daß man sich von Deutschland aus eine Stelle verschaffen läßt. Man sollte dazu niemals die Hilfe von Agenten in Anspruch nehmen, um so weniger, als es heute weniger als je die Gewohnheit der Engländer ist, sich auf diesem Wege Erzieherinnen zu verschaffen, wenn nicht besondere Gründe es ihnen wünschenswert erscheinen lassen, eine genauere Orientierung von Seiten der Erzieherin vor Annahme der Stelle zu vermeiden. Die sicherste Vermittlung bietet der Verein deutscher Lehrerinnen in England, Vorsitzende: Frl. Helene Adelmann, dessen Heim 16 Wyndham Place Bryanston Square London W. zugleich den Stellensuchenden Aufenthalt gewährt, falls ihre Ausbildung so beschaffen ist, daß ihre Aufnahme in den Verein erfolgen kann. Der Verein vermittelt jährlich ca. 200 Stellen. Er vermittelt aber Stellen nur auf persönliche Vorstellung, ein Verfahren, das es unter den bestehenden Verhältnissen allein ermöglicht, die deutschen Lehrerinnen vorteilhaft zu placieren. Ebenso wie vor Benutzung der Agenturen wird davor gewarnt, ohne die für England unbedingt erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten sein Glück dort zu versuchen. Und gerade über das Maß dieser Kenntnisse herrscht in Deutschland die größte Unwissenheit. Das Lehrerinnenexamen allein giebt wenig Aussichten, wenn nicht noch eine tüchtige Befähigung für Musikunterricht oder für Zeichnen und Malen oder die Beherrschung des Französischen dazukommt. Anfängerinnen erhalten 30—40 £ Gehalt, bei ganz besonders hervorragenden Leistungen in Sprachen und Musik auch darüber bis zu 100 £. Für erfahrene, tüchtige Lehrerinnen, sogenannte finishing governesses, steigt das Gehalt bis 120 £.

Nächst England bietet Nordamerika der deutschen Erzieherin, die ins Ausland gehen will, die besten Aussichten. In dem leider vergriffenen Aprilheft des 1. Jahrgangs der „Frau" hat Prof. Carla Wenckebach eingehendere Mitteilungen über die deutsche Erzieherin in Amerika gebracht. Die Sachlage ist seitdem insofern eine andere geworden, als sich ein deutscher Lehrerinnenverein gebildet und eine Stellenvermittlung für die vereinigten Staaten organisiert hat. Die Vorsitzende dieses Vereins ist Frl. Albertine Kase, New-York, 112 W. 74 th. Der Verein besitzt noch kein eigenes Heim, weist aber den Stellensuchenden Heime, eventuell auch zuverlässige Agenturen nach. Vor der Annahme einer Stelle von Deutschland aus ist hier umsomehr zu warnen, als ein in Deutschland geschlossener Vertrag in Amerika keine rechtliche Giltigkeit hat.

Auch in Südamerika findet die deutsche Erzieherin Anschluß und Beistand bei dem kürzlich gegründeten Verein deutscher Lehrerinnen in

Digitized by Google

Buenos Ayres, Vorsitzende Frl. Meta Warmünde, 778 Casilla Correo, Buenos Ayres, Republik Argentina, Südamerika. Auch hier sind wirklich vorteilhafte Stellen nur durch Vermittlung an Ort Stelle zu bekommen.

In Frankreich sind die Aussichten für die deutsche Erzieherin sehr wenig günstige. Die wenigen Stellen, die dort besetzt werden, sind meist sehr niedrig dotiert. Die Gehälter betragen etwa nur die Hälfte von dem, was in England gezahlt wird. Eine zuverlässige Vermittlung liegt in den Händen des Vereins deutscher Lehrerinnen in Frankreich, Vorsitzende Frl. Schliemann. Der Verein besitzt wie der englische ein eigenes Heim in Paris, 8 rue de Villejust III.

Außerordentlich selten und dabei pekuniär sehr unvorteilhaft sind Stellen für deutsche Erzieherinnen in Italien. Es ist keiner deutschen Erzieherin, die nicht etwa um der Sprache oder des Landes willen nach Italien geht, zu raten, dort eine Stelle zu suchen.

In Bezug auf alle übrigen europäischen und außereuropäischen Länder, die für die deutsche Erzieherin in Betracht kommen könnten, gilt das, was auch schon von England aus immer hervorgehoben wird, die Beobachtung äußerster Vorsicht in der Benutzung der Agenturen.

In Rumänien besteht eine von Frl. Schulze-Bukarest, Calea Plevnei 86, organisierte Stellenvermittlung, die mit dem Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein arbeitet.

Den Erzieherinnen, die in Rußland Stellen suchen, sei das Gouvernantenheim in Petersburg, Nowoissakiewskaja Haus 24, Quartier 8 empfohlen. Von hier aus werden auch Stellen vermittelt. Leiterin des Heims ist Frl. Schneider.

In Oesterreich und Ungarn ist für die deutschen Erzieherinnen in ähnlicher Weise gesorgt durch das deutsche Erzieherinnenheim in Wien, Drahtgasse 2 am Hofe I B, mit dem ebenfalls eine Stellenvermittlung verbunden ist; in Budapest besteht auch ein solches Heim Fabrikgasse 18, Ecke Andrassystraße.

Behufs Erkundigungen über Stellen in Spanien und Portugal, in Griechenland und der Türkei, in Brasilien oder auch — was neuerdings ab und zu in Betracht kommt — in Japan wendet man sich am besten an die Centralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Leipzig, Hohestraße 35, die durch ihre lange Praxis und die dadurch geschaffenen ausländischen Beziehungen meist in der Lage sein wird, dergleichen Anfragen zu beantworten. Anfragen bei dem deutschen Consulate des betreffenden Landes sind ziemlich zwecklos, da der Consul selten über das, was die Erzieherin in dem betreffenden Hause zu erwarten hat, in der Lage ist Auskunft zu geben. Alles in Betracht kommende Adressenmaterial, sowie eingehendere Angaben über die Bedingungen der verschiedenen Stellenvermittlungen giebt der vom Vorstande des Allg. Deutschen Lehrerinnenvereins herausgegebene Lehrerinnenkalender. (Oehmigkes Verlag, Berlin.) Else Berger.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Aus der Chronik der Universität Berlin** über das Rechnungsjahr 1898/99 entnehmen wir, daß dort im Sommer 1898 166, im Winter 1898,99 242 Frauen Vorlesungen hörten. Die Berichte über die einzelnen Universitätsanstalten ergeben, daß sich Frauen an den Übungen in den verschiedensten Wissensgebieten beteiligten; so fanden sich beispielsweise auch unter den Mitgliedern des nationalökonomischen Seminars und unter den Praktikanten des botanischen Seminars Damen.

* **Einen weiblichen Hilfspräparator** besitzt das Museum für Naturkunde in Berlin. Die Dame, Fräulein Klara Oelze, ist für die zoologische Sammlung thätig und hat dort während des letzten Jahres im Verein mit männlichen Kollegen Insekten zu präparieren gehabt. Unter den wissenschaftlichen Arbeiterinnen ist auch noch Miß Parkins hervorzuheben, die in dankenswerter Weise die Arbeiten des botanischen Museums durch freiwillige Mitarbeiterschaft gefördert hat; sie war thätig auf dem Gebiete der Monimiaren.

* **Drei öffentliche Dienstbotenversammlungen** sind in den letzten Wochen von dem neugegründeten Unterstützungsverein der weiblichen Dienstbotenschaft in verschiedenen Teilen Berlins zusammenberufen worden. Das Resultat dieser Versammlungen, in denen neben manchen verständigen und durchaus berechtigten Erörterungen doch die Unreife häufig genug zu Tage trat, ist der Beschluß, dem Reichstag, sobald er zusammentritt, eine Petition zwecks Beseitigung der Gesindeordnung einzureichen. Man muß zugeben, daß ein Protest gegen die dem modernen Bewußtsein nicht mehr entsprechende Gesindeordnung durchaus ihre Berechtigung hat.

* **Frl. Margarethe Breymann,** Schülerin der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin, bestand kürzlich in Göttingen ihr Tentamen physicum.

Digitized by Google

* **Der Senat der Universität Straßburg i. E.** hat in seiner Sitzung vom 17. Juli den Paragraphen seiner Satzungen, der Frauen von der Universität bisher grundsätzlich ausschloß, aufgehoben, so daß es jetzt auch in Straßburg jedem Dozenten anheimgestellt ist, ob er Hörerinnen zu den Vorlesungen und seminaristischen Übungen zulassen will oder nicht. Die Veranlassung dazu war eine Petition des Elsaß-Lothringischen Lehrerinnenvereins, mit Rücksicht auf die kürzlich eingeführte Oberlehrerinnenprüfung Lehrerinnen zum akademischen Studium zuzulassen. Rektor der Universität ist zur Zeit Professor Dr. Theobald Ziegler, dem in erster Linie der Dank für das Erreichte gebühren möchte. Dagegen verhalten sich die bei der Universität Jena beteiligten Regierungen (oder doch ihre Mehrzahl) zur Frage des Frauenstudiums durchaus ablehnend. Wiederholt hat die Universität das Gesuch gestellt, es möchte Frauen die Teilnahme an Vorlesungen im Bereich der philosophischen Fakultät unter den in Preußen dafür bestehenden Bedingungen gestattet werden, aber es ist nicht nur ein solches Gesuch abgelehnt worden, sondern es ist insofern praktisch noch eine Verschärfung eingetreten, als die bis dahin übliche Teilnahme von Lehrerinnen an der Übungsschule des pädagogischen Seminars im Verwaltungswege für unstatthaft erklärt worden ist. So besteht in Jena für Frauen durchaus keine Möglichkeit eines Zugangs zum akademischen Studium.

* **Frl. Bertha Kipfmüller** ist am 4. August von der Universität Heidelberg zum Doktor promoviert worden. Ihr Studiengebiet war Germanistik, Sanskrit und vergleichende Sprachforschung. Ihre Dissertation lautet: „Das Ifflandsche Lustspiel. Ein Beitrag zur Theatertechnik des vorigen Jahrhunderts."

* **Über die Anstellung von Lehrerinnen** hat Kultusminister Dr. Bosse kürzlich verfügt, daß jede Lehrerin mindestens eine zweijährige Probezeit durchmachen soll, während welcher Sicherheit darüber zu erlangen ist, ob sie sich zur definitiven Anstellung eignet oder nicht. Wenn die Behörde in dem Zeitraum von zwei bis fünf Jahren die Überzeugung gewonnen hat, daß die Befähigung zur endgiltigen Anstellung zweifellos vorhanden ist, so muß diese erfolgen. Im andern Falle ist die Probezeit zu verlängern oder die Entfernung aus dem Lehramte herbeizuführen. Ob die betreffende Lehrerin nur vertretungsweise beschäftigt oder einstweilig angestellt war, ist für die Frage der endgiltigen Anstellung nicht von Belang.

* **Gräfin Friederike zu Geldern-Egmont** ist von dem Sanitätsverbande zu München als Arzt für die weiblichen Mitglieder angestellt worden.

* **Die Hamburger Armenverwaltung** beschäftigt seit dem April dieses Jahres Frauen in der öffentlichen Armenpflege. 317 Frauen hatten ihre Mitarbeit zugesagt. Der Jahresbericht enthält über ihre Thätigkeit folgenden Passus:

„Es kann schon jetzt konstatiert werden, daß sich die weibliche Thätigkeit nicht nur zur Vertiefung und weiteren Ausgestaltung der Armenpflege als dienlich erwiesen, sondern auch nicht selten dazu geführt hat, die Privatwohlthätigkeit dahin zu lenken, wo es ein wirkliches Bedürfnis zu befriedigen galt. Die Mitarbeit der Frauen findet demgemäß in immer weiteren Kreisen der ehrenamtlichen Organe Anerkennung und es steht zu hoffen, daß von der Frauenhilfe mit der Zeit ein immer umfassenderer Gebrauch gemacht werden wird."

Jedenfalls werden die so günstig beurteilten Frauenleistungen auf diesem Gebiet nun auch bald dazu führen, die Frauen der Organisation der Armenpflege auch offiziell einzufügen. Bisher waren sie den Bezirksvorstehern zuerteilt und von diesen nach Gutdünken mit der Erledigung einzelner Aufträge betraut. Zu den Versammlungen der Armenpfleger hatten sie im allgemeinen keinen Zutritt. Man nahm ihren Rat nur in Anspruch, wenn es sich um einen ihnen überwiesenen Pflegefall handelte.

* **Eine Frauengemeinde** hat sich in den Kantonen der deutschen Schweiz bis auf unsere Tage erhalten. Die Frauen treten zusammen, wenn es gilt, eine neue Hebamme anzustellen. Zur Wahl ist jede verheiratete Frau befugt, die Wahl wird durch Handaufheben oder durch geheime Abstimmung vorgenommen. Eine solche Hebammengemeinde, wie man sie hier zu Lande zu nennen pflegt, tagte an einem der letzten Sonntage in Bußnang (Kanton Thurgau). Die Wahl fand in der Kathedrale statt. Nachher gingen die Frauen, der besonderen Sitte gemäß, nicht heim, sondern blieben bei Wein, Kaffee und Kuchen zusammen, bis die Polizeistunde nahte. Im Kanton Zürich wurde früher den Frauen bei den Hebammenwahlen Wein aus dem Gemeindekeller verabfolgt, und die Männer durften am Trunke teilnehmen.

* **Die bekannte Archäologin,** Frl. Sophie Torma, die in Siebenbürgen zahlreiche Ausgrabungen gemacht hat, erhielt als Erste in Ungarn mit königlicher Genehmigung das Ehrendoktorat.

* Die **Pariser Zeitung „La Fronde"**, die von Frauen für Frauen geschrieben ist, hat eine Auflage von etwa 40 000 Exemplaren täglich. Besitzerin

Digitized by Google

und geschäftliche Leiterin des Blattes ist Frau Marguerite Durand; anfangs Schauspielerin, leitete sie später mit ihrem Gatten, dem boulangistischen Abgeordneten Laguerre, die Zeitung „La Presse". Nach dem Tode ihres Mannes trat sie beim „Figaro" ein und redigierte die litterarische Beilage dieses Blattes. Als sie 1897 die „Fronde" gründete, standen ihr große Mittel zur Verfügung; sie kaufte damals für die neue Zeitung ein Haus, das mit großem Aufwand eingerichtet wurde. Chefredaktrice ist Madame Emmy Fournier. Außerdem hat die „Fronde" an dreißig Mitarbeiterinnen, die teils in festem Verhältnis zu dem Blatte stehen, teils Artikelhonorare beziehen; das monatliche Einkommen dieser Journalistinnen bewegt sich zwischen 100 und 500 Fr., die Chefredaktrice bezieht ein Monatsgehalt von 800 Fr. Auch Büreaudienerschaft und Personal der Druckerei bestehen ausschließlich aus Frauen und Mädchen. Die Setzerinnen der „Fronde" bilden eine eigene Berufsgenossenschaft In ihrer Richtung ist die „Fronde" republikanisch und in religiöser wie nationaler Hinsicht duldsam. In der Dreyfusangelegenheit trat sie für die Revision ein.

* **Zu Ehrenbürgerinnen** sind von der Duma (Stadtverordneten-Versammlung) in Jekaterinoslaw einige Damen gewählt worden, die durch ihre fünfundzwanzigjährige Wohlthätigkeit und rege Beteiligung am öffentlichen Leben sich besonders verdient gemacht haben. Den russischen Frauen ist nicht allein die bürgerliche Berufsthätigkeit aller Art, sondern auch die Anstellung im Staats- und Kommunaldienst gleich den Männern gewährt. Post, Telegraphie, Eisenbahnverkehr, ärztliche Praxis, Apothekergewerbe und stellenweise selbst die Advokatur stehen ihnen offen, wobei sie in Bezug auf Pension, Altersversorgung und andere Rechte des Staats- und Kommunaldienstes den Männern gleichgestellt sind.

* **Fräulein Dr. Sorabji,** die Tochter eines berühmten indischen Pädagogen und Gründers einer Hochschule zu Punar unweit Bombay, die seiner Zeit den Titel eines Doktors der Rechte an der Universität Bombay und ein Ehrendiplom am Sommerville-College zu Oxford erworben hat, ist mit einem Gesuch um Erlaubnis zur Ausübung der juristischen Praxis am hohen Gerichtshofe zu Allahabad zurückgewiesen worden. Sie beabsichtigt, sich mit einer Interpellation an das Unterhaus des englischen Parlaments zu wenden.

Für Haus und Familie.

Unter dem Namen **„Orthoform"** kündigt das Chemische Institut in Berlin Präparate an, die zu einem Hausmittel in hohem Grade geeignet scheinen. Orthoform ist ein schmerzstillendes, antiseptisches Mittel, das bei allen äußeren Wunden, aber auch bei Zahnschmerzen, sofern sie durch hohle Zähne entstanden sind, sofort und radikal hilft. Was dem Orthoform dabei vor ähnlichen Mitteln wie Cocaïn den entschiedenen Vorzug giebt, ist, daß es gänzlich giftfrei ist und also ohne jede Gefährdung in jedem Falle zur Anwendung kommen kann. Zur Verwendung kommt Orthoform als Orthoform-Vaseline (Brandwunden, Hautabschürfungen) als Orthoform-Streupulver, als Orthoform-Gaze und Orthoform-Zahnwatte, die, in den hohlen Zahn gepreßt, die Schmerzen sofort stillt. All diese Mittel sind durch Apotheken wie Droguenhandlungen zu beziehen; man thut wohl gut, sie im Hause vorrätig zu halten, zumal ihr Preis durchaus kein hoher ist.

Ein neues Mittel zum **Reinigen und Polieren von Kupfer** bringt das Patentbureau von H. und W. Pataky in Anregung. Dies Putzmittel besteht aus 1 Teil Salzsäure, 5 Teilen Tripelpulver und 4 Teilen Wasser. Man befeuchtet das kupferne Gefäß damit mit Hilfe eines Lappens und reibt sodann mit einem trocknen Tuche nach. Will man das Mittel aufbewahren, so setzt man weniger Wasser hinzu, sodaß die Masse eine Paste bildet, die man in Büchsen längere Zeit aufbewahren kann.

Eine praktische und einfache neue Erfindung, will den **üblen Gerüchen, die durch Überkochen ꝛc. in der Küche entstehen** und sicherlich auch auf die Gesundheit schädlich einwirken, ein Ende bereiten. Es ist dies ein Aufsatz, der auf Kochherden leicht angebracht werden kann. Er besteht aus einer das Kochgefäß überdeckenden Blechscheibe, in der durch eine Zwischenwand ein Kanal hergestellt ist. Aus diesem Kanal gehen die Dünste durch Öffnungen des Bodenringes direct in den Feuerungskanal und damit ins Freie. Die neue Erfindung ist bereits durch das Patentbureau von H. und W. Pataky in Berlin patentiert und soll auf der Pariser Weltausstellung im Betrieb dem Publikum vorgeführt werden.

Einen praktischen **Lötapparat** bringt die **„Hauskunst"** in Potsdam zum Preise von 5 Mark zum Versand. Er enthält 2 Feilen, 2 Lötkolben, eine Lötlampe, Zinn und Salmiak und Lötwasser. Mit Hilfe dieser einfachen Utensilien kann jedermann das Löten schadhaft gewordener Blechgegenstände, auch Einmachebüchsen selbst vornehmen, zumal eine Gebrauchsanweisung dem Kästchen beigegeben ist. Das Verfahren ist ein äußerst einfaches. Man säubert zunächst die Ränder der zu lötenden Stelle mittelst der Feile und bestreicht sie sodann mit Lötwasser. Der Lötkolben wird über der Lampe gehörig erhitzt, sodann mit Salmiak abgerieben. Durch den erhitzten Lötkolben wird das Zinn flüssig gemacht: es haftet zunächst am Kolben selbst und wird so auf die zu lötende Stelle übertragen.

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Einladung zur 20. Generalversammlung.

Die diesjährige Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins findet vom 1. bis 4. Oktober d. J. in Königsberg i. Pr. statt, und mit dieser wird wieder ein öffentlicher Frauentag verbunden sein.

Immer bedeutender gestaltet sich die Thätigkeit der Frauenvereine, welche in der Frauenbewegung stehen, und daher erscheint es um so notwendiger, daß die Mitglieder unseres über Deutschland verstreuten Vereins zu gegenseitiger Verständigung gelangen. Dringend ersuchen wir daher die Vorstände der Zweigvereine, Delegierte zur 20. Generalversammlung zu entsenden. Auch die Vereine, die zum Bunde Deutscher Frauenvereine gehören, laden wir hierdurch ganz ergebenst ein.

Die Generalversammlungen sind wie die Frauentage öffentlich; auch Nichtmitglieder dürfen sich an der Diskussion beteiligen. Stimmberechtigt sind nur die direkten Mitglieder, die Delegierten der Zweigvereine und alle dem Vorstand angemeldeten Mitglieder der Ortsgruppen. — Alle Anträge werden sechs Wochen vor der Generalversammlung erbeten. — Anträge, welche sich auf Änderung der Statuten beziehen, müssen sechs Wochen vor der Generalversammlung angemeldet werden, weil im entgegengesetzten Fall die Behörde den auf der Versammlung gefaßten Beschlüssen ihre Genehmigung versagt. Das spezielle Programm wird rechtzeitig in den „Neuen Bahnen" und in den Königsberger Tagesblättern bekannt gemacht werden.

Indem wir dem Verein „Frauenwohl" Königsberg unseren wärmsten Dank für die uns ehrende Einladung ausdrücken, verweisen wir auf die nachstehenden Mitteilungen des gastfreundlichen Vereins „Frauenwohl". Wir ersuchen unsere Mitglieder dringend, auch in ihren Kreisen dahin zu wirken, daß der Besuch der Generalversammlung möglichst zahlreich werde.

Leipzig, im Juli 1899.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt, Helene Lange, Mathilde Weber, Josefine Friederici, Dr. Käthe Windscheid, Johanna Brandstetter, Louise Pache, Marie Hecht.

Der unterzeichnete Vorstand des Vereins „Frauenwohl" Königsberg i. Pr. spricht hiermit seine Freude darüber aus, daß seine Einladung, die 20. Generalversammlung und den damit verbundenen Frauentag in Königsberg abzuhalten, vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein angenommen worden ist. Da zum ersten Mal im Nordosten des Deutschen Reiches eine solche Versammlung stattfinden wird, so ist eine Belebung und Förderung der durch den Allgemeinen Deutschen Frauenverein vertretenen Interessen zu erwarten. Wir hoffen mit unseren werten Gästen nicht nur Stunden ernster Arbeit, sondern auch Stunden frohen Zusammenseins genießen zu können und heißen sie schon jetzt bei uns herzlich willkommen.

Am Abend des 1. Oktober 7 Uhr wird die Begrüßung unserer lieben Gäste im Sommerlokal der Börsenhalle, Torfmarkt, stattfinden. Die Generalversammlungen an den Vormittagen des 2., 3. und 4. Oktober finden in denselben Räumen statt, auch ist ein Bureau dort eingerichtet, wo jede gewünschte Auskunft erteilt wird. Für die Vorträge am Abend ist der große Börsensaal an der grünen Brücke zur Verfügung gestellt. In dem Hotel de Berlin, Schloßhotel und Hotel de Prusse sind Zimmer zu ermäßigten Preisen von 2,50 Mark an zu haben. Frühstück 75 Pfg. Chambre garnie von 1,50 bis 2,25 Mark. Frühstück 50 Pfg. Anmeldungen für Freiquartiere und Hotels nimmt Frl. Reuter, Jägerhofstr. 4 an.

Königsberg i. Pr., im Juli 1899.

Der Vorstand des Vereins Frauenwohl.

Frau Professor Bohn, 1. Vorsitzende, Frau Friederike Behrend, 2. Vorsitzende, Frau Landgerichtsrat Frost, 1. Schriftführerin, Frl. H. Pfeiffer, 2. Schriftführerin, Frau Stadtrat Kunckel, 1. Protokollführerin, Frau Landgerichtsrat Heygster, 2. Protokollführerin, Frl. K. Wedel, 1. Kassiererin, Frau Dr. Wedel, 2. Kassiererin, Frl. O. Cruse, Frl. M. Bernhard, Frau Direktor Babucke, Frl. Anna Reuter, Frau Emma Krueger, Frau Professor Schreiber, Frau Syndikus Bischof, Herr Professor Armstedt, Herr Professor Bodendorff, Herr Stadtrat Kunckel, Herr Stadtrat Magnus.

Die am Vormittag stattfindende eigentliche Generalversammlung bringt die üblichen Berichterstattungen und Erledigung der Vereinsangelegenheiten.

Das Programm der öffentlichen Versammlungen lautet:

Montag, den 2. Oktober, abends 7 Uhr:

1. Bericht über die Thätigkeit des Vereins „Frauenwohl", erstattet durch die Vorsitzende, Frau Pauline Bohn.

Digitized by Google

2. Vortrag von Frau H. Goldschmidt-Leipzig: „die Frau in der bürgerlichen Gemeinde."
3. Vortrag von Frau Helene v. Forster-Nürnberg: „Reform des Kostkinder-Wesens."
4. Bericht über das Arbeiterinnenheim in München, erstattet von Frau Betty Naue.

Dienstag, den 3. Oktober, abends 7 Uhr:

1. Vortrag von Frl. Marg. Henschke-Berlin: „Obligatorische Fortbildungsschulen für Mädchen."
2. Referat über Obst- und Gartenbauschulen für Frauen, erstattet durch Frl. Dr. Castner-Berlin.
3. Vortrag von Frl. Alice Salomon-Berlin: „Arbeiterinnenschutz."
4. Vortrag von Frau Bieber-Böhm-Berlin: „Unsre Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit."

Mittwoch, den 4. Oktober, nachmittags 4 Uhr:

1. Vortrag von Frau Stritt-Dresden: „Die Stellung der Frau im N. B. Gesetzbuch."
2. Vortrag von Frl. Helene Lange-Berlin: „Weltanschauungen."

Eine Anzahl bayerischer Frauenvereine,

die dem Bund deutscher Frauenvereine angehören, erlassen soeben eine Einladung zu einem vom 18. bis 21. Oktober in München stattfindenden Allgemeinen bayerischen Frauentage. Das Programm lautet folgendermaßen:

Mittwoch, den 18. Oktober in den Festsälen des Café Luitpold:

Von 6—8 Uhr: Begrüßung der auswärtigen Gäste.

Um 8 Uhr: Öffentliche Vorträge:

a) Die idealen Gesichtspunkte der heutigen Frauenbewegung. Frl. Ika Freudenberg-München.
b) Der Zweck des Mädchengymnasiums. Frl. Clementine von Braunmühl-München.

Discussion.

Donnerstag, den 19. Oktober im Saale des alten Rathauses:

Vormittags von 9—12½ Uhr: Beratende Sitzung. Tages-Ordnung:

1. Über Mädchenhorte. Referent: Herr Inspektor Rudelsberger-München.
2. Über Reform des Kostkinderwesens. Referentinnen: Frau Hauptmann Berg und Frau Dr. v. Forster-Nürnberg.

Abends 8 Uhr im alten Rathause: Öffentliche Vorträge:

a) Die Frau im Erwerbsleben. Herr Professor Haushofer-München.
b) Die Lage der Heimarbeiterinnen. Frau Dr. Ernst-Berlin.

Diskussion.

Freitag, den 20. Oktober im alten Rathause:

Vormittags von 9—12½ Uhr: Beratende Sitzung. Tages-Ordnung:

1. Der Fortbildungsunterricht für Mädchen. Referentin: Frl. Helene Sumper-München.
2. Die Organisation der Handelsgehilfinnen. Referentinnen: Frl. Fanny Moestl und Frl. Mary Troxler-München.
3. Die Krankenpflege als Frauenberuf. Referentin: Frl. v. Wallmenich, Oberin der bayerischen Schwestern vom Roten Kreuz, München.

Abends 8 Uhr im Rathause: Öffentliche Vorträge:

a) Kann es Grenzen der Pietät geben? Frl. Anna Bernau-Minden.
b) Die Stellung der Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuche. Frau Marie Stritt-Dresden.

Diskussion.

Samstag, den 21. Oktober im alten Rathause:

Vormittags von 9—12½ Uhr: Beratende Sitzung. Tages-Ordnung:

1. Die Thätigkeit der Frauenkommission am städtischen Arbeitsamte in München. Referentin: Frl. Luise Hitz-München.
2. Die Lage der weiblichen Angestellten im Gastwirtschaftsgewerbe. Referent: Herr Dr. Brendel-München.
3. Die heutige Dienstbotenfrage. Referentin: Frl. Clementine von Braunmühl-München.

Dem Aufruf, der an die bayerischen Frauen gerichtet wird, entnehmen wir noch Folgendes:

„Die Vereine, die den bayerischen Frauentag berufen, gehören dem großen Bunde deutscher Frauenvereine an, welcher die Idee der Einheit und Solidarität aller heutigen Frauenbestrebungen vertritt. Dieser Idee, der sich in unserem ganzen deutschen Vaterlande in Nord und Süd, Ost und West so viele Frauen begeistert angeschlossen haben, in unserem bayerischen Lande Eingang zu schaffen; auch die bayerischen Frauen aller Städte zu durchdringen mit dem Bewußtsein, daß Vereinigung stark macht; daß zwar der einzelne für sich allein wohl Großes und Wertvolles leisten kann, daß aber noch unendlich viel Größeres gewirkt werden kann, wenn viele tüchtige Kräfte sich zu gemeinsamem Werke aneinanderschließen — dies ist der eigentliche Zweck des bayerischen Frauentages!"

Bestellungen von Privatlogis sind an die Damen der Wohnungscommission (Frl. Emmy von Egidy, Amalienstraße 50 c und Frau H. Obrist, Carl Theodorstraße 24) zu richten. Zu jeder schriftlichen Auskunft bereit sind die Vorsitzenden des Vereins für Frauen-interessen: Frl. Ika Freudenberg, Königinstraße 3 a und Frau von Belli de Pino, Schönfeldstraße 8.

Wir wünschen diesem ersten bayerischen Frauentage von Herzen den besten Erfolg!

Der Vaterländische Frauenverein

hat soeben den Bericht über seine letzte Generalversammlung veröffentlicht. Er umfaßt 330 Druckseiten und giebt Auskunft über die Wirksamkeit der Zweigvereine des Vaterländischen Frauenvereins und ihrer Verbände im Jahre 1898 und enthält außer einer Vereinsstatistik und der Zusammenstellung der Landes-, Provinzial-, Bezirks-, Zweig- und Hilfsvereine des Vaterländischen Frauenvereins nebst den Zahlenergebnissen aus den Verwaltungsberichten für das Jahr 1898 einen Rechnungsabschluß und eine Vermögensbilanz des Hauptvereins, der zufolge der letztere am 31. Dezember 1898 über ein Vermögen von 468 479,99 Mark verfügte.

Digitized by Google

Bücherschau.

„Die Dokumente der Frauen", herausgegeben von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder, sind bis zum 11. Heft fortgeschritten. Dieses bringt eine Erörterung von Eliza Ichenhaeuser über „die Ehefeindlichkeit der Verfechterinnen der Frauenbewegung", die allerlei interessantes Material bietet. Man fürchtet bekanntlich von der Frauenbewegung eine Zunahme der Ehescheidungen und damit eine Zerstörung der Familie. Frau Ichenhaeuser weist das entgegengesetzte Resultat nach. In Wyoming, wo die Frauen seit 30 Jahren die politische Gleichberechtigung besitzen, haben die Ehescheidungen nur halb so stark zugenommen wie die Bevölkerung, während nach dem Census der Vereinigten Staaten die Ehescheidungen im ganzen dreimal so stark zugenommen haben wie die Bevölkerung, in den westlichen Staaten, mit Ausnahme Wyomings, sogar viermal so stark. — Die „Dokumente der Frauen" sind zu beziehen durch die Administration, Wien VI, Magdalenenstr. 12.

Die kleine Broschüre: **„Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau"** und **„Frauenwahlrecht"** von Helene Lange (W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14) ist soeben in zweiter vervollständigter Auflage erschienen. (Preis 60 Pf.) In gleichem Verlag erschien die in der Juninummer der „Frau" veröffentlichte Abhandlung **„Pietätswerte"** als Sonderabdruck (Preis 30 Pf.) Beide Broschüren sind durch jede Buchhandlung wie auch gegen Einsendung des Betrages und des Porto direkt durch die Verlagshandlung zu beziehen.

„Blätter für Haus- und Kirchenmusik" herausgegeben von Professor Ernst Rabich. 3. Jahr-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau", Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Milch leichter verdaulich.

Oft können Kinder und Kranke die nahrhafte Milch nicht vertragen, weil sie im Magen gerinnt. Diese werden es mit Freuden erfahren, daß, wenn Milch mit ein wenig Mondamin gekocht wird, dieselbe bedeutend leichter verdaulich und selbst schwachen Magen zuträglich wird. Säuglingen ist nur Milch zu geben, aber nach Durchbruch der Zähne, wenn Zusatz zur Milch erwünscht wird, ist Mondamin in hohem Grade dazu geeignet. Mit Milch gekocht, bietet Mondamin eine wirklich nahrhafte Kost, welche alle Bestandteile zum Aufbau des Körpers besitzt. Die alleinigen Fabrikanten für Mondamin sind Brown & Polson, welche einen mehr denn 40jährigen Weltruf besitzen. Es ist erhältlich in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12
Berlin W., Mauerstr. 85.

Das Dr. Anna Kuhnowsche Reformkorset,

sowie die Reformunterkleidung,

werden von allen Ärzten dringend empfohlen und sind auf dem **Ärztekongreß zu Moskau als beste hygienische Kleidung** anerkannt worden. Cataloge gratis und portofrei.

Da die **Reformkorsets** bessere Figur als die alten, gesundheitsschädlichen Panzerkorsets machen, werden sie auch von gesunden Damen viel getragen. Anfertigung gewissenhaft nach Maß (genaue Anleitung zu letzterem im Katalog). Waschbar, dauerhaft und preiswert, haben die Korsets D. R. G. M. Nr. 12 602 die weiteste Verbreitung gefunden. Zur Anfertigung von hygienischer Leibwäsche und Kleidern gebe ich auch meine erprobten Stoffe ab, z. B. weiß Ventilationsstoff 82 ctm. breit, p. M 1,25. Lodenstoff, grün, mode, oliv, marine, 110 ctm. breit, p. M. 2,50. Monatsverband „Vesta" D. R. G. M. 80 163 p. Stück 1,75.

Frau **Ferdinande Proskauer,**
in Firma **J. Proskauer, Leipzig,** Färber-Straße 12.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. **Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor **Dr. O. Liebreich**, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1.50 M.**

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Digitized by Google

gang. Preis des Jahrganges — 12 Hefte — Mark 6. (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.) Die Blätter für Haus- und Kirchenmusik sind in ihren dritten Jahrgang eingetreten. Sie bieten so durchaus Gediegenes, daß man sich des damit — wie man wohl annehmen darf — garantierten Fortbestehens nur von Herzen freuen kann. Die zuletzt erschienene Nr. 7 weist ein interessantes Programm auf: Erinnerungen an Friedrich von Hausegger von Dr. Arthur Seidl. — Felix Dräseke von Otto Schmidt-Dresden. — Lose Blätter: Erinnerungen an Amalie Joachim. — Das Textbuch zur „Schöpfung." Von Rob. Musiel. — J. F. Raeder. — Monatliche Rundschau: Berichte aus Berlin, Düsseldorf, Erfurt, Hannover; kleine Nachrichten. — Besprechungen. Dazu werden drei Musikbeilagen geboten. Das Blatt hat sich eine imposante Reihe der vorzüglichsten Mitarbeiter zu sichern gewußt. Das giebt auch den für den Musiklehrer so wichtigen Besprechungen neuerschienener Bücher und Werke auf musikalischem Gebiet einen besonderen Wert.

Kleine Mitteilungen.

Der Künstlerinnen-Verein zu München kündigt soeben seinen Studienplan für das Wintersemester 1899/1900 an. Offenbar hat man es verstanden, hervorragende Kräfte für den Unterricht zu gewinnen. Die Zeichnen- und Malklasse werden die Herren Maxim. Dasio, Angelo Jank, Georg Jauß und Christian Landenberger leiten. Für Landschaft- und Stilleben-Malerei ist Fräulein L. Kempter gewonnen. Herr Maxim. Dasio wird außer der Malklasse im Illustrieren und Radieren unterrichten und mit Herrn Angelo Jank zusammen die Abend-Akt-Klasse leiten. Den anatomischen Unterricht wird Herr Bildhauer Bermann, den perspektivischen Fräulein von Welschbrum erteilen. Es steht zu erwarten, daß mit einem solchen Studienplan die Damen-Akademie des Münchener Künstlerinnen-Vereins fürderhin so rühmliche Resultate erzielen wird, wie bisher. Alle Anmeldungen nimmt das Sekretariat (Barerstr. 21, 2. Gartengebäude) entgegen.

Was giebt es Herrlicheres

als eine Tasse

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarme, Magen- und Darmleidende.

Nur echt in blauen Cartons von 27 Würfeln = 40—50 Tassen zu Mk. 1.—

In meinem

Damen-Pensionat,

Berlin W., Blumenthalstr. 15 II.,

sind zum 1. Sept. einige Plätze frei. — Viktoria-Lyceum, Frauengymnasium, Zeichenschule, Seminare in der Nähe. — Freundl. gr. Zimmer. **Mäßige Preise.** Gütigst empfohlen durch: Fr. Geh. Reg.-Rat Schreiner, Berlin W., Kurfürstenstr. 73, Fr. Oberbaudirektor Franzius, Bremen, Fr. Geh. Baurat Haupt, Wiesbaden, Moritzstr. 51, Fr. Geh. Ober-Justizrath Mutray, Tilsit.

Lina Nemitz, städt. Lehrerin z. Z. a. d. Charlottenschule.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [23

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.

Keine Einschreibegebühr. [9

Handelsinstitut für Damen

1] von **Frau Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 12 II. Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Wiesbaden

Emserstrasse 36.

Kleines Familienpensionat in schöner, freier Lage im Hause des Arztes. Angenehm für **Gesunde** und ebenso passend für **Pflegebedürftige** jeder Art. Vorzüglich geeignet für **Damen, junge Mädchen** und **Knaben,** die auf Wunsch vollen Familienanschluß erhalten. Kräftige norddeutsche Küche. **Bäder** und verschiedene Arten von **Gymnastik** im Hause. Nähere Auskunft und Referenzen auf Verlangen umgehend.

Dr. Max Conrad u. Frau.

Digitized by Google

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Familien-Penſion I. Ranges

von [2]
Eliſabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerſtr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preiſe. Beſte Referenzen.

Stresa am Lago Maggiore.

Villetta Heimath.

Priv. Zimmer für reiſende **deutſche Damen** auf längere oder kürzere Zeit. Auf Verlangen Verpflegung. Vorherige Anmeldung erbeten.

Frau Profeſſor **Polli.**

Stellenvermittlung

des Allg. Deutſch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Hoheſtraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augsburgerſtr. 22. Sprechſtunde Mittwoch und Sonnabend 1/2 3—1/2 4. [2

Das
photographiſche Atelier
von
Frau **Gertrud Bierent,**
Neue Friedrichſtr. 70,
empfiehlt ſich zur Anfertigung aller modernen Photographieen zu billigen Preiſen. **Gruppenaufnahmen** auch außer dem Hauſe.

Damen-Loden

u. **Cover-Coat,** ausgeprobte, wetterfeſte Qualitäten, decatirt und nadelfertig, f. **Reiſe, Sport** u. **Fahrrad** geben wir meterweiſe von 1 Mark d. Meter direct an Private ab Loden-Mäntel 16.50 M., Costüme 18.00 M., beſte Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muſter und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunſtſtickerei und induſtrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaſchinen der **Singer Co.** verdanken ihren Weltruf der muſtergiltigen Conſtruction, vorzüglichen Qualität und großen Leiſtungsfähigkeit, welche von jeher alle deren Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, ſpeciell zum electriſchen Betrieb von Nähmaſchinen für Hausgebrauch und Induſtrie.

Koſtenfreier Unterricht in der Modernen Kunſtſtickerei.

Singer Co. Nähmaſchinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidlinger.

Künstlerinnen-Verein München.

Damen-Akademie.

Wintersemeſter 2. Oktober 1899—31. März 1900.

Zeichnen und Malklaſſen (Kopf u. Akt) nach leb. Modell die Herren: Maxim. Daſio, Angelo Jank, Georg Jauß u. Chr. Landenberger.
Landſchaft und Stillleben: Fräulein L. Kempter.
Abend-Akt: die Herren Maxim. Daſio und Angelo Jank.
Illuſtrieren und Radieren: Herr Maxim. Daſio.
Anatomie: Herr Bildhauer Bermann.
Perſpektive: Fräul. v. Welſchbrum.

Anmeldungen zu adreſſieren an das Sekretariat des **Künſtlerinnen-Vereins,** Barerſtr. 21, 2. Gartengebäude.

Inſcription 2. und 3. Oktober von 9—12 Uhr ebendaſelbſt.

Das Bad Salzschlirf bei Fulda,

welches wegen der bewährten Heilkraft ſeiner Quellen alljährlich von tauſenden von Gicht- und Stein- 2c. Leidenden mit Erfolg aufgeſucht wird, beſitzt noch keine evangeliſche Kapelle. Der Gottesdienſt wird noch immer, wie ſchon ſeit langen Jahren, im Muſikzimmer des Kurhauſes abgehalten.

Die unerwartet ſchnell ſteigende Frequenz des Bades läßt den Bau einer Kapelle als dringendes Erfordernis erſcheinen, da bereits in dieſem Jahre das Muſikzimmer — bei oft 120 Anweſenden — ſpeziell für den gottesdienſtlichen Zweck nicht mehr ausreichte.

Hier am Orte ſelbſt befinden ſich nur 14 evangeliſche Familien, welche allein die Mittel zum Bau einer Kapelle nicht aufzubringen vermögen.

Da der geplante Bau nun faſt ausſchließlich dem Intereſſe der Kurgäſte dient, welche aus allen Weltgegenden hierher zuſammen kommen, wird auch an dieſer Stelle um einen geringen Beitrag zu dem Baufond gebeten.

Der Kirchen-Vorſtand.

Die Redaktion dieſer Zeitſchrift iſt zur Entgegennahme der Beiträge gerne bereit.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Poſt (Poſtzeitungsliſte Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsſchrift beſtimmten Sendungen ſind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34—35 zu adreſſieren.

Unverlangt eingeſandten Manuſkripten iſt das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rückſendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 336

HQ
1103
F7
V.6
1898/99

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google